

~~129-0-106~~

B. Prov.

XXIII

2,80

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

642668
Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge.

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section

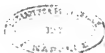
H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Ächter Theil

mit Kupfern und Charten.



HIBO — HIRUDINES.

Leipzig:

J. A. Brodhans.

1831.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section
H — N.

Achter Theil.
HIBO — HIRUDINES.

Verzeichniss der Kupfertafeln, welche mit dem Achten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyclopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

HINDERNISSE	Kriegsbauwissenschaft
HINTERCALENDIE, HINTERRASTELL, HINTERLATRUM, HINTERSTUCL, HINTERSTILL, HINTERSTEVEN G. & W.	Nautik.
HIPPOPOTAMUS	Naturgeschichte.

Für Sechs Quart-Platten zu rechnen.

H I B O.

HIBO, nach engländ. Orthographie Heebo, nach einigen Ibo, Ebo, oder gar Tebo, Name einer nordöstlich von Benin im Binnenlande in der südlichen Hälfte Afrikas wohnende Völkerschaft, deren Sprache mit der in Benin gebräuchlichen verwandt ist. Von Farbe ist sie schwärzer als die Beniner, aber doch heller als die Fio's, von Gemüth sanft und milde, und von Statur schön und ansehnlich. Ihr Land scheint sehr bevölkert; die zur ausgezeichneten Klasse der Briché (v. i. Edelmann oder ältester Sohn von einem, der nicht arbeitet) Gehörenden erben nach des Vaters Tode nicht nur seine sämtlichen Sklaven, sondern sind auch unumschränkte Herren seiner Weiber und Kinder*).

(R.) **HIBOLITE, HIBOLITH, HIBOLITHES**, deutsch Hibolith, franz. Hibolite (Palaeont.). Ein Conchyliengeschlecht, von *Dens de Montfort*¹⁾ aufgestellt für drei sessile Belemnitenarten, denen er folgenden Geschlechtscharakter gab: „Testa libera, univalvis, polythalamia, recta, lanceolato-insinata; Apertura rotunda, horizontalis; Siphon centralis; Septa conica, laevia, primum complanata, demum teretia; Sulcus longitudinalis in superficie laevi.“ Aber die Aufstellung dieses Geschlechts gründet sich hauptsächlich auf die irrige individuelle Ansicht, welche *Montfort* von der Natur der Belemniten hatte; in Wirklichkeit sind die Hibolithen kaum als Arten von andern Belemniten unterscheidbar. Das Geschlecht ist daher auch weiter nicht angenommen worden*), und die einzige von *Montfort* benannte und schlecht abgebildete Art, *H. hastatus* von Goss²⁾, ist von v. Schlotheim³⁾ mit seinem Belemniten *lanceolatus* von de Blainville⁴⁾ mit seinem *B. fusiformis* und *B. semihastatus* für identisch gehalten worden.

Hibrida, Hybrida, f. Ibrida.
Hiccin, f. Hultschin.

*) Hiert im Wein. Hamb. Ste. Neth. 2r Bd. S. 303. 4. vergl. nach J. Adams remarks on the country extending from Cape Palmas to the river Congo. Lond. 1823. 8.

1) *Dens de Montfort: Conchyliologie systematique I.* (1808). p. 386—388. *De France in Dictionnaire des sciences, naturel.* XXI. (1821). p. 155. 3) *Sonder-Rang* Monnet de l'histoire naturelle des Mollusques. (1829). p. 96. 4) v. Schlotheim Petrefactenkunde. (1820). p. 50. 5) *Ducrotay de Blainville: Mémoire sur les Belemnites* (1827). p. 73. 74. *Du même Monnet de Malacologie* (1825). p. 335.

X. Guss. d. W. u. S. zweite Sect. VIII.

HICCORY BORK, die Rinde des nordamerikanischen Walnussbaumes, welche zum Gelbfärben benutzt wird; f. *Hicorius* und *Wallnuss*. (Baarenf. und Technol.)

Hicosisia } f. *Hikesia* u. *Hickesius*.

HICKEL (Anton u. Joseph). Der erstere ist geboren in Bödmen 1746, sein älterer Bruder Joseph aber 1734; Beide waren gute Historiker- und Bildnißmaler. Besonders zeichnete sich Anton, welcher Josephs Schüler war, mehr in Bildnissen aus, deren er auch sehr viele auf seinen Reisen und besonders in Frankreich und England fertigte. Den größten Beifall erntete sein großes reiches Gemälde, eine Sitzung des engländ. Parlaments vorstellend, welches beinahe 100 Bildnisse nach der Natur gemalt enthält; jedoch war man mit der Composition dieses Gemäldes weniger zufrieden, als mit den Bildnissen. Unter seine letzten Arbeiten gehört als das vollendetste Werk, das Bildniß von *Klopstock* (saß in ganzer Figur). (Frenzel.)

HICKENGRUND (der), eine Gegend in dem königl. preuß. Reg. Bez. Arnberg, im Kreise Siegen. Ihn bildet ein angenehmes Thal am Abhange des Westerwaldes mit waldigen Höhen umgeben, und er besteht aus dem einen Kirchspiele Nieder-Dressendorf, aus 4 Dörfern mit 350 Wohnhäusern und ungefähr 1800 Seelen. Er machte ursprünglich einen Theil des Haigergaues aus, der von der Stadt Haiger im Nassau'schen seinen Namen führte, und sich vom Einflusse der Drieböge in die Dille bis an die Sieg erstreckte, und auf der anderen Seite von der hinteren und großen Rifter in der Gegend von Hachenburg an bis zur alten Gränze des Siegerlandes lief, und die jetzigen Kirchspiele Haiger, Dressendorf, Burbach, Kirburg, Daben, Fischbach, Kirchen, Neunkirchen, Ebersbach und Fronhausen umschloß. Dieser Gau kommt 913 zum ersten Male in Urkunden vor, und bildete ein eignes Ruralcapitel in der trier'schen Diöcese, das dem Archidiaconat in Dillkirchen untergeben war. Seine ältesten Gaugrafen sind unbekannt. Zuletzt erscheinen die Dynasten von Molsberg im Besitze der höchsten Gerichtsbarkeit (der alten gaugraflichen Rechte) über denselben, die sie aber nicht selbst ausübten, sondern an die drei adeligen Familien von Haiger, von Elzbach und von Bicken zu Lehen gegeben hatten. Im Anfange des 14ten Jahrs. aber begannen sie die

selbe nach und nach an die jüngere oder ottonische Linie des Nassau'schen Hauses zu veräußern. So ging 1311 und 1323 das Gerichte Haiger mit dem darunter begriffenen Hidingründe durch Kauf an Nassau über, und ist seitdem und bis in die neuern Zeiten bei diesem Hause geblieben. Als nach dem Tode des Grafen Johann des Älteren von Nassau-Ragnellensbogen im J. 1606 dessen Söhne sich in die Verlassenschaft theilten, wurde der Hidingründe und der Grund Seibach zum heilighauschen Landestheil geschlagen, den der Graf Georg erhielt. Dieses gab Veranlassung, ihn vom Gerichte Haiger zu trennen, und dem Amte Burbach zuzuwenden, wohin er noch gehört. Im J. 1806, wo das Fürstenthum Dranien-Nassau durch den Rheindund aufgelöst wurde, kam er zum Herzogthum Nassau, wurde aber 1814 zu seinem alten Herrn zurück, bis er 1816 an Preußen abgetreten wurde. — Die Bewohner dieses Grundes zeichnen sich durch Leibesgestalt, Kleidung, Aussprache und Lebensart von allen übrigen Nachbarn merklich aus; was einer alten Sage, daß sie von einer fremden, aus Ungarn eingewanderten Kolonie abstammen sollen, einige Wahrheitsähnlichkeit gibt. Die meisten nähren sich neben einem geringen Ackerbau vom Fuhrwesen, das sie bis in die entferntesten Länder Deutschlands führt. (C. D. Vogel.)

Hickerybaum, 1) Bot., f. *Hicorius*; 2) Baarent. u. Archnol., f. *Wallnuss*.

HICKES, HICKESIUS, 1) Georg. Dechant zu Worcester, geb. 1642 zu Newham in Yorksire. Auf den Hochschulen zu Oxford und Cambridge zeichnete er sich bald durch Kenntnisse und wissenschaftliche Strebungen rühmlich aus, erhielt mehrere akademische Grade, und war 7 Jahre Rektor am Lincoln-Collegium. Dann bereiste er Frankreich, hielt sich ein Jahr lang in Paris auf, und begleitete 1677 den Herzog von Lauderdale als Kapellan nach Schottland, wo er die theologische Doktorwürde annahm. Die Stelle eines Dechant von Worcester, welche er 1683 erhielt, verlor er 1690, weil er sich nicht entschließen konnte, dem Könige Wilhelm III. den Eidungseid zu leisten, so lange der entworfene König Jakob II. noch lebte. Er begab sich zu diesem, als Abgeordneter der dissentirenden Prälaten, nach Frankreich, vertheidigte auch nach seiner Rückkehr die Ansprüche Jakobs mit heroischem Muth, ward von den Monjuren zum Weihbischof von Exeter ernannt, und starb zu London den 25. December 1715. Er war ein sehr fruchtbarer theologischer und politischer Schriftsteller, allein da seine meisten Schriften eine polemische Tendenz hatten, und sich auf Zeitereignisse bezogen, so können sie hier übergangen werden *). Unvergessen sind dagegen seine gehaltvollen linguistischen Werke: *Institutiones grammaticae anglo-sax. et moesogothicae*; *aeoed. grammaticae island. rudimenta* Runolphi Jonae, *enm diction. island.* Oxon. 1689, 4.; vermehrt abgedruckt in seinem Hauptwerke: *Thesaurus grammatico-criti-*

cus et archaeologicus linguarum veterum septentrionalium. T. I. continetur: *Hickesi* institut. gramm. anglo-sax. et moesogothicae, item grammatica franco-theodica. T. II. Grammaticae island. rudimenta per R. Jonam, cum *Hickesi* diss. epist. de antiquae literaturae septentrionalis utilitate; numismata anglo-saxonica et anglo-danica, breviter illustr. ab Andr. Fontaine. T. III. *Humphredi Wanleji* librorum vet. septentrionalium, qui in Angliae bibliothecis extant, nec non multorum veterum codd. sept. alibi exstantium catalogus historico-criticus. Oxon. 1703 — 1705. Vol. III. fol. mit Kupf. *). Ein Auszug ist: *Gul. Wottoni* linguar. vet. septentrionalium thesauri conspectus brevis. Lond. 1708. 8.; engl. von A. R. Schelton, eben das. 1755. 8., und die Grammatica anglo-saxonica ex *Hick.* thes. excerpta. Oxon. 1721. 8. Von Pougens hat man, ebenfalls aus *Hicks* gezogen: *Essai sur les antiquités du Nord, et les anciens langues septentrionales.* 1797., augm. Paris. 1799. 8. *Hicks* ist als der Vater des angelsächsischen Sprachstudiums, und als sorgfältiger Forscher in den alten nordischen Sprachen und Antiquitäten unsterblich. Aus seinem Nachlasse erschien: *The constitution of the catholic church, and the nature and consequences of schism.* 1716 *).

(Baur.)

2) Thomas, Bruder des vorhergehenden, wurde im J. 1662 von seiner Stelle in Devonshire vertrieben, nahm 1685 Theil an der Empörung des Herzogs von Monmouth, und wurde in Folge dieser Handlung hingerichtet *).

(R.)

HICKMAN, 1) Kanton im westlichen Theil des Staats Tennessee, an beiden Seiten des Duckflusses, der westlich dem Tennessee (Ohio-Mississippi, merikanischer Meerbusen) zufließt, und hier schiffbar wird. 1820 zählte der Kanton 6080 Einwohner, worunter 700 Sklaven. Das Land ist hügelig und ziemlich fruchtbar. Der Hauptort Vernon, an der Nordseite des Duckflusses, liegt 9 teutsche Meilen südwestlich von Nashville. (v. St. v. Nd. Am.) 2) Kanton im State Kentucky an dessen Südostseite, im Süden vom State Tennessee begrenzt, und im Westen vom Mississippi-Strom bespült. Daher viel Marschboden zum Reis- und Ackerbau geeignet, auch Solzküden. 1825 mit 1890 Einwohnern, worunter 280 Sklaven. Hauptstaden Columbia, drei teutsche Meilen südlich vom Einflusse des Ohio in den Mississippi. v. St. v. Nd. Am. (C. N. Roding.)

HICKMAN (Henry), ein nonconformistischer Geistlicher aus Worcesterhire gebürtig, bildete sich zu Cambridge, war dann seit 1647 zu Dorset, bekleidete am Magdalenen-College die Stelle eines Fellow, wurde aber bei der Restauration von derselben entfernt und starb

*) Man sehe von diesem wichtigen Werke die *Acta erudit.* Lips. mens. Mart. 1706. 3) *Britische Biogr.* 10r Bd. 542. *Chaussep.* I. c. *Bamberger's Anst.* von großbrit. Gelehrten. 2. Bd. 157. *Biogr. univ.* T. XX. (von *Wils.*) *Oberr's biogr. Rep.*

*) *Crab's univers. histor. Diction.* Vol. II. unt. b. *EB.*

1) Sie sind verzeichnet in *Chaussep's Dict.* T. II.

1692 zu London. Seine Schriften sind fast alle polemisch und besonders gegen Thomas Pierce, Durell, Gresham und Scrivener gerichtet *). Beachtungswerth ist etwa noch seine *Concio de haeresium origine* in Matth. 13, 27. (Oxon. 1659. 8.), welche mit R. Grossen's und Eim. Ford's Schriften unter dem Titel *Dissert. theolog. triga* (Königsberg 1673. 8.) wieder abgedruckt wurde, und die pseudonym herausgegebene *Apologia pro ministria non conformistis in Anglia ab Iren. Eleutherio*. 1664 **).

(A. G. Hoffmann.)

Hickorywallnuss, 1) Bot. f. Hicorius. 2) Warent. u. Technol. f. Wallnuss.

HICKS, Name einer engl. Familie mit der Würde und dem Titel eines Baronets in Gloucestershire. Zu ihrem Vorfahren gehört John H. von Tolworth, der unter König Heinrich VII. lebte; aber die Würde eines Baronets erhielt erst William H. im J. 1619 †).

HICKS, 1) Francis, geb. 1566 in Worcesterhire und gest. 1630, bekannt durch eine Uebersetzung des Lufian, welche indeß erst sein Sohn Thomas, Kaplan zu Driford, im J. 1634. 4. herausgegeben und mit einem Leben des Lufianos und Anmerkungen bereichert hat. Die Uebersetzungen des Theubides und Herobianos, welche Francis H. auch unternommen hatte, sind nicht gedruckt, sondern von dem jüngern Hicks, der aber bereits 1634 starb, der Driforder Bibliothek geschenkt worden.

2) George, f. Hickes.

3) Thomas, f. unt. Nr. 1.

4) William, Sohn von Nicholas H., w. t. in den Zeiten der Empörung Kapitän bei der Landmiliz, und starb 1659. Neigung zur Schwärmerei machte ihn zum Erklärer der Johanneischen Apokalypse; seine Schrift ist betitelt: *Revelation revealed* Lond. 1659. fol. (mit einem neuen Titelblatt und dem Bildniß des Verfassers 1661). Mit diesem Manne ist nicht zu verwechseln ein anderer William H., Werbesofficier unter König Karl II., welcher zuerst in England Episse zusammentrug in dem scherzhaften Buche *Oxford Jests* †).

HICKSFORD, Hauptort des Kantons Greenville im State Virginien, auf der Südseite des Meherrin (Shomansfluß, Albemarle Sund, atlantisches Meer), 600 Einwohner, 12 deutsche Meilen von Richmond, Virginien's Hauptstadt.

(C. N. Röding.)

HICKSITES, eine Sekte heterodoxer Quäker, welche sich im Sept. 1828 von den orthodoxen Quäkern förmlich trennten und ihren Hauptfig zu Duanesburgh, Kanton Schenectady im State New-York haben. (W. f. Hobbins's Columbus. 1829. I. S. 57).

(C. N. Röding.)

HICORIUS. Diese Pflanzengattung aus der na-

türlichen Familie der Amentaceen und der vierten Ordnung der 21sten Linné'schen Klasse hat Rafinesque (*Florula ludoviciana*. 1817. p. 109) so genannt, indem er einen nordamerikanischen Namen (Hickory) latinisirte. Erst ein Jahr später stellte Nuttall (*Gen. of Northamer.* pl. II. p. 220) dieselbe Gattung unter dem Namen *Carya* (*Κάρνα* der Wallnußbaum), welcher jetzt allgemein angenommen ist, auf. Char. Die männlichen Blüten bilden ein dachziegelförmig-schuppiges, zusammengefügtes Köchgen: sie bestehen in einem dreitheiligen Schuppigen (dem Kelch) und vier bis sechs (selten acht) Staubfäden; die Korolle fehlt beiden Geschlechtern; die weibliche Blüte hat einen oberen, viertheiligen Kelch und eine vierlappige Narbe; die Hülle der Steinrucht ist vierklappig, die Nuß vieredig. Die zehn bekannten Arten, welche man früher zu der in allen wesentlichen Theilen abweichenden Gattung *Juglans* rechnete, sind nordamerikanische Bäume mit unparig-gefiederten Blättern: 1) *H. olivaeformis* Rafin. l. c. *Carya olivaeformis* Nutt. (l. c. p. 221, *Juglans olivaeformis* Mx. bot. am. II. p. 191, *Mz. filis* Arbr. de l'Am. sept. I. t. 3., *J. augustifolia* Ails. Kew. V. 296, *J. Pecos Marsh.* arbut. am., *J. rubra* Gärtn. de fruct. II. 51. t. 89.) mit meist vierparigen, lanzettförmigen, fast sichelförmigen, gesägten, unbehaarten Blättern, gestielten Endblättern, abhangen, vieredigen Früchten und glatten Nüssen. An den Ufern des Ohio, Mississippi und anderer Flüsse in Ober-Louisiana. Der Kern der Nuß (*Pecan-nut*, Illinois-nut) ist sehr wohlknochend. 2) *H. sulcata* * (*Carya sulcata* Nutt. l. c., *Juglans sulcata* Willd. Baumz. 154. t. 7., *J. mucronata* Mx. l. c. p. 192., *J. laciniosa* Mx. fil. l. c. p. 199. t. 8.) mit meist dreiparigen, abhangen, spizen, fein gesägten Blättern, welche unten, wie der gemeinschaftliche Blattstiel fein behaart sind, mit runden Früchten, deren vier Eden scharf hervortreten und mit glatten, langspizigen Nüssen. Dieser Baum (*Thick-shelled Hickory*, wegen der dicken Schale der Nuß) erreicht im fetten Boden der Alleganythäler und Carolina's eine Höhe von 60 bis 80 Fuß; der Kern der Nüsse (*Springfield*-, od. *Glogester-nut*) ist wohlknochend. 3) *H. alba* * (*Carya alba* Nutt. l. c., *Juglans alba* Mx. l. c. p. 193., *J. aquimosa* Poir. enc. IV. 504., *Mz. f. l. c. t. 7.*, *J. compressa* Gärtn. l. c., *Mühlent- und Wild*, in Neue Schr. berl. naturf. Fr. III. 390.) mit meist sechsparigen, abhang-lanzettförmigen, lang zugespizten, spiz gesägten, unten zottigen Blättern, flachgedrückten-lugelförmigen Früchten und scharf gedrückten, schiefen Nüssen. Dieser Baum (*Shag-, Shell*-, od. *Scaly-barked Hickory*, weil sich bei alten Bäumen dieser und der vorhergehenden Art die Oberhaut der Rinde abblätzt), welcher eine beträchtliche Höhe erreicht, wächst von New-England bis Carolina und in den Alleganygebirgen in schattigen, fruchtbaren Wäldern: er liefert ein treffliches Nutzholz und eine dünnhäutige Nuß mit sehr großem, schmackhaftem Kerne. 4) *H. tomentosa* * (*Carya tomentosa* Nutt. l. c., *Juglans tomentosa* Mx. l. c. p. 192., *Mz. f. l. c. t. 6.*, *J. alba* L. sp. pl., *Wan-*

*) *Walt's* Biblioth. Brit. Vol. I., 494. verzeichnet hier einige erwähnliche Aeditionsfortsetzung zu Jöcher's Gelehr. 2 Bde. 1796 ff.

**) *Wood* Aches. Oson. *Walt* a. a. D. *Crab* Univ. Hist. Dietion. Vol. II. unt. b. W. und *W. l. c.* *Crab* Univ. Hist. Dietion. Vol. II. unt. b. W.

†) *Crab* a. a. D. *Walt's* Biblioth. Brit. Vol. I., 495. *Wood* Aches. Oson.

genh. nordam. Holzart. 23. t. 10. f. 22., *Gärtn. l. c.*), mit meist vierparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unten, wie die Blattstiele, zottigen Blättchen, fächerförmigen, sehr langen, filzigen Blütenkelchen, fast kugelförmigen, glatten Früchten und fast sechs winkligen Nüssen mit sehr harter Schale. Diese Art (Mocker-nut, White-heart, Common Hickory), welche eine bedeutende Höhe erreicht, wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina und in den Alleghany, und liefert ein sehr geschätztes Nutz- und Brennholz und eine große Nuss (wie ein Apfel) mit einem Keinen, aber welschmedenden Kerne. 5) *H. microcarpa** (*Carya microcarpa* Nutt. l. c.), mit meist dreiparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten, unten drüsig-punktierten Blättchen, bärtigen Achseln der Blattobern, fast kugelförmigen Früchten und vierwinkligen, abgeflachten Nüssen. Dieser mächtige, glattrindige Baum wächst an den Ufern des Schuylkill in Pennsylvania: seine Nüsse sind klein (wie eine Nusskatze), aber essbar. 6) *H. amara* Rafin. (l. c., *Carya amara* Nutt. l. c. p. 222., *Juglans amara* Mx. f. l. c. p. 177. t. 4.), mit meist vierparigen, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, spitz gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugelförmigen Früchten, hervorstehenden Nüssen der zersprengten Schale und fast kugelförmigen, spitzen, glatten Nüssen. Dieser hohe Baum wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina; die Einwohner, welche ihn häufig mit der folgenden Art verwechseln, nennen ihn Bitter-nut, White-, ob. Swamp-Hickory. Seine Nuss ist klein, ihr Kern sehr bitter. 7) *H. porcina** (*Carya porcina* Nutt., *Juglans porcina* Mx. f. l. c. p. 206. t. 9., *J. obovata* Poir. l. c., *Muhlenb. ind. fl. lam.*, und a. a. D., *J. glabra* Mühlenb. a. a. D.), mit meist vierparigen, an der Basis ungleich abgerundeten, ablangen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugelförmigen Früchten und sehr harten, glatten Nüssen. Von Neu-England bis Georgien, besonders an den Rändern der großen Sümpfe (Swamps). Dieser Baum (Broom-, Swamp-Hickory, Pig-nut, Hog-nut), wird bei einem Durchmesser des Stammes von 2 bis 4 Fuß, 70 bis 80 Fuß hoch: aus dem sehr zähen Holze, welches man zu diesem Zwecke fein spaltet, werden Besen verfertigt. Die Nuss enthält einen bitteren Kern. 8) *H. aquatica** (*Carya aquatica* Nutt. l. c., *Juglans aquatica* Mx. f. l. c. p. 182. t. 5.), mit meist fünfparigen, schmal lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unbehaarten Blättchen, eiförmigen Früchten mit hervorstehenden Nüssen und etwas flach gedrückt, dünnhäutigen Nüssen. Dieser Baum (Water-Bitter-nut Hickory) wird 40 bis 50 Fuß hoch und wächst in Sümpfen, auf Reisfeldern und an Flüssen in Süd-Carolina und Georgien. Die Nuss ist reiskornartig und enthält einen sehr bitteren Kern. 9) *H. myristiciformis** (*Carya myristicifolia* Nutt. l. c., *Juglans* Mx. f. l. c. p. 211. t. 10.), mit meist dreiparigen, ei-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, unbe-

haarten Blättern, ovalen, runzeligen, scharf anzufühlenden Früchten und eiförmigen, spitzen, gesücht-linierten, sehr harten Nüssen. Dieser Baum (Nutmeg Hickory), welchen der jüngere Michour als in Süd-Carolina einheimisch beschrieb, ist seitdem nicht wieder beobachtet. Seine Nüsse sind braun mit weißen Keinen. 10) *H. integrifolia* Rafin. (l. c., *Carya integrifolia* Spr. Syst. III, 849.), mit meist fünfparigen, lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen Blättern, filzigen Zweigen und Blattstielen, sechs bis acht Staubfäden in jeder männlichen Blume und vieredriger Frucht. Dieser Baum (Bitter-Pecan-nut Hickory), welcher in Louisiana einheimisch ist und eine beträchtliche Höhe erreicht, liefert ein weißes, schweres, dichtes Nutzholz, welches besonders von Stellmachern und Tischlern verarbeitet wird. (Sprengel.)

Hicorywallnuss, 1) Bot. f. den vorh. Artikel Hicorius. 2) Baarent. und Technol. f. Wallnuss.

Hidago, f. Hide.

Hidagu, f. Hidreg.

HIDALGO (Reichgeborner; von Higo: Sohn, Adelsmüling, und Algo: Reichtum, Gut, Vermögen), Bezeichnung eines Mitgliedes der letzten Klasse des niederen Adels in Spanien; wahrscheinlich entstanden aus der Nothwendigkeit den gekauften oder geschenkten Adel von dem Geburtsadel in jenen Zeiten zu unterscheiden, wo mit dem Adelthume jeder Vorzug an Stand, Rang, Vermögen und Stellung verbunden war. (Vergl. d. Art. Titulado, Escudero). Gegenwärtig scheidet sich die Klasse der Hidalgos in Hídalgos de naturaleza, d. h. in solche, deren Vorfahren den Adelstand erlangt und ihnen dessen Vorrechte erblisch hinterlassen haben, und in Hídalgos de privilegio, d. h. in solche, von denen der Adel entweder aus Gnaden gewonnen oder auch erkauf ist. Hinsichtlich der Vorrechte stehen beide Abtheilungen sich und überhaupt den andern niederen Adelssassen (Cavalleros: Ritter, Escuderos: Knappen) gleich; doch sind dieser Rechte nur wenige, und Spaniens niederer Adel gilt — wenn nicht Reichtum ihn stützt — wenig mehr als der Bürgerstand. Hinsichtlich der Achtung im Volke haben die Hídalgos de naturaleza einen großen Vorrang; denn die Hídalgos de privilegio werden vom Adel als Einbringlinge, vom Bürger als Sonderlinge betrachtet. Endlich ist das Wort Hídalgo mit dem Vorzuge: Senhor ein Titel für die königl. und fürstl. Officianten. In Portugal gilt dasselbe, nur wird Hídalgo dort in Hídalgo verwandelt. (Benicken.)

Hidalgo (Geogr.), f. Tenerifa.

HIDALGO (Don Jos. Garzia), ein sehr guter spanischer Maler, geb. gegen 1650 und Zeitgenosse des Salvator Rosa, Pietro de Cortona und Carlo Maratti, studirte unter Hieronymo Brandi zu Rom. Später lebte er zu Madrid, wo er besonders in dem Kloster St. Felipe el Real 24 Gemälde von sehr schöner Composition vollendete. Er gehörte zu denjenigen, die den verbotenen Kunstschmelzen in Spanien verbessert und hat besonders die ältern Kunstwerke zur

Akklammerung empfohlen. Seine im J. 1691 herausgegebenen Kunstschriften zeigen viel Theorie und Erfahrung, und enthalten zugleich schätzbare Nachrichten über spanische Künstler. Zu Madrid bekleidete er die sonderbare Stelle eines von der Inquisition gesuchten Aufsehers oder Censuror der in den Häusern oder Familien befindlichen Gemälde, hinsichtlich ihrer Gegenstände. (Frenzel.)

HIDALGO Y COSTILLA (Von Miguel), katholischer Priester zu Dolores im merikanischen Gebiete, das sich dadurch einen Namen gemacht, daß er im J. 1810 einen sehr gefährlichen Aufstand gegen die spanische Regierung erregte und bis zu seinem Tode leitete. Thätig und lebhaft von Natur, reicher mit Kenntnissen ausgestattet, als es der Klerus des Landes zu son pflegte und bekannt mit dem allgemeinen Haß der Nation gegen den europäischen Despotismus, sagte er den kühnen Entschluß, eine neue Ordnung der Dinge herbei zu führen, wobei ihm die durch Gerechtigkeit und tadellosen Wandel erworben Achtung, vorzüglich aber die Anhänglichkeit der seiner geistlichen Pflanze anvertrauten Eingebornen vielfache Unterstützung verschaffte. An dem Generalcapitän Alende und einigen andern Officieren fand er Freunde und Beförderer seines Planes; es wurde daher festgesetzt, daß auf den 1. November 1810 in allen Provinzen Mexiko's die Empörung vorbereitet werden sollte. Durch Verrath eines Mitverschwornen aber wurde das Unternehmen gezeigelt; Alende marschirte mit den ihm gewogenen Soldaten von San Miguel nach Dolores, wo er am 10. Sept. 1810 eintraf, und H. wußte durch eine feurige Rede die Indianer fortzureißen, stellte sich an die Spitze der aufgeregten Schaar, führte sie schleunigst, noch ehe sie zur Besinnung kam, nach San Miguel und ließ dort, um die Verdächtigkeits total zu brechen, die Häuser der Spanier plündern. Die Masse erhielt durch 2 Eskadrons, welche sich hier angeschlossen, ansehnliche Verstärkung, und drang sogleich nach der Stadt Delavay, deren Garnison zu ihr überging. Jetzt schloß sich H. stark genug, die reiche Stadt Guanarato von ungefähr 80,000 Einw. anzugreifen; schon am 29. September war er im Besitz derselben und erbeutete dort 5 Millionen geprägtes Geld und viel Silber in Stangen. Der Vicelkönig Venegas suchte zwar durch eine Proclamation eine günstige Stimmung im Volke zu erwecken, sandte auch Truppen ab, um Queretaro, 42 Meilen von Mexiko, zu verteidigen. Allein H. that nun den sehr entscheidenden Schritt, die Abgabe der tributos abzuschaffen, welche die Nachkommen der Ureinwohner seit Entdeckung des Festlandes von Amerika hatten bezahlen müssen. Hiedurch gewann er die ganze Bevölkerung für sich; seine Arme vergrößerte sich zusehends und mehrere Städte, namentlich auch Zacatecas, in dessen Nähe reiche Goldminen befindlich sind, erklärten sich gegen die bestehende Verfassung. Mit ungemessener Thätigkeit sorgte H. für die Bedürfnisse seiner zahlreichen Anhänger, ließ Geld schlagen, ernannte Befehlshaber; wer kein Gewehr hatte, wurde mit Pfeilen u. s. w. bewaffnet, und was der Armer an regelmäßiger Bewaffnung abging, ersetzte die fürstliche Zahl der Krieger.

Er berechnete auch den Eindruck, den ein Denkmal der errungenen Freiheit auf die Sinne machen müßte und ließ daher ein solches errichten, libertador Americano genannt. In Valladolid, wo er am 20. Okt. einrückte, fielen ihm 1,200,000 der spanischen Krone gehörende Dollars in die Hände und sein Heer erhielt einen Zuwachs von 2 Regimentern. Am 24. October wurde er zum Generalissimus und sein Freund Alende zum Generalcapitän ernannt; seine Arme betrug ungefähr 80,000 Mann mit Fahnen von blauer und weißer Farbe, wie sie die alten merikanischen Herrscher gehabt hatten. Am 27. October war er in Toluca, nur 12 Meilen östlich von der Hauptstadt Mexiko, welche fast ganz von Truppen entblößt und bereits in großer Gährung war. Der Vicelkönig ergriff die viel versprechende Maßregel, H. und seine Anhänger durch den Erzbischof excommuniciren zu lassen; allein H. reinigte sich durch ein Manifest von jeder Kezerei und bediente die Widerspruch seiner Verurtheilung rücksichtslos auf. Eben so schlug der Versuch, ihn aus den Höhen von Las Cruces gefangen zu nehmen, ganz fehl. Inzwischen hatte der Insurgent Morelos mehrere Städte südlich von Mexiko besetzt, der talentvolle Villagran marschirte von einer andern Seite auf die Hauptstadt los und nur der unglaublichen Thätigkeit des spanischen Generals Calleja gelang es, diese noch zu retten. In Elmarías rüdte er unerwartet schnell herbei, errang den Sieg bei Aculco, nach welchem H. sich zurückzog, zuerst nach Guanarato, dann nach Guadalarara, wo er noch einige Vortheile über die königlichen Truppen davon trug. In einer Schlacht an der Brücke von Calveron besiegte ihn Calleja abermals; H. beschloß daher nach Louisiana zu gehen und würde bei der herrschenden Zerrüttung des merikanischen Königreichs seinen Siegern noch viel zu schaffen gemacht haben, wenn ihn nicht die Treulosigkeit des Elfenbo, eines Kommandeurs der Insurgenten, welcher auf solche Weise aller Strafe zu entgehen hoffte, an diesem Plane gehindert hätte. Am 11. März 1811 wurde er plötzlich von dem Verräther und seinen Verschwornen bei Acatic de Bajan angegriffen, flüchtete sich zwar nach Chiguagno, wurde aber dort ergriffen und hingerichtet. Die Ruhe kehrte mit seinem Tode nicht zurück; denn nun trat Morelos an die Spitze der Insurrection *).

HIDANG, ein Ort des Districts Atlatlan im vorderindischen State Nepal auf der Westseite des Arum und Sitz eines Subabs *).

HIDAT, ein Bezirk in der Provinz Awar, im Lande der wilden und räuberischen Resghier am östlichen Kaukasus, am Flusse Koisu, mit ungefähr 400 Familien, die in 20 Dörfern wohnen. Sie haben zwar ihr eignes Oberhaupt, Aklan-Beg, müssen aber das zehnte Schaf an den Khan von Awar abgeben. Sie nähren sich, wie alle Resghier, von der Jagd, Raub und Krieg, treiben aber doch nebenher etwas Viehzucht. (J. C. Puri.)

*) Galerio histor. dea contemporanea. T. V. p. 314 — 8. (Brux. 1819. 8.)

†) Weim. Danb. 4te Abth. 3d. Bd. S. 355.

Hiddefeld, Hiddefeldt (Ambr.), f. Hiedsfeldt.

HIDDEKEL, besser CHIDDEKEL, חִידְקֵל, ist der Name, mit welchem die Hebräer den Tigris belegen (1 Mos. 2, 14. Daniel 2, 4.). Josephus l. 2. führt die syrische und chaldäische Benennung *Σηλὸν* an und erklärt sie durch τὸ μῆνι στερῆνος ὄρεϊ, d. i. mit Schnelligkeit durch enge Ufer strömend; Plinius VI, 31. berichtet: er entspringe in der Landschaft Grosarmenien, in einer Ebene aus einer sichtbaren Quelle, der Ort heiße Egeogine; des Flusses Name sey Diglito, wo er langsame fließe; von da an aber, so er sich rascher bewege, fange man an, ihn Tigris zu nennen; so werde von den Hebrern ein Pfeil genannt. Er falle dann in den See Arcthusa, ströme durch denselben und versinke da, wo ihm der Taurus entgegen trete, in eine Höhle, fließe unterwärts fort und komme an einem Orte 3000 da da wieder hervor. Er durchschneide dann wieder einen See Hospites, verberge sich abermals in unterirdische Gänge und trete nach 25,000 Schritt bei Nymphäum wieder ans Licht. — Dieser Nachricht zu Folge, fließt er Anfangs auf den Berg-ebenen nicht sonderlich rasch und nimmt erst dann, wenn er aus den Seen und Schluchten heraus tritt, einen schnelleren Lauf an. R. Salomo Barchi ed. Scherzer p. 42 leitet das Wort von *ח* und *ק* her und gibt zur Erklärung *חִידְקֵל* *חִידְקֵל* *חִידְקֵל*. Nach jetzt wird er von den Anwohnern Degila oder Digile genannt. Kinnair memoir of Persia. p. 9. Vergl. d. Art. Tigris.

(Kannegiesser.)

HIDDENHAUSEN, Kirchdorf im preuß. Reg. Bez. Minden, landt. Kreise Bünde, 7 Stunden von Minden entfernt. Nach der Zählung von 1821 sind in der Pfarre 1986 Menschen. Nahe dabei liegt der Ritterhof Buselt.

(Rauschenbusch.)

HIDDENSEE, früherhin auch Hynthim, Haddescha, Hynthins-See, Hyddens-See, Hudentze, Hithins-See, Hiddensee, eine Insel an der Nord-westküste Rügens unter 50° 58' nördl. B., 54° 30' nördl. Br. Die Seefahrer nennen sie gewöhnlich Dornbusch, weil vormals auf der nördlichen Spitze des Landes ein hoher, weit in der See sichtbarer Dornbusch stand, und diese Gegend auf den Seekarten so bekannt ist. Im J. 1296 *) ward vom rügenischen Fürsten Bischof III. hier ein Abteikirche gestiftet, welches späterhin bedeutende Güter und Einkünfte hatte, selbst ansehnliche Renten aus dem Salzwerke zu Lüneburg **). Der pommerische Herzog Barnim IX. hob auch dieses Kloster 1534 auf. Bis etwa zum J. 1632 war die Insel fürstl. Kammergut, dann ward sie verpfändet, und endlich an einen Privatmann veräußert; seit welcher Zeit sie als Allobalbesitzung in mehrere Hände gekommen ist, und nun dem

Herrn von Bagewitz zu Ralow gehört. Bernstein wird an den Ufern der Insel nicht ganz unbedeutend gefunden, so, vor vielen Jahren ward hier, wie man sagt, mit ziemlichem Erfolge nach Bernstein gegraben. Vor dem J. 1772 benutzte man einen hier gefundenen kleinen Thon zur Verfertigung von Japanen, welche vielen Absatz, selbst in Rußland, fand.

Das süde Ränken (das süde Rändchen), wie die genügsamen Einwohner dieses ihr Eiland nennen, ist im Ganzen kahl, baumlos, unfruchtbar und sandig. Der südliche, der bei weitem größte Theil ist ganz flach und niedrig und erhebt sich sehr wenig über die Meeressfläche. Der nördliche Theil dagegen erhebt sich beträchtlich und hat gegen Norden ziemlich hohe und schroffe Ufer. Hier allein gibt es um die Dirschkosten: den Hof und das Dorf Kloster und das Einliegerdorf Grieben, auch Ostreideland. Außer einer kleinen Fischenanlage ist jetzt auf Hiddenfer gar keine Holzung, welche in ältern Zeiten ziemlich bedeutend gewesen seyn muß, wie ältere Urkunden beweisen. So unfruchtbar die Insel auch im Ganzen ist, so armelig auch die meisten Wohnungen aussehn, da sie zum Theil von Torf aufgeführt und nur mit Segras bedeckt sind, so gibt es hier doch nicht bloß zufriedene, sondern auch viele wohlhabende Leute; denn die meisten Einwohner sind thätige Fischer, und viele erwerben sich als Seefahrer einiges Vermögen, welches ihnen bei ihrer Mäßigkeit ein sorgenfreies Alter sichert *). Bei Hiddenfer liegen zwei kleine Wälder — die Fährinsel, von zwei Fährleuten und einem Steuermann bewohnt, und Neubuffin oder der kleine Bessin, welches unbewohnt ist.

Von S. nach N. dehnt sich Hiddenfer in einer Länge (nach Grummke) von ungefähr 1½ bis 2 Meilen aus. Die Breite ist verschieden, die größte beträgt fast ½ Meile, die geringste kaum 500 Schritt. Von Arkra aus betrachtet, erscheint die Insel als ein ungeheurer, auf dem Meere schwimmender Wallfisch. Nach Gadebusch *) beträgt der Flächeninhalt $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ einer qM. Die Einwohnerzahl betrug *) im J. 1767: 383 Seelen, im J. 1779: 484, davon 259 männliche und 225 weibliche, im J. 1780: 618, davon 270 männliche und 248 weibliche, im J. 1783 *): 502, davon 236 freie Einwohner und 261 leibehene Untertanen, und 261 männliche und 241 weibliche.

In demselben Jahre waren 11 männliche und 4 weibliche Kinder geboren, worunter, wie hier gewöhnlich, gar kein uneheliches, und gestorben 9 männl. und 1 weibl., davon 6 männl. und 1 weibl. unter 1 Jahr, 1 männl. zwischen 20 und 25 Jahren und 2 männl. zwischen 70 und 80 Jahren. Bödner gibt vom J. 1795

1) J. J. Grummke in seinen neuen Darstellungen von der Insel Rügen (in denen die bis jetzt vollständigen Nachrichten von Hiddenfer stehen) Th. II. S. 22 ist schon in d. allg. All. Zeit. (Nov. 1820. Nr. 279.) berichtet. Auch hat A. G. Schwartz in der Geographie des Nordsee-Landstrichs d. Jahrgang 1760. 2) J. J. Steinbrück's Geschichte der Küsten in Pommern. S. 90.

3) Bödners Reise nach Rügen. S. 322 u. f. w. — Der Westgeographische durch Rügen von S. — r. Berlin bei Clesin 1823. H. 2. S. 59 u. f. 4) J. G. Gadebusch pommerische Sammlungen. Greifswald I. Bd. 1783, II. Bd. 1786. 4. 1r Bd. S. 334. 5) Nach Dähner's Landesurkunden. Bd. V. S. 418. 6) Nach Gadebusch's schwedisch-pommerische Staatskunde. Th. II. Bd. I. F.

500 und etliche Einwohner an, und Grümble vom J. 1803 829, vom J. 1817 aber nur 654 Einw. und 1829 sogar nur 650. Dörfschaften gibt es sechs — der Hof Koster, das Kirchdorf Kloster, die Meierei und das Fischerdorf Grieben, die Fischerdörfer Nauendorf, Plagshagen und Witt.

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

Hiddensehe, f. Hiddensee.

Hiddernettel, f. Urtica urens.

HIDDESSEN, eine Bauerschaft im Amte Detmold des Fürstenthums Lippe-Detmold mit 60 Häusern, Steingutfabrik und Ziegelhütte *).

(R.)

HIDDINGEN, ein seit wenig Jahren durch seine Stahlquelle bekannt gewordenes Dorf von 50 Feuerstellen und 357 Einw. im Fürstenthum Verden, in der Mitte der Ertr Waltröde, Rotenburg, Verden, Soltau, Scherf, Diersberg und Bisselshövede in einer ziemlich fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Quelle wurde ganz zufällig entdeckt; als nämlich der Kohlgärber Möhrmann im J. 1789 einen Brunnen graben ließ, kamen die Arbeiter zunächst auf eine mineralische Aet, in welcher sich eine mit Hammer Schlag zu vergleichende Masse, aber keine Feuchtigkeit befand; etwa einen Fuß tiefer drang Wasser aus kleinen Quellen hervor, welches leber und weiße Leinwand schwarz färbte. Ein mit Gicht und Magenkrampf befallener Einwohner Bisselshövede entschloß sich 1819 dieses Wasser als Bad zu gebrauchen, einige Jahre später geschah dieses vom Besitzer selbst und beide wurden gesund. Bei einer Prüfung zeigte sich, daß das Wasser das Symptomen an Eisenhaltigkeit um das Doppelte übertraf. Nach Vogel aus München ist das Wasser farblos und wirft beim Schütteln viele Perlen, hat einen eigenthümlichen bituminösen Geruch, welcher nicht vom Schwefelwasserstoff herzurühren scheint; der Geschmack ist widrig und zusammen ziehend; die Lakmuspapier wird von dem Wasser gelblich, die Galläpfel ertheilen diesem eine weinrothe Farbe, welche an der Luft schwarz wird. Das blaue saure Eisenkal bringt einen blauen Niederschlag hervor. Von salpetersaurem Silber und von kieseligen Ammonium wird das Wasser stark getrübt, aber keines Weges von salpetersaurem Barut; beim Kochen verliert es seinen unangenehmen Geruch, es wird sehr trübe und setzt ein ockergelbes Pulver ab, das mit etwas Wasser vermischt reich an kohlensaurem Eisen ist; außerdem enthält es salzsaure Magnesia, aber kein schwefelsaures Salz. 1820 fand man etwa 80 Fuß vom ersten Brunnen in der Tiefe von 10 Fuß eine eifrigere Quelle von noch stärkerem eisensaltigerem Wasser. Mit Gicht, hartnäckigem Rheumatismus und Engbrüstigkeit, starkem Kopfschmerz und Magenkrampf oder Schwäche der Verdauungswerkzeuge befallte gebrauchten das Bad mit sichtbarstem Nutzen. Teste ließ Möhrmann die Hauptquelle aufsuchen, und einen dritten Brunnen anlegen, welcher mit den andern in Verbindung gesetzt wurde. Die Zahl der Badegäste von 1820 — 22 betrug 153. Man hat das Wasser auch

zu trinken angefangen. Spaziergänge, ein Conversationshaus, Tanzsaal, bequeme Zimmer zum logiren u. s. w. sind angelegt; die Badezimmer und Bannen, auch eine Douche sind gut eingerichtet. Seit 1822 ist auch ein Schlammbad dafelbst *).

(Rotermund.)

Hidido, f. Iddo.

HIDE, HYDE (lat. Hida, Hyda), bezeichnet im alten England so viel Ackerland, als sich in einem Jahre mit Einem Pfluge beackern läßt. Im Allgemeinen nimmt man daher an, daß 100 engl. Acker darunter zu verstehen sind; andre bestimmen 120. Die Abgabe, welche man für ein solches Quantum Ackerland dem Könige zu entrichten hatte, hieß hidage oder hydage (lat. hidagium). Diese Eintheilung des Landes und die darnach bestimmten Abgaben werden schon ziemlich früh auch in Gesetzen erwähnt *).

(R.)

Hidckel, f. Hidckel.

Hider-Aly, f. Hyder Ali.

HIDEUX, 1) Etienne, Stephan, gelehrter Benedictiner von St. Maur, geb. 1670 und gest. am 22. Februar 1743, war schon bei Simon Bonnet's Leben dessen Gehilfe bei der Sammlung Bblia maxima Patrum, und setzte dieselbe nach Bonnet's Tode 1705 in Verbindung mit Johann Peter du Bos fort. M. f. Tassin's Geschichte d. der Congregation von St. Maur. Bd. 2. S. 358 u. s. w. und vergl. den Art. Bonnet (Simon) und du Bos (Johann Peter).

(Mahnike.)

2) Louis, Dr. und Prof. der Theologie an der Sorbonne zu Paris, bekannt und verdient durch seine kräftige Opposition gegen die Constitutio Unigenitus, starb im Mai 1720. Seine Schriften beziehen sich auf seine Abwehr jener berücktigten Constitutio *).

(R.)

HIDJELLEE, ein im bengalischen Distrikt Hooghly gelegene aber zu Dissa gehörige Stadt des britischen Hindians, auf der Westseite der Mündung des Flusses Hooghly mit 7 Salzgruben, in denen aus Meerwasser viel Salz gewonnen wird *).

(R.)

HIDIMBA, HIDIMBAS, ist Name eines in dem großen indischen Gedicht Mahabharata erwähnten Riesen oder Rakshas, welcher von Bhimas, einem Sohne Pandu's erlegt wird. Der Riese wollte sich schlafenden Pandava's sammt ihrer Mutter wohl schmecken lassen und schloß seine Schwester *) Hidimba hin, sie zu tödten. Doch diese wurde von Kibe zum Bhimas ergriffen, welcher seine Brüder und Mutter bewachte,

*) Spongenberg's neues vaterländisches Archiv für das Königreich Hannover. Jahrg. 1822. S. 343. I. Bd. u. S. 338. II. Bd.

1) Rees Cycl. Vol. XVIII. unt. d. B. Hidage und Hide.

2) Abtelung's Fortf. von Jöcher's Metheorien. 2r Bd. 1797.

*) Westm. Handb. der Math. 3r Bd. S. 183.

*) Vel Wilson (Decision, Banakr. and Vogh. p. 1052) ist Hidimba eine Tochter des Riesen; der von Franz Bopp herausg. Originaltext (Arddhanna's Reise in Indus's Himmel p. 27 ff.) hat aber Schwärzer (bhagrat). Es ist daher ein kleines Geweser, wenn Bopp im Glossar. Sanscrit. p. 201 die Hidimba als woxer des Riesen bezeichnet.

*) Weim. Handb. 1ste Abth. 5r Bd. S. 735.

und erbletzt sich, nachdem er mit ihr zu fliehen sich ge-
weigert hat, die ganze Familie zu retten, was der kampfs-
lustige Bhimas aber ablehnt. Der Riese wird trotz hefti-
ger Gegenwehr überwältigt, wovon Bhimas den eh-
renden Beinamen Hidimbadoschit (Hidimba's Sieger)
erhielt; die Schwester aber blieb bei den Pandawas").

(A. G. Hoffmann.)

HIDIUS (Gregor), ein ungarnischer Jesuit gest.
1704 zu Tyrnau, bekannt durch eine kleine Schrift de
celebrioribus Pannoniae arboribus. (Tyrnau 1701) †).

(K.)

HIDROA [hidrota (nicht hidroata), *ῥα
ιδρωα, ιδρωα*, Sudamina, Sudationes, Desu-
dationes, Suffursurae, Sudorum papulae,
Maculae sudoris. Papulae sudoris, Papu-
lae rubrae, Pap. mordicantes, Pap. sudo-
rales, Pap. sudurosaе, Schweißbläs-
sen, Schweißbläschen, Schweißblättern, Schweiß-
flecke, Hitzblättern, Hitzpoden, Hitzbläs-
sen, Grübelsucht, Asef oder Alhasaf der Kraber,
Zweckpuistjes oder Peukels der Belgier, He-
deblegue der Dänen; schwed. Hettblemor,
Spjottlig; engl. Prickey heat, Summer rash;
franz. Echauboutures; ital. Sudamini, Va-
najo, Pruzzze; siciliani. Bruxoli oder Brusoli;
neapol. Migliarino; span. Chapas; lust. Fogag-
gem] — ein fieberloser Hautausschlag, welcher Bläs-
chen von der Größe eines Hirsenkorns (oder auch grö-
ßere) bildet, die truppweise zusammen stehen, jedoch nicht
leicht zusammen hängen, entweder kugelig, perlformig
durchsichtig und ohne alle Rötze (weiße Schweiß-
bläschen, H. alba nach Daniel) oder mehr kegels-
förmig, an der Spitze mit einer etwas trüben, gelblichen
Flüssigkeit gefüllt und mit einer leichten Entzündung
umgeben sind. Sie entstehen an verschiedenen Theilen,
amell, mit mehr oder weniger Jucken, sind sehr flüchtig
und fallen in kurzer Zeit in kleinen Schuppen oder
Kleie ab. Es hat diese Krankheit, unter welcher Einige
auch Blütterchen oder etwas erhabene Flecken von dem
oben beschriebenen Charakter verstehen, große Ähnlichkeit
mit dem Frieselausschlag, namentlich mit dem chroni-
schen, womit man (z. B. Fantoni, Burzerius, Forestus,
Helsch u. A.) die Schweißblättern selbst verwechselt
hat. — Eben so untreut hat man die Nachtblatter
(Epinyctis) als eine besondere Art der Hidroa abge-
handelt (vergl. J. P. Frank epitome de curandis ho-
minum morbis. Lib. IV. p. 157), obgleich beide in
mehrfacher Beziehung von einander abweichen.

Unter Schweißbläschen im engeren Sinne (Hi-
droa sudam.) begreift man eine dem Sommer und
den heißen Klimaten eigene Hautkrankheit, welche be-
sonders bei feuchter Wärme entsteht und hauptsächlich
des Klima's noch nicht gewohnte, junge, blühende oder eine

zarte Haut habende Subjecte befällt. Sie kommt be-
sonders auf den Händen, in dem Gesichte, an dem
Halse, der Brust und dem Schenkel zum Vorschein; die
Bläschen brechen sehr schnell und unter heftigem, gegen
Abend in der Regel zunehmendem Jucken aus, werden
durch den Genuß von kaltem Wasser, namentlich aber
durch Körperbewegung vermehrt, und verschwinden, ge-
wöhnlich ohne alle üble Zufälle, bei geringerer äußerer
Wärme eben so schnell, als sie kamen. Bei heisser feuch-
ter Luft kehren sie, oft Jahre hindurch, wieder und fallen
meist in keinförmigen Schuppen ab. — Die von Da-
niel (Vothol. 2r Bd. S. 276) aufgeführten Schweiß-
flecke (Sudamina nach Sennert, Allassef nach
Alicenna) und Schmalz's (Versuch einer medic.
Chirurg. Diagnostik in Tabellen, Dresden 1816. S. 229
aa. 1981) „Hydroa aestivum (Hitzpoden)“
gehören hierher.

Einen diesem Ausschlage völlig ähnlichen sehen wir
nicht selten in heftigen und Wechseln an den Lippen,
der Brust u. s. w. entstehen, wo dann meist die Bläs-
chen plagen, Borken bilden und abfallen (Hidroa
febril.) und entweder entscheidend sind oder als Be-
gleiter der schon bestehenden Krankheit auftreten. Eben
so bemerkt man sie nach allerbald Nervenentzündungen, nach
Schrecken, in der Hysterie und Hypochondrie (Hidroa
nervosa) oder auch bei rheumatischen Leiden.

Die Schweißbläschen sind in der Regel ein sehr
unbedeutendes Ubel und nur selten hat man nach schneller
Unterdrückung derselben Fieber, Durchfälle und andre
Zufälle entstehen sehen; bei den symptomatischen richtet
sich die Vorherfrage nach der Krankheit, zu welcher sie
hinzu kamen. Die Behandlung bei der idiopathischen
Hidroa beschränkt sich auf Milderung der sie hervorrufen-
den Schädlichkeiten, wie der Hitze, der Körperbewe-
gungen u. s. w., besonders aber derjenigen Entzündung,
welche sie unterdrückt, als plötzlicher Erkältung, kalter
Bäder u. s. w. Die Kur der symptomatischen Schweiß-
blättern richtet sich nach der primären Krankheit; bei
kräftig erscheinenden ist Alles abzuhalten, was sie zurück-
treiben könnte. Merklicher Störung der Hautthätig-
keit und den Folgen des etwaigen Zurücktretens begegnet
man nach den bekannten therapeutischen Grundfällen durch
warme Bäder, diaphoretische und antiphiogistische Arz-
neien u. s. w. (Wiegand.)

HIDRIOSÄURE, falsche Schreibung einiger Na-
turforscher für Hydriodinsäure oder Hydriodinsäure;
über das damit bezeichnete s. Jod und Jodsäure Ver-
bindungen. (K.)

Hidrocritica, s. Hidros.

HIDROGRAPHIE, falsche Schreibung einiger Na-
turforscher für Hydrographie, s. d. Art. (K.)

HIDRONOSOS. HIDROPYRETOS, Schweiß-
fieber von *ιδρωα*, Schweiß und *πυρετος*, Krankheit,
pyreos, Fieber. Schon die ältesten Ärzte bemerkten
besonders unter denjenigen Krankheiten, welche in der
zweiten Hälfte des Sommers und als Folge miasmatis-
cher Ausflüsse des Bodens entstanden (Hippocrat. Epid.
Lib. V.), große Neigung zu Schweiß, welche man

*) Die herrliche Schilderung des Kampfes hat Popp a. a. D.
wohl überl. und Anmerk. herausgegeben.

†) Aelung Forti. von J. Scher's Gelehrten. 2r Bd. 1907.
nach Horanyi mem. Hungar.

weder für kritisch, noch durch die fehlerhafte Behandlung der Kranken künstlich hervorgebracht, sondern für ursprüngliche Krankheitserscheinung, für essentiell, halten mußte, und nannten solche Fieber elodes, welche einzelne Commentatoren, wie Valesius, wohl unrichtig mit *febris humida* übersetzten, sondern die gewiß richtiger für *Empysemata* anzusehen sind, wie sich solche auch bei Lortz finden.

Zuweilen erschienen solche Schweißfieber aber auch als eigentliche Epidemie, in welche sie, doch meist in sumptigen fruchten Gegenden, während gleichzeitig intermittirende Fieber häufiger als gewöhnlich waren, einzelne Orte heimsuchten oder über größere Landstriche hin sich verbreiteten. Die älteste, in der Geschichte aufgezeichnete Epidemie dieser Art verbreitete sich nach einem sehr regnen Sommer im J. 1485 von der westlichen Küste aus über England, das nach äußerst graufam geführten Bürgerkriegen in seinem Kulturzustande sehr zurück gekommen war. Man behauptet, um den 21. September d. J., habe es zu Wilford die ersten solcher Kranken gegeben, bald brach aber auch das Ubel zu London, Bedford und Cambridge mit derselben Heftigkeit aus, und richtete noch größere Verheerungen an, als das Schwert des Kriegers. Gerade die Kräftigsten und Blüthenjähre wurden plötzlich von dem Gefühle der höchsten Schwäche befallen, sie glaubten einen kalten Wind, der durch ihre Glieder streiche, zu empfinden, unter anhaltendem Schönen und Strecken brach ein außerordentlich starker Schweiß aus, der zuweilen einen sehr widerlichen Geruch hatte, und schon nach 3 Stunden konnte der Tod erfolgen; wurde ein solcher Schweiß aber 24 Stunden lang ausgehalten, so hielt man solche Kranke für gerettet. Gefährlich und todbringend war es, wenn der Kranke auch nur eine Hand oder einen Fuß aus der Bettdecke hervor reichte, schon jede Bewegung brachte den Kranken außer Athem; eben so wenig durfte der Schweiß auch künstlich hervor getrieben werden, sondern die Erkrankten mußten sich liegend dem Schweiß hingeben, und in den ersten 6 — 8 Stunden Nichts essen, auch wenig trinken, auch verbinde man sie in den ersten 24 Stunden aufs Sorgfältigste am Einschlafen, erst nachdem sie ihre Wäsche und das Bett gewechselt hatten, wurde ihnen etwas stärkende Nahrung gestattet; bei aller Sorgfalt starben aber von den zuerst Befallenen bei Weitem die Meisten, ja Willis behauptet, es habe kaum der Hundertste von ihnen die Krankheit überstanden, erst von den später Erkrankten genasen immer Mehrere. Eben so plötzlich, als die Krankheit entstanden war, hörte sie nach einem Monate auch wieder auf und nach im Fieber konnte die Krönung Königs Heinrich VII. und die Eröffnung des Parlaments stattfinden. Mit demselben kurzen und schnell tödenden Verlaufe, wenn auch nicht in gleicher Verbreitung lebte die Krankheit in England während der Sommermonate 1507 wieder. Im J. 1518 oder wie Bruner nach der Computation des Kalenders will, im Sommer 1517 bemerkte man die Krankheit zum ersten Mal auch in Krakau, zu Amsterdam und Antwerpen, vielleicht auch in der Piccardie.

Nach mehreren Jahren der anomalen Witterung und des Mißwachses brach das Ubel im J. 1528 in England und auf Sorbinien wieder aus, jetzt verbreitete es sich auch über Holland, die Hansestädte, Scandinavien und eben so über Oberdeutschland und Österreich, wie man nach der größeren Zahl der darüber erschienenen ärztlichen Berichte schließen möchte, besonders längs des Rheins im Breisgau und am Bodensee, überhaupt wurde jetzt viel darüber geschrieben, und man ersieht wunderbare Fieberumstände. Zu Amsterdam brach die Krankheit nach einem regnen Sommer am 27. September (1529) Nachmittags bei einem Nebel plötzlich aus, und verschwand am sunsten Tage eben so plötzlich wieder, nachdem sie an diesen Tagen täglich mehr als 100 meist der blüthenjähre und in dem besten Lebensalter stehenden Individuen befallen hatte. Es dauerte ihre Zeit in derselben Stadt überhaupt selten länger, als 14 Tage, und was eben so wunderbar ist, die Krankheit war an dem einen Orte sehr verheerend, und an dem andern sehr leichter Art, was man nicht immer bloß aus der Behandlung der Kräfte herleiten konnte. Zu Friedberg und an andern Orten war der Verlauf so rasch, daß Einzelne während eines kesshalb veranstalteten Umgangs unter Gähnen und Niesen todt niederstürzten; in einer thüringischen Chronik heißt es: es starben viel tausend Leut plötzlich dahin, es war ein so geschwindes Gift, daß wenn Jemand nur davon reden hörte, und sich entsetzte, so sturb er gleich bin; nach Schweinlein kleiner Chronik S. 142 „regirte eine Seuche, daran die Leut meistens theils vom Schlaf innerhalb 24 Stunden gestorben, wenn man aber durch seßige Worte mit Kütteln, hin und wieder legen, oder wie man gefonnt, den Schlaf gewehrt, sind durch dieß Mittel viel beim Leben erhalten worden.“ Im J. 1531 erschien das Ubel wieder in England und es starben besonders Viele aus den höhern Ständen, die vor den übrigen von demselben befallen wurden. In Schropshire sah man die Krankheit auf einen stinkenden Nebel folgen, wobei sich diese Fieber durch die Winde getrieben zog, da brach auch die Krankheit aus; auch dieß Mal starben die Befallenen oft schon in der dritten Stunde und nach der Versicherung von John Kaye, der die Krankheit beschrieb, starben nur in seinem Betriche während 7 Monaten 1000 Menschen an derselben.

Wird nun behauptet, daß von dieser Zeit an diese Krankheit wieder verschwunden sei, so möchte dieß nur in so fern wahr seyn, als später keine so weit verbreiteten Epidemien unter demselben Namen aufgezeichnet sind; bestimmt man jedoch den Charakter der Krankheit dahin, daß dieselbe in äußerst profusen Schweißem bestehe, an welchen die Befallenen ohne weitere Zufälle in wenigen Stunden starben und die Leiden in die schnellste Zersetzung gerathen, daß immer die blüthenjähre Individuen, zuweilen das weibliche Geschlecht vor dem männlichen befallen werden, und eine solche Epidemie meist nach einem Monate oder in noch kürzerer Zeit eben so rasch als sie herein gebrochen war, wieder verschwindet: so fehlt es bis auf die neueste Zeit auch außer England nicht an

einzelnen solchen Epidemien, die auch nicht immer auf einzelne Orte sich beschränkt zeigten. Nur wurde bei den späteren Epidemien immer die weitere Beobachtung gemacht, daß bei denen, welche bis zu dem dritten Tag der Krankheit lebten, unter Verschlimmerung der Zufälle und unter Vangigkeit ein Frieselfebrisantem sich zeigte, von dem man zwar nicht sagen kann, daß es die Krankheit kritisch entscheide, das aber doch da niemals fehlt, wenn die Kranken die Krankheit glücklich befehen, und mit dessen schnellem Verschwinden die Zufälle schnell sich verschlimmern. Dabei ist es fast überflüssig zu bemerken, daß so viele Epidemien von Frieselfiebern, bei welchen der Friesel mit Schorlach oder mit schlimmen gastrischen Zufällen complicirt war, oder bei Wöchnerinnen vorkam, nicht dierher gehören, wie ja überhaupt der Friesel gleich den Pectechien vielen andern Krankheiten sich beigesellen, und häufig auch, besonders bei Frauen, eine ganz eigenständige, für sich bestehende chronische Krankheit bilden kann.

Als eine solche Suetie miliaire kam während des vorigen Jahrhunderts und wie man nach den Registern des alten medicinischen Collegium zu Amiens vermuthen kann, noch früher die Krankheit vor, auf der nordwestlichen, England gegen über liegenden Küste Frankreichs, in der Picardie besonders in dem Canton, den man ehemals le Bireour nannte. Im J. 1718 beobachtete und beschrieb die Krankheit Bellot, später Boyer und über eine der neuesten Epidemien in den Departements Dife und Seine und Dife im J. 1821 berichteten Kayer und François und Walp. Außer der Picardie kam eine ziemlich ähnliche Krankheit von Pujole beschrieben, auch in Languebec oder vielmehr in den Departements Audy und Pyrénées orient. 1782 vor, ähnliche Epidemien gab es auch in der Lombardie und in Piemont, aber auch in Deutschland selbst es im 19ten Jahrhundert nicht an einzelnen Epidemien dieser Art; die Friesel-Epidemie, welche Kreyzig *) zu Wittenberg, vom 4 — 14. Febr. 1801 beobachtete, eine Krankheit, welche im Dec. 1802 zu Röttingen herrschte *), die Epidemie zu Giengen an der Brenz vom 20. April bis 12. Mai 1820 *) hatten ganz dieselben Erscheinungen, und vom 19. März bis 19. April 1829 kam dieselbe Krankheit zu Enningen im Oberamtsbezirk Waiblingen in Württemberg vor, und wurde von dem Unterzeichneten als Obersympthysus beobachtet *); in allen diesen Epidemien starben täglich mehrere der blühendsten Individuen in ihren besten Jahren, nachdem sie oft nur einige Stunden von dem profussten Schweiß befallen worden waren, ohne alle weitere Zufälle, namentlich ohne Affection des Kopfes, der Brust und des Unterleibs, ohne Schmeer-

zen und Convulsionen oder Gangrän bei vollkommenstem Bewußtseyn, ja mit einer wahren Steinruhe, und unmittelbar nach dem Tode nahm sogleich die stürzende Fäulnis überhand; die Krankheit war in allen diesen Fällen nicht ansteckend, alle Orte, wo sie vorkam, haben eine solche Lage, welche Wechselfieber begünstigt, und meist herrschten in der Nachbarschaft gleichzeitig Wechselfieber; höchst wahrscheinlich wirkte aber auch zugleich ein weiteres Moment in der Atmosphäre mit zu ihrer Hervorbringung. Über die entsprechende Heilmethode läßt sich wenig Genügendes sagen; der Unterzeichnete fand Blutentziehung nachtheilig, der Schweiß durfte gar nicht durch warmes Verhölten und durch Cardiaca noch getrieben, eben so wenig aber auch zurück gehalten werden; wo auf dessen Zurückweichen die Zufälle sich verschlimmerten, da wirkte Anisther mit Effignaphthe und Kampher wohltätig, sonst wurde ein Infusum der angelica mit Salzsäure gereicht; eine solche Behandlung durfte jedoch nicht über den dritten Tag fortgesetzt werden, da der hervorbrechende Friesel und die Verkopfung kühnende und eröffnende Arzneyen erforderten. Bei Einigen schien ein gleich am Ausbruch der Krankheit gereichtes Brechmittel gute Dienste zu thun, es mußten, weil bei der großen Furcht Alles vomiren wollte, gegen 200 Brechpulver verordnet werden, doch ist der Unterzeichnete weit entfernt, das auf diesen allgemeinen Gebrauch von Brechmitteln erfolgende schnelle Ende der Epidemie letzteren zuzuschreiben, da ein solches plötzliches Aufhören des vielen Erkrankens vielmehr Charakter solcher Epidemien ist.

(Schnurrer.)

HIDROPLANIE (Hydroplania von *idwais*, Schweiß und einem Derivate des Verb. *planatus* ich leite irre), eigentlich die früher angenommene Verlesung des Schweißes auf innere Theile; auch das Hervorbrechen desselben an ungemöhnlichen Orten.

(Wiegand.)

Hidropyretos (engl. Schweiß), f. Hidronosos.

HIDROS (*idwais*), auch wohl Idros, ferner Idros (*idos*, Sommerhitze), auch wohl Ephidrosis), nach Hippokratens eigentlich ein zu geringer, nicht kritischer Schweiß, die sichtbare und fühlbare Hautausdünstung der Schweiß. Daher Hydrosis (*idwais*) das Schwitzen; Hidrotica oder Hidrotopoeitica und Hidrotopia schweißmachende, schweißtreibende Mittel (*sudorifera*); Hidrocritica, entscheidende Zeichen im Schweiß und Hidronosos, das Schweißfieber, der engl. Schweiß.

(Wiegand.)

Hidrosis, f. Hidros.

Hidrotia, f. Hidros.

Hidrotica

Hidrotopoeitica }, f. Hidros.

Hidrotopia

HIDS, ein Herrd des königl. dänischen Amtes Xarbus im Eiste gleich. Namens, auf der Solbinstel Jütland, 4½ D.R. groß mit 2500 Einw. in 9 Kirchspielen *).

(R.)

Hidschas, Hidschaz, f. Hedschaz.

*) Geom. Handb. der Ksch. 1e Bd. S. 132.

1) Hufeland Journ. b. p. X. XII. Bd. 36 Stck. 2) Jof. Mich. Sinner, Darstellung eines rheumatischen Schweißfiebers, welches zu Ende des Novembers 1802 in dem Städtchen Röttingen an der Tauber emisch herrschte. Weidb. 1803. 3) Schnurrer, Uebersicht der Krankheiten. 2e Th. S. 574. 4) Geschichte einer Epidemie des Schweißfiebers, verglichen in der medicinischen Etude der Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher zu Heidelberg. Gedruckt in den Heidelberger klinischen Annalen.

HIDSCHÉ, angeblich das alte Elogia; ein Dorf westlich von Erzerum mit 72 Häusern, bekannt durch seine warmen Bäder von 34° Reaum. Temperatur *). (R.)

HIDSCHR (حاجر), ein Bezirk des Landes Tcher-
mud zwischen Nebina und Damastus. Hidschrol:
Kaobter heist die erste Grundlage der Kaaba, welche
die Koraischiten bei ihrer Erneuerung der Kaaba aus
Ehrfurcht für Abrahams Namen verkörpert; dann der
Namen eines Dorfes des Gebietes der Beni Selim in der
Nähe von Moskalmaai مرقعي und Sisolan ولان.
Jatur's Muschterek. (v. Hammer.)

Hidsung, s. China (1ste Sect. 21r Bd. S. 173).

HILVEG, siebenbürgisch-sächsisch Hüstenburg, was-
lach, Hidaga und Hlogyk, ein schönes ungarisches Dorf
im Großfürstenthum Siebenbürgen, im Lande der Un-
garn, Ober-Äbenster Gelpanschaft (Felső Fejér Vár-
megye), Peshelnefer Proceß oder Comitatsbezirk, wel-
ches vor der mongolischen Verderbung im 14ten Jahrh.
der Sachse Zulkue besaß. Jetzt gehört es den gräf-
l. Familien Remes (pr. Remesch) und Mikó. Hier
ist eine Färberei für rothes und blaues Garn. Franz
Mikó, der 1635 starb, stiftete in Hidveg ein unitari-
sches (socinianisches) Genußhaus †). (Rumy.)

HIEB (sprachl.), die Handlung des Hauens, dann
der Schlag, vorzüglich mit einem schneidenden aber auch
mit einem andern Werkzeuge (vergl. den Art. Hauen),
endlich auch die Wunde, die nachgelassene Spur eines
solchen Schläges. Das letztere in Wendungen wie ein-
nen Hieb im Gesichte haben, alle Hiebe sind
noch am Baume sichtbar. Tropisch bezeichnet Hieb
einen starken aber verdeckten Verweis oder Tadel, gleich-
sam einen geistigen Schlag, den man jemandem beibringt;
so in der Redenart Jemandem einen Hieb
geben. Interessant ist die im gemeinen Leben gewöhn-
liche Wortverbindung einen Hieb haben für nicht
nüchtern seyn; denn der Trinker erscheint darnach
wie vom berausenden Getränke überwältigt und ver-
wundet. Ähnliche Ausdrücke, welche das Leiden unter
dem Bilde des Kampfes betrachten, findet man im He-
bräischen und Arabischen als Jes. 28, 1, auch im Grie-
chischen und Lateinischen fehlt es nicht ganz daran *).
In der Sprache der Roßleute ist Hieb ein Bezirk des
Waldes, wo entweder Holz gefällt wird oder werden
soll, oder auch wo das junge Holz nach dem Fällen
noch nicht wieder zu Stangen aufgewachsen ist; es ist
also einerlei mit Han, Gehau, Haulung, Holz-
schlag und Schlag. Aber die beste Einrichtung der
Hiebe oder Schläge s. d. Art. Gehau und Haubar.
Auch das Recht, Holz hauen zu lassen, wird Hieb ge-
nannt. In der Hüttenkunde ist Hieb einerlei mit
Stollnhieb (s. d. Art.); in der Ferkelkunst wird es

dem Stoß entgegengesetzt (auf den Hieb sich heraus-
fordern); vergl. darüber den Art. Hauen. Endlich be-
zeichnet Hieb auch einen Fehler im Bau des Ferkels,
nämlich die Vertiefung am Anfang des Widerrists,
weil sie einem Hiebe ähnlich sieht. (A. G. Hoffmann.)

HIEB, Feilenhieb (technologisch), nennt man die
parallel laufenden, schrägen, sich kreuzenden Einschnitte,
welche die raube, reibende Oberfläche der aus Stahl ge-
schmiedeten Feilen bedecken. Diese Hiebe oder Einschnitte
werden von den Feilenhauern, einer eigenen unter
diesem Namen bestehenden Kunst, oft auch in besondern
Feilenfabriken, mit Hilfe von Weiseln und an-
dern Instrumenten gebildet. Bei ebenen oder horizon-
talen Flächen bedient man sich eines Weisels mit gerade
laufender Schneide, welche breiter als der obere Griff
ist; bei runden oder erhabenen Flächen hingegen eines
solchen, dessen Schneide die Gestalt eines zurückgezo-
gen halben Mondes hat. Nach Beschaffenheit der Fei-
len, welche nach Form und Größe von einander unter-
schieden werden, fällt der Hieb mehr oder weniger tief
und weit aus. Den größten, oder fließen und weitesten
Hieb bekommen die so genannten Armfeilen, welche von
Schlossern, Fußschmieden und andern Metallarbeitern beim
Gebrauche mit beiden Händen dergestalt geführt werden,
daß sie mit der rechten Hand das Heft, mit der linken
die Feile selbst halten und aufdrücken. Einen feineren
Hieb bekommen die Handfeilen, einen noch feineren
die Plattenfeilen und die Vorfeilen, den feins-
ten die Schlittfeilen; und zwar jede Gattung mit
flüßigen abnehmenden engern und flachern Hieben.
Es kann daher eine Arm- und Handfeile zwar von
gleicher Größe und Schwere seyn; aber stets hat jene
tiefer und weitere Hiebe, als diese, und dieses Ver-
hältnis gilt auch von den übrigen Sorten. Indes pflegt
doch fast immer bei jeder Art von Feilen der Hieb sich
nach der abfallenden Größe und Schwere in fortwäh-
rendem Verhältnisse zu richten. Beim Hauen selbst wer-
den die zugerichteten Feilenköpfe auf dem Haulambosse,
einem kleinen, länglich vieredigen, flachen, etwas geneigten
Ambosse, in das Haulisen, einem eisernen, mit einer
edigen, hohlen oder halbrunden Rinne versehenen Werk-
zeuge, mittels eines Feilenhalters, einem cylindri-
schen aus Holz verfertigten, gegen das Werkstein mit ei-
nem metallenen Ringe versehenen Feste, gelegt und
durch einen an beiden Enden zusammengeknüpften Rie-
men, den man um die Feile schlingt und nach dem Fuße,
wie einen Schufter's-Knietriemen, anspannet, festgehalten.
Die Feilen erhalten dann, mittels Meißel und Hammer,
einen doppelten Hieb, nämlich erstens einen Grund-
hieb und hierauf einen Kreuzhieb. Jener besteht
aus Einschnitten, welche sämmtlich nach einer schrägen
Richtung laufen; dieser aus Einschnitten, welche den
Grundhieb durchkreuzen. Am der Feile den Grundhieb
zu geben, legt der Feilenhauer den schiedlichen Meißel
an dem untern Ende der Feile dergestalt schräg auf, daß
in derselben durch einen Schlag mit dem Hammer Auf-
wurf entsteht, damit nach dem Härten die Feile beim

*) Reim. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 245.

*) S. Sam. Benko Transilvania. T. II. p. 404.

*) S. mehrere der Art in Gesenius Commentar 1. Jer
folias. 1r Th. S. 831.

Gebrauche angreift. Die Menge der Grundhiebe hängt von der Feinheit der Feile ab, und oft hat eine solche 2 bis 3000 Einschnitte. Nach Beendigung des Grundhiebs, wird die Feile mit einer gebärteten Schlächtfelle, um den aufgeworfenen Grad überall gleichförmig zu machen, abgezogen und mit Talg eingerieben, worauf man den Kreuzhieb so auf den Grundhieb setzt, daß dieser jenem immer einige Grundlinien quer durchschneidet. Beim Hauen runder oder eckiger Flächen wird die Feile, zur Schonung des fertigen Hiebs, auf ein Stück Linn oder Blei gelegt, das nach Umständen ausgefenkt ist. Alle Hiebe, sowohl die Grund- als auch die Kreuzhiebe, müssen nicht allein gebögdig schräg, sondern auch gleich tief und gleich weit von einander geführt werden, und diese Gleichförmigkeit läßt sich am besten durch die in neuern Zeiten erfundenen Feilenhauermaschinen bewerkstelligen, die entweder durch Menschenhände, oder durch fließendes Wasser, auch durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzt werden*).

(Fr. Thon.)

Hieber, f. Hauen.

HIEBER (Gelasius), aus Dinkelsbühl in Schwaben, trat zu München in den Augustinerorden, war 18 Jahre lang daselbst ein sehr beliebter Prediger, kam 1724 als Superior nach Auffsirch, und starb den 12. Februar 1731 im Augustinerkloster zu München in seinem 60sten Jahre. Durch vielseitige, gründliche Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse; durch einen über die Vorurtheile seiner Zeit erhabenen heilen Geist; und durch das Streben, Licht und Wahrheit zu verbreiten, zeichnete er sich ehrenvoll aus. Als (Missions-) einer gelehrten Gesellschaft (der bairischen Musesberg oder Academiae Carolo-Albertinae genannt) lieferte er viele Beiträge mannichfaltigen wissenschaftlichen Inhalts zu den Schriften derselben, die unter dem Titel, Parnassus boicus oder neu eröffneten Musesberg in 6 Bden 1722—40 erschienen, auch sind alle Gedichte in dieser Sammlung von ihm. Außerdem schrieb er: Leben des heil. Vaters und Kirchenlehrers Augustinus. München 1720. 4. Jesus Christus und seine Kirche, darzueignet von Urbeginn der Welt bis auf unsere Zeiten, 1ßer Theil, die Reueignisgeschichte von Adam bis auf Christus. Augsburg und Dillingen 1726. Leben, Predigtamt und Leiden Christi, 2r Th. Eben das. 1729. Von der Sendung des heil. Geistes bis auf die zweite Ankunft Christi, 3r Theil. Start am Hof 1733. fol. Auslegung des katholischen Glaubens in Predigten. München 1732. 4. Aretische Schriften, Predigten u. A. †).

(Baur.)

HIEBIG, ist in der Sprache des Forstmannes einerlei mit Haubhar (f. d. Art.); althiebig nennt man Laubholz, welches über 20 Jahre alt ist im Gegensaß

zu dem jungen oder hiebigem, welches erst zwischen 12 und 20 Jahren steht. (R.)

Hiebmair (Balth.), f. Hubmeier.

Hiebwunde, f. Hauen und Wunde.

Hiecke u. Hiecken, f. Hicke u. Hieken.

HIEDICOUER, Verklümmelung des türkischen Jedi Küla (يحيى قلا), die sieben Schlösser, womit man die bekannten sieben Thürme zu Constantinopel bezeichnet (f. den Art. 1ste Sect. S. 148.)

(A. G. Hoffmann.)

HIEDTFELDT, HIDEFELD od. HUFFELD (Ambrosius), aus Danzig gebürtig, erhielt 1525 das Pastorat an der dortigen Peterskirche, mußte aber 1526 seine Vaterstadt verlassen und wurde 1530 zu Magdeburg als Pastor an der Peterskirche angestellt und starb 1572. Verdient machte er sich durch seine Vertheidigung der magdeburgischen Lehrer gegen den Zetoten Altem. Heßhusius und durch seine Theilnahme an dem großen kirchenhistorischen Werke, welches unter dem Namen der magdeburgischen Centurien bekannt ist †).

(A. G. Hoffmann.)

HIEF (der), JAGDHIEF, HIEFSTOSS, wofür man auch Hilt und Hült geschrieben findet, heißt der bekannte Jagdruf, welcher vermittelt des Hiefhorns (Hifthornes, Jagdhornes), auf hohen Jagden von den Jägern angegeben wird. Das Wort ist dem Laute nach gebildet, welchen man aus dem Jagdhorne heraus hört. Der Hief kann lang, einsach, kurz und doppelt seyn; eine besondere Art ist der hennenbergische Hief (f. den Art.), welcher aus drei reinen lauten Hiefen besteht. Diese (Histe) abstoßen bezeichnet das Abbrechen des Athems beim Blasen des Hiefhorns. Dieses Hiefhorn (Hifthorn, bei einigen Hifthorn) ist ein kleines gleich auslaufendes Horn, wird an einem ledernen Riemen, Hiefriemen, Hiftriemen, auch Hornfessel genannt, über der linken Achsel getragen, theils zur Auszeichnung des Jägers, theils um die Treib- oder große Zeugjagden mit 3 Hiefen an und abzugeben, theils um einen jagdbaren Hirsch mit eben so viel Hiefen zu meiden, als er Enden hat. Es gibt 3 Arten solcher Hörner, nämlich Sinken von bestem Laute, Misthörner von mittelmäßigem und Rüdenhörner von tiefem Tone. Sie werden von Dreckschtern aus weich geleschten Büßelhörnern gefertigt; die Horntrieber benutzen dazu weich gefochte Spizen von Ochsenhörnern, welche sie durchbohren, an der Stelle, wohin das Runkelstück kommt, adrechseln und am Schallstücke mit rothem Wachs paffen. Die Hiftriemen oder das Hornfessel sammt den dazu gehörigen Beschlägen und Schnallen, ist nach dem Stande des Wildmanns verchieden; bei vornehmern von silbernen Zeffeln, bei andern von Korbuanleder mit silbernem Beschläge. Die, welche Hifthorn schreiben, leiten den Namen daher, daß das Horn an oder über der Hüfte des Jägers hängt. An dem

*) D. A. W. Freilshaupt, Feilenhauermaschine, womit ein Kind die feinsten Feilen machen kann u. mit Kupf. Dinkelsbühl 1809. 8.

†) Carol. den Art. Amort im 3ten Bde dieser Encyclopädie.

†) Sein Leben im Parnassus boicus. Bd. V. Bericht 17. Disinger Bibl. Augustin. 437. Augsburg. der bair. Acad. der Wiss. 1764. Bd. II. 12. Baader's gel. Bahren. 3r Bd. 52.

*) Adelsang Forst. von Jägers Geschichte. Bd. 2. 1996. und Kettner's Cleral. Magdeb. p. 333 ff.

Hieborne ist noch eine Verzierung von Rods: oder Ham-
melbaaren und grünem Wande in Schleifen angebracht,
von den Jägern der Hornsatz genant. Ehetem hatte
dieses Wad eine bestimmte Länge, weil der reisende
Jäger so weit als es nach Auflösung der Schleifen von
der Straße in den Wald reichte, Füchse, Hasen oder
Ente für sich schießen durfte, und heißt auch Hais-
schaur oder Schweischnur. (K.)

Hiele, Hielien, f. Hagebutten.

Hiefhorn

Hiefriemen }, f. Hief.

Hiefstoss

HEGEL (Johann Crastio), Doktor der Arznei-
kunde und ausübender Arzt in Mainz, schrieb Collect.
naturae, artis et antiquit. Spec. I. antiquitatis sive
urnae sepulchralis nuper extra urbem Moguntinam
erutae descriptio (Mogunt. 1697. eine Fortsetzung ist
nicht erschienen), 303 später nach Gobleng, wo er fort-
führ sich dem Studium der Alterthumskunde zu widmen,
sammelte ein bedeutendes Münz- und Kunstkabinett, wel-
ches ihm vielfältige Besuche von Fremden zuzog, gab in
Gobleng eine kleine Abhandlung de Urnis sepulchra-
lihus Coheribis (in Coevern waren nämlich mehrere
Ährenfrühe gesunken worden), worin er zugleich seines
Gebietes, des Kurfürsten Johann Hugo von Trier To-
desfall besagte, heraus, wurde kurfürstl. Leibarzt, und
starb zu Gobleng, an Altersschwäche, den 9. Dec. 1736
(nicht um 1704, wie Schumacher meinte), und überlebte also
um 10 Jahre seine Hausfrau, Maria Katharina Men-
dengen, welche bereits den 31. März 1726 verstorben
war. Durch seinen letzten Willen setzte Hegel, dem in
Gobleng keine Kinder geboren wurden, und der überhaupt
keine hinterlassen zu haben scheint, die Armenanstalten
zu Gobleng zu Erben seines ganzen Vermögens, insbe-
sondere seines Kabinetts, in so fern er dasselbe nicht an
den berühmten Abt Bessel von Gültweich verkauft hatte,
ein. Sein merkwürdiges Specimen collectioneorum
naturae etc. welches dem berühmten Feldmarschall, Hans
Karl von Tülingen zugeeignet, und wovon Joannis in
Appendicibus ad Huttichium, t. 8. rer. Mogunt.
einige Auszüge liefert, hat Schunk in den Beiträgen
zur Mainzer Geschichte, Bd. 2. S. 289 — 321, neu
abdrucken lassen, nur selbst hier die dem Werke beige-
fügten Abbildungen, die zwar mehrere Theile bei Serarius
und Joannis vorkommen. (v. Sramberg.)

HIEKE (d'o), nennen die Bergleute in manchen
Gegenden die einzelnen Stücke oder Körner eines Mine-
rales, welche sich in einem andern finden. Um sie näher
zu bezeichnen, setzt man den Namen des Stoffes hinzu,
den sie enthalten; daher Benennungen, wie Eisenhiefen,
Kupferhiefen. (K.)

HIEL (Hw), ein Hebräer aus Bethel, wird 1 Kön.
16, 34, als Wüderhersteller der Stadt Jericho genant,
welche durch Josua erobert und zerstört worden war.
Der von diesem Heilberna, man sieht nicht recht warum?
gegen den etwaigen Wiederaufbau des Thors nach Jos.
6, 26, ausgesprochene Fluch bewährte sich durch den

Verlust zweier Söhne, womit Hiel nach 1 Kön. 16, 34,
sein Unternehmen düstete. (A. G. Hoffmann.)

HIEL, HIELING, HIELUNG, nennt man den
Fuß, den untern Theil, einiger Stücke des Schiffes,
nämlich: 1) des Achter Steuens; bei ihm ist Hiel der
Theil desselben, welcher auf dem hintersten Ende des
Kiels steht. Vergl. Plan I. Fig. 7. f. 2) des Kiels;
Hiel heißt das hinterste Ende desselben, worauf der
Achter Steuen steht. — Das vordere Ende wird das
Anie, das Kniebad genant. 3) eines Mastes; hier
heißt Hiel der unterste Theil oder Fuß, welcher vieredig
ist und im Spur steht. Vgl. Fig. 1. k. 4) der Span-
ten; das Hiel ist das untere Ende derselben, welches
auf dem Kiel steht. Vgl. Fig. 1. b. b. 5) eine Sten-
ge; an derselben wird der vieredige Fuß so genant,
welcher in den Sankings befestigt wird. Vgl. Fig. 1.
u. und z. (C. H. Muller.)

HIELEN, HELLEN, HILLEN, heißt in der
Schiffsprache eine Schiefe oder geneigte Lage gegen den
Wasserspaz haben. Ein Schiff hielt, wenn es hinten
tiefer wie vorn im Wasser liegt, wie Plan I. Fig. 7.,
oder der Kiel nicht parallel mit dem Wasserspaz ist. —
Ein Schiff hielt auch nach der Seite, nach welcher es
sich unter dem Wasserspaz neigt, ober eine Schlagseite
hat. (C. H. Muller.)

Hieling, f. Hiel.

HIJELMAREN, ein schwedischer Landsee, 7 Meilen
lang, 2 Meilen breit, 79 Fuß über der Mäse, zwischen
den Provinzen Södermannland, Westmannland und Re-
rike, mit vielen Klippen und Inseln, Heu- und Rohr-
werbung auf den Inseln und an den Ufern, und gutem
Fischfang. Der Hielmar steht durch den ältesten Kanal
Schwedens, den Arbogakanal, und die 8 Hielmarschleu-
sen, wie der Fluß Arboga, mit dem Landsee Mälar
(f. Mälaren) in schiffbarer Verbindung, mit dem er auch
durch den Thorsköllausfluß, der aus dem Hielmar in den
Mälar strömt, aber nur theilweise schiffbar ist, zusammen
hängt. (Vgl. Arboga und Thorsköllaus.) (v. Schubert.)

HIJELMELAND, ein Kirchspiel des Amtes Sla-
vanger in dem königl. norweg. Stifte Christianland mit
2485 Einw. (R.)

HIJELMSLEV, ein Herred des Amtes Aarhus im
königl. dänischen Stifte gl. Namens auf der Halbinsel
Jütland, ist 3 □ Meil. groß und hat 3200 Einw. in
10 Kirchspielen. (R.)

HIJELMSTIERNA (Heinrich von), königl. dani-
scher geheimer Rath, Ritter vom Dannebrogorden, und
Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Kopen-
hagen, geb. 1715 von bürgerlichen Eltern. Seine Ver-
dienste köhnten ihm den Weg zu den angehörigen Wür-
den, und als ein großer Kenner und Beförderer der
dänischen Geschichte und Literatur zeichnete er sich rühm-
lich aus. Er selbst hat nur sehr wenig geschrieben, aber
seine Bücher, Münz- und Gemäldesammlung gehört

*) Helm. Handb. der Kech. 1r Bd. S. 500.

**) a. a. D. S. 132.

wirkte 1700 als Magister, besetzte dann mehrere, zum Theil sehr ansehnliche geistliche Stellen, wurde 1720 Abt. der Theol. und 1725 Prälat in Hirshau. Von seinen kleinen Schriften ist als seine Zeit charakterisirend zu erwähnen die „kurze Erörterung der Frage: ob und welcher Gestalt ein wahres Christenthum bei Hofe möglich sei“ *).

2) Franz Karl, auch ein Württemberger, geb. 1767, war einige Zeit Hofkapellmeister zu Stuttgart, ging aber später zum Theater ab, wurde Regiments-Secretär und starb 1822. Bekannt gemacht hat er sich durch Bearbeitung einiger franz. Opern von Marfoller, Duval, Bouilly u. s. w. Amor und Psyche, Lustig. in 4 Aufz. in Russl. gesetzt von Abell; Adolph und Clara oder die beiden Gefangenen, Lustig. in 1 Akt (Stuttgart. 1801. 8.); das Singspiel (das. 1806); dieß Haus ist zu verkaufen (das. 1807); Better Jakob (das. 1807) sind die namhaftesten darunter **).

3) Johann Heinrich, ein württemberg. Theolog und Uebersetzer von Rro. 1., geb. um 1573 zu Unter-Eisingen, vermalte erst das Diöcesan zu Herrenberg, wurde dann außerordentlicher Professor der Theologie zu Tübingen, Dr. der Theol., Abt im Kloster zu Ansbach und starb den 14. Januar 1621. Seine Schriften bestehen hauptsächlich in Disputationen, Reden und Predigten; wir zeichnen nur aus eine epitome physicorum ex Aristotelis philosophia deprimpta und eine epitome Librorum Aristot. logicorum ***).

HIEMPSAL, 1) Sohn des numidischen Königs Micipsa und Bruder des Königs Adherbal, wurde von Jugurtha, mit welchem die Brüder das Reich theilen sollten, aus dem Wege geschafft *). 2) Ein König Mauritaniens, welcher mit den Römern verbündet war *), Vater des Königs Juba I. von Numidien; über seine Verwandtschaft mit Masinissa und dem ersten Hiempsal ist man zweifelhaft, doch halten ihn einige für den Sohn, andre für den Enkel des Hiempsal. Ein Rasse Jugurthas Hierdas verjagte ihn aus seinem Reiche, allein durch Pompejus wurde Hiempsal wieder in sein Reich eingesetzt.

HIEN (Daniel), geb. 1725 zu Straßburg, wurde von K. Mannich in der Malerei unterrichtet, und studierte zugleich die Gemälde des ehemaligen berühmten Klinghoffer Kabinetts. Gegen Ende des J. 1749 reiste er nach Mailand, konnte aber ungünstiger Verhältnisse wegen K. Griorio's Unterricht zu seiner fernern Ausbildung nur einige Wochen lang benutzen. Seine Kunst im Thiermalen verstand er Baptista Hudry zu Paris. Seit 1756 malte er für den Hof zu Zwibrücken, und gegen seine Neigung jähnes Vieh und Schäferscenen;

seine vorzüglichern Werke bestehen aber in wilden Thieren, Feterwittpret, Füchsen u. s. w., auch malte er mit vieler Neigung Kühenstude, Früchte, Kräuter und Blumen. Eines seiner schönsten Gemälde stellt eine Fuchshege dar; vorzügliche Zeichnung und Haltung, wie auch richtig verstandene Anatomie der Thiere, werden darin bewundert *).

HIEN, eine chinesische Stadt des 5ten Ranges in der Provinz Festsche-li, 12 engl. Meilen südlich von Hsien *).

HIENIPA, ist einetel mit Alcala de Guadaira (s. den Art.)

HIENKING, heißt bei den Chinesen die nordöstlichste Provinz des Königreichs Korea, in R. an die Mandchurei, in D. an das Japanische Meer, in S. an die Provinz Kiauwun und in W. an die Provinz Pinngan gränzend, ist gebirgig und waldig, von der Mandchurei durch eine, jetzt versallende, Mauer von Pallisaden getrennt und wenig bevölkert. Sie wird vom Tumen durchströmt und ihre Hauptstadt Hiempfen ist zugleich Gränzfestung gegen die Mandchurei *).

HIENSFRAKE, ein gewisses Gericht, vor welchem die Hörigen zu erscheinen hatten.

HIEN-YANG-HIEN, eine chines. Stadt dritten Ranges in der Provinz Schensi, 12 engl. Meilen von Singhan *).

HIEOU-KI, eine Stadt dritten Ranges in der chines. Prov. Fokien, 25 engl. Meilen südlich von Yen-king *).

HIEOU-NIING, eine chines. Stadt dritten Ranges in der Provinz Fuhang, 40 engl. Meilen südlich von Wus-fschang *).

Hier (Lorenz La), s. Lahiro (Lorenz).

HIERA (Ipele), ist in der alten Geographie Name einiger Inseln: 1) einer kleinen Insel unter den Sporaden, auf der Westseite der Insel Ios, welche um 200 vor Chr. Geb. durch vulkanische Wirkungen hervor trat, ward auch Automate, die von selbst entstandene, genannt. Die Rhodier, welche zuerst sie zu besuchen wagten, bauten darauf dem Neptun einen Tempel. Justin. XXX, 4. Plin. II, 87. IV, 12. (Kannegiesser.) 2) Eine's Eilandes vor dem Hafen der Insel Santorin, jetzt Palaoa-Kaimena, s. dieses. 3) Einer Insel an der Westküste Siciliens, jetzt Maximo (s. den Art. Aegates, 1ste Sect. 2r Bd. S. 4). 4) Einer der liparischen oder liparischen Inseln und zwar die südlichste, nahe der nordöstlichen Küste Siciliens, südlich von Lipara, mit einem Vulkan, weshalb sie auch noch heutigen Tages Voleano genannt wird. Dioborus Sic. nennt sie *Ἰνσὴ Ὑψιάρων*, Strabo aber *Ἰνσὴ Ὑψιάρων* (Heiligtum des Hephaistos), bei Drosius heißt sie Vulcani

*) Jöcher's Gelehrten. 2r Bd. 1587. 88.

**) Wenzels gelehrte. Zeitsch. 11r Bd. S. 355 u. 18r Bd. S. 267, und Gradmanns Gesch. Schwaben. S. 237.

*** Jöcher a. a. D. Frischlins memor. Theol. Wuer-temb. II. p. 60 ff.

1) Sallust. Bellum Jugurth. c. 12. 2) Cic. orat. de lege Agrar. I. c. 4. II. c. 21. orat. in Vatini. c. 5.

4) Fösch'se Kunst. Erken. T. I. S. 319.

1) Rees Cyclopaed. Vol. XVIII. unt. d. B.

2) Wrim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 383 ff.

3) Rees a. a. D. Wrim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 221.

4) Rees a. a. D.

5) Rees a. a. D.

insula, bei Virgil aber Vulcania. Alle diese Namen deuten darauf hin, daß sich hier schon frühzeitig der Vulkan in seiner Thätigkeit gezeigt und die Wöthe daher den Sitz des Vulkan oder Hephaistos dorthin verlegt hat. Nach Drossius Angabe (IV, 20.) entstieg die Insel in dem Augenblicke dem Ocean, als Hannibal beim dithynischen Könige Prusias den Giftbecher nahm. Strabo nennt die Insel auch Adrmissa. Hier löst die Sage auch Kollas die Winde eingeschlossen halten (f. 1ste Eret. 2r Bd. S. 67).

(R.)
HIERA, heißen bei den Alten auch mehrere Districten, nämlich 1) eine Stadt im Osten der Insel Lesbos, welche aber bereits zu Plinius Zeit durch ein Erdbeben untergegangen war (Plin. Hist. Nat. V, 39. ed. Bip.); Kruse identificirt sie mit dem heutigen Porto Jero am Meerbusen gl. Nam. südwestlich von Metelino. 2) Stadt in Mysien, f. Hiera Germe. 3) Eine Stadt in Ägypten, f. Hierokaesarea (Hierokaesarea). 4) Ein Flecken in Karien, f. Hiera Kome. 5) Stadt auf der Insel Kreta, f. Hierapytna.

(R.)
HIERA, Gemahlins des Königs Telephos von Mysien, eine berühmte Schönheit des Alterthums, welche nach Hygin selbst der viel genannten Helena vorgezogen wurde.

(R.)
Hierabotane (Eisenkraut), f. Verbeina.

HIERABRIGA, eine Stadt Lykoniens, welche nach dem Itiner. Anton., 30 Meil. östlich von Disippo (Kissabon), 32 Meil. von Stalabis (Santarem) und 220 westlich von Emerita (Merita) entfernt war.

(R.)
Hierac, f. Irak.

Hiera caesarea, f. Hierokaesarea.

Hieracantha (Eberwurzel), f. Carlina acaulis.

HIERACES (Aves), Savigny hat mit diesem Namen die zweite Familie der Aagraubvögel (Accipitres) belegt, welche die Falken begreift. (D. Thom.)

HIERACIA, wird von Plinius (Hist. Nat. IV, 2.) als eine Insel des ägäischen Meeres angeführt; sie hieß, wie er sagt, auch Ouuos. Er nennt sie zwischen Casus und Noë, woraus man schließt, daß sie im karpathischen Meere zu suchen sei.

(Kanngiesser.)

Hieraciani, f. Hierax.

Hieraciastrium (Bitterkraut), f. Hieracium und Picris.

Hieracit, f. Hieracites.

Hieraciten, f. Hierax.

HIERACITES (von ἱεράς, Häbitat), teutsch Hieracit, Häbitatstein, Falkenstein (Palaeont), nannte man ehemals Steine mit schuppiger Oberfläche, in welcher man einige Ähnlichkeit mit der Federnbedeckung eines Vogels zu finden glaubte. (H. G. Bronn.)

Hieracium oder Giracuum, f. Giraci.

HIERACIUM L. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eichenen der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der 19ten Einneischen Klasse. Ihr Charakter ist ein dachziegelförmig-schuppiger, vielblättriger gemeinschaftlicher Kelch mit schmalen Fäden; ein nackter Fruchtbehälter; und eine ungefielte Samenkrone. Alle Arten dieser Gattung sind perennirende,

und (bis auf zwei: H. fruticosum W. und auriculatum Hornem.) krautartige Gewächse.

I. Schafttragende Hieracia; A. mit einfacher Wurzel, ohne Ranken; a) mit einblumigem Schaft: 1) H. alpinum L. Sp. pl., dicht frummbaarig, mit lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen Wurzelblättern. In den Alpengegenden Europas und in Labrador. (H. scopulorum und sericeum Lapp. fl. pyren., pusillum Pursh. am. bor., piliferum Hopp., Rupicarpa Schrank., glanduliferum Hopp. sind Avarien). Abgeb. in der Engl. bot. t. 110. 2) H. pumilum Hopp. (in W. Sp. pl.), dicht frummbaarig, mit spatelförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten Wurzelblättern. Auf den nördlichen Alpen und den Pyrenäen. (H. brevicaepum Lind. fl. fr. ist eine dreiblumige Art). 3) H. alpestre Jacq. (austr. t. 191.), mit lanzettförmigen, gezähnten, unbehaarten Blättern, oberhalb filzigem Schaft, und filzigem, cylindrischem Kelch. Auf den nördlichen, thätischen, jussischen und den nördlichen Alpen. 4) H. glabratum Hopp. l. c., mit lanzettförmigen, fast gezähnten, glatten Wurzelblättern, meist einblättrigem, oberhalb getheiltem, fein behaartem Schaft, und zottigem Kelch. Auf den nördlichen Alpen. 5) H. simplex Viv., mit spatelförmig-ablangen, buchtig-gezähnten, fein behaarten Wurzelblättern, und unbehaartem, schuppigem Schaft. Im nördlichen Afrika in der Gegend des alten Cyrene. 6) H. rupestre Allion. (Auct. t. 1. f. 2.), steif behaart, mit lanzettförmigen, verlängerten, abwärts gezähnten Blättern, und meist einblättrigem Schaft. Auf den grasreichen und penninischen Alpen. 7) H. aureum Scop. carn., mit spatelförmig-lanzettförmigen, schrotsägeförmig-gezähnten, fast unbehaarten Wurzelblättern, und baderigem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (Leontodon aureum L. Sp. pl., Jacq. austr. t. 297., Hierac. hyoseridifolium Vill. Pers.). 8) H. pinastilidum Willd. Sp. pl., mit schrotsägeförmig-halbgesägten, weißgrau-zottigen Wurzelblättern, winkelförmig-gezähnten Blattfäden, und schwarz und weißbuntem Kelch. In Armenien. — β) Mit mehrblumigem Schaft: 9) H. angustifolium Hopp. l. c., mit meist dreiblättrigem, einblättrigem, steif behaartem Schaft, und linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, frummbaarigen Blättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. 10) H. laniferum Cav. (Icon. III. t. 234.), mit meist dreiblättrigem, an der Basis dichtwolligem, oberhalb unbehaartem Schaft, und spatelförmig-ablangen, glattrandigen Blättern. In Valencia. 11) H. capense L. am. ac., mit vielblumigem, schuppigem Schaft, am Gipfel entstehenden Zweigen, und ablangen, kumpfen, gezähnt-grägten, scharf anspitzenden Wurzelblättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Art ist noch zweifelhaft. 12) H. praemorsum L. fl. succ., mit höherem, feinbehaartem, doldentraubentragendem Schaft, zusammen gefesteten Doldentrauben, und ablangen, glattrandigen, oder fast gezähnten, ziemlich unbehaarten Wurzelblättern. In Europa. 13) H. auriculacolum Willd. En., mit höherem, unbehaartem, doldentraubentragendem Schaft,

und ablangen, stumpfen, gesägten, unbehaarten Wurzelblättern. Auf den penninischen Alpen. 14) *H. incarnatum Jacq.* (Icon. t. 578.), mit hohem, rispentrageudem, wie die Kelche unbehaartem Schaft, und umgekehrt-eiförmigen, stumpfen, gezähnten, auf beiden Seiten etwas haderigen Wurzelblättern. In Österreich und Oberitalien. 15) *H. venosum L. Sp. pl.*, mit an der Basis steif behaartem, oberhalb äßigem, unbehaartem Schaft, einblumigen Zweigen, und umgekehrt eiförmig-ablangen, glattrandigen, gewimperten, roth geadernten Wurzelblättern. In Nordamerika. 16) *H. bifidum Ku.*, mit vorwiegend äßigem Schaft, doldentraubensförmigen Blütenrispen, und eiförmig-lanzettförmigen, an der Basis tiefgezähnten Wurzelblättern. In Kroatien. Diese Art ist noch zweifelhaft. 17) *H. Gmelini L. Sp. pl.*, mit doldentraubentrageudem, oberhalb, wie die Kelche, steif behaartem Schaft, und leierförmigen, unbehaarten Wurzelblättern. Im östlichen Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 8. f. 2.* 18) *H. croceum Lam. Enc.*, mit wenigblumigem, fast doldentraubentrageudem Schaft, steif behaarten Kelchen, und halbfederig-schrotförmigen, gezähnten, unbehaarten Wurzelblättern. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 8. f. 1.* — B. Konfende Hieracia: 19) *H. Auricula L. fl. lapp.*, mit kurzen Ranken, lanzettförmigen, glattrandigen, zugespitzten Wurzelblättern, welche, wie der wenigblumige Schaft, löwengeb-steinbehaart sind, und mit schwärzlichem, etwas haderigem Kelch. In Europa. (*H. dubium H. dan. t. 1044.*) Abgeb. in Engl. bot. t. 2363. 20) *H. repens Willd. Sp. pl.*, mit kriechenden Ranken, spatelförmig-lanzettförmigen, stumpfen, glattrandigen, wie der vielblumige Schaft, steif behaarten Wurzelblättern, und verdichteten Blütenstielen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 21) *H. Besseriaeum Spr. Syst.*, mit verlängerten Ranken, ablangelanzettförmigen, ziemlich stumpfen, gezähnten, steif behaarten Wurzelblättern, hohem, steif behaartem, vielblumigem Schaft, zusammen gefassten, oft lebenden Doldentrauben, und etwas schwärzlichen, steif behaarten Kelchen. In Deutschland und Galizien. (*H. Auricula Bess., collinum W.*) 22) *H. Goehnei Spr. Syst.*, mit verlängerten Ranken, lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen, etwas steif behaarten Blättern, hohem, doppelt-krummhaarigem Schaft, aufgesperrten Ähren der Doldentraube, und haderigen Kelch. In Deutschland, Frankreich und in der Schweiz. (*H. collinum Goeh., cymosum H. dan.*) 23) *H. Bauhini Bess.*, mit sehr langen, krummhaarigen Ranken, lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen, fast unbehaarten, gewimperten Blättern, unbehaartem, doldentraubentrageudem Schaft, und steif behaarten Kelchen. In Deutschland und Galizien. (*H. planceae Bess. ist eine Abart.*) 24) *H. flagellare W. En.*, mit sehr langen, krummhaarigen Ranken, spatelförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, krummhaarigen, unten weißhaarigen Blättern, krummhaarigen, meist zweiblumigem Schaft, verlängerten Blütenstielen, und steif behaarten Kelchen. In Deutschland, Galizien und Laurien. (*H. collinum Bess., bifurcum X. Garck. d. W. u. S. Jovitis Dec. VIII.*

M. B., brachiatum Cand.) 25) *H. dubium L. fl. suec.*, mit kriechenden, krummhaarigen Ranken, fast spatelförmigen, stumpfen, glattrandigen, ziemlich unbehaarten, gewimperten, schimmelgrünlichen Blättern, unbehaartem, meist vierblumigem Schaft, und schwärzlichen, steif behaarten Kelchen. In Europa. Abgeb. in Engl. bot. t. 2332. 26) *H. Pilosella L. fl. suec.*, mit kriechenden Ranken, welche, wie die ablangen, stumpfen, glattrandigen, unten weißhaarigen Blätter, steif behaart sind, mit krummhaarigem, einblumigem Schaft, und unten anders als oben gestrichelten Blüthen. In Europa. (*H. pilosellaeforme Hopp.* ist gar nicht davon verschieden, *H. stoloniflorum Kit.*, eine Abart mit meist dreiblumigem Schaft, *H. Peleoterianum Merat.*, eine glatte Abart, und *H. Pseudo-Pilosella Tenor.*, eine Abart mit dicht gottigen Kelchen.) Abgeb. in der Engl. bot. t. 1093.

II. Hieracia mit wenigblättrigem Stängel: *A.* mit wenigblumigem Stängel: 27) *H. staticifolium Allion.* (ped. t. 81. f. 2.), mit linienförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten, unbehaarten Blättern, kraus aufrehtem, wenigblättrigem, meist dreiblumigem Stängel, schwappen Blütenstielen, und ziemlich einfachem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. acutifolium Vill. It.*) 28) *H. saxatile Jacq.* (Icon. t. 163.), mit linienförmig-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten, unbehaarten, an der Basis krummhaarigen Blättern, wenigblättrigem, gelbem Stängel, und steif behaartem Kelch. Auf den Alpen von Österreich und Ungarn. 29) *H. triste W. herb.*, mit aufrechten, lang gestielten, ablangen, fast glattrandigen, unbehaarten Blättern, und steif behaarten, wie der Stängel oberhalb, schwärzlichen Kelchen. Auf den alpeischen Inseln. 30) *H. chondrilloides Jacq.* (Vindob. t. 7.), mit unbehaarten, lanzettförmigen, ungetheilten und schrotförmigen Wurzelblättern, linienförmigen, halbfederigten Stängeln, gelblichen, wenigen Blüten, und steif behaartem Kelch. Auf den österreichischen Alpen. 31) *H. souchefolium M. B. taur. can.*, mit schrotförmigen, weißhaarigen, feins behaarten Blättern, äßigem, wenigblumigem Stängel, verlängerten Blütenstielen, und steif behaartem Kelch. Am Kaukasus. 32) *H. Halleri Vill.* (Delphin. III. t. 26.), mit steif behaarten, ablangen, gezähnten Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, und steif behaartem, wenigblättrigem, meist zweiblumigem Stängel. Auf den Sudeten und den Alpen des mittleren Europa. 33) *H. hybridum Chaix.* (in *Lapeyr. suppl.*), mit fast fiederig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, an beiden Enden verschmälert, und gezähnt, die Stängelblätter linienförmig sind, mit wenigblumigem Stängel, und schwärzlichem, drüsig-haarigem Kelch. Auf den Alpen des Dauphiné und der Schweiz. 34) *H. lanatum Kit.* (pl. rar. Hong. II. t. 127.), mit fast fiederig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, stumpf, gelappt, und wellenförmig, die Stängelblätter linienförmig und glattrandig sind, mit meist dreiblumigem, oberhalb naadem Stängel, und drüsig-haarigem

Kelch. In Kroatien. 35) *H. pulmonarium* Sm. (Engl. bot. t. 2307.), mit gefielten, lanzettförmigen, tief ungleich gezähnten, fleisch behaarten, gestielten Wurzelblättern, fast zweiblättrigen, gleichförmigen Stängelblättern, und meist dreiblüthigem, straff aufrechtem Stängel. Auf den Alpen des Dauphiné und in Schottland. (H. pulmonarioides Vill.). 36) *H. pallescens* Kt., mit ablangen, schimmelgrünen, buchtig-flachlich stumpf-gezähnten, oben unbehaarten, unten und am Rande sparsam krummhaarigen Blättern, langgestielten Wurzelblättern, straff aufrechtem, meist dreiblüthigem Stängel, und süßigem Kelch. In Kroatien. 37) *H. murorum* L. H. suec., mit eiförmig-ablangen, flachlich stumpf-gezähnten, fleisch behaarten, ober ziemlich unbehaarten Blättern mit tieferen Nerven an der Basis, gestielten Wurzelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und fleisch behaartem Kelch. In Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 2052. 38) *H. prunellae-folium* Gouan. (Ill. t. 22. f. 3.), mit gefielten, eiförmigen, gezähnelten, unbehaarten Blättern, gezähnten Blattstielen, niederliegenden Stängel, und einblüthigen, in den Blattstiel stehenden Blütenstielen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*Crepis pygmaea* L. Sp. pl., Hieracium pumilum L. Mant., *hiermedium Lapeyr.*?). 39) *H. nigrescens* W. (Hort. berol. t. 10.), mit gefielten, ablangen, buchtig, flachlich stumpf-gezähnten, wie der wenigblüthige Stängel fleisch behaarten Wurzelblättern, und schwärzlichen, drüsig-haarigem Kelch. Auf den Sudeten. 40) *H. humile* Host. Syn., mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, an der Basis halbgedeckten, wie der meist zweiblüthige Stängel, fleisch behaarten Blättern, und fleisch behaartem Kelch. Auf den Alpen des südlichen Europa. (H. pumilum Jacq. austr. t. 189., *H. Jacquinii* Vill. delph. — *H. calcareum* Bernh. ist eine Abart). 41) *H. incisum* Hopp., mit fast gefielten, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, eingeschnitten gefägten, unten etwas fleisch behaarten Blättern, meist zweiblüthigem Stängel, und ziemlich einfachem, fleisch behaartem, fast süßigem Kelch. Auf den nördlichen Alpen. 42) *H. obovatum* Lapeyr. suppl., mit unbehaarten Blättern, von denen die Wurzelblätter umgekehrt eiförmig, und gestielt, die Stängelblätter lang zugespitzt sind, und mit wenigblüthigem Stängel. Auf den Pyrenäen. — B. Mit vielblüthigem Stängel: 43) *H. praenitum* Vill., mit lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, unbehaarten, an der Basis und Mittelrippe gewimperten Blättern, hohem, wenigblüthigem, oberhalb fleisch behaartem Stängel, doldentraubiger, zusammen gegogener Rispe, und schwärzlichen, fein behaarten Kelchen. In Europa hin und wieder. (H. florentinum Hall. — obscurum Reichenb., ist eine Abart). 44) *H. fallax* W., mit lanzettförmigen, glattrandigen, wie der hohe Stängel, sparsam krummhaarigen Blättern, doldentraubiger, weißschweifiger Rispe, und weißgrünen, etwas krummhaarigen Kelchen. Eben das. (H. cymosum Seba.). 45) *H. piloselloides* Vill. delph., mit linienförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünlichen Blättern, meist einblüthigem, unbehaartem Stängel, ziemlich ein-

sacher, weißschweifiger Doldentraube, und drüsig-haarigen Kelchen. In der Schweiz und in Frankreich. (H. florentinum Vill.). 46) *H. cymosum* L. Sp. pl., mit fast spatelförmig-lanzettförmigen, verlängerten, fast gezähnelten, wie der hohe Stängel, fleisch behaarten Blättern, zusammen gefeher, weißschweifiger Rispe, kleinen Blüten, und doppelt krummhaarigen Kelchen. In Europa. (H. sabinum Seba., *Nesleri* Vill. it. sind Abarten). 47) *H. aurantiacum* L., mit stehenden Ranken, ablang-lanzettförmigen, gezähnelten, fleisch behaarten Blättern, und doldentraubigen, oberhalb, wie die Kelche, schwarz fleisch behaartem Stängel. In Europa. Abgeb. in Jacq. austr. t. 410. 48) *H. succisaefolium* Allion. pedem., mit abgeflachter Wurzel, unbehaarten Blättern, gestielten, ablangen, stumpfen, gezähnelten, scharf anzufühlenden Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, fast doldentraubigen, einblüthigen Blütenstielen, und fein behaarten Kelchen. Im mittleren Europa. (H. integrifolium Hopp. in W. Sp. pl.). 49) *H. glaucum* All. (pedem. t. 23. f. 1. t. 81. f. 1.), mit aufrechtem, süßigem, wie die lanzettförmigen, gezähnten, schimmelgrünen Blättern, unbehaartem Stängel, und verlängerten, einblüthigen, schuppigen Blütenstielen. In Italien und Frankreich. (H. scorzoneraefolium Vill. delph.). 50) *H. molle* Jacq. (austr. t. 119.), mit winkeligem, hohem, wie die ablang-lanzettförmigen, fast gezähnelten Blätter, etwas zottigem Stängel, gefielten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und ziemlich einfachen, schwärzlichen Kelchen. In der Schweiz, in Estreich, Kroatien und Schottland. (H. croaticum Kt. pl. rar. ist eine Abart). 51) *H. bracteolatum* Sm. groec., mit aufrechtem, süßigem, zottigem Stängel, leiersförmigen, gezähnten, etwas fleisch behaarten Wurzelblättern, und verlängerten, fast doldentraubigen, bracteierten, schuppigen Blütenstielen. In Sicilien und Macedonien. 52) *H. Lawsonii* Vill. (delph. Ill. t. 29.), mit ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, fleisch behaarten Blättern, gefielten, fast gezähnten Wurzelblättern, glattrandigen Stängelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und drüsig-haarigen Blütenstielen. Auf den Alpen des Dauphiné und in England. 53) *H. denudatum* Lapeyr. Suppl., mit gefielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast glattrandigen, zottigen Blättern, an der Basis süßigem, oberhalb nadtem Stängel, schlaff rispenförmigen Blüten, und unbehaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 54) *H. Gronovii* L. Sp. pl., mit ablangen, stumpfen, glattrandigen, gewimperten Wurzelblättern, eiförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, schlaff traubensförmigen Blüten, drüsig-haarigen Blütenstielen, und ziemlich einfachem, unbehaartem Kelch. In Nordamerika. 55) *H. marianum* W. Sp. pl., mit umgekehrt eiförmig-ablangen, stielrechtlichen Blättern, rothbraun fleisch behaartem Stängel, doldentraubigen Blüten, haderigen Blütenstielen, und haderigen Kelchen. Eben das. Abgeb. in Pluch. mant. t. 402. f. 2.

III. Hieracia mit blattrichem Stängel; A. mit ein- oder wenigblüthigem Stängel: 56) *H. anchusa-*

folium Bertol., mit blattrichem, meist einblumigem, sehr zottigem Stängel, und lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, filzigen Blättern. Auf den Zeralpen und in Italien. (*H. verbascifolium* Vill. It.). 57) *H. montanum* Jacq. (austr. t. 190.), mit blattrichem, einblumigem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablangen, nach vorn gezähnten, gewimperten Blättern, gestielten Wurzelblättern, und ungestielten Stängelblättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*Hypochoeris pontana* L. Sp. pl. — wahrscheinlich gehört auch *Andryala pontana* Vill. delph. hierher). 58) *H. villosum* L. Sp. pl., mit blattrichem, wenigblumigem, wie die fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, unendlich gezähnten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und dachziegelförmig-schuppigem Kelch. Eben das. (*H. valdepiosum* Vill. delph., *H. Schraderi* Schlecht. Cand., *H. elongatum* und *alatum* Lapeyr., *H. eriophyllum* W. Suppl. En.). Abgeb. in der Engl. bot. t. 2379. 59) *H. andryaloides* Vill., mit blattrichem, wenigblumigem, und wie die Blätter, fehrig-behaarigem Stängel, gestielten, eiförmigen, zugespitzten, buchtig-gezähnten unteren, und schmälern, glattrandigen oberen Blättern. Im südlichen Frankreich. (*H. Liotardi* Vill.). 60) *H. rhomboidale* Lapeyr. Suppl., mit einfachem Stängel, rhomboidischen, an der Basis, wie die Blattstiele, fehrig-behaarig-zottigen Wurzelblättern, stielumfassenden, verzweigten Stängelblättern, fast dreieckigen, in den Blattadern stehenden Blütenstielen, und borstenförmigen, angedrückt, zottig-flebrigen Schuppen des Kelches. Auf den Pyrenäen. 61) *H. lyratum* L. Sp. pl., mit einfachem, etwas krummhaarigem, weiß dreiblumigem Stängel, fein behaarten, buchtig-gezähnten Blättern, gestielten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und ziemlich einfachem, schwarzlichem, haderigem Kelch. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 9.* 62) *H. flexuosum* Kit. pl. rar., mit einfachem, bin und gebogenem, aufrechtem, wie die fast ungestielten, lanzettförmigen, fast gezähnten, schimmelgrünlichen Blätter, sparsam krummhaarigem Stängel, wenigen Blütenstielen, und sehr zottigem Kelch. Auf den Alpen von Ungarn, Siebenbürgen und dem südlichen Frankreich. (*H. longifolium* und *speciosum* Hornem. Ea. sind Abarten). 63) *H. trichocephalum* W., mit wenigblumigem, oberhalb zottigem Stängel, ablang-lanzettförmigen, verlängerten, fast gezähnten, glatten Blättern, von denen die oberen ungestielt sind, und mit sehr zottigem Kelch. Das Vaterland dieser noch zweifelhaften Art ist unbekannt. 64) *H. erinitum* Sm. graec., mit aufrechtem, dicht krummhaarigem Stängel, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast gezähnten, fehrig-behaarten Blättern, und fast traubenförmigen Blüten. In Sicilien und Kleinasien. 65) *H. hispidum* Don. fl. nepal., mit aufrechtem, ästigem, dicht borstigem Stängel, einblumigen Zweigen, und ablangen, flachlich-kumpfen, gezähnten, auf beiden Seiten haderigen Blättern. Auf dem Himalayagebirge. 66) *H. foetidum* W. Sp. pl., mit aufrechtem, ästigem, meist dreiblumigem Stängel,

gestielten, leierförmig-schrotfögenförmigen Blättern, gezähnten Blattstielen, und weisgrauen Blütenstielen und Kelchen. In Armenien. 67) *H. intybaceum* Jacq., mit aufrechtem, drüsig-krummhaarigem, wenigblumigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, verlängerten, buchtig-gezähnten Blättern, und schlaffer, verlängerter Hülle des Kelches. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. albidum* Vill. delph., *tubulosum* Lam. Enc., *calyculatum* Hornem.). 68) *H. speciosissimum* W. Suppl. En., mit einfachem, oberhalb fehrig-behaartem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, nach vorn gezähnten, unbehaarten Blättern, mit fehrig-behaartem Kelch. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. — B. Mit vielblumigem Stängel; α) mit glattrandigen Blättern: 69) *H. porrifolium* L. Sp. pl., mit linienförmigen, glattrandigen, wie die Kelche unbehaarten Blättern, und doldentraubigen Blüten. Auf den Alpen des mittleren Europa. Abgeb. in *Jacq. austr. t. 286.* 70) *H. glaberrimum* Spr. Syst., mit sehr ästigem Stängel, lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, glatten Blättern, von denen die oberen den Stängel umfassen, mit rispigen Blüten, und schuppigen Blütenstielen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 71) *H. altissimum* Lapeyr. Suppl., mit einfachem, wie die glattrandigen Blätter krummhaarigem Stängel, mit umgekehrt eiförmig-ablangen, am Blattstiel herab laufenden Wurzelblättern, breiten, stielumfassenden, fast gewimperten Stängelblättern, rispigenförmigen Blüten, und haderigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (Wahrscheinlich gehört *H. cerinthoides* Engl. bot. t. 2378., welches in Schottland wächst, hierher). 72) *H. scabrum* M. bor. am., mit ganz einfachem, an der Basis fehrig-behaartem, oberhalb scharf anspizulendem Stängel, ungestielten, eiförmig-ablangen, glattrandigen, auf beiden Seiten schwielig-rauben Blättern, und fast zusammen gesetzter, am Ende stehender Blütentraube. In Nordamerika. (*H. verruculatum* Link Ea.?). 73) *H. incanum* M. fl. taur. can., mit einfachem, bobem, filzigem Stängel, stielumfassenden, ablangen, glattrandigen, fast wellenförmigen, weißgrauen, gewimperten Blättern, doldentraubiger, sehr ästiger Rispe, und doppelt krummhaarigem, etwas flebrigen Kelchen. In Kaukasien. 74) *H. prostratum* Cand. fl. fr., mit einfachem, niederliegendem, wie die ablangen, fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, rispigenförmigen Blüten, und ziemlich unbehaarten Kelchen. In der Gegend des Adour in Gascogne. 75) *H. echinoides* Lumnitz. poson., mit aufrechtem, wie die lanzettförmigen, fast glattrandigen Blätter, fehrig-behaartem Stängel, und doldentraubiger Rispe. Im östlichen Teutschland, in Preußen, Ungarn, Podolien und Taurien. Abgeb. in *Waldst. et Kir. plant. rar. I. t. 85.* — β) Mit gezähnten Blättern: 76) *H. vulgatum* Pies novit. fl. suevic., mit aufrechtem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablang-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, nach oben grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, fast doldentraubigen Blüten, und dachziegelförmig-schuppigen, fein behaarten Kelchen. In Europa. (*H. murorum*

β. sylvaticum Fl. dan. t. 1113., maculatum *Sm.* Engl. bot. t. 2121., *Lachenalii C. C. Gmel.*, pictum *Schleich.* 77) *H. sylvaticum Sm.* (Engl. bot. t. 2031.), mit ästigem, etwas frumphaarigem Stängel, gestielten, ablangem, an beiden Enden verschmälerten, wenig gezähnten, frumphaarigen Blättern, rispensförmigen Zweigen, und bachigelförmig-schuppigen Kelchen. In den Wäldern Europa's. 78) *H. boreale Fries* l. c., mit einfachem, oberhalb sehr ästigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, lang zugespitzten, oben unbehaarten, unten scharf anzufließenden Blättern, von denen die unteren vorn gezähnt, die oberen glattrandig sind, mit rispensförmigen Zweigen, und bachigelförmig-schuppigen Kelchen. Im nördlichen Teutschland, in England, Dänemark, Schweden und Norwegen. (*H. sabaudum* Engl. bot. t. 349., fl. dan. t. 871., *sylvaticum Rostkov* fl. sedin.). 79) *H. sabaudum L.* fl. suec., mit einfachem, steif behaartem Stängel, doldentraubigen Blüten, halb stielumfassenden, röhrenförmig-ablangem, drüsig-gezähnten, steif behaarten Blättern, und in zwei Reihen stehenden Kelchschuppen. In Krain, Italien und Nordamerika. (*H. canadense Mx. bor. am.*). Abgeb. in *All. pedem.* t. 27. f. 2. 80) *H. ramosum Kit. pl. rar.*, mit aufrechtem, ästigem, frumphaarigem Stängel, meist gestielten, ablangem, fast spontenförmigen, düchtig-tiefgezähnten, unten fein behaarten Blättern, rispensförmigen Blüten, und ziemlich einfachem, etwas haderigem Kelch. In Ungarn und Siebenbürgen. 81) *H. polyphyllum W. Suppl. En.*, mit ästigem, an der Basis steif behaartem, oberhalb fast unbehaartem Stängel, spatelförmig, nach vorn gezähnten unteren, und ablangem, fast glattrandigen oberen Blättern, und steif behaarten Kelchen. Auf den penninischen Alpen. 82) *H. paludosum L.* fl. lapp., mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, umgekehrt eiförmig-ablangem, schrotzförmigen unteren, und stielumfassenden, nach hinten gezähnten oberen Blättern, fast doldentraubigen Blüten, gewimperten Bracteen, und steif behaarten Kelchen. In Europa. (*H. diaphanum Fries l. c.*). Abgeb. in der Engl. bot. t. 1094. 83) *H. lapsanoides Gouan.* (Illustr. t. 21. f. 3.), mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, tierförmig-schrotzförmigen, gezähnten, gestielten unteren Blättern, an der Basis gedöbten Blattstielen, gegenförmigen, stielumfassenden oberen Blättern, doldentraubigen Zweigen, und steif behaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 84) *H. cerinthoides L.* Sp. pl., mit aufrechtem, zottigem Stängel, fast glattrandigen, frumphaarigen Blättern, umgekehrt eiförmigen Wurzelblättern, und herzförmig-ablangem, stielumfassenden Stängelblättern, doldentraubigen Blüten, und steif behaarten Kelchen. In Krain, Ungarn, und im südlichen Frankreich. Abgeb. in *Gouan* Illustr. t. 22. f. 4. 85) *H. prenanthoides Vill. delphin.*, mit einfachem, wie die entfernt gezähnten, etwas steif behaarten Blättern am Rande, scharf anzufließendem Stängel, ablang-lanzettförmigen, gestielten Wurzelblättern, und herzförmig-ablangem, stielumfassenden Stängelblättern, und traubenförmig-doldentraubigen Blüten. In Schottland,

Frankreich, Italien und in der Schweiz. (*H. spicatum Allion. pedem.* t. 27. f. 1. 3.). 86) *H. denticulatum Sm.* (Engl. bot. t. 2122.), mit aufrechtem, einfachem, scharf anzufließendem Stängel, ungestielten, ablangem, zugespitzten, unregelmäßig drüsig-gezähnten, unbehaarten, unten schimmelgrünen Blättern, doldentraubigen Blüten, und drüsig-frumphaarigen Blütenstielen. In Schottland. (*H. prenanthoides Sm.-Engl. bot. t. 2235.*). 87) *H. cydoniifolium Vill.*, mit fast ästigem, zottigem Stängel, halb stielumfassenden, ablangem, fast gezähnten, febrig frumphaarigen Blättern, und doldentraubigen Blüten. Im Dauphiné. 88) *H. racemosum Kit. pl. rar.*, mit einfachem, aufrechtem, etwas haderigem Stängel, ungestielten, düchtig-gezähnten, unbehaarten Blüten, von denen die unteren ablang, und an beiden Enden verschmälert mit tieferen Zähnen an der Basis, die oberen eiförmig sind, und mit traubenförmigen, in den Blattachsen stehenden Blütenstielen. In Ungarn. 89) *H. carpathicum Hess.*, mit einfachem, wie die drüsig-gezähnten, fast gestielten Blätter, frumphaarigem Stängel, umgekehrt-eiförmigen, flachlich-stumpfen Wurzelblättern, rispensförmigen Blüten, und drüsig-frumphaarigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Karpaten und Sudeten. (*H. Milleri Link.*, *sudetanicum Tausch.*). 90) *H. latifolium Fröd.*, mit oberhalb unbehaartem, etwas scharf anzufließendem Stängel, ablangem, steif behaarten, fast gezähnten Blättern, von denen die Stängelblätter halb stielumfassend sind, mit doldentraubigen Blüten, und schwarzhaarigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (*H. croaticum Lapeyr.*). 91) *H. macrophyllum Pursh. am. bor.*, mit sehr hohem, gefürchtem, haderigem Stängel, großen, herzförmig-ablangem, halb stielumfassenden, entfernt grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, unten fein behaarten Blattadern, ausgeperst-doldentraubiger Rispe, und verlängerten, wie die Kelche unbehaarten Blütenstielen. In Kanada. 92) *H. amplexicaule L.* Sp. pl., drüsig-frumphaarig, wie mit Blüthenzügen, mit steif aufrechtem Stängel, stielumfassenden, herzförmig-eiförmigen, an der Basis gezähnten Blättern, und doldentraubigen, wie die Kelche steif behaarten Blütenstielen. Auf den Pyrenäen. (*Lepicaua balsamea Lapeyr. Suppl.*, *H. balsameum Aso.*, ist eine meist einblumige Abart). 93) *H. pyrenaicum L.* Sp. pl., mit einfachem, etwas frumphaarigem Stängel, stielumfassenden, Pfeilförmig-ablangem, zugespitzten, gezähnten Blättern, doldentraubigen, meist einblumigen Zweigen, und schlaffen, steif behaarten Kelchen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. blattarioides* und *Picris pyrenaica L.*, *Crepis austriaca Jacq. austr.* t. 441., *Hieracium picroides Vill. It.*). 94) *H. spinuosum Kr. Syst.*, unbehaart, mit vielen Stängeln, verlängert-lanzettförmigen, stumpfen, tief ausgefressenen, bornig-gezähnten, gestielten unteren, und stielumfassenden oberen Blättern, rispensförmigen Blüten, und schlaffen, an der Basis filzigen Kelchen. Auf den Pyrenäen. (*Lepicaua spinulosa Lapeyr. Suppl.*). 95) *H. paniculatum L.* Sp. pl., mit drehrundem, unterhalb zottig

gem Stängel, lanzettförmigen, ablangen, wenig gezähnten, oben unbehaarten, unten etwas krummhaarigen Blättern, aufgesperrten, haarförmigen, einblumigen Zweigen der Rispe, borstförmigen Bracteen, und kleinen Blumen. In Nordamerika. 96) *H. laevigatum* W. (Hort. berol. t. 16.), mit aufrechtem, ästigem, drehrundem, unbehaartem Stängel, gestielten, ablang-lanzettförmigen, in der Mitte tief gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, rispenförmigen Blüten, und an der Basis, wie die Blütenstiele, fein behaarten Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 97) *H. lanceolatum* Vill. (Delphin. III. t. 30.), mit straff aufrechtem, krummhaarigem Stängel, ungefielten, lanzettförmigen, gezähnten, steif behaarten Blättern, und doldentraubigen Blüten. Diese noch zweifelhafte Art wächst im Dauphiné. 98) *H. frietcosum* W. Sp. pl., mit strompfaarigem, ästigem Stiel, ablang-lanzettförmigen, gezähnten, unbehaarten, in den Blattstiel überlaufenden Blättern, und fast doldentraubigen, oberhalb schwüppigen, wie die Kelche etwas filzigigen Blütenstielen. Auf den Canarischen Inseln. 99) *H. umbellatum* L. fl. lapp., mit aufrechtem, einfachem, wie die linienförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten Blätter, unbehaartem Stängel, und offen stehenden Schuppen des Kelchs. In Europa. (*H. coronopifolia* Bernh. und *H. Lactaris* Berol. sind Arten mit tief gezähnten Blättern). Abgeb. in Engl. bot. t. 1771. 100) *H. Kalmii* L. Sp. pl., mit aufrechtem, einfachem, ziemlich unbehaartem Stängel, ungefielten, ablang-lanzettförmigen, nach vorn gezähnten, etwas steifen Blättern, fast doldenförmigen, weißgrauen Blütenstielen, und schaffenen Kelchen. In Nordamerika. (*H. virgatum* und *fasciculatum* Pursh. em. bor. gehören wahrscheinlich hierher). 101) *H. foliosum* Kit. pl. rar., mit einfachem, unterhalb krummhaarigem, oberhalb, wie die Kelche, glattem Stängel, zusammen gedrängten, stielumfassenden, zerzförmig-eiförmigen, gezähnten gewimperten, ziemlich steifen Blättern, und rispenförmig-doldentraubigen Blüten. In Syrien (Ungarn), und auf den Pyrenäen. (*H. paucifolium* Lapeyr., ist eine Abart). 102) *H. auriculatum* Hornem. En., Staubengewächs mit niederliegendem, ästigem Stängel, ungefielten, ablangen, stumpfen, fast gezähnten, etwas steifen Blättern, von denen die oberen stielumfassend, glattrandig und gewimpert sind, mit verlängerten, fast doldentraubigen Blütenstielen, und unbehaarten Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 103) *H. ciliatum* W. Sp. pl., mit aufrechtem, ästigem, krummhaarigem Stängel, umgekehrt eiförmig-ablangen, gezähnten Wurzelblättern, und Pfeilförmig-lanzettförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, und wie die Blätter steifbehaart-gewimperten Kelchschuppen. Auf Kreta. 104) *H. grandiflorum* Allion. (pedemont. t. 29. f. 2. 3.), mit einfachem, baarigem, stielrigem Stängel, spatelförmig-lanzettförmigen, verlängerten, schwach gezähnten unteren, und Pfeilförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und schwarzem, etwas hadrigem Stiel. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. papuleum* Vill. delph.,

conyzacolum Gouan. Illustr., *Lepicaune grandiflora* Lapeyr. Suppl.). 105) *H. rotundatum* Kit. Hornem., mit aufrechtem, ästigem Stängel, rundlichen, ganz stumpfen, fast gezähnten Wurzelblättern, und zerzförmig-eiförmigen, zugespitzten, an der Basis eingeschnittenen Stängelblättern. Wächst wahrscheinlich in Ungarn, ist aber zweifelhaft. 106) *H. compositum* Lapeyr. Suppl., mit ästigem, wie die Blätter weißgrau-silzigem Stängel, ablangen, fast gezähnten Wurzelblättern, zerzförmigen, stielumfassenden, gestielten Stängelblättern, und zweigtheiligen, rispenförmigen, doppelt krummhaarigen Blütenzweigen. Auf den Pyrenäen. 107) *H. undulatum* Ait. Kew., weißgrau, festerig krummhaarig, mit weißschweifig-ästigem Stängel, ablangen, wellenförmigen, an der Basis gezähnten, flachlicht stumpfen Blättern, von denen die unteren gestielt sind, und fast doldentraubigen Blüten. In Spanien. 108) *H. eriophorum* St. Am. (in Lapeyr. Suppl.), dicht wollig mit eilschen Haaren, mit aufrechtem Stängel, zusammen gedrängten, ablangen, an der Basis verschädelten, gezähnten Blättern, von denen die Stängelblätter lanzettförmig sind, und doldentraubigen Blüten. In der Gascogne. 109) *H. erianthum* Kunth. Syn., mit einfachem, aufrechtem, unterhalb weißwolligem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablang-lanzettförmigen, entfernt gezähnten, unten filzig-wolligen Blättern, und doldentraubigen, bracteierter, wie die Kelche wolliger Rispe. In Caracas. 110) *H. Avilae* Kunth. Sya., mit einfachem, rostroth-steif behaartem Stängel, fast ungefielten, lanzettförmigen, entfernt gezähnten, unten weißgraulichen Blättern, rispenförmigen Blüten, und unbehaarten Kelchen. Eben das. 111) *H. asperum* Don. fl. nepal., mit aufrechtem, drehrundem, dicht hadrigem Stängel, lanzettförmigen, stumpfen, buchtig-gezähnten, unten borstigen Blättern und doldentraubigen Blüten. In Nepal. 112) *H. turbinatum* Spr. Syst., mit einfachem, aufrechtem, wie die stielumfassenden, an der Basis gedrehten, schrotsägeförmig-halbgesiederten Blätter, gestieltem Stängel, und stielumfassenden Samen. Diese Art, welche auf den Pyrenäen wächst, ist noch zweifelhaft. (*Lepicaune turbinata* Lapeyr. Suppl.) — *S. Spr. Syst. III. 638.* (Sprengel.)

HIERA GERME (*Isoë* Ligon), eine Stadt, welche Ptolemäos V. 2. in das Mittelland von Kleinasyen, Stephanos aber, der sie schlechtweg *Ligon* nennt, in die Nähe von Kyzikos setzt. Hierotopie p. 31 nennt sie *Ligon* und setzt sie, wie Leo Sap. (Notitia Episcopatum p. 294 ed. Ven.), der sie auch *Ligon* schreibt, in die Provinz Hellespontus, welche im Mittelalter Mysien und Troas umhüllte. d'Anville setzt die Stadt unterhalb des Sees Artionia, Mannert (VI. 38. Hest. p. 525) hält das früher bekannte und später nicht mehr genannte Belia für Hieria Germe. Der Umland, daß Stephanos die Stadt in die Nähe von Kyzikos rückt, ist der Meinung d'Anville's und Kruse's, der sie südlich von Neikupolis setzt, welches selbst der Sitz eines Bischofs war und wahrscheinlich bis über die gemeinte Gegend seinen Sprengel ausdehnte, nicht

günstig, macht vielmehr wahrscheinlich, daß Mannert Recht habe. Denn in Germe war nach Leo a. a. D. ein Bischofssitz, woraus zu schließen, daß die Stadt von einiger Bedeutung war. Sozomenos (Hist. Eccl. IV, 11.) meldet, daß sie durch ein Erdbeben zur Zeit des Kaisers Valens verwüstet sei. Aus den Ansführungen des Hierokles und Leo ersieht man aber, daß sie wieder hergestellt worden. Man weiß nicht anzugeben, warum Germe hiera die heilige hieß, vielleicht weil ein Tempel oder Kultus in dieser Stadt in besonderer Verehrung stand und durch diesen Beinamen diese Stadt in Myisien von Germa in Galatien unterschieden werden sollte. Es wird jedoch letzteres von Hierokles *Teppia* und von Leo *Σιγνοχολωρία* geschrieben. (Kanngrasser.)

HIERA HODOS (*Ἱερά ὁδοί*), d. i. der heilige Weg, hieß die Straße von Eleusis nach Athen. Hieras hodoi (*ἱεραὶ ὁδοί*) war der griech. Name einer Witterungsquelle in Sarmata Europaea; s. den Art. Exampaeos. (R.)

Hierak, s. Irak.

Hierakas, s. Hierax.

Hierakia, s. Hieracia.

Hierakiten, s. Hierax.

HIERA KOME (*Ἱερά κομήνη*), ein Flecken, nicht weit von der Stadt Magnesia am Mäandroß und zwar südlich von derselben, bekannt durch einen Tempel und ein Tafel des Apollon, und zu Karien gehörend. (R.)

HIERAKON (*Ἱεράκων*), eine am östlichen Ufer des Nil liegende Stadt des Nomos Eucopolites in Oberägypten, 20 römische Meilen nordwestlich von Iku, 28 südlich von Pselta und 52 südlich von Antinoë (Itinerar. Anton.). (R.)

HIERAKON NESOS (*Ἱεράκων νῆσος*), Hieracum insula, Accipitrum insula, nach Ptolemäus 1) eine Insel im arabischen Meerbusen an der Küste von Arabia felix zwischen den Inseln des Pothibius und des Sokrates, südlich von der Mündung des Bätius (Abassi); 2) eine kleine Insel an der südwestlichen Küste von Sardinien, nordwestlich von der Insel Plumbaria, die heutige Isola di St. Pietro. (R.)

HIERAKON POLIS (*Ἱεράκων πόλις*), Hieracopolis, Accipitrum urbs, Habicht, Geier oder Sperberstadt, ist nach dem Itin. Anton. eine Stadt in Thebais oder Oberägypten auf der Ostseite des Nils; s. Hierakon. Strabo dagegen (XVII. p. 561) erwähnt eine Stadt dieses Namens südlich von Katopolis, welches auf dem westlichen Ufer des Nil liegt. (R.)

Hiera Mione, s. Hermione.

HIERA PETRA (*Ἱερά πέτρα*), oder heiliger Felsen, hieß nach Ptolemäus ein Ort auf Kreta, wahrscheinlich der südliche Hafen der Stadt Arabia. Der Name hat sich in dem heutigen Sirapetra erhalten. (R.)

Hiera pidna, s. Hiera pytna.

HIERA PIKRA (*Ἱερά πικρά*), hieß bei den griechischen Ärzten ein bitteres Laxirmittel, welches sie theils als Pulver zu 15 — 20 Gran, theils als Latwerge anwandten. Jetzt ist es nicht mehr in Gebrauch; am

längsten bediente man sich noch der Latwerge in Klystiren zu 1 bis 1½ Loth. Die Mischung ist sehr complicirt; Haselwurzel, Epile, Safran, Zimmt, Aloe u. s. w. werden dazu angewendet. (R.)

HIERAPOLIS (alte Geogr.), 1) Stadt in Großphrygien, am Mäander, Laodicea gegenüber, berühmt ihrer warmen Bäder, deren Wasser so reichlichen Zephslein absetzte, daß man ihn mittels eigens dazu gegessener Graben in Bausteine formte (vergl. Vitruv. VIII, 3. Strabo XIII, 629.) und des Plutonium wegen, einer kleinen Höhle unter vorragenden Felsen, aus welcher fortwährend schwarzer Dampf empor stieg, dessen Einathmen Menschen und Thieren tödtlich war (vergl. Strabo I. c. Apulej. de mundo. p. 65). Der Apostel Paulus listete dort eine Christengemeinde (vergl. Korin. II, 4, 13.). Aus Strabo's Berichten (a. a. D.) ergibt sich, daß das Wasser daselbst für die Färberei vorzüglich genug gewesen sei, um mit Krapp gefärbte Zeuche denen mit Purpur und Kermes gleich zu machen. Dieß bestätigt eine Inschrift der Färbereinnung von Hierapolis bei Chandler (o. 69.). Der wohl erhaltenen Trümmer des Theaters, der Bilder, des Gymnasiums und mehrerer Inschriften erkönnen Chandler und Pococke. Gegenwärtig liegt an der Stelle des alten Hierapolis ein Ort Namens Bambul-Kaleffi, zum Sanbaskal Autahija gehörend. (Benicken.)

2) Eine Stadt in Phrygia Salutaris. (R.)

3) Eine große Stadt in der christlichen Landschaft Corbessita (pr. Euphratenensis), berühmt durch den Kultus des mergebornen weiblichen Naturprinzips, der Derketo (Atargatis, Dea Syria, vergl. Selden de Diis Syris II, 4.), deren prachtvoller Tempel voll Weibgeschenken einen reichen Schatz enthielt (s. Appian. Parth. p. 28. ed. Schweigh.). Sie war am westlichen Thoralende des Euphrat von Cosroes (Cyrus?) dem Perserkönige erbaut und Bamberge genannt (Plin. V, 23. Strabo XVI, p. 748.), geräumig und volkreich (Anm. Maro XIV, 8. XXIII, 2.). Kaiser Konstantin I. erklärte sie zur Hauptstadt der neuen Provinz Euphratenensis; doch fiel mit dem Kultus der alleinheimlichen Gottheit durch das Christenthum zugleich die Größe und das Ansehen der Stadt. Des fast verödeten Hierapolis Mauern stülte Kaiser Justinian noch einmal her, doch bald versanken sie wieder und gegenwärtig sind in zwei ekleiden Dörfern kaum noch Spuren davon zu erkennen. Zweifelsfrei ist es nämlich, ob Bamberge, ein Dorf unweit des Euphrat (Gilet Haleb), wie Pococke meint, oder Menbzig, ein Kalaban am Dorfe Ephri (Gilet Haleb, — näher am Euphrat) nach Maundrell und Paulus Meinung (s. Jerabodus, in der Sammlung der merkwürdigsten Reisen im Orient I, 833.) das Ueberbleibsel von Hierapolis sei. (Benicken.)

4) Nach Plin. IV, 20. ed. Bip. (Al. 12.) und Steph. Byz. eine Stadt auf der Insel Kreta; einige identifizieren sie mit Camirus oder Kamiros (s. d. Art.).

5) Nach dem Itin. Anton. eine Stadt im westlichen Theile von Aegyptus inferior 101 röm. Meilen nordwestlich von Memphis und 21 in derselben Richtung

der Hierarchie bis zu ihrer Entwicklung, als bischöfliche Aristokratie.

Mit dem Eintritte des Christenthums in die Weltsgeschichte war auch theils durch die Gemeinlehren desselben selbst, theils durch die Institute der Taufe und des Abendmahls, eine äußere Vereinigung der Christusbesenner gegeben, theils um sich gemeinschaftlich zu erbauen und in der Erkenntniß der christlichen Lehren zu stärken, theils durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls an den Tod des Herrn sich zu erinnern. Wer den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Gemeinde vorstand, hieß *Ältester* (*ἀρχαῖος*), nach der jüdischen Synagogeneinrichtung; s. Act. 14, 23, 15, 23. wo solche von den Aposteln und den übrigen *Nichtchristen* (*ἑτεροδοτοί*) unterschieden werden, und 1 Tim. 5, 17. Tit. 1, 5. Mehrere derselben waren vorzugsweise mit Lehre und Unterricht beauftragt (1 Tim. 5, 17.). Gleichbedeutend mit dem Presbyterat und den Griechen verständlicher war in der apostolischen Zeit das Amt eines *ἐπισκοπος* oder *Aufsichters* (Act. 20, 28. Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 2.), dem ebenfalls, wie man aus den Vorschritten sieht, welche Paulus a. a. D. seinem Timotheus gibt, das Lehramt, so wie die Aufsicht über die Sitten der Brüder (1 Petr. 5, 1 fg.), mit oblag. Neben diesen wurden, nach dem Beispiele der Gemeinde zu Jerusalem (Act. 6, 1 fg.), noch einzelne Personen in den christlichen Gemeinden ernannt, um die gemeinschaftliche Kasse zur Unterstützung der Armen und Kranken zu verwalten, so wie für letztere überhaupt zu sorgen; sie hießen Diener *διακονοί* (Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 8. 12.), und wurden, wie die Presbyteren, durch Handauslegung zu ihrem Amte geweiht (Act. 6, 6. 1 Tim. 4, 14. 2 Tim. 1, 6.). Gemeinschaftliche Erbauung und Belehrung, die Feier des Abendmahls, verbunden mit einem Liebesmahle, wobei die Gaben sowohl für die armen Brüder der eignen Gemeinde, als auch für fremde Gemeinden, übergeben wurden, bildeten das Band der Einheit im kirchlichen Leben. Die Presbyteren oder Bischöfe waren noch in keinerlei Hinsicht ein vor den übrigen Brüdern bevorzugter Stand; nur im kirchlichen Vereine genoßen sie, wie das ihres Berufs wegen nothwendig war, besondere Achtung.

So hatte sich die kirchliche Verfassung, obgleich an verschiedenen Orten mit mehreren Abweichungen, in ihrer Eigenschaft mehrere Jahrzehnte erhalten; und nach dem bekannten Briefe des Plinius (B. X. Br. 97.) zu schließen, war keine wesentliche Veränderung vorgenommen, als etwa in der Zeit und dem Orte der kirchlichen Zusammenkünfte *). Aber seit dem Anfange des 2ten Jahrh. trafen mehrere, anscheinend zufällige Erscheinungen, theils in den Lehrmeinungen, theils in dem Verhältniß der Presbyteren oder Bischöfe zu den Gemeinmitgliedern, zusammen, welche von den wichtigsten Folgen für die nächsten Jahrhunderte waren, und dem kirchlichen Wesen eine ganz andere Gestalt gaben.

Schon zur Zeit der Apostel wurden die Schriften des A. T. zur Belehrung und Erbauung nicht allein für den häuslichen Gebrauch empfohlen (1 Tim. 3, 14—17. 2 Petr. 1, 19. 20.), sondern auch, vorzüglich mit Rücksicht auf die Weisfagen, als Beweise der messianischen Würde Jesu, in den Versammlungen vorgelesen und erklärt. Die neutestamentlichen Schriften konnten damals nur nach und nach, nur in einzelnen Gemeinden, an die sie gerichtet, oder denen sie von anderen mitgetheilt worden waren, ein gleiches Ansehen erhalten, und daß ihre Verbreitung langsam von Statten gieng, war natürliche Folge der weiten Entfernung einzelner Gemeinden von einander, und der durch Verfolgungen, und bedrängte Lage veranlaßten Unterbrechung ihrer Gemeinschaft. Der Gebrauch des A. T., welcher um so weniger bestreben darf, da ein großer Theil der christlichen Gemeinmitglieder aus gemeinen Juden bestand, führte bald zu Mißverständnissen, deren wichtiger Folgen man in ihrem Entstehen schwerlich abnete. Älter Opferkultus, den der jüdische und heidnische Glaube so reichlich gepfllegt hatte, war durch den christlichen Glauben aufgehoben, das Blut Jesu galt als Bürgschaft der göttlichen Gnade und der Vergebung der Sünden (Röm. 3, 25.); Christus, hieß es, hat als hoher Priester, sich selbst als Opfer Gott dargebracht, um die Menschen der göttlichen Gnade zu verschaffen (Hebr. 10, 10.). Als nun bei ängstlichen Gemüthern der Zweifel sich regte, ob, ohne Opfer und äußeren Kultus, ihnen das gewährt werde, was sie früher dadurch von Gott empfangen zu haben glaubten, wurde von den Lehrern des Christenthums der Opfertod Jesu Christi und die Segnungen seines Blutes ausschärfte hervorgehoben. So heißt es bei Clemens Romanus (1 Brief an die Korinther. 7.): „Lasset uns unverwandten Blicks hinschauen auf das Blut Christi, und erkennen, wie werth sein Blut Gott ist, welches vergossen zu unserm Heile, der ganzen Welt die Gnade der Besserung dargebracht hat,“ und im 12ten Kap.: „durch das Blut des Herrn wird Erlösung zu Theil werden allen, die glauben und hoffen auf Gott. Lasset uns Jesum Christum ehren, dessen Blut für uns dahin gegeben worden.“ Barnabas Brief *) vergleicht das Leiden und den Tod Jesu mit den Opfern des alten Bundes bis ins kleinste Detail und nennt diese einen Typus des Leidens Jesu. Jesus ist das Lasterthier; die ihn zum Opfer führten, sind sündige Menschen; die Knaben, welche besprengen, sind diejenigen, denen die Verkündigung des Evangeliums, nämlich die Lehre von der Vergebung der Sünden und der Heiligung des Herzens, von Gott übertragen wurde; auf dem Holze (dem Kreuze) beruht das Reich Christi. Bei dieser typischen Deutung des A. T. wurde die liturgische Rede weise desselben immer enger auf den noch einfachen kirchlichen Ritus angewendet, und nach und nach eine Umwandlung der Begriffe vorbereitet. Das Amt der Bischöfe, Presbyteren und Diakonen wird *κλήρωσις*

3) W. f. Boehmeri Dissertat. jur. eccles. antiqu. Diss. III. IV.

4) Bei Cotelier. Patr. apost. T. I. p. 21 sq.

genannt⁵⁾), welches mit eben der Sorgfalt verwaltet werden müsse, wie im alten Bunde: denn dem hohen Priester sind seine Verrichtungen, dem Priester sein Ort, dem Leviten sein Dienst angewiesen, und jeder aus dem Volk (ὁ λαὸς ἀρχοντας) ist an seine Vorschriften gebunden. Die Bischöfe wurden mit dem hohen Priester, die Presbyteren mit den Priestern, die Diakonen mit den Leviten verglichen; die übrigen Christen hießen das Volk (ὁ λαός); wer ein kirchliches Amt verwaltete, gehörte zum Klerus. Die Gaben, welche die Christen bei den Liebesmählern oder sonst darbrachten, hießen Opfer (προσφοραί, θυσίαι); der Ort, wo dieß geschah, Altar (θυσιαστήριον⁶⁾). Die Eucharistie fing man an als eine Erneuerung des Opfers, welches Christus am Kreuz zur Vergebung der Sünden dargebracht, als das Fleisch Christi zu betrachten, welches für unsere Sünden gelitten habe⁷⁾.

Während diese Ansichten sich in den christlichen Gemeinden ausbreiteten, war auch in dem Verhältnisse der bei dem kirchlichen Gemeinwesen angestellten Personen eine Veränderung vorggegangen. So lange die Apostel lebten, war wohl kein wesentlicher Unterschied zwischen Bischof und Presbyter, außer etwa da, wo einem Einzelnen von den Aposteln ein besonderer Auftrag zur Anordnung und Leitung des kirchlichen Lebens einer Gemeinde erteilt worden war. Die Apostel, insbesondere Paulus, führten selber über ihre Gemeinden die Eberaucht (ἐπισκοπή), weshalb denn auch die spätere Zeit sie zu Bischöfen einzelner Gemeinden machte. Nach ihrem Tode traten daher, wie sich aus dem Beispiele einiger apostolischer Väter schließen läßt, theils die angeseheneren, vertrauteren Freunde und Schüler der Apostel in gewisser Hinsicht an ihre Stelle, und suchten in den einzelnen Gemeinden eine kirchliche Ordnung zu erhalten; theils aber machten es auch die Verhältnisse zahlreich gewordener Gemeinden, ihre Verbindung unter einander zur gegenseitigen Unterstützung und Berathung erforderlich, daß einem der Ältesten ein besonderer Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zugesprochen werde; er hieß daher vorzugsweise ἐπισκοπος, der Aufseher, und war primus inter pares. Obwohl nur wenige zuverlässige Nachrichten hierüber aus jener Zeit erhalten sind, so läßt sich doch aus dem Zustande der kirchlichen Disciplin in der Mitte des 2ten Jahrhunderts mit Gewißheit folgern, daß im ersten Dritttheile dieses Jahrhunderts fast in allen Gemeinden ein Bischof an der Spitze des Presbyteriums stand, und mit ihm gemeinschaftlich die kirchlichen Angelegenheiten leitete. Bei der bedrängten Lage einzelner Gemeinden, bei dem Einfluß, welchen in anderen wohlhabenderen die allgemeine Verderbtheit der Sitten, der Luxus u. s. w. auf einzelne Mitglieder ausübte, konnte es nicht fehlen, daß Mängelheiten einzelner Gemeinden oder Gemeindeglieder mit ihrem Bischofe und den Ältesten, wenn sie streng

über die Sitten der Christen wachten, eintreten mußten. Ein Beispiel gibt uns die korinthische Gemeinde, in welcher mehrere verdiente Älteste, bei einer eisenhandigen Strengeit⁸⁾, ihrer Ämter entsetzt wurden. Gegen solche Eridrungen der kirchlichen Ordnung mußte das Ansehen des bischöflichen Amtes und des Presbyteriums gerettet und in seiner wahren Würde dargestellt werden. Clemens belehrt daher die Korinther, daß, wie Christus von Gott, so seien von ihm die Apostel gesandt worden, zu verkünden das Evangelium; die Apostel hätten dann in den einzelnen Orten Bischöfe und Diakonen eingesetzt, und damit nach dem Tode derselben keine Unruhen entstehen möchten, die Anordnung getroffen, daß diesen wiederum andere anerkannte Männer in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten (ἐκτοὺς τῶν λειτουργῶν αἰνῶν). Darum erklärt er es für große Sünde, solche Männer, welche ihr Hirtenamt ohne Tadel verwalteten, von demselben zu entfernen⁹⁾. Schon in dem Briefe an die Hebräer werden die Christen zum Gehorsam gegen die Vorsteher (13, 17: ταπεινά τοῖς ἡγουμένοις ὑμῶν) ermahnt, aber nur aus dem Grunde, weil sie es sind, die mit Gewissenhaftigkeit für die Seelen wachen; Clemens ist der erste, welcher die Vorsteher als Nachfolger, als Stellvertreter der Apostel darstellt, um ihnen die Achtung ihrer Untergebenen zu sichern.

An sich würde diese Ansicht von der Wichtigkeit des geistlichen Standes unschädlich gewesen sein, — denn in gewisser Hinsicht war sie der Sache gemäß — wenn sie nicht in der ersten Hälfte des 2ten Jahrhunderts und nach den Streitigkeiten mit den Gnostikern zu Forderungen Veranlassung gegeben hätte, in denen der Grundstein der alsbald ausblühenden hierarchisch-kirchlichen Verfassung gelegt wurde. Seit dem ersten Dritttheil des 2ten Jahrhunderts, nämlich griff die Gnosis in und außer den christlichen Gemeinden mit unübersehblicher Gewalt um sich; die große Anzahl ihrer Partien und Parteiführer, das Erscheinen derselben fast an allen Orten des römischen Reichs, endlich der wiederholte Verfall, den ihnen christliche und selbst heidnische Schriftsteller beilegen, beweisen die Größe der Gefahr, die man in ihren Ansichten fand. Und in der That war diese Furcht nicht un gegründet. Wenn die Gnostiker, ursprünglich im Geiste des damaligen philosophischen Eklekticismus, einen höheren Standpunkt in der Erkenntnis des Räthfels des menschlichen Daseyns, des Daseyns der Welt und ihres Verhältnisses zu dem unsichtbaren Urgrunde aller Dinge errungen zu haben vorgaben, wenn sie die dem Verstande unumgänglichen Widersprüche in der äußeren Natur, in der geistigen und physischen Natur des Menschen, selbst in den Lehren der selber bestehenden positiven Religionen (des Heidenthums, des Dualismus, des Judenthums und Christenthums) beleuchteten zu haben glaubten, und nun eine unmittelbar ges

5) Clem. Rom. ad Cor. I. 44. 40. 6) Ignat. ep. ad Trall. ad Philad. etc. 7) Ignat. ad Smyrn. cap. 7.
8) Quercy. I. 2. u. R. Pont. Sect. VIII.

8) Clemens Rom. I. ad Cor. c. 44. 9) Ibid. c. 42 — 45.

wisse Erkenntniß (*τὴν γνώσιν*), die zur Seligkeit führe, den Menschen verheißend: so war diese ihre viel versprechende Lehre, verbunden mit dem Geheimnißvollen ihres Kultus, zu blendend, um nicht Anhänger in Menge zu gewinnen. Als christlicher Gnosticismus, stand diese Lehre freilich in greller Widerspruche mit dem seither in den christlichen Gemeinden üblichen Lehrbegriffe, so wie mit dem Inhalte der biblischen, insbesondere der neutestamentlichen Schriften; aber hier wußten sich die Gnostiker auf eine Weise zu helfen, welche bei der Analogie ähnlicher Erscheinungen in den philosophischen Schulen des Alterthums viel Tauschendes hatte. Sie behaupteten nämlich, daß sich Christus und Einige seiner Schüler, einer doppelten Lehrweise bedient, daß er nur im vertrauten Kreise einiger Wenigen über die Grundsätze und Geheimnisse der wahren Gnosis gesprochen, vor dem größten Theile seiner Schüler, vorzüglich vor dem Volke, sich accommodirt und seine wahre Überzeugung nicht ausgesprochen habe ¹⁰⁾. Seine wahre Lehre sei von den vertrauten Schülern theils mündlich, theils auch schriftlich, fortgepflanzt und so bis auf die gegenwärtige Zeit unter den Gnostikern erhalten worden; die in den christlichen Gemeinden fortgepflanzte Lehre dagegen sei nur die eroterische, und so verhalte es sich auch mit den neutestamentlichen Schriften. Die Gnostiker verworfen diejenigen Schriften, deren Autorität sie nicht anerkannten, nicht als ob sie dieselben für unecht und untergeschoben erklärten, sondern weil ihre Verfasser die wahre Lehre Jesu nicht kennen gelernt hätten. Dagegen nahmen mehrere Gnostiker einzelne neutestamentliche Bücher als Norm ihrer Lehre an (z. B. das Evangelium des Lukas und des Johannes, mehrere Paulinische Briefe), obschon auch sie behaupteten, man müsse, wenn abweichende Meinungen in ihnen verkünden, diese nach den Grundsätzen der Gnosis im höheren geistigen Sinne erklären ¹¹⁾.

Kaum hätte man von diesem Widerspruche der Gnostiker wichtige Folgen für das kirchliche Wesen der christlichen Gemeinden erwarten sollen: allein die Art und Weise, wie der Kampf von ihnen begonnen worden, die Waffen, womit sie angegriffen hatten, erbeizten tapferen Gegenwehr. In den christlichen Gemeinden hatte man zwar in dieser Periode angefangen, die apostolischen Schriften zu sammeln, wenn auch von einem eigentlichen Kanon nicht die Rede sein konnte; außerdem hatte sich der apostolische Lehrbegriff durch mündliche Überlieferung, wie unter den Ältesten, so im Volke erhalten. Man würde daher den Angriffen der Gnostiker sehr leicht das Ausweichen können, indem man sich auf das Ansehen der echten apostolischen Schriften und den Inhalt der mündlich überlieferten Lehre berief, — wenn nicht die Gnostiker durch ihre Grundsätze von einer doppelten Lehrweise Jesu und einiger seiner Apostel die Waffe der Gegenpartei unbrauchbar gemacht hätten. Diese mußte

also einen anderen Weg der Vertheidigung einschlagen. Sie forderte den geschichtlichen Beweis, daß ihre vorzüglich schriftliche Lehre sich wirklich seit Christus von Munde zu Munde erhalten habe, verlangte, daß man zeige, durch welche Personen es geschehen und nachweise, daß diese Lehre zur apostolischen Zeit schon bekannt gewesen sei ¹²⁾ u. s. w. Diese zur Vertheidigung der Echtheit und Wahrheit des seitherigen Lehrbegriffs in der Kirche angewendeten Grundsätze mußten um so mehr an Gewicht gewinnen, da die Anhänger der Gnosis ihnen nichts Wesentliches entgegen zu setzen vermochten. Es galt die Entscheidung der Frage: auf welcher Seite ist die echte unverfälschte Lehre Christi und der Apostel, die wahre Überlieferung zu finden (*doctrina apostolica — traditio veritatis — παραδοσις τῆς ἀληθείας*)? Die redigüldigen Väter gingen bei ihrer Demonstration davon aus, daß nur da die wahre Überlieferung setzen könne, wo sich nachweisen lasse, daß und wie die Lehre von Christus auf die Apostel, von diesen auf ihre Nachfolger in ununterbrochener Reihe und so von einem auf den anderen, deren Namen man anzugeben vermöge, fortgepflanzt worden sei. Wir selbst, argumentirten sie weiter, wissen nachzuweisen, daß und welche Gemeinden von den Aposteln wirklich gestiftet, daß und welche Bischöfe in denselben von ihnen als Vorsteher eingesetzt sind, wir können uns daher der festen Überzeugung hingeben, daß diesen von ihnen die wahre Lehre mitgetheilt und von diesen an in ununterbrochener Reihenfolge der späteren Bischöfe bis auf die jetzige Zeit aufbewahrt worden sei. Es ergab sich aus dieser Schlussreihe die wichtige Folgerung: die Bischöfe sind als Nachfolger der Apostel, als Stellvertreter derselben im Beiste der wahren Überlieferung; auf sie ist von den Aposteln übergegangen die Entradgabe der Erkenntniß der Wahrheit (*charisma veritatis dei* *τρενδωδ*), die *doctrina apostolica* ¹³⁾. Wo daher Streit und Zwiespalt über Lehren entstehen, mag, da muß man denjenigen gehorchen, denen die Entscheidung hierüber zukommt, nämlich den Bischöfen, welche den Aposteln im Amte gefolgt sind, und die wahre Lehre von ihnen, nach göttlichem Rathschlusse, erhalten haben ¹⁴⁾. Hätten auch die Apostel keine Schriften hinterlassen, so müßte man dennoch der Überlieferung folgen, welche sie denen übergeben, denen sie die Gemeinden anvertrauten ¹⁵⁾. Die Wahrheit ist in den Händen der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, und wer daher abweicht von dieser Ordnung der Nachfolge, der ist der Keger, des Irrthums, der Habs oder

12) Tertull. l. 1. c. 32 — 34. 13) Iren. haer. III, 2. IV, 3. 1. IV, 32. 1. Tertull. l. 1. 18 — 21. 14) Iren. IV, 26. 2. Quapropter (scilicet nāmlieh Christus den Aposteln die Wahrheit anvertraut hat) illi, qui in Ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his qui successione habent ab Apostolis — qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum, secundum placitum patrie, acceperunt. 15) Iren. III, 4. Quod si neque Apostoli scripturas nobis reliquissent, nonne oportet aequi ordinem traditionis quam tradiderunt illi, quibus committat ecclesias?

10) Irenaeus adv. haer. III, 12, 6. 11) Tertullian, de praescript. haeret. c. 15 — 17.

Ehrfucht verdächtig, und fällt ab von der Wahrheit¹⁶⁾.

Diese den Gnostikern entgegen gestellten Grundsätze machten Irenäus unter den griechischen, Tertullian, besonders in seiner Schrift über den Verführungsbe-
weis gegen die Ketter, unter den lateinischen Alerikern geltend: sie wurden die Veranlassung, daß das Verhältnis der Bischöfe zu ihren Untergebenen, und die kirchliche Verfassung im Allgemeinen eine ganz andere Gestaltung erhielt. Nicht als Erfinder jener Ansichten hat man sie zu betrachten; denn diese waren höchst wahrscheinlich in praxi bereits seit der Mitte des 2ten Jahrh. angenommen, sondern sie sanctionirten sie gleichsam nur durch systematische Behandlung. Am meisten machen dieß wahrseheinlich die dem Bischofe Ignatius beigelegten Briefe, welche zuverlässig der Periode angehören, in welcher den Gnostikern der lebhafteste Widerstand geleistet werden mußte, da ihre Richtung sowohl in kirchlicher als dogmatischer Hinsicht völlig antignostisch ist. In diesen Briefen finden wir schon die Ermahnungen, man müsse dem Bischof und dem Presbyterium unterthänig sein, und deren Meinung folgen, denn das Gebot derselben vermöge viel bei Gott und der Bischof vertrete die Stelle Christi¹⁷⁾. Der Bischof, heißt es anderwärts, vertritt die Stelle Gottes, das Presbyterium die Stelle des Synedrums der Apostel; mit ihnen muß man in Einigkeit leben; es gibt nur Einen Altar, dem man sich nahen kann¹⁸⁾. Dem Bischofe muß man gehorchen, wie Jesu Christo; den Presbytern, wie der Aposteln: denn ohne diese verdient eine Gemeinde den Namen der Kirche nicht¹⁹⁾. Allen Zwiespalt muß man meiden, und die Einheit der Kirche bewahren: denn Alle, welche Verehrer Gottes und Anhänger Jesu Christi sind, sind auch einig mit ihrem Bischofe; und so wie es nur Einen Altar gibt, so auch nur Ein Abendmahl, nur Einen Bischof²⁰⁾.

Was in diesen Ansichten über die Würde des Bischofs und des Presbyteriums, über den Gehorsam, den man ihnen leisten müsse, über die Einheit des Altars, wie des Abendmahls, was schon von Clemens Romanus über die Stellung der Bischöfe zur Gemeinde, als Nachfolger der Apostel, vorbereitend ausgesprochen worden war, das erhielt durch die angegebenen Grundsätze des Irenäus und Tertullian seine Vollendung. Die Bischöfe sind die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; so wie ihnen die wahre Lehre übergeben worden, so ist auch aus derselben übergegangen die Sendung der Erkenntnis der Wahrheit. Ihnen kommt also das Recht zu, über Wahrheit und Unwahrheit einer Lehre zu entscheiden; über die Echtheit und Gültigkeit für apostolisch aus-

gegebenen Schriften zu urtheilen, um die Einführung ketzerischer Bücher zu verhindern²¹⁾; ihren Aussprüchen müssen Alle gehorchen, welche wahre Christen seyn wollen, und wer sich ihnen nicht unterwirft, wer eine Lehre aufstellt, eine Gemeinde sammelt, ohne das Recht der bischöflichen Nachfolge zu beachten, der ist des Irrthums, der Ketzerei, des Übermuths verdächtig. Die wahre Kirche ist durch ihre Bischöfe im Besitze der wahren Lehre²²⁾, und ihr ist darum verliehen die Wirklichkeit des heiligen Geistes: wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes, und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und jegliche Gnade: der Geist aber ist die Wahrheit²³⁾.

So war denn der erste und wichtige Schritt zur Begründung einer Hierarchie, einer äußeren priesterlichen Gewalt über den religiösen Glauben und das kirchliche Leben der Christen, geschehen; alle Keime dieser Gewalt, wie sie sich in späteren Jahrh. entwickelten und zur Vollendung gebrachten, liegen schon in den angegebenen Lehren von der bischöflichen Gewalt. Nicht bloß als Lehrer des Evangeliums, als Vorkreher der kirchlichen Angelegenheiten, verdienen die Aleriker besondere Achtung; sie bilden einen besonderen Stand in der Gemeinde: die Leitung und Regierung der Gemeinde kommt ihnen nach dem Rechte der Succession als Stellvertretern Christi und der Apostel zu; sie sind im Besitze besonderer Sendungen, und haben zu richten über Rechtmäßigkeit und Häresie. In ihnen und durch sie wird erhalten der wahre Glaube, die Gabe des Geistes und der Gnade, die wahre Kirche und der Weg zur ewigen Seligkeit. Darum muß ihnen gehorchen jeder, der selig werden will; — und so war dem Alerus eine Herrschaft über den Glauben, das Gewissen, die Seligkeit der Heiligen gesichert. Mehrfache Erscheinungen in der kirchlichen Disciplin des 2ten Jahrh. beweisen auch, daß der Alerus, insbesondere die Bischöfe diese Herrschaft stiegig auszuüben begannen. Die Concilien, Synoden der Bischöfe, welche schon vor der Mitte dieses Jahrh. in Griechenland hier und da vorkommen, nach und nach aber, nachdem jene Lehren sich immer weiter verbreiteten, zugleich allgemeiner und von bedeutenderem Einflusse wurden, verankerten nicht sowohl ihren Ursprung, wie man gewöhnlich angenommen hat, der Nachahmung der griechischen Amphikyonengerichte; sie gingen vielmehr aus den angegebenen Grundsätzen hervor, welche zu einem Föderationssystem des Episkopats in den verschiedenen Gemeinden hinführen mußten, um den Angriffen der

21) Tertull. de pudic. a. 10. 22) Iren. III, 4. 1. Tanta ostentatione cum sint, non oportet aliter querere apud alios veritatem, quam facile est ab Ecclesia sumere, cum Apostoli in depositum plenissime in ea contulerint omnia, quae sint veritatis. 23) Ib. III, 24. 1. In ecclesia, inquit, posuit Deus Apostolos, Prophetas, Doctores, et mirram reliquam operationum spirituum: cuius non sunt participes omnes, qui non currunt ad ecclesiam, sed amet ipsos fraudant a vita, per sententiam malum et questionem passim. Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus Dei et ubi spiritus Dei, illic ecclesia et omnia gratia: spiritus autem veritas.

16) Iren. IV, 26. Reliquos vero qui abstant a principali successione et quocunque loco colliguntur, suspectos habere vel quasi haereticos et malos sentientes, vel quasi acinaces et raptos et sibi placentes, aut raptos ut hypocritas, quantus gratia aut vanas glorie hae operantes. Omnes autem hi decidunt a veritate. 17) Epist. ad Ephes. p. 13. 15. 18) ad Magnes. p. 19. 19) ad Trall. init. 20) ad Philadelph. cap. 3. 4.

Häretiker zu widerstehen²⁴⁾. Sind die Bischöfe die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel, so kommt ihnen wie diesen die gemeinschaftliche Entscheidung, das Richteramt über Wahrheit und Irrthum und die kirchlichen Angelegenheiten zu; nicht abtr Einem Bischöfe über alle übrigen, sondern, wie sie gemeinschaftlich Nachfolger der Apostel sind, wie sie, nach dem Ausdruck des Ignatius²⁵⁾, die Stelle des Synedriums der Apostel vertreten, so lag es, nach Geltendmachung dieser Ansicht, nahe, daß die Bischöfe verschiedener Gemeinden frühzeitig, bei gleichen gefährlichen Angriffen von Außen, zusammen traten, über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagten, und ihr bischöfliches Recht geltend machten. Daß sie als Stellvertreter der Apostel dem Beispiele derselben folgten, sehen wir aus der immer gewöhnlicher werdenden Bezeichnung von dem Beispiele und dem Ansehen des Apostelconvents (Apgg. 15 — der auch noch altkirchlicher Redeweise lange für das erste Concilium gehalten wurde) auf ihre Synoden²⁶⁾. Auf diesen Synoden entsandten nun die versammelten Bischöfe mehrerer Gemeinden über die von dem seitherigen Kirchbegriffe abweichenden neuen Lehrmeinungen, sprachen über dieselben das Urtheil der Kezerei, setzten genauere Bestimmungen des früheren, vielleicht mißverständlichen Kirchbegriffes fest, erklärten ihre Meinungen über die Giltigkeit und Echtheit hier und da zum kirchlichen Gebrauche angenommener Schriften, zogen Kirkerl oder Böien, die der Kezerei verdächtig schienen, vor ihr Gericht, straften sie nöthigen Falls mit Absetzung von ihrem Amte oder mit Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, und ihre Beschlüsse, welche sie sich gegenseitig in Synodalschreiben mittheilten, hatten nun Verbindlichkeit für alle rechtgläubigen Christen. Je mehr sich dieser Verband der Bischöfe erweiterte; desto mehr nahm auch das Ansehen derselben in ihren Sprengeln, so wie die Macht ihrer Synoden in der Regierung der Kirche im Allgemeinen, zu, und die Bischöfe der so genannten Unitarier am Ende des 2ten bis in die Mitte des 3ten Jahrh. (besonders des Noetus, Sabellius, Paulus von Samosata) beweiß, wie allgemalig schon die Macht der Synoden sich die höchste Entscheidung über diejenigen Bischöfe angemacht hatte, welche dem Verbande der Episcopohierarchie noch nicht beigetreten waren; diese mußten es sich, nach dem kräftigen Widerstande und bei all' ihrem sonstigen Ansehen, gefallen lassen, von ihren Ämtern entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, sobald sie in irgend einem Punkte der Kezerei verdächtig zu seyn schienen²⁷⁾. Schon das Synodalschreiben, worin die in Antiochien versammelten Bischöfe die Absetzung des Paulus von Samosata den

übrigen abend- und morgenländischen Bischöfen bekannt machen²⁸⁾, und diesen, gewiß verdienten und mit Recht von seiner Gemeinde gezeigten Kirkerl der entgegengesetzten Verbrechen beschuldigen, beweist, wie gleich im ersten gezeigten Aufstehen jener bischöflich-hierarchischen Gewalt Verleumdungs- und Verfolgungssucht da in ihrem Gefolge waren, wo sie den Gegner auf dem Wege der Güte zum Nachgeben, das heißt zum Gehorsam, zu bringen nicht vermochte.

Mit dem hierarchischen Princip: Die Bischöfe sind Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; auf ihnen beruht die kirchliche Einheit und Wahrheit; durch die Synoden müssen sie diese Einheit und Wahrheit nach dem Beispiele der Apostel erhalten, war eine zweite Forderung verbunden, welche jenen Grundfals im Laufe der folgenden Jahrhunderte zu untergraben drohte, und welche wirklich, nach langem Kampfe, das frühere hierarchische System gänzlich stürzte. Sind nämlich, so folgerte man ganz consequent der einmal angenommenen Voraussetzung, die Bischöfe die Nachfolger der Apostel, und ist ihnen von diesen die wahre Lehre übergeben worden, um sie zu erhalten und zu verbreiten: so sind dies jenigen Kirchen, welche die Apostel gestiftet haben, gleichsam die Pflanzschulen des Glaubens, von denen aus sich der Same der Lehre über andere verbreitet hat, noch denen Wahrheit und Irrthum geprüft werden, mit denen jede andere Gemeinde im Glauben übereinstimmen muß²⁹⁾. Sie heißen daher vorzugsweise ecclesiae apostolicae, und behaupten, wie aus dem eben Gesagten thotsächlich hervorgeht, vor den übrigen Gemeinden einen entschiedenen Vorrang. Dieser Vorrang geht auf ihre Vorfahren, die Bischöfe, über: denn diese waren es, denen die Apostel wie die wahre Lehre, so die Leitung jener Gemeinden überließen. Je angesehener daher der Name eines Apostels war, der eine Kirche gestiftet hatte; je gewisser sich ihr hohes Alter nachweisen ließ, und je größer sie selbst, je umfassender die Verbindung war, in welcher sie mit anderen Gemeinden stand: desto größer war der Vorrang, auf welchen dieselbe, und mit ihr zugleich ihr Bischof, Anspruch machen konnte³⁰⁾. Hier-

23) *Rel. Euseb. hist. eccl. VII, 30.*

29) *Tertull. praescript. haer. c. 20.*

Christus misit Apostolos et Spiritu S. instructi. Hi coadiutores ecclesiarum, a quibus tradendum fidei et semini doctrinae veteris motuque sunt et quotidie manentur ut ecclesiae fiant. Ac per hoc et ipsae apostolicae deputantur. Porro sequitur: quid Christus docuerit perque Apostolos revelaverit, non aliter probari posse, quam per easdem ecclesias, quoniam ipsi Apostoli coadiutores, ipsi in praedicando tam viva voce quam per epistolas posita, tenent c. 21.: Si haec ita sunt, constat proinde omnem doctrinam, quae cum illis ecclesiis apostolicis maritibus et originalibus coexistit, veritati deputanda. Siquid enim veritatem ecclesiarum Apostolorum, Christi et Dei. — Est testimonium veritatis: communicare cum ecclesiis apostolicis. 30) *Tertull. l. c. 36.* Ape jam qui velis christianitatem melius exercere in negotio salutis tuae: percurte ecclesias apostolicas, apud quas ipsoe velino cathedras Apostolorum sui loci praesident, apud quas ipsoe coram authenticis litteris rectiorum, eosentis vocem et representatos faciem uniuersaeque. Proxima est tibi Achaja? Habes Corinthum. Si non foras es a

24) *Per Gracianum, fagi Tertullian a de ieiunio. c. 13., illa certis in locis concilia ex omnis ecclesia sponte, per quos et aliorum quaeque in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius omnis christiani magna veneratione celebratur.* 25) *ad Magna. p. 19.* 26) *Cyprian. ep. 57.* Acta concilii. Carthage. c. 256. in Opp. ed. Brem. p. 229 sq. 27) *f. meins* Geschichte der Unitarier vor der nicänischen Synode, Abth. 3. der 1ten Abth.

in liegt der wahre Grund, daß die römische Kirche, seit der allmähigen Geltendmachung jener Grundsätze, allmähig auch unter den übrigen Gemeinden einen ausgezeichneten Vorrang erhielt, so daß ihr bereits am Ende des 2ten Jahrh. eine potior principalitas, wie der alte lateinische Übersetzer des Irenäus sich ausdrückt, rechts- und verhältnismäßig Weise zugesprochen wurde³¹). Die Wichtigkeit dieser Erscheinung für die folgende Geschichte erfordert eine ausführlichere Erörterung derselben, ohne jedoch den Gang der geschichtlichen Entwicklung durch Beleuchtung der alten Sagen über die Schicksale des Petrus und Paulus, oder durch Polemiken gegen den Primat des Petrus u. s. w. zu unterbrechen. (Vgl. den Art. Papst.)

Aus Irenäus und Tertullian a. a. D.³²) ist zu ersehen, daß es bereits im 2ten Jahrh. als ausgemacht war angesehen wurde, die beiden Apostel Petrus und Paulus hätten die Kirche zu Rom gestiftet, und vollkommen organisiert; zu ihrem Nachfolger einen Bischof (der Name desselben wird verschiedn angegeben, bald Clemen, bald Linus) eingesetzt, und durch ihn derselben die wahre und vollständige Lehre (solum doctrinam) dem Tertullian) überliefert. Allerdings hat man nicht hinreichenden Grund, jene Sage für völlig erdichtet zu halten. Daß Paulus und Petrus in Rom sich aufhalten, daß sie daselbst den Wundertod erduldet, hat weit mehr für sich als gegen sich. Was erstere der Fall, so lag es in ihrem apostolischen Beruf, sich der kirchlichen Angelegenheiten daselbst anzunehmen, und darum ließ sich selbst im Sinne jener Zeit sagen, daß sie die bischöfliche Würde in jener Gemeinde bekleidet haben können. Jene Sage aber wurde durch das Dazwischentreten der Lehre von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe der Grundstein der von nun an sich entwickelnden römisch-mönarchischen Hierarchie. Kam denselben Gemeinden und ihren Bischöfen ein Vorrang vor

den übrigen (principalitas) zu, welche von Aposteln gestiftet waren, so mußte Rom hinwiederum unter den apostolischen Kirchen einen besondern Vorrang (potentiorum oder potiorum principalitatem)³³) behaupten, da sie, wie Irenäus sagt, theils an Umfang und Zahl ihrer Mitglieder die größte (maxima), theils hinsichtlich ihrer Stiftung eine der ältesten, theils hinsichtlich der übrigen Gemeinden eine der brunnsten (omnibus cognita, d. b. mit welcher die meisten in Verbindung stehen — nach Tertullian durch das communicare cum ecclesia apostolica), theils endlich von den angesehensten beiden Aposteln, dem Paulus und Petrus, welche nach dem Tertullian die vollständige, wahre Lehre dem von ihnen daselbst zu ihrem Nachfolger eingesetzten Bischof überliefert hatten, gestiftet und eingerichtet worden war. Dieß war also geschichtlich die wahre Veranlassung, den Grundstein des römischen Supremats über Primats, aus dem nachher das Papstthum sich entwickelte, zu legen; noch am Ende des 2ten Jahrh. liefert die Geschichte Belege davon, daß die römischen Bischöfe dieses Vorracht schon auf eine, den übrigen bestehenden Rechten der übrigen Gemeinden nachtheilige Weise zu benutzen und weiter auszuüben bemüht waren. Als der römische Bischof Victor die asiatischen Gemeinden wegen der verschiedenen Zeit der Feier des Hl. Osters fest von seiner kirchlichen Gemeinschaft ausschloß, jene Gemeinden aber und deren Bischöfe, die sich unter dem Vorstehe des Bischofs Polykrates zu Ephesus versammelt hatten, bei ihrer seitherigen Gewohnheit verharren³⁴), und ihr Recht vertheidigten, ließ sich Victor wohl nicht durch bloßen Übermuth und Herrschsucht zu diesem vortheiligen Schritte verleiten³⁵); er schloß die asiatischen, so wie die benachbarten Gemeinden, wie Eusebius³⁶) sagt, als *εραποδοξώσας* von der kirchlichen Gemeinschaft aus, that es mithin in der Ueberzeugung, daß er im Besitze der richtigen Lehre und Ueberlieferung sei; und daß daher andere Bischöfe dieselbe zu befolgen verbunden wären. Und worauf konnte er diese Ueberzeugung gründen, als auf das Vorrecht der Wichtigkeit, welches der römischen Gemeinde bereits im Abendlande zugesprochen worden war? Daß sich derselbe Irenäus, welcher der römischen Kirche diesen Vorrang in seiner Schrift gegen die Keger unbedingt beigelegt hatte, in jener Streitigkeit dennoch gegen das Verfahren des Victor erklärte, ist weiter nichts als eine, in der Geschichte der Kirche tausendfältig wiederkehrende Inconsequenz, die ihren Grund nur in der Verschiedenheit der Zeiten und Umstände hat, welche Modifikation irgend eines Grundsatzes erheischen.

Maccedonia, habes Philippo, habes Thessalonicenses. Si potes in Asiam tendere, habes Ephesus. Si uolens Italiam aduenire, habes Romam, unde nobis quoniam auctoritas praesto est. Ista quomodo felix ecclesia! cui totam doctrinam Apostoli cum sanguine suo profuerunt: ubi Petros passioni Dominicae adequatur, ubi Paulus Joannae exim coramator etc. Videmus quid didicerit, quid docerit, cum ecclesiis quoque Africanis contesserit. 31) Die viel besprochene Stelle des Iren. a. a. D. III, 3. lautet vollständig: *Idcirco quoniam ualde longum est, in hoc tali volumine omnium ecclesiarum commemorare successiones, maximas et utilissimas et omnibus cognitae, a gloriozissimis duabus Apostolis Petro et Paulo Romae fundatas et constitutas ecclesiae, cum quibus habet ab Apostolis traditionem et annuntiatum hominibus fidem, per successiones Episcoporum peruenientem usque ad nos, indicantes, eosdem omnes eos qui quoque modo vel per sui precium malum, vel uanam gloriam, vel per cecitatem et malum sententiam, praeterquam oportet colligunt. Ad hanc rem ecclesiam propter potentiorum principalitatem necesse est omnem conuenire ecclesiam, hoc est ea qui sunt antiqui fideles, in qua semper ab his qui sunt uandique, coeuerunt res et quae est ab Apostolis tradita. Fundantes igitur et instructores Apostoli ecclesiam, Linco episcopatum administrandus ecclesiae tradiderunt etc.* 32) Man vergl. noch Tertull. l. I. c. 32.

33) Daß das lateinische *principalitas* hier die Bedeutung hat, nicht aber, wie A. B. Gieseler behauptet (Kirch. Gesch. I. Th. S. 162), die vorzüglichere Ueberlegenheit der römischen Kirche bedeutet, geht aus der geschichtlichen Entwicklung dieses Begriffs hervor. Auch wird an andern Orten *principalitas* in diesem Sinne gebraucht, l. A. von Gott im Verhältnisse zu den ihm unterworfenen Kirchen (Schriften — lib. IV, 75. 34) Euseb. hist. eccl. V. c. 23—25. 35) E. Schröders Kirch. Gesch. II. S. 242. 36) l. I. c. 24.

Sonach liegt der erste Keim der päpstlichen Hierarchie zunächst nicht in dem Umstande, wie man gewöhnlich annimmt, daß Rom als die Hauptstadt des ganzen römischen Reiches auch frühzeitig eine ansehnliche christliche Gemeinde haben, und der Bischof derselben, im Mittelpunkt aller abend- und morgenländischen Kirchen wohnend, einen überwiegenden Einfluß erhalten mußte. Es läßt sich für diese Ansicht kein einziges entschiedenes Zeugniß aus dem 2ten Jahrh., in welchem doch der Ursprung des römischen Supremats geschichtlich beurtundet ist, beibringen; und so wenig sich auch bezweifeln läßt, daß in Rom als der Hauptstadt eine zahlreichere, blühendere Gemeinde sich bilden und auf diese Weise, wie durch andere ähnliche Verhältnisse, der Bischof ein größeres Ansehen erlangen mochte, so ist doch dadurch nicht erklärt, wie dieser sein Vorrang auf eine Weise geltend werden konnte, wie er schon bei Irenäus und Tertullian anerkannt ist: deutlich aber wird dies, wenn wir von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe ausgehen, wonach der römische Bischof, als Nachfolger der angeliebtesten Apostel, auf ein Vorrangsrecht Anspruch machen durfte. Nachdem ihnen dieses Vorrangsrecht zugesprochen worden, suchten sie es schon seit dem 2ten Jahrh. auf alle Weise zu erweitern; ein schlagender Beweis für die Wichtigkeit der oben aufgestellten Ansicht ist der Umstand, daß die römischen Bischöfe alle diese Versuche mit dem Ansehen des Petrus und Paulus, deren Nachfolger sie seien, zu rechtfertigen suchten; ja noch heutiges Tages ist die Lehre von dem Primat des Apostel Petrus der Stützpunkt des päpstlichen hierarchischen Systems.

Während sich so das Episcopatssystem ausbildete, trug auch die Art und Weise, wie die Bischöfe allen äußeren Angriffen zu widerstehen und die Einheit des kirchlichen Verbandes aufrecht zu halten suchten, dazu bei, daß einzelnen Bischöfen ein Vorrath vor den übrigen zugesprochen und dadurch der Grund zu der Metropolitaneinsetzung gelegt wurde. Die Vereinigung der Bischöfe auf Synoden machte es notwendig, daß sie an bestimmten Orten zusammen berufen, daß das Ausschreiben, so wie die übrigen darauf Bezug habenden Geschäfte, Einem aus ihrer Mitte überlassen wurden. Als Ort der gewöhnlichen Zusammenkünfte war am geeignetsten die Hauptstadt irgend einer Provinz (*metropolis*); die Bischöfe einer daseitig befindlichen Gemeinde stonden ohnehin theils wegen des apostolischen Ursprungs, theils wegen des Alters mehrerer dieser Gemeinden, in größerem Ansehen als die in kleineren Orten, und namentlich war der Verkehr an einem solchen Orte und von ihm aus weit weniger Schwierigkeiten unterworfen, als anderwärts. Alexandria, Ephesus, Antiochien, Rom, Karthago u. s. w. werden in diesem Zeitraume als Orte bezeichnet, in denen sich die Bischöfe einer oder mehrerer angrenzender Provinzen versammelten; die diesen Gemeinden vorstehenden Bischöfe erhielten daher ein Vorrath über die zu ihrer Provinz gebhörigen Bischöfe, indem ihnen die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten anvertraut blieb. In allen übrigen Rechten und Pflichten waren jedoch alle Bischöfe einander in die-

sem Zeitraume noch vollkommen gleich. So schloß sich im Äußern der Klerus der verschiedensten Provinzen immer enger und enger zusammen; mit diesem Zusammenschließen wuchs seine innere Kraft, und es war der Grund eines unerschütterlichen hierarchischen Systems gelegt, das in seiner inneren Ausbildung nur noch einer Erweiterung bedurfte, um nach und nach seine Gewalt über den Glauben und die Gemüther der Christen auszuüben. Die Veranlassung zu dieser Erweiterung war schon gegeben.

Die typische Anwendung der alttestamentlichen Ritualien auf den christlichen Kultus war Anfangs nur gutgemeinte Redeweise gewesen, bald aber verband man mit den christlichen Inbittuten denselben Begriff, der den Opfern, den Priestern, dem Altare im jüdischen Kultus eigenthümlich war. Tertullian und Irenäus³⁷⁾ bilden auch hier den Übergang von der milderen zur strengeren Ansicht. Dem erstern ist das Gebet ein Opfer, das wir darbringen sollen mit reiner Seele³⁸⁾, vorzüglich wirksam, wenn es an dem Altare dargebracht wird; der Genuß des Abendmahls ist gleichfalls die Theilnahme an einem Opfer zu unserm Heile; der Bischof ist der hohe Priester (*summus sacerdos*), der das Recht hat, die Taufe zu erteilen, nach ihm erst die Ältesten und Diakonen, doch nicht ohne Erlaubniß des Bischofs³⁹⁾. Doch verkannte Tertullian noch nicht, daß auch dem Laien im Nothfalle das Recht zu taufen zukomme, nur unbeschadet des bischöflichen Rechtes; ja er nennt die Laien selbst in gewissem Sinne Priester, ohne damit der Würde dieses bevorzugten Standes zu nahe treten zu wollen⁴⁰⁾. Da er jedoch dieses Recht nur im Nothfalle dem Laien zugesieht, so folgt, daß es als Gesetz galt, die Bischöfe und Ältesten, als Priester, die Diakonen als die Leviten des christlichen Kultus anzusehen: durch diese Priester werden die Gaben der Christen Gott als Opfer dargebracht und erwerben den Laien die göttliche Gnade und Liebe; am Altare sind die Gebete derselben vorzüglich Gott angenehm, ins Besondere die Gebete, welche der Priester für das Wohl der Christen Gott darbringt, so wie die Segensprüche derselben⁴¹⁾; am Altare empfängt der Christ aus der Hand des Priesters den Leib und das Blut Christi, als ein Opfer, welches dargebracht wird von diesem zur Vergebung der Sünden, zur Verbürgung der göttlichen Gnade; durch den Priester wird er theilhaftig der Taufe und mit dieser aller Wohlthaten, die Gott den Menschen in derselben anbietet. — Bischof Tertullian noch nicht daran dachte, Heil und Seligkeit der Christen allein von

37) Vergl. z. B. Iren. adv. haer. IV. c. 17. 18.

38) de orat. c. 14. 39) de baptismo. c. 17. 40) de exhortat. ca-

st. c. 7. 1. Nomen et sacri sacerdos sumus? Scriptum est: regnum quippe nos et sacerdotes. Deo et Patri nos fecit. Distinctionem inter Ordinem et Plebem constituit ecclesiae auctoritas et honor per Ordinem concessum sanctificatione, ad eo ubi ecclesiae ordinis non est concessus, si offerat et lingua et sacerdos est tibi solus. Sed ubi tota, ecclesia est, licet laici. Id. de monogam. c. 4. 41) Vergl. Boehmer L. I. Diss. VIII — X. 41) de exhortat. castr. c. 9. 10.

der Vermittelung des Priesterthums abhängig zu machen, vielmehr selbst als Montanist sich gegen mehrere Irrthümer in der kirchlichen Disciplin seiner Gegner aussprach, so war doch theils durch seine Grundsätze von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe, theils durch den Einfluß, welcher dem priesterlichen Stande bei Gott beigelegt wurde, die Bahn gebrochen, diesem Stande endlich die Vermittelung des Heils, das allein in der bischöflichen Kirche zu finden sei, ausschließend beizulegen. Noch zu Tertullians Zeit und später mochten schon einzelne Bischöfe, nicht aus geistlicher Herrschaft allein, sondern mehr in der Ueberzeugung, daß die heiligmäßigen hierarchischen Grundsätze sich auf apostolische Ueberlieferung gründeten (Beweis dafür sind die nach und nach gesammelten Canones und Constitutiones Apostolicas), darnach gestrebt haben, jene Grundsätze in ihrem ganzen Umfange, in ihrer folgerichtigen Consequenz geltend zu machen: dem Bischöfe Cyprian von Carthago aber blieb es vorbehalten, dieß vollkommen auszuführen. Dieser Bischof war der eifrige Verehrer Tertullians, und wenn auch weniger durch Gelehrsamkeit als durch Beredsamkeit ausgezeichnet, doch nach seiner besten Ueberzeugung bemüht, Einheit und Kleinheit des kirchlichen Lebens wie in der heiligen, so in den übrigen Gemeinden, durch eine wohlgeordnete Disciplin zu begründen und zu erhalten. An vielen Stellen seiner Schriften und Briefe klagt er über die große Verdorbenheit seiner Zeit; und wiederholte Unruhen in seiner Gemeinde, mehrere Streitigkeiten und Spaltungen hier und dort, als auch mit auswärtigen Bischöfen und Gemeinden, mußten ihm die Ueberzeugung gewähren, daß, wenn wahre Einheit in der Kirche bestehen sollte, der äußere Verband sowohl der einzelnen Gemeindeglieder, als auch aller Gemeinden unter einander, enger und fester geknüpft werden müsse. Die Grundlage dieses Verbandes war zwar schon in den seither bestehenden Ansichten von der Würde und den Rechten des Episcopats und des Priesterthums gegeben; aber noch bedurfte es eines Mannes, welcher das Gebäude vollendete, welcher die Einheit der Kirche auf die Einheit des Episcopats, die Einheit des Episcopats auf die Einheit der apostolischen Succession und des Priesterthums gründete, und so die Kirche als Glaubensnorm fest stellte: Episcopus est in ecclesia et ecclesia est in Episcopo. Möchte auch durch Ausführung dieser Episcopathierarchie die Idee einer äußeren allein selig machenden Kirche entstehen, und dadurch Keckerthum und Besetzungslust geillert⁴²⁾, den Bischöfen selbst aber das Recht zugesprochen werden, über die Seligkeit und das ewige Verderben der Menschen zu entscheiden: dieser Gang der Entwicklung des kirchlichen Lebens war einmal durch die früheren Mißverständnisse und die durch dieselben veranlaßten Grundsätze zu bestimmt vorgezeichnet, als

daß ein allgemeiner Rückschritt möglich gewesen wäre. Und darum darf dem Cyprian, den man mit Recht den Begründer der so vielfach angefochtenen Lehre von einer allein selig machenden Kirche nennen kann, nicht den Vorwurf machen, als sei er der Urheber aller verderblichen Folgen, welche alsbald aus jenem Systeme hervorgingen: er that in seiner Zeit, was ihm nach den Ansichten, die er jetzt nur haben konnte, nach den Verhältnissen, in welchen sich damals die Kirche befand, als das Zweckmäßige erscheinen mußte. Betrachten wir nun die von ihm durchgeführte Grundsätze der Episcopathierarchie näher.

Hatte schon Tertullian die Einheit der Kirche behauptet, und zwar, weil es nur Einen Gott, Einen Christus, Einen Glauben, Ein Heil gebe, die Kirche selbst aber die Mutter und Herrin genannt⁴³⁾; hatte er gelehrt, daß der Himmel nicht mehr verschlossen sei, daß der Herr die Schlüssel desselben dem Petrus übergeben habe (dem Petrus nämlich, als Repräsentanten seiner Mitapostel, im Sinne der damaligen Väter⁴⁴⁾), und daß er diese Schlüssel durch den Petrus der Kirche hinterlassen habe⁴⁵⁾: so konnte man daraus folgern, daß die Kirche die Vermittlerin der Seligkeit durch Jesus Christus sei. Die Seligkeit aber beruht auf dem wahren Glauben; dieser aber ist nur zu finden, ist erhalten worden und wird gelebt von den Nachfolgern der Apostel, den Bischöfen. Auf das Bischofthum, oder den Episcopat, ist also gegründet die Erhaltung des Einen wahren Glaubens, des einzigen Weges zur Seligkeit, mithin die Einheit der wahren selig machenden Kirche. Dieß ist das Princip des Cyprianischen Systems, welches er in seiner Schrift de unitate ecclesiae nach allen Gründen und Folgen aus einander setzt. Ausser warnt er in diesem Schreiben vor Kezereien und Spaltungen in der Kirche; sie entstehen, wenn man nicht zurück gehet auf den Ursprung der Wahrheit, wenn man das Haupt nicht sucht und das Wort des göttlichen Lehrers vernachlässigt. Der Herr nämlich, fährt er fort, hat gesagt: du bist Petrus u. s. w. und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs u. s. w. (Matth. 16, 18, 19.). Ferner: Weide meine Schafe (Job. 21, 16, 17.). Der Herr hat also, schließt Cyprian, auf Einen gebaut; nicht als ob Petrus vor den übrigen Aposteln einen Vorzug gehabt hätte, sondern um zu beweisen, daß es nur Eine Kirche geben könne, mußte der Anfang der Einheit von Einem ausgehen: denn alle übrigen Apostel haben dieselbe Macht und Ehre, wie Petrus, von Christus erhalten (Job. 20, 23.). So wie daher nur Ein Körper, Ein Geist, Eine Taufe, Ein Glaube, Ein Herr und Ein Gott ist, so ist auch nur Eine Kirche und nur Ein Bischof; Ein Bischof, an dem jeder einzelne Bischof gleichen Antheil hat, Eine Kirche, die wie die Sonnenstrahlen von einem Mittelpunkte aus sich über die ganze Erde ausbreitet,

⁴²⁾ Das Beispiel des Cyprian selbst ist Beweis hierfür. Die Zählung der Novatianer schillt er im Ggsten Briefe Aristochristos, schismaticos, hostes Christi, rebelles; sie hätten falsa altaria, illicita sacerdotia, sacrilegia sacrilegia, nomina adulterata.

⁴³⁾ de virg. vel. c. 2.: una Ecclesia annus, de orat. c. 2. ad Martyr. c. 1. ⁴⁴⁾ Proscript. haeret. c. 22. ⁴⁵⁾ Scorp. c. 10.

die Eine Mutter, die Eine Quelle, das Eine Haupt Aller. Wer diese Einheit der Kirche verläßt, sich an dieselbe nicht anschließt, der ist ein Fremdling und Feind, der verachtet das Gesetz Gottes, hat den wahren Glauben nicht, der zum Heile führt, und kann der Wohlthaten Christi nicht theilhaftig werden: denn nur Eine Wohnung gibt es für die Gläubigen, nämlich die Kirche; außer ihr gibt es keinen Preis der Nüchternheit, kein heiliges Gebet, kein Opfer, keinen Altar, kein Priesterthum ⁴⁵). Und so steht nun durch Cyrillus als Glaubenssatz fest: Deus unus est et Christus unus et una Ecclesia ejus et fides una et plebs in solidam corporis unitatem concordiae glutino (nämlich uno Episcopo) copulata. Quidquid a matrice discesserit, seorsim vivere et spirare non poterit; substantiam salutis amittit ⁴⁷). Die Kirche ist also die äußerste Gemeinschaft der Gläubigen, welche als Heilsanstalt durch das Bisthum erhalten wird. Wie Christus seine Kirche auf die Apostel gebaut und ihnen die Schlüssel des Himmelreichs in oder durch den Petrus übergeben hat, so ist von diesen die Ordnung und Regierung der Kirche auf ihre Nachfolger, die Bischöfe, übergegangen; die Kirche bleibt nun auf diese gegründet. Daraus folgt erstens der Begriff und zweitens das Kennzeichen der wahren Kirche. Im 35ten Briefe sagt er: Dominus noster Episcopo honorem et ecclesiae suae rationem disponens in evangelio loquitur et dicit: Tu es Petrus etc. Iude per temporum et successionum vices Episcoporum ordinato et ecclesiae ratio decurrit, ut Ecclesia super Episcopos constituitur, et omnis actus Ecclesiae per eosdem praepositos gubernetur. — Ecclesia in Episcopo et Clero et in omnibus statutis constituta est. Daraus ergibt sich der Begriff der Kirche, wie wir ihn wirklich im 66ten Briefe aufgestellt finden: Ecclesia a Christo non recedit, et illi sunt Ecclesiae plebs sacerdoti adunata et Pastori suo grex adhaerens. Unde scire debes, Ecclesiam in Episcopo esse et Episcopum in Ecclesia; et qui cum Episcopo non sint, in Ecclesia non esse — quando Ecclesia quae catholica una est, scissa non sit neque divisa, sed sit ubique connexa et cohaerentium sibi invicem sacerdotum glutino copulata. Sonach ist derjenige wahrer Christ, der in der Kirche Christi, d. h. im Verein mit dem Bischöfe, lebt —

45) Um zu sehen, wie die Idee des Priesterthums sich vera (schmilzt mit der Idee des Bisthums, lese man die ganze Stelle: An esse sibi cum Christo videtur, qui adversus sacerdotes Christi facit? qui se a cleri ejus et plebis societate severnit? Arma ille contra Ecclesiam portat, contra Dei dispositionem repugnat: hostis altaris, adversus sacrificium Christi rebellis, pro hoc perditus, pro religione sacrilegus, isochoreus servus, huius impius, frater inimicus, contemnit episcopum et Dei sacramenta derelicta constituta audet alius sitare, precem alienam illicita vocibus facere, domitias hostiae veritatem per falsa sacrificia profanare, non dignatur scire, quoniam qui contra ordinationem Dei militat, ob temeritatem valedit divina animadversione punitur. (Op. Cyr. p. 116. cd. Brem.) 47) lb. p. 119.

Christianus non est, qui in ecclesia Christi non est ⁴⁸), und alle Ketzereien und Spaltungen haben ihren Grund darin, daß man dem durch die göttliche Weihe gesegneten Bischöfe, dem Priester Gottes, den Gehorsam verweigert, und nicht bedenkt, was in der Kirche nur Ein Priester, nur Ein Richter an Christi Stelle sein könne: denn alle Bischöfe sind Stellvertreter Christi (vicarii Christi), Nachfolger der Apostel, an deren Stelle dazu geweiht (Apostolorum vicaria ordinatione accessores), Verwalter der göttlichen Güter (dispensatores Dei), nach Gottes Willen und Gesetz erwählt (sunt de sententia et voluntate Dei); sie haben daher alle gleiche Rechte ⁴⁹), sind alle, weil nur Ein bischöflicher Stuhl, nur Eine Kirche ist, Stüder eines Körpers Christi, nämlich der Mutter Kirche ⁵⁰).

Hiermit war das Gebäude der bischöflichen Hierarchie vollendet: die Bischöfe sind an Christi statt nach göttlicher Anordnung die Regier und Richter der Kirche; ihnen müssen daher Alle gehorchen, mit ihnen in Einheit leben, die des Christennamens würdig seyn und der göttlichen Wohlthaten theilhaftig werden wollen — oder wie man dies mit kürzeren Worten auszudrücken pflegt, außer der Kirche, d. h. außer dem bischöflichen Vereine, ist kein Heil — extra ecclesiam nulla salus. War so die Würde des Episkopats auf den für jetzt nur möglichen höchsten Grad gesteigert, so mußte sie in den Augen des Laien noch mehr an Ehrfurcht und gleichsam geistlichem Ansehen gewinnen durch die gleichmäßige Steigerung der Idee des christlichen Priesterthums. Christus ist der Oberpriester; an seiner Stelle sind die Priester in der Kirche nach göttlichem Willen eingesetzt, damit die Menschen theilhaftig werden der durch Gott verliehenen Wohlthaten. Durch die Weihe werden die Priester theilhaftig der Gaben des Geistes, und sie vermögen nun dieselben Andern mitzutheilen ⁵¹). Daher sind sie befähigt, im Abendmahl ein wahres und vollständiges Opfer Gott dem Vater darzubringen ⁵²); das Taufwasser zu reinigen und zu heiligen, damit es abwasche die Sünden dessen, welcher getauft wird ⁵³), und ihm Vergebung der Sünden durch die Kirche zu Theil werde; sie sind befähigt, das Salböl zu weihen,

48) Ep. 55. Item se p. 186: Christianus iudicatur legitimus, quiq; fuerit in ecclesia, legi et iure fidei dirigitur gratum concensus. 49) Ep. 55. 61. 59. 69. 50) Ep. 44. 65. 51) Episcopus non potest comparari, qui evangelica et apostolica traditione consterna, nemini succedere a semet ipso ortus est: habere autem ait tenera ecclesiam nullo modo potest, qui ordinatus in ecclesia non est. Ep. 69. — Dere non potest, quod ipse (ein bischöflicher Bischof) non habet. Spiritus S. est nunc et una ecclesia a Christo Dominus apud Petrum origine unitatis et ratione fundata. 52) De sacrificio. p. 156: Si Jesus Christus, Dominus et Deus noster, ipse est summus sacerdos Dei Patris et sacrificium Patri primum oblatus et hoc fere in saecula commemorationem praecipit: utique ille sacerdos vice Christi vere fungatur, qui id quod Christus fecit, imitatur et sacrificium plenum et verum tunc offert in ecclesia Dei Patri, si, ut incipit offerre secundum quod ipsum Christum videtur oblatum. 53) Ep. synod. 70: Operetur equum mendarum et sanctificari a sacerdote ut possit baptismum suo peccata hominis qui baptizatur ablueret.

wodurch allein der Getaufte ein Gesalbter Gottes und der Gnade Jesu Christi theilhaftig wird ⁵⁴⁾. Ihre Gebete für die Gefallenen, daß sich Gott ihrer erbarmen möge, sind besonders wirksam ⁵⁵⁾; die Gaben, welche die Laien als Opfer den Priestern am Altare übergeben, werden durch die Darbringung des Priesters vor Gott besonders verdienstlich ⁵⁶⁾; diese Opfer sind in kirchlicher Hinsicht ein Zeichen, daß derjenige, von welchem sie der Priester annimmt, in der kirchlichen Gemeinschaft lebe, und darum werden sie selbst im Namen der Verstorbenen dargebracht, um zu bewiesen, daß der Verstorbene als Mitglied der Kirche gestorben sei ⁵⁷⁾. Durch geduldigen Gehorsam gegen die göttlichen Gebote und gegen die Priester Gottes vermag der Büßende Gottes Gnade sich wieder zu erwerben ⁵⁸⁾.

War durch solche Grundzüge die bischöfliche Hierarchie der katholischen Kirche nach ihrem äußeren Verstande vollendet, indem man dem Bischöfe gehorchen mußte, weil nur er der Mittelpunkt ist, durch den der Christ des wahren Glaubens und der Seligkeit theilhaftig wird: so steigerte sich in dem inneren kirchlichen Verstande die Idee des christlichen Priestertums auf eine Höhe, daß die Heiligkeit und Wirksamkeit aller Getaufte, der Taufe, der Darbringung des Opfers im Abendmahl u. s. w. von der dem Priester durch die Ordination nach göttlicher Anordnung verliehenen höheren Geisteskraft abhängig erschien. Das Bischofthum und das Priestertum sind also der Weg zur Seligkeit durch den Glauben an Jesus Christus. Diese hierarchischen Grundzüge Cyprians erlangten allgemeines Ansehen theils wegen der Folgerichtigkeit, mit welcher er auf die bereits lange vor ihm gegebenen Grundlagen sein systematisches Gebäude aufzuführen gewußt hatte, theils um des hohen Ansehens willen, welches er nach seinem Martyrertode in der ganzen Kirche erlangte, theils endlich wegen der durch mehrere Spaltungen in einigen Gemeinden eingetretenen Zerrüttung und weil der Klerus sich bestrebt, seine Macht und seinen Einfluß auf Glauben und Gewissen der Laien immer mehr zu verfestigen. Aber weit entfernt war Cyprion von dem Gedanken einer Hierarchie, welche alle Bischöfe der Macht eines Einzigen hätte unterworfen und eine absolute Monarchie in der Regierung der Kirche vorbereiten können, obgleich die Keime derselben bereits durch das dem römischen bischöflichen Stuhle zugefallene Vorrecht gelegt waren. Cyprian bejaufte entschieden, wie nur Eine Kirche, so auch nur Einen Episkopat, an welchem allein auf dem Erdbreise zerstreuten Bischöfen gleicher Antheil zukommt; nach ihm haben alle Bischöfe gleiche Rechte, und keinem kann daher als solchem ein Vorrecht vor den übrigen zugesprochen werden, am wenigsten nach göttlicher Anordnung,

da er die Worte Christi: du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich bauen meine Kirche u. s. w. durch den Petrus zu allen Aposteln und durch diese zu allen Bischöfen als ihren Nachfolgern und Stellvertretern gesprochen betrachtet. Er konnte damit die Vorrechte, welche einzelne Bischöfe der Hauptstädte oder, wie es in Afrika herkömmlich war, die Senatoren dieses Standes in Zusammenberufung der Synoden u. s. w. wirklich beanspruchten, diesen nicht streitig machen wollen; diese Vorrechte bezogen sich nach seiner Ansicht auf lokale Verhältnisse zur Erhaltung der Einheit aller einzelnen Bischöfe und Gemeinden.

Während aber Cyprian diese Grundzüge einer aristokratischen Hierarchie aufstellte, arbeiteten die römischen Bischöfe schon daran, das ihnen zustehende Vorrecht einer Principalität, als Nachfolger des Petrus und Paulus, im Verhältnisse zu den übrigen Bischöfen und Gemeinden gleichfalls geltend zu machen. Sie konnten dieses namentlich seit dem Anfange des 3ten Jahrhunderts, da in die Mitte traten, mit desto glänzenderen Erwartungen versuchen, als die Gemeinde zu Rom, nach mehrjähriger Ruhe, eine der größten und blühenfester geworden, und die Bischöfe derselben durch mehrfache begünstigende örtliche Verhältnisse auch ein überwiegendes Ansehen erhalten hatten. Cyprian gesteht dieses selbst in kurzen Worten zu, wenn er in seinem 52ten Briefe sagt: Debet pro magnitudine sua Roma Carthaginem praecedere (er denkt hierbei, dem Zusammenhange nach, an die Gemeinden beider Hauptstädte). Aber derselbe Cyprian mußte auch, seinen hierarchischen Grundzügen gemäß, der eifrigsten Gegner jener Versuche werden, wodurch der Grund seines ganzen Gebäudes erschüttert zu werden drohte, und wirklich im Verlaufe einiger Jahrhunderte völlig erschüttert wurde. Diese Versuche der römischen Bischöfe offenbarten sich in der Streitigkeit über die Gültigkeit der Ketzentaufe zwischen dem römischen Bischof Stephanus einer Seite (seit 253 n. Chr.) und den afrikanischen und östlichen Bischöfen anderer Seite. In der römischen Gemeinde war es herkömmlich, daß man die von den Kettern getauften Christen, wenn sie die Aufnahme in die bischöfliche Kirche verlangten, nicht wiedertaufte, sondern mittels Auflegung der Hände in die Kirchengemeinschaft aufnahm. In den afrikanischen und asiatischen Gemeinden aber wurden sie getauft, da außer der Kirche und dem Priestertume, wie man aus den herrschenden Grundzügen richtig folgerte, eine wahre Taufe nicht ertheilt werden könne. Stephanus ergriff diese Verschiedenheit in der kirchlichen Disciplin, um das Ansehen seines bischöflichen Stuhles, die Principalität desselben, geltend zu machen. Er begann, wie es scheint, den Streit mit den afrikanischen Bischöfen, und wollte sie nöthigen, die Gewohnheit der römischen Gemeinde anzunehmen, indem er ihnen drohte, sie im Weigerungsfalle von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Bald war dies auch mit den afrikanischen der Fall, und da die Bischöfe unter Cyprians Leitung sich gegen diese Zumuthung wiederhol-

54) Ib.: Unus necesse est qui baptizatus sit, ut accepto chrismate i. e. unctione eius unctus Dei et habere in eo gratiam Christi possit. Sanctificare autem non potuit nisi creaturum, qui non altare habuit nec ecclesiam.

55) De laps. p. 136.

56) De opere et elemosyn. p. 203 sq.

57) Epist. 15.

Epist. 19.

58)

erklärten, so that Stephanus wirklich den entscheidenden Schritt, und hob alle kirchliche Verbindung mit denselben auf, verweigerte den an ihn abgeordneten afrikanischen Bischöfen den Zutritt und verbot allen Christen seiner Gemeinde, dieselben aufzunehmen. Cyprian berief im J. 256 eine Versammlung der Bischöfe nach Karthago⁵⁹⁾, und erklärte sich in der Anrede an dieselben Bischöfe über die Gränzen der bischöflichen Befugniß, worin man nicht verfehlen kann, daß er auf die Annäherung des Stephanus hindeutet. Neque quicquam, sagt er, nostrum Episcopum se Episcoporum constituit aut tyrannico terrore ad obsequendi necessitatem suos adigit collegas, quando habet omnis Episcopus pro licentia libertatis et potestatis suae arbitrium proprium, tamque iudicare ab alio non possit, quam nec ipse potest iudicare. Sed expectamus iudicium universi Domini nostri Jesu Christi, qui unus et solus habet potestatem et praeposendi nos in ecclesiae suae gubernatione et de actu nostro iudicandi. Die Aften dieser Synode überlieferte Cyprian dem Bischof Firmilian von Käsarea in Kappadokien, und dieser erließ an jenen das wichtige und ausführliche Schreiben, aus welchem wir uns näher, bei Mangel anderer Nachrichten, über die eigentlichen Beweggründe des Stephanus belehren können. Wenn sich hier Firmilian in den bestigsten Ausdrücken über das Betragen des römischen Bischofs auspricht; ihn einen Schismatiker nennt, der von der kirchlichen Gemeinschaft abgespalten sei, den Namen der Apostel Petrus und Paulus entehrt habe, und ihm endlich den Vorwurf macht: Ego in hac parte iuste indignor ad tam apertam et manifestam Stephani stultitiam, quod qui sic de episcopatus sui loco gloriatur et se successorem Petri tenere contendit, super quem fundamenta ecclesiae collocata sunt, multas alias petras indigne et ecclesiarum multarum nova aedificia constituit. Nec intelligit obscurari a se et quodammodo aboliri Christianae petrae veritatem, qui sic prodit et deserit unitatem; ferret: Stephanus qui successorem cathedram Petri habere se praedicat, nullo adversus haereticos zelo excitatur⁶⁰⁾ etc. so ist dieß der sicherste Beweis, daß die römischen Bischöfe fortfahren, ihr Vorrangsrecht über andere Bischöfe aus dem Grunde geltend zu machen, weil sie die Nachfolger des Petrus und Paulus wären, um auf diese Weise eine monarchische Hierarchie vorzubereiten. Deshalb deuteten sie die Stelle Matth. 16, 18, 19. von dem Petrus allein, um diesem den Primat unter den Aposteln, sich selbst aber als den Nachfolgern desselben den Primat unter den Bischöfen anzuweihen. Wie glücklich ihnen dieseß gelungen, beweist die Geschichte⁶¹⁾.

Zweiter Abschnitt. Von Cyprian bis Gregor I. — 258 bis 600 n. Chr.

Seit der Mitte des dritten Jahrh. ruhte die bischöfliche Hierarchie auf unerschütterlichen Pfeilern, deren Grundlage geschichtlich die Tradition von der apostolischen Succession der Bischöfe, dogmatisch die Lehre vom christlichen Priestertum war. Die Kirchendisziplin wurde nunmehr, unter Leitung der Bischöfe und Synoden, immer mehr geordnet, und nach dem hierarchischen Princip ausgeführt; der Antheil, den man noch bis dahin den gläubigen Laien (laici stantes) an den Synoden zugestanden hatte, wurde beschränkt und hörte bald ganz auf; das kirchliche Ritual wurde mannichfaltiger und feierlicher, und bezweckte, den Kerus überall in seiner hohen Würde erscheinen zu lassen. Die heilige Weihe (ordinatio) der Kleriker, die Darbringung des Opfers im Abendmahl, wobei schon an eine mystisch-symbolische Gegenwart des Leibes und Blutes Christi gedacht wurde, die Feierlichkeiten bei der Taufhandlung, der Wiederaufnahme der Süßenden und Gefallenen, die Vernehmung des kirchlichen Personals, so wie der Festtage, dieses und Ähnliches mußte dazu beitragen, das christliche Priestertum in seinem Glanze, als den Mittelpunkt alles christlichen Glaubens und Lebens zur Erlangung der Seligkeit, darzustellen. Das wichtigste christliche Denkmal, welches aus dem Anfange dieser Periode übrig geblieben ist, und aus dem wir eine vollständige Belehrung über das kirchliche Wesen jener Zeit schöpfen können, sind die so genannten Constitutiones apostolicae und Canones apostolici, deren Abfassungs- oder Sammlungszeit man auch nach den neuesten Untersuchungen⁶²⁾ doch dem größten Theile nach mit Recht in die ersten Decennien nach Cyprian setzt. Ihrer ganzen Anlage nach sind diese Verordnungen, wie sie in vielen Gemeinden geltend geworden waren, und wo dieß nicht der Fall war, noch geltend werden sollten, eine Sammlung kirchlicher Gewohnheiten und Vorschriften aus früherer und späterer Zeit, unter dem salbigen Namen der Apostel verbrühet, um dem hierarchischen Systeme allgemeines, dauerndes Ansehen zu sichern; daher die sonderbare Erscheinung, daß sie zwar nur selten von den zunächst lebenden kirchlichen Schriftstellern genannt und gerühmt werden, aber ihr Einfluß in praxi gleichsam, von Jahrzehent zu Jahrzehent immer sichtbar in die ganze kirchliche Disciplin eingestrikt. Es genügt für unseren Zweck, aus einigen Stellen zu zeigen, welche hohe Würde dem Bischofsstume, wie dem Priestertume, in diesen Verordnungen beigelegt wird. Der Bischof wird ermächt, sich rein zu halten in seinen Handlungen und seine Würde zu bedenken; denn er vertritt die Stelle Gottes unter den Menschen, indem er über alle Menschen herrscht, über Priester, Könige, Obrigkeit, Ältern, Kinder, Lehrer und Alle, die ihm unterthänig sind. Hier ist der Begriff der Hierarchie des Bischofs

59) E. Acta huj. concil. in Cyprian. Oper. p. 229 sq. 60) Opp. p. 225. 61) Man vergl. für diese Periode die letzte Beschlus seiner synodal. Geschichte der kirchl. Verfassungen in d. ersten 6 Jahrh. und Plands Geschichte der christl. kirchl. Gesellschaftsverfass. 1 u. 2r Th.

62) E. Krabbe über den Ursprung und den Inhalt der apostol. Constit. 1829, 8. — Abbinger katbol. theol. Luan 241st. 1829, 34 st. S. 387 sq.

sich deutlich ausgesprochen⁶³). Eben so heißt es an einer anderen Stelle: der Bischof muß über die Unterthänigen herrschen, nicht aber von ihnen beherrscht werden; sein Laie hat ihm zu gebieten, wohl aber er über die Laien⁶⁴). Ihn soll der Laie ehren, lieben, fürchten, als den Herrn, den Gebieter, den hohen Priester Gottes, den Lehrer der Frömmigkeit: denn wer auf ihn hört, der gehorcht Christo; wer ihn verweist, der verweist Christus⁶⁵). Eben so erhaben wird die priesterliche Würde des Klerus geschildert: die christlichen Priester bringen auf dem Altare Gottes vernünftige Opfer durch Jesus dar, Gebete, Gaben der Liebe, das Abendmahl, und sind daher die Mittler zwischen Gott und den Gläubigen. Kein Kleriker darf ohne den Bischof Etwas thun, weder ein Opfer darbringen noch dem Altare sich nähern, viel weniger ein Laie; dem Bischofe sollen die Laien die Opfer und Gebete übergeben; wie den Königen, sollen sie den Priestern, ihren geistlichen Ältern, von allen Gütern Etwas darbringen⁶⁶); denn das Priestertum übertrifft an Würde das Königthum, wie die Seele den Körper. So wie sich in diesen Aussagen die ersten Spuren des später den Klerikern allgemein zugesprochenen Lehntrechtes finden, so entwickeln sich auch in dieser Zeit schon die Keime des Ekklesiastes. Treibt man den Klerus von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens möglichst unabhängig zu machen, und so die priesterliche Würde aus erhaben über das Irdische darzustellen, theils aus der seit dem Ende des 2ten Jahrh. immer mehr steigenden Achtung gegen den Klerikalismus, theils aus dem, endlich und hauptsächlich aber, damit der Priester unbestät jeterzeit dem Altare sich nähern und sein Opfer mit reiner Hand darbringen könne (nach Analogie des mosaischen Geheißes), suchte man die Ehe der Kleriker zu beschränken: Bischöfe, Priester und Diakonen sollen mit Einem Weibe zufrieden sein, nach ihrer Ordination aber nicht heirathen, auch sollen sie keine Witwe, Verlassene u. f. w. ehelichen⁶⁷). — Außerdem seien insbesondere die *Canones apostolici*, so wie das 7te und 8te Buch der Constitutionen (wenn diese auch später hinzu gefügt worden sein sollten: ihr wesentlicher Inhalt rührt aus dem Anfange dieser Periode her), wie man die Verhältnisse und Rechte des Laien- und geistlichen Standes zu einander, so wie des letzteren unter sich, näher zu bestimmen, und durch die vermehrten Heiligkeit bei der Wahl, bei der Ordination der verschiedenen Kleriker, bei der Taufe, und zu sprechenden Gebeten, der Darbringung der Opfer, vorzüglich bei der Feier des Abendmahls (Eret und Mein nannte man schon τα ἅγια μυστήρια, die ganze Feier *hierosola* μυστήρια), der Würde und den Rechten des Klerus immer mehr Festigkeit zu geben suchte.

Auf diesen Gipfel des Ansehens und der Macht im Inneren des kirchlichen Vereins hatte sich der Klerus in einer Zeit gesöhnt, da die Kirche noch unter dem Drucke des Heidenthums stand, und wiederholten Verfolgungen ausgesetzt war. Was durfte man erwarten, nachdem im 4ten Jahrh. die christliche Kirche unter dem Schutz des States getreten, und die christliche Religion durch die Decrete der in sie aufgenommenen Kaiser zur Staatsreligion erhoben worden war! Die Bischöfe, in ihrem kirchlichen Wirkungskreise fast unabhängig von äußerem Einflusse, hatten noch und nach die Laiken von aller Theilnahme an kirchlichen Angelegenheiten aus Goncilien u. s. w. ausgeschlossen, und auch die beratende Stimme des Presbyteriums zu unterdrücken geruht: sie waren also wirklich in ihrem Gebiete, wie die apostolischen Constitutionen sich ausdrücken, Herren und Kleinscherrscher — *xepoi und despotai* — geworden. Anerkannt jetzt von der obersten Staatsgewalt; unterstützt und geschmiegelt von einem Kaiser, wie Konstantin, der es doch, bei seinem zweideutigen moralischen Bewußtseyn, gerathen fand, sich durch die Fürsprache der Bischöfe, als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, den Eingang zur Eitelkeit offen zu erhalten, eilten sie nun dem höchsten Ziele zu, einen geistlichen Stat unter ihrer Regierung in der Mitte des weltlichen zu bilden und immer unabhängiger von ihm zu werden. Dazu war erforderlich, daß das Verhältniß der einzelnen Bischöfe und Gemeinden zu einander regelmäßiger organisirt wurde. Einzelnen Bischöfen war schon in der vorigen Periode, aus persönlicher Hochachtung, der Name Erzbischof, Patriarch beigelegt worden; dieser Name ging noch und nach auf die Metropolitانبischöfe über, und nachdem das Metropolitansystem sich zum Abiel nach der bürgerlichen Einteilung des römischen Reiches gestaltet hatte, blieb er den Bischöfen der angesehensten Hauptstädte eigenthümlich. Auf diese Weise erbielten die Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien vorzugsweise diesen Titel, und mit demselben wurden ihnen noch mehrere Vorrechte zugesprochen, auf welchem Wege denn seit dem ersten Drittel des 4ten Jahrh. die bischöfliche Aristokratie sich mehr und mehr concentrirte und in eine erzbischöfliche Dignarchie überging **). Außer den drei genannten Bischöfen genoßen auch die Metropolen oder Erstaden von Ephesus und Kalcedäe die Vorrechte der Patriarchen, und schon durch die nicaenische Synode wurde dem Bischof zu Jerusalem das Ehrenrecht eines Metropolitans, auf der ersten allgemeinen Synode zu Konstantinopel aber (im Jahre 381) dem Bischof von Konstantinopel oder Neorum der Ehrenstitel des zweiten Patriarchen nach dem von Altrom zugesprochen. Die Patriarchen von Neorum wußten sich bald auch Patriarchenrechte über die Provinz Thracien

63) Constit. apostol. lib. II. c. 11.: διὰ τοῦτο — ἐλθόντες, ἀνδρες ἀγαπᾶτε· οὐκ ἐπὶ θεῷ τῶν ἰσχυρῶν ἐλπίσθητε, οὐκ ἐπὶ κατὰ ἄνθρωπον ἀρχαῖς ἀγαπᾶτε, ἰεροῖς, βασιλεῦσι, ἀρχιερεῖς — καὶ κατὰ ἄνθρωπον οὐκ ἐπὶ τῷ ἑαυτοῦ. Als Grund jeder Liebe wird der Ausschluß Christi genannt. 18, 19. angeführt. 64) H. cap. 14. 65) H. cap. 20. 66) Cap. 25. 26. 27. 28. 32 — 34. 67) Const. cap. VI. 17. Canon. Ao. 14. 19.

68) Wir können uns von hier an kürzer fassen, indem wir nur die wesentlichen Veränderungen der Siedarchie im Auge behalten. Im Allgemeinen verwerfen wir auf die Pn de antiq. Ecclesiae disciplina Diss. I. Bingham Orig. eccl. Tom. I. Schrecksch. Kirch. Gesch. Th. 8 u. 17, Plandé Gesch. der Kirch. Kirchlitzverf. 2t u. 3t Bd.

und mehrere Metropolen in Kleinasien zuzueignen, welche ihnen durch die allgemeine Kirchenversammlung von Chalcedon (im J. 451) bestätigt wurden. Die Bischöfe der Insel Cyprien, der Provinz Afrika, in Gallien und Spanien waren seinem dieser Patriarchen unterworfen, sondern in dieser Hinsicht *autokephal*, indem Einer aus ihrer Mitte die Metropolitanechte ausübte. Die Rechte der Metropolen bestanden in der Dedication der Bischöfe ihres Sprengels, der Zusammenberufung der Provinzialsynoden und der Aufsicht über die ganze Geistlichkeit ihrer Provinzen; die Rechte der Patriarchen in der Dedication der Metropolen, in der Zusammenberufung der Diöcesansynoden, und der Oberaufsicht über die ganze Diöcese. Durch die allgemeinen (ökumenischen) Kirchenversammlungen, deren erste durch den Kaiser Konstantin nach Nicäa im J. 325 ausgeschrieben wurde, mußte der Verband der allgemeinen (katholischen), in so zahllose Gemeinden zerpaltenen Kirche durch ihre Bischöfe nicht nur immer enger gezogen, sondern auch die kirchliche Gewalt derselben immer fester und mächtiger werden: denn die Beschlüsse dieser Versammlungen wurden als Aussprüche des heiligen Geistes, welchen Christus der Kirche, mit ihr ihren Repräsentanten, den Bischöfen, hinterlassen habe, angesehen, und erhielten, durch die Kaiser bestätigt und bekannt gemacht, allgemeine gesetzliche Gültigkeit für alle christlichen Unterthanen des römischen Reiches⁶⁹⁾. Unter denselben war auch den Bischöfen besonders seit Konstantin eine eigene geistliche Gerichtsbarkeit, die sich selbst in weltliche Angelegenheiten mischte, zugesprochen, es waren ihnen und dem Klerus, so wie den Kirchen und ihren Besitzungen, bedeutende Immunitäten bewilligt worden. Im Wesentlichen beruhete daher die Regierung der Kirche bereits in diesem Zeitraum auf einer vom State fast unabhängigen Autokratie der Bischöfe.

So wie nun die bischöfliche Aristokratie sich in eine erzbischöfliche Oligarchie verwandelt hatte, so neigte sich diese schon jetzt, ganz gemäß dem einmal betretenen Pfade, zur hierarchischen Monarchie hin: es beginnt von nun an ein Wettstreit zwischen den angesehenen Patriarchen, welche, obwohl mit abnehmendem Glücke und oft durch die weltliche Macht in Schranken gehalten, doch kein Mittel unversucht ließen, ihrem Stuhle ein überwiegendes Ansehen zu verschaffen. Keiner war und konnte, begünstigt durch frühere Ansprache und äußere Verhältnisse, hierin glücklicher seyn, als die römischen, und Einem von diesen gelang es wirklich am Schluß dieser Periode, durch den Titel eines ökumenischen Bischofs, den ihm der Kaiser ertheilte, den festen Grundstein des römischen Papstthums zu legen. Hier können aber nur die wichtigsten Ereignisse, wodurch diese Monarchie vorbereitet wurde, Gegenstand der Darstellung seyn; das Specieellere s. unt. dem Art. Papst⁷⁰⁾.

Schon im zweiten Jahrh. war, wie oben gezeigt ist, dem römischen Bischöfe, als Nachfolger des Petrus und Paulus, ein Principalitätsrecht vor den übrigen zugesprochen worden, und er durfte es, wenn wir im Geiste jener Zeit urtheilen wollen, mit eben der Besugnis geltend zu machen suchen, als alle Bischöfe für Nachfolger der Apostel erlärte waren. Es ist dieses Vorrecht aber mit einer Consequenz verfolgt worden, welche ihres Gleichen nicht hat. Durch den Uebertritt Konstantin zur christlichen Kirche gewann der römische Bischof, als der Bischof der Hauptstadt des Reichs, theils schon eben dadurch, theils durch die Nähe des Hofes. Zwar war sein Sprengel nur auf die suburbicarischen Provinzen Italiens eingeschränkt, allein sehr bald gelang es, das Vorrecht auch auf andere Gemeinden und Bischöfe auszuweihen. Die Synode zu Sardica (344 n. Chr.) gestand in ihrem vierten (lateinischen) Canon zum eberbietigen Ansehen des Apostel Petrus dem römischen Bischof (damals Julius) das *ius recognitionis* und *renovationis* *iudicii* *lati* zu, wenn ein Bischof durch eine Synode abgesetzt war, und sich deshalb an ihn wendete⁷¹⁾. Dieses Recht, Appellationen von Bischöfen anderer Sprengel anzunehmen und eine obergerichtliche Gewalt auszuüben, hatten die römischen Bischöfe schon früher sich anzu eignen versucht; jetzt gelang es ihnen, unter günstigen Umständen, dasselbe von einer zahlreichen Synode anerkannt zu sehen, und zwar aus dem wichtigen Grunde, welcher auf die frühere Geschichte das hellste Licht wirft, um dem Apostel Petrus die gebührende Eberbiedung zu erweisen. Von nun an galt es, dieß Recht nach allen Seiten hin zu benutzen. Sosimus (seit 417 n. Chr.), Bonifacius (seit 419), Gelasius (seit 422), nahmen bereitwillig Appellationen afrikanischer Kleriker, z. B. des Gelasius, Kyprianus, an, welche aus einer Provinzialsynode aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen oder ihrer Aemter entsetzt worden waren; sie forderten die afrikanischen Bischöfe vor ihr Gericht, entschieden eigenmächtig über die Ungültigkeit ihrer Beschlüsse, und Bonifacius scheute selbst den Kunstgriff nicht, den oben erwähnten Canon der Synode zu Sardica für einen Canon der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa auszugeben. Allein diese Versuche waren vor der Hand vergeblich; die afrikanischen Bischöfe verboten alle Appellation jenseit des Meeres. Ähnlich verfuhr die genannten Bischöfe gegen die Gemeinden und Bischöfe Galliens und Aegyptens; wurden sie im Anfange wenig beachtet, so war doch auswärtigen Klerikern der Weg eröffnet, aufs Neue nach Rom zu appelliren, und dieß haben die römischen Bischöfe als eine rechtmäßige Anerkennung ihres obergerichtlichen Ansehens an. Glücklich war schon Leo der Große (seit 440 n. Chr.) und Hilarius, sein Nachfolger (seit 451). Der erste machte in seinen Reden und Briefen den Primat des Apostel Petrus und so auch des römischen Stuhles mit vieler Eberbiamkeit geltend, brachte die übrigen Bischöfe in Abhängigkeit von sei-

69) E. Fuchs *Bischofthum der Kirchenversamml.* des 4ten u. 5ten Jahrh. 70) Im Allgemeinen velleisen wir auf Bowers's *Wesh.* der röm. Päpste I u. II. 24.

71) E. du Pin. I. l. p. 107.

nen Stühle, machte einen ähnlichen Versuch mit den afrikanischen; und als sich der Bischof von Befancon Geilbonius, den eine Synode unter dem Vorzuge des Hilarius von Arles abgesetzt hatte, nach Rom wendete, Leo's Entscheidung aber, die für den Appellanten günstig ausgefallen war, von den gallischen Bischöfen zurück wies, wußte er sich durch den Kaiser Valentinian III. ein Dekret auswirken, wodurch der Primat des römischen Stuhls bestätigt und der römische Bischof (Romanus Papa wird Leo genannt) als der König der ganzen Kirche anerkannt wurde, und zwar wegen des Vorzugs des heil. Petrus, wegen der Würde der Stadt Rom und wegen des Ansehens einer heiligen Synode. Sein Nachfolger Hilarius erweiterte bald darauf seine bischöfliche Macht unter den gallischen Bischöfen, zieht alle ihre Streitigkeiten zu seiner Entscheidung, kauft des genannten Gefehes, nennt sich einen allgemeinen Richter über alle Bischöfe, und erhebt die Forderung, daß selbst spanische Bischöfe sich an ihn wenden, um ihn um die Bestätigung eines von ihnen gemachten Dekrets zu ersuchen. — Die weiteren Fortschritte der römischen Bischöfe in Befestigung und Erweiterung ihrer monarchischen Hierarchie, f. unt. den Art. Papst.

Ein zweiter wichtiger Grund, den wir nicht übergehen dürfen, war die Eifersucht, der Rangstreit, welcher zwischen den Patriarchen entstand, nachdem der Bischof von Konstantinopel als der zweite Patriarch auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel bestätigt worden war. Dieser neue Patriarch, war dem Range nach der zweite, doch an Rechten und Würde dem von Altrom ganz gleich gestellt, ließ behaupten, daß er ein gesetzmäßiger Nebenbuhler des römischen werden, und dessen Ansprüche auf eine Superiorität über die ganze Kirche, als Nachfolger Petri, vereiteln könne. Die so vererblichen Nestorianischen und Eutychemianischen Streitigkeiten des 5ten Jahrh. waren im Grunde nur Ausdrücke, nur Nahrung für die Eitel- und Eifersucht, mit welcher die beiden Patriarchen von Rom und Alexandrien ihren neuen Kollegen im Auge behielten, und das Ansehen seines Stuhles zu schmälern suchten. Es mußte daher das Concilium zu Chalcedon, auf welchem jene Streitigkeiten beigelegt wurden, und Leo durch seine Entscheidungen in Glaubenssachen einen so glänzenden Sieg errungen hatte, den Unwillen dieses Bischofs nicht wenig reizen, als ihm der Kaiser und die versammelten Väter den 28sten Canon, gegen den bereits seine Abgeordneten Widerspruch erhoben hatten, zur Bestätigung übersandten. In diesem Canon wurden dem Patriarchen von Neukom gleiche Vorrechte mit dem von Altrom und eine eigene Diöcese ertheilt. Leo hielt dies als eine Verletzung der niedrigen Beschlässe, behauptete, daß er, als des Ansehens Petri solche Verletzungen der Kirchengesetze für null und nichtig erklären könne, vermochte es jedoch nicht zu hindern, daß der Canon angenommen wurde. Von dieser Zeit an waren die Patriarchen von Konstantinopel nicht weniger bemüht, ein gleiches Ansehen in dem christlichen Oriente sich zu verschaffen, als im Occidente die römischen Bischöfe bereits

mit Gluck versucht hatten. Waren jenen auch die äußeren Verhältnisse nicht so günstig als diesen, so gab dieß doch fortwährende Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der letzten auf jeden Schritt, welchen ihre Nebenbuhler zur Vergrößerung ihrer Macht thaten oder zu thun beabsichtigten, gespannt zu erhalten. Und am Ende des 6ten Jahrh. bietet uns die Geschichte ein Beispiel dar, welches beweist, wie sehr die hierarchische Politik der römischen Bischöfe der ihrer Nebenbuhler überlegen war. Man hatte seit dem Anfange des 5ten Jahrh. den Patriarchen auch den Titel kaiserlicher Bischof oder kaiserlicher Patriarch beigelegt. Als der Patriarch von Konstantinopel, Johannes der Kaiser, auf einer Versammlung der morgenländischen Bischöfe zu Konstantinopel (im J. 687) diesen Titel in die auszufertigenden Synodalakten einrücken ließ, erklärte der römische Bischof Pelagius II. alle Beschlässe jener Synode, wegen dieses strafbaren Stolzes, für ungültig, und drohte die Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen aufzuheben. Der Nachfolger des Pelagius, Gregor der Große, setzte diesen Streit noch eifriger fort, konnte aber durch alle seine Bitten an den Kaiser, die Kaiserin, die Patriarchen von Alexandria und Antiochien, es nicht dahin bringen, daß sein Gegner aus dem Titel Verzicht geleistet hätte, wenn Gregor sich gleich auf gebührender Demuth im Vergleich zu ihm einen Knecht der Knechte Gottes nannte. Gregor nämlich deutete den Begriff kaiserlich in einem weiteren Sinne (ein Bischof des ganzen Erkreises), als es die Griechen verstanden, und mußte daher diese Annahme seinen Rechten, seiner Politik entgegen finden. Die römische Politik erreichte jedoch in einem seiner Nachfolger Bonifatius III. (667) ihr Ziel; dieser, ein Günstling und Schwelmer des Kaisers Phokas, welcher den Kaiser Maritius vom Throne gestossen hatte, erbielt von demselben in einem Dekrete die Bestätigung, daß die römische Kirche oder der apostolische Stuhl Petri das Haupt aller Kirchen sei, und zwar aus dem Grunde, weil die Kirche zu Konstantinopel sich die erste aller Kirchen genannt habe 72). Obgleich in diesem Dekrete nicht ausdrücklich erwähnt wird, daß sich dieß auf den Titel eines kaiserlichen Patriarchen, den von nun allein der römische Bischof führen solle, beziehe, so dürfte doch diese Forderung, unter Berücksichtigung der Verhältnisse, in welchen Phokas zu seinem Patriarchen Euphrasius stand, und der Politik der römischen Bischöfe, nicht so unwahrscheinlich seyn, als man sie hat finden wollen. Denn daß die Patriarchen von Konstantinopel sich nachher noch jenen Titel beigeigten, beweist nichts gegen den Eingriff in die Rechte ihres erbischoflichen Stuhles zu Gunsten des römischen, den sich Phokas aus Furcht gegen den Euphrasius erlauben mochte.

72) Lib. Pontificat. in Bonif. III. p. 257: Nec obtinuit apud Phocam principem, ut sedes apostolica beati Petri apostoli caput esset omnium ecclesiarum, id est ecclesie Romane, quia ecclesie Constantinopolitana primas se omnium ecclesiarum scribebat.

Am Schluß dieser Periode finden wir also die oligarchische Hierarchie in ihrem Übergange zur monarchischen oder zum römischen Papstthum begriffen. Und in ihrem Verhältnisse zu den Laien hatte sie eben so glückliche Fortschritte gemacht. Einer Seits das überall hin sich ausbreitende Mönchthum, aus welchem in dieser Periode der größte Theil der Kleriker genommen, und wodurch der Gehalt immer allgemeiner, und von dem höheren Klerus schon als notwendige Pflicht gefordert wurde, anderer Seits das Sinken aller wissenschaftlichen Bildung, zum Theil von dem Klerus begünstigt, zum Theil durch die Stürme der Völkerverwilderung und einer despotischen Politik herbei geführt, endlich der zunehmende Reichtum, das wachsende Ansehen einzelner Kirchen und Klöster durch den Wunderaberglauben, die Verehrung der Martyrer und heiliger Personen u. s. w.; diese und mehrere damit verbundene Erscheinungen, z. B. die Mannichfaltigkeit und Pracht der heiligen Gebräuche, die Kraft, welche man ihnen unter der Vermittelung des Priesters beilegte zur Vergebung der Sünden, zur Erlangung göttlicher Wohlthaten, trugen dazu bei, den geistlichen Stand im Einzelnen wie in seiner Gesamtheit von dem weltlichen gänzlich zu trennen, ihn über denselben zu erheben, die Priester, als die Repräsentanten einer sichtbaren, allein seligmachenden Kirche, als die einzigen Vermittler der Gnade und Seligkeit bei Gott, mithin als die Gewalthaber über den Glauben, die Gewissen, das wahre Heil der Menschen, allgemein anzuerkennen. Und lag die Seligkeit der Christen in der Gewalt der Priester, war die Kirche allein der Weg zu dem Himmelreiche, so bedurfte es nur einer Durchführung dieses Grundfahes im Großen, um der Hierarchie auch die Herrschaft über das Irdische und Weltliche, das ja dem Himmlischen und Ewigen untergeordnet sein muß, zu verschaffen.

Dritter Abschnitt. Die Vollendung der monarchischen Hierarchie und ihr Verfall.

Wenn wir in diesem Abschnitte einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfassen, in dessen erster Periode die päpstliche Hierarchie ihre höchste Blüthe der Macht erreichte, welche sie in der ersten Hälfte der zweiten behauptete, dann aber von mehreren Seiten bedrohet, beschränkt, endlich auf einem großen Theile ihres früheren Gebietes ausgehoben sehen mußte: so hat diese Kürze ihren Grund darin, daß aus den ersten beiden Abschnitten Begriff, Zweck und Wesen der Hierarchie bestimmt genug hervorleuchtet, und es hier nicht bräusichtig werden kann, eine Geschichte des Papstthums und der Päpste zu liefern. Nur die wichtigsten Thatfachen und ihre Folgen heben wir ferner hervor, wodurch die monarchische Hierarchie des römischen Stuhles in jenem umfassensten Zeitraume in demjenigen Zustand versetzt wurde, in welchem sie sich in unserer Zeit befindet.

So wie der Ursprung dieser Hierarchie aus dem Primat des Apostels Petrus und dem apostolischen Successionsrechte der römischen Bischöfe herzuleiten war,

so war im 7ten Jahrh. dieses Recht, an dem zu zweifeln Niemandem mehr beikommen konnte, das Mittel, ihren Supremat zu behaupten, und in Provinzen, wo er anerkannt war, zu befestigen. Sie sendten Glaubensmissionarien in heidnische Provinzen, hielten Concilien, beschloß auf im Namen des Fürsten der Apostel, des heiligen Petrus, der alle in würdig gewesen, die Schlüssel des Himmelreichs zu empfangen (Martin I., seit 649 röm. Bisch.), nehmen Gesandtschaften christlich gewordener Fürsten an den heil. Petrus zu Rom mit reichlichen Geschenken auf, benützen diese Gelegenheit, um das römische Ritual unter ihnen einzuführen (Vitalian, seit 672 röm. B.), erlangen es, daß ihre Wahl nicht mehr der kaiserl. Bestätigung bedurfte (Benedict II., seit 685), machen, unter günstigen Staatsverhältnissen, bereits den Versuch, kraft apostolischer Auctorität das Volk gegen kaiserl. Befehle aufzuwiegen, und ihm die Zahlung des Tributs zu unterlagen (Gregor II., 715 — 732 r. B.), versuchen mit Erfolg, bei den schwankenden Verhältnissen der Statregierung in Italien, sich in weltliche und Staatsangelegenheiten zu mischen (Gregor II., 732 — 740), bringen durch den Bischof Bonifacius Aufstand unter ihre kirchliche Gewalt (Zacharias, 741 — 752), werden endlich durch die angebliche Schenkung Pipins weltliche Fürsten in Italien (Stephan II., 752 — 757), wissen ihr weltliches Gebiet, das Patrimonium Petri, durch Gunst der fränkischen Könige zu schütten und zu erweitern (Hadrian I., 772 — 795 — Karl der Große), obgleich sie noch nicht völlig unabhängige Befehlshaber derselben waren; — und zwar geschah Alles dieß im Namen und zur Ehre des heil. Apostel Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreichs übergeben, und dessen Grab zu Rom sehr heilig gehalten wurde. Die Schwäche der fränkischen Könige in der Folgezeit, das Ansehen, in welchem die Bischöfe als Rathgeber der Fürsten in weltlichen Angelegenheiten standen, die großen Erwerbungen an Gütern, welche den Kirchen und Klöstern geschenkt wurden, dazu die Verbreitung der falschen Dekretalen der römischen Päpste seit dem Anfange des 9ten Jahrh., deren Endzweck war, den römischen Bischof, als den allgemeinen Bischof über alle Metropolitane und höheren Bischöfe zu erheben, und die Gewalt der Provinzialsynoden zu untergraben, die Erhebung mehrerer Bischöfe zu Reichsfürsten und Lehnherren — hinderten es, daß die Unwissenheit, der Sittenverfall des Klerus im Einzelnen, die Vermosenheit mehrerer Päpste im 10ten Jahrh. den erworbenen Rechten derselben hätten nachtheilig werden können. Während die Päpste durch Übersendung von Pallien an auswärtige Bischöfe, durch Ertheilung von Privilegien und Exemtionen an einzelne Kirchen, Bisthümer, Klöster und deren Vorsteher, durch Beeinträchtigung der Rechte der Metropolitane und ihrer Synoden, durch Ernennung von Legaten und Vikarien, trotz des heftigen Widerspruches, den man z. B. in Gallien dagegen erhob, dem Stuhle des heil. Petrus eine ausgedehnte Herrschaft zu verschaffen und die Rechte der Fürsten zu beeinträchtigen suchten, konnte ihnen nicht

die Bemerkung entgegen, daß, um nach und nach selbst völlig unabhängig von weltlicher Macht zu werden, sie ihre Wahl zunächst von dem Einflusse der trauern Kaiser und Könige unabhängig machen mußten. Der nachherige Papst Gregor VII., erst noch als Archidiaconus Hildebrand, der schon unter einigen früheren Päpsten das Bestreben aller Päpste zur Begründung einer unumschränkten Hierarchie gewesen war, veranlaßte, nach einer streitigen Paphwahl, Nikolaus II., das decretum do elect. Pontif. Roman. zu publiciren, wodurch die Wahl eines künftigen Papstes den sieben Cardinalbischöfen und Cardinalpriestern, mit Zustimmung des Klerus und des Volkes, und ohne die Ehrfurcht gegen den Kaiser außer Augen zu lassen, überlassen bleiben sollte. Dem Gregor VII. selbst abee (1073 — 1086) war es vorbehalten, den Grundriß des Gebäudes einer unumschränkten päpstlichen Hierarchie zu vollenden; wenn auch das Gebäude nie wirklich ausgeführt werden sollte und konnte. Was Euphrat für die bischöfliche Hierarchie in der ersten Periode geworden war, das wurde er für die monarchische. War, nach den bereits seit Jahrhunderten geltenden Grundbächen der Hierarchie, die sichtbare, katholische Kirche der einzige Weg zum wahren Glauben und zur Seligkeit durch Jesus Christus, die Regierung dieser Kirche abee der bischöflichen Gewalt in ihren verschiedenen Stufen übergeben, so mußte in jenem Zeitpunkt, als die römischen Päpste sich kraft des Primates des heil. Petrus den Supremat über alle bischöfliche Gewalt erschungen hatten, der römische Bischof, als episcopus universalis, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs, auch als einziger Herr und Oberhaupt der ganzen rechtschläubigen christlichen Kirche erscheinen. Diesen, aus falschen Prämissen consequent gefolgerten Grundriß durchzuführen, war einer Seits erforderlich, daß die noch in einzelnen Theilen bestehende selbstständige hierarchische Gewalt der Bischöfe, der Synoden u. s. w. dem höchsten kirchlichen Oberhaupt untergeordnet, anderer Seits, daß die in dem römischen Papste als dem Nachfolger vereinigte hierarchische Macht, wie in der Person des Oberhauptes selbst, so in ihren einzelnen Gliedern, von jeder fremden Obergewalt unabhängig gemacht wurde. Gregor verfolgte diesen Plan mit einer Consequenz, welche für ihn als Hierarchen Bewunderung erregen muß, und die Mittel, deren er sich dazu bediente, so vernünftig und gefährlich sie erscheinen, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte des Menschens und Staatsrechtes beurtheilt, wie derjenige weder für unsinnlich noch für unerlaubt halten, welcher die Prämissen der päpstlichen Hierarchie für richtig anerkennt. Der römische Bischof, als Nachfolger Petri, ist Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche: ihm sind die Schlüssel des Himmelreichs übergeben; in ihm vereinigt sich alle hierarchische Gewalt der Kirche; alle Bischöfe und Erzbischöfe sind ihm untergeordnet, sein Concilium darf über ihn richten; er hat in allen kirchlichen Angelegenheiten die höchste und letzte Entscheidung; selbst ein allgemeines Concilium hat er allein das Recht zu berufen. Um das Priesterthum von aller fremden Gewalt unabhängig zu

machen, mußte das Eölibatgesetz streng gehandhabt, mußten alle Rechte der Fürsten über Kirche und Kirchengut eingeschränkt und nach und nach untergraben werden. Gregor bezweckte dies durch das Verbot der Simonie und Priesterheirath, durch seinen Streit wegen des Investiturrechtes weltlicher Fürsten. Weltliche Fürsten sind als Christen Unterthanen (oder Söhne) der Kirche; ihnen kommt keine Gewalt zu über Kirche und Priesterthum, und wenn sie es wagen, die Gerechtsame der Kirche zu verletzen, so verfallen sie in den kirchlichen Bann, können ihres Thrones entsetzt und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden werden. — Gregor war nicht so glücklich, seinen Plan ohne Hinderniß durchzuführen zu können; er fand in den meisten Ländern nicht allein von Seiten der weltlichen Fürsten, sondern auch des höheren und niederen Klerus den beständigen Widerspruch. Allein der Grund des neuen Gebäudes war gelegt; die Ausführung blieb den folgenden Jahrhunderten überlassen; und wenn auch die römischen Päpste der folgenden Periode mit mehr oder weniger glücklichen Erfolge an der Ausführung desselben in den verschiedenen Ländern Europa's arbeiteten, (Paschalis II. — Habelian IV. von 1154 — 1159, Alexander III., von 1159 — 1181, Innocenz III., von 1198 — 1216, Gregor IX. von 1227 — 1241, Innocenz IV., von 1241 — 1254, Bonifacius VIII., von 1294 — 1303 u. s. w.) und ins Besondere durch die Kreuzzüge in ihren Bestrebungen unterstützt wurden, so daß sie ungeachtet die mächtigen und dieberischen Fürsten durch ihre Bannstrahlen schreden, sie ihrer Throne entsetzen, Aufruhr im Inneren der Staaten stiften, die Unterthanen vom Eide der Treue entbunden, ganze Reiche mit dem Interdicte belegen konnten, so hing doch mit Bonifacius VIII., der den Hildebrandismus auf das Äußerste, aber vergeblich zu treiben bemüht war, ihr Ansehen an bedeutend zu sinken: denn unter und durch König Philipp den Schönen von Frankreich wurden in Frankreich die Majestätsrechte des Königs im Weltlichen bestätigt, und der König selbst wagte es mit einem großen Theile seines Klerus von dem Papst an ein allgemeines Concilium zu appelliren. Rechte daher auch die priesterliche Gewalt und durch dieselbe das Ansehen des Papstes in dieser Periode theils durch die Bestätigung, Exemption und allgemeine Verbreitung zahlreicher Mönchsorden, welche meist im Dienste der Hierarchie standen und alle Länder gleichsam umstritten, theils durch die Annahme der Lehre von der Transsubstantiation, als allgemeiner Glaubenslehre (auf der 4ten allgemeinen Kirchensammlung im Lateran im J. 1215), wodurch der Priester in seiner höchsten Würde dargestellt wurde, theils durch die Einführung der Obedienze, wodurch die Gewissen aller Christen dem Priester geöffnet wurden, theils durch die Ausübung der Inquisition (1229 unter Gregor IX.), durch die Eistung des päpstlichen Ablasses und Jubeljahres, (1300 unter Bonifacius VIII.), durch die Sammlung der päpstlichen Verordnungen u. s. w., sich im Inneren immer mehr zu befestigen suchen: der lange Aufenthalt der Päpste zu Avignon, wodurch

ihre weltliche Macht in Italien fast ganz gesunken war, die Ausdauer und Weisheit mehrerer Regenten in Vertreibung ihrer Majestätsrechte (Philipp von Frankreich, Ludwig der Bayer u. A.), die kräftige Stimme, welche einzelne Gelehrte gegen die Päpste für die Rechte der Fürsten erhoben (Decan, Marsilius u. Padua u. A.), das Zusammentreten der Reichsfürsten zur Schutzbildung ihrer Unabhängigkeit, das Beginnen einer freieren Geistesbildung (Petrarca, Boetacio u. A.) veranlaßten ein Wanken der päpstlichen Macht in mehreren Staaten während des 14ten Jahrh.; und das päpstliche Schisma am Schluß dieses und im Anfang des folgenden Jahrh. erregte wiederum den Gedanken an die Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung. Man beginnt frei über den tiefen Verfall des Klerus, sogar des päpstlichen Hofes zu schreiben; die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) wagt die schismatischen Päpste Gregor XII. und Benedict XIII. abzusetzen; man erklärt sich ohne Scheu gegen die Ausweifungen des Klerus und die Mißbräuche päpstlicher Verordnungen (Guß u. A.), gegen die Nothwendigkeit der Rechte, die Transsubstantiation im Abendmahl durch das Wort des Priesters, die Entziehung des Reichs, die unumschränkte Macht des Papstes. Die Synode zu Konstanz (1415 fg.) mit dazu benutzend, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, setzt fest, daß sie ihre Macht unmittelbar von Christus habe, und daß ihr selbst die Päpste im Glauben zu geborchen schuldig seien, entsteht Johann XXIII. und Benedict XIII. der päpstlichen Würde; Gerson († 1425) tritt als eifriger Verteidiger der Freiheiten der gallikanischen Kirche auf; die Kirchenversammlung zu Basel (1432) bestätigt die Beschlüsse der Konstanzer und citirt den Papst sich vor ihr zu stellen; die Reichsfürsten treten mit ihren Beschwerden über päpstliche Erpressungen, Reservationen, Appellationen immer freier hervor. Und wenn auch die Päpste durch Concordate und Gunst einzelner Fürsten ihre sinkende Macht wieder zu stützen suchten, so hatte doch das Aufwachen der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Grundsatz, daß ein allgemeines Concilium über den Papst sei, die allgemeine Unzufriedenheit mit den Erpressungen durch Ablässe, Reservationen u. s. w. eine Reformation der Kirche vorbereitet, welche im Anfang des 16ten Jahrh. wirklich, aber von einer Seite her erfolgte, von welcher man es zu Rom am wenigsten erwarten mochte.

Die römische Hierarchie unmittelbar anzugreifen, würde bei dem Beginnen der Reformation durch Luther und Zwingli ein vergebliches Unternehmen gewesen seyn: die Gewissen der Einzelnen waren noch zu befangen, das Gedächtniß der Kirchenregierung durch die mittelst ihres Eides an Rom geketteten Bischöfe noch zu fest, die Verhältnisse der Fürsten zu dem Papste und ihre Hoheitsrechte in ihren Staaten zu wenig bestimmt, als daß auf diesem Wege hätte ein glücklicher Erfolg erwartet werden können. Dagegen war es derselbe Weg, auf welchem die absolute Hierarchie sich ausgebildet hatte, auf dem sie jetzt nur wieder beschränkt oder theilweise

gänzlich aufgehoben werden konnte. Durch zufällige Abweichungen einzelner und Streitigkeiten gegen die Mißbräuche des hierarchischen Systems (Klaßtram) in einem der unbedeutendsten Zweige desselben erwachte der Sinn für den wahren christlichen Glauben, eine Ahnung der Gewissensfreiheit gegen despotischen Zwang: die Sache des Widerspruchs gegen Rom ward die Sache der heiligen Schrift, des Evangeliums, und nur dadurch erschien Zweck und Wesen jener absoluten Hierarchie, nebst ihren Stützen, dem Mönchtume und Priesterthume, in ihrem wahren Lichte. Weltliche Fürsten nahmen sich der Sache des Evangeliums an, und so sehr die römische Politik es zu hindern suchte (Clement VII. — Paul III.), daß der Kampf über Religion und Kirche unter der Hand weltlicher Macht entschieden würde, so hatten doch unter ihnen selbst die Gegner der Reformation (Karl V., Ferdinand) ihre Hoheitsrechte erkannt, und sie mußten gestatten, daß durch die Augustana Confessio (1530) mehrere Fürsten und ihre Länder aus der römisch-katholischen Kirche austraten, daß einige zwanzig Jahre darauf durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) auch statisch die Rechte der Ausgetretenen auf Glaubens- und Gewissensfreiheit anerkannt wurden. Auf diese Weise war die Hierarchie in den protestantischen Ländern aufgehoben, und weder die Stiftung des Jesuitenordens (1540), ganz zum Dienste der absoluten Hierarchie, noch die Tridentiner Synode (bis 1563), ganz im Geiste derselben von Rom aus geleitet, noch der Index librorum prohibitorum, um die Druckfreiheit zu unterdrücken, noch die Reichsmassbülle, in welcher alle Grundsätze des Hildebrandismus geheiligt waren, vermochten die Wunde zu heilen, welche der päpstlichen Macht wor geschlagen worden. Die Päpste mußten von nun an in Ausübung ihrer Rechte der Nothwendigkeit oft nachgeben, ohne jedoch eines dieser Rechte wirklich aufzugeben; was sie nicht können konnten, dagegen suchten sie sich durch Protestationen (z. B. gegen den Augsburger Religionsfrieden 1555, gegen den westphälischen Frieden 1648) ja selbst gegen Beschlüsse des Wiener Congresses (1815) zu verwahren. Und wenn auch einige Päpste der letzten Jahrhunderte (Paul IV., 1555 — 1559, Pius V., 1565 — 1572, Sixtus V., 1585 — 1590, Paul V., 1605 — 1621, Clement XI., 1700 — 1721, Clement XIII., 1758 — 1769) im Geiste des Hildebrandismus es versuchten, durch Bann und Interdict, durch jesuitische Umräthe in protestantischen wie in katholischen Staaten, ihr vermeintliches Recht auszuüben, so waren doch selbst die katholischen Fürsten wachsam über ihre Hoheitsrechte geworden; sie machten, um gegen solche Versuche sicher zu seyn, das placitum regium geltend, ohne welches keine päpstliche Verordnung in ihren Staaten bekannt gemacht werden durfte, vertrieben zum Theil die Jesuiten aus ihren Staaten, beschränkten die Zahl und den Einfluß der Klöster, und der franz. Klerus ins Besondere ließ sich nie dazu bewegen, auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche den schroffen Gegensatz der römisch-monarchischen Hierarchie bilden,

zu verzichten. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens unter Clemens XIV. (1773), durch die Unterdrückung der Bulle in coena Domini, durch Entziehung des weltlichen Gebietes unter Napoleon (Pius VII., 1809), durch Säkularisirung von geistlichen Gütern, Fürstenthümern und Klöstern, durch das Gesetz der Religionsparität wurde, bei der auch in der deutsch-katholischen Kirche seit der Mitte des vorigen Jahrh. (des Weibhildes Pontbeim Schrift: Febronius — Kaiser Congress 1786) überhand nehmenden Neigung für eine deutsch-bischöfliche Nationalkirche, die römische Hierarchie nach und nach aller ihrer Stützen beraubt worden seyn, wenn nicht, nach der gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's im J. 1814, der Paps Pius VII. in seine Staaten und Würde wieder eingesetzt worden wäre. Die Wiederherstellung des Jesuitenordens (1815), die Concordate mit mehreren katholischen und protestantischen Fürsten und andere Handlungen desselben und seines Nachfolgers gaben die Überzeugung, daß Rom die Hoffnung nicht aufgegeben habe, das hierarchische System dereinst wieder in seinem Umfange geltend zu machen. Ob diese Hoffnung die römische Kurie täuschen werde oder nicht, wird von dem Gange der politischen Verhältnisse, von der Verbreitung des besseren Zeitgeistes in den katholischen Staaten, von den Schicksalen des Jesuitenordens, so wie des Mönchs- und Priestertums überhaupt, abhängen²⁾. (Lobkott Lange.)

II. Im kirchenrechtlichen Sinne ist Hierarchie in der katholischen Kirche die von Christus den Aposteln und seinen Jüngern, und deren rechtmäßigen Nachfolgern, gegebene Befugniß, den Gottesdienst zu verwalten und die Kirche zu regiren³⁾. Diese Befugniß erscheint, theils weil sie auf die Gebote Christi, auf göttliche Anordnungen, zurück geführt wird⁴⁾, theils ihrem von der katholischen Kirche angenommenen inneren Gehalte nach, als eine heilige Befugniß oder Gewalt, unter heist darum Hierarchie. Sie ist aber ausschließlich den Aposteln und Jüngern und deren rechtmäßigen Nachfolgern gegeben, und diese bilden darum, als Auserwählte Gottes, den Klerus, denen alle anderen Mitglieder der Kirche, als Laien, entgegen gesetzt sind⁵⁾. Die Hierarchie selbst stehet jedoch nicht alle auf gleicher Linie, sondern es findet unter ihnen ein Abstufungssystem, ein Subordinationsystem Statt, welches man oft vorzugsweise mit dem Ausdruck Hierarchie (im engeren Sinn) bezeichnet⁶⁾, und diese Hierarchie ist von

doppelter Art, theils hierarchia ordinis, theils hierarchia jurisdictionis. Sieht man nämlich auf die Befugniß zur Verwaltung des Gottesdienstes, namentlich der den wesentlichsten Gottesdienst ausmachenden Sacramente, so wird die dazu erforderliche innere Fähigkeit (potestas ordinis, sacramentalis) durch die Ordination oder Weihe mitgetheilt, und gleichwie verschiedene gottesdienstliche Handlungen verschiedene Fähigkeiten verlangen sollen, so ist auch die Ordination eine verschiedene und es bildet sich darnach ein Abstufungssystem der ordinirten Personen, welches hierarchia ordinis genannt wird. Da das Priestertum in der ausschließlichen Befugniß zur Verwaltung des wesentlichsten Gottesdienstes besteht, so ist die hierarchia ordinis die Abstufung des katholischen Priestertums. Drei Stufen, und zwar die höchsten, die der Bischöfe (episcopi), der Priester (presbyteri) und der Diakonen (ministri) werden auf göttliche Anordnung gegründet⁷⁾. Die übrigen, die der Subdiakonen, Acoluthen, Exorcisten, Lectoren und Psallaren, werden als eine, wenn auch alte, doch nur menschliche Einrichtung angesehen⁸⁾. Die drei höchsten Stufen und die des Subdiakons bilden die ordines sacri oder majores, die übrigen vier Stufen die ordines non sacri oder minores, und jede höhere Stufe ist dadurch bedingt, daß man die niederen Stufen durchlaufen haben muß. Die höchste Stufe eines Bischofes, — und der Paps hat bei der hierarchia ordinis nichts vor den Bischöfen voraus, — gewährt die Fähigkeit zur Confirmation, zur Ordination der Kleriker und Degradation derselben, zur Einweihung der Kirchen, Altäre und heiligen Gefäße, zur Weiheung des Christmas und des Katchumenen- und Krankenöls, zur Salbung der Könige und Königinnen, Einsetzung der Äbte und Einkleidung der Nonnen. Die nächste Stufe der Priester befähigt zur Verwaltung der übrigen, den Bischöfen nicht reservirten, Sacramente, unter denen die Sacramente des Abendmahls und der Buße am wichtigsten sind⁹⁾. Die folgenden Stufen des Diakonus, Subdiakonus und Acoluthen haben ebenfalls ihre Hauptbezeichnung bei dem Sacrament des Abendmahls, indem der Diakonus dabei den Priester bedient, namentlich das Evangelium liest, der Subdiakonus wieder dem Diakonus zur Hand geht, die heiligen Gefäße reinigt, Brot und Wein herbei bringt u. s. w., und der Acoluthus ferner dem Diakonus und Subdiakonus beistehend ist, ins Besondere die Lichter bei der Messe besorgt und trägt. Endlich das Geschäft des Exorcisten besteht in dem Exorcismus, das des Lectors in dem Vorlesen der Psalmen aus der heil. Schrift, und das des Psallars in der Verwahrung der Kirchschlüssel und in Abhaltung Unberechtigter von dem Betreten der Kirche¹⁰⁾. Die unter

introductione in jus eccles. catholicorum. Tom. I. §. 160. ¹⁾ Ciceron institutiones juris ecclesiastici. Tom. I. Sect. I. §. 37. ²⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 6. de sacram. ordinis. ³⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 2. de sacram. ordinis. ⁴⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ⁵⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ⁶⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ⁷⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ⁸⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ⁹⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. ¹⁰⁾ Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis.

2) Hinsichtlich der mittleren Periode verst. Bover's Gesch. der röm. Repub. Ab. VI. §. 4. ³⁾ Hist. de l'Église de France. Sacerdotii et imperii. Sen. ⁴⁾ Hinsichtlich ist besonders (le Brét) pragmatik Geschichte der Bulle in coena Domini, (Willibrod's) pragmatik Geschichte des Bistrentenismus, und Pland's beitr. eben angeführtes Werk, so wie Carov's die allein seligmachende Kirche. Für das vorige Jahrh. Balch's neueste Religionsgeschichte, und für das jetzige: Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche im 19ten Jahrh. liber. von Pautus.

1) A. Rögger Institutiones jurispr. ecclesiast. Pars I. §. 144. ²⁾ Die vier einschlägigen Stellen der Bibel I. bei Schenk's Institutiones juris ecclesiast. ed. Jos. Schroll. §. 26 seq. ³⁾ conc. Tr. Caus. XII. q. 1. ⁴⁾ So j. B. Kybel X. Caus. 3. Ed. u. R. Breiter Eccl. VIII.

ßen Stufen dieser Hierarchie des Priestertums pflegt man jedoch meistens nur als Übergangsstufen zu den höhern ordines anzusehen, daher die auf diesen untersten Stufen Stehenden selten die Amtsverrichtungen wirklich ausüben, vielmehr oft mehrere solcher Amtsverrichtungen nur von einer einzigen Person, zum Theil auch, wie namentlich die des Nihilarius, von Laien ausgeübt werden. — Die Inhaber der höchsten Stufen der hierarchia ordinis sind zugleich diejenigen, denen kraft göttlicher Ordnung, die Regierung der Kirche anvertraut ist, und sieht man hierauf, so zeigt sich in der katholischen Kirche das zweite Aufklopfungs-system, welches hierarchia regiminis seu jurisdictionis (wobin man nicht bloß an die kirchliche Gerichtsbarkeit, sondern an eine jurisdictio im weitesten Sinne des Wortes denken muß¹¹⁾) genannt wird. Diese Hierarchie besteht, so weit sie in ihren Aufklopfungen auf göttliche Vorschriften zurück geführt wird, aus dem Papst, den Bischöfen und Pfarrern. Die Kirche selbst hat aber, und in dieser Hinsicht wird eine bloß menschliche Einrichtung angenommen, nicht nur diesen Hierarchen mehrere Gehilfen hinzu gefügt, sondern auch zwischen den Papst und die Bischöfe, noch die Patriarchen, Primaten und Erzbischöfe eingeschoben, und den Bischöfen noch geringere Prälaten angeschlossen¹²⁾. Der Papst, der erste der Bischöfe und Bischof zu Rom, ist das Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche. Nach dem so genannten Papalsystem wird er als unumfchränkter Monarch der Kirche angesehen, dem kraft göttlicher Vorschrift die ganze Fülle der Kirchengewalt (plenitudo potestatis), die er jedoch zum Theil den untergeordneten Hierarchen übertragen habe, zufließen soll. Nach dem so genannten Episcopalsystem dagegen wird ihm nur eine beschränkte Gewalt zur Erhaltung der Einheit der Kirche und der Vorrang vor den übrigen Bischöfen eingeräumt, die Regierung der Kirche aber eigentlich in die Hände sämtlicher Bischöfe, oder der allgemeinen Concilien, gelegt. Gehilfen des Papstes sind mehrere Regirungs- und Justizcollegien, deren Inbegriff *munus curia romana* nennt, und das *Kardinalcollegium* nebst den Congregationen. Auf den Papst folgen in der hierarchia jurisdictionis die Patriarchen, deren Würde indessen gegenwärtig nur noch ein Auktualverhältniß ist, sodann die Primaten, worunter, wenn einem Bischof nicht bloß der Titel eines Primas verliehen ist, der erste Bischof eines States verstanden wird, der bei Nationalconcilien den Vorsitz führt, und sonstige von der Partikularverfassung der katholischen Kirche in einzelnen Ländern abhängige Vorrechte hat. Wichtigere als diese Zwischenstufen sind die weiter abwärts folgenden Stufen der Erzbischöfe oder Metropolit, welche eine gewisse Kirchengewalt in einer aus

mehreren bischöflichen Sprengeln bestehenden Provinz ausüben, und der Bischöfe, welche die Kirche in einer Diöcese verwalten, und denen die Consistorien, *Consistoren* u. s. w. als Regirungcollegien nach Art der *curia romana*, und die Domkapitel nach Art des *Kardinalcollegiums* zur Seite stehen. An die Bischöfe schließen sich geringere Prälaten an, welche entweder über einen in keiner bischöflichen Diöcese liegenden Distrikt eine gewisse Kirchengewalt ausüben (*praetuli nullius cum jure episcopali vel quasi*), oder eine solche Gewalt über eine zwar in einem bischöflichen Sprengel liegende, aber doch von der Gewalt des Bischofs eximirt, Kirche oder ein dergleichen Kloster exerciren, wie z. B. Äbte. Die unterste Stufe der hierarchia jurisdictionis nehmen die Pfarrer (*parochi*) ein, d. h. Priester (*presbyteri*), denen in einer Pfarodie das Amt eines Selbsterz übertragen ist¹³⁾. — Andere christliche Kirchen, als die katholische, haben die Begriffe der Hierarchie und ihrer beiden Arten, der hierarchia ordinis und jurisdictionis, nicht aufgestellt, allein theils haben sie die Sache, theils finden sich wenigstens analoge Verhältnisse bei ihnen. Das Erstere ist bei der griechischen und russischen Kirche der Fall, wo sich eine hierarchia ordinis in der Verschiedenheit der Bischöfe, Priester (*sacerdotes*), Diakonen, Subdiakonen, Kampbarien, Kantoren und Lectoren nicht verkennen läßt, und die hierarchia jurisdictionis sich von den Patriarchen auf die Metropolit und Erzbischof, dann weiter auf die Bischöfe und endlich auf die Priester verzweigt¹⁴⁾. Das Letztere ist in den protestantischen Kirchen der Fall, denn wenn sie auch eine Hierarchie, als auf göttlichem Gebot beruhend, nicht anerkennen, da sie die äußeren Verhältnisse der Kirche als menschliche Einrichtungen ansehen, so findet sich doch wenigstens ein Analogon der hierarchia jurisdictionis in der Verteilung der Kirchenregirung auf den Landesherrn, die Synoden, Consistorien, Superintendenten und Pfarrer, und nur die hierarchia ordinis hat kein ähnliches Verhältniß aufzuweisen, weil die protestantische Kirche nur eine einzige Art der Ordination kennt, ausgenommen die engl. Kirche, welche den Unterschied der Bischöfe, Priester und Diakonen beibehalten hat. (Ortloff.)

III. Hierarchie in der morgenländischen Kirche. Die Entwicklung der geistlichen Herrschaft erfolgte in der griechischen, so wie in den mit derselben zusammenhängenden oder aus ihr hervorgegangenen orientalischen Kirchen, vor Trennung von der abendländischen ganz auf dieselbe Weise, vermöge derselben Hilfsmittel und in Folge derselben leitenden Ideen, wie im Abendlande. Nur hatte sie dort für die Gestaltung aller Verhältnisse nicht den überaus merkwürdigen und auffallenden

alle diese priestertlichen Functionen vom Bischof bis zum Nihilarius herab verweisen wir überhaupt auf die Ritualbücher der katholischen Kirche, das *pontificale romanum*, *Rituale romanum* u. s. w. 9) U. über die verschiedenen kirchenrechtlichen Begriffe der jurisdictionis: de Schenk I. c. §. 26. not. 10) v. Riegger I. a. §. 149 — 153. de Schenk I. a. §. 30.

11) Maltreil konnte bei den sämtlichen oben aufgeführten Stufen der hierarchia jurisdictionis, da es nur auf eine übersteht diese Hierarchie aufkom, auch nur das Allgemeine bemerkt werden und das Weitere bleibt den Specialtiteln *Papst, Patriarch* u. s. w. überlassen. 12) Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. §. 29.

den Einfluß, wie hier; auch erhob sie sich niemals und nirgends im Orient bis zu der schwindeinden Höhe, zu welcher die römischen Bischöfe sie zu steigern gewußt hatten. An Luß dazu mochte es einzelnen Patriarchen nicht fehlen; allein die ihnen meistens sehr ungünstigen politischen Ereignisse, die Abhängigkeit des mächtigsten und bedeutendsten unter ihnen, des Konstantinopolitanischen, von dem kaiserl. Hofe und seinen vielfachen Kavalen, die traurige Unterwürfigkeit unter nichtchristlichen Herrscher, die zum Theil sogar fanatische Gegner des Christenthums und Verfolger der Christen waren, der unausfallsame Verfall der christlichen Anstalten, eine nothwendige Folge jener veränderten äußern Lage, ersückten jedes Streben der Art im Keime. So bietet denn im Ganzen die Verfassung der morgenländischen Kirche, wie auch die Lehre und der Kultus derselben, seit der Trennung von der abendländischen keine neuen Entwicklungen mehr dar; sie ist auf der zweiten Stufe, der aristokratischen Form, stehen geblieben und nicht bis zur ersten Stufe, oder der monarchischen Form der römischen Kirche vorgegangen. Die Patriarchen stehen jetzt, wie sonst an der Spitze; der übrige Klerus in seiner mannichfachen Gliederung ist ihnen nach älterer Weise untergeordnet. Hier und da haben sich zwischen den wesentlichen Abtheilungen des Klerus Mittelglieder gebildet; aber fast nur dieselben, welche auch in der abendländischen Kirche allmählig hervortraten. Die Verfassung selbst aber erlitt dadurch keine bedeutende Veränderung. Höchstens verdient Erwähnung die Einrichtung der Jakobitischen Kirche, dem Patriarchen einen Masrian (مصريان) unterzuordnen, welcher die Specialaufsicht über die in Chaldaä und Assyrien wohnenden Jakobiten hatte, in Lagrit residirte und von dessen Zustimmung die Patriarchenwahl abhängig war. (s. die Art. Jakobiten, Masrian u. Barhebraeus, 1ste Sect. VII, 384. Anmerk. 1.). Wie schon in früherer Zeit der Konstantinopolitanische Patriarch die übrigen orientalischen an Ansehen überstrahlte, in sofern diese sehr bald durch die unseligen theologischen Streitigkeiten ohnmächtig wurden, namentlich die Patriarchate zu Antiochien und Alexandrien (das von Jerusalem war immer unbedeutender), er dagegen als Patriarch der Residenz des Kaisers durch seine Verbindung mit dem Hofe vortheilhafter gestellt war, so erstreckte er sich auch nach dem Untergange des oströmischen Kaiserthums einer großen und bedeutenden Wirksamkeit. Denn mochte ihn auch des Islams Macht in slavischen Unterwürfigkeit halten, mochte seine Würde am Hofe des Sultans käuflich, er selber durch Intriguen der Seinigen oder durch Fanatismus der Moslimen mannichfaltigen Mißhandlungen unterworfen seyn, in glücklichen Momenten vermochte er doch für die seiner Leitung anvertrauten Christen wesentliche Vortheile zu erringen und die übrigen dem osmanischen Reiche einverleibten Patriarchate bedienten sich daher seiner Vermittelung und seines Einflusses, wenn sie für sich, für ihre Kirchen oder für eines ihrer geistlichen Kinder irgend etwas durchsetzen wollten. Einen vorzüglichen Glanz er-

hielt der Konstantinopolitanische Stuhl durch die russische Kirche; denn diese war in Folge ihrer Entstehung von demselben abhängig und ihre Metropolen empfingen vom griechischen Patriarchen zu Konstantinopel die Weihe. Zwar widete sich in Rußland im J. 1588 unter Mitwirkung desselben ein eignes Patriarchat, was auch die beiden Patriarchen zu Alexandrien und Jerusalem förmlich genehmigten; aber bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts blieb die Ernennung des russischen Patriarchen oder wenigstens seine Bestätigung durch den Konstantinopolitanischen. Erst zu der angegebenen Zeit entsagte der letzte diesem seinem Rechte. In der russischen Kirche erlangte der Patriarch sehr bald das größte Ansehen und trat nicht selten mit der Staatsgewalt in Conflict. Peter der Große hielt es daher für gerathen, das Patriarchat wieder eingehen zu lassen. Nach dem Tode des Patriarchen Hadrian im J. 1702 ernannte er also zunächst einen Erarden als Verweser der Stelle, welchen ein Collegium, der heilige Synod, unterliegen sollte und da die mehrjährige Erfahrung die Entbehrlichkeit des Patriarchats außer Zweifel setzte, so erklärte er dieß Collegium für die höchste geistliche Behörde. Diese Einrichtung ist denn auch von seinen Nachfolgern unverändert beibehalten worden. Das Nähere f. unt. d. Art. Russische Kirche.

Die von der katholischen oder rechtgläubigen Kirche des Orients getrennten und zu eignen Kirchen erwachsenen Gemeinden mochten in der Lehre noch so sehr zu differiren selber glauben oder beschuldigt werden, die kirchliche Verfassung blieb von ihnen ganz unangefastet, denn sie war zu sehr mit dem Leben verwaachsen, man wählte die religiöse Bildung in derselben beschloßen und würde etwas Besseres zu gefährden gesucht haben, wenn davon etwas ausgehen worden wäre. Darum treffen wir das Patriarchat bei den Monophysiten in Armenien, Syrien und Chaldaä, in Ägypten (die Kopten), Äthiopien und Jafes, so wie bei den Nestorianern in Chaldaä und in Indien (Thomaschristen). Hierin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem aus der griechisch-katholischen Kirche herausgetretenen morgenländischen Kirchen und der, aus dem Schoße der lateinisch-katholischen hervorgegangenen protestantischen. Dort erfolgte die Trennung meist um geringfügiger Außerlichkeiten willen, über deren Werth man von beiden Eriten in Bränsenheit schwelte, oder wegen spärlicher Bestimmungen von Lehrpunkten, welche in den heiligen Schriften des N. A. nicht vorhanden waren oder nur aus dunkeln und bittlichen Ausdrücken derselben herausgepreßt werden konnten; hier aber ging die Differenz tiefer in die Lehre und darum auch in die Verfassung. Denn es konnte dem Scharbilde der Reformatoren der gewaltige Einfluß nicht unbekannt seyn, welchen die kirchliche Verfassung bald nach Entstehung des Christenthums auf die Lehre geübt hat und wie gerade sie die Stütze und Trägerin der Lehmeinungen geworden, welche man vorzugsweise zu entfernen oder doch wenigstens auf ihren einfachern Gehalt zurück zu führen für Pflicht achtete.

(A. G. Hoffmann.)

B. Hierarchie bei den Nichtchristen.

Nimmt man das Wort Hier. in dem Sinne, daß es den Verband der Priester einer Religionsgesellschaft und die unter ihnen Statt findende Reihenfolge bezeichnet, so wird sich wohl kein nur irgend ausgebildetes Religionsystem auffinden lassen, welchem sich nicht eine Hierarchie zuschreiben ließe; denn wo eine äußere Verbindung zur Verehrung des Göttlichen hervortrat, da entstand auch Kultus und Priesterthum und in dieser eine gewisse Folge und Unterordnung. Hierüber vergl. man also Priester und die den einzelnen Religionsystemen und den Völkern, unter denen sie zur Ausübung kamen, gewidmeten Artikel. Dasselbe gilt von der P., wenn darunter die Regierungsform eines religiösen Vereins durch sich selbst verstanden wird, denn eine solche kam und darf einer geregelten Religionsgemeinschaft eben so wenig, als einem wohlgeordneten State oder politischen Vereine fehlen. Was also darüber im Allgemeinen zu bemerken ist, i. unter den Art. Kirche u. Religionsgesellschaft (vergl. auch Hierokratie); über die einzelnen Modifikationen aber verbreiten sich abwechselnd alle diejenigen Specialartikel, in welchen die mannichfachen Religionen charakterisirt und die Völker, welche sie bekennen, nach allen Seiten hin geschildert werden. Es bleibt demnach nur übrig, die P. oder geistliche Herrschaft bei den Nichtchristen, in der Gestalt zu bezeichnen, nach welcher sie von dem State Unabhängigkeit behauptet, ja wohl sogar seine Zwecke den übrigen untergeordnet gewesen hat.

Wenden wir zunächst auf die Hebräer und die kirchlich-politischen Verhältnisse derselben, wie sie im A. Z. sich darstellten, so liegt am Tage, daß man in der eigenthümlichen Form des hebräischen States nicht mit Unrecht das Urbild der christlichen Hierarchie hat nachzuweisen wollen^{*)}. Identität beider Verfassungen muß dagegen schlechthin gelugnet werden; die christlichen Hierarchen trugen nur die hebräischen Einrichtungen mit den erforderlichen Modifikationen auf die von ihnen geleitete Religionsgesellschaft über und achteten nicht darauf, daß die Lage eines einzelnen abgeordneten, nach dazu kleinen Volkes und ihrer aus der buntesten Menge von Nationen gesammelten Christengemeinde wesentlich verschieden, daß sie im A. Z. aufstrebende Gestalt der Verfassung für eine andre Zeit, für ein Volk im Zustande politischer Kindheit berechnet war. Weiter ausgeführt ist dieß im Abschnitt A. d.ief. Art. und zwar unter Pto. 1. Durch Parallelisirung der christlichen Hierarchie mit der politisch-religiösen Regierungsform des hebräischen Volkes ist man hier und da zu dem Irrthume verleitet worden, als hätten die Hebräer unter dem Druck einer hierarchischen Macht geschmachtet, welche wie an Consequenz, so an Härte und Unmenschlichkeit ihres Gleichen nicht gekannt^{**)}. Eine bloße Priesterherrschaft ist den Hebräern unbekannt; da aber nach ihrem Glauben der allgemeine Weltgott Jehova das eigentliche Haupt des Stats war, mußten die

Personen, deren er sich zur Bekanntmachung seines Willens bediente, natürlich großes Ansehen gewinnen und ungemeine Auctorität genießen. Dies war aber nicht etwa ausschließlich dasjenige Personal, welches den Kultus versah, sondern jeder Gottbegünstigte, er mochte sonst einem Stande angehören, welchem er wollte, theilte dieses Ansehen und diese Auctorität. Soll also die hebräische Verfassung genauer bezeichnet werden, so wird man sie nicht hierarchisch, sondern theokratisch nennen müssen; denn es gab hier keine gewöhnliche geistliche Herrschaft, sondern eine stellvertretende Macht für den unsichtbaren Regenten, und in dem Besitze derselben war nicht ein Einziger, etwa der Hohenpriester, auch nicht einmal die ganze Priesterklasse, sondern Priester und Propheten und zur Zeit der Monarchie der Gesalbte Jehova's, d. i. der König. Allerdings mögen die Priester nicht selten auf die Angelegenheiten einen gewaltigen Einfluß geübt haben und vielleicht noch mehr das Prophetenthum — man sieht dieß aus mehreren Berichten des A. Z. — allein es hing dieß doch immer von den äußern Umständen, namentlich auch von der gerade Statt findenden Verfassung, und während der Monarchie von der Persönlichkeit der jedesmaligen Regenten ab. Vgl. den Art. Hebräer, 2e Sect. III, 324 ff.; ausführlicher verbreitet sich über den Gegenstand der Art. Theokratie.

Den Moslimen läßt sich, wenn man die Grundverfassung der einzelnen Staten, die ihnen angehören, genauer ins Auge faßt, eine Hierarchie beilegen. Denn die unmittelbaren Nachfolger Muhammeds, die Kalifen, vereinigten eben so, wie der Stifter des Islams, die höchste Gewalt in religiösen und politischen Angelegenheiten in ihrer Person. Der Kalif war nicht bloß Herrscher der Gläubigen (Emir elmumenin), sondern auch Imam und hatte daher gewisse öffentliche Funktionen selber zu versehen; er begann das öffentliche Gebet am Freitag in der Hauptmoschee, hielt das Kneube (s. d. Art.), wofür jedoch später ein Khatib angestellt wurde, und hatte die Schar der Pilgrime in eigener Person zur heiligen Stadt zu führen (s. d. Art. Hadsch, 2e Sect. 2e Abt. S. 564). Nachdem die politische Bedeutung des Kalifats verloren gegangen war, erhielt sich dennoch das geistliche Ansehen desselben und wurde von den mächtigen Sultanen bei Verfolgung ihrer Zwecke weilslich benutzt, um sich und ihren Maßregeln den Beifall des Volkes dadurch zu sichern. Vgl. d. Art. Kalif. Die Abbasiden nannten sich auch Imam el Moslimin, und dieser Titel ist in der spätern persischen Sprache zur Bezeichnung der geistlichen Macht der Herrscher beibehalten worden, da das vollkommene Kalifat sich nur auf die 4 ersten der Kalifen erstreckt. Die osmanischen Sultane führen den Titel Imam ebenfalls, und haben also auch, was dieser Name andeuten soll, die höchste Gewalt in religiösen Dingen (s. d. Art. Imam). Das Imamath ging durch feierliche Entsetzung des letzten abbasidischen Kalifen Muhammed XII. und durch die darauf erfolgende Huldigung des Scharifs von Mekka auf seine Nachkommen über. Durchgängig ist in den moslim

*) So noch neuerdings Leo in seinen Vorlesungen über die Gesch. des jüd. Staats S. 4 ff. **) Leo a. a. D.

mischen Staten das Politische dem Religiösen untergeordnet. Mehr darüber s. unt. d. Art. Islam u. Moslimen.

Auch des Ethnicismus unendliche Formen und Verzweigungen sind mehr oder weniger hierarchisch befunden worden, vorzüglich aber hat man den Priestern gewisser Nationen und Religionsparteien eine Hierarchie zugesprochen, als den Ägyptern, Indiern, Lamaiten u. s. w. Es sind darüber die den einzelnen Nationen und Religionsparteien gewidmeten Specialartikel nachzusehen.

Das Urtheil über Hierarchie ist in der Regel theilhaft, weil sie nicht, wie sie seyn sollte, eine Herrschaft des Heiligen, sondern der für heilig gehaltenen Priesterkraft ist und diese nur zu leicht um äußerer Vortheile willen die freie Entwicklung des Geistes hemmt und wohl gar die weltliche Macht zu ihren egoistischen Zwecken mißbraucht. Daher spricht man von hierarchischem Geiste, hierarchischen Bestrebungen, hierarchischem Despotismus, hierarchischem Systeme überall als von gefährlichen, Licht und Wahrheit bald offen, bald verdeckt bedeckenden Ungeheuern, welche mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müssen. Die mannichfaltigen Nachteile, welche die Priesterherrschaft der Menschheit gebracht haben, sind groß und bedenkend, aber es ist doch auch nicht zu läugnen, daß sie unter manchen Nationen und gewissen Verhältnissen, selbst in der christlichen Kirche vorthellhaft gewirkt hat. Namentlich gilt dies von Zeiten, wo der Mensch noch zu sehr in Nothheit versunken ist, wo seine geistige Entwicklung noch zu keiner Selbstständigkeit gelangen kann und die ungebändigte Kraft keinen andern Herrn anerkennt, als den eignen starren Willen. Was soll da das Gegengewicht geben gegen die ungezügelte Willkür und Gewalt? Was soll da binden die vereinigten Kräfte, welche einander aufzureiben drohen, wenn es nicht die geheimnißvolle Macht des Heiligen oder doch wenigstens des für heilig Gebaltenen thut? So gab die Hierarchie, wo sie in Tagen der Unwissenheit und Nothheit ihren Einfluß äußerte, einen Vereinigungspunkt der Völker, schlichtete nicht selten die Streitigkeiten kampfslustiger Machthaber, erlosch auf diesem Wege manchen verderblichen Krieg, dämpfte dem politischen Despotismus Steuern, die übermüthige und in Wuthheit ausartende Kraft bändigten und die sinnlichen und rohen Gemüther vermenslichten. Wo sie diese Wege einschlug, da erschien sie als Wohlthatsterlin, als ein wahrer Segen des Landes. Allein nur zu oft verirrete sie sich von dieser Bahn; da ihre Macht in der öffentlichen Meinung, als ihrer eigentlichen Wurzel, rubete, so lag den Hierarchen die Verführung zu nahe, die Ansichten des Volkes zu ihren Gunsten zu lenken, als daß sie nicht jede Gelegenheit dazu hätten begierig ergreifen und benutzen sollen. Zu Unterdrücken der Geistesfreiheit würdigten sich sonach herab, die, welche Bildung zu fördern berufen waren; die Hierarchie ist auch die Mutter der Censur, der Inquisition, der Ketzergerichte u. s. w., weil solche Anstalten alle ihrer Heftigkeit verdächtige Neuerungen abzumehren vorzüglich geeignet

waren. Wegen der Leidenschaftlichkeit und Hitze, womit sie ihren selbstthätigen Zweden nachjagt, hat man sie auch wohl Hierogamie genannt.

An den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes Hierarchie, in der Bedeutung: Stufenfolge der geistlichen Würden, schließt sich ein andrer nicht eben zu billiger, wornach es mit völliger Aufgebung der Grundbedeutung jenseits auch von der Rangordnung solcher Ämter und Stände in Anwendung kommt, welche mit dem Heiligen nichts zu thun haben, auch nicht eben in dem Rufe der Heiligkeit stehen; so erklären sich Verbindungen der Art, wie politische Hierarchie, militärische Hierarchie. Wenn dagegen christliche Schriftsteller, mit einer bekannten dem Dionysius Areopagita beigelegten Schrift, von einer himmlischen Hierarchie reden, worunter die Klassifikation der Engel zu verstehen ist, und die Scholastiker gar von einer überhimmlischen (Hierarchie supracaelestis), womit sie die heilige Trinität bezeichnen wollen, so bleibt der Begriff der Grundbedeutung getreu, und wird nur auf einen Kreis von Wesen bezogen, denen der Name heilig in einem vorzüglichem Grade, oder, wie im letzten Falle, allein zukommt. (A. G. Hoffmann.)

Hierarchie (himmlische), Hierarchia caelestis, f. den vorh. Art., Engel, Dionysius Areopagita.

Hierarchie (irdische, kirchliche, menschliche) in der kirchlichen Sprache Hierarchia subcaelestis, f. d. Art. Hierarchie (bei den Christen).

Hierarchie (überhimmlische), Hierarchia supracaelestis, f. Trinität.

Hierarchischer Körper, f. den vorhergehenden Art. Hierarchie (im kirchrechtl. Sinne) und Klerus.

HIERAS wird von Plinius (Hist. Nat. V, 43.) als derjenige Gränzfluß angeführt, der Bithonien und Galatien scheidet. Es muß daher einer von den Flüssen verstanden seyn, die von den Gebirgsböden, welche nördlich Galatien einschließen, entspringen und sich in den Sangarius ergießen. (Kanngiesser.)

HIERASOS (Ἱεράσος) wird von Ptolemäus als ein Fluß Daciens erwähnt, welcher aus den Karpaten entspringt und die Gränze von Dacien bildet. Es ist der heutige Pruth. Man findet auch Hierasos (Ἱεράσος) und Gerazus. (R.)

HIERASYKAMINOS (Ἱερὰ σκαμίνος), HIERASYCAMINUS, Hierasycamina, eine ägyptische Stadt in Aethiopien und zwar in der Landschaft Dodekaskaiopolis am westlichen Ufer des Nil; Plinius (Hist. Nat. VI, 35. ed. Bip., al. 29.) setzt sie 54 röm. Meilen südlich von Syene, das Itin. Anton. 4 röm. Meilen südlich von Korte in dem heutigen Wadi Meschrefa. (R.)

Hiera Syke, f. Eleusis.

HIERATEMIS oder HERATEMIS, ein Küstenfluß der Landschaft Persis, welcher in den persischen Meerbusen mündet; man hält ihn für den heutigen Dekian oder Kierojin. (R.)

HIERATIS, eine Stadt in der Landschaft Persis am persischen Meerbusen, in der Nähe der Mündung des Hieratemis (Arrian. Ind. 38.) (R.)

machen. Daß Hierax nicht für einen Monarchen gehalten werden könne, wofür er öfters ausgegeben wurde, bekräftigt keines weiteren Beweises. (Lobegott Lange.)

HIERAX (Aves), eine von *Figura* im Zoological Journal N. VII. Oct. 1825, in der Familie Falconidae und der Unterfamilie Falconina aufgeführte Gattung, welche *Ble* (Lis 1826. 2.) nicht angenommen hat, die auch bis jetzt nicht näher charakterist ist, aber nach Cuvier's Angabe auf *Falco coereulescens* begründet ist. — Bei Herodot findet sich dieser Name als Bezeichnung der eblenen, am meisten zur Jagd gebrauchten Falken, welche jetzt in der Gattung *Nierolaleo* stehen. (D. Thon.)

Der Hierax (Habicht, Falke oder Sperber) war den Ägyptern einer der heiligsten Vögel, den daher Niemand weiter vorsätzlich noch unvorsätzlich tödten durfte, ohne sich der Todesstrafe auszuweisen*). Es war ein so genanntes Tempelthier, welches als Symbol des weiblichen Naturprinzips verehrt wurde**), weil man glaubte, diese Thierart habe kein Männchen unter sich***).

(Schlincke.)

Hieraxites, f. Hierax (Hierakus).

HIERBAS, ein Kest des bekanntesten numidischen Königs Jugurtha, verjagte den Hiempfal, Zuba's I. Vater, worum jedoch Pompejus seine Befehlungen wider verschaffte. S. Hiempfal u. Pompejus. (R.)

HIEREIA (*liouce*), d. i. Priesterin, 1) Name der Mutter eines riesenhaften Sohnes, welchen der Mythos namenlos läßt, aber zum Vater des Ipheros macht †). S. d. Art. (Schlincke.)

2) Beiname der Artemis oder Diana. Pausanias VIII. 41. (R.)

Hieren (die), hierische Inseln, Hieres, Isles d'Hieres, f. Hyeres.

Hieres, f. Hyeren u. Hyeres.

HIEREUM, Heden in Syrien, an der Propontis, zwischen Heraklea oder Perinthos und Nestos oder Bisfante, nach der Peutinger. Taf. vom ersten Orte 16 Mill. entfernt. Das kleinere Hierosol. hat in demselben Abstände Area. Ptolemäus liegt in die nämliche Gegend die Mündung des kleinen Nisus Arzus. Jetzt liegt das selbst der türkische Kisten Kara-Üli. (Rumy.)

Hieresus, f. Priester.

HIERGES, alte Burg des französischen Ardennen-departements, Bezirk von Rocron, hoch über der Maas, auf ihrem rechten Ufer, eine Stunde von Charlemont gelegen, war das Stammhaus berühmter Freiherren, aus denen Manassés, Herberis von Hierges und der Graf von Ebina von Ahtel Sohn, als Connetable und unumschränkter Gebieter des Königreichs Jerusalem, während der Regierung der Königin Melusina und der Minderjährigkeit König Balduins III., bei dessen Thronbesteigung er jedoch den Abschied erhielt, vorkommt. Historisch merkwürdiger aber, als diese Freiherren von Hier-

ges, ist ein Prozeß, der Anfangs des 16ten Jahrh. um ihre Baronie zwischen Karl von Croy, dem ersten Fürsten von Chimay und dem Baron von Aimeris, aus dem Hause Rollin, vor den Männern des Herzogthums Bouillon (Hierges war vom uralten Zeiten her eine der vier Pairien des Herzogthums Bouillon) geführt wurde. Der Fürst von Chimay, dessen Vater sich schon im Besitze von Hierges befunden hatte, erhielt ein obfiegliches Urtheil, gegen welches, als von dem obersten Gerichtshof eines souveränen Fürstenthums erlassen, keine Appellation Statt finden konnte; allein der von Aimeris hatte dem jungen Kaiser, Verkauft des Wahlgeschäfts und der Unterhandlungen mit den Kurfürsten, unter der Bürgschaft Philipps II. von Croy, große Summen vorgeschossen: diese forderte er von dem Fürsten zurück, oder eine kräftige Verwahrung bei Philipps Rhein, bei Wilhelm von Croy, dem Herrn von Chievres, der dem Kaiser gänzlich bederrichte, damit dieser den Rechtsstand um Hierges an seine Gerichte ziehe. Philipp, der nicht bezahlen konnte, machte seinen Einfluß auf den Herrn von Chievres geltend, und brachte es dahin, daß der Fürst von Chimay und seine Geschwister vor dem Kanzler von Brabant geladen wurden, um eine neue Eingabe des von Aimeris zu beantworten, auch der Entschcheidung, ob das Urtheil der Männer von Bouillon zu Recht bestehen könne, beizuwohnen. Eine solche Zustimmung schien ihnen ungerecht, sie wendeten sich an den Herzog von Bouillon, an Robert von der Mark, als ihren obersten Lehnsherren, damit er sie vertrete; Robert versuchte, den Kaiser von seinem ungerechten Beginnen abzubringen, und da er dieses unmöglich fand, so ließ er, aufgemuntert durch den König von Frankreich, dem Kaiser auf dem Reichstage zu Worms durch einen Herold den Krieg verkündigen, zum Erskaunen und Gesächter der versammelten Fürsten, die wahrscheinlich nicht wußten, daß der nämliche Robert vor wenigen Jahren, 1518 zu St. Etienne, mit dem nämlichen Monarchen, den er jetzt bekriegen wollte, ein Schutz- und Freundschäftsabbandeln geschlossen hatte, daß er also auch allerdings befehigt, ihn Fehde zu bieten. Ubrigens wurde, wie Jedermann weiß, durch diese Fehde der erste Krieg zwischen Karl V. und Franz I., dem so viele folgen sollten, herbei geführt. Spätere Besitzer von Hierges waren die Berlaymont, die Grafen von Egmont, und, als dieser Erben, die Herzoge von Aremberg; durch den Gränzgerichtsungsvertrag vom 24. Mai 1772 und die Articles ultérieurs vom 9. Decbr. 1773 kam das Schloß Hierges selbst, mit den dazu gehörigen Dörfern Ham, Auberius, Ghooz und Foische, unter französische Hoheit, die andern fünf Dörfer aber der Baronie blieben bei der lüttich'schen Landtschaft Sambre et Meuse.

(v. Siraamberg.)

Hierax insulae, f. Hyeren u. Stoechades.

Hiericho, Hierichus, Hierien, Hierikus f. Jericho.

Hierichuntica solitudo, f. Quarantania.

HIERICHUNTINUS TRAJECTUS, eine Furch über den Jordan in der palästinen'schen Landtschaft Judäa, östlich von Jericho (2 Sam. 19, 18).

(A. G. Hoffmann.)

*) Herodot. II, 65. **) Description de l'Egypte Antiq. Vol. I. p. 32. ***) Annuaire Marcell. XVII, 4. II. ed. Hagener u. Esfursd Vol. II. p. 255 ff.
†) Tacitus ad Lycophr. 44.

HIERICHUS, 1) f. Jericho. 2) H. nova, ein Ort unfern Jericho nach Jos. de bell. Jud. IV. 8.

(A. G. Hoffmann.)

Hieriens, Hierikus, f. Jericho.

HIERIUS, Sohn des neuplatonischen Philosophen Plotarch von Athen und ebenfalls Philosoph dieser Schule im 3ten Jahrh. n. Chr., doch unbestimmt. (A. Wendt.)

HIERLAZ, ein Berg von 2214 Fuß Höhe im Tsaukreise des Landes ob der Ens in Steirich. (K.)

HIERMI, ein Herrscher im Amte Thibet des königl. bin. Stiftes Aalborg, 6 □ M. groß, mit 6000 Einw. in 15 Kirchspielen *).

Hiero, eine der kanarischen Inseln, f. Ferro.

Hiero (Gesch.), f. Hieron.

Hierocaesarea, f. Hierokoesarea.

HIEROCEPIA, ein Ort im westlichen Theile der Insel Eppern in der Nähe von Paphos (Sirabo XIV. 1003), jetzt Bourg de Hierochipe. Bei Plinius H. N. V. 31. (V. 35. ed. Bip.) heißt so eine Insel der Stadt Neupaphos gegenüber **).

Hieroceryx, f. Keryx.

Hierochipe, f. Hierocepia.

HIEROCHLOE Gmel. Sibir. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Einischen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: die polygamischen Blumen stehen in einer Rispe; der Kelch ist dreiblättrig, trockenhäutig; die hermaphroditischen und männlichen, zweigliedrigen Corollen haben zwei gekrümmte, flügelartige, ober borstentragende Klappen; unter den weiblichen Theilen stehen eigentümliche Schüppchen; die Narben sind sprengrodelstförmig. Die meisten hieher gehörigen Arten haben einen angenehmen Geruch, ähnlich dem von Anthoxanthum odoratum. 1) H. borealis Rüm. et Schult. Syst. veg. mit unbehaarten Blütenstielen der fast einseitigen Rispe, Kelchen, welche länger sind, als die feinbehaarten Blüthen, zweigliedrigen, abgeflachten Klappen der männlichen Corolle, gespaltenen, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtsheile, kriechender Wurzel, und ziemlich breiten Blättern. In nördlichen und mittleren Europa. (Holcus odoratus L. Sp. pl., borealis Schrad. fl. germ., repens Host. gram. austr. III. t. 3.) 2) H. fragrans R. et Sch. l. c., mit unbehaarten, hin- und herabgehogenen Blütenstielen der offenkündigen, nickenden Rispe, Kelchen, welche länger sind, als die ziemlich unbehaarten Blüthen, ungetheilten Klappen der männlichen Corolle, faseriger Wurzel, und lanzettförmigen Blättern. In Kanada. (Holcus odoratus Mx. bor. am., fragrans H. Sp. pl.) 3) H. australis R. et Sch. l. c., mit oberhalb krummhaarigen Blütenstielen der fast einseitigen Rispe, Kelchen, welche den gewimperten Blüthen an Länge fast gleichen, gespaltenen, auf dem Rücken gegrannten Klappen der männlichen Corolle,

kreisförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtsheile, kriechender Wurzel, und schmalen Blättern. In mittleren Europa. (Holcus australis Schrad. fl. germ., odoratus L. Sp. pl. Host. gram. austr. I. t. 4.)

4) H. glabra Trin., mit unbehaarten Blütenstielen der offenkündigen Rispe, Kelchen, welche den unbehaarten Blüthen an Länge gleichen, ungleichförmigen Klappen der männlichen Corolle; einer abgeflachten, nervenförmigen, und einer mit zwei drossigen Spigen versehenen, mit ungetheilten, abgeflachten Klappen der Zweitercorolle, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtsheile, und kriechender Wurzel. In Daurien. 5) H. redolens R. et Sch. l. c., mit etwas krummhaarigen Blütenstielen der offenkündigen Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche die gewimperten Blüthen an Länge überreffen, mit gegrannten beiden seitlichen Corollen (mit hervorsteckender, gerader Branne), fast abgeflachten, ungetheilten Corollenklappen, abgeflachter mittlerer Corolle, und eingerollten, spriemenförmigen Blättern. Auf Neuseeland und Feuerland. (Holcus redolens Forst. prodr., Vahl. Symb., Melica magellanica Drouot.) 6) H. antarctica R. Br. Prodr. fl. nov. Holl., mit fast nickender Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche von gleicher Länge mit den gewimperten Blüthen sind, mit feinbehaarten, gegrannten beiden seitlichen Corollen (mit gerader, fast hervorsteckender Branne), ausgebreiteten Corollenklappen, flügelartige, mittlerer Corolle, und ebenen Blättern. Im nördlichen Neuhoiland. (Diarhenum antarcticum Labill. nov. Holl. II. t. 322.)

7) H. alpina R. et Sch. l. c., mit glatten Blütenstielen der zusammengezogenen Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche länger, als die Blüthen sind, und ungetheilten Klappen der unbehaarten Zweiterblume; von den baderigen männlichen Corollen hat die eine gespaltenen Klappen, wovon die untere auf dem Rücken gegrannt ist, bei der anderen männlichen Corolle ist die untere Klappe abgeflacht und flügelartig stumpf; die fadenförmigen Blätter sind zusammengerollt. In Lappland. (Aira alpina Liljeb. Svensk. flor. Holcus alpinus Wahlb. lappon. t. 2.) — S. Spr. Syst. I. 274. (Sprengel.)

HIEROCHORD (wörtlich etwa: Kirchengesaltensinstrument), nannte Dr. Schmidt in Greifswalde ein von ihm im J. 1824—1825 erfundenes Instrument, welchem er vornehmlich die Bestimmung gibt, daß es in Kirchen und Schulen gebraucht werde, um die Stimme im Tone zu halten, und welches unersichtbar seyn soll.

Was die Art der Tonerzeugung, die flüchtige Beschaffenheit oder den Bau des Instrumentes anlangt, so ist derselbe in der Grandbube und im Violoncello, dem der gewöhnlichen Leier (wie wir sie, nach niedrigem Wasser, in den Händen der Marottenknaben sehen) ganz gleich. Es besteht nämlich aus einer einzigen gespannten Saite, welche von der Peripherie eines sich drehenden Rades (wie von einem Violonbogen) gerieben und zum Tönen angeregt wird, und aus welcher sich, mittels des Druckes der entsprechenden Tasten, Tönen niederdrücken, welche die klingende Saite (unge-

*) Weim. Handb. der Käch. 1r Bd. S. 120.

**) Dies ist die Insel, welche in Wismar — Müller's

Wetters. S. 610. Hierosapha genannt wird.

X. Gmel. v. M. u. K. Zweite Sect. VII.

säße eben so wie die Finger des Violinisten) bald mehr bald weniger verkürzen, und sie also bald höher bald tiefer klingen machen. Das Ganze umfaßt ein hölzernes Kästchen von ungefähr dreißig Fuß Breite, 8 Zoll Tiefe und fast gleicher Höhe, auf dessen Decke die kleine Claviatur, zwei Octaven umfassend, angebracht ist, auf welcher man mit der linken Hand die Melodie spielt, indeß das Umdrehen des Rades, mittels einer Kurbel, von der Rechten bewirkt wird.

Wenn ich das Instrument seiner Grundbeschaffenheit nach der gemeinen Feier ganz gleich nenne, so gilt dieses doch keineswegs aus von der Tonqualität. Der Ton ist nicht nur kräftig und voll, wie man es von einem in so kleinen Raum eingeschlossenen Instrumente kaum erwarten sollte, sondern auch ziemlich angenehm, zumal aus einiger Entfernung gehört, und die Klangfarbe, wenigstens auf dem Exemplare, welches Dr. Schmidt mich hören ließ, offenbar zunächst dem englischen Horn ähnlich, welchem das Instrument auch in Ansehung der Klangstärke ungefähr gleich ist.

Die Art und Weise, wie Schmidt solche Fülle und Stärke des Klangs zu erzielen vermocht (durch eigenen Bau mehrerer Resonanzboden, deren Beschaffenheit und Verbindung dem Publikum bis jetzt noch nicht bekannt werden soll), verdient in akustischer Hinsicht vorzügliche Aufmerksamkeit und wird seiner Zeit als ein nicht geringes Verdienst des Erfinders anerkannt werden.

Ubrigens ist das Instrument, wie sich schon aus der obigen Beschreibung seines Baues abnehmen läßt, allerdings relativ unversimmbar, nämlich in dem Sinne, daß die Töne desselben jederzeit im Verhältniß gegen einander dieselbe Stimmung behalten, welche ihnen, vermöge der ein für alle Mal bestimmten Lage der sich auf die Saite niederdrückenden Tangenten, ursprünglich gegeben wird, — nur vorausgesetzt, daß nicht durch Eintrocknen, Schwinden und Verwerfen des Holzes, die Tangenten ihre Lage gegen einander ändern, und daß das Instrument jederzeit mit einer in sich selbst völlig reinen Saite bezogen erhalten wird. — Daß aber die Stimmung im Ganzen nie in Befolge thermometrischer und hygrometrischer Veränderungen steigen und fallen sollte, ist rein unmöglich. Schmidt dehauptet, diese Alterationen seien wenigstens beinahe ganz unmerklich. Ich vermag nicht das Gegentheil zu beaupten, worüber nur die Erfahrung entscheiden kann; so viel ist aber in der That wahrscheinlich, daß das Steigen und Sinken der Stimmung nicht leicht so merklich werden wird, daß sie beim Kirchengesange in Anschlag zu kommen brauchte, und im äußersten Falle weder dann durch eine leichte, geringe Umdrehung des einzigen Stimmrads, ja augensichtlich nachzuhelfen.

Daß nun die praktische Brauchbarkeit des Instruments für Kirche und Schule angeht, so ergibt sich das Wahre derselben aus dem Vorstehenden von selbst. Es kann und soll nicht die Dienste einer Orgel vertreten, sondern der Erfinder macht nur auf das Verdienst Anspruch, Dorfschulmeister und Dorfkantoren ein Tonwerkzeug in die Hand zu geben, auf welchem sich,

auch bei nur sehr geringer Kunstfertigkeit eine Choralmelodie ungefähr auf ähnliche Weise vors- und mitspielen läßt, wie man sie sonst wohl, in Ermangelung eines Besseren, zuweilen etwa auf einer Geige oder Clarinette u. vor- oder mitspielen hört. Daß aber, zumal in der Hand eines Dorfschulmeisters, vor jedem solchen Instrumente das Hierochord sehr entschiedenen Vorzug verdient, leidet gewiß nicht den geringsten Anstand, wenn man nur irgend bedenkt, wie jene Instrumente in solchen Händen sowohl überhaupt abschrecklich zu klingen, als auch ins Besondere falsch zu tönen pflegen, indeß das Hierochord jederzeit anständig klingen, und jederzeit rein tönen wird, — nur überall vorausgesetzt, daß Schmidt jedes seiner Instrumente völlig rein abstimmen und sie überhaupt sämmtlich so sorgfältig arbeiten läßt, daß dabei alle oben erwähnten Bedingungen sowohl relativ als auch möglichst absoluter Unversimmbarkeit Statt finden.

Freilich ist das Hierochord, so wie überhaupt jedes Vor- oder Mitspielen auf irgend einem Instrumente, da völlig überflüssig, wo ein tüchtiger Vorsänger, es sei nun der Kantor selbst oder sonst wer, vorhanden ist, indem ein solcher alle Mal weit mehr leistet, als jedes einsinnige Instrument zu leisten vermag, welches letztere überall nur die Weise des Liedes vor- und mitsingen kann, nicht aber auch die Textesworte, wie es doch der Vorsänger thut. Wo aber ein solcher fehlt — oder etwa schwindsüchtig ist u. dgl., da ist es, in Ermangelung einer Orgel, freilich unvergleichlich besser, die Melodie wird auf dem Hierochord vor- und mitspielt, als etwa auf einer Dorfsgeige abschrecklich geschabt, oder auf einem Clarinet oder sonst geblasen u. s. w.; sowohl in der Schule, als gar etwa auch in der Kirche. — Ins Besondere in der Schule, wo sonst ein leidlich rein gestimmtes und sonst irgend erträgliches Clavierchen an sich wohl den Vorzug vor dem besten Hierochorde vertreten könnte, wird das Hierochord doch wieder den Vorzug haben, daß es, wenigstens relativ unversimmbar ist, indeß Dorfschulmeisterclaviere nicht selten absolut unversimmbar und jedenfalls gewöhnlich ungestimmt sind.

Was übrigens die Bestimmung des Instruments zum Gebrauche beim Orgel- oder Clavierstimmen angeht, so mag es auch zu diesem Zwecke allerdings dienlich seyn, namentlich für Stimmer, welche kein reines und zum Stimmen eigens gebühtes Gehör besitzen. Näheres über dieses Instrument enthält das 19te Heft (Band 5.) der Zeitschrift Cécilia. S. 157 ff. (Gfr. Weber.)

Hierocles, f. Hierokles.

HIERODULEN ¹⁾, ἱεροδούλοι ²⁾, heilige Knechte und Diener irgend eines Gottes oder einer Göttin bei-

1) In der allgemeinen Schriften vgl. folgende Monographie: Die Hierodulen von J. Dietl. Mit Beilagen von Böck und Putmann. Berlin. 1818. — Der heiligen Hierodulen vorzüglicher Nützlich auf die Hierodulen. In Anse bange stellt von J. Kreutzer. Mainz. 1822. — Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adrian. Giff. a. W. 1822. — Cornel. De sacerdotio vet. virginum. Abo. 1704. 8.; die letzte konnte ich nicht benutzen. 2) Das Wort kann nur als allgemeine Bezeichnung

desel Geschlechts¹⁾, können in weiterer Bedeutung Alle, welche in dem Dienste der Götter und des Heiligthums, wie Priester²⁾, und in engerer Bedeutung Alle, welche als Gehilfen der Priester im Tempel eines Gottes thätig sind, genannt werden. So mannichfaltig die Götter und ihre Verehrung, der Glaube und Brauch im Urfrige verselben und in den Ländern, in welche sie einwanderten, bekanntlich sind und waren, so verschieden müssen auch die Namen, Stellung und Geschäfte ihrer Diener ausfallen. Wenn man bei den Hellenen von Hierodulen redet, so können darunter eben so gut die Priester, als die ihnen Untergeordneten verstanden werden³⁾, welche wie jene nicht Unfrei waren, die durch Kauf, Schenkung oder Beuterecht, wie die Sklaven erworben wurden, noch das Land gegen eine Abgabe bauten; nur solche konnten in die wählbaren Priesterstellen eintreten⁴⁾. Das Hierodulenwesen ist aber ein eigentlich asiatisches Institut; im Orient waren die Hierodulen Knechte, Diener der Priester, welche gegen einen zu erlegenden Zins den heiligen Boden nutzten und Priester und Heiligtum zu erhalten hatten. Nach Strabo's⁵⁾ Bericht vererbten die Akonier Helios, Zeus und Selene in einem nahe an Aserien liegenden Heiligthume; ein Priester, der Zweite nach dem Könige im Lande, verwaltete es und war Herr des wohlbevölkerten Landes und der Hierodulen, deren viele wohnsagen. Hier diente der Priester unmittelbar, das Volk aber, wozu auch die Hierodulen gehören, mittelbar der Göttinn. Derselbe Schriftsteller⁶⁾ erwähnt einen so mannichgen Hierodulensatz; am berühmtesten, heist es, war Komana in Kappadokien, wo Enyo, weishe von den Kataonern, den Bewohnern Komana's, Komana hieß, verehrt wurde. Die Stadt oder den Stat bildeten Gottesknechtlinge und Hierodulen, die dem Priester, wie die Kataoner dem Könige gehorchten. Der Tempel war reich an großen Bildnissen und hatte mehr als 6000 für den Priester arbeitende Hierodulen. Unter Gottesknechtlingen können nur Vertriebene und Landflüchtige verstanden werden, welche — ausschließlich bei einem unanstoßbaren Heiligtume Siderheit fanden, — Gott und seinem Schutze recht eigentlich angebörten; sie erschienen von den Hierodulen getrennt. Auch in Mordmene, ebenfalls in Kappadokien, war ein Heiligtum

des Zeus mit einem Weiser von ungefähr 8000 Hierodulen, welcher dem Priester einen jährlichen Zins von 15 Talenten einbrachte⁷⁾. In jenen glücklichen, fruchtbaren Hochgebirgen Asiens genossen Priester und Hierodulen das glücklichste, sorgenfreieste Leben, schwelgten und hatten feste Festtage. Was Wunder, wenn man auch Dingen feierte und sowohl die eigentlichen Hierodulen als die den Tempel Besuchenden in das abscheulichste Sittenverderben versanken⁸⁾. In Hellas dienten die Hierodulen mehr dem Heiligtume, als der Gottheit, indem nur Einer als Vertreter der Götter gedacht wurde, welcher Opfeere, Oberpriester oder Opfertönig hieß. Alle übrige besorgten den Tempel und andere minder wichtige zur Ordnung in demselben gehörige Dienste, Hülfe leistend bei den mancherlei heiligen Handlungen. Die Hebräer hatten neben den Priestern Tempeldiener, deren niedrige Klasse Holz bauen und Wasser tragen mußte (5 Mos. 29, 11.; nach Jos. 9, 26. wurden die Gibeoniten zu diesem Geschäfte demuthet). Später kommen sie unter dem Namen *חֲזַנֵּי*, d. i. Dargereichte, Gemeinde, vor. Die Ägypter, welche eine vielfach und fein gegliederte Rangordnung unter den Priestern des Kultus eingeführt hatten, hatten auch Diener und Dienerrinnen zu den verschiedenen Tempeldiensten. Nach dem Zeugnisse Herodot's⁹⁾ soll es keine Priesterinnen bei ihnen gegeben haben, allein dies erscheint als unrichtig. Wenn Strabon von hellenischen Hierodulen berichtet, so ist der Begriff der asiatischen die und da von Einfluß. Das Heiligtum der Aphrodite Eryklia in Sicilien¹⁰⁾ hatte von Alters her weibliche Hierodulen, und wurde von Jungfrauen verwaltet¹¹⁾; die ersten waren von Heimlichen und Auswärtigen hingeschickt worden. Strabon fand es menschenleer, vorzüglich aber nicht so viele weibliche Leiber oder Hierodulen¹²⁾. Er merkt auch von der Verehrung der Aphrodite zu Karthago, daß mehr als 1000 Hierodulen, Männer und Weiber, der Göttinn geweiht wären¹³⁾. Hellas konnte in den weiblichen Hierodulen nicht, wie der Orient, Tänzerinnen und Musikanten zulassen; denn jeder Keruel im Heiligtume verübt, wurde ja nach seinem Glauben von den Göttern streng gerächt¹⁴⁾. Darum stehen die Hierodulen des Euripides als reine Dienerinnen des Phöbos und die der Aphrodite, theils Jungfrauen, theils Frauen, unter dem Gesetze strenger, unverlegbarer Keuschheit. Am richtigsten faßt also den Begriff der griechischen Hierodulen Valdenarr¹⁵⁾: Prac-

nung stellen. Ob es von Strabo erkannt, oder nur häufig gebräucht worden? Sein Vaterland, das Land der Doormen, obwohl, zuhöflicher Kultus sprechen dürfte. So viel ist entschieden, daß er es oft gebraucht, andere Schriftsteller aber vom eigenen Lande unter andern Namen reden. Später, wie der Alles umfassende tragende Plutarch, Stephanos von Byzanz und der Scholiast des Euripides entnehmen es wohl von Strabo, *ἱερεὶς γυναικεία*. Herodot. II, 26. *ἱερεὶς* VI, 97. II, 7. S. VIII, 36, 2. Plutarch. Rom. XXI. *ἡγουμένη* *ἱερεῖα*. *ἡγουμένη* *ἱερεῖα*. *Saubert de auctoritate*. c. 6. Diodor. Sic. XVI, 70. n. *haja* *ἱερεῖς*. *Ἀνδρόμαχος* *ἱερεὶς* *ἡγουμένη* *ἱερεῖα*. Euripid. Troad. v. 450. und *ἱερεῖα* Suppl. I. genannt. 5) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 6) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 7) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 8) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 9) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 10) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 11) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 12) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 13) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 14) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. 15) *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*.

9) Strabon XII. p. 507. 10) Männer Religion v. Karthago. S. 79 ff.; gab sich doch jede Babylonierin im Tempel der Mithra wenigstens ein Mal in ihrem Leben jedem Willkürigen Preis; Herodot. I, 199. 11) Herodot. II, 35. *ἱερεὶς* *ἡγουμένη*. *ἡγουμένη*. Ed. Hild. Tom. I. p. 241 ff. machen viele das Gegenstück schätzender Nachrichten Herodot's Zeugnis verdächtig. Adrian. S. 4 ff. 12) Strabon VI. p. 90. 13) Mith. Hero et Leand. v. 31. 14) Kreuzer (S. 67—68.) spricht Strabon alle Beweiskraft ab; er soll die Dienerinnen mit den Hierodulen verwechselt haben. 15) Strabon VIII, 378. Verwechselt hat Strabon die hellenischen Hierodulen mit den getauften und darum schicklichen Musikanten. *Plutarch* II, 2, 4. II, 4, 7. II, 10, 4. II, 1, 8. erwähnt den Tempel und Dienerinnen, nennt sie aber nicht Hierodulen. 16) *Forster* Ann. I, 41. Herodot. IX, 16. 17) Euripid. Phoenissae. ed. Lips. Tom. II. p. 63.

1) *H. gyrfalco* L. (*Falco candicans* L. ed. Gmel. I. p. 275. Gervault, *Huffon* pl. enl. 210.) Der weißliche Falke, Jagdfalke, Geierfalk (Beckkeins isländischer Falke, Naturgeschichte Zeitschlands II. 816.), Bergvogel. Der Schnabel gelblich, mit einem doppelten Zahn, die Wachshaut und die nackte Stelle um die Augen mattgelb; die Füße schön gelb. Im Alter das ganze Gefieder weiß, mehr oder weniger auf dem Oberkörper mit braunen Querbinden, auf dem Unterkörper mit trospenförmigen, in den Seiten größeren, braunen Flecken. Im sehr hohen Alter sind die Männchen fast ganz weiß, und die Weibchen stets mehr, als die Männchen gefleckt. Die Jungen sind denen der folgenden Art ähnlich, haben aber einen doppelten Zahn. Die Länge 2—2½ Fuß.

Dies war zur Zeit, als die Falkenjagd (Falkenbeize) noch ein Vergnügen der Fürsten war, die geschäftigste Art zum Beizen, und wurde sehr theuer bezahlt, so daß der Falkenriters Reize in den Norden hinlänglich vergütet war, wenn er ihm gelang, nur einen einzigen solchen Vogel zu fangen. Ein berühmter Vogel dieser Art ist in *Walden's* Neujahrsgeschenk. 1799. Taf. 6. abgebildet. Je weißer die Farbe war, desto kostbarer war das Exemplar. — Er gehört dem höchsten Norden an, kommt nur im Winter nach Island und andern nord-europäischen Inseln und nur höchst selten in das gemäßigste Europa. Er ward auch meist von Island in die Falkenreien gebracht. Sein Fang ist schwer, da er sehr scheu und vorsichtig ist. — Die Nahrung besteht in Schneehühnern, Kummern, Alken und andern nördlichen Vögeln. — Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt, doch forstet er wahrscheinlich auf Grönland.

2) *H. islandicus* L., der isländische Falke, (*Falco* anser der Falkonier. Sacret das Männchen, Sacre das Weibchen.) Unterscheidet sich hauptsächlich durch folgende Kennzeichen: Wachshaut und Füße sind bleifarben, der Schnabel hat nur einen einfachen Zahn, die Flügel reichen bis vor die Schwanzspitze. Die Länge beträgt über 2 Fuß. Nach Drehm wird dieser Falke mit Unrecht für einerlei mit dem vorigen gehalten, mit dem er freilich in der Jugend fast gleiche Zeichnung hat. Er ändert nach dem Alter sehr ab. Im ersten Jahre ist der an der Spitze schwärzliche Schnabel, die Wachs-, Augen- und Fußhaut bleifarben, der ganze Oberkörper düster braun, auf dem Kopfe und Nacken mit breiten, weißen, übrigens unbedeutlichen graubraunen Federbinden, die Schwanzfedern erster Ordnung am innern, die erste auch am äußern Rande fächerförmig rothgelb gefleckt, wovon man an denen der zweiten Ordnung eine nur schwache Spur bemerkt. Der Schwanz hat 12—14 rothgelbe Quersflecken und eine rothgelbliche Spitze, der Unterkörper ist weißlich, grauweiß oder gelblichweiß mit tiefschwarzen Längenspiessflecken, welche an dem Unterbauche und an den halbkreisförmigen Fußwurzeln am wenigsten scharf begränzt sind. Gegen das Frühjahr treten die Federbinden des Oberkörpers mehr hervor und werden weiß- oder rothgelbgrau. Nach der ersten Mauser erscheinen Schnabel, Wachs-, Augen- und Fußhaut bleifarben, der Kopf und Nacken tiefbraun und weißgefleckt, der übrige Oberkörper

aschgraulich braun mit weißen Seitenflecken, welche an den langen Federn kurze unterbrochene Quersflecke werden und dem Vogel ein sehr geflecktes Ansehen geben. Der Unterkörper ist weiß, mit breiteren und kürzeren tiefschwarzen Flecken, als im Jugendkleide. Die Männchen sind etwas schöner, als die Weibchen gezeichnet. Der isländische Falke bewohnt das nördliche Europa, besonders das nördliche Norwegen und Island, wo er nicht selten ist und gewöhnlich das ganze Jahr bleibt. Nur die Jungen wandern und kommen dann sehr selten in das gemäßigste Europa und an die deutsche Küste. Er hält sich gern an den Meeresküsten auf, ist sehr scheu und vorsichtig, kommt im Herbst den Häusern nahe, und lebt dann im Kriege mit den Raben. Er nährt sich nicht nur von Schneehühnern, deren Hauptfeind er ist, sondern auch von den kleineren Möven, verschiedenen andern Seevögeln, namentlich von Kummern, Alken, Larentauchern, und fängt diese Wasservögel besonders, wenn sie zur Brutzeit in die Felsen fliegen, nimmt auch sogar dem Schützen die erlegten Schneehühner vor den Augen weg. Eben wegen dieser Gewandtheit und wegen seines Muths war er als Beizvogel geschätzt. Seinen Horst (Nest) legt er auf und in unzugänglichen Felsen an. Er ist um seine zwei bis vier Eier sehr besorgt und liebt auch seine Jungen sehr.

3) *H. lanarius* L., (der Schleichfalk, Birgalfalk, Blausuß, Spring, *Falco stellaris* L.) Seine Hauptkennzeichen sind: Schnabel und Füße sind bläulich, die Flügel bedecken zwei Drittheile oder drei Viertel des Schwanzes, die Länge ist höchstens 2 Fuß. Hat er sein ausgefärbtes Gefieder, so find die Wachshaut, die kahle Haut um die Augen und der Augenstern gelb, der Oberkopf braun, mit breiten rothgelben Federantzen; über den Augen steht ein weißlicher braun gefleckter Streif, der übrige Oberkörper ist düster braun mit rothgelblichen Federbinden, der Schwanz, von oben ungefleckt, hat auf der innern Fahne seiner Federn gelblich weiße, eiförmige Flecken. Der Unterkörper ist weiß mit kleiner dunkler Kehlfleckung an der Gurgel, an den untern Schwanzfedern rein weiß, übrigens mit kleinen, nach dem Bauch hin größeren lanzett- und berysformigen bräunlichen Flecken. Das Weibchen ist bedeutend größer, als das Männchen, und stärker gefleckt, an der Kehle und an den untern Schwanzfedern bräunlich gefriegelt. Die Jungen sind den jungen Wanderfalken außerordentlich ähnlich, unterscheiden sich aber von ihnen durch die bläulichen Füße und kürzern Mittelstehen, durch den auf der obern Seite ungefleckten Schwanz, durch die kürzern Flügel, durch den stärker gefleckten Unterkörper, durch die vorn abgestufte Fahne der zweiten Schwungfeder und durch die Größe. Das Vaterland dieses Vogels ist das östliche Europa, Ungarn, Polen und Rußland, von wo er sich nach Ostreich, äußerst selten nach dem übrigen Zeitschland, doch selbst nach Island verfliegt. Im südlichen und westlichen Europa findet er sich fast nie. Er ist ein guter Beizvogel und soll in seiner übrigen Lebensweise viele Ähnlichkeit mit dem Wanderfalken haben.

(D. Thon.)

Hieroglyphen } , f. am Ende des Buchstaben H.

Hieroglyphik } , f. am Ende des Buchstaben H.

HIROGRAMM, bezeichnet eine heilige Schrift,

z. B. den Defalogus; auch ist es mit Hieroglyphe gleichbedeutend. (R.)

HIROGRAMMATEIS (ἱερογραμματεῖς), heilige Schreiber, Schriftkundige, bildeten unter den Aegyptern eine der ersten Priesterordnungen, welche in wichtigen und schwierigen Fällen zu entscheiden und anzuordnen hatten, und können Schriftpriester genannt werden¹⁾. In der Inschrift von Rosette²⁾ kommt der Name vor, sonst selten³⁾, weil ihn nur die Griechen anwenden, die Aegypter aber Arpedouaptau⁴⁾ dafür gebrauchten. Auf jeden Fall gehörten die H. zu den angesehensten Priestern; denn die Tempelschreiber (Schriftpriester), im Allgemeinen Philosophen⁵⁾ genannt, wurden nebst den so genannten Propheten zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, z. B. zum Aufsuchen und Fortschaffen des Apis nach Memphis. Apis wird *μύριτος, ιερογάρτος, καὶ ιερογραμματεὺς* genannt⁶⁾. Wenn Apis geboren seyn sollte, begaben sich einige aus ihrer Mitte zu ihm, um die Richtigkeit der Angabe zu untersuchen, führten ihn dann mit den Propheten, als Tempelbediente, nach Memphis⁷⁾. Die Kenntniß der erforderlichen Zeichen erbt vom Vater auf den Sohn. Beim Einbalsamiren der menschlichen Leiche wiesen die H. den Paraphrasen an, wie er schreiben sollte⁸⁾. Am deutlichsten spricht von ihnen und ihren Geschäften Clemens von Alexandrien⁹⁾, dem wir folgen. Der Beruf scheint nur dann den Geschäftsfreis der übrigen Priester zu berühren, den Kultus und die Tempelverwaltung vorzüglich anzugehen, wenn zweifelhafte Fälle eintraten, weil sie durch sorgfältigen Unterricht und eigenes Forschen mit allem dahin gehörigen schriftlichen und mündlichen Überlieferungen genau bekannt waren¹⁰⁾.

Die so genannten Tempelbücher, in welchen die Geschichte der Tempel und des Landes aufgeschrieben war und fortgesetzt werden mußte¹¹⁾, waren wahrscheinlich ihnen zur Aufbewahrung und Fortsetzung anvertraut, wie ihr Name, ihre Insignien, die Papyrusstolze und das Gefäß mit der Schwärze zum Schreiben und dem Schreibrohr darauf deuten. Auch findet man sie bei Aegypten mit Vorlesen aus diesen Schriften beschäftigt¹²⁾, wie die Legende, daß ein Habiach ein heiliges Buch nach Aegypten gebracht habe und der Kopschmuck einer Feder dieses Vogels deutlich auspricht. Mit dem Inhalte dieser Schriften sich bekannt zu machen, war also wohl ihre Hauptpflicht, um da, wo es Noth that, Auskunft geben zu können. Sie unterrichteten auch die Söhne der Priester in Allem, was sie als Priester überhaupt, und als Priester ihrer besondern Ordnung wissen mußten. Schon zu dieser Zeit nahm dieser Unterricht seinen Anfang¹³⁾, und Pythagoras, Plato, Demostrius und Eudoros wendeten sich an den heiligen Schreiber¹⁴⁾, wie überhaupt Fremde, welche über das Land und seine Geschichte Aufklärung wünschten. Da sie Clemens a. a. O. als Kosmograpen und Geographen schildert, so erschließen wir, daß sie gewiß auch die Natur des Nils, alle Veränderungen, welche durch ihn das Land trafen, und die Marken der Ländergrenzen genau. Daran war über die bei den Messungen nach dem Nilanschwellen ungewiß, so entschieden sie wahrscheinlich nach den Tempelbüchern, ohne selbst die Äcker zu vermessen, welche unter der Aufsicht der Propheten standen. Diefen die Hierologen oder Hierostolen eine besondere Priesterordnung bildeten, so lag doch auch den H. Astronomie und Astrologie nicht fern. Beobachtungen machten sie schwierig selber, aber sie schrieben doch alle Bemerkungen darüber in ihre Bücher, nach welchen sich die Schicksale der Menschen bestimmen ließen, und bemerkten jedes Anzeichen mit seinem Erfolge, um dadurch künftig die Deutung zu erleichtern. Die Arzneikunde lag eigentlich den Västophoren ob; aber bei schweren Krankheiten rief man einen Schreiber herbei, welcher aus einem Buche des Hermes (f. d. Art.), Ambrosie genannt, vorlas, und aus astrologischen Zeichen ersah, ob noch Rettung möglich sei¹⁵⁾, weil die Ärzte bei der Behandlung der Kranken an unveränderliche Vorschriften gewiesen waren, und bekräftigt wurden, sobald bei Vernachlässigungen derselben der Kranke starb¹⁶⁾. Da diese Priester im Besitze reicher Beobachtungen aus der Vorzeit über Anzeichen in Sternen z. waren, so eigneten sie sich am besten zu Traumdeuten und Wahrsagern, wenn auch nicht für Jedermann, doch für die Vornehmsten und in dringenden Fällen. So sollen sie Pharao Moses Geburt vorhergesagt¹⁷⁾, einem ägyptischen Könige nach einem erschreckenden Traume gerathen haben, die unreinen Juden zu vertreiben¹⁸⁾, und von Pharao aufgesucht worden

1) Der Name selbst muß nicht gerade Priester bezeichnen. Auch die amphetonischen Geonten wurden Hierogrammaten genannt. Hieroch. a. h. v. und Suidas. 2) Lin. 7. 3) Herodot. c. 2. 4) Suidas. 5) Suidas. 6) Suidas. 7) Suidas. 8) Suidas. 9) Clemens. Alex. Stromat. VI. 333. C. Diador. Sic. 1. 126. 10) Suidas. 11) Suidas. 12) Suidas. 13) Suidas. 14) Suidas. 15) Suidas. 16) Suidas. 17) Suidas. 18) Suidas.

hermetischen Bücher verwechseln. 11) Eufan. Pseudoph. 4. 34. 12) Suidas. 13) Suidas. 14) Suidas. 15) Suidas. 16) Suidas. 17) Suidas. 18) Suidas.

legt Amstelod. 1703. fol.); dann *Schedstraten* Antiquitas Eccles. illustr. Romae. 1697. fol., *Banduri* im Imper. Oriental. Tom. I. Am sorgfältigsten, mit zahlreichem gelehrten Anmerkungen von *P. Wessling* in den Vetera Romanor. Invenientia. p. 631—734. Amstelae-dami. 1785. 4.

VI. Hierokles, der Verfasser der *Aretea* (facetiae), einer Sammlung lächerlicher Handlungen und ungereimter Reden (balourdissen) von Pedanten (hier Scholastici *) genannt), ähnlich den facetiae de Mr. Gou-lart, unter denen, bei vielem Abgeschmackten, manches Beusüßende ist. Man hat sie wegen der Namensgleichheit dem Philosophen Hierokles beigelegt **). Die erste Ausgabe derselben ist erschienen Lugduni. 1605. 8. von Goldastus, wie man glaubt. Dann öfters, auch in Verbindung mit dem Commentar zu den goldenen Sprüchen (von *Needham*. Cantabrig. 1709. 8.) vermehrt von *Jacob de Rhoer* in Observat. philol. Groeningae 1768 u. folgende Jahre. 4. Übersezt sind sie in mehrere Sprachen.

VII. Hierokles, der Sohn des Mypsius, ein Schüler des Libanius, ein Jüngling von Talent und Zugend **), wurde unter dem Kaiser Valens zugleich mit seinem Vater der Mithispherei oder Zauberei (veneficii) angeklagt, und vergebens gesollert, um das, was man von ihm zu hören wünschte, heraus zu pressen. Als er zum Tode geführt wurde, rettete ihn ein glücklicher Zufall, oder, wie man glaubt, ein Aufstand der Einwohner von Antiochia **). Die Vermuthung, daß er im Jahr 358 bei dem Erdbeben von Nikomedien umgekommen sei, beruht vielleicht nur auf der Uebereinstimmung der Namen **). (F. Jacobs.)

VIII. Hierokles, der römische Statthalter am Ende des 3ten und zu Anfang des 4ten Jahrh. unter dem Kaiser Diocletian, erst von Bithynien, später von Alexandrien; er hat vorzüglich dadurch geschichtliche Bedeutung erhalten, daß er als hauptsächlichster Urheber der unter Diocletian über die Christen verhängten Verfolgung angesehen wurde *), und durch Schriften der Ausbreitung

des Christenthums Abbruch zu thun suchte. Es darf daher nicht befremden, wenn die christlichen Schriftsteller damaliger Zeit seinen Charakter mit den gräßlichsten Forderungen schildern, und ihm die größten Unmenslichkeiten gegen die Christen in den ihm untergebenen Provinzen Schuld geben *). Nicht ohne philosophische Bildung saßte er das Heidenthum vernünftiger aus, als es nach dem Abglauben des Volkes erschien; er mißbilligte die Mißbräuche desselben, und wollte die Verehrung der heidnischen Götter so beschränkt wissen, daß dabei nur der einzige, höchste Gott als Herrscher, Erhalter und Wohlthäter alles Vorhandenen gepriesen würde *). Man sieht daraus, wie die erhabenen Lehren des Christenthums nicht ohne Einfluß auf die religiöse Überzeugung gebildeter Heiden bleiben konnten und geblieben waren. Als Richter mochte jedoch H. zuweilen verderbliche Schwärmerei einzelner Christen bemerkt haben; die kirchlichen Schriftsteller klagen selbst, daß vor der Diocletianischen Verfolgung die Sitten der Christen sehr in Verfall gerathen wären *). So wurd den bekanntlich damals die Christen des Verbrechens des Schulbigs, den kaiserlichen Palast zu Nikomedien vor Wal in Brand gesteckt, und einen angeschlagenen kaiserlichen Befehl abgeschrieben zu haben. — Als kaiserlicher Rath, mithin als Staatsmann, befolgte H., wie sich aus dem gegen die Christen erlassenen Edikten des Maximianus, an deren Erlassung er Antheil haben mochte, mit Gewissenheit folgern läßt, — den in politischer Hinsicht allerdings nicht gleichgültigen Grundsatz, daß die immer mehr zunehmende Ausbreitung des Christenthums der bestehenden Staatsoberfassung gefährlich werden müsse, indem die neue Religion von den Instituta majorum ganz abzuweichen, den Staatkörper in einzelne Sekteln und Gemeinheiten zerplittere, und zu vielen Unordnungen Anlaß gebe *). Es war also gewiß nicht bloßer Haß und Verfolgungssucht, was ihn zu einem Gegner der Christen machte, wie ihm noch neuere Kirchenhistoriker Schuld geben *). Die Grausamkeiten, welche er sich bei Verfolgung der Christen erlaubt haben soll, mögen theils auf Uebertreibungen der christlichen Schriftsteller beruhen, theils aber auch durch das halsstarrige und empörende Benehmen mancher Christen, die sich selbst zum Martyrertode drängten, veranlaßt sein: denn die von den Kaisern befohlene so genannte Verfolgung der Christen bezweckte wenigstens nach dem Willen des gemäßigten

10) Scholastici autem, qui lo pulvere literario degunt vitam, nec ullas ambites honores, sed in ambris scholasticis, veluti vulpes in cavernis latitant: unde a vulgo scholastici vulpes iure ac merito suo audiunt, et a nonnullis calamyali (Kalmeyer) l. e. *πύξ σχολαστικῶν*, quod instar morum in auris scholarum searum calamos arrodunt. (Editor ed. Lugdunensis. 1605. 8.) 11) *Schier*, der diese Sammlung unter dem Titel: *Hieroclia*, philosophi apud Alexandrios quodam celeberrim., Austria, gr. et lat. Lipsiae. 1750 u. 1768. 8. herausgegeben hat, verspricht den Kennern zu führen, daß der Verfasser H. der wirkliche Verfasser der Sammlung dieser Schriften sei. 12) *Libani* Epist. CCXXVII. p. 158. voral. mit Epist. MLIV. p. 498. 13) *Am-mianus* XXIX. 2. p. 430. ed. Gron. wo *Valerius* mit der Erzählung des lat. Historikers eine Nothricht von einem Aufstande in Antiochia beim *Jo. Chrysozt.* de incomprehensibili natura Dei. Or. lit. Tom. I. p. 470. 8. wo doch der Name des Diocletius nicht genannt ist, in Verbindung bringt. 14) *Leban* Epist. XXV. p. 11. *S. Burmann* ad *Valenii* Eusebii. l. 5. p. 11.

1) *Eusebius* de mort. persecutorum cap. 16. p. 952. ed. Heum. nennt ihn auctorem ac consiliarium ad faciendam persecutionem. Eben so in den Instit. divia. lib. V. c. 2: in primis auctorem faciendam persecutionem.

2) Beispiele kirchlicher Grausamkeit erzählt *Eusebius* de Martyr. Palest. c. 5. 3) *Isidorus* l. I. spricht dies selbst in Ver-gleichung auf die Schrift des Hierocles an die Christen zu, wenn er bemerkt: *Proscritus* es a u m m Dai laudea, quem hagen, quem Maximian, quem episcopus rerum, quem factum honorum, quem parentem omium, quem factorem altorumque viventium confessus es. 4) *Euseb.* hist. eccl. VIII. 1. schreibt die Sage der Christen als sehr gänzlich, zugleich aber, wie sich zu mancherlei Bedenkens gegeben habe, z. B. zu Bänkern, Streitspielern u. s. w. — die von Hierocles nicht unbekant bleiben konnten. 5) *Euseb.* hist. eccl. VIII. 17. 6) z. B. *S. Hier.* de arch. Chris. V. lib. 5. 20t. *Mousheles*, comment. de rebas Christianis ante Constant. p. 921. und Andre.

und Klagen (Dioctetian ⁷⁾), nicht eine Vertilgung der Christen durch Feuer und Schwert, sondern nur eine Beschränkung der zu schnell im Volke, unter der Armee und selbst am kaiserlichen Hofe um sich greifenden und dem State gefährlichen neuen Religion. Darauf gingen überhaupt die Befehle der Imperatoren, z. B. daß die Klerriker die heiligen Schriften ausleeren sollten, ihr Streben, die Zahl und das Ansehen der Bischöfe zu vermindern, welches Alles große Klugheit und genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der christlichen Religion und Kirche voraussetzt, und wohl vom Hierokles, dem selbst seine Gegner eine solche Bekanntschaft mit dem Christenthume beilegen, am meisten unterstützt worden seyn möchte ⁸⁾. Die leider verloren gegangene Schrift des H. führte den Titel: *λόγος φιλοκλήδους προς τοὺς Χριστιανούς* (d. i. wahrheitsliebende Reden an die Christen), und war, wie schon dieser Titel zeigt, und Lactantius selbst zugesieht ⁹⁾, nicht sowohl aus feindseliger, gehässiger Gefinnung gegen die Christen, als vielmehr aus dem, nach ihres Verfassers Überzeugung, vielleicht wirklich gutgemeinten Bestreben hervorgegangen, die Christen auf mehrere vermeintliche auffallende Widersprüche in ihren heiligen Schriften aufmerksam zu machen, sie zu einem ruhigeren Urtheile über den vernünftiger aufzufassen und dargelegten heidnischen Polytheismus, mit welchem der Monothetismus recht wohl bestehen könne, zu leiten ¹⁰⁾, und auf diese Weise dem Eifer derselben in der Unterdrückung des Heidenthums und für die Ausbreitung ihrer Religion Einhalt zu thun. Etwas näher lernen wir diese Schrift des Hierokles aus der Schrift des Eusebius kennen, welche dieser ihm entgegen setzte ¹¹⁾, und in welcher einige Fragmente erhalten sind. Darnach wies H. vorzüglich mehrere Widersprüche in den heiligen Schriften der Christen nach, suchte das Ansehen derselben theils dadurch, theils durch die Bemerkung zu entkräften, daß er die Apostel, vorzüglich die Verfasser jener Schriften, als ungebildet, gemeine Leute darstellte, welche sich der Tugenden und Betrügereien verdächtig und schuldig gemacht hätten, und ergoß seinen Zabel hauptsächlich über die Apostel Petrus und Paulus, von denen er wohl wissen mochte, daß sie bei den Christen im höchsten Ansehen

standen. Diese Beschuldigungen entlehnte er zum Theil nützlich aus ähnlichen Schriften, welche früher von heidnischen Verfassern gegen das Christenthum erschienen waren; vorzüglich benutzte er wohl die Schrift des Celsus, da Eusebius ausdrücklich bemerkt, Origenes habe in seinen Bählern gegen Celsus den größten Theil der ungegründeten Beschuldigungen des H. bereits befriedigend widerlegt. Um zu zeigen, daß im Heidenthume es eben so große, ja noch wunderthätigere Männer gegeben habe, als Jesus, verglich Hierokles mit dem Leben desselben das Apollonius von Tyana, welcher weit mehr und größere Wunder als Jesus gethan habe, und dessen Geschichte nicht von gemeinen Leuten, sondern von gebildeten, glaubwürdigen Männern, z. B. dem Marimus von Ägä, dem Philosophen Damis und dem Athenienser Philostratus, aufgeschrieben worden sei. Dennoch sei dieser Apollonius nur ein Mensch gewesen, während die Christen den Stifter ihrer Religion für einen Gott hielten. Zuletzt bemühte er sich das Heidenthum; nach Art der damaligen philosophirenden Heiden, in seiner vernünftigeren Bedeutung darzustellen und zu empfehlen. Die Schrift war also recht statflich darauf berechnet, nicht sowohl feindselig die Christen zu verächtlichen oder das Christenthum auszuwurzeln, als vielmehr beissen weiterer Ausbreitung entgegen zu wirken.

(Lobegott Lange.)

IX. Hierokles, der alexandrinische Philosoph scheint von dem Vorhergehenden eine verschiedene Person gewesen zu seyn; er wird gewöhnlich in die Mitte des 3ten Jahrh. nach Chr. gesetzt, und soll mit großem Beifall in Alexandria gelehrt haben. Ihm wird ein Kommentar des so genannten goldenen Gebichts der Pythagoräer beigelegt, in welchem er eine Übersicht der (späteren) pythagoräischen Lehren geben wollte; ferner 7 Bücher von der Vorsehung und dem Fatum (*πρὸς ἀπορρογὰς καὶ ἀναγκὰς*) und von der Überwindung des freien Willens mit der göttlichen Weltregierung, wovon sich Auszüge aus 5 Büchern bei Photius (Coll. 214 u. 215.) finden ¹²⁾; dann ein Buch unter dem Titel *οὐκ ὁμοιωτός*, welches Pearson für einen Theil eines größeren Werkes *ἐκλογαὶ οὐκ ὁμοιωτά* hält, und wovon Eusebius in seinen Elogien mehrere Bruchstücke, die Pflichten gegen die Götter, Vaterland und Verwandte betreffend, mittheilt. Auch soll Hierokles Platons Dialog *Sophistas* erklärt haben, welchen Kommentar einer seiner Schüler Theophrast nachgeschrieben haben soll. Die unter dem Namen Hierokles bekannten schriftstellers Anketen, *ἀρεταί*, gehören wahrscheinlich einem nach späteren Verfaller ¹³⁾. Vgl. Nr. VI. In der Schrift über Vorsehung und Schicksal bemüht sich Hierokles, wie mehrere alexandrinische Neuplatoniker des Plato und Aristoteles Lehren als übereinstimmend darzustellen und befreit alle diejenigen, welche eine Vorsehung läugnen. Alle diese hier angeführten Schriften und Bruchstücke, die

7) S. Lactant. de mort. Persecut. c. 11. 8) Lactantius bemerkt wenigstens in Beziehung auf dessen an die Christen gerichtete Schrift: — adeo multa, adeo intima enumerans, et aliquando ex eodem disciplina saecula videtor. Iustit. dir. lib. V. c. 2. 9) Er führt sich a. a. O. über Inhalt und Zweck folgens der *Wäken*: *Componit libellum dom, oon cootra Christianos, ne laimice insectari videretur, sed ad Christianos, ut homines ac beoigos coonulere potarentur: la gobana ita salubritatem scripturae sacrae arguere conatus est, tamquam sibi tuta esset contraria; nam quaedam capita, quae repugnare sibi videbantur, exposuit.* 10) Ademisti, wilst ihm Lactantius a. a. O. in Beziehung auf seine Schrift vor, Jori tuo regemum, eumque summa potestate deponum lo ministrorum (Dei) numerum redigisti. — Affirmas Deos esse et illos tamen subieci et mancipia ei Deo, eosque religiosem coarsie evetere. Als ricklen Hierokles selbst seinen Gegner als Verächter der christlichen Monothelismus. 11) S. Euseb. lib. d. Hierocl. in der Eingabe der preper. Evangel. Paris. 1628. beiliegend; auch von Olearius in die Ausg. der Op. Philostrate. (Lips. 1709.) aufgenommen. 12) S. Euseb. lib. d. Hierocl. c. 11. 13) S. Euseb. lib. d. Hierocl. c. 11.

¹²⁾ Was wies die von Fr. Morellus, Paris 1597 her ausgegebene Schrift ein geordneter Auszug zu sein scheint. ¹³⁾ S. J. de Rheer observationes philol. Groning. 1768. p. 61 sq.

nach unter dem Namen des neuplatonischen Philosophen aufbehalten sind, hat Jos. Pearson unter dem Titel: *Hierocles de providentia et fato, una cum fragmentis ejusdem etc.* Lond. 1655. 8. herausgegeben. Der Kommentar über die goldnen Gedichte (*ἑρμηνεία τῶν χρυσοῦν ὑμνῶν*) ist von Joh. Guterius (Par. 1588. 12.), von Reedham (Cambr. 1709. 8.) und sonst mehrmals edit. worden. (Wendt.)

HIEROKRATIE, wird gewöhnlich mit Hierarchie identisch gebraucht, ist aber genau genommen davon noch verschieden; denn es bezeichnet die geistliche Regierungsmacht, während Hierarchie die Gestalt der geistlichen Herrschaft andrückt. Wenn man also von Hierokratie spricht, so hat man die Art und Weise im Auge, wie die geistliche Macht (bei den Christen also die Kirchengewalt) ausgeübt und angewendet wird; redet man dagegen von Hierarchie, so versteht man die Gestalt, in welcher die geistliche Macht sich darstellt. Hierokratie bezieht sich also eigentlich auf die innere, Hierarchie auf die äußere Form einer Religionsgesellschaft. Die Vermischung beider Begriffe ist wohl mit Kruz *) davon hergeleitet, daß diejenigen Personen, welche die geistliche Macht äußerlich darstellen, die Hierarchen also, gewöhnlich auch die aeltesten Inhaber derselben sind und die Religionsgesellschaft, der sie zugehören, nach Lust und Belieben leiten. Als eine besondere Art von Hierokratie ist die Theokratie (s. den Art.) anzusehen.

HIEROLOGIE, bezeichnet im Allgemeinen jede Rede von heiligen Dingen, also nicht bloß die Predigt, sondern auch jeden einzelnen Ausdruck religiösen Inhalts, z. B. Segensprüche des Geistlichen bei der Confirmation, der Copulation u. s. w. Vorzugsweise heißt aber so die Einsegnung der Ehe; s. den Art. Copulieren (1ste Sect. XXII. Bd.) (A. G. Hoffmann.)

HIEROLOPHISENSES, nennt Plinius die Bewohner einer kleinasiatischen Stadt, welche zu Lydien oder Carien gehört haben muß. (R.)

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieromax

Hieromiae, s. Glüshchen in Palästina, s. Jermuk.

HIEROMNEME (*ἱερωνίμη*), eine Tochter des Flußgottes Simois, Gemahlin des Affaratos und Mutter des Kappys, welcher mit Themis, einer Tochter des Jlos, Anchises zeugte *). Die Namen lassen kaum eine weitere Deutung der Mythe zu. (Schinke.)

HIEROMNEMON, hieß der eine der 2 Gesandten, welche jeder griechische, an den Versammlungen der Amphiktyonen Theil nehmende Staat sendete, die Angelegenheiten des Staates selbst und des ganzen Griechenlands zu betreiben. Er wurde durch das Gewählte und hatte die Religionsfachen zu besorgen. In Sachen, die den ganzen griechischen Staatenverein betrafen, hatte wohl

der Hieromnemon den Vorrang, obgleich die Stimme des andern, Pythagoras genannt, gleiche Geltung hatte; denn jener sammelte die Stimmen, und wurden nach ihm die Jahre der Versammlung gekürzt. Bei der Rückkehr in ihren Stat hatte er sich eben so gut, als der andre einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

(Carl Wilhelm Müller.)

HIEROMONACHUS, bezeichnet einen Mönch, der Priester war im Gegensatz des Laienbruders, oder des gemeinen Mönchs, der zwar auch durch ein feierliches Gelübde zu den ursprünglichen Vorschriften der Klostersregel, nur nicht zum Predigen, Unterrichten und andern geistlichen Functionen, wozu die Ordination befähigte, verpflichtet war *). Bis zum Ende des 4ten Jahrh. gehörten die Mönche zu den Laien, und nicht zur Geistlichkeit. Sie hatten bei ihren Gönäben, deren Priesterbrüder gewöhnlich die Äbte waren **), überhaupt nur so viel Geistliche, als zu den Verrichtungen ihres gemeinschaftlichen Gottesdienstes erforderlich waren **). Nur die ausgezeichneten unter ihnen wurden zu den Weiden zugelassen *). Da man aber in dem Mönchtum das vollkommenste Christenthum erblickte, so lag die Idee nicht fern, das Mönchtum so viel als möglich, ganz auf den Klerus übertragen. Und so sehr auch die strengeren Mönche Anfangs damit unzufrieden waren *), so wurde es doch mit der Zeit ziemlich gewöhnlich, daß diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmeten, in den Mönchsstand traten, weil er als die Pflanzschule für den Klerus, besonders für die Bischöfe, schon am Ende des 4ten Jahrh. betrachtet wurde *), vorzüglich im Abendlande. Seit dem 10ten Jahrh. und jener in der Folge, besonders in den päpstlichen Zeiten des 13ten Jahrh., als die Päpste in den Mönchen die geeigneten Werkzeuge fanden, um durch sie auf die Wälder in Masse zu wirken, waren die Mönche meistens auch Kleriker. Die historische Bedeutung von jenen alten nicht geistlichen Mönchen hat sich jedoch in seinen Laienbrüder *) erhalten, die in den Klöstern bloß deshalb Aufnahme fanden, um von ihnen die gewöhnlichen Dienste und Handarbeiten vollziehen zu

1) s. *Dufresne Glossarium* h. v. und *Klein'sches Glossar*, manuelle. T. IV. p. 57. 2) *Monasteria Aegypti*, II. 2. III. 2. VII. 2. 3) Es hatten z. B. in der nördlichen Wüste 5000 Mönche nur 8 Priester. *Pallad. Hist. Laonic.* 33. 4) c. 2. 3. c. XVIII. q. 2. (*Gregor. I.* a. 595.), c. 5. eod. (*Idem* a. 601.), c. 42. X. de elect. (l. 6.), c. 32. f. c. 43. eod. in VI. (l. 6.). 5) *Cassian. de instit. monach.* XI. 17r. Quapropter haec est antiquitas patrum permixta non usque autentica, quam proferre sicut me confusione non potero, qui se germanum vitae potat, esse episcopos evadere manus, omnimodo monachum fagere debere miteri et episcopos. Neuter enim sinit cum, quem semel una familiaritas devotior, vel quicquid ecclesiae utiliter operam daret, vel divinae theoriae per sanctarum rerum letitiam perissimis oculis inherere. Dabit non sicut Mönche wider ihren Willen eintritten wurden. *Epiphani. Ep. 95. ad Rusticum. Hieronol. Theodoret. hist. relig.* c. 13. cf. *Bingham Hist. IV. c. 7. (vol. II. p. 189 sq.).* 7) *Hieronol. Ep. 95. ad Rusticum:* Ita age et vive in monasterio, ut clericus esse merearis. *De Aetabul. de Sep. v. 3. 398.* (*Cod. Theod. XVI. 2. 82.*) Si quis fortis Episcopo deesse ab clericis arbitrat, ex Monachorum numero rectius ordinabitur.

*) Allgem. Handwörterb. d. philol. Wissenschaften. 2r Bd. C. 371.

1) *Apothodor. III. 12. 2. 4.*

lassen. Der Ausdruck Hieromonachus ist übrigens nur in der griechischen Kirche gebräuchlich. (Al. Muller.)

Hieron (*ἱερὸν* *sc. sacrorum*) ober sacrum (Anatom.), f. Kreuzbein, Kreuzknochen.

Hieron (Alt. Geogr.), f. *Dios Sacra*, Hieron oros und Hieron promontorium.

HIERON I., König von Syracus, Bruder Gelo's aus Gela, des berühmten Selbstmörders (Zyranen) über Syracus, während dessen Herrschaft er Statthalter von Gela, dem Geburts- und Hauptanhangsorte des Autokrators, gewesen war und seinen Erbfolgevorzug wahrscheinlich durch die Treue und Umsicht verdient hatte, welche er in den Faktionskämpfen mit den Hippokratiden (der von Gelo verdrängten Familie seines Vorfahrs in der Herrschaft über Gela) dafest bewies. Er besaß den Thron von Syracus 478 v. Chr., und fand sich vom ersten Augenblick an allen den Uebeln gegenüber, welche jeden neuen Fürsten (in Machiavelli's tiefem Sinne) bedrohen, der einem Reiche vorsteht, dessen Bande durch nichts als durch die Furcht und Ehrfurcht vor der Person und dem Geiste des Vorfahrs zusammen gehalten werden. Die Faktionen vernichtete, der Reuerei steuerte, dabei der eignen Familie nicht schonen, durch Furcht endlich Gehorsam erzwingen, waren seine ersten Aufgaben, deren Lösung ihm den Ruf eines Zwingers (Despoten) zuog. Er umgab sich mit Ausländern und bildete den Kern seiner Kriegsmacht aus fremden Söldlingen, weil ein Versuch, seinen Bruder Polyzeus als Anführer eines Hülfshers für die Sybariten gegen die Krotoniaten anzustellen, durch dessen Flucht an den Hof des Königs Hiero von Agrigent und die hieraus entsandene Auflösung der Truppen fehl geschlagen war. Dieser Abfall ward Veranlassung eines langen Krieges zwischen Syracus und Agrigent, wo Polyzeus Schutz, Anhang und Unterstützung gegen den jähmenden Bruder gefunden hatte. Als die Fehde zu keinem Ergebnisse führte, fand endlich Hiero eine Gelegenheit, sie mit Vortheil und zugleich auf eine Art zu enden, die wohl geeignet war, ihn in der Meinung der Fürsten und Völker Siciliens vom Verdachte des Despotismus zu befreien. Die Stadt Himera nämlich, unzufrieden mit ihrem Befehlshaber Abrahäus, Hiero's Sohne, bot dem Hiero an, ihm ihre Thore zu öffnen und sich seiner Herrschaft zu untergeben. Hiero, statt aus solchem Verrathe Vortheil zu ziehen, gab dem Hero Nachricht davon und dieser — um nicht minder hochsinzig zu erscheinen — schloß mit jenem einen redlichen Frieden, gab ihm seine Schweser zur Gemahlinn und verbündete die feindlichen Brüder. Hiero griff hierauf die ihm feindlich gesinnten Städte Naxos und Katana an, vertrieb ihre Einwohner und bevölkerte beide mit seinen Unterthanen; wobei er, um den Ruhm eines Städtegründers und einen Anspruch auf die Ehre der Heroenstadt zu gewinnen, der größten dieser Städte, Katana, den Namen Hiera, sich selbst den Beinamen Andrus zusetzte. Kurz darauf starb Hiero; sein Nachfolger Thras

sydäus, dem Hiero vergebens rief, durch gerechte und milde Regierung das Vertrauen seiner Unterthanen wegen der früher in Himera von ihm verübten Härte zu fügen, wandelte das gute Verhältniß zwischen den Staaten Syracus und Agrigent in offene Feindschaft, brach plötzlich in Hiero's Gebiet ein und näherte sich bereits der Hauptstadt, als sein gewandter Gegner ihm unterwartet mit einer überlegenen Heeresmacht entgegen trat, und ihn in einer blutigen Schlacht so vollständig besiegte, daß Abrahäus, von den zerstreuten Resten seiner Truppen verlassen, nur durch freiwilligen Tod sich vor der Gefangenschaft erretten konnte. Die von ihrem Zwingersherrn befreiten Agrigentinier schlossen nun, auf die Bedingung der Selbstständigkeit, einen Bund mit dem Hiero, der hiedurch, wie durch den ungenüthigen Widerstand, den er gleichzeitig den Kümern gegen die Tyrannen leistete, von da an für einen hochsinigen Fürsten und einen Beschützer der Schwachen gegen Übermacht bei allen Völkern Siciliens und Unteritaliens galt. Seinen höchsten Ruhm indes verdankt er dem Schutze, welchen er der Kunst und Wissenschaft, wie den Pflegern derselben gewährte. In Folge der Anstrengungen in seinen ersten Regierungsjahren ließ sich am Körper geschwächt, suchte er eifrig den Frieden zu erhalten, vertraute die Leitung der Staatsgeschäfte kundigen und getreuen Männern an, und sammelte um sich einen Kreis von berühmten Dichtern und Künstlern, mit dem er eifrig Alles trieb, was den Geist bildet und das Leben bereichert und verschönt. Pindar und Simonides wurden seine treuesten und thätigsten Gesellschafter¹⁾. Bakchylides, des letztern Neffe und Epicharmus, der gerechteste Lustspielichter, aber auch der letzte Wühler seiner Zeit, gehörten Jahre lang jenem Kreise an; Acholus, der brave Kämpfer für sein Vaterland im ersten Perserkriege, den, als er längt die Waffen mit dem Griffe vertauscht hatte, Prieserfanatismus und Vöbelmuth zu Athen des Aufwands der eleusinischen Geheimnisse in einem seiner Bühnenspiele anklagte, den bald darauf der schrankenlose Beifall der Tragödien des jungen Sophokles aus dem Vaterlande vertrieben, fand an Hiero's Hofe Belohnung und Anerkennung, und starb (456 v. Chr.). 11 Jahre nach seinem königlichen Wohlthäter in hohem Alter und Ruhm²⁾. Vor allen hatte der Dichter Simonides auf Hiero's Entschlossenheit den größten Einfluß und deunzte denselben redlich zum Aufrechterhalten eht fürstlicher Gesinnung in seinem Thun bei jeder Gelegenheit (vergl. Xenoph. *Memor.*); obgleich schwerlich zu läugnen seyn dürfte, daß der Ruf von des Königs Freigebigkeit den geliebenden Sängern zuerst an dessen Hof gezogen haben mochte.

Mit seinen Brüdern lebte Hiero seit seiner Versöhnung mit dem Polyzeus in dauernder Eintracht

1) Vergl. *Symon. ad Theoc. ep. 49. pag. 187. Schol. Pind. in Olymp. 2. v. 29. Aelian. var. hist. lib. 4. c. 15. Xenoph. in Hieron. p. 901.*

2) Vergl. *Aristot. de mor. l. 3. c. 2. Aelian. var. hist. l. 5. c. 19. Plutarch. in Cim. t. 1. p. 883. Id. de exil. t. 2. pag. 604. Paus. lib. 1. c. 14.*

(vergl. *Aelian* I. c.). Seine Siege in den Wett- und Wagenkämpfen zu Olympia beſiegte Pyndar (I. c.). Hiero ſtarb im 12ten Jahre ſeiner Regierung (467) in der von ihm gegründeten Stadt Atina (Katana), und erhielt dort göttliche Verehrung als Heros. Den Thron hinterließ er ſeinem Bruder Thrasylbulus²⁾. (Benicken.)

HIERON II., zuerst Feldherr, dann König zu Syrakus (v. 269 — 215 v. Chr.), Sohn des Hierokles, der ſein Geſchlecht vom Gelo (ſ. dieſen Art.) ableitete, den vielverſprechenden Sohn ſorgſältig erziehen und unter dem Könige Pyrrhus von Epirus (dem kriegsbekundigten Fürſten ſeiner Zeit) zum Heerführer ſich ausbilden ließ. Nach des Pyrrhus Rückzuge aus Sicilien (275 v. Chr.) war in Syrakus Zwietracht und Geſchloßkrieg um ſo allgemeiner geworden, als Faktionen unter Kriegern und Bürgern, Werkzeuge einzelner Ehrſüchtiger, um die Herrſchaft über den Staat mit einander rangen, während einer Seits die Mamertiner (Söhne des Ramers [Mars] d. i. abenteuernde Krieger; campaniſche Eindringlinge zu Meſſana), andern Seits die in Rhegium eingekliſſeten Römer deſſen Grenzen beunruhigten. Ein ſolcher Faktionsauflauf fand 270 v. Chr. während eines Auszugs des ſyrakuſiſchen Kriegsheeres gegen die Mamertiner zu Gunſten der Demokraten Statt, worauf das bei Naxos (Hobla) vereinigt laſſende Soldheer den Arimidorus und den Hieron — nach des Polybios (B. I.) Zeugniß ein Jüngling nur, doch mit allen Anlagen zu einem tüchtigen Krieger, und Staatsmann reichlich begabt — zu Fülhrern wählte. Er rechtfertigte auch ſofort das Vertrauen, begab ſich mit Hilfe der befreundeten Partei (der Kriſtokraten) heimlich in die Stadt, dämpfte durch eine unerwartete Volksbewegung die Empörer, und bewies bei der neuen Ernennung des Regierungswelens ſo viel Mäßigung und Geiſtgröße, daß die Syrakuſer, ungeachtet ſie das Abſchleichen der Krieger verwarfen, ihn einſtimmig zu ihrem Oberfeldherrn erhoben. Schon ſein erſtes Auftreten in dieſer Würde ließ in ihm einen Mann erkennen, der nach etwas Höherem, als nach dem Kriegsbefehle, ſtrebte. Um nämlich der Pöbelfaktion, die jedes Mal, wenn das Heer mit ihm Syrakus verlaſſen hatte, Aufſtand erregte, eine ſtäte Nacht innerhalb der Stadt entgegen zu ſtellen, zugleich auch eine wahrhafte Nationalpartei als Gegengewicht wider die anſpruchsvollen und jeder Vereinigung abholden Ehdäuer zu ſchaffen, ſuchte er die Verwandſchaft des durch Reichthum und Redlichkeit bei dem beſſern Theile der Bürger hoch angeſehenen Leptines, vermählte ſich mit deſſen Tochter, bildete aus dem gemeinſchaftlichen Fremden und Verwandten ein treues und zuverläßiges Heerfolge, und zog ſodann (269 v. Chr.) mit der geſammten Kriegsmacht wider die Mamertiner aus.

Ihr plünderndes Heer fand er bei Centuripa, nahm eine Stellung am Syamoforus, theilte, — als wollte er den Feind von zwei Seiten angreifen, ſeine Streitkräfte

ſo, daß die Soldkrieger, von den Nationaltruppen ſorgſältig geſchieden, dem Gegner zuſundſt ſtanden, und warf jene, indem er dieſe zurück hielt — den übermächtigen Mamertinern allein entzogen. Der Unterſtützung des Rückhaltreffens vertrauend ließen die Ehdäuer ſich unbedenklich an den Feind bringen, der ſie indeß bald umzingelte und ausrieb, während Hieron ſeine Vorkriegsſcharen eingeführt nach Syrakus heim führte. Kaum aber war in dieſer Weiſe das Heer von Aufrührern und Werdspänſtlingen gereinigt, auch durch wohl geleitete Werbungen die Zahl ergänzt und Hieron im ungehörten Beſitze der Kriegs- und Friedensgewalt zu Syrakus, als die durch ihren Sieg über die Ehdäuer dreißig gewordenen Mamertiner die Grenzen des Staatsgebietes aufs Neue beunruhigten; worauf der Feldherr mit dem indeß wohl bewoſſneten und ſorgſältig geübten Heere den Plünderern entgegen ging, ſie am Longanus in der Ebene von Myla aufs Haupt ſchlug, ihren Anführer gefangen nahm und den Kern ihrer Heerſchar vernichtete. Bei ſeiner Rückkehr nach Syrakus begrüßte das unter des vom Leptines bearbeitete Volk ihm einſtimmig als König (268 v. Chr. vergl. *Polyb.* I.).

Von Hiero's Erhebung auf den Thron datirt ſich der Anſatz zum erſten puniſchen Kriege. Bei den ſich in obgedachter Art ſehr geſchäftigten Mamertinern erhoben ſich nach Heimkunft der verſprengten Heertrümmer zwei Parteien, die, von der armeiſamen Anſicht ihrer Hilfsbedürftigkeit geleitet, im Suchen nach Beistand feindlich ſich trennten. Die eine übergab Stadt und Herrſchaft den Karthagern, die andre ſchickte hilfesuchende Botſchaft zu den bereits in Unteritalien obdachlichen Römern, die mit der ihnen eigenen Gewandtheit die zwieträchigen Parteien dahin zu vereinigen wußten, daß die ſchon eingerückte Beſatzung der Karthager von ihnen ſelbſt aus Meſſana entfernt und dem Konſul Appius Claudius deſſen Beſignahme durch einen Volksbeſchluß aufgetragen wurde. Als indeß, bevor die Römer anlangen konnten, die Karthager Meſſana zu Land einſchloßen und ihre Flotte an der Meerenge vor Anker legten, verband Hieron, in der Meinung bei dieſem Stande der Sache die Mamertiner mit leichter Mühe ganz aus Sicilien vertreiben zu können, ſich mit den Karthagern, rüſtete mit Heeremacht gegen die Stadt und ſperrte den Belagerten von ſeiner Stellung aus den ſo genannten chalcidiſchen Höhen aus den einzigen ihnen noch übrigen Ausweg nach der Landſeite. Appius Claudius indeß, der bei Nacht einen höchſt kühnen Übergang von Rhegium her gewagt, die karthagische Flotte glücklich geſchloßen hatte und in Meſſana eingerückt war, griff nach einem mißlungenen Unterhandlungsverſuche den König plötzlich und ſo nachdrücklich an, daß dieſer das Schlachtfeld räumen mußte und — aus Furcht vor einem zweiten entſcheidenden Zuſammenſtoß — es gerathen hielt, durch einen Nachtmarsch in ſeine Hauptſtadt beim zu kehren. Als hierauf die von ihm verlaſſenen Karthager eine völlige Niederlage erlitten, und Appius gegen Syrakus vorrückte, ſandte Hieron Botſchafter mit der Friedensbitte an den Konſul, und war

2) Vergl. *Diod. Sic.* XI. c. 43, 49, 51, 53, 66.

glücklich genug — in Betracht des für die fernern Pläne der Römer auf Sicilien wichtigen Punktes der Verpflegung — ein festes Freundschaftsbandniß mit diesem Volke zu Stande zu bringen, unter dessen Schirm er von nun an ruhig und friedlich zu Syrakus waltete, den verbleibenden Beistand jederzeit nach Möglichkeit leistete, und nur nach Ehre und Ruhm durch Förderung der Wohlfahrt seiner Unterthanen strebte (Polyb. I. c.). Wenn aber Hieron durch eben jene Treue den Sieg der Römer im ersten punischen Kriege nicht wenig förderte, so war er den Kartagenern in ihrer nach dem Friedensschlusse entstandenen Hebbe (241 — 239 v. Chr.) mit den entlassenen Soldkriegern (Polyb. I. zu Ende) nicht minder behülflich und erhielt sich dadurch die für seinen Vortheil höchst wichtige Freundschaft beider Nationen. Den ziemlich langen Friedenszustand zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege (241 — 218 v. Chr.) benutzte Hieron sorgsam für die Wohlfahrt seiner Unterthanen. Weise Gesetze sicherten das Volksglück und treffliche Maßregeln zur Verbesserung des Feldbaues und der Gewerbe bereicherten das Land und verdoppelten die Staatsannahme, während prächtige Tempel und Paläste vom Gedeihen in Kunst und Geschmack zeugten. Unter ihm gründete Archimedes seinen Ruhm als Mathematiker und Mechaniker. Dabei jedoch stets auf Abwehr gegen feindlichen Angriff bedacht, befestigte der König die Stadt und kräftigte deren Vertheidigungssystem durch zahlreiche Kriegesgeschütze und Wehrmittel von Archimedes Erfindung. Von Hiero's Proschichte hat der Grammatiker Apollonius in seinem Zischgespräche ein Zeugniß durch die Beschreibung des großen und prachtvollen Schiffes aufbewahrt, welches der König dem Ptolemäus Philadelphus zum Geschenk machte. (s. den Art. Hiero's Schiff.)

Auch beim Ausbruche des 2ten punischen Krieges hielt Hieron der Römer Partei mit Aufständigkeit und Treue. Als nach der Niederlage am Trasimenus (217 v. Chr.) Rom in nicht geringe Verärgerung gerieth, sandte er unaufgefordert eine Flotte mit Lebensmitteln, Kriegesbedarf und leichten Truppen nach Afrika (Liv. XXII, 37.); seine Botschafter mußten dem Senate des Königs Beileid zu erkennen geben und eine schwere goldne Bildsäule der Siegesgöttin als Ehrengeschenk überreichen. Vergebens boten die Kartager Alles auf, um Hiero's Treue gegen Rom zu erschüttern, fruchtlos bedrohte eine Flotte sein Reich (Liv. XXII, 56.); selbst als nach dem unglücklichen Tage bei Gannä fast sämtliche Völker Italiens dem Sieger zueilten, opferte er noch seinen von Kartago's Macht und Golde geliebten Sohn Gelo (Liv. XXIII, 80) der einmal gelobten Treue und dampfte — ein fast 90jähriger Greis — mit Mäßigkeit den schon regen Aufstand im Volke. Bald nachher (214 v. Chr.) starb er nach 54-jähriger Regierung. Mit ihm sank die Herrlichkeit von Syrakus. Als sein unumwundener Enkel Hieronymus, verberblichem Rathe folgend, sich gegen Rom mit Kartago verbündete, erhob sich das Volk, ermordete den König und uneingedenk der Größe und Tugend Hiero's, unerbittlich dessen ganz

zes Geschlecht. Ein Jahr später eroberte, — angeblich um Rache zu nehmen für solche Unthat — Marcellus nach langer und denkwürdiger Belagerung die Hauptstadt, ward ganz Sicilien römische Provinz.

(Benicken.)

HIERON aus Athen, ein Sohn des Dionysios, mit dem Zunamen Chalkos oder der Eberne, hat sich als Dichter bekannt gemacht, dann aber eine Kolonie nach Italien geführt und Tauromin gegründet. Er wurde in dem Hause des berühmten athenischen Feldherrn Nikias erzogen und von diesem selbst in den Wissenschaften und in der Tonkunst unterrichtet. Dankbar zeigte er sich ihm dadurch, daß er den Athenern unaufhörlich die große Thätigkeit und Sorge des Nikias für ihr Wohl anräthte, und seinen Gönner als ein Muster von Tugend und Vaterlandsliebe darstellte. So gewann dieser das Vertrauen des Volks und einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch war H. der Unterhändler in den geheimen Angelegenheiten des Nikias, besonders mit den Wahrlägern, die durch ihre Deutungen auf das Volk wirkten *).

(Rauschlich.)

HIERON (Str.), aus Kappadokien, war zu Tyana von christlichen Ältern geboren. Als er Kriegsdienste thun sollte, flohe er nach Meitene, weil er keinem Tyrannen dienen wollte. Damals begann die große, von Diokletian gebotene Christenverfolgung; die Legende erzählt nun, daß H. auf seiner Flucht durch ein Gesicht auf seinen Martyrertod vorbereitet worden sei, was ihn veranlaßte, sich in Meitene öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Die Folge davon war, daß er, nebst 31 andern Christen, worunter die Heiligen Nikander und Hesychos, eingekerkert wurde. Bei den Märtern, welche ihn zum Abfall vom Christenthum zwingen sollten, blieb er standhaft und wurde daher im J. 290 enthauptet. Sein Haupt kaufte ein vornehmer Bürger aus Meitene und baute ihm zu Ehren eine Kirche vor der Stadt. Die Kirche feiert sein Andenken den 7. November †).

(Rauschlich.)

HIERON, ein Malce aus Kibrytha in Kleinasien, der nebst seinem Bruder Ptoptolemos in den Verdacht gekommen war, einen Tempel des Apollon in seiner Vaterstadt beraubt zu haben, weswegen Beide sich flüchtig machen mußten, und an den ihnen schon vorher bekannten Verres wandten, der sie mit sich nach Sicilien nahm, und ihre Kunstkenntniß sowohl als ihre Gewandtheit im Auffuchen und zur Stelle Bringen von Kunstwerken ganz nach seiner Art zu benutzen wußte. Cicero nennt sie Spürhunde des Räubers, der, da es ihm gänzlich an wahrem Kunstfinn gebrach, sich überall an sie halten mußte. Cic. in Verrem Act. II. Lib. IV. c. 13 et seq.

(J. Humer.)

HIERONESUS, blieb bei den Alten eine Insel des Mittelmeers zwischen Sicilien und Afrika.

(R.)

*) E. Plutarch. im Leben des Nikias. Athenaeus Deipn. Lib. X.

†) Anton de Ribadeneyra's Leben der Heiligen, überf. von G. Gohem. Uhlir's Lebensgeschichte der Heiligen. St. A.

Hieron etos (heiliges Jahr), f. Jahr.

HIERONICA LEX, ein von Hiero II. († 510 ab U. c.), dem Beherrscher Siciliens, gegebenes Gesetz, wodurch die Verhältnisse zwischen den Pächtern der öffentlichen Abgaben (Decumani) und den Ackerbau Treibenden (Aratores), von welchen jene die Abgaben zu erheben hatten, genau regulirt und die gegenseitigen Berechtigungen möglichst verknüpft werden sollten; daher wird es auch zu den leges frumentariae, Ackerbaugesetzen gerechnet¹⁾. Nachdem im Jahre 513 der Stadt Rom (241 v. Chr.) Sicilien römische Provinz geworden war, behielt der Prätor Rupilius, welcher zuerst Sicilien als solcher verwaltete, jenes Gesetz bei. Es muß überhaupt als wohlbekannt betrachtet werden sein; denn Cicero²⁾ nimmt bei seiner Anklage des Prätor Verres einen Hauptanklagepunkt davon her, daß er jenes hien'sche Gesetz abgeschafft habe. Da nur 7 Städtegüter (bei Cicero a. a. D. sagt) in Sicilien von allem Behalten frei waren, nämlich die civitas Mamertina, Tauromenitana, Centuripina, Halensia, Segestana, Halyciensis und Panormitana, das übrige Land aber Beuten entrichten mußte, der jährlich in Sicilien selbst zu einer ein für alle Mal bestimmten Zeit verpachtet ward, so war das Gesetz, welches den Beuten normirte, unstreitig von großer Wichtigkeit. (Adolph Martin.)

Hieronices, f. Hieronikae.

Hieron Jovis Urii, f. Dios Saera.

HIERONIKAE, HIERONICES (*ἱερωνικαί*), Sieger in den heiligen Spielen der Griechen. Zur Zeit der Blüthe Griechenlands bestand die Belohnung derselben nur in einem einfachen Kranz; späterhin aber mögen Gegenstände, welche auch einen inneren Werth hatten, dazu gebraucht worden sein, wie sich wenigstens aus den homerischen Gedichten folgern läßt. Denn bei Homer gibt Achilles in den Leichenspielen, die er seinem Freunde Patroklos zu Ehren anstellt, nicht etwa Kränze — wie denn überhaupt Homer den Kranz nicht kennt, weder als Kampfspreis noch als Lohne bei Gastmahlen — sondern Gegenstände von Werth, wie sie sich im Lager fanden: Gefäße, Pferde, Sklaven. In den Spielen in Elis selbst, bei denen man jedoch vielleicht noch nicht an die olympischen zu denken hat, wird ein Dreifuß ertheilt (Iliad. X, 699). Bei fortschreitender Kultur scheint man, zuhufte mit der Ehre des Sieges, jedes andre Geschenk verschmäht und daher bloß das Zeichen des Sieges — einen Kranz — beibehalten zu haben. In den Hauptspielen, den olympischen, wurde der Sieger mit einem Kranz vom wilden Eibäume belohnt. Diese Kronen waren in Olympia auf Dreifüßen oder auf Tischen aus Gold und Eisenblech aufgestellt, welche wohl mitten in der Rennbahn standen, so daß sie von Jedermann gesehen werden konnten. Was von den Hellenen bilien anerkannt, daß Jemand den Sieg davon getragen

habe, so ging dieser, wie es scheint, selbst hin und holte sich den Kranz von dem Orte der Ausstellung; denn es kommen fast immer die Ausdrücke: den Kranz nehmen, rauben (*ἁρπάζειν*, *ἁρπάσσειν*, *καταλαύρειν*) vor. Aufgesetzt wurde er ihm wohl vom Herolde³⁾. Einige meinen⁴⁾, daß die Kränze in Olympia auch von Geld gewesen, allein ihre Bezeichnung ist zu wenig begründet. Des Eibaum, von welchem die Kränze genommen wurden, hieß *κακχιδάρον*, und stand hinter dem Tempel des olympischen Zeus. Von diesem Eibäume und seinen Nachkommen wurden die Kränze seit der Zeit des Iphitos genommen; denn man erzählt: als Iphitos die Kampfspiele wieder einrichtete, verführten die Eier eine Zeit so, daß keiner als Sieger bezeichnet werden konnte. Endlich ging er zum Orakel, und Pothia antwortete, man sollte künftig die Sieger nicht mit Äpfeln, sondern mit wildem Eibaum bekränzen⁵⁾; nach seiner Rückkehr fand er in Olympia den bezeichneten Eibaum, umgab ihn mit einer Mauer und bestimmte seine Zweige zu den Kränzen. Zuerst wurde mit Eibaum bekränzt Dailos aus Messene, der in den 7ten Olympiade siegte. Diese Erzählung des Phelegon Atralianus (de Olymp.) hat Vieles, was mit Andern im Widerspruch steht, namentlich wird nach ihm in der 4ten Olympiade Niemand als Sieger erklärt, während nach Pausanias (Messenioc.) in der 4ten Olympiade Polydorus Sieger im Wettlauf war. In den 13ten olympischen Spielen erhielt Anfangs der Sieger einen Kranz aus Fichtenzweigen, dann aber änderte sich die Sitte, und man gab einen Kranz aus Eppich (*αἰώνιον*); endlich kam aber der Fichtekranz wieder in Gebrauch, wie Plutarch erzählt⁶⁾. In den pythischen scheint Anfangs Geschenke von Werth gegeben zu sein, doch in der 2ten Pythiade kamen die Belohnungen ab, so daß nur ein Kranz aus Lorbeer ertheilt wurde. (Pausan. Phocic.) Allein man behielt die Sitte nicht stets bei, denn später kamen wieder Geschenke von Werthwerth auf, aber doch nur für einige Zeit⁷⁾. Ueberdies sahen die alten Schriftsteller noch andere Kränze an, welche in den pythischen Spielen gegeben worden, als aus Gold, aus Äpfeln, aus Hageeichen. (Aesculus Ovid. met. 1.) Ueberdies erhielten die Sieger in allen Wettkämpfen einen Palmenzweig als Zeichen des Sieges. Die Sieger in den Spielen, welche nicht ganz Griechenland betrafen, empfingen fortwährend weitausvollere Belohnungen, z. B. in den sicilischen Spielen zu Athen Becher etc. Auch die Sieger in den Hauptspielen gingen nicht ganz leer aus. Denn war der Kranz ihnen aufgesetzt, so führte sie der Herold unter dem Zurufen der versammelten Menge durch das Stadium, und man wusch ihnen dann nicht

1) Cic. epl. ad fam. V, 12, lin.

2) Mart. lib. XV,

c. 7, und Fabr. ager. II, 22.

3) Iphitos: gib nicht, wie die Frucht des Äpfels dem Sieger. Sonstern ummich! ihm das dazumal mit wildem und fuchswunden Eibaum.

Welcher jetzt ist umschlungen vom starken Gewebe des Eibums.

4) Sympos. quæst. lib. V. qu. II. c. Pandar. lithm. 2.

5) Plutarch. questiones Sympos. 5, 7.

1) Vgl. J. B. Joa. Nazianzus antiquitat. Roman. edit. Thom. Dempster. Colon. Agripp. 1652 in 4. pag. 1360. 2) In Verrem act. II. lib. 3. c. 13. lib. 3. c. 6 — 8 u. 10.

nur Zweige, Kränze, sondern auch Gürtel, Hüte und dergleichen zu. Doch von bedeutendem Werth waren wohl alle diese Gegenstände nicht, Da Salenus (protreptic. ad art. et scientias) bemerkt, daß die Athleten nicht nur arm wären, wenn sie ihre Kunst übten, sondern auch wenn sie sie ausgeübt hätten. Das Herumführen der Sieger in der Rennbahn vom Herolde wird *ἀρχιφύλαξ* oder *ἀρχιφύλαξ* oder *ἀρχιφύλαξ* genannt *). Außer den angeführten Ehren wurden den Siegern noch andere zu Theil. Namentlich wurden sie festlich auf einem Wagen, wie die römischen Triumphatoren mit einem besonders blumigen Kleide (*strobilus* *ἀνθινός*) angethan, unter dem Zulauf der Menge in ihre Vaterstadt eingeführt. Bei dieser Gelegenheit sandten viele Überlebenden Statt, die manche Schriftsteller fälschlich als Sitte ansehen. Denn wenn Diodor (XIII, 82.) erzählt, die Agrigentiner hätten ihren Landmann Eranelos, der in der 91sten u. 92ten Olympiade siegte, auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen eingeholt, und ihn mit 800 andern auf gleiche Weise bespannten Wagen begleitet, so ist dies ein Probebeispiel vom Eurus der Agrigentiner, und als solches will es Diodor auch angesehen haben. Was sich aber Hieron in seinem Hekne gegen die Menschheit erlaubte, das kann vollends nicht als Sitte angesehen werden. Daß die Römern der Städte niedergerissen wurden, wenigstens zum Theil, um die Sieger auf ungewöhnliche Weise einzuführen, oder wie Plutarch sagt †), um zu bezeichnen, daß eine Stadt, welche solche tapfere Männer habe, keine Mauern bedürfe, ist nur eine Überbetreibung und ihres wird nicht oft gedacht, nämlich nur bei Suetonius und bei Plutarch ‡). Nach dem Einzuge in ihre Vaterstadt wurden die Hieroniken von ihren Freunden und Verwandten gewöhnlich bewirthet; und gaben auch zur Erwidrerung ein Gastmahl. Alkibiades, welcher in Olympia mit dem ersten, zweiten und dritten Wagen gesiegt hatte, bewirthete die ganze olympische Versammlung (Plutarch. vit. Alcibiadis). Die Sieger wurden nicht nur in ihrer Stadt, sondern auch in ganz Griechenland den alten Hieron gleich geschätzt, und man betrachtete sie allgemein als ausgezeichnete Männer §). In Athen wurden sie zu Sokrates's Zeit in dem Prytaneion gespeist (Plato sympos.), und durch ein solches Geseß war bestimmt, daß der Sieger in Olympia 500, die Sieger in den andern heiligen Spielen 100 Drachmen erhalten sollten ¶). Die Spartaner ehrten die Sieger in den Kampfspielen noch besonders dadurch, daß sie ihnen in der Schlachtreihe ihre Stelle zunächst bei dem Könige anwiesen; obgleich in Sparta wie Athen, nicht Alle gleich hoch von diesen Spielen dachten; denn eine Spartanerin, welche ihren Sohn in der Schlacht verloren hatte, sagte, sie wolle lieber, daß ihr Sohn als Sieger in der Schlacht umkäme, als

siegend aus den olympischen Kämpfen zurück kehre. Ueberdies wurden die Sieger von den lyrischen Dichtern besungen und ihre Namen wurden an dem Orte, wo sie gekämpft hatten, in ein Verzeichniß eingetragen. Anfangs trug man in Olympia wohl nur diejenigen ein, welche im Wettsau siegten, doch später auch die, welche in andern Gattungen der Spiele Sieger, ja sogar auch die, welche Überwundene waren **). Auch durch einen besondern Sitz bei öffentlichen Spielen (*προεδρία*) und Befreiung von öffentlichen Abgaben (*ἀτελεία*) zeichnete man die Sieger aus. Ferner wurden ihnen an der Stelle, wo sie gesiegt hatten, Statuen errichtet. Der erste Bildsäule in Olympia in dem Haine Altis, sollen die Kretter Olymp. LIX. aus Cypressenholz aufgestellt haben; später wurden die Säulen aus Erz gefertigt, durften aber nicht größer oder kleiner seyn, als die Gestalt des Hieronika selbst und die Hellanodiken wachten darüber, daß dieses Geseß genau beobachtet werde. Plinius ***) bemerkt noch, daß die Bildsäulen rarer, welche drei Mal gesiegt hatten, selbst in den einzelnen Gliedern die größte Ähnlichkeit hatten. Denen, welche im Wagenrennen siegten, errichtete man auch Bildsäulen, welche Zweigepanzen vorstellten; sogar ihre Pferde erhielten Ehrenbezeichnungen, vorzüglich wenn sie mehrere Male in Olympia gesiegt hatten. Der Name der Hieroniken wurde ihnen aber nicht gegeben, obgleich sie Kränze und Statuen erhielten, ja, ob sie gleich an einen öffentlichen Ort (in Athen im Keramikus) begraben wurden, wenn sie öfter gesiegt hatten. (Carl Wilhelm Müller.)

HIERON OROS (mons sacer), Hieron, der heilige Berg wird 1) von Ptolemaios in den südlichen Theil Kreta's gesetzt, wo Strabo den Berg Dikte (jetzt Diktia) anführt. Nach der Mythologie war Zeus auf dem Berge Dikte geboren und von ihm an denselben eine Stadt, die ebenfalls Dikte hieß, erbaut worden. Der Berg ward daher für heilig gehalten. (Diodor V, 70. Ahenaeus IX. p. 375).

2) Ein Berg in Pontus zwischen Erzerum und Trapezus zum moschischen Gebirge gebörg (Plin. VI, 4.); wahrscheinlich ist damit eintheil der bei Xenophon erwähnte Berg Tekos, und der nördlich von Erzerum liegende mit 2 Burgen versehene Berg Telman morgenländischer Schriftsteller. (R.)

HIERON (sacrum) Promontorium, ein Vorgebirge im südlichen Theile Hibernias (nach Ptolem.), wahrscheinlich das heutige Kap Corusore in der Provinz Leinster. (R.)

HIERON'S SCHIFF. Der Tyrann Hieron ließ mehrere sehr große Schiffe erbauen, von denen vorzüglich das berühmte ist, welches unter der Aufsicht des Archimedes mit großer Pracht ausgeführt wurde; Moschion beschrieb dieses Schiff ausführlich, einen Auszug davon liefert Athenaeus (deipnosoph. V. c. 40. pag. 207), welcher jedoch zu kurz ist, um ein ganz deutliches Bild von der innern Einrichtung geben zu können. Das

*) Pollux, onom. lib. 3. 30. *) Sympos. problem. 2. 5. §) a. a. D. vó τὸς νικητὰς ἡρώων τὴν τῶν ἰσθμίων μίτρον δέξασθαι ἀναγκασθῆναι. §) θεοσεβαστικὸν δὲ λατρεῖν. Anachar. 10) Diog. Laert. et Plutarch. in vit. Solon.

11) Plutarch. vit. Agesil.

12) Histor. nat. 34, 4.

Wesentlichste ist dieses. Hiero ließ vom Ätna so viel Holz, daß man daraus bequiem 30 Triremen hätte erbauen können, und außerdem zu den Rippen und vorzüglicheren Theilen des Schiffs aus anderen Gegenden Siciliens und Italiens Holz herbei schaffen, wie z. B. einen von den ungeheuer großen und starken Masten aus den bruttischen Gebirgen. Stoffe zu den Tauen wurden aus Spanien und von der Rhone geholt, aus letzterer Gegend brachte man auch das Pech. Geschickte Arbeiter wurden dem Baumeister Archias von Korinth untergeben, 300 Mann, jeder mit einer bedeutenden Anzahl Handlanger versehen, vollendeten in 6 Monaten die Hälfte des Schiffes und hatten es mit kleinen Platten belegt. Das fernere Ausbauen dieses Theiles sollte im Wasser geschehen; man konnte ihn aber wegen seiner bedeutenden Schwere nicht zu dahin bringen. Archimedes erlang zu diesem Zweck die Heile (s. den Art. und Archimedes). Nach 6 Monaten weiterer Arbeit wurde das Schiff fertig. Zuerst beschlug man es mit ehernen Nägeln, von welchen die meisten 10 Minen wogen, andre noch um die Hälfte größer waren, um die Rippen noch besser zusammen zu halten. Nach Vollendung des Äußeren wurde zur innern Einrichtung und Ausbauung geschritten. Das Schiff hatte 20 Reiden Kuber; da es eine große Anzahl von Menschen fassen sollte, wurden, um Störungen zu vermeiden, drei Zugänge gemacht. Der eine führte auf vielen Treppen zu dem Vorneger, der zweite zu den Wohnkammern und der dritte war für die Schiffsoldaten. An jeder Seite des mittleren Ganges waren 15 Zimmer mit je 4 Lagern. Die Wohnung des Schiffskapitäns hatte 15 Lager und überdies noch 3 Schlafzimmer mit je 3 Lagern. In der Wohnung des Kapitäns gehörte auch noch die Küche am Hinterteile. Alle diese Zimmer hatten Fußböden, welche mit Mosaiksteinen, den Anhalt der Mäde darstellend, ausgelegt waren. Auch an den Decken, Thürnen und Geräthschaften war Alles mit der größten Sorgsamkeit gearbeitet. An dem zuletzt genannten Schiffszuge waren ein Übungsplatz und Spaziergänge, und bei denselben Gärten mit Pflanzungen, zu welchem Ende der Boden mit Blei oder irdenen Platten belegt und dann mit Erde überschüttet worden war. Auch Lauben aus Eichen und Weinranken hatte man angebracht, die dazu erforderlichen Gewächse standen in Kässern mit Erde. Hieraus folgte nach Athenäus Angabe das der Aphrodite geweihte Gemach, welches also auf dem Verdeck gewesen wäre, was sich nicht wohl annehmen läßt. In diesem Gemach waren 3 Lager; der Fußboden war aus Khat und andern schönen Steinen, welche man auf der Insel findet; die Wände und die Decke aus Appressenholz, die Thürnen aber aus Eisenblei und einem wohlriechenden Holze (Thyon). Köstlich war dieses Gemach mit Gemälden, Bildsäulen und verschiedenen Arten von Beckern ausgeschmückt; daran schloß sich das Studierzimmer mit der Bibliothek. Die Wände und Thürnen in diesem Zimmer bestanden aus Eurus; an der Decke war der Polos, ein Instrument zur Bezeichnung des Wechsel der Jahreszeiten angebracht. Darauf folgte das

Bod mit 3 Lagern und 3 ehernen Dampföbern und eine Badewanne aus taurenischen Steinen zusammen gesetzt, welche 5 Metreten faßte. Für die Schiffsoldaten und ähnliche Leute gab es außerdem viele Gemächer. Bei der Schwere und dem Umfange des Schiffes ließ sich fürchten, daß sich in dem unteren Raume viel Wasser ansammeln werde; allein Archimedes traf eine Einrichtung, daß es durch einen Menschen ausgeschöpft werden konnte. (Vergl. den Art. Archimedes und Archimedische Schnecke). Auf beiden Seiten der Wände gab es je zehn Pferdekölle und daneben ein Behältniß für das Pferdefutter und für das Zeug der Reiter und Sklaven. Am Vorderteile war ein Wasserbehältniß, das verschlossen werden konnte; es faßte 2000 Metreten Wasser, und bestand aus Brettern, die mit Reinwand beschlagen und mit Pech bestrichen waren. Neben diesem Behältniß war ein Fächlein von Brettern und Weiplatten mit Seewasser angebracht, um Eeische darin aufzubewahren. Auf beiden Seiten ragten aus den Wänden des Schiffes Balken in einer mäßigen Entfernung hervor, auf welchen das Holz, die Küchengeräthe, die Mühlen und Anderes, was zum Handwerkszeuge gehörte, liegen konnte. Außen um das Schiff gingen in schieflicher Entfernung von einander 6 Elen hohe, als Atlanten ausgeschmückte Träger, um die obere Last und den Dreischlig (*tró epizargon*) zu tragen. Das ganze Schiff war mit positiven Gemälden ausgeschmückt. Es gab auf demselben 8 Thürme, von angemessener Last und Größe; 2 auf dem Vorderteile, 2 auf dem Hinterteile und die übrigen 4 in der Mitte. In jedem derselben hatte man zwei Wurfmachines (*xeipata*) und daneben Schießschiffe angebracht, um auf die herankommenden Feinde Steine werfen zu können. Auf jeden der Thürme wurden 4 Hopliten und 2 Bogenschützen postiert; das ganze Innere derselben war voll Steine und Wurfschiffe. Die äußere Wand des Schiffes hatte eine Brustwehr, und auf dem Verdeck selbst stand eine Kata-pulte, welche 3 Talente schwere Steine und 12 Elen lange Balken in die Entfernung eines Stadiums schloß. Diese Maschine war ebenfalls ein Werk des Archimedes. An jedem der drei Masten waren zwei Wurfmachines befestigt, um mit denselben eiserne Haken und Bleifäden auf die Feinde zu werfen. Feiner gingen noch rings um das Schiff eiserne Pallisaden. Auf jeder Seite des Schiffes standen 60 ganz bewaffnete Jünglinge, eben so viele um die Masten und Wurfmachines. Auch in den Masttürmen, die aus Eisen gemacht waren, standen bewaffnete, in dem ersten 3, in dem zweiten 2, in dem dritten 1. Das Schiff hatte 4 hölzerne und 8 eiserne Anker. Außer dem standen immer 600 auf dem Vorderteile, der Besatz gewärtig. Richter waren der Schiffskapitän, der Steuerwamm und der Aufseher des Vorderteils. Das Schiff trug 60,000 Medimnen Getreide und 10,000 Gesäße mit stiellos eingemachten Gezeugsänden, 20,000 Talente Welle und 20,000 Talente andere Waren, außer dem Proviant für die Mannschaft. Archimedes dichtete ein Epigramm auf dieses Schiff, das noch bei Athenäus zu lesen ist und heißt

übrigen Einsiedler ihrer Art zu dieser Congregation gezogen und noch vier Klöster für sie erbaut werden sollten.

Der neue Prior besetzte sich nun, dieß Alles zu Stande zu bringen und versäumte nicht, bei allen weltlich geistlichen Einrichtungen im J. 1374 eine Regel für seine Untergebenen aufzusetzen, die auch angenommen und stets von ihnen befolgt worden ist. Die angefehene Familie der Pecha fand ihre Ehre darin, dem Orden ihres Herbindand äußerlich aufzuheben und so war die ganze Einrichtung seines Klosters in einem Jahre völlig zu Stande gekommen. Damit darauf die übrigen, ihnen vom Papste zugesandenen Klöster gleichfalls erwirkt würden, legte der eifrige Herbindand sein Priorat des Hauptklosters in die Hände eines Andern und erbaute das Kloster U. L. Fr. von Syssa bei Toledo, nach dessen Vollendung die 3 übrigen von ihm besetzt wurden. — Die zweite Abtheilung dieser Einsiedler, die vorzüglich in Valencia sich niedergelassen hatten, wollte nicht zurück stehen, suchte beim Papste um gleiche Erlaubniß nach, die sie erhielt und erbaute ihr erstes Kloster zu Garbia, was sie bald mit einem andern zu Catalua vertauschte. Von jetzt an wuchs die neue Congregation an Mitgliedern und an Reichthum sehr bedeutend. 1389 wurde dem zweiten Prior des Hauptklosters zu Lupiana, dem Herd. Yanez von Garcetes das überaus wichtige Kloster U. L. Fr. von Guadalupe im spanischen Eßremadura übergeben, welches durch sein berühmtes wunderthätiges Marienbild große Scharen Pilger herbei lockte, wodurch es zu solchem Reichthum gelangte, daß es an Besitzthümern alle andern des ganzen Ordens übertraf, was ihm auch den zweiten Rang gewann, der dem Alter der Stiftung nach manchem andern gebührt hätte. Das Kloster zu Guadalupe gehört nicht allein zu den geräumigsten, sondern seine Sacristei wird auch für die reichste der Welt gehalten, was allerdings Etwas sagen will. Daher wurde es ihm dann sehr leicht, sich durch sehr bedeutende Armenspenden einen Namen unter dem Volke zu machen und sogar Ansehen am königlichen Hofe zu gewinnen, da es im Stande war, die Könige in bedeutlichen Ragen mit ansehnlichen Geldsummen zu erfreuen.

Daher kam es aber auch, daß mehrere Mitglieder dieses Ordens in der Folge mit der einfachen und gewöhnlichen Geschichte der Congregation nicht zufrieden seyn und sich mit mönchischer Klugheit eine viel höhere Ehre erkämpfen wollten. Namentlich war Grescenzi in seinem Presid. romano Th. I. S. 363 vom gewandten Geiste der Eitelkeit ergriffen worden, der den Hieronymiten die höchste Ehre des mönchischen Alters thums zu sichern und sie bis unter die Propheten des alten Testaments hinauf zu ziehen sich unternaam, zum Verdruß der Carmeliter, die sich gefallen lassen sollten, unter die Hieronymiten in den frühesten Zeiten gehört zu haben. Nur von ihnen, zeigt er, sei das echte Mönchswesen ausgegangen, und wenn dieß Manche nicht so schiene, so liege es nur daran, daß man nicht beachte, wie sich die Hieronymiten unter andern Namen zuweilen vor-

borgen gehalten, stets aber ihrer uralten Regel nachgelebt hätten. In demselben Sinn suchte auch der P. Hermengild von St. Paul zu beweisen, daß das Kloster St. Maria vom Grabe bei Florenz schon längst den Hieronymiten gehört, daß also der Papst sie nur in ihre alten Rechte durch Übergabe dieses Klosters wieder eingefetzt habe. — Abermalige Zeugnisse, daß auch unter den Mönchen die Eitelkeit nicht erdödet ist, vielmehr von Geisel und Kette sich nicht minder nährt, als von süßiger Pracht.

Durch den Bruder Vasco, der sich nicht lange nach seiner Ankunft in Spanien nach seinem Vaterlande Portugal begeben und sich daselbst mit einigen Gleichgesinnten die Einsiedler Penalonga erbaut hatte, wurde das Klosterleben nach der Regel seiner spanischen Brüder auch dort eingefetzt, wozu der Gegenpapst Bonifaz IX. die Erlaubniß erteilt hatte. Auch breitete sich der Orden in Catalonien und Aragonien aus. Herbindand von Guadalarara (Pecha) legte in den letzten Jahren seines, durch Strenge sehr künftigen Lebens sein Priorat nieder und begab sich aus Liebe zu seiner Schwester Herbindando, der Witwe des Don Goncalvo von Volbes, nach Guadalupe, wo er 1402 starb. Seine Schwester folgte ihm bald nach.

Im J. 1415 zählte der Orden bereits 25 Klöster in Spanien und Portugal. In diesem Jahre wurde auch das erste Generalcapitel gehalten, wo man sich vereinigte, ein einziges Haupt anzuerkennen, damit der Zersplitterung des Ordens durch abweichende Gebräuche einzelner Klöster, die sich schon zeigten, vorgebaut würde. Man hatte sich deshalb an den Gegenpapst Benedict XIII. gewendet, der in Castilien und Aragonien anerkannt wurde und dieser hatte sie zugleich von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe frei gesprochen, indem er ihnen Guadalupe als den Ort ihrer ersten Generalversammlung anwies. Hier wurde der Prior des Klosters St. Bartholomäus von Lupiana, Didacus von Alcaron zum ersten General ernannt und seit der Zeit sind die Prioren dieses Klosters auch stets die Generale des Ordens geblieben. Nachdem 1417 Benedict XIII. mit den übrigen Gegenpäpsten auf dem Concil von Constanz abgesetzt und Martin V. erwählt worden war, erhielten sie auf ihr Ansuchen die Bestätigung des Verwilligten von dem neuen Papste, die Innocenz VIII. bald darauf wiederholte. Vom J. 1418 an wurden die Generalcapitel alle 3 Jahre gehalten.

Weil nun nach und nach mehrere Bruderschaften entstanden, die sich unter den Schutz des heil. Hieronymus begeben hatten, so beabsichtigte Nikolaus V. 1447 eine Vereinigung Aller zu einer großen Congregation, wozu auch die Jesuiten des heil. Hieronymus nicht ausgenommen seyn sollten. Sämmtliche Hieronymiten wurden deshalb 1448 auf das Pfingstfest nach Rom zu einem allgemeinen Kapitel berufen. Die spanische Congregation hatte aber 12 Abgeordneten den gemeinschaftlichen Auftrag erteilt, dieser Vereinigung aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, was sie auch durchsetzte. Eine Zeit lang hatten sich sogar die spanischen und por-

ingelischen Hieronymiten gesondert, welche Trennung Philipp II. mit Hinzuziehung Clements VIII. 1595 wieder befestigte. Derselbe Philipp hatte 1557 den Bau des berühmten Hieronymitenklosters St. Lorenzo el Escorial begonnen (in Form eines Klosters), was zugleich als Begräbnisort der spanischen Könige merkwürdig ist. In neuern Geographien, z. B. von Cananah, 8te Auflage, wird der Bau desselben von 1563 — 1584 angegeben; es werden 5000 Fenster, 160 Mönche u. s. w. genannt; Alles ohne Angabe der Quellen und nicht mit Helvet übereinstimmend, der sonst in solchen Dingen größten Theils zuverlässig ist. Helvet erzählt, daß der Bau von 1557 bis zum Tode Philipp des II. 1598 fortgesetzt wurde, daß es bis dahin, Maler- und Bildhauereiarbeit mitgerechnet, 5,270,000 Dufaten und 1 Mill. für Kirchenstuck gekostet; wofür es denn auch das prachtvollste Kloster der ganzen Christenheit geworden ist. Erst von den nachfolgenden Königen ist es mit vielen Kosten vollendet worden. Philipp IV. ließ die Grabstätte der Könige nach dem Vorbilde des Pantheon oder der Rotunda in Rom zu dem Kloster hinzu fügen, weßhalb auch diese Ruhestätte Pantheon genannt wird, dessen Inneres ganz von schwarzem Marmor ist mit einigen Verzierungen von rothem Marmor, Jaspid und vergoldetem Erz. Die schon gebaute Kirche ist reich an köstlichen Bildern und der Altar allein wird auf eine Million geschätzt. Ausgezeichnet prachtvoll ist das Tabernakel von Gold und den reinsten Edelsteinen, so daß man das heil. Sakrament durchschimmern sieht, da in einem Gefäß von Apat ruht, über 2 Millionen an Werth; der obere Theil der Decke ist mit einem Smaragd von der Größe eines Eies besetzt, ganz unschätzbar. Eben so gehört die Sacristei zu den reichsten der Christenheit. Ganz besonders zeichnen sich 2 Gefäße aus, das heil. Sakrament zu tragen. Eins ist von einem einzigen Sapphir, der mit Perlen und dem köstlichsten Stein geschmückt ist, in deren Mitte ein sehr großer und herrlicher Rubin prangt. Das andere ist gegossen und gleichfalls mit den schönsten Edelsteinen besetzt; es soll eigenhändig vom Kaiser Maximilian II. verfertigt worden seyn. Das Bauwerk der Orgeln kostete 27,000 Dufaten. Das Kloster, die Wohnung des Königs und das Seminar, worin 180 junge Geistliche auch in den schönsten Wissenschaften unterrichtet werden, enthält 22 Höfe, 11,000 Fenster, 800 Säulen, eine Klosterbibliothek von mehr als 100,000 Bänden, worunter viele Werke, von denen leider ein Theil in der Feuersbrunst von 1671 verbrannt ist. Die 120 Mönche (zuweilen mehrere) haben über 40,000 Thaler jährlicher Einkünfte.

Alle Hieronymitenkloster Spaniens zeichnen sich durch Wohltätigkeit aus, die sie den Armen erweisen. Am meisten ruhm't Helvet deshalb das Kloster zu St. Hieronymus von Juse (auch St. Juste genannt), welches auch durch Karl V. bekannt ist, der nach Niederlegung seiner Würden daselbst, oder vielmehr in der Nähe dieses Klosters in einem eignen Hause seine beiden letzten Lebensjahre traurig verlebte; so auch das Kloster zu

Madrid, zu Sevilla u. s. w. — In Portugal sind die Klöster der Hieronymiten nicht minder wichtig, am meisten das Kloster zu Belem, Begräbnisort der Könige von Portugal, 1479 vom K. Don Emanuel in Gestalt eines Kreuzes erbaut. Es unterscheidet sich von der gewöhnlichen Bauart portugiesischer Klöster durch seine vielen Fenster. Die nähere Beschreibung desselben findet man im Helvet III. B. S. 523 u. 24. Seit dem großen Erdbeben in Lissabon 1755 wohnte die königl. Familie daselbst bis 1794, wo das Wohngebäude abbrannte.

Der dritte Ordensgeneral der Einsiedler des heil. Hieronymus, D. Lope von Almeida, Stifter der Mönche des heil. Hieronymus, wurde beauftragt, die Constitution für die weltlichen Ghorherren von St. Johanne, dem Evangelisten, in Portugal zu bearbeiten, welche auch 1465 dieselben Vorrechte der Hieronymiten vom Papste erhielten. Überhaupt bediente man sich dieses angehenden Ordens zu vielen Verbesserungen geistlicher Beiräte und Ritterorden, unter andern auch der Prämonstratenser unter der Regierung Philipps II. Zur Zeit der Eroberung Mexico's von Cortez wurden die Hieronymiten zu Statthaltern von St. Domingo ernannt.

Ihre Kleidung haben sie nur durch ein schmales, schwarzes Scapulier nebst dergleichen Kapuze verändert. Beim Ausgehen zeigen sie sich in einer langen, sehr faltigen schwarzen Kappe, die bis zur Erde reicht. Am Mitternacht halten sie die Ketten, beten eine halbe Stunde vor der Messer und nach dem Completorium. Alle kirchlichen Feste werden streng gehalten, außerdem noch die ganze Adventzeit, alle Freitage, Montags und Dinstags nach Quinquagesimä und essen Mittwochs nie Fleisch. Den dritten Sonntag nach Ostern wird alle 8 Jahre Generalkapitel gehalten in Gegenwart aller Prioren und eines Abgeordneten jeden Klosters, wobei General und Superioren jederzeit um Entlassung von ihren Ämtern bitten.

Die Klosterfrauen des heil. Hieronymus haben sich außerhalb der pyrenäischen Dabinsel gar nicht verbreitet und sind dem oben beschriebenen Orden stets unterworfen gewesen. Ihre Stifterin ist Maria Garcias, Tochter des Don Didacus Garcias von Toledo und der Constantia von Toledo, die sie, ihrer Weltverachtung wegen, schon in früher Jugend für den heil. Stand bestimmten. Sie begab sich in das Kloster St. Paul de las Dueñas, dessen Priorin ihre Schwester war. Ob sie nun gleich daselbst das Ordenskloster nicht nahm, so war doch ihre Strenge bereits so musterhaft, daß sich die Klosterfrauen zu St. Clara von Tordeillas davon so gerührt fühlten, daß sie bewundernd ihr die Würde einer Superiorin antauchen, was sie demuthsvoll abschlug. Nach einem Jahre begab sie sich wieder zu ihren Ältern, wo sich bald eine fromme Witwe Mayor Gomez zu ihr fand; beide wurden eilig, ihre Etre im Niedrigen zu suchen und sammelten, von Haus zu Haus bettelnd, milde Gaben für Elendige und verarmte Arme, was die Anfangs mißverstehenden Ältern Mariens auch bald billigten. Mariens Schönheit und Don Pedro's unge-

gügelte Sinnenlust, der die schöne Bettlerin nicht entgangen war, machten eine schnelle Änderung ihrer Lebensweise notwendig. Die beiden Grundbrüder entwichen in die Einside von Esgia, wo sie sich bis zum Tode des viel gefürchteten Königs 1369 aufhielten, in allerlei Besigungen nach dem Himmel ringend. Als sie vernahmen, daß der Feind ihrer Frömmigkeit gestorben war, gingen sie nach Toledo zurück, wo sich unterbreffen ein Verein frommer Frauen gebildet hatte, dem sie sich anschlossen. Kurz darauf starben Mariens Ältern und die reiche Erbin verwendete ihr Vermögen zum Ankauf eines großen Hauses, das sie klösterlich einrichtete. Sie und ihre Gesellschaft entschlossen sich nun, dieses Klost vor der argen Welt nicht wieder zu verlassen und die Kleidung der Hieronymiten anzunehmen. Sie gaben dem Hause den Namen St. Paul von Toledo und ernannten die Maria Garcia zur ersten Priorin des neuen Klosters. Sie unterwarfen sich dem Vater Reid. Pedro, der soß um dieselbe Zeit in Esgia seine Einrichtungen machte. Das Kloster der Hieronymitinnen wuchs zusehens, denn die Strenge ihrer Vorschriften machte es der Welt bewundernswürdig. Marie starb als berühmte Wüsterin am 10. Febr. 1426 und wurde, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster von Esgia begraben, wobei es die Brüder nicht an heiligem Pomp fehlen ließen. Eigentliche Klosterfrauen waren sie jedoch noch nicht, sondern so genannte Beaten, d. i. andächtige Frauen in Ordenskleidern, die noch nicht das feierliche Klostergebiße abgelegt haben. Das geschah erst 1510, nach welcher feilichen Handlung sie ihre Unterwerfung unter Esgia der Ordnung gemäß wiederholten. Ein zweites Kloster der Hieronymitinnen stiftete Anna von Santilla aus Sevilla 1473. Die Klöster mehrten sich und der Lebenswandel ihrer Bewohnerinnen war so exemplarisch, daß sie eine nicht geringe Zahl heiliger Frauen aufzuführen hatten, von denen Anna Juniga, aus dem Kloster zu Toledo, 74 Lebensbeschreibung geliefert hat zur Erbauung vieler.

Zußer diesen spanischen und portugiesischen Hieronymiten, die eine eigene Congregation bildeten, gab es noch dreierlei Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus in Italien.

1) Die verbesserten Hieronymiten, oder nach Einigen die Congregation von St. Isidor, gestiftet von Lope von Olmedo (Lupo d'Olmedo). Er wurde in Olmedo, in der Diöces von Avila 1370 geboren, entweder aus der Familie von Gonzalez oder Ferrari von Valencia, was sich nicht ausmitteln läßt. Seine Studien machte er zu Penua, wo er in Freundschaft mit dem jungen Don Colonna lebte, dem nachmaligen Papsie Martin V. Darauf brauchte ihn Ferdinand von Aragonien zu mancherlei wichtigen Geschäften, welchen Ehren er sich bald entzog, das Ordenskleid der Hieronymiten von Guadalupe dem Werk der Welt vorziehend. Hier theilte er seine Zeit zwischen Gebet und Studien und erwarb sich so großen geistlichen Ruhm, daß man ihn 1422 zum General des Ordens erhob.

Leht sorgte er nun mit allem Eifer für eine strengere Disziplin, die vor Allem aus einer einfacheren Leben und auf Entfugung alles Fleisches hinaus lief. Die Brüder saßen das nicht nach ihrem Sinne und widersetzten sich. Er legte sein Amt nieder und ging zu den Kartäusern, wo er sich in seinem strengen Vorhaben nur noch mehr befestigte. 1424 unternahm er eine Reise nach Rom zu Martin V., von deren Ausgang die Hieronymiten allerdings zu fürchten Ursache hatten. Sie hatten daher Abgordnete an den Papsie geschendet, daß ihre Klöster mit einer Änderung der Lebensweise verschont bleiben möchten, was ihnen Martin auch zugesand. Dafür ertheilte er aber dem Freunde seiner Jugend die Erlaubnis, im Gebirge Casalla bei Sevilla einen gesonderten Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus zu stiften, wozu er ihm die nöthigen Privilegien ertheilte. Dort legte nun Lope den Grund zu dem neuen Kloster Uella und fügte zum Besten des neuen Instituts der Regel des heil. Augustin noch mancherlei schärfere Satzungen bei, die meist den Einrichtungen der Kartäuser entnommen waren. Hauptgegenstand blieb das Fleischoerbot und daß seine Mönche nicht studiren sollten, weil das Wissen aufblähe. Auch wurde zur äußerlichen Unterscheidung der Seinigen die Kleidung in eine Art Benedictinerkleid verändert. Schnell blühten einander waren auf demselben Gebirge noch 5 andere Klöster der Art zu Stande gebracht worden und im J. 1426 schenkte der Papsie seinem alten Freunde auch noch das bisherige Prämonstratenserloster St. Meris auf dem adventinischen Berge. Alles dieß war dem fröhlichen Orden der spanischen Hieronymiten sehr unlieb und beide verwandte Verbündungen lebten in Unfrieden. Rebe Glüd machte Lope in Italien. Er erhielt das Kloster Castellaccio bei Mailand und in Genua bekannte sich gleichfalls ein Kloster zu seinen Obervanzen. Eifrig arbeitete jetzt unser Reformator an einer neuen Regel für seine Klöster, da ihm die Regel des heil. Augustin für Mönche nicht passend schien. Er bemühte sich, die seine ganz den Schriften des heil. Hieronymus zu entnehmen. Der Papsie fand seines Freundes Arbeit trefflich und befähigte sie 1429. Heshot hält das Lobenswerthe dieser Regel hauptsächlich dadurch für beglaubigt, daß sie von Sieguenza selbst gelobt wird, der doch sonst unserm Verbesserer nicht sonderlich günstig ist. Jetzt schien die Lope's Angelegenheiten auch in Spanien eine glückliche Wendung zu nehmen, denn der Papsie hatte ihn noch in demselben Jahre zum Erzbischof von Sevilla ernannt an die Stelle des Dibaco Malbonal von Amaya, der ein Anhänger des Gegenpapsies Benedikt XIII. gewesen war, weshalb er abgesetzt wurde. Lope benahm sich in seinem neuen Amte mit Klugheit, stellte die Einigkeit unter den Bischöfen her und wußte seine strenge Lebensweise so geltend zu machen, daß man ihm das in guten Eitten herunter gekommene Kloster der Cisterzienser St. Isidor del Campo zur Verbesserung und zum Eigentum übergab. Aus diesem Grunde wird seine Congregation besonders von spanischen Christenklern auch von St. Isidor genannt. Die mancherlei

Unannehmlichkeiten, in welche er durch Widerstreben des früheren Hieronymiten und der Abneigung seines Vaters gegen erzbischöfliche Würdenthümlichkeiten sich verwickelt sah, bewogen ihn endlich zur Niederlegung seiner Würde. Nach Rom in sein Kloster St. Alexis zurück gelehrt, wurde er so streng gegen sich selbst, daß er vornichtens die Hälfte des Jahres fastete, was die zunehmende Schwäche seines Körpers nicht änderte und seinen Wunsch zu sterben beschleunigte. Er entschlief am 15. April 1433 im 63sten Jahre seines Alters. — In Spanien kam seine Congregation nicht anpor, doch erhielt sie sich bis auf Philipp II., der die 7 Klöster der verbesserten Hieronymiten 1595 mit dem ersten Orden des heil. Hieronymus wieder vereinte. In Italien hingegen blieben den Hieronymiten von der Oberhand 17 Klöster, unter welchen das vornehmste das Kloster St. Peter von Hospitaletto bei Vobi ist. Alle 17 Häuser findet man von Selpot im III. B. S. 540 der teutschen Uebersetzung verzeichnet. Der General führt den Titel eines Grafen von Hospitaletto, trägt den Bischofsmantel u. s. w. und erhielt von Urban VIII. die Erlaubniß, seinen Mönchen die kleineren Weiben zu ertheilen. Aber auch diese Klöster bewahrten Lope's neue Regel nicht lange, sondern gingen wieder zu St. Augustins Regel über. Sie haben *fratres conversi, commissi* und *donati*, aber keine Klosterfrauen, was ihre Sagen ausdrücklich unter sagt. Das Studiren wurde ihnen dagegen wieder erlaubt; Fleischnessen blieb aber streng verboten, ausgenommen im Kloster zu St. Alexis in Rom, seiner ungewöhnlichen Lage wegen. Alle 8 Jahre wird Generallapitel gehalten, wie im spanischen Orden der Hieronymiten. Sie tragen einen weißen Rock mit ledernem Gürtel, ein lobschieliges Scapulier, eine vieredrige Mütze, ausgehend und im Chor einen runden breitkrämpigen Hut und eine weisse Nütze. Barfuß aber oder in Holzschuhen gehen sie nicht, ob es gleich von Hermant beauptet wird. Pietro Rossi schrieb Vid. di Lup. d'Olmedo. Phil. Bergm. Statut. et Ord. monachorum. Ercm. Congreg. St. Jeronimi.

2) Congregation Peters Gambacorti oder (gewöhnlich) Peters von Pisa. Anfangs war sie unter den Namen „der armen Brüder um der Liebe Christi willen“ bekannt, darauf auch unter den Namen „der armen Einsiedler des heil. Hieronymus.“ Ihr Stifter wurde zu Pisa 1355 am 15. Februar geboren. Sein Vater, Peter Gambacorti war Herr von Pisa und Lucca, wurde aber kurz nach der Geburt unsers Heiligen vertrieben. Der Knabe wurde seinem Stande gemäß erzogen, blieb auch in demselben bis in sein 25tes Jahr, wo ihm seine Mutter, Nive Gualandi farb. Nach ihrem Tode verließ er die Welt, 1375 oder 77, obgleich sein Vater unterdessen wieder zur Regierung der Republik gelangt war. Er begab sich nach Umbrien auf Monte Bello, bettete sich seinen Unterhalt und erhielt so viel, daß er an Erbauung einer Kirche denken konnte, die zu Ehren der heil. Dreieinigkei 1380 vollendet war. Gleich Anfangs hatte er an diese Kirche mehrere Jüden für künftige Schüler und Mitgenossen

bauen lassen, die er auch bald, wie man sagt, in 12 Klauern fand, die er so weit bekehrte, daß einige derselben sogar wunderthätige Heilige geworden sind. Weil Peter nicht mehr slob als Ehre und Güter, so wäre er wahrscheinlich, wie es heißt, untergegangen, wenn ihm nicht oft die Engel ausgeholfen und ihm das Nothwendige gebracht hätten. Der Teufel selbst versuchte ihn nicht selten, konnte aber Nichts gegen ihn ausrichten. Den härtesten Kampf mit Beelzebub hatte er auszuhalten, als der Secretär seines Vaters Jakob Applan Peters Vater und seine beiden Brüder ermordet hatte 1393. Aus diesem Allen geht schon von selbst hervor, daß Peter ein sehr strenges Leben führte. Darum wuchs auch sein Ansehen und der Seinen wurden immer mehr, so streng er sie auch hielt. An allen Festtagen, deren sie viele hatten, mußten sie sich geüben und außerdem noch jeden Montag, Mittwoch und Freitag. Dabei aßen sie nur Brod und etwas gekochte Früchte, mußten täglich ihre Ketten bekennen, die persönliche Armut auf das genaueste halten und viel und lange beten. Je skummer sie aber waren, desto mehr gerade ergänzte sich die böse Welt über sie, verurtheilte sie schwer und überall und scheute sich nicht, sie Böse in Schalksleibern zu heißen. Und das trieb sie so lange, bis ihr Geschrei bis zu den Oren der Ketherichter drang, die auch sehr aufmerksam auf die neue Bruderschaft wurden und in derselben Heiligkeit einige Zweifel setzten und ihre Sache untersuchten. Da begab sich Peter zu Martin V., setzte dem Papst Alles an einander und der Papst gab ihm eine Bulle 1421, wodurch er von der lästigen Gerichtsbarkeit der Ketherichter befreit war, so daß also die Verfolgungen aufhörten, die Klöster dagegen sich ansehnlich vermehrten. In Venedig wurde sogar der Kloster bald viel zu klein und die Gemahlinn Heinrich Delphino's, der ein Schüler Peters gewesen war, schenkte ihnen das Hospital zu St. Job. Peters ausnehmende Frömmigkeit hatte aber auch jenen Weltact, den er seine Erziehung und durch die wechselnden Schicksale seines durch Glück und Unglück merkwürdigen Hauses erlangt hatte, der ihm auch in seinem neuen Stande eines Heiligen viele Vortheile brachte. Mit klugem Geschick wußte er bei jeder Gelegenheit die Zahl einflußreicher Freunde zu vermehren. So gewann er bei seiner Anwesenheit in Rom 1425 die Freundschaft des seligen Nikolaus von Courque-Palene, eines damals nicht unwichtigen Vorstehers einer Einsiedler-Verbrüderung. Nikolaus brachte es endlich bei den Seinen dahin, daß sie sich sämmtlich der Congregation Peters unterwarfen 1446. Courque-Palene war zu der Zeit ein Greis von 98 Jahren, der 2 Jahre darauf diese Erde segnete im Rufe großer Heiligkeit, so daß auf seinem Grabe viele Wunder geschahen. Schon früher hatte Peter das Glück gehabt, den Angelus von Koriza, einen andern Vorsteher von 4 selbst errichteten Klöstern zu gewinnen, der ihm das Vergnügen machte, die 4 Klöster unter Peters persönliche Leitung zu stellen. Angelus hatte seine Einsiedlerklöster etwa 1393 zu la Scutia erbaut. Auch er war dem Tode nicht mehr fern, als er sein Werk Petern

anvertraute (Angelus starb etwa 1432), der dafür sorgte, daß Eugen IV. die Schenkung bestätigte, damit die Franziskaner keine Ansprüche darauf machen könnten. Angelus und Nikolaus hatten nämlich Beide zu dem dritten Orden der Franziskaner gehört, von denen mehrere den Hieronymiten bedeutenden Vorthail brachten. Peter von Pisa erreichte trotz seiner Abtötungen ein Alter von 80 Jahren und hatte die Freude, seinen neuen Orden in der schönsten Mönchsblüthe und mit noch schöneren Hoffnungen zu sehen, die sich zum Theil bald nach seinem Abchied aus diesem Jammerthal verwirklichte. Er starb in Venedig 1435. Es erhob sich aber in der Folge ein großer Streit unter seinen Brüdern, ob sein Leichnam im Hospital oder in der St. Markuskirche ruhe. Einer seiner ersten Schüler, also ein gewesener, aber sehr bekehrter Mönch, Bartholomäus Walterba von Cesena, gelangte zu der Ehre, Peters Nachfolger zu werden. Auch dieser zweite Ordensgeneral handelte ganz in seines Meisters Geist und Sinn, errichtete viel neue Klöster, am meisten zu Mantua und Vicenza und wußte sich von Eugen IV. viel schöne Privilegien zu verschaffen. Unter ihm wurden auch 1444 die ersten schriftlichen Satzungen des Ordens entworfen, die 1488 lateinisch und italienisch zu Venedig gedruckt wurden. In der Folge sind sie mannichfach umgedrert worden, wie das auch von andern wichtigen Ordensgegenständen, z. B. von Generalcapiteln und Amtsdahnen, auch wohl von den Titten der frommen Brüder zu sagen ist. Zum letzten Male sind ihre Ordensregeln 1641 und mit Erweiterungen 1644 zu Defaro in lateinischer Sprache herausgegeben worden. Unterdrissen war ihnen noch manches Erfreuliche bezeuget. So hatte sich ein gewisser Einsiedlerovorscher, Peter von Malerba, ein Mann, von dem sogar Helvet Nichts zu erzählen wiß, 1531 mit Genehmigung des Papstes unserm Orden zugesellt. 1567 waren sie so glücklich, von Pius V. nicht nur alle Vorrechte der Bittelmönche zu erhalten, sondern 1571 sogar auch einen Abß. Nicht weniger gewogen zeigte sich ihnen Gregor XIII. und 1579 verband sich noch ein frommer Einsiedler mit allen Angehörigen mit dem beliebten Orden. Man weiß nicht viel mehr von ihm als seinen Namen Mont-Segreste, und daß er sein Kloster in der Gegend Genua's hatte. Wohl kamen auch zu weilen einige Stürme über sie, vorzüglich unter den Päpsten Paul V. und Innocenz X., die nichts weniger, als ihre Freunde waren. Der letzte hatte ihnen sogar verboten, Novizen anzunehmen 1650. Das Ungemüthe zog jedoch bald genug wieder vorüber und ihr Freund, der Cardinal Ragnani wußte es bei Alexander VII. 1659 dahin zu bringen, daß dieser tödtliche Befehl aufgehoben wurde. Dennoch lebten die frommen Leute der etwas antimönchischen Zeiten wegen noch in mancher Furcht; denn man hatte bereits gesehen, daß manche kleine Congregationen auch in Italien aufgehoben worden waren. Um einem solchen Mißgeschick möglichst vorzubeugen, bemühte sich der würdige P. Euseb. Jordan von Vicenza, Dr. der Universität zu Padua und Rath des dortigen Rehergerichts, und schrieb eine preiswürdige Chronologie

dieses Ordens, Spicileg. histor., gedruckt zu Venedig 1656, woraus vorzüglich erhellen sollte, wie genau sie stets nach der Disziplin gelebt und daß sie gar nicht zu den kleinen Orden zu zählen wären, ob sie gleich nur 2 Provinzen hätten. Das Werk mag auch wohl, wie Helvet rühmt, gute Früchte getragen haben, denn in der Bulle Clemens IX. 1668 waren sie nicht mit unter den aufgehobenen Congregationen, im Gegentheil erhielten sie manchen Zuwachs an Privilegien. Wie hätten sie das nützliche Spicilegium nicht weiter fortsetzen lassen sollen? 1692 sahe man es verbessert und vermehrt. In abermaligen Fortsetzungen ihrer Geschichte ist gearbeitet worden, wir haben jedoch nirgend gefunden, daß sie gedruckt worden wären. Daß sie sich aber damals wieder neue Freunde gewannen, ist gewiß. Namentlich begehrten mehrere Einsiedler in Aitol nach Vereinigung mit ihnen, die ihres strengeren Lebens wegen gerühmt werden. Der Kaiser Leopold I. empfahl die bairten, das aufgehobenen Männer dem Cardinal Casanate, dem Beschützer dieses Ordens, durch dessen Gesuch Innocenz XII. ihren Wunsch 1695 bestätigte. Auch in Baiern gehörten mehrere Einsiedler von jetzt an zu ihnen. — Die beiden Hauptprovinzen des Ordens sind Ancona und Trevigi. Red und Kapuze sind losbarben, sie gürtten sich mit Leder, tragen dasheim eine viereckige Mütze, ausgehend einen runden Hut, fast wie die Quader. Sonst haben ihre Einrichtungen vor den übrigen Hieronymiten nichts besonders Merkwürdiges. Der Orden rühmt sich viel heiliger Männer und in seinem Kloster des heil. Dnauphris aus dem Berge Janus sind Torquato Tasso und Wilh. Barclai begraben worden.

3) Die Einsiedler des heiligen Hieronymus von Jiesoli bei Florenz sind von Karl von Montegraneli gestiftet worden. Er stammte aus gräflicher Familie, nahm den dritten Orden des heil. Franziskus und bezog sich mit dem gleichgesinnten Bruder Walther von Marzo in die Einsamkeit nach den schönen Ruinen von Jiesoli 1360. Der Ort war bereits durch den Reid der Florentiner 1050 zerstört worden. Sodoch wurde hier eine kleine Kirche u. L. Fr. des heil. Grabes erbaut, wo sie eifrig beteten und fast nur von Brot und Wasser lebten. Dazu waren sie ersindsam in allerlei Abtötungen. Das machte, wie gewöhnlich, Aufsehen und die Anhänger ihres Eifers blieben nicht lange aus. Genuß von Medicin ließ ihnen ihr erstes Kloster daselbst bauen. Dem folgten mehrere Klöster zu Verona, zu Venedig, Padua &c. 1406 suchte und erhielt der fromme Karl die Bestätigung des Papstes Innocenz VII., welcher jedoch vor der Ausfertigung starb. Erst Gregor XIII. bestätigte 1415 schriftlich den Wunsch und zwar von 1406 an gerechnet. Ob nun gleich Gregor mit zu den 3 vom kölniger Concil abgelegten Päpsten gehört, so hatte dieß doch keinen Einfluß auf das Rechtmäßige des neuen Ordens, denn die Synode hatte Alles bestätigt, was Gregor gethan hatte bis auf den Tag, wo seine Enisagung bekannt gemacht sein würde.

Nachdem Karl von M. seine Einsiedler-Congregation hinlänglich besetzt sahe, verlangte den alten schwachen

Mann noch nach Jerusalem, weshalb er sich nach Venedig begab, wo er aber, statt nach dem irdischen Jerusalem zu pilgern, die Wanderung nach dem himmlischen antrat 1417.

Eugen IV. gab dem Orden 1441 die Regel des heil. Augustin, ernannte Hieronim zum Hauptkloster, wo jährlich Generalkapitel gehalten werden sollte. Der Stifter hatte aus Anhänglichkeit an die Franziskaner die Kleidung des dritten Ordens des heil. Franz beibehalten. 1460 hatte man doch den Einsinn, sich lieber durch ein eigenes Gewand zu unterscheiden, und Pius II. erlaubte das. Es gab aber Streit darüber, und Viele wollten die alten Kleider nicht ablegen, besonders die Brüder zu Padua und Vicenza. Der Papst stellte es ihnen frei und verordnete nur, die mit den alten Kleidern sollten sich Brüder des heil. Hieronymus von der Congregation des Bruders Karl von Montegrane nennen. Die neuen Kleider gewannen endlich die Oberhand und nahmen auch jene Klöster ein. Die Zahl ihrer Häuser belief sich auf 40, vermehrte sich aber bald, und Clemens IX. hob den Orden auf 1668, zugleich mit den Jesuiten n. Ihre Kleidung war grau. Vor dem Ende des 16ten Jahrh. trugen sie hölzerne Sandalen, die sie dann ablegten. Hauptgewährsmann ist Hespel. Wer eine weitläufige Lebensbeschreibung Peters von Pisa und zugleich eine genaue Darstellung seiner Ordensregeln lesen will, findet sie, prachtvoll gedruckt zu Rom 1716 (4.) in: *Lectoria della vita e miracoli del B. Pietro Gambacorti, fondatore della Congregazione de' Romiti di San Girolamo, descritta dal Padre Antonio Maria Bonucci, della Compagnia di Gesù.* Ferner: Silvano Razzi Vito de Santi da Toscana. — Wadding Annal. Minor. T. V. etc. (G. W. Fink)

HIERONIMO (Florianus a S.), ein polnischer Priester aus dem 18ten Jahrh., dessen Familienname Garwasky war, bekannt durch seinen *laurus poeticus* s. *elegias in praecipua b. Mariae festa* (Warsch. 1701. 16.), welcher von Stanisł. Grodzinski ins Polnische übersetzt und in beiden Sprachen wieder herausgegeben wurde (dof. 1706. 16.)^{*)}. (K.)

HIERONIMO (Heinrich a S.), blühend um 1550, ein Dominikanermonch in Portugal, lebte zu Coora und an andern Orten des Königreichs, wo er sich als ein geschickter Maler zeigte[†]. Vasari erwähnt im Leben des da Carpi eines Braters Hieronymus des Dominikanerordens, von welchem in der Kirche St. Be

nedictus zu Mantua sich eine schöne Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci befindet^{*)}. (A. W. Fink.)

HIERONYMOS, HIERONYMUS. I. Könige, Helben und Gelehrte aus vorchristlicher Zeit.

1) HIERONYMOS, König von Syrakus, Enkel und Nachfolger Hiero's II. (Sohn Gelo's und der Nereis, der Tochter des Königs Pyrrhos von Epirus) besiegte den Thron des unter seines Großvaters langer und weiser Regierung ruhig, mächtig und reich erworbenen Staates im 13. Lebensjahre (214 v. Chr.), mehr dem Vater gleich an Sinnesart (s. b. Art. Gelo), als dem Großvater, überall (vgl. Liv. XXIV. 4.) Anlagen zeigend, welche fürchten ließen, daß er kaum in seiner Freiheit, geschweige denn in der Oberheerschaft sich mäßigen würde. Auch soll Hiero, dies voraussehend, noch in seinen letzten Tagen Willens gewesen seyn, dem Stat eine freie Verfassung zu geben und das Königthum abzuschaffen, damit die von ihm durch Weisheit und Mäßigung begründete Volksoberherrschaft nicht dem Nachgebot eines charakterlosen Kindes Preis gegeben würde. Daß dieser Voratz an den Ritten und Schmeicheleien seiner beiden, nach der Theilung des Reichs durch ihre Männer klüßern Töchter verteilt worden, entschuldigt Livius (a. a. D.) mit der Schwierigkeit für den neunjährigen König, — „Tag und Nacht von liebenden Töchtern umlagert, sich eine freie Stimmung zu geben und statt des Besten seines Hauses das des Staates zu beherzigen.“ Zur Hemmung des drohenden Unheils geschah indes doch so viel, daß Hiero vor seinem Tode fünfzig Vormünder für den Nachfolger bestellte und diesen Sterbend noch das Geisbniß abnahm, die treue, von ihm fünfzig Jahre lang gehaltene Freundschaft mit den Römern unverbrüchlich beizubehalten, überhaupt aber den jungen König seinen Fußstapfen und derjenigen Zucht genau folgen zu lassen, in welcher derselbe bisher gehalten sei. Aber auch hier bewährte sich die Wahrheit: daß, wenn ein Mensch, oder ein Stat zum Umstürze seiner bisherigen Verhältnisse ein Mal reißt, alle menschliche Weisheit und Kraft in dem Streben nach Erhaltung zu Schanden wird. Mit Hilfe seiner Oheime entledigte Hieronymus bald nach der Thronbestimmung sich der Vormünder, ergriff die Zügel der Regierung selbst, und brachte — nicht bedenken, daß sogar einem weisen und gemäßigten Fürsten es schwer geworden seyn dürfte, als Nachfolger so hoch geliebten Hiero die Herzen der Syrakuser zu gewinnen — durch die Annahme eines bisher sorgfältig vermiedenem königlichen Prunkes das ohnehin zur Demokratie geneigte Volk gegen sich auf. Dies und sein Übergang von der Partei der Römer auf die Seite der Karthager veranlaßten eine Verschwörung gegen ihn, die zwar das erste Mal entdeckt, aber trotz der grausamen Bestrafung einiger Verschwornen, fortgesetzt wurde. Im fünften Monate seiner Regierung fiel Hieronymus durch Mordmord bei seinem Zuge gegen die von den Römern besetzten Städte. Auf den Freispruch der Verschwornen

^{*)} Adelung Orig. von Jäger's Gelehrten. 2. Bd. 1908. nach Bibl. Poetar. polon. p. 5.

[†] Sein Familienname war de Tavora, im J. 1560 wurde er bei dem Erzbischof in Braga starb, wohnte dem Concil zu Trident bei und hielt auf bemselben eine sehr geschätzte Rede de *calumnias ecclesiae*, wurde 1567 Bischof von Gorla, 1578 Erzbischof von Goa, wurde aber 1582 von einigen Aeltern, die er ihrer Unstillschlichkeit wegen hart bestraft hatte, verurtheilt. Geschrieben hat er de prestant. a perito in confessorio audientia confessionum. (Vgl. Jäger's Gelehrten. 4. Bd., 1026—27, nach Antonii biblioth. Hisp. und Echard de scriptis. ordina. dominicanorum.) (K.)

^{*)} Füssli T. I. p. 340.

erhob sich die Volkswuth bis zur höchsten Unabdingkeit; das ganze Gesicht des Königs wurde erwürgt, ein kaum eingeleiteter Friede mit Rom gebrochen. Folge davon war das Erscheinen eines Römerheers vor den Mauern von Syrakus unter dem Befehle des Marcellus, der — wie sehr auch Archimedes Kunst und der Bürger verzweiflungsvolle Bravheit ihn aufhielten — endlich dem Reiche Hiero's und Dionysios ein Ende machte. Im J. 212 v. Chr. ward Syrakus erlöhnt, Sicilien römische Provinz. (Benichen.)

2) HIERONYMOS aus Kardia auf der iberischen Halbinsel, ums J. 320—300 lebend, war ein Anhänger des königlichen Hauses Alexanders des Gr. und im Gefolge des Eumenes, der ihn beobachtete. Als dieser von den treulosen Argyraspiden an Antigonos ausgeliefert wurde, gerieth auch Hieronymos verurtheilt in die Gewalt desselben. Antigonos fügte ihm aber kein Leid zu, sondern schickte ihn und behandelte ihn großmüthig. Wegen der Wohlthaten dieses seines zweiten Gönners soll Hieronymos eine zu vortheilhafte Darstellung der Handlungen und Thaten des Antigonos gegeben haben. Er schrieb nämlich eine Geschichte der Kriegszüge Alexanders und der Thaten seiner Nachfolger. In dieser äußerte er, wie Pausanias bemerkt, seinen Haß gegen alle damals in dem Reiche und in den Eroberungen Alexanders eigenmächtig erhabenen Könige, insbesondere gegen Eysimachos, auf den er wegen vieler Ursachen, besonders weil er seine Vaterstadt Kardia zerstört hatte, erbittert war. Dagegen schmelzte er dem Antigonos auf ungewöhnliche Weise. Daraus darf seine Geschichte, die verloren gegangen, wahrscheinlich benutz. (Diodor. XIX, 44. Pausan. I, 9. Athenaeus V. p. 206.) (Pet. Fr. Kannegiesser.)

Hieronymos aus Kardia wird von Moschon bei Athenaios (V, 9.) als Verrätiger oder nach einer andern Auslegung, als Beschreiber des kunstreichen Prachtwagens angeführt, in welchem der Leinwand Alexanders des Großen von Babylon nach Ägypten gebracht wurde. Diodoros von Sicilien hat XVIII, 19. eine ausführliche Beschreibung desselben hinterlassen, über die der Graf Caylus einen weitläufigen Commentar verfaßt hat in den Mém. de l'Acad. des Inscriptions. T. XXXI. p. 86. Die Unvollkommenheiten dieser Abhandlung hat indessen Quatremère de Quincy in den Mém. de l'Institut de France T. IV. p. 315. aufgedeckt und mit neuen Zeichnungen die wahre Beschaffenheit dieses für die Mechanik sowohl als die Dekorationskunst so bedeutende Werk erläutert. (J. Horner.)

3) HIERONYMUS von Rhodus, ein peripatetischer Philosoph des 2ten Jahrh. vor Chr., dessen Schriften im Alterthume sehr geschätzt waren, aber jetzt nicht mehr vorhanden sind. Ungeachtet zu seiner Zeit ein anderer Philosoph, Namens Eke, der peripatetischen Schule vorstand, fanden seine philosophischen Vorlesungen solchen Beifall, daß selbst der damals in der Abnahme mit großem Ruhme lebende Aristillos sich veranlaßt sah, einen seiner Schüler der Schule des Hieronymos zuzuführen, wie Diogenes Laert. (IV, 42) erzählt. Hieraus ist des

geistlich, warum nach dem Zeugnisse desselben Schriftstellers (V, 68) Eke und Hieronymos, ungeachtet Beide Peripatetiker waren, nicht im besten Vernehmen standen. Von besondern Philosophemen des H. ist Nichts bekannt, als daß er eine eigenthümliche Vorstellung vom höchsten Gute hatte, weshalb ihn auch Cicero (de fin. V, 5) nicht für einen echten Peripatetiker gelten lassen will. Nach dieser und einer andern Stelle desselben Buches (II, 3) behauptete nämlich H., das Vergnügen, welches andre Philosophen für das höchste Gut erklärten, sei gar nichts an sich oder um sein selbst willen zu begehrendes. Man müsse unterscheiden, vernünftig seyn oder sich freuen, und frei vom Schmerz seyn. Nicht jenes, sondern dieses habe einen selbstständigen und unveränderlichen Werth für jedes lebende und empfindende Wesen. Also bestehe das höchste Gut nicht im Vergnügen, sondern in der Schmerzlosigkeit, d. h. in der Abwesenheit jedes unangenehmen und beunruhigenden Gefühls. Ob er aber dabei bloß an das physische Gefühl dachte oder auch das moralische mit einschloß, so daß er eigentlich die Idee einer absoluten Gemüthsruhe oder durchgängigen Selbstzufriedenheit, mithin einer gottähnlichen Eigelt, wie sie in der Brust des Himmels herrschen sollte, in Gedanken hatte, läßt sich bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten über die Philosophie des H. nicht bestimmen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß H. seine Schmerzlosigkeit in diesem höhern Sinne nahm; und dann wäre seine Meinung nicht so ungemein gewesen, als sie beim ersten Anblicke seiner mag.

(H. Fr. Krug.)

4) einer von den Hauptleuten des Lyfias, Barabundus und Vellers des Königs Antiochos Eupator (s. d. Art.), welche nach dem geschlossenen Vertrage in Judäa zurück gelassen wurden, um die Juden unter der Herrschaft des Antiochos zu erhalten. Er sowohl als seine Amtsgenossen übten die schrecklichsten Gewaltthaten; und besonders ließen sie zu Joaze eine große Menge Juden ersaufen. Dadurch veranlaßt sie aber einen Aufstand, welcher durch Judas Makkabi geleitet und in welchem eine große Menge Syrer erschlagen wurde. (2 Makkab. XII.)

(Rauschnick.)

II. Schriftliche Gelehrte, Schriftsteller und Gelehrte.

1) HIERONYMUS, DER HEILIGE (Eusebius Hieronymus, Eusebius Hieronymus Sophronius in Hebr.), Sohn des Eusebius, wurde zu Stridon, an den Grenzen von Dalmatien und Pannonien (Stridona, Etrigova in der ungarischen Gegend, Strigal, an der Grenze von Steiermark?), einer später (377) von den Goten zerstört) Stadt, im J. 331 *) von christlichen, rechtgläubigen, wohlhabenden Eltern geboren, und

1) Hieron. de viris illust. c. 135. Vgl. Ammannus Marc. XXXI, 10. Zosimus Hist. IV, 24. 2) Prosper Chron. ad a. 331 bei Cassius Leont. ant. eccl. Romae T. I. p. 290. Hieron. berichte ad a. 420 ihn im 5ten Lebensjahre sterben läßt, so ist dort wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber (XCI für nachonagenisimo) eingeschlichen.

genos frühzeitig schon sorgfältiger, mit strenger Zucht verbundener Schulbildung ¹⁾, welche er mit Bonosus, einem Sohne reicher Ältern, theilte. Da der Wohnort seiner Ältern nicht die Mittel zur höheren Bildung gewährte, wurde er frühzeitig nach Rom, dem Mittelpunkt der Gelehrsamkeit und seiner Eile, gesandt, um dort weiter ausgebildet zu werden. Hier wurden der bekannte Älius Donatus in der Grammatik ²⁾, Victorinus in der Rhetorik seine Lehrer ³⁾, und mit Eifer lag er dort den allgemeinen Wissenschaften ob, indem er sich zugleich eine ansehnliche Bibliothek, welche die klassischen Dichter, Philosophen und Redner, deren Studium ihn ausschließlich beschäftigte, in sich vereinigte, mit großen Unkosten anlegte ⁴⁾. Nur an den Sonntagen pflegte er mit seinen Freunden die Gräber der Märtyrer in den Katakomben der Stadt zu besuchen, um dort einer schwermüthigen Andacht nachzugeben ⁵⁾, durch welche jedoch die Reizungen der Sinnlichkeit so wenig unterdrückt werden konnten, daß er zu wiederholten Malen den Lockungen der Lust unterlag ⁶⁾. Von Rom aus wandte er sich, begleitet von seinem Freunde Bonosus, nach Gallien, verweilte eine Zeit lang zu Trier, an den „halbbarbarischen“ Ufern des Rheines, und überließ sich hier zuerst einer ernstlicheren Beschäftigung mit theologischen Studien ⁷⁾ und strengeren Andachtsübungen, um die Sünden der Jugend durch Büßung zu süßen ⁸⁾. Von dort scheint er sich zunächst nach Kom und dann nach Aquileja zu seinen Freunden Rufinus und Chromatius,

Presbyter der dortigen Kirche, begeben zu haben. Dort verfaßte er das Schreiben an Innocentius, in welchem er als leichtgläubiger Vertheidiger einer abentheuerlichen Wundergeschichte, welche sich zu Vercelli sollte ereignet haben, zuerst öffentlich auftrat ⁹⁾. Ein plötzlicher Witz bei ¹⁰⁾ entführte ihn den Armen seiner Freunde zu Aquileja, und begleitete von mehreren derselben, Innocentius, Euagrius, Heliodorus, reiste er, ohne bestimmten Plan, doch wahrscheinlich in der Absicht Jerusalem zu besuchen ¹¹⁾, durch Itralien, Pontus, Bithynien, Galatien, Kappadokien nach Antiochia, wo ihn eine heftige Krankheit überfiel, während sein Freund Innocentius vom Fieber getödtet wurde ¹²⁾, Heliodorus aber, den er vergebens zur Bekenntnissagung zu werden gesucht hatte, ihn verließ, um sich dem Dienste der Kirche als Priester zu widmen ¹³⁾. Als er unter diesen Leiden, welche durch das Bewußtseyn früherer Sünden noch bitterer wurden, vergebens Trost gesucht hatte in den hebräischen Dichtern und Weisen ¹⁴⁾, bildete sich ihm jenes berühmte Traumbild, in welchem er, vom göttlichen Richter selbst als Ciceronianer gegeißelt, den Strafen der zukünftigen Welt nur durch das Gelübde entging, den profanen Schriftstellern gänzlich zu entsagen ¹⁵⁾. Das schreckende Traumbild

11) Ad Innocentium de malis septies lecta Ep. XLIX ed. Francof. XVI Mart. I Vallarsi. Erst der letztere hat diesem Briefe seine rechte Stelle gegeben. 12) Anbulo tarbo me a tuo latere convallit, scribit er darüber an Rufinus Ep. III, 3. Der duntle Ausdruck hat die verschiedenen Deutungen erfahren müssen. Die maßgebendste ist, daß dieses Unwetter sich wegen jenes Briefes, durch welchen ein ungenannter vir consularis der Grausamkeit und Ungerechtigkeit beschuldigt wurde, über ihn und seine Freunde zusammen zog. Gensleben mußte damals auch die in jener Sache verwickelten Freunde Innocentius, Euagrius, selbst Rufinus, welchen man zunächst in Ägypten verhaftet, Aquileja gleichfalls verlassen. 13) Ep. XXII, 80. 14) Ep. III, 3. Tandem in incerto peregrinationis erranti, quom me Thracia, Pontus atque Bithynia, totaque Galatia et Cappadocia iter, et feruido Cilicium terra frigidisset aetate, Syria mihi velat dissiduius saugro portus occurrit. Ubi ego quidquid morborum esse poterat expertus, et doctus oculis sum perdidit, incognitum enim, partem animae meae, repentinus fabricum ardor abstraxit. Nunc uno et toto mihi lamiae Haegrio nostro froter. Der Brief wurde im Anfange des Jahres 374 geschrieben, und die Reise muß in den Sommer des vorhergehenden Jahres gefallen sein, so daß die Ankunft in Antiochia gegen den Herbst erfolgte. 15) Ep. VI, p. 17. A. Sanctus frater Heliodorus hic (Antiochie) affudit, qui cum mecum arem vellet incolere, mihi sceleribus flagitans abessecessit; daß aber nicht blos, sondern Abingung gegen die Beschuldigungen des Wunderschreiers der Kappadokier war, zeigt Ep. XIV ad Heliodorus p. 1. 16) Ep. XXII ad Eustochium p. 30. Cum autem plurimum senos (per Brief III v. 3, 384) — Hierosolymam pergerem, Bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore consecrarem, carere omnino non poteram. Itaque miser ego lecturus Tullium jeinaabam. Post noctem crebris vigiliis, post lacrimas, quas mihi praetoriturum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in maeas. Si quando lo mebat ipsos reversus, Prophetas legere coepissem, sermo horrebat incultus, et quis lamina coctis oculis habebam, non oculorum putibus calorem esse sed oculis. 17) a. a. D. Dant ita me natigans aeryna illudert, in media ferme Quadragesima medallis infusa febris corpus inavast exhaunxit: et sine ulla requie, quod dicta quoque incredibili est, sic infelicia membra depasta est, at oculibus via haerentem. Interim parantur exaequiae, et vitalis animae calor, totum frigescente jam corpore, in sole tantum tepente peccataculis palpabat: quam subito rap-

8) *Epistola ad Rufin. l. p. 406. ed. Fall. Memini me perieram ad Oribasium sermone de arva esse tractatum.*
 4) a. a. D. p. 472 A. Puto, quod per legem — Commentarius — in Terentii comedias praepertor mihi Danati, aequus in Virgilium. 5) *Cajus Marius Victorinus, qui Romae paucos Rhetoricam docuit (Praef. comm. in Gal), blühte unter Constantius (de viris illust. c. 101.)* 6) *Cam — Hierosolymam militarium pergerem, bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore consecrarem, carere non poteram. Itaque miser ego lecturus Tullium jeinaabam etc. Ep. XXII ad Eustochium.*
 7) *Comment. in Zach. c. XI. Dant enim Romae puer, et liberalibus studiis erudire, solibus cum ceteris ejusdem aetatis et propositi diebus Dominici sepultura Apostolorum et Martyrum circum, crebroque cryptis ingredi, qui in terrarum profunda defosce, ex utraque parte ingreditur per parietes habent corpora sepulorum.* 8) *Berühmte Theologien.* Ep. XLVIII, 20. p. 232. D. Virginitatem in coelum fero, nec quia habeam, sed quia magis miror, quod non habeo. Ingenua est verocunda confessio est: quia ipse careo, id in aliis praedicare. Ep. CVII ad Lactantium p. 10. Experimenta didici, aetatem in via esse levata furit, diverticula querere. Ep. IV ad Florentium p. 2. Illa (Rufinus) mundus est, ago caecitatis peccatorum a cordibus inquinatus. Ep. VII, 4 ad Chromatium: Scitis ille labricum adolescentie iter, in quo et ago lapsus sum, et vos non sine timore transitis. Ep. XIV ad Heliodorus p. 6. Et hoc ego, non integritate, vel meritis, nec quasi ignarus factum doctus tanta praemoneo: sed quasi nuper naufragio ejectus in litus, timida navigaveris voce denuncio. In illo aetate charibdis luxuria, saltem vort, ubi ore virgine ad pudicitiam perpetrata de naufragia, cyllusam residens libidindantur. 9) Für seinen Freund Rufinus nahm er zu Trier eine Abschrift von dem vollständigen Commentar des Hilarius Pietar. zu den Psalmen, und von dem Buch de synodo. Bal. Ep. IV ad Florentium. 10) Ep. III ad Rufinum — post Romam studia, ad Rhoni semibarbaras ripas — primo coepi velle Christum colere.

X. Gregor. v. B. v. K. Joetis Oct. VII.

biß, in welchem er damals eine göttliche Warnung ver-
ehrte¹⁸⁾, obwohl er es später als eine Fieberphantasie,
welche seine Verblindetheit nach sich ziehen könne, dar-
stellte¹⁹⁾, hatte zur Folge, daß er sich geraume Zeit
ganz der heiligen Literatur zuwandte und die Benutzung der
profanen Schriftsteller nicht nur selbst ängstlich vermied²⁰⁾,
sondern auch seinen Freunden nur mit großer Ängstlich-
keit gestattete²¹⁾. Zugleich regte sich in ihm immer un-
widerstehlicher der Trieb zu einem der Betrachtung des
Östlichen und der Erhöhung des geistlichen gewidmeten
Leben in der Einsamkeit²²⁾, in welche sich der alte
Jugendfreund Bonosus schon längst zurück gezogen
hätte²³⁾, und für welches er in dem nahe gelegenen,
seinem Freunde Eusebius zugehörigen, Vorwerk Ma-
ronia an dem heiligen Walchus, dessen Panegyrist er
später wurde, ein glänzendes Vorbild glaubte gefunden
zu haben. Gleich nach seiner Wiederbesetzung, im Som-
mer 374, begab er sich, um diese Absicht auszuführen,

in die, schon von zahlreichen Mönchen besetzte, Wüste
von Chalcis, zwischen Antiochien und dem Eufrat ge-
legen²⁴⁾. In dieser furchtbaren Einside übte er, neben
den Entbehrungen, zu welchen der Aufenthalt nöthigte,
von Höllenangst (metu Gehennae) wegen seiner Sün-
den getrieben, die härtesten Leibesstraffungen, ohne jedoch
durch solche Selbstpeinigungen den Geistlichen des wider-
strebenden Fleisches, welche ihm die Uppigkeit des römi-
schen Lebens und Bilder der Wollust vorhielten, entgegen
zu können²⁵⁾. Besser als durch sie wurden diese Re-
gungen des Geschlechtstriebes unterdrückt durch das Stu-
dium der hebräischen Sprache, deren Anfangsgründe er
damals, unter Anleitung eines Jüdenlehrers, nicht ohne
viele Mühe sich aneignete²⁶⁾. Zerstreung gewidmeten
ihm der Briefwechsel mit Freunden²⁷⁾ und literarische
Beschäftigungen. Doch verwarf er selbst später einen

tus spiritu ad tribunal iudicis pertrahor; ubi tantum leuius et
tantum arat ex circumstantium claritate falgoris, ut projectus in
terram, sursum adipiscere non audeam. Interrogatus de condi-
tione, Christianum me esse respondit. Et ille qui praesidebat:
Mox ista, ait, Clocasianus ex non Christianus, nisi
cum thesauris tuis, ibi et cor tuum. Illico obmutui, et inter
verbera (nam caedi me iusserat) consensientiae magis igne torque-
bar, illum mecum versiculum repatans: In inferno quia
coexistabit tibi? (Ps. VI, 6). Clamare tandem coepi, et
ajulana dicere: Miserere mei, Domine, miserere mei. Haec vox
inter flagella resonoabat. Tandem ad praesidentis genus pro-
uocati qui adstabat, precabantur, ut vesiam triberent adolescen-
tias, et error locum penitentiae commedaret, exacturus deinde
emittunt, si Consilium literarum libros aliquando legissem.
Ego qui in tanto constructis articulo, velle etiam maiora pro-
mittere, deiecerat coepi, et nomen eius obtutus dicere: Do-
mine, si unquam habuero codices saeculares, si legero, te ne-
garé. In haec sacramenti verba dimissus reuertit ad superos.
18) So nämlich stellt er es a. a. D. dar, wo er fortsetzt: Et
mirantibus cunctis oculis asperio, tanto lacrimarum imbri per-
fusus, et etiam incredulis idem facerem ex dolore. Nec vero
super illa fuerat ait vasa somnia, quibus saepe deludimur.
Tenuit ete tribunal illud, ante quod iacui, testis iudicium tris-
te, quod timui: ita mihi nunquam contigit in talem incidere
questionem. Liventes fatore habuissae me scapulas, plura sen-
sisse post somnum, et tanto debere studio divina legisse, quanto
non aucto mortalium legeram. 19) Gegen Rufinus, welcher
sein mistum perjurium saeculorum vorwarf, weil er dieser
Verblindetheit später wieder eingedenk gewesen, erwidert er Apolog.
II, II, p. 560. — qui somnium criminatur anti prophetarum
voces, somnis non esse credendum: quia nec adulterium somniis
dedit me ad tartarum, nec corona martyrii in coelum leuat. —
Non tibi sufficit, quae de vigilanti colligis, nisi et somnia
crimineris. Tantum habes carulorum meorum actuum, et
quid dormiens fecerim dicere discas. — Unbegreiflich
bleibt, wenn man dies versteht, daß zum ruhigen Nachdenken ge-
reichte erwidert, wie mündliche Ignoranz sich später als sein
Traumbild, zur Befriedigung der Vernachlässigung classischer Ge-
schichtsbücher konnte. Über den Traum überhaupt (C. A.
Haymann de ecclasi Hieronymi Anti-Ciceronianis in Sylloge
Dissertat. I, p. 655. 20) Praef. in L. III, communi, in
Gal. ad Paulum et Eusebium: Nostis et ipsas, quod
plus quam quindecim anni vixi, ex quo in meum meam
nunquam Tullias, nunquam Maro, nunquam gentiliam literarum
arbitretur auctor ascendit, et aliquid fortis inde dum loquimur
quibet, quasi antiqui per nebulae somni recordamur. 21) J. 22.
Ep. XX ad Damasum p. 13. 22) Ep. II, ad Theodosium, um
die Zeit der Weneung geschrieben. 23) Ep. III, 4.

24) Ep. V, 1. In ea parte eremi, quae juxta Syriam Sa-
raensis iungitur, Praef. in Abd. Solitudo Syriae Chalcidis.
25) Das in psychologischer Hinsicht sehr charakteristische Gemälde
dieser brüchigen Versuchungen in der Wüste verdient hier zur Be-
urtheilung des Ab. eine Stelle. Ad Eusebium Ep. XVI, 7.
O, quoties ipse in eremo constitutus, et in illa solitudine soli-
tudo, quae exalta solis ardoris, horridum monachis praestat habitacu-
lum, putabam Romanis interesse delictis. Sedebat solus,
quia amaritudo impletus erat. Horrebat sacro membra de-
formia, et squallida cutis vitium aethiopicum carceri obdixerat.
Quotidie lacrimae, quotidie gemitus, et si quando repugnante
somnus imminere oppressisset, unde humo ossa viz haerentia
collidebam. De cibis vero et potu taceo, quum etiam languen-
tes monachi aqua frigida utantur, et coctum aliquid accipere,
insania sit. Ille igitur ego, qui ob gehennae metum tolli
me carcere ipse damnaveram, scorpionum tactum solus et for-
arum, saepe chorla intereram puellarum. Fullebant
ars jejunia, et mea desideria aeternab in frigido corpore, et
ante hominem sum jam in carum praemortuum, sola libidi-
nam incendia balliebat. Itaque omni auxilio destitutus
ad Iesu iacebam pedes, rigabam lacrimis, erio tergebam, et
repugnante carum hebdomadarum inedia subigabam. Non
erabito infelicitia mea misarum coacti: quae potius plang-
go me non esse, quod furim. Memini me clamantem, dum
orbis iunctas nocte, nec pueri a pectoris carceribus verber-
ibus, quam rediret. Dominio inperante, tranquillitas, ipsa
quoque cellarum meam, quasi cogitationum meorum concium
pertimescebam. Et mihi metus iratus, et rigidus, solus deserta
pertrabam. Sicubi concave vallium, laepe montium, rupium
praerupta cerebiam, ibi mea orationis locus, ibi illud mis-
simas carnis ergastulum, et, in ipse mihi testis ait Dominus,
post multas lacrimas, post caelo inhaerentes oculos, non-
nunquam videbam mihi interesse agminibus An-
golorum, et laetus gaudensque cantabam: Post te in odo-
rem um gaudens teorum cursum (Cant. I, 3). Zur
pathologischen Erklärung dieser Schilderung vgl. A. in meum
über die Einsamkeit 2b. 2. Kap. 6, 7. 26) Ep. CXXV, 12.
Dum essem juvenis, et antitidinis me deserta vallarent, in-
civita vitiorum ardoremque naturae ferra non poteram, cum
erebris jejunii frangere, mens tuum cogitationibus aestuabat.
Ad quam edomandum euidam fratri, qui ex Hebraeis crederetur,
me la disciplina dedi, et post Quincitiani scemiam, Cicerois
Burius, gravitatemque Frontonis et lemitatem Iulii, alphabetum
dicere, et stridentia subalternata verba meditari. Quid
ibi laboris insumerem, quid rationem difficultatis, quod
desperarem, quotiesque cassaverim, et contumacia discendi
rarus incaperim, testis est consuetudo, tam mea qui passus
sum, quam eorum qui mecum duxerant vitam. Et gratias ago
Domino, quod de amaro scmine literarum dulces fructus carp-
o. 27) Es gehörte dahin nach Vallarsi Ep. V—XVII.

damals von ihm verfaßt und gegen seinen Willen aus Nicht gezeugenen Commentar zum Ezechiel²⁵⁾, welcher sich eben so, wie die damals wahrscheinlich von den Nazarenen in dem benachbarten Beröbda, zu welchen auch seine Lehrer im Hebräischen (soweit gehört zu haben, erhaltenen Abschrift des so genannten hebräischen Matthäus, welchem er später übersehte, verloren hat²⁶⁾. Dagegen wird von seinen Schriften aus der Wüste das Lob und Leben des Asketen Paulus Thebanus noch jetzt gelesen²⁷⁾ und von den Bewunderern des Mönchtums überaus hoch geachtet. Beunruhigt aber wurde er auch in seiner Vorlesungsgewandtheit durch die kirchlichen Spaltungen zu Antiochia, wo seine Freunde Paulinus und Euagrius in das meletianische Schema verwickelt waren, und ein neuer wichtiger Vorstoß, über den Gebrauch der Kunstwörter *ovais* und *evagris* in der Trinitätslehre, sich erhoben hatte, um desswillen man ihn mit Abiegung eines Glaubensbekenntnisses bedrängte²⁸⁾, was ihn bewog, in fleischlicher Unterwürfigkeit sich die Entscheidung des ebenfals Bischofs Damasius über diese Streitfrage zu erbitten²⁹⁾, in der Überzeugung, daß ihr auch die morgenländischen Bischöfe sich bereitwillig unterwerfen würden. Der Aufenthalt in der Wüste wurde ihm durch jene Belästigungen verleidet, und im Frühlinge 379 zog

er wieder nach Antiochien, wo er von seinem Freunde Paulinus, dem Bischofe der abendländischen Partei daselbst, wider Willen und nur unter der Bedingung, daß er von Verrichtung der priesterlichen Amtsgeschäfte entbunden bleibe, in demselben Jahre die Weihe zum Presbyter erhielt³¹⁾. Dort verfaßte er auch seine „Streitunterredung zwischen einem Luciferianer und Orthonoren³²⁾“ über die Fragen: ob Bischöfe der Arianer, nach Abiegung eines rechtgläubigen Bekenntnisses, in der Kirche als Bischöfe anzuerkennen seien; und ob man belehrte Arianer bei ihrer Aufnahme in die Kirche zu taufen habe? Sie jehnet sich, im Verhältnisse zu seinen späteren Streitschriften, durch ungewöhnliche Milde des Urtheils aus, und ist reich an Beiträgen zur Geschichte der mit der arianischen aufkommen hangenden Streitigkeiten. Noch in demselben Jahre verließ er Antiochia, um zu Konstantinopel den Unterricht des auf den dortigen Bischoflichen erhabenen Gregorius von Nazianzus in der Abiegung der h. G. zu benutzen. Dankbar werden zwar in seinen späteren Schriften die Belehrungen anerkannt, welche ihm dieser berühmte Theolog ertheilt habe³³⁾; doch gibt er auch Winke darüber, daß derselbe ihm bei ergetischen Fragen nicht immer zu genügen wußte³⁴⁾. Während seines dortigen Aufenthaltes scheint er sich zuerst mit griechischer Sprache und Literatur beschäftigt zu haben, wie er denn, um sich in der Sprache zu üben, zugleich aber auch um die Abendländer mit den Werken griechischer Kirchenväter bekannt zu machen, dort zunächst (380) die *Historie des Eusebios* (Euseb. *h. e.*) lateinisch bearbeitete³⁵⁾, indem er sie bis auf Troja's Zerstörung unverändert wiedergab, dann aber, bis zum zwanzigsten Jahre Konstantins, in der römischen Geschichte aus lateinischen Schriftstellern, besonders aus Eutrochius, aber auch aus unreinen Quellen der Überlieferung³⁷⁾ erweiterte, und endlich von da an bis zum

25) Praef. in *Adrianum* — In adolescentis meo, provocatus ardore et studio Scripturarum, allegorice interpretatus sum Abiam prophetam, cujus historiam nesciebam. — Hoc est illud tempus, — quando ego et Heliodorus carissimus pariter habitare solitudine Syriae Chaleidis nitamur. Quod putabam latere vulgatum est. Per vetera vestigia rursus ingrediar, emendans si fieri potest curvos apices literarum. Infans eram, necdum scribere novarem etc. 26) *Comment. in Matth.* XVI, 13. In Evangelio, quo utuntur Nazaraei et Ebionitae, quod a veteri in Graecum de Hebraeo sermone translatus, et quod vocatur a plebeque Matthaei authenticum. In seinem eigenen Schreibe verzeichnet (da vir. illustr. c. 135) fehlt die Überweisung vom Matthäus heißt es daselbst c. 3. Evangelium Christi Hebraeis litteris verbatim compositum, quod quis postea in Graecum (sic) translatus, non satis certum est, obwohl unmittelbar zuvor (c. 2) gesagt wird: Evangelium — quod appellatur secundum Hebraeos e me nuper in Graecum Latineque sermonem translatus est. Das nicht an zwei verschiedenen Evangelien zu denken sei, zeigt hier deutlich die Stelle c. 135. 2. Es ist unklar, ob es sich hier um Angaben einer von ihm veranstalteten griechischen Übersetzung, oder es ja ausdrücklich sagt: er wisse nicht, von wem die griechische Übersetzung herühre und wenn eine solche bereits vorhanden war, schwerlich sei selbst an eine neue gewagt haben würde, oder es dazu des Griechischen nicht mächtig genug war, wie er sich denn auch nicht einmal gegen Rufinus, welchem er alle seine gelehrten Werke auslieferte, dessen rühmen kann, daß er auch in griechischer Sprache gegen Damasius geschrieben habe. Dagegen er wird nicht in Übung gesetzt, welcher niemals aus Euseb trat, und den daher auch Arianer außer ihm nicht erwähnt. *Theodorus Mops.* (h. *Phoebus* Bibl. cod. 177) wußte nur von Eusebios, daß d. ein fälschtes Graecellum eingefügt habe. 30) *Vita S. Pauli Eremitae.* Opp. ed. Fallais. T. II. p. 1 f. In gleichem Geiste ist die gleichfalls aus der Wüste entlassene *Ep. XVI* ad Heliodorum geschrieben, in welcher er den zum thätigen Leben zurück getretenen Gregorius wieder die Früchte der Einsamkeit zu gewinnen sucht. 31) *Ep. h. e.* Ep. XVI ad Nazianzum. 32) *Ep. XV, XVI ad Damasium.* Beide reden im Tone einer wieder unerschrittenen kühnen Schmeichelei, durch welche sich d. den Weg zu der aus gegenseitigen Wunsch bahnete, in welcher er später bei Damasius fand.

33) *L. c. Jo. Hieron.* §. 41. *Opp. T. II.* p. 451. E. a me missile damine a. m. Ept. Paulinus auditur: Non rogo te, ut ordinarer? Si quis presbyterium tribuit, ut monachus mihi non asserat: in videtur de iudicio tuo. Si autem ab me presbyter tollis mihi, propter quod sacrum derelinqui: ego habeo, quod semper habui: nullum dispendium in ordinatione passus es. Noch im J. 394 wollte d. nach dem Besuche des Epiphonius nicht debita exereere sacrificia, et laborare in hac parte ministerii, quae Christianorum praecepta salus est. *Euphanii ad Ju. Hieron.* Ep. LI. ed. Fallais. Ganz ungedruckt ist überigens das *Bögenbuch*, daß d. die Weihe als presbyter cardinalis der römischen Kirche ertheilt habe. 34) *Alteraque Transiens in Orthodoxos* Opp. T. II. p. 171. ed. Fallais. 35) *Lib. de vir. illust.* cap. 117. *Ep. L ad Dominianum* c. 1. *Comment.* in *Ephes.* V, 32. *Opp. T. VII.* p. 661. A. 36) *Ep. LII.* 8. Prosepter quodam mens Gregorius Nazianzenum, rogatus e me quid sibi vellet in Luca (VI, 1) sabbatum dereliquit, id est secunda — prima, eleganter lauit, docere te, loquens, de hac re in Ecclesia: in qua mihi omni populo acclamante, cogeris invitare scire, quod nescis. Ad certe si solus tacueris, solus es amicus stultitiae condemnaberis. Nihil tam falsum, quam glum plebeculam et indoctum concilium longae volubilitatis decipere, quoniam quidquam non intelligit, plus miratur, 36b) über die Abfassungszeit vgl. *Ep. LVII.* 6. 37) Dahin greift herüber die später de vir. illustr. c. 1. wiederholte Angabe, daß Petrus 25 Jahre hindurch als Bischof der römischen Gemeinde verregelt habe p. 660 Fall.

sechsten Konsulate des Valens, dem zweiten des Valentinianus (378) mit einer Fortsetzung vermehrte, die jüngsten Zeiten aber, weil unter den Verhörungen der Barbaren Alles unsicher sei, einem ausführlicheren Geschichtswerke vorbehielt³⁸⁾. Das Verdäniß dieses wichtigen chronologischen Wertes zu der verlorenen Urchrift wird sich erst jetzt, nachdem die letzte in einer armenischen Übersetzung wieder aufgefunden worden, richtig beurtheilen lassen³⁹⁾. Doch ist auch der, in den Abschriften vielfach durch Interpolationen entstellte, Text der hieronymianischen Bearbeitung noch nicht hinlänglich durch die Kritik sicher gestellt⁴⁰⁾.

Zunächst folgten vierzehn von den Homilien des Drigenes, welcher ihm damals für den zweiten Lehrer nach den Aposteln galt, zu dem Propheten Jeremias und eben so viel zum Ezechiel in lateinischer Übersetzung⁴¹⁾, mirder in der Vorrede⁴²⁾ ausgesprochenen Absicht, wenn auch nicht alle, doch die meisten Schriften desselben den Lateinern zu deuten. Daß er aber schon damals nicht blindlings dem Ansehen des Drigenes folgte, gab eine mythisch-allegorische Auslegung der Vision Jesaja's (K. VI) zu erkennen⁴³⁾, welche er 381 auf der Freunde Bitten und zu eigener Übung ausarbeitete⁴⁴⁾, und worin er es wagte, die ursprüngliche Deutung der Sersaphim zu bestreiten⁴⁵⁾, ohne jedoch den Sinn richtiger zu treffen.

Im J. 381 starb zu Antiochien Meletius, aber die durch ihn entstandene Spaltung wurde dadurch nicht gehoben, da seine Partei sofort einen neuen Bischof Flavianus ernannte. Die Partei der Abendländer bestand darauf, den erneuerten Streit durch eine römische Synode schlichten zu lassen, welche darauf Damaskus schrieb. Diesem Rufe folgend begab sich Paulinus, begleitet von seinen Freunden Epiphanius und Hieronymus, nach Rom, wo die Synode (382) ihn zwar als Bischof bestätigte, aber die Meletianer, welche sich gar nicht zur Synode eingefunden hatten, vergebens für seine Anerkennung zu gewinnen suchte. Bei dieser Synode war Hieronymus, welcher durch seinen Aufenthalt zu Antiochien mit den Verdänißnissen der beiden Parteien bekannt geworden war, dem Damaskus bei Anordnung

und Nachweisung der Akten des Streites behilflich⁴⁶⁾, weshalb man ihn zum Archivar oder Bibliothekar desselben hat machen wollen⁴⁷⁾. Zugleich wurde er von Damaskus, welcher seine Gelehrsamkeit und sein Talent überaus hochschätzte, zu neuen literarischen Arbeiten veranlaßt. Er legte ihm derselbe erregende Fragen zur Auflösung vor⁴⁸⁾, und auf seinen Wunsch scheint auch die lateinische ziemlichfreie⁴⁹⁾ Übersetzung der Bücher des alexandrinischen Katecheten Didymus aus der Schule des Drigenes über den h. Geist angefangen zu sein⁵⁰⁾, welche aber wegen der Ansetzungen, welche der Übersetzer in Rom zu erdulden hatte, erst zu Jerusalem vollendet wurde⁵¹⁾. Seine große Verehrung des Drigenes legte er zu gleicher Zeit an den Tag durch die an Damaskus gerichtete Vorrede, in welcher er eine lateinische Übersetzung von zwei Homilien des Drigenes zum Lobenswerthe⁵²⁾ begleitete⁵³⁾.

Von der größten Wichtigkeit wurde aber eine kritische Arbeit, welche er zu Rom unternahm. Von den Schriften des R. A. hatte das Abendland keine öffentlich autorisirte und eingeführte lateinische Kirchenväterübersetzung, sondern man bediente sich zahlreicher unbeglaubigter Dolmetschungen derselben von unbekannten Personen, welche in der Auffassung des Sinnes eben so wenig als im wörtlichen Ausdruck harmonirten, und dann auch noch unter den Händen der Abschreiber die mannichfachen Entstellungen erlitten hatten. Die Abweichungen dieser Exemplare mußten bei öffentlichen Verhandlungen der Geistlichkeit, bei Streitigkeiten mit den Häretikern, beim liturgischen Gebrauche Irrungen und Eindrungen der verdrüsslichen Art nach sich ziehen. Um diesen Uebelständen zu begreinen, beabsichtigte Damaskus die Veranlassung einer nach dem griechischen Original berichtigten Übersetzung zur Einführung in den öffentlichen Gebrauch der Kirche. Das Geschäft lie auszuwaren übertrug er aber dem Hieronymus, welcher demnach die vier Evangelien der gewünschten Revision unterwarf und sie dem Damaskus mit einer Zuschrift übergab, in welcher er sich über sein Verfahren genauer erklärte. Die verschiedenen lateinischen Übersetzungen, welche er vorfand, hatte er unter einander und mit dem griechischen Original verglichen, den in ihnen herrschenden Sinn und Ausdruck aber, um nicht den Lateinern durch

38) Hieronymi Praef. ad Vincentium et Gallienum. 39) Eusebii Chronicorum Canonum L. II ex cod. Haicæ. edd. A. Majus et J. Vohrhus. Mediol. 1818. 4. op. J. B. Ascher. Vn. 1819. 2. Voll. 4. 40) Bearbeitungen von Arnold Pottius Burdig. 1604 f. Joseph Scaliger Thesaurus temporum L. B. 1606. Amstel. 1658. 1676. fol. Domin. Vallarsi Opp. Hieronymi T. VIII. mit den Notizen von Pontac. 41) Opp. T. V. p. 742 ss. 42) Siehe die Notizen Vincentius, welchem das Chronicon gewidmet wurde. 43) In den Handschriften unter der Aufschrift Ep. ad Damasum de Sersaphim, bei Vallarsi Ep. XVIII. Aber der Aufsatz gibt sich nicht als ein Briefschreiben, noch als an Damaskus geschrieben zu erkennen. 44) Comment. in Jer. c. VI. Opp. T. IV. p. 88. B. De hac visione ante annos circiter triginta, cum essem Constantiopolim, et apud virum eloquentissimum Gregorium Nazianzenum, tunc ejusdem urbis Episcopum Sanctarum Scripturarum studiis erudire, ac me brevem dictasse abutuntur tractatum, ut et experimentum esperem ingenio mei, et amica iubeatibus obediens. 45) Ep. XVIII ad Damasum §. 4.

46) Ep. CXXVII, 7 — me Romam cum sociis Pontificibus Paulino et Epiphano (quorum alter Antiochenus Syriac, alter Salsamian Epiphanus rexit Ecclesiam) Ecclesiasticis auxiliis necessitas. Ep. CXXIII, 3. Ante annos plurimum cum in chartis Ecclesiasticis joveram Damasum Romanus episcopus, et Orientis atque Occidentis Synodis consultationibus responderem. 47) Ep. §. R. Anastasius Bibl. vgl. Mobilium Musarum Ital. T. I. p. 82. 48) Egl. Epp. XIX—XXI. XXXV. XXXVI. 49) Egl. Basnage in Canisii Lectt. ant. T. I. p. 262. 50) Ep. XXXVI, 1. 51) Egl. die Vorrede an seinen Bruder Paulinus Opp. T. II. p. 105, welche zeigt, daß die Übersetzung in Rom (Babylone) auf Antrieb des Damaskus angefangen, aber erst nach dem Tode des Damaskus († 384) gegen Ende des Jahres) zu Jerusalem vollendet wurde. 52) Opp. T. III. 501. 53) Er ist an Damaskus gerichtet und beginnt gleich mit den Worten: Origenes, quoniam in caeteris libris omnes vicerit, in Cantico Cantico ipse se vicit.

noch unverheiratete Eustochium durch ein Schreiben zum jungfräulichen Leben bestimmte, welches, indem es zugleich das größte Gemälde von dem Eitenerverfall unter den römischen Jungfrauen und Klörtern aufstellte, ihm viele Feinde machte⁶⁵). — Die zweite, schon verheiratete Tochter Bläsilla vermochte er, nachdem sie im zwanzigsten Jahre Witwe geworden war, gegen die dringenden Wünsche der Verwandten, zu dem Entschluß, seine zweite Heirat einzugehen, und trieb sie dann zu so harten Tadeln an, daß der zarte Körper unterliegen mußte und die reizende Witwe einem frühzeitigen Tode anheim fiel. Die Klagen der tief betrübten Mutter Paula, welche ihm zum Vorwurfe gereichten, mußte er damals leichter zu beschwichtigen, als den Unwillen des Volkes über diese mönchischen Umtriebe, welcher bis zum Tode mußte zu steigen drohte⁶⁶). Er selbst wies die Gegner des jungfräulichen Lebens mehr mit Spott und herben Schmähungen zurück, als daß er sie gründlich zu widerlegen gewußt hätte. Helvidius⁶⁷), welcher gewagt hatte, die Jungfräulichkeit der Mutter Jesu nach dessen Geburt zu bezweifeln und das eheliche Leben dem jungfräulichen gleich zu stellen, erhielt eine Antwort voller Schmähungen, in welcher die Behauptung, daß Maria nach wie vor der Geburt Jesu in jungfräulicher Beschaffenheit geblieben sei, aufgestellt, die Ehe aber wie eine anständige Unzucht beschrieben wurde⁶⁸). Bonosus oder Onasius, ein Kleriker, welcher sich wegen der Aussätze des Hieronymus gegen den Klerus durch Epistolen über die frommen Jungfrauen gerächt hatte, wurde in einem Schreiben an Marcelia mit kühnem Namenwirth abgefertigt⁶⁹). Auf diese Weise mußte das Ansehen des Eifers in Rom immer mehr sinken, und als er gegen Ende des J. 384 durch den Tod des Damasus seine wichtigste Stütze daselbst verloren hatte, fand er es am gerathensten, diese römische „Babel“ nach einem Aufenthalte von drei Jahren zu verlassen und sich den Nachstellungen der dortigen „Pharisäer,“ welche jedoch vergebens durch Verleumdung sein Verdikt gegen die heiligen Jungfrauen verdächtig zu machen gesucht hatten⁷⁰), dadurch zu entziehen, daß er sich, begleitet von seinem jüngeren Bruder Paulinianus, von

dem Presbyter Vincentius und mehreren Mönchen im August 385 nach Palästina einschiffte. Die Fahrt ging über Rhégium durch die Koladen nach Syrus, wo Epiphanius, Bischof von Salamis (Constantia), ein alter Freund, besucht wurde, und dann nach Antiochia in Syrien, wo Paulinus, der Bischof, ihm entgegen kam⁷¹). Die römische Freundin Paula, schon längst von dem Wunsch befeßt nach den heiligen Orten zu wallfahrten, folgte, taub gegen die Bitten der Kinder und Verwandten, begleitet von Eustochium, dem heiligen Kinde, nach in denselben Dreibahn nach. Auch sie wurde während der Reise in Salamis geistlich und leiblich erquid durch den Bischof Epiphanius, welcher während der Synode zu Rom ihre Gastfreundschaft genossen hatte, und eile dann, getrieben von dem Verlangen ihren Hieronymus wieder zu sehen, nach Antiochien, wo sie wieder mit ihm zusammentraf. Aber auch dort ließ sie der Glaubenseifer nicht rasten. Geführt von Paulinus und Hieronymus, begleitet von Eustochium und einer Schar heiliger Jungfrauen, zog die obdiente Frau im kalten Winter nach dem gelobten Lande, reitend auf einem Esel. Aenthalten wurden auf der Reise die heiligen Stätten aufgesucht und in heiser Andacht verehrt. Als sie zu Jerusalem anlangte, hatte der Proconsul Palästina's, ein Bekannter ihrer Familie, eine stattliche Herberge im Pratorium bereiten lassen, aber sie gab einer niedrigen Halle den Vorzug. Heiße Tränen der Andacht wurden hier an den Stätten gewirrt, wo der Erlöser gelitten hatte, aufstehend war und sein Geist auf die Ehrlar herab kam. Noch mehr aber süßte sich die fromme Schwärmerin ergriffen, als sie das nahe Bethleem besuchte und die Höhle erblickte, in welcher, nach der kirchlichen Sage, die Geburt des Jungfrauensohnes erfolgt war. „Dies, sprach sie, sei meine Ruhesätte, weil es meines Herren Vaterland ist. Hier will ich wohnen, weil mein Erlöser diesen Ort erwählte.“ Bevor sie jedoch diesen Entschluß ausführte, wollte sie auch noch das in der heiligen Geschichte so bedeutungsvolle Land Aegypten sehen. Nachdem sie daher in den ersten Monaten des Jahres 386 Palästina nach verschiedenen Richtungen hin durchzogen hatte, wandte sie sich nach Aegypten, besuchte Alexandria, brachte den Mönchen der nitrischen Wüste, unter welchen sie sich gern mit ihren Jungfrauen niederlassen hätte, wäre nicht die Liebe zum heiligen Lande überwiegend gewesen, ihre Verehrung dar, und schiffte dann im Sommer von Pelusium aus nach Palästina zurück, um zu Bethleem Zellen zu beziehen, statt deren sie drei Jahre später größere Monasterien erbaute⁷²). Hieronymus, ihr Reisegefährte, obwohl nicht minder empfänglich für schwärmerische Regungen der Andacht, ließ sich doch nicht so sehr von denselben beherrschen, daß er nicht zugleich aus wissenschaftliche Zwecke auf der Reise verfolgt hätte. In Palästina suchte er sich, mit Beihilfe sachkundiger

65) Ep. XXII ad Eustochium de custodia virginis. Vgl. Rufinus Apol. I. II, 5. Pallarsi T. II, p. 686. In einem zweiten Briefe an Ep. XXI, dankt er für jatte Mahnung, Armer schreibe, Tadeln, ein Mädchen mit kirchen, welche sie ihm, von einem Weibchen begleitet, am Tage des h. Petrus zugeordnet hatte. 66) Ep. XXXIX ad Paulam g. 5. Als die tröstliche Paula ohnmächtig vom Leidenjunge zurück gebracht werden mußte, merkte das Volk: Quosque genus detestabile munerum an urbe pellitur? non lapidibus obicitur? non precipitatur in focum? Matronam miserabilem seduxerunt etc. Die obigen Briefe an Paula XXX. XXXIII. verdienen sich über das herabliche Alchabot und die Schrift des Trigenes. 67) Vgl. über ihn Gomarus de scriptoribus eccl. c. 32. 68) Adh. Helvidius de perpetua virginitate hominis. Rufinus Opp. T. II, p. 206. 69) Briefen 383 von dem Briefe ad Eustochium (Ep. XXII), worin dies Tractat schon Erwähnung geschieht. 70) Ep. XL ad Marceliam, de Onasio. 71) Ep. XLV ad Avellam enthält die zusammenhangenden Nachrichten über seine römischen Verhältnisse und zugleich eine Widerlegung der Verleumdungen, welche er sich dadurch zugezogen hatte.

71) c. Rufinus L. III, 2. Opp. T. II, p. 551. 72) Das ganze Dobrotrien der wallfahrenden Gesellschaft wird von Hieronymus ausführlich beschrieben in einem Briefe an die Eustochia. Ep. CVIII, 7—15. Voll. vom J. 404.

„Zuden, genaue Kenntnisse von der Topographie und der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der Sitten, Lebensart und Beschäftigung der Bewohner zu verschaffen, welche ihm später bei seiner Auslegung der h. Schrift trefflich zu Statten kamen“⁷³⁾. Nach Alexandria zog ihn vornehmlich die Liebe zu den biblischen Studien⁷⁴⁾, und er scheute sich nicht mit seinen grauen Haaren dort die Schule des großen Katescheten und Origenisten Didymus zu besuchen⁷⁵⁾, wenn er gleich dessen Unterricht nur kurze Zeit⁷⁶⁾ benutzen konnte. Damals streckte ihn noch nicht des Lehrers Origenismus zurück, wie später; er selbst rühmt sich, ihn veranlaßt zu haben, nach Drigenes' Rußer Commentarien zum Hosea zu schreiben⁷⁷⁾, und auch bei den origenistischen Mönchen Nitris fand er damals noch nicht, wie später, „hinter den Chören der Heiligen die Schlinge verstreut“⁷⁸⁾.

Nach der Niederlassung zu Bethlehem wurde anfangslich das beschaufliche Leben, zu welchem man auch die in Rom gebildete Freundin Marcella vergebens hinüber zu locken suchte⁷⁹⁾, nur durch die Sorgen für klösterliche Behausungen, zu deren Errichtung Paula, welche auch Herbergen für die zahlreichen Pilger stiftete, die Unkosten vergab, unterbrochen. So entstanden im J. 389 zwei gemeinschaftliche Wohnungen, ein Jungfrauenstift, welchem Paula und nach deren Tode (404) Eusebius vorstand, und eine Mönchsbewohnung, welcher Hieronymus vorgefetzt war⁸⁰⁾. Dann aber wurden wissenschaftliche Beschäftigungen wiederum eifrig betrieben. Die hebräische Sprache, deren Anfangsgründe in der chalcidischen Wüste unzüchtige Gedanken vertreiben hatten, wurde mit Hilfe eines Juden Baranina⁸¹⁾, welcher aus Furcht vor den Glaubensgenossen nur zur Nothzeit heran geschlichen kam, um den Unterricht zu ertheilen⁸²⁾, gründlicher erlernt und die heilige Schrift des

alten Bundes mit demselben in der Ursprache gelesen. Vor den unermüdblichen Schülerinnen Paula und Eusebius, vor den h. Jungfrauen und Mönchen und den immer zahlreich zuströmenden Wallfahrern wurden die Schriften ausgelegt⁸³⁾. Selbst die Benutzung der classischen Literatur wurde, trotz der im Traumschichte empfangenen Abzweiflung, wieder hervor gezogen und der wißbegierigen Jugend Unterricht in der Grammatik ertheilt⁸⁴⁾.

Zur Erneuerung des Briefwechsels und der schriftstellerischen Thätigkeit gaben vornehmlich die entferntesten Freundinnen Anlaß, indem sie über die Dunkelheiten und Bedenken, welche ihnen beim Lesen der Schrift aufgefallen waren, Aufschlüsse, oder auch über ganze biblische Bücher Auslegungen begehrt. Die nächsten Ansprüche hatte wegen früherer Vertraulichkeit, größerer Emsigkeit und weiterer Fortschritte in den biblischen Studien die Römerin Marcella. Nachdem er zuerst das Paulinische Brieflein an Philemon für Paula und Eusebius ausgelegt hatte⁸⁵⁾, sandte er an diese Freundin, um sie über den Tod ihrer Mutter Albina aus den heiligen Schriften zu trösten, einen Commentar zu dem Briefe an die Galater⁸⁶⁾. Dieses erste Geschenk weckte bei den Freundinnen die Sehnsucht nach mehreren, und so folgten, auf die Bitten derselben, in kurzer Zeit die Commentarien zu dem Briefe an die Epheser⁸⁷⁾ und dem an den Titus⁸⁸⁾. Die Arbeit war so flüchtig, daß oft an einem Tage tausend Zeilen niedergeschrieben wurden. Der Stil ist daher in diesen Commentarien vernachlässigt⁸⁹⁾, und statt eines selbstständigen Urtheils findet man die Erklärungen der älteren Interpreten, jumeist des später von dem Commentator so hart angefeindeten Origenes, benutzt⁹⁰⁾.

73) *Proef. ad Paralip. juxta LXX. Opp. T. X. p. 431.* Quomodo Graecum historiam magis intelligunt, qui Athenas vident, et tertium Virgillii librum, qui a Troade ad Leucateo, et Acrocerania ad Siciliem, et inde ad otia. Tiberis navigaverit: ita sanctum Scripturam laetius intuebitor, qui Judaea oculis contemplata est, et antiquarum arborum membris, lecorumque vel eadem vocabula vel motata cognoverit. Unde et nobis coram fuit cum eruditissimis Hebraeis hunc laborem sobire, et circumcirca provinciam, quam universa Christi Ecclesiae anant. 74) *Proef. comment. in Ep. ad Ephes. Opp. T. VII. p. 539.* *Ep. LXXXIV. 4. vgl. L. 1.* 75) *Russinus Invect. II. 12. Opp. Hieron. T. II. p. 639.* *ut circa Dionot.* 76) *Proef. Comment. in Hos. Opp. T. VI. p. XXIII.* 77) *c. Rufinum L. III. 22. Opp. T. II. p. 551.* Instructi monasteria Nitris, et inter Sanctuarium charos lapides latere perspeti. 78) *Ep. XLVI Paulae et Eustochii ad Marcellam.* Der Brief scheint im Namen des genen Alexandrie verfaßt zu sein, das Hieronymus darin die Feter gefaßt zu haben. 80) *Ep. CVIII. 14. 19. Palladii Hist. Laus. p. 115. ed. Meurii.* 81) *c. Ruf. I. 13. Opp. T. II. p. 499.* A. *Ruf. Rufinus Invect. L. II. 12. L. 1. p. 640. C. 641.* A. Rufinus nennt diesen Juden nach einer Uebersetzung Barabab. Aus des Hieronymus Antwort aber sieht man, daß er Baranina hebr. wahrscheinlich verstand, welchen er *Proef. in Job juxta Hebr. Opp. T. IX. p. 169.* Lydium quendam proceptorum, qui apud Hebraeos primus barbari putabatur, vocant. 82) *Ep. LXXXIV. 4. p. 524.* A. Quo labore, quo pretio Baranina nocturnum habui doctorem; timebat enim Judaeos, et nihil alterum exhibebat Nicodemum.

83) *Ep. CVIII. 27. p. 720.* A. C. Paula sowohl als Eusebius hatten das Gebräuch zu Bethlehem erlernt und sangen die Psalmen in ihrer ursprünglichen Sprache. 84) *Russinus Invect. L. II. 6. L. 1. c. 636.* Es in monasterio positus in Bethlehem — partes Grammaticales exsecutus est, et Marcellum unum, Cosmicon — a Lyricis et Historicis Auctoribus traditis sibi ad discendum. De temporum pueris exposita. 85) *Comment. in Ep. ad Philemonem Opp. T. VII. p. 742* ss. 86) *Comment. in Ep. ad Galatas L. c. 367.* über die Veranlassung siehe die Praefatio. 87) *Commentariorum in Ep. ad Ephesios L. III. Opp. T. VII. p. 538* ss. 88) *Comment. in Ep. ad Titum L. c. 685* ss. 89) *Proef. in L. II. Comment. in Ep. ad Eph. p. 583, 586* — ecclesiis nam non cogitatum dico inmaturo verborum sermone, sed ad revelanda mysteria Scripturarum uti verba paene da trivis, et solum per singulos dies usque ad numerum mille versuum pervenire. 90) *Ep. CVIII. 27. p. 720.* *Comment. ad Gal. I. c. p. 485, 486* — omnem sermonem elegantiam, et Latini sermonis reatamentis utrius Hebraeae lectionis arduitate. — Accedit ad haec, quia propter oculorum et totius corporalis infirmitatem, manu me ipse non acribo, nec labore et diligentia compensores quoniam aliqui tarditatem — verum accito notario, aut etiam dicto quod aequae in ducam venerit: aut si paulo volumus capere, melius aliquid prolatum, tunc me tacitus ille reprehendit, meum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse tota gatu corporis contrahit. 91) *Ep. CVIII. 27. p. 720.* *Comment. ad Gal. I. c. p. 485, 486* — omnem sermonem elegantiam, et Latini sermonis reatamentis utrius Hebraeae lectionis arduitate. — Accedit ad haec, quia propter oculorum et totius corporalis infirmitatem, manu me ipse non acribo, nec labore et diligentia compensores quoniam aliqui tarditatem — verum accito notario, aut etiam dicto quod aequae in ducam venerit: aut si paulo volumus capere, melius aliquid prolatum, tunc me tacitus ille reprehendit, meum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse tota gatu corporis contrahit. 92) *Ep. CVIII. 27. p. 720.* *Comment. ad Gal. I. c. p. 485, 486* — omnem sermonem elegantiam, et Latini sermonis reatamentis utrius Hebraeae lectionis arduitate. — Accedit ad haec, quia propter oculorum et totius corporalis infirmitatem, manu me ipse non acribo, nec labore et diligentia compensores quoniam aliqui tarditatem — verum accito notario, aut etiam dicto quod aequae in ducam venerit: aut si paulo volumus capere, melius aliquid prolatum, tunc me tacitus ille reprehendit, meum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse tota gatu corporis contrahit.

Von diesen Versuchen in der Gegend des R. A. wandte er sich bald wiederum zu seiner Lieblingsbeschäftigung mit dem A. A., für dessen genaueres Verständnis ihn inzwischen die Anschauung des Schauplazes und die gründlicheren Kenntniss der Sprache gefestigt gemacht hatten. Gefesseltes, der Könige Lieblingebuch, festelte zuerst den Ausleger²¹⁾; dann erließ er die Schriften über die hebräischen Eigennamen²²⁾, über Namen und Lage der biblischen Ortschaften²³⁾, über die Genesis Lösungen einzelner schwierigen Fragen²⁴⁾, wahrscheinlich sämtlich im J. 390.

91) *Comment. ad Ecclesiastium Opp. T. III. p. 383.* Nach der Verdrängung aus *Panla* und *Uuothium* (p. 381) fünf Jahre nach dem Aufbruch zu Rom, wo er schon der seligen Bläuliste, um sie in der Weltentfaltung zu führen, das Buch erklärt hatte, während des Lebens zu Bethlehem geschrieben. Über die Wissenschaften der Aufklärung wird dort gesagt: *uilius acurriturum sequens* som; sed da *Hebraeo transirens, magis me Septuaginta Interpretum consensu: captaui in his duxit, quae non multum ab Hebraicis discrebant.* Interdum *Anulae* quoque et *Theodosiani* recordatur.

erhalten ist. Hiermit stimmt überein, was die Handschriften des 16. Jahrhunderts über die Eigennamen des A. fortsetzen und die der R. Z. in alphabetischer Ordnung umfassen. Nach der Boreste, an zwei Abschnitten: vulcanibus und Vulcanis geordnet, hatte schon Plinius ein ähnliches Wert zum A. Z., Originis zum H. Z. ausgearbeitet; und hieronimus hatte zu gleicher Zeit die Quaestiones in Graecum und die Topographia Palaestinae (librum locorum) in der Arbeit, in welchen beiden Tractaten Wundern, was in diesem ausschöpfend oder kurz berührt nur, regular werden sollte. Das Werk heißt reich an Stellen, Bilderwerken, seltenen und geläufigen Erzmünzen. So merkten A. griechische Namen, wie Antichus, Antiochus etc. lateinisch, so auch die römischen, wie Cicerone, Cicero etc. abgeleitet. 83). De vita et nominibus locorum Hebraeorum. Die teilsne Bedeutung einer griechischen Schrift des Eusebius Cäsar, unter dem Titel *nagari vni uicinarum imperatorum uita* etc. *de his quae tempore* in zwei Büchern, deren erstes eine Geographie des Landes Judea, die Ursprungsnennungen der Stammteile, die Beschreibung Jerusalem und des Tempels, das zweite, noch vorhandene, eine Topographie der biblischen Städte, Kirchstätten, Berge und Flüsse enthält. Das ganze Buch hatte schon vor Hieronymus jemand in laugem Lateinum aus Latine übertragen. D. bearbeitete nur das zweite Buch nach der Ordnung der Ortsnamen, folgend, aber ausserhalb der ursprünglichen Anordnung in seine fünf Bücher zerlegt. Antichus aus eigener Anschauung und Profektwissen künig figurirt mit den griechischen Originaltext nach einem Porphyri Cod. zusammen gestellt, geographische Anmerkungen und einer Karte Palaestina's verbunden, aber mit vollständiger Abgrenzung der Folge der Artikel von J. S. Bonifertius. Porz 1631, 1659 fol., welchem Martiano Opp. Hieronymi T. II. mit geringen Veränderungen folgte. Am ersten ausgeschaltet von M. Clericus, welcher Bonfertii's Apparat nach mit Brocardi's descriptio terrae sanctae Thormae Amstel. 1702, gr. fol., darnach abgedruckt bei Egolini Thormae Amsterdam 1704, 8. fol., im 3ten Bande, hat in seiner Ausgabe (Opp. T. III. p. 121) besonders hervorgehoben, dass Eusebius nach einem demselben Cod. Vaticanus beschalt. 24. Quästiones in Graecum Opp. T. VII. p. 302. Es sind einzelne kritische Anmerkungen zu schwierigen Stellen, in denen die alte lateinische Uebersetzung nach dem griechischen und betrüblichen Itenerie verglichen und emendiert wird. Die Arbeit war schon vor ihrer Erscheinung (Profr. ad l. de oominibus Hebr.) als cin opus nouum, et tam Graeci quam Latini usque ad id locorum (temporum?) inausgemängelt worden und bedarf fast den biblischen Artikel selbst keinen Bericht, obwohl die Auffassungen des Sinnes der griechischen Worte nicht durch die rathelhaften Uebersetzungen, Bedeutungen und Grammatologen, allegorische Exegesen und Rechtslaufregeln gegen rabbinische Regeln darin nicht unberührt bleiben dürfen. In der Boreste verdrängt er ähnliche Quaestiones zu den übrigen Büchern A. I. e., welche aber nicht erscheinen, und vertreibt

An diese Arbeit schlossen sich wieder Übersetzungen einzelner Werke der griechischen Kirchenlehrer ins Lateinische an. Die Schrift des Dionysius über den heiligen Geist, deren Uebersetzung er schon zu Rom begonnen hatte, wurde nun erst in der lateinischen Bearbeitung vollendet⁷¹⁾; dann folgte eine Uebersetzung von 39 Homilien des Grigenes zum Evangelium des Lukas⁷²⁾, mit einer Vorrede an Paula und Eusebium versehen, worin Aufschlüsse gegen Ambrosius, B. von Mailand, vorkommen, welche ihm später darte Vorwürfe von Rufinus zu-gezogen⁷³⁾. Zu einem Theile der Psalmen (Ps. X. XVI.) verfaßte er darauf sieben Traktatus⁷⁴⁾, wahrscheinlich nur Bearbeitung einer Erklärungsschrift des Grigenes, welche sich mit den übrigen ergetzlichen Arbeiten des Hieronymus zum Vaster verloren hat. Erholung nach diesen gelebten Studien gewährte die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Äbkten und Mönche; namentlich wurden dem heil. Silvanus⁷⁵⁾ und Melchior⁷⁶⁾ kleine biographische Denkmale, in denen sich die höchste Bewunderung mönchlicher Tugenden ausdrückt, errichtet. Diese Beschäftigungen führten auf den Plan, die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche zu bearbeiten⁷⁷⁾, wofür durch die Herausgabe der eusebianischen

nicht zu fassen, sondern vielmehr, welche ihn befriedigt wegen seiner Welt-
erfahrung durch die LXX verfolgte. Sein Verfahren richtiger ist
durch das Beispiel des Origenes (*Ademantius, enjas oomen mo*
oosime invidiosus est); welcher in seinen Domilien vor dem Volke
die geistliche Kirchenverfasser von beiderseits habe, in den Tomis
aber, den Auslegungsschriften für Gebildete, zu ihm Urteure zurück
gegangen lie. Er wünscht sich seine Kenntniss der b. Schrift, selbst
wenn er dafür die Schwach seines Namens zugleich tragen müßte.
95) *Sig. R.* 61. 96 *Opp. T. VII. p. 245.* 97) Die Worte:
a sinistra ocellum corvæ addito crocotoato, et mirum lo mo-
deratim adhibere, sind nicht ohne Interesse; denn sie zeigen eine
nebrossa sit — sollten nach *Ruffinus Invet. L. II. 23. §. 649.*
sich auf Ambrosius beziehen, welcher von S. um dieselbe Zeit, in der
Verreite zu Didymus de Sp. S., als *informis carnicola alieus co-*
loribus adornata war bezeichnet und dann beschuldigt worden, daß
ein glatter, weißlicher Stiel sich einziges Verhältniß lie, während er
seine Gedanken aus den griechischen Theorien, namentlich dem Dyo-
dorus, entziehen mußte. Die Vergleichung dieser Stelle, bei wel-
cher nur des Ambrosius empfindlicher Axtact de Sp. S. kann ge-
meint gewesen sein, mag wohl auch auf die Verurtheilung der Symp-
licianer durch die gelehrten Väter, namentlich durch Augustin, be-
zogen werden, die Anfangsgerichte der Verreite, in welchen ein latini-
scher Gemeintum zum Fufas erhaben wird, welcher in veris laderet, in
sectentia dormitaret, den des Ambrosius meinen, besten Charaktere
wenigstens in diesen Worten ganz treffend bezeichnet woeeten. Daß
Origenes Homilie in Locum halt nach den Quonations in Genesis
folgten, fast diese Verreite ausdrücklie. 98 a) In Psalmos a decimo
usque ad decimum sextum tractatus septem versen de vir illustri.
c. 135. in dieser Deutung gegeben. Daß derselbe in dem Bre-
vier der Bisthöfe, nämlich in jenen, welche die Permutation Ramati
erhalten hätten, ist eine ganz unangeordnete Vermuthung. 98 b) Vita
S. Hilariiopsis Opp. T. II. p. 13 a. 89) Vita S. Malchi i. c.
p. 41 a. Diese Deutung, in welcher Basilius beide vitea geschildert
hat, läßt sich aber schwerlich verteidigen, da die Verreide ja der letz-
tern sowohl, als die von Hieronymus selbst (Catal. c. 135) unangezei-
gter seiner Schriften bis umgekehrte Deutung fortsetzt. 100) V.
Malchi in prol. p. 641 B. Scribere — disponi — ab advectu Salva-
toris usque ad adventum antem, id est, ab Antiochia usque ad
Constantiniam, quod est illud, quod dicitur in Actis, quod Salva-
toris ubi stetit, persecutionibus creverit, et martyris coronatus
sit, et postquam ad Christianos principes venerit, potentia qui-
dem et divitiis major, sed virtutibus minor factus sit.

schen Chronik schon war gesammelt worden. Doch unterließ das Unternehmen, indem das Bedürfnis der Kirche biblische Auslegung dringender zu fordern schien.

Die schon früher zu Rom begonnene Verbesserung der lateinischen Versionen des A. Z. nach den LXX., aus welchen sie geflossen waren, fortzuführen lag ihm nämlich jetzt um so näher, da er inzwischen zu Casarea das heraplastische Werk des Origenes, durch welches die griechische Kirchenversion mit Beihilfe der übrigen griechischen Übersetzungen dem Grunde tiefer näher war angepaßt worden, kennen gelernt und sich eine Abschrift desselben verschafft hatte¹⁰¹). Er begann damit seinen römischen Pfarrer nach dem heraplastischen Werke umzuarrichten¹⁰²). In dieser Form fand derselbe in der gallicanischen Liturgie Eingang und erhielt den Namen Psalterium Gallicanum¹⁰³). Rasch folgte dann eine gleiche Emendation der übrigen kanonischen Bücher¹⁰⁴), von welcher sich außer dem vollständigen Job¹⁰⁵) nur die Vorreden zu den einzelnen Büchern erhalten haben, welche wirklich ins Licht traten¹⁰⁶). Der größte Theil der Handschrift war, noch ehe sie ausgegeben wurde, treulos entwendet worden¹⁰⁷).

Unmittelbar nach dieser Emendation der lateinischen Kirchenversionen muß er die Ausführung einer ganz neuen lateinischen Übersetzung und Erklärung des A. Z. aus dem Hebräischen begonnen haben, denn in dem Verzeichniß der kirchlichen Schriftsteller, welches 392 verfaßt wurde, geteilt er dieser Arbeit schon im Allgemeinen¹⁰⁸), und aus einem im J. 393 geschriebenen

Briefe ersieht man bestimmter, daß damals bereits die Bücher Samuels, der Könige, Hieb und die salomonischen Propheten vollendet waren¹⁰⁹). Die Zeitrechnung, nach welcher sich die einzelnen Bücher in dieser neuen Übersetzung folgten, läßt sich nach den Andeutungen in den Vorreden mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen¹¹⁰). Aber auch der Psalter war schon 392 von ihm aus dem Hebräischen, und dann von seinem Freunde und Klosterbruder Sopronius nebst den Propheten aus der neuen lateinischen Übersetzung ins Griechische übergetragen worden¹¹¹). Auch die Übersetzung der drei salomonischen Schriften, welche nach einer Krankheit, auf dringendes Ansuchen der Bischöfe Chomatius und Heliobornus, in sehr kurzer Zeit verfaßt und ihnen gewidmet wurde¹¹²), scheint schnell darauf, mindestens 393 gefolgt zu seyn, da die Vorrede

auch nicht das ganze A. Z. hatte er nach dem griechischen Original in der lat. Übers. verbessert, sondern nur einen Theil derselben. 108) Ep. XLIX, 4 (Lil) ad Damasianum: Libros redeo in Praeputia, quos in Latino de Hebraeo sermone veritas et legibus, et delectari tu hoc opere comparare, provocabis: eo etiam caetera classa armario non teneat. Translati autem Job in linguam notuam, cujus exemplar a sancta Marcella consobrina tua poteris notuam. Legi eundem Graecam et Latinam; et viderem Editionem nostram Translationali comparari et liquidum perinde quantum distet inter veritatem et mendaciam. Misit namque quaedam vix immemoratus (einige den Commentarien J. Ann. 113) Prologos duodecim scripturae patris Domini, Samuelem quoque et Malachim, id est, quatuor Regum libros. Quae si legere volueris, probabis quantum difficultatis sit divinum Scripturam et maxime Prophetas intelligere. 110) Der so genannte Prologus galicus in Samuel, et Malachim ad Paulum et Kestochium Opp. T. IX, p. 453 ss. gibt nämlich zu erst eine Art von allgemeiner Einleitung in die hebräische Schrift und Literatur des A. Z. und dann wie folgt: Hic Prologus Scripturarum quasi lectus in principium omnibus libris, quos de Hebraeo vertimus in Latium, conveire potest. — Legi ergo primam Samuelem et Malachim meum, inquam, meum. Quidquid enim crebris vertendo et emendando sollicitus et didicimus et tunc, nostrum est. In der Praef. in I. Job. I. c. p. 1097 s. heißt es dann schon in Beziehung auf die euec. Übers. Cogor per singulos Scripturas divinas libros adversarios respondere maledictis und die Einleitung ist eine ganz spezifische. Die Vorreden zu den einzelnen Propheten geben ferner nähere Ausdeutungen der Aufstellungsszeit und sind theilweise in Pauls und Gasprolium gefolgt. 111) In der vix. illustr. c. 134. Sophronius — de virginitate ad Eustochium et vitium Hilarionis monachis, opusculis me, in Graecam elegantius sermone translati. Psalterium quoque et Prophetas, quos nos de Hebraeo in Latium vertimus. An ihn ist die Vorrede zu der Übers. des Psalters aus dem Hebräischen Opp. T. IX, p. 1153 sq. gefolgt, welche er vramlat hatte. Quis, heißt es nämlich dort, ouper cum Hebraeo disputans, quaedam pro Domina Salvatoris de Psalmis testimonio protulisti, volebas ille te illudere, per sermone fere singulos asserbat, nos ita haberi in Hebraeo, ut in de Septuaginta Interpretibus exornatis, studiosissime postulasti, ut — novam editionem Latine sermone transferrem. (J. Praef. in I. Isae. p. 685 (Domianus) acit me hoc in lingua peregrinae eruditione induas; ne Iudaei de falsitate Scripturarum Ecclesiae ejus diutius insisterent.) Hilarionus selbst die Vorrede, daß Sopronius schon vorher gesprochen hatte, den neuen lateinischen Psalter ins Griechische zu übersetzen. 112) In Praef. I. c. p. 1293. longa negotatione fractus (vgl. Praef. ad L. L. Comm. in Amos.) ne penitus hoc anno (393) interirem, et apud vos mutus essem, tria del opus (was wohl schriftlich eigentlich zu verstehen ist) omnia vestro consecravi, interpretationem videlicet trium Salomonis voluminum.

101) Benignus quidem et sextam et septimam editionem fecit er in J. 392 ex Origenis bibliotheca Catal. c. 54, wo er übrigens c. 133 seine lat. Übers. nach den heraplastischen LXX gar nicht mehr der Erwähnung werth obit, weil er schon mit der Übersetzung des A. Z. aus dem Grunde befaßt war, durch welche noch seiner Ansicht die ältere, unvollkommene Arbeit gänzlich sollte verdrängt werden. 102) Er wurde, so wie diese neue Vorrichtung überhaupt, mit den kirchlichen Zeichen des Origenes (Asterisken und Beiden) versehen, die dann aber durch die Abschreiber, weil man lieber schein und gleiche, als wirklich genaue Handschriften kaufte, weg gelassen wurden. Vgl. die Praefat. ad Psalterium et Iobum iuxta Graecos. 103) Riche Ausgaben neben einander in den Breviariis der Marianus (T. I.) und Vallardi (T. X.). 104) Vgl. Praef. in lib. Salomonis (Proverbia, Ecclesiastes, Canticum Canticorum) iuxta LXX interpretes Opp. T. X, p. 435: in eo libro, qui a plerisque Sapientiae Salomonis inscribitur, et in Ecclesiastico, quem esse Ioseph Eli Sirach, nullus ignorat, calamo temperari: tantummodo Canonicas Scripturas vobis emendare desideramus, et studium meum certis magis quam dubiis commendare. 105) Opp. T. X, p. 47 ss. vgl. Ep. CIV, 3, Augustini ad Hieronymum. Bei Augustini Annotationen in Job. flegte diese Ausgabe so Grunde. 106) Nämlich ad libros Samuelis tres und ad Psalterium; doch ist von der letzteren ungewiß, ob sie nicht von der Übersetzung aus dem Griechischen schon fertig. Die Bücher selbst, auf welche sich diese Vorreden beziehen, sind theilweise gegenw. 107) Ep. CXXXIX, 2, ad Augustinum. Graculum Latini sermonis in Italia provincia notiorum patrum praeiorum, et idcirco preceptis talis parere non possumus, maxime in editione Septuaginta, quae asterisicis veribusque distincta est. Pluraque enim prioris laboris fraude cujusdam amissum. 108) I. de vix. illustr. c. 135 folgen, nachdem das Leben des Hieronymus und das Bild seiner Umgebung werden, unmittelbar die Worte: Novum Testamentum Graeco fidel reddidit: vetus Ioseph Hebraicum transtulit. Die Ausdrücke sind hier überhaupt unbestimmt; denn J. Jacobi. b. v. A. Swete Sect. VIII.

zeigt, daß damals die begehrten Commentarien zu Hoseas, Amos, Zacharias und Malachias noch nicht geschrieben waren. Während er nämlich die neue Übersetzung der Propheten ausarbeitete, erklärte er auch schon fünf der kleineren Propheten, Micha, Jephania, Nahum, Habakuk, Haggai, und als er sein Schriftenverzeichnis gab, hatte er auch schon an die Erklärung der übrigen gearbeitet¹¹³⁾. Ohne Ansehung blieben auch diese verdienstlichen Arbeiten nicht, und die Reiber spotteten bald darüber, daß der alte Presbyter die Weiszahl seiner Schriften an Weiber richte, bald über die nachlässige Schreibart¹¹⁴⁾. Die letztere ist, wie Hieronymus selbst eingesteht, allerdings um Vieles schlechter, als in den Briefen und Traktaten; was aber durch die Natur des Gegenstandes leichter Entschuldigung erlangen kann, als die gesuchten Etymologien und die allegorischen Abschweifungen, durch welche diese, an Korrigir für Kritik, Wort- und Sacherklärung sonst überaus reichhaltigen, Commentarien entstellt werden.

Eine Aufforderung des römischen Praefectus praetorio Dexier, die kirchlichen Schriftsteller auf ähnliche Weise zu behandeln, wie es bei den Griechen und Lateinern, bei den Letzteren von Varro, Nepos, Tranquillus (Suetonius), mit berühmten Vorlesern geschehen sei, bestimmte ihn zunächst ein solches literarisches Verzeichnis¹¹⁵⁾ im 14ten Jahre des Theodosius II. (392 u. 93 n. Chr.)¹¹⁶⁾ folgen zu lassen, an dessen Schluß er von sich selbst und seinen übrigen Schriften handelte. Es war diese die erste Schrift ihrer Art, wenn gleich Eusebius in seiner Kirchengeschichte schon viele Literarnotizen über die kirchlichen Schriftsteller gesammelt hatte. Aus ihm wurde denn auch Vieles entliehen, zum Theil wörtlich excerptirt¹¹⁷⁾, und nur hinsichtlich der lateinischen Kirchenväter und der griechischen nach Eusebius findet

man dessen Nachrichten wesentlich ergänzt und vermehrt. Mangel an Vollständigkeit konnte bei einem solchen ersten Versuche auf die Nachsicht wohl Anspruch machen, welche schon der Verfasser deshalb in Anspruch nahm. Manchen der von Hieronymus ausgelassenen Väter findet man nachgetragen in der Ergänzung und Fortsetzung dieses Verzeichnisses, welche Gennadius, Presbyter von Massilien, ein Jahrhundert später folgen ließ¹¹⁸⁾. Ueber aber wurde schon von Augustinus¹¹⁹⁾ vermerkt, daß auch häretische Schriftsteller hier einen Ehrenplatz und zwar, was noch bemerklicher schien, ohne Tadel und Widerlegung ihrer irrigen Meinungen gefunden hatten. Man hat eine griechische Übersetzung dieses Traktates unter dem Namen des Sophronius, die aber wegen ihrer schlechteren Tractat- und Andeutungen späterer Zeitumstände nicht von dem gleichnamigen Freunde des Verf. und Übersetzer seiner Schriften herrühren kann, worin sich gleich zeigen läßt, daß schon Photius (Saec. IX.) sie müßte gekannt haben. Die Urschrift des H. ist, wegen ihrer großen Wichtigkeit in der historischen Theologie öfters besonders bearbeitet worden, am besten von J. A. Fabricius¹²⁰⁾ und Dom. Ballarzi¹²¹⁾.

Zu Rom, wo seine Freunde und seine noch zahlreicheren Freundsinnen für das Hassen und eheleose Leben zu eifern fortfuhren, hatte indeß die Disposition gegen mönchischen Aberglauben seit 388 ein neues Organ gefunden an Iovinianus, welcher, obwohl selbst einer contemplativen Lebensweise ergeben, um, um den Studien ungehörter obliegen zu können, unverheirathet, dennoch die Vorurtheile, daß das eheleose Leben schon an sich verdienstlich und dem ehelichen vorzuziehen sei, und daß Enjaltung von den Speisen der Gottheit angenehmer sei, als Genuß derselben unter Dankagung, nicht nur in kleinen Traktaten (commentarioli), sondern auch mündlich und durch sein ganzes Benehmen freimüthig bestritten. Seine Behauptungen, „daß Allen, welche den Taufbund bewahrten, gleiche Vergeltung im Himmelreiche bevorstehe“ und „der Teufel diejenigen nicht zu stürzen vermöge, welche durch völligen Glauben die Wiedergeburt in der Taufe erlangt hätten,“ fanden damit in genauem Zusammenhange, indem durch sie den Vorstellungen begegnet werden sollte, daß die regeneratio monastica zu Vorzügen im Himmelreiche führe, und allein gegen diabolische Anfechtungen eine unerwähliche Waffenrüstung gewähre¹²²⁾. Über solche Behauptungen geriet die römische Schule des Hieronymus in die leidenschaftlichste Bewegung, und alle Mittel wurden von

113) Die Commentare zu diesen fünf Propheten werden in dieser Ordnung als schon vollendet aufgeführt in 3. 398 de vir. illustre. c. 138. Dann nennt er: multa alia de opere prophetali, quae nunc habeo in manibus, et necdum expleta sunt. In praef. Comment. in Iosiam T. VI. p. 387 ist die Folge ritus verisichendi, Triennium exiret laxis postquam quique Prophetas interpretatus sum, Michaeam, Naum, Abscuc, Sopherianum, Aggeum. Bgl. Praef. in L. III. Comment. ad Amos I. c. p. 309. Praeposito ordine atque confuso duodecim Prophetarum opus et ceterum, et Christe asportata compleribus. Non enim a primo usque ad novissimum iuxta ordinem, quo leguntur, sed et potius, et ut rogati sumus, ita eos disseruimus. Naum, Michaeam, Sopherianum et Aggeum primo galileorocorum; Paulus ejusque filius Eusebio theol. anagororum: secundo in Abacuc duos libros Chromatio Aquilejensi Episcopo delegavi etc. 114) Bgl. Comment. in Mich. a. I. t. i; in Hagg. fin. Praef. in Comment. in Sophon. 115) Einen bestimmten Namen scheint dasselbe ursprünglich nicht getragen zu haben, wenigstens hatte es keinen solchen in dem Uebersatze, welcher Augustinus erdicht, dem man gesagt hatte, es heiße Epitaphium. D. wieder ihn darauf, daß es richtiger de viris illustribus ober de scriptoribus ecclesiasticis genannt werde. Ep. CXII, 3 ad Augustinum. Den ersten Namen selbst S. gewöhnlich an Beschreibung, und ihn haben die meisten Beschreibungen selbthalten. 116) Es sollte a Christi passionis usque ad decimum quartum Theodosii annum omnes, qui de Scripturis sacris memorias aliquid prodiderunt, auferri. 117) Die Stellen des Eusebius, welche in wörtlicher Übersetzung gegeben sind, gibt Ballarzi nach dem griechischen Original in parallel laufenden Columnen.

118) Gennadii Massiliensis de viris illustribus um 495, in den Ausgaben gewöhnlich mit dem Verzeichnisse des Hieronymus verbunden. Wunde Schrift, i. 2. Russinus u. a. waren übrigens gewöhnlich ohne Verstoß von d. Abgrenzung worden. 119) Ep. LXVII, 8 Augustinus ad Hieron. 120) Bibliotheca ecclesiastica Hamburg 1718. fol. Sie enthält zugleich die verschiedenen Fortsetzungen dieses Verzeichnisses von Gennadius bis zum 17ten Jahrh. Unter den früheren Ausgaben besonders die von Graf Galeo Copiaus u. a. Frankfurt. A. Ep. (1703. 1722.) 6. 121) Ep. Hieronymi T. II. p. 815. 122) Bgl. ad Iovinianum. L. I, s. p. 241. Es sind nur diejenigen Propositionen Iovinians berücksichtigt worden, welche Hieronymus aus seinen Schriften kannte und bestritt.

den mönchischen Pietisten, welche ihre vermeinte Heiligkeit durch diesen Freidenker gefährdet sahen, zu seinem Sturze aufboten. Pammachius, der angesehenste unter ihnen, setzte es bei dem römischen Bischofe Siricius durch, daß Jovinianus aus der Gemeinschaft der römischen Kirche ausgeschlossen wurde, und Gleiches widerfuhr ihm zu Mailand, als er dorthin, wo Ambrosius, eine Hauptstütze der Mönchspartei, regierte, seine Zuflucht zu nehmen wagte. Inzwischen hatte seine Entfernung den Einbruch, welchen seine Schriften unter den, mönchischer Strenge überhaupt abgeneigten, Römern hervorbrachten, nicht unterdrücken können. Manche heilige Jungfrauen, welche sich schon dem klösterlichen Leben gewidmet hatten, verließen ihre Zellen, lebten in die Gesellschaft zurück und traten in den ehelichen Stand. Dadurch wurde Pammachius bewogen, die Traktatzen des Jovinianus dem Meister Hieronymus mit der Bitte zu übermachen, durch eine frugliche Gegenschrist die in ihnen enthaltene giftige Lehre zu vernichten. Diese folgte (393) in zwei Büchern ¹²³⁾, worin von allen Zerstörerstreichen der Polemik der gewandteste Gebrauch gemacht, der Vorzug des jugendlichen Lebens aber so stark hervor gehoben wurde, daß das eheliche nur wie ein notwendiges Übel erschien. Diese Schrift, leidenschaftliche Befangenheit und Übertreibung verstrahlend, bot den Gegnern zu viele Wunden dar, als daß sie nicht zu neuen Ausfällen und Spöttereien hätte Anlaß geben sollen. Auch den Freunden waren die Stellen anfügig, welche, indem sie die eheliche Verbindung herabwürdigten, nach Onesticianus und Manichäismus zu schmecken schienen ¹²⁴⁾. Pammachius wünschte daher, daß Hieronymus entweder die früheren Äußerungen retractiren, mindestens beruhigendere Erklärungen ausstellen, oder die Exemplare der Streitschrift unterdrücken möge. Das Letztere hatte schon Pammachius selbst, aber vergeblich, zu bewirken versucht, da die Abschriften in großer Zahl verbreitet waren ¹²⁵⁾. Zu dem Ersteren konnte sich Hieronymus zwar nicht entschließen, doch lieferte er ein Rechtfertigungsschreiben, in welchem er gegen Mißverständnisse sich durch die Erklärung schützte, daß er das eheliche Leben zwar dem jugendlichen unterordne, das selbe aber keineswegs mit den Häretikern für unschicklich an guten Werken und werthvoll halte ¹²⁶⁾.

An diese polemisch-apologetischen Schreiben schließt sich in nächster Beifolge (394) ein freundschaftlicher Briefwechsel. Er beginnt mit einem Schreiben an Nepotianus, Schwagersohn des Jugendfreundes, nun Bischofs Heliodorus, durch welchen er zum Presbyter war geweiht worden. Indem darin über die Pflichten und die Lebensweise eines Klerikers Anweisungen gegeben werden, erdäut man zugleich merkwürdige Gemüde von dem Leben und Treiben der Kleriker jener Zeiten ¹²⁷⁾. Wie würdig aber Nepotianus solcher Belehrungen und wie empfänglich er für sie war, ergibt sich aus dem Denkmal, welches ihm Hieronymus nach seinem frühen Tode in einem Trostschreiben an Heliodorus (395) errichtete ¹²⁸⁾. Die Briefe an Valentinus, Mönch und Presbyter, später (409) Bischof zu Nola in Campanien ¹²⁹⁾, enthalten ähnliche Unterweisungen in Mönchstugenden, lösen erregliche Anekdoten und beantworteten kirchliche Streisfragen ¹³⁰⁾; Furia, eine angefehene römische Freundin wurde zur Beharrung im Witwenstande und zur Ermäßigung freiwilliger Armut ermahnt ¹³¹⁾; Amandus, Presbyter zu Burgula (später Bischof), erhielt in einem Schreiben den gewünschten Aufschub über drei dunkle Schriftstellen ¹³²⁾. Langsam rückte inzwischen die neue Uebersetzung des A. T. fort. Das Buch Esra wurde bald nach den Propheten auf die Bitte der römischen Presbyter Domnion und Rogatianus gedollmetscht und ihnen zugeschieden ¹³³⁾; dann erschien die Genesis, dem Desiderius ¹³⁴⁾ gewidmet ¹³⁵⁾. Neue kirchliche Mißbilligkeiten, Unglücksfälle und Leiden von mancherlei Art unterbrachen für lange Zeit den Fortgang dieser Arbeit. Epiphanius hatte den jüngeren Bruder des Hieronymus zum Presbyter geweiht, weil es den Klöstern zu Verdruss an solchen Presbytern fehlte, welche die Sacramente zu vollziehen geneigt waren. Er geriet in Streit mit Johannes B. von Jerusalem, in dessen Sprengel er dadurch eingegriffen hatte,

daß er die Parabel vom Säemann weit glänzt für das eheliche Leben, als die geistlichen Ausleger gehalten habe; denn die wollten das fruchtbringende Land gar nicht auf das eheliche Verhältniß bezogen wissen, aus welchem er die dreifachfältige Frucht hervor gehen lasse. Auch in der Auslegung des Abthantes 1 Kor. 7 zeigte er sich gemäßigter als jene, unter welchen Hieron. dort u. A. die Aumerkung machte: *causa Lyones & Hailong Arsenius, apostoli regunt.* — Die beiden Briefe XLVIII. L. werden als Beweise für den Dagmar da voto castitatis und de perpetuo virginitate b. Mariae unter den Katholiken benutzt. 127) Ep. LII ad Nepotianum de vita clericorum et monachorum. Scorialm ed. Erdm. Rud. Fischer. Coburgi 1759. B. 128) Ep. LX ad Heliodorum. Epiphanius Nepotiani. 129) Den frommen Mönche und Epistolographen. St. Gennadius de virg. illustr. C. 48. 130) Ep. LIII (394) de studio Scripturarum, beleuchtet wörtlich in der biblischen Kritik. LVIII (schon 395). LXXXV (p. 3. 400) und bezieht auf den Origenianus. 131) Ep. LIV ad Furiam. De viduitate commendata. 132) Ep. LV ad Amandum. 133) Ep. Praef. ad Domitianum et Rogatianum Opp. T. IX. p. 1521. Die Freunde hatten ihn drei Jahre hindurch mit Bitten drückend bestrahlt. Zur Zeit des Schreibens ad Pammachium (XLIX, 4. v. J. 393) war die Uebersetzung Esra's noch nicht erschienen. 134) Hiebei schließt der Brief, an welchen Ep. XLVII v. J. 393 gerichtet wurde. 135) Praef. ad Amandum Opp. T. IX. p. 2. 99. Sie muß früher geschrieben sein, als Ep. LVII ad Pammachium.

123) L. II. aduersus Iovinianum. Opp. T. II. p. 231 opp. 124) Bgl. Ep. L. ad Domitianum. 125) Ep. XLIX ad Pammachium. De opusculis meis contra Iovinianum, quod et prudenter et amanter feceris, exemplaria subtrahendo, optime avari. Sed nihil profuit illa diligentia, quam aliquanti ex urbe reuocantes, mihi edendo lectitantes, quae se Roma excoepisse referebant. In hac quoque provincia vox libri fuerant divulgati: et at ipso legisti: necit vox missa reuertit. Non sum tantas felicitates, quantas plerique hejus temporis Tractatores, ut vixisse meos quando voluerim emendare possum. Statim et aliquid scripsero, ut amatores mei, aut invidi, diuerso quidem studio, sed pari certamine iam vulgo nostra disseminant: et vel in laude, vel in vituperatione animi auri: non meritis attul, sed sum stomachum sequentes. Itaque quod solum facere potui diligenter ipsius opera ubi oportuerunt. Dieser Apologetica, welcher dem Schreiben beilieg, wird bei Ballarj ad Ep. XLVIII aufgeführt. 126) Er führt fünf bezeichnend darauf,

und entschuldigte sich in einem, von Hieronymus ins Lateinische übersetzten, Schreiben¹³⁶⁾ damit, daß diese von Vätern bewohnten Klöster der Dürre nicht angeheißt, indem er zugleich höchst anmaßliche Ermahnungen beifügte, die Reueren des Drigenes zu meiden. Da man die lateinische Übersetzung dieses Briefes, welche heimlich nach Rom war gebracht worden, als eine ungetreue verschrien hatte, so nahm Hieronymus davon Anlaß, gegen Pammachius nicht nur diese Übersetzung, sondern auch die Grundsätze überhaupt, von welchen er sich als Uebersetzer, auch in den heil. Schriften, leiten lasse, zu rechtfertigen¹³⁷⁾. Eben diesen Freund erfreute er im J. 395 durch neue Proben seiner Auslegungskunst, indem er ihm bald nach einander die Commentarien zu den Propheten Jonah und Obaia (Abdias) zugewies. Bei dem Ersteren erkannte er richtig, wie schwierig es sei, die typische Bedeutung auf Christus durchzuführen¹³⁸⁾, den Letzteren aber glaubte er jzt um Vieles gründlicher zu verstehen, als in seiner Jugend, wo er die ersten Versuche in der Auslegung desselben gemacht hatt¹³⁹⁾. Bald nachher wurde die Ruhe der heilberühmtesten Klöster gestört durch einen feindlichen Einfall der Hunnen, welche Antiochien belagerten, Tyrus und Jerusalem bedrohten. Die Mönche und die, mehr für ihre Keuschheit als für ihr Leben besorgten Jungfrauen, verließen, um den Barbaren zu entgehen, Bethleem und suchten einen Hafen auf, um sich bei heranabender Gefahr sofort einschiffen und nach dem Abenlande flüchten zu können¹⁴⁰⁾. Nur eine jedoch, die Komerin Fabiola, welcher Hieronymus mehrere Briefe geschrieben hat¹⁴¹⁾, schiffte nach Rom zurück, wo sie bald darauf, nachdem sie in ihrem Witwenstande sich dem klösterlichen Leben und ihr reiches Vermögen den Armen überlassen hatte, starb, und von Hieronymus durch ein Denkmal beehrt wurde¹⁴²⁾. Zu solchen äußern

ren Bedrängnissen durch die Barbaren traten innere Zwistigkeiten hinzu und Krankheiten von vermeinten Freunden. Vigilantius, welcher von Paulinus empfohlen, die Gostfreundschaft des Hieronymus zu Bethleem genossen hatte¹⁴³⁾, war von dort nach Rom gereist und hatte daselbst die Anhänglichkeit des Hieronymus an den Jrslehrer Drigenes gerügt. Er erhielt eine sehr Zurechtweisung, in welcher zwar die Verdienste des Drigenes noch immer anerkannt wurden, aber zugleich auch eine ängstliche Abkennung der vermeintlichen Irrlehren desselben schon das veränderte Urtheil über einen Lehrer verriet, welcher früher als der erste nach der Aposteln gelten sollte¹⁴⁴⁾. Mehrere andere Briefe aus dieser Zeit (396) athmeten gleichen Geist, ja in einem wurde der alexandrinische Theophilus schon zu schärferen Massregeln gegen die Sekte der Drigenisten aufgereizt¹⁴⁵⁾. Im Laufe des J. 397, während die Bedrängnisse der Zeit die Fortsetzung der Studien hinderten, gereichte der Briefwechsel mit Freunden und Freundinnen zum Troste. Eine Drutung des 45sten (45sten) Psalm von musikalischen Liebesverhältnissen erhielt die römische Jungfrau Principia¹⁴⁶⁾. Pammachius, der Paula Schwiegerson, welcher nach dem Tode seiner Gattin Paulina den Entschluß gefaßt hatte, die Hobe den Armen zu überlassen und ein contemplatives Leben zu führen, wurde in einem die Tugenden der Virgoren preisenden Briefe schreiben in seinem Vorfat bekräftigt¹⁴⁷⁾. Andere Schreiben dienten zur Belehrung oder Ermüdung entfernter Freunde¹⁴⁸⁾, oder zur eigenen Kraftstärkung¹⁴⁹⁾. Im J. 398, kaum nach Bethleem zurück gefahrt, wurde er von einem bösigen Fieber erfaßt, welches ihn fast ein Jahr hindurch ans Krankenlager fesselte, während er seinen Bruder, den Presbyter Paulinianus zu seiner von den Barbaren verheerten Vaterstadt gesandt hatt, um die Ueberreste des väterlichen Vermögens zu retten, da er sich selbst, damals noch gesund, nicht den Schauern der Koth Tragenden, welche nun nach Bethleem strömten, entziehen und dadurch zu neuen Kistörungen der Verarmten Anlaß geben wollte¹⁵⁰⁾. Aus den Briefen, welche er in dieser Krankheit schrieb¹⁵¹⁾, ergibt sich, daß er während derselben an der Übersetzung des Deutachen und an einer Erklärung des Matthäus arbeitete¹⁵²⁾. Die letztere wurde noch während der

136) Ep. II Epiphani ad Joannem Ep. Jerosolymorum. 137) Ep. LVII ad Pammachium de optino genere interpretandi. 138) Über die Auslegungzeit erstreckt sich die Praef. ad Pammachium Opp. T. VI. p. 387. — Tricennium circiter finxit, postquam quinque Prophetas interpretatus sum, Michaeam, Naam, Abacuc, Sophoniam, Aggaeam; et alio opere detentus, non potui implere quod ceperam; scripsi enim Libram de illustribus Viris, et adversum Iovinianum duo volumina, et de optimo genere interpretandi ad Pammachium, et Ad Nepotianum vel De Nepotiano duos libros (L. c. Ep. LII. LX). et alia quae somnare longum est. Igitur tanto post tempore, quasi quodam postliminio a Iona interpretandi aumeni principium est. Rgl. Praef. LIII Comment. in Amos L. c. p. 387. 139) Praef. ad Comment. in Abdiam. Rgl. II. 28. 140) Ep. LXXVII ad Oceanum p. 8. Consonus inter omnes rumor petere eos (Hunorum examen) Jerosolymum, et ob nimiam auri cupiditatem ad hanc urbem percurrere. Muri neglecti pueri injuria, sarcinibatur. Antiochia obsidebatur. Tyrus se volens a terra abrumperet, Iamulam querebat antiquum. Tuae et non compulsi sumus parare navem, esse in litore, adventum hostium praecavere, et acervitibus valis magis barbaras metueret, quam nostragum; non tam proprie salutis quam Virginum castimonie providentes. Rgl. Ep. CXIV. 141) Ep. LXIV. De veste sacerdotis, eine Erklärung der hohenpriesterlichen Kleider. LXXVIII. De XLII mansuibus Israelitarum in deserto (Num. 33.). Eine der abschweifendsten multifacetarum logischen Auslegungen dieses Elementes. 142) Ep. LXXVII ad Oceanum de morte Fabiolae geschrieben, 398 bald nach dem Tode

der Fabiola. 143) Ep. LVIII. II ad Paulinum. Rgl. Ep. CIX. 2. 144) Ep. LI ad Vigilantium geschrieben, 396. 145) Epp. LXII. LXIII. 146) Ep. LXP. Ad Principiam. Sive explanatio Psalmi XLIV. 147) Ep. LXVI ad Pammachium, geschrieben nach erfolgter Rückkehr des v. nach Bethleem. (Vergl. LXVI. 14.). 148) Ep. LXVIII. Ad Castrulianum. LXIX. Ad Oceanum. 149) Ep. LXX. Ad Oceanum, oratorum urbis Romae. Eine Rechtfertigung seines Gebrauchs der heiltschriftlichen Literatur, welche er sich auf den Werken früherer Kirchenväter beruft. 150) Ep. LXVI. 14. LXXIII. 10. LXXIV. 6. 151) Epp. LXXI—LXXIV. 152) Ep. LXXI. 4 ad Eustachium: Canonem Hebraice veritatem, excerpto Octatencho, quem nunc in manibus habeo, peris tu et notis illis deest describandum. LXXIII. 10 ad Euangelium: Ego post longam agrotationem, vix in Quadragesima diebus febrili careo potius, et quam alteri me operi prepararem, paucos dies qui superant in Matthaei expositione consumam.

Krankheit, oder gleich nach derselben, in der kurzen Zeitfrist von 14 Tagen, auf dringendes Bitten des Presbyter Eusebius¹⁵³⁾ vollendet und nach Rom gerandt¹⁵⁴⁾. Nach der Wiederherstellung folgten im Laufe des Jahres 399 wieder allerlei Briefe an Freunde und Freundinnen, sehr vermischten Inhalts, bald ereignislich kritisch, bald Trost- und Ermunterungsschreiben¹⁵⁵⁾. Daß auch polemische sich anschlossen, dazu gab Rufinus die Veranlassung: Schon unter den kirchlichen Differenzen zwischen Johannes von Jerusalem und Epiphanius hatte Rufinus die Partei des Erstern, Hieronymus die des Letzteren ergriffen und die alte Freundschaft war dadurch gestört worden. Eine Annäherung hatte bei der Abreise des Rufinus nach Rom (398), wobei ihm ein freundlicher Brief des Hieronymus vom Krankenlager aus folgte¹⁵⁶⁾, Statt gefunden¹⁵⁷⁾. Zu Rom angelangt hatte dann Rufinus die 2 ersten Bücher des Drigenes *peri agnov* auf die Bitte seines Freundes Makarius überseht und mit einer Vorrede versehen, in welcher er sein Wagniß, einen verkehrten Lehrer bei den Lateinern einzuführen, durch Berufung auf das Beispiel des einstach belobten Hieronymus zu rechtfertigen suchte¹⁵⁸⁾. Diese Lobprüche nahm Hieronymus übel, weil sie ihn des Drigenismus verdächtig zu machen schienen, und er hat daher bei der wieder hergestellten Freundschaft, sich derselben fernhalten zu enthalten¹⁵⁹⁾. Den römischen Freunden Pammachius und Oceanus¹⁶⁰⁾, welche ihm das Beginnen des Rufinus hinterbracht und sich über dessen freie Bearbeitung der Schrift des Drigenes, durch welche die Ketzerien derselben seien verwischt worden, beschwert hatten, sandte er aber auf ihre

Bitte eine getreue Übersetzung mit einem Begleitschreiben¹⁶¹⁾, worin er sich von allem Verdachte des Drigenismus zu reinigen suchte und bittere Rekwirte führte über die heimtückischen Lobprüche, mit welchen ihn Rufinus bedacht habe. Auf dieses gesonnen zu Rom verbreitete Schreiben konnte Rufinus, welcher darin des Verrathes an der erneuerten Freundschaft beschuldigt wurde, unmöglich schweigen, und er antwortete in einer Rechtfertigungsschrift, durch welche er aller Welt die Augen zu öffnen suchte über die Bantheilnichtigkeit, Charakterlosigkeit und Anseltsdrerei des Hieronymus bei seinen Urtheilen über die Lehrer und die Schriften des Drigenes¹⁶²⁾. Darauf erfolgte im J. 402 eine leidenschaftliche Antwort des Hieronymus, in welcher alle früheren Freundschaftsverhältnisse mit Füßen getreten wurden, und als Rufinus die 2 ersten Bücher dieser Invektiven eine kurze, ruhige Erwiderung erlassen hatte, noch ein drittes Buch voll Invektiven¹⁶³⁾, zu welchen Rufinus schwieg, indem er in so unwürdigem Streite dem zweideutigen Freunde das letzte Wort gönnte. Inzwischen wurde die langjährige Zwistigkeit mit Johannes B. von Jerusalem, welche über die Ordination des Paulinianus zum Presbyter durch Epiphanius entstanden war, und die Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit den Klöstern zu Bethlehem von Seiten des Bischofs zu Jerusalem zur Folge gehabt hatte, durch Vermittelung des Epiphanius im J. 399, wie es scheint, wieder ausgeglichen¹⁶⁴⁾.

153) Über diesen Einschnitt vgl. Ep. VIII. p. 21. D. LXI. 3. p. 350. A. CXLIII. 2. p. 1067. h. 154) *Præf. ad Eusebium Comment. in Evang. Mathæi* Cap. T. VII. p. 7. — tu in dauid hebdomadibus, imminente jam Pascha, et spirantibus ventis, dicere me cogit: et quando notarii exierant, quando scribantur schedular, quando emendaturo, quo spatio digeratur ad parum (quam attendas!), maxime cum sciam me in tribus mensibus languinem, at vir nunc lugendi incipiam, non possum laboris magnitudine brevitate temporis compensare. Igitur, omnia auctoritate Veterum, quos nec legendi, nec aequandi mihi facultas data est, historicam interpretationem, quam præcipue postulat, digessi breviter, et interdum spirituali intelligentie flores miscui, perfectum opus reservans in posterum. — Certe nonis quo processu opusculum tanta celebritate dictaverim, at aliis magis legere, quam meo condere me putares. — Unde obsecro, et si inveniatur error est, et non solito lapsum ferat oratio, — Festinationi hanc tribuas, non imperitiae. 155) Epp. LXXV. — LXXIX. 156) Ep. LXXIV ad Rufinum. 157) *Rufini Invect.* L. II. 37. Opp. T. II. p. 666. C. Röth Hieron. Apol. a. Ruf. L. III. 33. wozu der Freundschaftsbund sichtlich in der Kirche der Aufsehung zu Jerusalem, unter der Abendmahlsfeier gesehen. Die nämliche scheint der Sinn der Worte: In Ananias immoleto ego detersus iuxtaui. Vgl. *Fullardi* a. a. O. 158) Ep. LXXX. *Præfatio* Rufini in libros septi septuaginta Origenis. 159) Ep. LXXXV ad Rufinum. Er schließt mit den Worten: Jam tuos moderatioris est, et tuorum, nullam occasionem impatientibus dare, ut non amoris similis me invenias, qui possint signatis laudibus detectari. Röth. über diesen Brief Apol. adv. Ruf. L. III. 38, wonach ihn B. gar nicht empfangen habe. 160) Ep. LXXXIII. *Pammachii et Oceanii ad Hieronymum*.

161) Ep. LXXXIV. *Hieronymus ad Pammachium et Oceanum* vom J. 400. Die Hieronymianische Übersetzung des Buches *peri agnov* ist die auf Bruchstücke verloren gegangen. 162) *Apologia Rufini* Agul. *Presbyt.* in S. Hieronymum. L. II. Opp. T. II. p. 575 sqq. Gewöhnlich *Invective* Rufini genannt. Der Name verdient aber weit eher die Antwort des Hieronymus. Auch bei dem römischen B. Anathasius hatte die hieronymianische Partei den Rufinus als Drigenisten verleumdert, daß wollte derselbe durch ein rechtsfertiges Schreiben des Besagten (Opp. T. II. p. 477 sqq.) dahin bestimmen, gegen Johannes B. zu erklären, daß Rufinus nur dann verwerfen zu werden verbinde, wenn er den Drigenes nicht falsch übersehe, sondern auch seine Dogmen vertheiligt. Ep. Anathasii ad Joannem Hieron. super nomine Rufini in Hieronymi Opp. T. II. p. 683 sqq. Vgl. Hieron. Apol. adv. Ruf. L. III. 23. 163) *Apologia Hieronymi adversus libros Rufini*, missa ad Pammachium et Marcellianum. Opp. T. II. p. 457 — 572. Die Abfassungszeit ergibt sich aus L. II. 23. p. 516 D., wonach zehn Jahre früher d. i. 392 die Schrift das viris illustribus geschrieben war. Das dritte Buch, gedruckte Zeit früher geschrieben, richtet sich an Rufinus, und das vierte sich auf ein Schreiben des Rufinus, in welchem er behauptet, daß er die größte Freundschaft den kühnsten Christen übergeben wolle (accusationem non jam ecclesiasticam sed tribuniciam comminari), auch, wenn D. nicht schweige, abtheilende Dinge von ihm bekannt machen werde, welche ihm allein secret anvertraut werden (scire te iactas crimina, que tibi soli amicissimo mihi confessus, et hæc in medium prolatum §. 41.). 164) Ep. LXXXII ad Theophilum. *Adversus Joannem Hierosolymitanum*. Der Brief schließt mit dem Wunsch: Tribus tantum orationibus tale Christus Deus Omnipotens, ut peccata non sicut monies, sed vero et fidei amoris colescent (nämlich D. und Johannes): ne mordentes invicem, conservaverim ad sortem. Dies mag in Erfüllung gegangen sein; denn in der letzten von Christen ist dem diesem Streite nicht weiter die Rede. Die Schrift a. Joannem Hierosolymitanum ad Pammachium Opp.

Länger dauerte der origenistische Streit, in welchem Hieronymus mit Theophilus, Patriarchen von Alerandrien und Epiphanius B. von Salamis sich zum Sturze der Origenisten verbündete, während zu Rom vorzüglich Pamphilus und Marcellus gegen den Origenismus wirksam waren. Diese unersüßlichen Händel ließen sich durch die Jahre 399 — 404 hindurch und über die einzelnen Auftritte in denselben befehrt ein kirchlicher Briefwechsel der genannten Personen ¹⁶⁵). An den Streitigkeiten mit Theophostomus nahm aber Hier. keinen weiteren Antheil, als daß er ein Ribell des Theophilus gegen denselben, welches ihn wegen Begünstigung der Origenisten verfeuerte, aus Gefälligkeit gegen seinen Freund ins Lateinische übersezte ¹⁶⁶).

Witten in diese Streitigkeiten fällt das erste, nicht sehr offene und freundschaftliche Zusammentreffen des H. mit Augustinus. Der Letztere hatte von einem aus Palästina kommenden Kleriker Anupius nähere Kunde von Hieronymus und dessen Bemühungen um die Auslegung der heil. Schrift erlangt. Dadurch wurde er schon im J. 394 benogen ein Schreiben an denselben zu richten, worin er sein Bedenken über die neue Übers. des A. Z. aus dem Hebräischen und über die Auslegung der Stelle Gal. 2, 11. aussprach ¹⁶⁷). Dieser Brief, welcher einem reisenden Kleriker Profuturus zur Bestellung überreicht wurde, war nicht in die Hände des Hieronymus gelangt ¹⁶⁸). Jedoch hatte dieser aus eine erhaltene schriftliche Begrüßung 3 Jahre später ein kurzes Schreiben an Augustinus gerichtet ¹⁶⁹). Darauf folgte nun eine Antwort ¹⁷⁰), in welcher die früheren Bedenken wegen der Stelle Gal. 2, 11. wiederholt geäußert und außerdem Anfragen wegen der Schrift de viris illustribus und der Irrelehren des Origenes erhoben wurden. Auch diese Schreiben hatte das Unglück nicht an die Behörde zu gelangen, während es in Rom verbreitet

wurde. Von dort wurde endlich eine Abschrift desselben durch die Freunde an H. besördert, welcher dieselbe während Paula's Krankheit (402) empfing. Er mußte, da ihm der intrigante Charakter des A. nicht unbekannt geblieben seyn konnte, um so mehr Verdacht schöpfen, daß es bei dieser geheimen Verbreitung eines vorgeblich an ihn gerichteten, mancherlei Adel und vermeintlich bessere Belehrung enthaltenden, Schreibens nur darauf abgesehen sei, seinen Ruhm zu schmälern, oder den des Briefstellers auf Kosten seines eignen zu erhöhen. In diesem Geiste revidierte er, nachdem er eine beschwichtigende Zuschrift von A. erhalten hatte ¹⁷¹), an denselben ¹⁷²), daß er den auf solchen Wegen empfangenen tadelhaften Brief nicht für echt halten könne, bis die Echtheit durch den vorgeblichen Briefsteller bestätigt sei; im folgenden Jahre aber erließ er ein ganz freundliches Zeileichen an A., um einen Kleriker zu empfehlen ¹⁷³). Darauf erfolgte dann erst eine Antwort des A., worin er sich über die früher in seinen Briefen geäußerten Bedenkenheiten in einem ehrerbietigen Tone erklärte, so als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, Belehrung zu empfangen, nicht aber Tadel auszusprechen wider einen ihm an Jahren, Kenntnissen und Verdiensten so sehr überlegenen Mann. H. antwortete darauf etwas beschwichtigend, doch mit vornehmer Kälte und verhaltener Warnung, ihn, den Veteranen im Kampfe für die Kirche, nicht zu reizen. Zugleich rechtsfertigte er die gegebene Erklärung von Gal. 2, 11. unter verdächtigen Seitenblicken auf den Gegner ¹⁷⁴). Nun schrieb A. noch untergebener und demüthiger, und darauf erhielt er denn endlich eine Antwort, welche ihm völligen Aufschluß gab über die fraglichen Punkte, aber auf eine Weise, daß ihm seine Unersahenheit in solchen erregischen Fragen recht fühlbar gemacht wurde. Der Brief schließt sich wieder mit der Bitte, ihn mit solchen Fragen zu verschonen ¹⁷⁵). Dieß erste Zusammentreffen der beiden Kirchenlehrer charakterisirt sogleich ihr ganzes späteres Verhältniß. Beide bedurften einander, da der Eine ersuchen konnte, was dem Andern fehlte. H. ragte über alle seine Zeitgenossen hervor in der Kenntniß der biblischen Grundtexte, hatte aber kein philosophisches Talent. Dief dagegen besaß A., der erste Dialektiker unter den Kirchenlehrern seiner Zeit, in hohem Grade; und wenn gleich H. ihm an breiter Sprache, an klassischer Bildung, an scharfsinnigem Biss und leidenschaftlicher Heftigkeit bei Weitem überlegen war: so wußte doch A. durch die dialektischen Spinnweben, mit welchen er die, nach schlechten Übersetzungen benutzten, und bald durch Festhaltung des Buchstabens, bald durch spielende Allegorie auf seine Meinungen gezogenen, Schriftstellen umgab, durch sophistische Argumentationen, dämliche Insinuationen, endlich durch den Schein der Demuth und Milde, welchen er sich auch bei den boshaftesten Verleumdungen erhielt, den Streit mit wirksamen und ver-

T. II. p. 403 — 454, welche den Gang des Streites und die Eckpunkte am vollständigsten darlegt, was durch die Verbreitung einer Nachforschungsanweisung des Johannes in Rom veranlaßt worden, und fällt ungefähr in dieselben Zeiten mit diesem Schreiben an Theophilus. Vgl. S. 41. p. 451. C. hatte er vor dreizehn Jahren (nämlich mit der Paula im J. 386) Antiochien verlassen, und nach S. 17. p. 424. A. hatte er vor zehn Jahren seine Commentarien zum Ezechias und dem Briefe an die Galater verfaßt. (Vgl. S. 87. 94.). Welche Data führen auf das Jahr 399 herab. 165) Zu der Briefsammlung des Hieronymus Ep. LXXXVII — C. Er enthält auch die Antwortschreiben des Theophilus von 401. 402, in welchen die Origenisten als Ketzer bezeichnet werden. über den Gang des origenistischen Streites zu Rom vgl. Ep. CXXVII, 9 — 11. 166) Vgl. CXIII. CXIV v. J. 410, in welchem von den Irrelehren in der Schrift *supra* gehandelt wird, in entfernter Beziehung zu diesen Streitigkeiten. Eine lateinische Übersetzung aber hat sich verloren. 167) Ep. LVI. Augustini ad Hieronymum. 168) Ep. LXVII. b. Augustini ad H. v. J. 397: *Scriptum jam hinc aliquando ad te Epistolam, quae non perlatæ est, quia nec in perrexit, cal perferendam tradideram.* 169) Ep. LXVII. l. Habeo gratiam, quod pro subscripta salutacione plectam mihi Epistolam reddidisti, sed breviorum multo, quam est te vellem suscipere, tui viro, a quo, quantalibet tempora occupat, nullus sermo prolixi est. 170) Ep. Cl. Augustini ad H.

171) Ep. CII. Hieronymi ad Augustinum. 172) Ep. CIII ad Augustinum. 173) Epp. CIV. CV. 174) Epp. CX — CXII. CXV. CXVI.

meinten Häretiker nicht minder gewandt und erfolgreich zu führen. Beide hatten, als sie an einander gerieten, schon Forderungen in diesem Kampfe davon getragen; Beide sahen voraus, daß neue Kämpfe ihnen bedurft hätten; Beide fühlten, daß sie in diesem Fall durch Vereinigung ihre Kräfte bedeutend vermehren würden; Beide argwöhnten aber auch wechselseitig, daß der Eine auf Unkosten des Andern seinen Ruhm zu vergrößern suchen werde, und sie demachten sich daher, auch als Verbündete, gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken, bis endlich das gemeinsame Parteinteresse jede Rücksicht vergessen ließ. Die Lehrsäge, für welche A. tritt, lagen so ganzlich außer dem Intresse des H., daß er sie gar nicht einmal zu fassen wußte, ja in seinen biederigen Schriften eine so durchaus abweichende Ansicht vertheidigt hatte, daß untreue Abschreiber manche Denkmäler des Pelagius (dessen Glaubensbekenntnis, sein Schreiben an die Demetrias, seine Auslegung der paulinischen Briefe) unbedenklich auf ihn, den erbitterten Gegner des Pelagius, zurück führten. Aber P. hatte ihn beleidigt, hatte demgemäß seine Weisheit in der Christauslegung anzuweisen; dadurch war ihm die Person dieses Mönchs verhaßt geworden, und um ihn und seinen Anhang führen zu können, mußte er Gemeinschaft mit A. in der Bekämpfung einer Lehre machen, welche er in dem Munde eines Freundes nicht nur würde gebildet, sondern auch empfohlen haben. Denn ihm standen die Verdienste, welche sich der Christ durch freiwillige Entsayungen, Selbsteinigungen und Entöddungen erwirbt, zu hoch, als daß er einer Lehre, welche allen Werken das Verdienst abspriecht, um es Christo zuzuwenden, von Herzen hätte Beifall schenken können. Dies zeigte sich wieder sehr deutlich zu derselben Zeit, als die Verbindung mit A. geknüpft wurde. Denn als im J. 404 der Presbyter Vigilantius, mit welchem sich H. schon 395 gekannt hatte, einen Traktat an Licht stellte, worin unter mancherlei anderem Aberglauben hinsichtlich der Objekte des Kultus (Heilige, Martyrer und deren Überselben), auch das vermeinte Verdienst der freiwilligen Armuth und Eheslosigkeit angefochten wurde, gerieth H. in eine solche Wuth, daß er dergleichen Behauptungen für die ärgste Keheri, das schändlichste Verbrechen, und deren Urheber für der Todesstrafe würdig erklärte (**).

Nicht entschuldigen, wohl aber psychologisch erklären läßt sich die ungeborene Feltigkeit, mit welcher der Veteran auf diesen Gegner einströmte, aus dem tiefen Schmerz, welcher ihn über den kurz zuvor erfolgten Tod der treuen Lebensgefährtin Paula (+ 404) ergriffen hatte. Denn kaum hatte er ihr ein Denkmal errichtet, welches ihr die Verehrung einer Heiligen zu sichern schien (**), als durch einen solchen Angriff all das übermenschliche Verdienst, welches an der verstorbenen Freundin sollte demunderst werden, über den Haufen geworfen, ja sein eignes Verhältniß zu ihr manchen nachtheiligen Urtheilen ausgesetzt wurde.

Unter diesen Reiden und Kämpfen wandte er sich wieder zu den biblischen Studien, theils um die angesagten wichtigen Arbeiten zu vollenden, theils um wißbegierigen Freunden ihre Fragen und Zweifel zu lösen. Das Letztere geschah in Sendschreiben, unter welchen ein im J. 403 an Sunnia und Fretella, zwei gothische Kleriker, verfaßtes zum Beweise dienen kann, wie weit sich damals bereits sein Ruf ausbreitet hatte. Den beiden Rath fragenden wird darin Belehrung ertheilt über die Entstellung der griechischen und lateinischen Bibelübersetzungen, woraus folgt die Erklärung schwieriger Stellen des Psalters dant (**).

Die Übersetzung des A. L. aus dem Hebräischen war nach mehrjähriger Unterbrechung, um d. J. 396 mit den beiden BB. der Chronik, an Gromatius B. von Aquileja gerichtet, fortgesetzt worden (**); dann folgten die 4 letzten Bücher des Pentateuch, welche um die Zeit, als Paula starb, (26. Januar 404) vollendet waren, und daran schlossen sich endlich die Bücher Josua, Judicum, Ruth und Esther (**).

Erst nach Vollendung dieser Übersetzung wurden die Commentarien zu den Propheten wieder aufgenommen. Die frommen Gaben und Geschenke, welche Gruperius B. von Zoulouse durch Eufinnius an die bethelemitischen Mönche übersandt hatte, gaben Anlaß, dem Letzten

richt. 176) Ep. CVIII ad Eustochium. Epitaphium Paulae matris. Besonders für die Lebensgeschichte des H. von Wichtigkeit. 177) Ep. CVI ad Sunniam et Fretellam (Fretell). Gregorische kritischen Inhalts sind aus den späteren Jahren CXXIX ad Minervium et Alexandrum, CXX ad Hedibum (beide v. J. 406); CXXI ad Algasum v. J. 407; CXXVII ad Durandum v. J. 414, sämtlich in Gallien lebende B. Jungfrauen, Mönche und Kleriker. 178) Aus der Pref. ad Chromatium Opp. T. IX. p. 1465 ergibt sich, daß sie sich nach dem Traktat de optimo genere interpretandi etc. Ep. LVII ad Pammachium, geschrieben am Ende d. J. 395, absandt wurden. 179) Pref. an L. Joanne dem Nun. Opp. T. IX. p. 355. Tandem finito Pentateuco, velut grandi senore liberati, ad Jesum solum Nave manum mittimus — et ad Judicum librum — ad Ruth quoque et Esther. Später wird dann dormitio B. Paulae erwähnt. Wenn aber die Worte zum B. Esther l. c. p. 1465 sich an Paula und Eufinnius richten, so ist nach Ballaert an die jüngere Paula, die Tochter der Rita, die Schwesterin der Chromatium, zu denken, und der Name wurde ihm der Eufinnius nach durch die Gehorsamlosigkeit der Historica vorgelegt. Ubrigens hatte er nach Ep. LXXI, B. ad Lucianum schon im J. 398 den Deuteroth oder nach anderer Ansicht den 3. Buch der Könige verfaßt.

175) In dem letzteren führen Anmerkungen, wie: Miror B. theopompum, in cujus parochia esse Presbyter dicitur, acquiescere fortis; et non virga Apostolica, virgaque ferrea ostendensque vas iustitiae, et tradere in latrocinium carnis, et spiritus salvum fuit (1 Cor. 5. 5), die sich jedoch auch in mehreren Citaten von der Auslösung aus der Gemeinschaft der Kirche deuten lassen. Als er diese Schreiben an den Riparius Ep. CXXI. erstieg, hatte er allerdings nur durch diesen einen Beicht über den Inhalt der Traktate des Vigilantius erhalten. Nachdem er die Traktate selbst gelesen, zwei Jahre später, folgte ihm der Liber adv. Vigilantium Opp. T. II. p. 385 sq., welcher sich (velut nuncia) nachhermals zugleich mit dem im J. 406 verfaßten (vgl. die Vorrede) Commentar zum Propheten Isaias an Innocentius mitgetheilt wurde. Mit diesem Buche hatte dann die Jerusalem gegen B., welcher, wie der Inhalt desselben zeigt, schon a Rom aus der Kirchengemeinschaft verstoßen war, sein Ende er-

een bei seiner Abreise als Gegengeschenk, den erklärten Zacharias in drei Büchern, und an zwei Mönche zu Zouloufe eine Auslegung des Malachias mitzugeben. Dann wurden Jofea in drei, Joel in einem, Amos in 8 Büchern für Pammachius bearbeitet¹⁸⁰).

Im Jahre darauf (407) sandte er seine Auslegung der schwierigeren Stellen des Daniel dem Pammachius und der Marcella nach Rom, gegen die Kritik des Pöpphyrius, welcher schon entdeckt hatte, daß dieses Buch erst zu des Antiochus Epiphanes Zeiten erschienen sei, wird die Echtheit in der Vorrede verteidigt und in den Notizen zur historischen Erklärung Mandes auch aus solchen Geschichtsschreibern der Griechen und Römer beigebracht, welche sich nicht auf unsere Zeiten derauf fortpflanzen haben. In den Beziehungen einzelner Stellen des Propheten auf die Verhältnisse der Gegenwart fand er aber manches Anzüglich und Beleidigende, was zu Rom neue und gefährlichere Feinde erzeugte¹⁸¹). Dann wurde in ununterbrochener Folge, der Eusschium zu Liebe, die Erklärung des Jesaja angefangen und nach manchen Unterbrechungen, besonders durch Krankheit, in achtzehn Büchern während der Jahre 408 — 410 zu Ende geführt¹⁸²). Im J. 410 erkrankten und plünderten die Gothen unter Alarich Rom; Pammachius und Marcella starben in Folge der Mißhandlungen durch die Barbaren; nach allen Provinzen strömten die Flüchtlinge aus Rom in traurigen und hilflosen Zustande. Hieronymus, tief erschüttert durch so gewaltige Schläge des Schicksals und durch den Verlust der nächsten Freunde, täglich von den Scharen der unglücklichen Flüchtlinge umlagert, konnte nicht die Sammlung des Geistes zur Fortsetzung seiner biblischen Arbeiten, so bald wieder gewinnen¹⁸³).

180) Diese Notizen über die Entstehung jener Commentarien ergeben sich aus den, den einzelnen Büchern derselben voraus gegebenen Vorreden. Die genaue Zeitbestimmung bei Praef. ad L. III. Comment. in Amos. Opp. T. VI. p. 309 an. praesentis aeco, qui sexti Consulatus Aroadii Augusti, et Aulii Probi fastis nomen insouit (p. 4. 405 n. Ch.). Exuperio Tolosanae Ecclesiam Pontifici Zacharias, et ejusdem orbis Miservio ad Alexandro Monacho (Nestorian, an welche Ep. CXIX gerichtet war und an welche der Commentar zugleich mit diesem Briefe durch Eulimius geschickt wurde. (Egl. Praef. ad Malachiam) Machabiam Prophetam interpretatus sum. Statimque reuerens ad principium voluminis, Osee, et Joel, et Amos tibi argere non potui. Überdies flagt er, besonders im Amos, über zunehmende Verschwenen des Alters und behäufliche Kränklichkeit. Die Commentare zu den zwölf Propheten stehen bei Vallart's T. VI. 181) Zu Dan. 2, 40. Opp. T. V. p. 634. B. (scribit er u. a. Sicot enim lo principio nihil Romano imperio fortius et diutius fuit, Ita la sine rerum nihil imbecillius: quando et in bellis civilibus et aduersum diuersas nationes aliorum gentium barbararum in digram auxilio. Diese Äußerungen scheinen dem Eulimius überbracht zu sein, welcher darüber dem Ep. ten Tod droht; doch entging er der drohenden Gefahr durch Eulimius' schnelle und tragische Ende (August 408). (Egl. Praef. in L. X et XI Comment. io Isaiam. Ep. CIX ad Ageruchiam (409). p. 18. 182) Egl. die Vorreden zu L. I. IX. XIII. XIV. des Commentarij Opp. T. IV. 133) Prologus in Ezech. Opp. T. P. Finitis in Isaiam de oem et octo Explanatouum voluminibus, ad Ezechiel — trasire cepimus ad extremum, ut diuina monum operti imponere prophetali: et ecce subito mors mihi Pam-

Erst nach einer langen Pause entschloß er sich die Commentarien zum Ezechiel zu beginnen, welche aber im J. 411 noch nicht weiter als bis zum dritten Buche gediehen waren, da Verberungen der Barbaren auch die friedlichen Klosterbewohner aus ihrer Ruhe aufgeschauert hatten und geraume Zeit an Fortsetzung der Studien nicht zu denken war¹⁸⁴). Auch die späteren Bücher konnten nur langsam folgen, da zunehmende Augenschwäche, welche das Lesen der kleinen hebräischen Schriftzüge bei Licht verbot, den Fortgang hemmte¹⁸⁵), und vollendet wurden die vierzehn Bücher (Volumina) zu diesem Propheten wahrscheinlich erst im J. 415. Nun aber wünschte der mehr als 80jährige Greis nichts mehr, als auch noch den einzigen Propheten, welcher ihm übrig blieb, Iecemia, gleichfalls zu erläutern, wie er dies schon beim Ezechiel versprochen hatte¹⁸⁶). Ohne Eudmüß und in Hoffnung der glücklichen Vollendung begann er daher auch noch diese Arbeit, welche er dem B. von Cremona, Eusebio widmete¹⁸⁷). Aber der pelagianische Streit, in welchen er um diese Zeit verwickelt wurde, die Gewaltthatigkeiten, welche er in denselben erdulden mußte, endlich die immer größere Hinsichtigkeit des Alters ließen ihn nicht so eash in der Ausarbeitung fortstreiten, als es sein anfänglicher Voratz gewesen war¹⁸⁸). Sechs Bücher, in welchem die ersten

maxim atque Marcellas, Romano urbis obidulo, multorumque fratrum et sororum dnmisio nuntius est. Atque ita cooptatus obtopsi, ut oihil aliud diebus ac noctibus nisi de salute omnium cogitarem: meque in captiuitate Sanctorum putarem esse captiuum, nec possem prius ora reserare, nisi aliquid certius dicerem, dum inter spem et desperationem sollicitus peccato, aliorumque malis me crucio. (Egl. Praef. L. III. Quis crederet ut torius orbis exstructa victoris Roma corrueret? ut ipsa sua populi et mater firret et spulcrum: ut tota Orientis, Aegypti, Africo litora olim dominatrice urbis, errorum et acillarum numero compleretur: ut quousque tanta festilium nobiles quondam utriusque arces, atque omnia diuina affluencia, suscipere medicantes? Ep. CXVI, 1, und aber Marcella's Leben und letzte Schicksale bei Stegm Erörterung Ep. CXXVII ad Principium. 184) Ep. CXXVI (scr. a. 411.) 3. 2. Ezechielis volumen ullum aggressi volui — sed in ipso dictand exordio la animus meae Occidentalium provinciarum, et maxime orbis Romae vastatione confusus est, ut iuxta vulgare proverbium, proprium quoque igitur vocabulum: diuque tacui, scius tempus esse lacrimarum. Hoc autem aeco cum tres raphionarm libros, sublimis ingens barbarorum — ac Aegypti, Babiloniam, Palaestina, Phoenicia, Syria praeccur ad instar torrentis cuncta secum trahens, ad via maus eorum misericordia Christi poterimus euadere. Quoad iuxta lectum oratorum silent inter arma legro: quanto magis studia Scripturarum? quos et librorum multitudine, et silrilo, ac librorum redolentia, et quodque proprium est, acuritate et otio dictationum indiguit. 185) Praef. L. VII. Comment. in Ezech. Opp. T. V. p. 239. Accidit ad dictand dictationem, quod calligant oculis associate, et aliquid auctoritatis hestitit. 186) Iam nocturnum lumina nequaquam valeamus. Hebraeorum volumina relegere, quae etiam ad solis diuina fulgorem litararum nobis paruitate aeneant. 187) Praef. L. XIV. Comment. in Ezech. transibo ad Ieremiam, qui omnia uerba remanet Prophetarum. 188) Denselben, welchem er vor 18 Jahren die Erklärung des Matthäus eingeleitet hatte. (Egl. Prolog. io Ieremiam Opp. T. IV. p. 833. 188) In den Vorreden zu den einzelnen Büchern werts ten diese Dismüß, besonders der Verlust, welchen der pelagianische Streit für den alten Mann mit sich führte, vielfach angeeudet.

Reher erschien ²⁰¹). Lebensmüde, nachdem er auch noch die fromme Eustochium hatte scheiden sehen, wollte er jedoch keine neue Streitschrift mehr übernehmen, und bald nachdem er dies dem Augustinus erklärt hatte, ging er selbst hinüber in das Land des Friedens, im Jahre 420 n. Chr. (30. September), dem 89ten seines vielbewegten, unruhvollen Lebens ²⁰²). Sein Grab fand er zu Bethlehem, später aber zierten sich Rom und andere Städte mit den zerstreuten und wunderbar vervielfältigten Gebeinen des Heiligen ²⁰³).

In seinem Charakter bilden Sinnlichkeit und Eitelkeit mit Aberglauben verbunden die hervorsteckendsten Züge. Die Macht des sinnlichen Triebes hatte ihn früher in große Verirrungen geraten lassen, welche er dann durch Zurückziehen von den Anlässen zur Versuchung, durch unausgesetzte Kästungen und den beharrlichsten Fleiß in den Studien gaulche zugleich hüßen und für die Folge vermeiden zu müssen, obwohl mitten in dieser Zurückgezogenheit Anfangs eine lebhafteste Pantomastie die Seelen der Vollstätt erneuerte, später weibliche Gesellschaft sich einfand, für welche er ganz zu leben schien. Die heiligen Äbsen selbst, welchen er die Überwindung des Triebes und den wieder gewonnenen Frieden des Lebens glaubte verdanken zu müssen, erlangten nun eine solche Wichtigkeit und einen solchen Werth in seinen Augen, daß er sie allgemein als den sichersten Weg zur Vollkommenheit und das Mönchsleben als ein Leben der Engel, als die Quelle des höchsten Friedens, als den ruhigen Hafen, welcher aus allen Stürmen der Welt rette, als einen Vorschmack der himmlischen Seligkeit hienieden anempfahl; wider die Gegner aller Kien von mönchischen Abstinenzen aber, welche ihm als Weltkinder und Episturder erschienen, in bestigsten Unwillen ausbrach. Bei einem Manne, welchen klassische Studien gebildet hatten, welcher einen großen Reichtum von Sprach- und Sachkenntnissen in sich vereinigte, welcher mit bewundernswürdiger Ausdauer der wissenschaftlichen Forschung oblag, würde die Erscheinung auffallen, wollte man nicht zugleich in Erwägung ziehen, daß das körperliche Leben damals Geist überleben Beschrankungen noch nicht unterworfen war, daß der freie Gang der Contemplation, die wissenschaftliche Abhängigkeit der Klosterbewohner damals noch nicht durch geregelte und in mechanischer Eintönigkeit wiederkehrende Andachtshandlungen unterbrochen wurde, daß das Zusammenleben mit Gleichgesinnten, die Freiheit von allen weltlichen Sorgen und Geschäften, deren man sich in solchen Verbindungen erfreute, die Studien wesentlich förderte. Aber auch die Eitelkeit spielte bei seiner Vorliebe für das Mönchswesen eine große Rolle. Das neue Leben des früheren Sünders erregte die Aufmerksamkeit und

Bewunderung des großen Haufens, gewährte den Heiligen Schein und größeren Ruhm, als durch bloß schriftstellerische Verdienste zu erlangen war. Diese Eitelkeit war, bei ihrer vorherrschenden Gewalt über sein Gemüth, auch sehr leicht zu reizen und äußerte sich, einmal gereizt, in leidenschaftlicher Erbitterung und tödtlichen Ausdrücken des Hasses. Das müstigen Johannes, Rufinus, Iovinianus, Vigilantius und zuletzt noch Vegetius ersahen, als sie nicht Alles bändigen wollten, was er gesagt und gethan hatte. Selbst ein Augustinus mußte sich vorsätzlich hüten, auch nur den leisesten Tadel wider ihn fallen zu lassen, wenn es nicht sofort zum Bruche der immer nur lockeren Freundschaft kommen sollte. Auch seine zahlreichen, zum Theil sehr verdienstvollen Arbeiten sind durch die Schmeicheleien und Lobspüche, die unaussprechlichen Bitten und Aufforderungen geneigter Schüler und geliebter Schülerinnen, welche ganz an seinem Munde hingen, weit mehr gefördert worden, als durch den eigenen Trieb und den Wunsch nützlich zu werden. Daß aber endlich, wenn diese Eitelkeit sich einmal vertieft fand, auch die erprobteste Freundschaft nicht gekonnt wurde, zumal wenn noch die Gefahr hinzu trat, die eigene Rechtgläubigkeit verdächtigt zu sehen, gibt jene gebäßige, seinen Charakter im nachtheiligsten Lichte darstellende, Streitschrift mit Rufinus und sein Verfabren im originellsten Streite überhaupt zu erkennen. Die Inconsequenz, bitten er sich in diesen Streitschriften schuldig machte, basirt seiner theologischen Denkart überhaupt an. Seine leidenschaftliche Erregbarkeit läßt ihn niemals zur ruhig fortschreitenden wissenschaftlichen Untersuchung kommen, ein reicher Strom von Witz, eine seltene Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, eine große Gewandtheit im Gebrauche der rhetorischen Wendungen und eine unverkennbare Gewalt über die Sprache müssen die Schwächen seiner Logik und Dialektik bedecken, welche jedoch in seinen pelagianischen Streitschriften, den einzigen, in welchen er subtile dogmatische Fragen zu berühren wagt, offen zu Tage liegen ²⁰⁴). Er ist der beredeste unter den lateinischen Vätern; seine Sprache bewegt sich in großer Fülle und Mannichfaltigkeit; sein Vortrag ist witzig, bilbernd, lebendig, erregend, voll Energie und Nachdruck. Er hat die besten Schriftsteller Roms sich ganz zum Eigenthum gemacht, er kennt den ganzen Vorrath von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten des Volkes und benutzt sie auf Schlagensche. Spitzige und beißende Ausdrücke stehen ihm jederzeit zu Gebote, er kann in dieser Beziehung plautinisch genannt werden. Aus den

201) *Pet. Florus Böh.* cod. 177. Er bespricht Hieronymus freitlich mit dem Namen *Agapae*, und läßt ihn die Jürlcher vortragen *quasi ad ad primum mndem eod. agapae*. 202) *Ep. CXLIII ad Augustinum* v. 419. *Prosper Chronicon*. in *Cassini Lect.* ant. ed. *Bamiae* Vol. I. p. 300. 203) *Vgl. Schröckh A.S.* Ab. XI. S. 214 ff.

204) Luther's Urtheil in den *Tischreden* (Waltz XXII, 2070 f.). „Er redet von Christo Nichts, kann daß er nur den Namen im Munde geführt hat. Wenn er doch auf die Worte des Glaubens dränge, so wäre es Gewiss; aber er lehrt Nichts, weder vom Glauben, noch von der Hoffnung, weder von der Liebe, noch von Werken des Glaubens“ — ist zwar nur vom Standpunkte des Augustinismus aus ganz treffend, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß er kein eigentlich theologisches Talent hatte, und woher als Dogmatiker noch auch als Wozatist wissenschaftliche Bedeutung hat.

Geschichtschreibern, Dichtern, Rednern und Philosophen, aus allen Wissenschaften holt er die Belege für seine Eide ²⁰⁵⁾. Aber diese weiß er nicht zu verbinden, sie stehen aporistisch, sie lassen sich nicht aus einander ableiten und erklären. Am geistreichsten und bereitesten zeigt er sich in seinen Briefen, besonders in denen, welche der Empfehlung des contemplativen Lebens gewidmet sind, ob er trauernden Freunden und Freundinnen Trost gewährt; am wichtigsten und lehrhaftigsten in den Streitschriften. Seinen erregtlich-kritischen Arbeiten konnte er nach eigenem Gesandniß nicht dieselbe Vollendung des Stiles geben, da sie flüchtig, in rascher Folge dictirt wurden und die Sachen zu sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, als daß dieselbe sich zugleich auch dem Vortrage hätte zuwenden können. Seine Übersetzungen der biblischen Schriften sind durch ängstliche Treue steif, unrömisches, oft unverständlich, obwohl er dessen ungeachtet sich wegen seiner freien Übersetzungsmanier entschuldigen mußte. Seine Kenntniß der hebräischen Sprache ist abhängig von jüdischen Traditionen und beruht nicht auf gründlichen grammatisch-philologischen Forschungen, deren Stelle Spielende, oft ins Lächerliche fallende Etymologien ersetzen müssen. Das Hebräische lernte er spät, lernte er nur, um Daniel und Esra aus dem Grundrute übersezen zu können, und von den übrigen Mundarten weiß er zwar, daß die arabische Einfluß auf den Sprachcharakter des Buches Hieb gelbt hat, ohne jedoch selbst aus eine eigentliche Kenntniß derselben Ansprüche zu machen. Ähnliches gilt auch von seiner Kenntniß des Griechischen, welche in den Bearbeitungen der Bücher des N. T. seine philologische Bildung verräth, und in den Übersetzungen griechischer Kirchenschriftsteller, besonders in denen des Eusebius, ihn nicht vor Mißverständnissen und auffallenden Übersetzungsfehlern sicher stellen konnte. Schätzbar sind besonders seine Commentarien zu den Propheten, seine erregtlich-kritischen Briefe, seine Vorträge zu den übersezten biblischen Büchern. Sie enthalten reiche Beiträge für die kritische Geschichte der heil. Schriften, für die hebräische Sprache und Schrift, für die Realkenntnisse, welche

der Ausleger der Bibel bedarf. Seine Interpretation selbst beruht zwar auf der Grundlage grammatisch-kritischer Forschung, verliert sich dann aber, von dieser Grundlage aus, in das Gebiet der Allegorie und Mystik, durch welche er erst den eigentlichen Kern des heil. Wortes zu erschließen glaubt. Bei allen diesen Mängeln aber bleibt er, sieht man auf Methode, Kritik, Sprach- und Sachkenntniß, der Erste und Verdienstvolle unter den Schriftauslegern der älteren Kirche ²⁰⁶⁾.

Die Folge und Beschaffenheit, die Veranlassung, der Inhalt, die Herausgabe und Bearbeitung seiner einzelnen Schriften wurden in der Darstellung seines Lebens bereits demerklisch gemacht. Die Sammlungen derselben beginnen mit den Anfängen der Typographie zugleich. Aber in den ersten Ausgaben stehen die echten Schriften mit den unechten in bunter Ordnung vermisch und ihren Text schloßen sie aus jüngeren werthlosen Handschriften. Es a smus war der Erste, welcher die echten Werke nach einer scharfen Kritik von den unechten unterschied, den Text derselben nach besseren Handschriften herstellte, antiquarische und historische Erläuterungen, verbunden mit freimüthigen Äußerungen über allerlei Gattungen herrschenden Aberglaubens und grober Mißbräuche in der Kirche, beifügte ²⁰⁷⁾. Den nachtheiligen Wirkungen der letzteren zu begegnen, veranstaltete Marianus Victorinus eine neue Textrecension, welche, aus dem Grunde von 20 verglichenen Handschriften, bedeutende Verbesserungen gab, aber in den Anmerkungen die Verdienste des Erasmus aus Devotion gegen die römische Kurie ungebilliglich herab würdigte. Diese Ausgabe gelangte zum legitimsten Ansehen in der römischen Kirche, wurde öfter wiederholt, und schwoll allmählig an durch die nach und nach hinzu tretenden Anmerkungen von Morel, Grave und le Duc ²⁰⁸⁾. Der Protestant Adam Trübner suchte dann die Vorträge beider Ausgaben zu vereinigen ²⁰⁹⁾. Die Ausgabe der beiden Benedictiner Joh. Martinian und Anton Pouget vermehrte den kritischen Apparat und machte sich um Wiederherstellung der echten hieronymianischen Bibelübersetzungen verdient, litt aber zugleich an großen Mängeln, da Martinian, welcher den größten Theil der Ausgabe besorgte, nicht jenen großen Umfang von antiquarischen, kritischen und linguistischen Kenntnissen besaß, welche von einem Herausgeber des H. ge

205) Erasmus Ep. ad Gensardum: quantum in illo antiquitas, quantum Graecorum litterarum, quantum historiarum? Tum quae phrasid, quod dicendi artificium, quae non Christianos modo omnia longo post se intervallo reliquit, verum tamen etiam cum ipso Cicerone certare videtur? Ego certe, nisi me auctoris viri felix ament, cum Hieronymianum orationem cum Ciceronianis cofero, videor mihi oecio quid in ipso eloquentiae precipue desiderare. Dagegen Clericus Quaest. I. Hieron.: Si seponas multam Graecorum et praesertim Latinorum lectionem, coajunctum cum facultate acriter deridimus, ad declamatorie scribendum, pro ejus aere palato; caetera omnia sunt medicaria. Nao modo Hebraice, sed et Graecae Linguae modica cognoscio fuit tiocum. Theologum caeterasque disciplina degustaret potius quam exhaerere. In loventiae vident, nihil propemodum habet exurgit; in arde, nihil ferme accurate. In ratiocinatione vero et collectione conacreturum pia modis pompae rhetoricae quae exaggerationis inverna, quom roboris et iudicii, nisi valis Diellecticae valadicere. Petre übertrieben in ihrem Fortschreiten; aber ihre Kritik, nicht einander gehalten, können zur richtigen Schätzung kritis.

206) Eine Reihe von einzelnen Belegen für diese Urtheile geben Clerici Quaestiones Hieronymianae; für seine Sprachfehler in der Übersetzung des euklianischen Chronicon inselbstentdecker Soulier in den Notae; für seine Schwächen in der Schriftauslegung J. G. Rosenmüller Historiae interpretationis liberum ss. T. III. p. 229 sq. 207) Basileae in aedibus Jo. Frobenii, impensis Brunonis, Basilii et Bonifacii Amerbachianorum, ac Joannis Frobenii Bibliographi et Jacobi Reuchbergii civium Basiliensium, anno Majo. An. M. A. XVI. IX Voll. fol. 208) Opera D. Hieronymi Stridonensis - per Marianum Victorinum Restitutum. Romae 1566—71. 72. IX Voll. fol. c. notis Henr. Grauii Par. 1608. IV Voll. fol. c. m. Grauii et aliorum et emend. And. Schotti. Par. 1624. III Voll. fol. 1645. IX Voll. fol. 209) Francof. ad Moenum et Lipsiae apud Christum Genselium 1684. XII Voll. fol.

fordert werden müssen ²¹⁰). Durch sie wurde Elericus zu einer Kritik veranlaßt, welche zugleich die gründlichsten Forschungen über den schriftstellerischen und gelehrten Charakter des H. gewährt ²¹¹). Endlich gab Dominicus Vallarsi zu Verona, unterstützt von Scipio Maffei, eine Bearbeitung des Textes, welche den kritischen Anforderungen vollständiger entsprach, und begleitete dieselbe mit historisch-kritischen Einleitungen, welche, wenn man von dogmatisch-hierarchischen Vorurtheilen zu abstrahiren weiß, die Geschichte der einzelnen Traktate zweckmäßig erläutern. Er hat das Verdienst, die Briefe zuerst chronologisch genau untersucht und geordnet, zugleich mit manchen, für die Lebensverhältnisse des H. wichtigen Aufstücken vermehrt zu haben ²¹²). Aber auch bei ihm vermißt man den Umfang von Sprachkenntnissen und die Befanntschaft mit den Fortschritten der klassischen Philologie, der biblischen Kritik, Eingangs- und Auslegung, durch welche noch so Randes zum besseren Verständnis und zur richtigen Beurtheilung dieser, für jeden gelehrten Bibelforscher so überaus wichtigen, Schriften könnte gewonnen werden, wenn ein mit diesen Erfordernissen ausgerüsteter, von keinem kirchlichen Vorurtheile irgend einer Art befangener Herausgeber sich in unseren Zeiten an das große Werk machte ²¹³).

Die Lebensbeschreibungen, welche die Herausgeber den Werken voraus sandten, sind durchgängig Lobreden auf den Heiligen, und geben kein getreues Bild von dem merkwürdigen Charakter desselben, auch wenn sie, wie des Erasmus, durch kunstvolle Composition und Berechnung sich empfehlen. Die meisten biographischen Materialien geben Martianay (La vie de St. Jérôme. Paris 1706. 4.), Sebastian Dolci (Muximus Hieronymus vitae suae scriptor. Anconae 1750. 4.), Joh. Stilting (Acta Sanctorum Septembris T. VIII. p. 418 — 688. Antwerp. 1762. f.), am besten Vallarsi T. XI. seiner Ausgabe der Werke. Sicherer aber werden sie geschöpft aus den an Lebensnotizen und Zeichnungen des eignen Charakters sehr reichhaltigen Werken selbst. Aus dem Gesichtspunkte des Augustinismus, und eben daher freimüthiger, bearbeitete sie der Jansenist Seb. le Nain de Tillemont (Mémoires T. XIII. p. 1 — 556), und für die Charakterzeichnung gab Zimmer-

mann's Schrift: Über die Einsamkeit. Leipz. 1784. 8. Bd. 1. S. 261 — 326 nicht zu übergende Beiträge. Schröckh (Kircheng. Bd. XI. S. 1 — 244) sammelt mit Fleiß, gibt gut ausgewählte Excerpte, richtige, besonnene Urtheile; aber kein lebendiges Gemälde, keine erschöpfende Charakteristik. L. Engelstoft, indem er einen Abriß des Lebens, der Denkart und Sitten, des Stils und Vortrags, der theologischen Kenntnisse und Geistesrichtungen des Hieronymus in wohlgeordneter Darstellung entwarf, versiehe sich zu sehr auf die Hülfsmittel und schöpft nicht genug aus der Quelle selbst. Sein Versuch dient mehr dazu, den Wunsch nach einem umfassenderen Gemälde des Hieronymus und seiner Zeiten zu wecken, als zu befriedigen ²¹⁴). (v. Cilla.)

2) HIERONYMUS, ein Presbyter zu Jerusalem, dessen Zeitalter sich jedoch nicht genau bestimmen läßt, verfaßte einen Dialog zwischen einem Juden und Christen über die heil. Trinität, welchen Jod. Morell 1612 und Christ. Baum 1677 griech. und lat. edirten, und einen ähnlichen, *galatensis* betitelt, über die göttliche Gnade. Fabricius hat beide in seine Biblioth. graec. (lib. VIII. p. 384 ff.) aufgenommen ¹). (J. G. Hoffmann.)

3) Hieronymus (Alexander), f. Lando (Hortensius).

4) Hieronymus Aemilianus, f. Somasker.

5) Hieronymus ab Angeli Forti, f. Hermant (Godefroi).

6) Hieronymus Asculanus, f. Nicolaus IV. (Papst).

7) HIERONYMUS ASCULANUS, ein Franziskaner, welcher 1274 zum General seines Ordens erhoben wurde, ging im Auftrage des Papstes Gregor X. nach Konstantinopel, um die Griechen zur Theilnahme an dem Concilium zu Lyon zu bewegen und starb 1292. Als Schriftsteller versuchte er sich durch eine Postille in varios S. Script. libros, durch einen Comment. in IV. libros sententiarum, sermones und Briefe ²). (J. G. Hoffmann.)

8) HIERONYMUS ATESTINUS, gest. um 1530, Priester in seiner Vaterstadt Este, gebildet zu Padua, verfaßte eine Gedicht de laudibus Atestinorum und eine historia de origine urbis patavinae ³). (R.)

9) Hieronymus Balbus, f. Balbi.

10) HIER. DE BONONIA, oder H. Albertucci de Borsellis, ein Dominikaner aus Bologna, gest. am 25. Nov. 1497, galt bei seinen Zeitgenossen für einen guten Kanzleireder und machte sich durch mehrere historische Werke verdient, als Annales Ordinis praedica-

210) Parisia apud Ludovicum Roiland et Jo. Anisson. 1693. 99. 1704. 1706. Tomis V. Nur bei dem ersten, welcher die Bibliotheca divina enthält, hatte Fouquet mitgearbeitet; die übrigen Blätter wurden, nach dessen Tode, von Martianay allein besorgt. 211) Quaestiones Hieronymianae, in quibus expenditur Hieronymi supra editio Parisiensis, multisque ad Criticam Sacram et Profanam pertinens agitur. Amstelodami apud J. Lod. de Lorme. 1700. 8. 212) Veronae apud Petrum Antonium Bernum et Jacobum Vallarsium 1734 — 42. XI Tomis. fol. max. Mit einzelnen Berichtigungen Veenstius ap. Guilielm. Zarlett 1792 — 72. XI Tomis 4. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Citate im gegenwärtigen Artikel. 213) Die Ausgaben der sammtlichen Werke und einzelner Traktate sind am genauesten angegeben und beurtheilt von C. Traug. Schoenemann Bibliotheca hieronimo-litae Petrum Latheorum. Lips. 1792. 8. T. I. p. 443 — 536.

214) (L. Engelstoft) Hieronymus Stridonensis Interpreter, Criticus, Exegeta, Apologeta, Historicus, Doctor, Nonacha. Haaniae 1757. 8. Vgl. Hieronymus (fist) Opp. adv. Ruf. L. II. Opp. T. II. p. 337. A. Ego Philophrasus, Rhetor, Grammaticus, Dialecticus, Hebraeus, Graecus, Latinus, Trilinguis.

1) Vgl. Fabricius a. a. D. Jöcher's Gelehrten. 2r Bd. 1589 und Aelting's Ergänz. desselben 2r Bd. 1789. 90.

2) Fabric. bibl. lat. Jöcher's Gelehrten. 2r Bd. 1591.

3) Jöcher a. a. D. nach Papadopoli histor. gymnasil patavini.

torum, ferner ein Chronicon von Erschaffung der Welt bis zum Jahre seines Todes, eine Geschichte der röm. Päpste bis auf Alexander VI., Chronicon s. descriptio plurimum Italiae civitatum, annales coenobii bononiensis, Verzeichnisse (tabulas genannt) von ausgezeichneten Männern seines Ordens, sermones u. f. w. Alles blieb aber ungedruckt geblieben; nur seine Annales Bononienses von 1418 — 97 sind von Muratori in das Corpus Scripti. Italic. rer. T. XXV. aufgenommen *). Abt. 1) legt ihm auch die Annales Forolivi von 1397 — 1433 bei, welche Andre einem gleichnamigen Dominikaner aus Forlì zuschreiben. S. Nr. 15. (R.)

11) Hier. BRUNSVICENSIS, so genannt von seiner Vaterstadt, ein geschickter Chirurg zu Strassburg am Schluß des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, schrieb eine Chirurgie in teutscher Sprache, ein Schriftchen von der wahren Kunst zu destilliren, welches mehrere Male aufgelegt, auch mit Cusa's und Rhobion's Kräuterbüchern zusammen herauskam. Conring bezeichnet ihn als den ersten Deutschen, welcher die chemischen Operationen in unsrer Muttersprache darzustellen und durch beigefügte Figuren zu erläutern versuchte *). (R.)

12) Hier. Emiliani, f. Somasker.

13) Hier. Faulfisch, f. Faulfisch.

14) Hier. Ferrariensis, f. Ferrari und Savonarola.

15) Hier. VON FORLÌ (Forliviensis), ein Dominikaner des 15ten Jahrh. (gest. vor 1476), wird nicht bloß als Verfasser von Predigten, sondern auch der Annales forlivienses von 1397 — 1433 angegeben, welche aus des Grafen Brandolini Bibliothek durch Phil. Argelati in Muratori's Corp. scripti. Italic. rer. T. XXI. gekommen sind *). (R.)

16) Hier. Monopolitanus, f. Hippolyto (Hieronymus) de).

17) Hier. Narniensis, f. Mautinus.

18) Hier. de Padua, f. Hieronymus Vallis.

19) H. PAULUS, Kanonikus zu Barcelona in Spanien am Ende des 15ten Jahrh., schrieb außer seiner sententia de donatione Constantini magni, die beiden Abhandlungen de luminibus et montibus Hispaniae und de urbe Barcinonensi, welche in Andr. Schott's Hispania illustrata T. II. stehen, und Provinciale ecclesiarum orbis christiani, welches A. Miraeus. Par. 1610, mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben hat *). (R.)

20) Hier. VON PISTOJA, ein Kapuziner, welcher sich bis zur Stelle des Definitor generalis in seinem Orden aufschwang, lehrte in verschiedenen Städten Italiens, war auf dem Concilium zu Trient gegenwärtig, hielt dort auch mehrere Predigten und stand bei Papst Sixtus V. als dessen Gewissensthron in großer Ehre. Auf sein Ansuchen wurde er seines Dienstes entlassen, ging mit 30 Mönchen seines Ordens nach Kreta, um der dort gegen die Türken stationirten Flotte mit geistlicher Hilfe beizustehen und starb daselbst am 29. Nov. 1570. Außer Predigten schrieb er nur de quantitibus rerumque distinctionibus et formalitatibus Scoti (Rom. 1570. 8.), und besorgte die Herausgabe von Bonaventura's Werken, welche Papst Sixtus V. drucken ließ *). (A. G. Hoffmann.)

21) Hier. Pragensis, H. von Prag, f. Faulfisch (Hieron.)

22) Hier. von Prag, Zeitgenosse des bekannten gleichnamigen Freundes von Job. Hus, war ein aus Prag gebürtiger Mönch des Ordens von Camaldoli, welcher gegen 20 Jahre als Einsiedler zu Camaldoli in Italien lebte, dann in seine Vaterstadt zurück kehrte, sie aber wegen der damals dort vordringenden religiösen Richtung bald wieder verließ und sich nach Polen und Litauen begab. In dem letzt genannten Lande bemühte er sich, die dort noch befindlichen Heiden zu bekehren. Auf dem bekannten Concilium zu Basel (1431) war er gegenwärtig, kämpfte gegen den Papst Eugen IV., welcher das Concil anheben wollte, mit aller Kraft, verfaßte aber auch eine polemische Schrift gegen die Hussiten und starb zu Venedig 1440 *). (A. G. Hoffmann.)

23) Hier. RADIOLENSIS, Mönch vom Orden Vallombrosa im 15ten Jahrh., bekannt als Verfasser einer in den Actis Sanctorum unter dem 12. Jul. abgedruckten Schrift de miraculis S. Jo. Gualberti, des Stifter's seines Ordens *). (A. G. Hoffmann.)

24) Hier. Romanus, f. Higuera.

25) Hier. RIAMNUSIUS oder RAMUSIUS, ein Venediger aus dem 15ten Jahrh., hielt sich als Arzt einige Jahre im Orient auf, um das Arabische gründlich zu lernen und übersezte zu Damascus den Ibn Sina (Avicenna) ins Lat. im J. 1484. Diese seine Arbeit ist benutz in der lat. Übers. jenes arabischen Schriftstellers, welche Vened. 1608 in fol. erschien *). (A. G. Hoffmann.)

26) Hier. ad Sacrum fontem, f. Razzi (Silvan.)

27) Hieronymus, Erzbischof von Salzburg, f. Salzburg.

28) Hier. Savonarola, f. Savonarola.

29) Hier. Stridonensis, H. von Stridon, f. Hieronymus der Heilige.

4) Zöcher's Gelehrtenlex. 1r Bd. col. 159. u. 1263. 64. Mazzuchelli's crittori d'Italia u. d. 23. Albertucci, Ehard de scripti. ord. domini. und Fabric. bibl. med. et inf. lat. u. d. 23. Hieronymus und die bei ihm angeführten Schriften. 5) Zöcher in Zöcher. 1r Bd. col. 450.

6) Zöcher a. a. D. 2r Bd. col. 1501. Reßner met. Ges. Leichter.

7) Zöcher a. a. D. Fabric. a. a. D. und die von ihm angegebenen Schriften.

8) Fabric. a. a. D.

9) Adelung's Jöcher, in Zöcher 2r Bd. col. 1999 nach Bern. a. Bononia biblioth. Capuc.

10) Fabric. a. a. D. Zöcher a. a. D. col. 1593.

11) Fabric. und Zöcher a. a. D.

12) Vgl. Fabric. a. a. D. und die bei ihm gegebenen Nachrichten.

80) HIER. TEUTONICUS, ein Dominikaner des 16ten Jahrh., welcher aus Teutschland gebürtig war, aber in Paris lebte; bekannt durch seinen Auszug aus der Summa theol. des Thomas, welchen er Par. 1585 in 2 Bden 8. herausgab ²¹⁾. (*A. G. Hoffmann.*)

81) Hier. Torrensis, f. Torres (Hieron.)

32) HIER. VALLIS, VALLENSIS od. DE VAL-LIBUS, ausgezeichnete Arzt und Dichter aus Padua, welcher nach Vossius bereits 1443 starb, nach Trithemius dagegen noch 1494 gelebt haben soll. Er schrieb eine Jesuade d. i. ein Heltengedicht, worin das Leben Jesu besungen wird; es ist im 16ten Jahrh. öfters gedruckt, zuerst Wien 1510. 4., dann zu Leipzig in mehreren Ausgaben, zu Antworten auf zu Basel. Außers dem hinterließ er noch andre Gedichte, welche aber nicht gedruckt sind ²²⁾. (*R.*)

HIERONYMUS DE WERDEA, d. i. von Donauwörth, war er in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. geboren. Er studierte zu Wien, erhielt daselbst die Würde eines Magisters der Weltweisheit, und lehrte eine Zeit lang daselbst diese Wissenschaft mit vielem Beifall. Er ergab sich darauf in das Benedictinerlocher Mannesse in Dberörsdorf, legte daselbst 1452 die Gelübde ab, wurde 1463 Prior, und starb 1475. Ein Poligraph, von dem ein handschriftlicher Codex im Kloster Kremsmünster sagt, sechs Pferde wären nicht im Stande gewesen wegzuführen, was er geschrieben habe. Es ist aber nur wenig von ihm gedruckt worden, das gegen werden in verschiedenen Bibliotheken viele Schriften von ihm aufbewahrt. Eine Recension derselben bearbeitete P. Honorius Knochalter, Benedictiner zu Rannsee, unter dem Titel: Poma Septembris h. e. acta literaria vener. Hieronymi de Werdea, wie Pex in der Vorrede zum 3ten Bde seiner Biblioth. ascet. anführt ²³⁾. (*Baur.*)

Hieronymus (Heinr. von S.), f. Hieronymo.

Hieronymus (Astron.), f. Fuhrmann.

HIEROPHANT (*ἱεροφάντης*) ¹⁾, Lehrer der heiligen Gebräuche, Offenbarer der Geheimnisse, stand an der Spitze der im Tempel der Demeter zu Eleusis waltenden und den Geheimdienst der Göttin demahnenden Priester. Seine Würde war in dem Geschlechte des Eumolpos, welcher den Geheimdienst der Sage zu Folge angeordnet, erblich. Durch ihn wurde der Aenberr repräsentirt ²⁾, so daß dieser gleichsam noch immer die Weihe verrichtete. Die Stellung des Hierophanten, wie die Erblichkeit seiner Würde scheint von den Ägyptern entlehnt ³⁾; denn auch die thebanische Priesterchaft kennt

einen *ἀρχιερεὺς* ⁴⁾. Wie der Pontifer Maximus zu Rom, war der f. erster Priester in Attika ⁵⁾. Man nannte ihn nach seinen Verrichtungen auch *μυσταγωγός*, weil er die Eingeweihten — *μυσταί*, Novizen — bei der Feier der kleineren Eleusinien in den Tempel führte, und *προφάντης*, welcher die tiefste Kenntniss von Allem besaß, weil er die himmelreich Geprüften und für den höchsten Grad geheimer Wissenschaft Gereiften (*ἐκόντας*) zum Anschauen des Göttlichen bei den größeren Eleusinien weilete ⁶⁾. Da man ihn als Demriug, wie den Daduchos als Sonne, den Epibomios als Mond und den Hierokeryx als Hermes ⁷⁾, darstellte, so hatte er auch große, äußere Auszeichnung. Denn er saß auf einem Throne und trug ein Diadem ⁸⁾; dieß und sein Alter, zu welchem er dinalgerückt seyn mußte, gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Das Ernste und Heilige in seinen Mienen, das vom Haupte herabwallende Haar, der allgemeine Glaube an seine tiefe Wissenschaft und sein keusches, strenges Leben stützten Hochachtung ein ⁹⁾. Nur durch treue Verwaltung mehrerer Priesterstellen konnte man sich des Hierophantenamtes würdig machen. Unsträflichen Wandel und Keuschheit forderte seine Amtspflicht; ob er aber das Gelübde der Keuschheit ablegen mußte, ist zweifelhaft. Früher eingegangene eheliche Verbindung scheint kein Hinderniß gewesen zu seyn; wahrscheinlich aber war ehelicher Genuß dem H. verboten ¹⁰⁾. Pausanias ¹¹⁾ weiset von dem H. zu Philus, daß seine Würde mit jeder Heister wechselte und er heirathen könne, wenn er wolle, was in Eleusis, wie er selber bemerkt, nicht Sitte war. Denn hier war die Würde eine lebenslängliche. Um der Entschamtheit willen wusch der Hier. sich, wie alle Demeterpriester, mit Schierlingsast ¹²⁾, doch trank er ihn gewis nicht, wie Drigenes glaubt ¹³⁾. Bei der Feier der Eleusinien sang er mit dem Daduchos das Lob der Demeter und ihrer Tochter im Namen des Volks ¹⁴⁾; beide wurden desto höher geachtet, je angenehmer und sanfterer ihre Stimme war ¹⁵⁾. (*Schlinke.*)

HIEROPHANTIDEN (*ἱεροφάντιδες*), auch Prophanthen (*ὑποφάντιδες*) ¹⁾, Lehrentinnen der gottesdienstlichen Gebräuche, hießen die Vorkleberinnen der eleusinischen Mysterien, die Priesterinnen der Demeter und Kore ²⁾, die hatten entweder eine Oberpriesterin, welche

4) Herodot. II, 49. 5) Plutarch. Num. T. I. p. 143. Hyatt. van Dale diss. aut. p. 587. Spanheim de usu et praest. N. p. 84. 6) Dingen. Laert. VII, 196. Photius Lex. gr. p. 80 ff. Zonaras p. 1092. Herodot. VIII, 37. 7) Euseb. Praep. ev. III, p. 317. A. 8) Sch. Croiz Mystere p. 723 ff. ed. Silvestre de Sacy. 9) Philostrat. vit. Philon. II, 30. 10) Sch. Croiz I. I. Tom. I. p. 222. 11) II, 14. 12) Schol. Pers. Sat. V, 145. Serv. ad Aen. VI, 661. 13) a. v. Gellius VII, 723. 14) Suidas II. d. 28. Aubrigon. 15) Sch. Croiz. Tom. I. p. 224 und dazu Silvestre de Sacy.

1) Schol. Sophocl. Oedip. Col. 673. Cf. Photius p. 80 ed. Hermann. Pollux Oolom. I, 14. wo *προφάντης ἱεροφάντης* hinzugefügt ist. 2) Sie zu unterscheiden nennt man die Priesterinnen des Kore Throphen, die der Demeter Weissen, auch Miterophen. Spanheim ad Callim. Tom. II. p. 152. 153. Hier. p. 1030.

13) Zacher a. a. D. col. 1593. 94. nach Ehard de scriptis. ord. dominicanorum.

14) Fabric. a. a. D. und die bei ihm citirten Schriften.

15) Pex dissertat. inag. to T. I. thes. soced. Zegelbauert hist. lit. ord. S. Bened. T. IV. Kobell's dölter. Gel. ter. 328 und Grading. 157.

1) Hier. sch. ὁ γὰρ τὸν ἱερὸν μυσταγωγὸν, ἱερέα, ὃν τὸ μυστικὸν διδασκῶν, αὐτὸν ἱεροφάντην, ἱεροφάντην τὸν ἱερὸν, wie Dionys. Hal. 56 die Pontifices Max. nennt. 2) Plutarch. de exil. T. VIII. p. 657. p. 445. ed. Hystenb. 3) Inodora. Sic. I, 29.

aus dem alten athenischen Geschlechte der Philiden *) stammte, oder sie selbst stammten aus demselben und waren mit der Familie des Königs Kekes, dessen Tochter eigentlich Dienerinnen der Demeter waren **), verwandt. An Würde, wie an Geschäften war die Hierophantia dem Hierophant bei der Feier der eleusinischen Mysterien gleich. Sie weihete die Erstkrusten und Weissen ihres Geschlechts *) in die Geheimnisse, begleitete den Hierophant allenthalben, und blieb mit ihm allein, wenn die Riten ausgelöst wurden und die unzählbare Volksmenge in langer Erwartung darbot. **) Auch mußte sie besondere Opfer an einem Festtage der Göttinnen darbringen *). Der heilige Eifer der Hierophanten hat den erwähnten Verstoß gegen den Anstand an dieser Oberpriesterin hat getadelt, aber wohl nur aus Unkunde. Denn beide, Hierophant und Hierophantide, besaßen die Stellen lebenslanglich, standen schon in ziemlich hohem Alter und waren zur strengsten Keuschheit verpflichtet. Auch genossen die Hierophantiden beim Volke wegen ihrer Frömmigkeit so große Achtung, daß man ihnen Denkmale errichtete *). Hätte sie auch wohl den Ältesten der Mysterien suchen dürfen, wenn sie diese selbst zum Vorwande einer schändlichen pflichtwidrigen Lebensweise mißbrauchte *)? Fremdlische Begebenheiten und Verhandlungen, welche auf den Dienst der Demeter und Kore sich bezogen, beendigten man nach dem Jahre des Priestertumes der Hierophantiden *). Sie mußten wohl nicht unweiblich sein, hatten aber während ihres Priestertums sich der ehelichen Umarmung streng zu enthalten *). Lebte also der Mann derselben noch, wann sie zu dieser Würde erhoben wurden, so erfolgte durch freundliche Uebereinkunft eine Scheidung von demselben *). Auf einer Inschrift, welche Hadrian's Einwilligung verewigt, wird die H. Mutter des Markianus genannt. Äußerlich zeichnete sich diese Oberpriesterin durch einen Manteltranz auf dem Haupte aus *), und durch das Tragen eines Schleiße *).

Ein purpurnes Gewand schmückte sie, wie den Hierophant, weil diese Farbe den eleusinischen Gottheiten heilig war *).

(Schinke.)

Hierophantis, f. Hierophantiden.

HIROPHILOS, ein athenischer Arzt, bekannt als Lehrer der ersten athen. Hebamme Agnovie, vergl. den Art. Hebamme (2te Sect. III, 234.). Ein griechischer Arzt und Sophist dieses Namens verfaßte eine Schrift über die Nahrungsmittel, welche noch handschriftlich vorhanden sein soll *).

(R.)

HIROPHYLACIUM, f. d. folg. Art.

HIROPHYLAX, hieß in der griech. Kirche der Küster (sacrista, custos, auch Thesaurarius), oder derjenige, der die Kirche und Sakristei auf- und zuschloß, dem die Sorge für die Reinlichkeit und Lüftung der Kirche, so wie die Bewahrung der heiligen Gefäße und jeglichen Kirchenschmucks oblag *). Hierophylacium ist so viel als Sacrum **, oder Sacrorum.

(Alex. Müller.)

Hierophyla, die cumäische Sibylle, f. Sibylla.

HIROPHOI, können genau genommen alle Episcopien genannt werden; vorzugsweise aber gebraucht man in Äthen das Wort von solchen Priestern, welche verpflichtet waren, die Unablässigkeit des Opferrichts zu prüfen.

(R.)

Ferner hießen so zehn Männer in Äthen, die bei verschiedenen Festen auf Erziehung zu sehen hatten, als bei den eleusinischen Mysterien, bei dem Fest der brauronischen Artemis und andern. (Pollux. onom. 8, 9, 107.).

(C. W. Müller.)

Hieropoia, f. d. vorh. Art.

HIROPOLIS ist 1) einetl mit Balbek oder Heliopolis in Syrien; f. also 2te Sect. V, 122. 2) so viel als Augusta Tiberii oder Regensburg (f. d.).

(R.)

Hieropotamos, f. Hieros u. Hierus.

HIROPHYR (ἱεροφύρ, ἱερὸν ἄγρον, Ignis sacer; Ignis brunus; Ignis St. Antonii, Feu sacré, feu de St. Antoine; St. Antony's fire, Anthion Vaur; Helig eld; heiliges Feuer, Antoniusfeuer, auch Hieronfeuer u. f. w.), eine bald mit Rose im Allgemeinen, bald mit Blatterrose, mit Gürtel

3) Suid. Tom. III. p. 559. ed. Caetsbrig. 1705. 4) Pausan. I, 18. *Ruhnen* zu Hom. Hymn. in Cer. v. 480 und Hesiod. in E. 2. S. 138 f. 5) Suidas a. a. D. *Phrynia* Lem. gr. p. 472 und *Phrynia* Pto. *Gemeint*. Tom. IV. p. 170, wo eine Zeile steht an dem Fuße der Statue einer Hierophantide gekürzt, unter welcher Kaiser Hadrian einarmet wurde. 6) S. d. Scit. Mysterien. Tom. I. p. 245 u. 360. 7) *Demosthenes* in Neir. Tom. II. p. 606. ed. Taylor. 8) Spin u. *Waher* Voyage Tom. I. p. 124. *Adrian* Priesterinnen der Griechen. S. 67 find sie abgezeichnet. 9) S. d. Scit. Mysterien. p. 245 u. Not. *Cramer* *Complément*. 4r. Bd. S. 438. 10) *Inscriptions* antiques apart. au *royaume* de Spén et *Waher*. Lyon 1866. Tom. II. p. 135. 104. 105. *Inscriptions* antiques. Excerptit R. *Chandler* *Oxon.* 1774. p. 78. *Inscriptio*. CXX. 11) *Tertullian*, ed. Uxor. I, 6. *vetorum* vidua *Africanæ* *Cerri* *edidit* *scimus*, *durissima* *plidum* *oblivione* *matrimonii* *adlecta*. *Nam* *mauentibus* *no* *eternum* *viris* *non* *modo* *tero* *decedat*, *sed* *et* *alias* *is* *ut* *no* *viventibus* *loco* *no* *loisunt*, *adempto* *amici* *contacte*, *et* *no* *ad* *oculum* *honorum*; *et* *tamen* *durante* *as* *perseverant* *in* *ali* *viduitatis* *discipulis*, *quos* *placuit* *etiam* *sancit* *societate* *excludit*. 12) *Tertullian* *de* *exhortat*. c. 13. 13) *Spanheim* *ad* *Callimachum*. Hymn. in Cerer. v. 45. *Mito* *corroto* *Ceris* *sacerdotes* *ex* *utroque* *sexu* (in *Eleusiniis*). *Roisier* *Alph.* *cont.* *poëtic* *E.* 81 und *Sebina* *Id.* 1. S. 127. 14) S.

Crois *Mystère*. Tom. I. p. 132. *Sophocl.* *Oed.* Col. 1044—1046. 15) *Cramer* *Diouys.* p. 196. *Symbolit.* *St.* 2. S. 359.

*) *Fabriz.* *Bibl. Graec.* VI, 8. p. 781. (Sicut *Aug.*)

*) *Ergl.* *Concilium* *Tolentan.* in *Ed.* 1. *Decret.* tit. 28. c. 1. *Ut* *scilicet* *us* *Sacrista* *subjectum* *Archidiacono*, *et* *ad* *ejus* *cram* *peritiore* *custodiam* *sacrorum* *vasorum*, *vestimentorum* *ecclesiasticorum*, *seu* *totius* *Thesauri* *Ecclesiae*, *non* *quod* *ad* *luminaria* *pertinet*, *sive* *in* *Cera*, *sive* *in* *Oleo*, *Laber* *ordinis* *S. Victorii* *puriissimi* *MS.* cap. 20. *Ad* *Officium* *Sacristae* *pertinent* *omnis*, *quae* *in* *thesauro* *sunt*, *custodie*, *reliquiae* *et* *omnis* *ornamenta* *altaris* *et* *Sanctuarii*, *ac* *totius* *Ecclesiae*, *sive* *in* *auro*, *sive* *in* *argento*, *sive* *in* *oleo*, *et* *in* *pellis*, *et* *in* *ta* *petibus*, *et* *in* *Corticiis*: *sacras* *quoque* *vestes*, *et* *pallas*, *et* *maen* *tergia*, *calices* *et* *textus*, *et* *crucis* *et* *thuribuli* *et* *candelab*, *et* *cetera* *vasa*, *quod* *vel* *ad* *ministerium*, *vel* *ad* *ornamentum* *altaris* *et* *Sanctuarii* *totiusque* *Ecclesiae* *pertinent*. **) *Egl.* *Dufresne* *glossarium* *a.* *h.* *v.*

und selbst mit Flechte gleichbedeutend genommene Benennung. — Gewöhnlich versteht man darunter eine Blatterrose mit fauligem Fieber, welche nach drei oder vier Tagen des heftigsten Fiebers mit unerträglich brennenden Schmerzen, Entkräftung, Irrewerden u. s. w. unter den Äpfeln, in den Weichen, am Rücken oder andern Theilen mit tiefer Röthe (wie Feuer) ausbricht, sich allmählig weiter, selbst bis zu den Händen und Füßen verbreitet und Blasen bildet, die sich in brandige Geschwüre verwandeln *). C. G. Schmalz (Versuch einer med. chir. Diagnostik in Tabellen) führt das heilige Feuer unter den pustulösen Hautkrankheiten als eignes, einzelne Stellen des Körpers, mitunter selbst mehrmals, befallendes, höchst selten epidemisches, noch seltener ansteckendes, Kindern nicht eigenes und ohne bestimmte Perioden verlaufendes Uebel auf, wobei auf einer entzündeten Grundfläche ein Haufen Bläschen sich erhebt, welche eine schaffe, Anfangs dünne und helle, späterhin trübe, gelbliche oder bräunliche, klebrige oder eiterartige Feuchtigkeit enthalten, meist heftig brennen, in Schorfen oder Schuppen abheilen und keine Narben hinterlassen, wosern nicht Hautgeschwüre hinzu kommen. Unter diesem, von den Kinderblattern mitbin sehr deutlich unterschiedenen Hautübel denkt er dann der bößartigen Rose, des Gürtels und der Pocken. (V. Herpes und Rose). Über die Geschichte dieser Krankheit s. den Art. Heilige Feuer (das) 2te Sect. IV. S. 142. (Wiegand.)

HIEROS wird 1) ein Fluß, der von dem Gebirge Ida in Troas fließt, genannt. Plin. V, 32.

(Kannegiesser.)

2) Eine Stadt in Sarmatia Asiatica in Osten der Palus Maecotia.

HIEROSCHIPOS, HIEROCHIPE, das alte Hierosopia (s. d.) auf der Insel Cypern, jetzt nur ein Dorf; die zum Tempel der Artemis gehörenden Gärten sind jetzt als Tabaksfelder benutzt. (R.)

Hierosopia, f. Hierosopia.

Hieros Gamos, f. Hochzeitsgebräuche.

HIEROSKOPIE (*ἱεροσκοπία*) und Hieromantie (*ἱερομαντεία*). Wie die Griechen und Römer glaubten, daß die Götter überhaupt durch viele äußere Umstände die Zukunft andeuten; so meinten sie auch, daß diese durch eine Handlung eröffnet würde, die ganz besonders sich auf die Götter bezoge, nämlich durch die Opfer. Jeder einzelne Theil der Handlung des Opfers wurde daher scharf beobachtet, um durch den Schleier der Zukunft bevorstehende Ereignisse zu entdecken. Zuerst beobachtete man das Opferthier bis zu seinem wirklichen Tode, und dieser Theil der Wahrsagung hieß *Herizis*. Wie es für unglückliche Anzeigen gehalten wurden, wenn das Opferthier entliehe, mit Gewalt zum Altare geschleppt werden mußte, dem tödtenden Beile des Priesters auswich, oder auch von selbst niederfiel, ohne geschlagen zu werden,

wenn es nach erhaltenem Schlage nicht ruhig niederfiel, sondern noch zappelte, brüllte, überhaupt sich lange quälte und nicht viel Blut gab; so galt es für Glück, wenn das Gegentheil von Allem diesem geschah. Man sah es noch besonders gern, wenn das zum Dörsaltar geführte Thier mit dem Kopfe nickte, und dadurch gleichsam seine Bereitwilligkeit, geopfert zu werden, bezeugte. Um zu dieser Bewegung das Thier zu zwingen, goß man ihm auch wohl Wasser in die Noren. Vorzüglich glaubte man auch, daß durch den Schwanz des Thieres die Zukunft angedeutet würde: wenn dieser gerade herab hing, also das Thier furchsam oder mutlos war, so glaubte man auf Unglück in der Sache schließen zu können, für welche geopfert wurde; war hingegen der Schwanz steif empor gerichtet, so schloß man auf Glück. War das Opferthier geblüet, so wurden zunächst die Eingeweide untersucht, um die Zukunft zu erschließen; diesen Theil der Wahrsagung nennt man *ἡ δὲ ἐντέριον μαρτυρεῖ*. Für eine glückliche Vorbedeutung galt es, wenn die Eingeweide in gesundem Zustande, in ihrer natürlichen Lage, Farbe und im gewöhnlichen Verhältnisse an Größe zu einander angetroffen wurden. Zuerst wurde die Leber beschauf, daher diese auch *τοῖσιν τοῦ μαρτυρῆς* genannt wird; dann schritt man zur Betrachtung des Herzens. War gar kein Herz da, so galt es für ein großes Unglück; fand sich nur ein kleines Herz, oder zitterte es stark, war es zusammen geschrumpft und ohne Fett; so galt dieses ebenfalls für ein Unglück. War die Galle sehr angeschwollen, so bezeichnete dieses zwar große Wüthe, aber am Ende doch Glück. Noch mehr glaubte man auf Schwierigkeiten schließen zu können, wenn sich 2 Gallen fanden. War die Lunge gespalten, so glaubte man das Geschick verschoben zu müssen, hingegen eine gesunde Lunge rieth schnelle Vertreibung eines Geschädigten. Bei der Milz war es Unglück bedeutend, wenn sie Blasen, Runzeln oder Verhärtungen hatte. Auch die Hauto, welche die Eingeweide umgaben, wurden betrachtet. Es galt auch für ein Unglück, wenn die Eingeweide den Händen der Priester entzischlupfen. Überhaupt aber war es bei Untersuchung der Eingeweide Regel, daß, wenn schon ein wichtiger Theil Aufschluß gab, man nicht zur Untersuchung des unwichtigen schritt; also, wenn die Leber schon ganz genügende Abzeichen enthielt, wurde das Herz nicht betrachtet u. s. w. Man glaubte nach Kleomens (Stromat. I. p. 304), daß die Wahrsagung aus den Eingeweiden durch den Tod der desphischen Sibylle vervollkommenet worden sei. Nämlich der Körper derselben, welcher sich in Staub aufgelöst hatte, ging in Pflanzen über. Da diese nun von den Thieren gegessen wurden, so erhielten dieselben die Vorempfindung der Zukunft. Der dritte Theil des Opfers war die Verbrennung des Opferfettes. Die Wahrsagung aus der Verbrennung hieß *προμαρτυρεῖ*. Fanden sich bei der Zerlegung des Opferfettes keine bedeutende Zeichen vor, so wurde nun vorzüglich auf das Verbrennen der Opfer geachtet. Man hielt es hierbei für glückandeutend, wenn die Flamme das Opfer sogleich ergriff und alle Theile

*) Mémoires de la Société royale de Médecine à Paris 1776. Volum. I. p. 260. Vogel's Handbuch. Bd. III. S. 299.

zugleich verzehrte. Um die Flamme hierbei zu unterstützen, nahm man sehr trocknes Holz zu dem Opfer. Ferner wurde es für ein Glüd gehalten, wenn das Feuer nicht eher verlöscht, als bis Alles zu Asche verbrannt war. Die Flamme, welche rein und ohne Rauch, heilglänzend und pyramidenförmig ohne Geräusch empor stieg, wurde für vorzüglich günstig gehalten. Dingen schloß man auf Unglück, wenn das Holz schwer anbrannte, das Feuer nicht alle Theile des Opfers zugleich ergriff, wenn die Flamme sich zertheilte, sich in einem Wirbel drehte, niederwärts oder seitwärts sich wandte, vom Winde oder Regen verlöscht wurde, viel Geräusch machte, Rauch oder Funken aufstiegen. Bei der Verbrennung der einzelnen Theile galt es für ein Vorzeichen von Missethätigkeiten, wenn der Schwanz sich krümmte. Vorzüglich machte man noch Versuche mit der Harablaste. Nämlich man umwickelte den Hals derselben fest mit Wolle, legte sie in das Feuer und beobachtete, welcher Theil zerplatzte und nach welcher Gegend der Harn spritzte. Stieg die Fruchtigkeit dem Oberpriester gerade entgegen, welches man *vaporis hvariae* nannte, so galt es für ein gutes Zeichen. War die Flamme mit Rauch umgeben, wie das mehr oder weniger stets der Fall ist, so wurde es für gutes Vorzeichen gehalten, wenn der Rauch in gerader Linie mit dem Feuer hoch empor stieg und nach dem verbrannten Fleische roch; drehte er sich, oder wirbelte er, ging er in schiefer Linie, oder roch er nach andern Dingen: so deutete er Unglück an. Auch bei den Thieren war dieser Gebrauch, wie Theophrastus (in Oseae cap. 4.) und Victorius (lib. de Magia cap. 11.) erzählen. Wenn das Opfer in Weibrauch bestand, so wurden ebenfalls Anzeichen der Zukunft davon bergehoben. Dieses nannte man *λίσσαναυραία*. Brannte der Weibrauch schnell und verbreitete einen angenehmen Geruch, so galt es für glückverkundend; das Gegentheil bedeutete Unglück. Nicht bloß bei den Brandopfern, sondern auch bei den Transtopfern suchte man die Zukunft zu erschöpfen. So achtete man vorzüglich bei Ausgießung des Weins auf Vorzeichen und dieses wurde *δινουραία* genannt. Die größere oder geringere Heiligkeit der Farbe, und die Bewegung und das Geräusch des Weines wurden beobachtet, und so gilt es z. B. für Dido (Virgil. Aen. IV. 453.) als ein schlimmes Vorzeichen, daß der Wein dunkle blutrothe Farbe hat. (C. W. Müller.)

Hieroskopos, f. d. vorderr. Artikel und Haruspex.

Hieros limen (*ισόος λιμνίς*), heiliger Hafen, f. Delphinion im Art. Hafen (2te Sect. I. 131.).

Hierosolyma, f. Jerusalem.

Hierosolymitana solitudo, Wüste Juda, f. Quantania.

Hieros potamos, f. Hieros u. Hierus.

Hiero's Schiff, f. Hieron's Schiff.

Hierosylia, f. Tempelraub.

HIEROTHECA heißt die Schätze oder das Kabinett, worin die Reliquien, d. i. die Glieder, Kleidungsstücke oder sonstige Ueberreste der Martyrer und anderer

für heilig gehaltenen Personen der Christen aufbewahrt zu werden pflegen *). Diese Kapseln waren häufig außerst kostbar, von Gold und Silber, mit Edelsteinen besetzt u. s. w. Doch bestimmte sich ihr Werth vorzüglich nach dem Ansehen, in welchem sie darin aufbewahrte Reliquie stand. Ebenfalls waren sie sammt ihrem Inhalte ein in der katholischen Kirche besonders beliebter und gesuchter Gegenstand, und selbst in unsern Tagen fehlt es nicht an Beispielen von Freunden derselben. Vgl. die Art. Heiligen-Verehrung, Reliquien, Wunderglaube. (Alex. Müller.)

HIEROTHEUS CONFLUENTINUS, P. — einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der rheinischen Kapuzinerprovinz, ehedem Sohn von Philipp Eberhard Stammel, Bürger in Koblenz und Soldatener bei dem Jolle von Kunohein-Engers, der in Koblenz erlöbten wurde († d. 4. März. 1709), und von Katharina Käber († d. 6. Febr. 1739). Hierotheus, in der Welt Johann Michael Stammel genannt, geb. den 7., getauft den 9. Septbr. 1682, trat, als der älteste Sohn unter 6 Kindern, unter dem Namen Hierotheus Confluentinus, in den Kapuzinerorden, wurde 1716 von dem Randcomthur zu Alten-Biesen, dem Kardinal und nachmaligen Fürstbischof von Speier (seit 1719), Grafen Damian-Hugo von Schönborn, zu seinem Stiefvater erwählt, folgte ihm nach Rastnach und Alten-Biesen, dann 1721 zur Wahl von Innocentius XIII. nach Rom, mußte aber nach 8 Jahren die einflussreiche Stelle aufgeben, indem er von dem 87ten Provinzialkapitel, Mainz, 1. Septbr. 1724, zum Custos für das Generalcapitel erwählt wurde. Ein Jahr später, den 18. Jun. 1723, hatte er bereits als Definitor das 34ste Provinzialkapitel besucht. Von dem 88ten Provinzialkapitel, Mainz, 29. August 1727, wurde er zum Provinzial erwählt, auch als solcher von dem 37ten Kapitel, Mainz, 6. Mai 1729, bestätigt. Im J. 1731 wurde er von dem Ordensgeneral zum Commissarius und Visitator der in große Unordnung gerathenen polnischen Provinz ernannt, ohne jedoch, bei dem Widerstande der Rantiar in Warschau, diesen Auftrag ausführen zu können. Der Rantius wollte nämlich selbst die Untersuchung vornehmen. Dagegen wurde Hierotheus von dem 88ten Kapitel, Mainz, 9. Mai 1732, damals zum Provinzial und zugleich zum Custos für das Generalcapitel, welches sich im J. 1733 in Rom versammeln sollte, von dessen Besuche aber die rheinische Provinz dispensirt wurde, erwählt. Eben so wurde er von dem 39ten Kapitel, Mainz, 6. Mai 1735, zum Provinzial, von dem 40ten Kapitel, Mainz, 4. Julius 1738, zum Custos für das Generalcapitel, von dem 41sten Kapitel, Mainz, 21. Julius 1741, zum Provinzial, und nochmals zum Beschluß von dem 42ten Kapitel, Mainz, 25. August 1757, zum Provinzial ernannt. Hiernach schließt sich auch sein öffentliches Leben; die späteren

*) E. Dufresne glossarium vocis Theca, et Capsa. Hugo Jarrinacensis in Chronico p. 270: mitto autem vobis capsam argenteam sepulcri Salvatoris et S. Jacobi reliquias continentem. Chronic. fontanell. cap. 8: capsam auream et gemmis decoratam continentem pignora diversorum Sanctorum.

Jahre widmete Hierotheus ausschließlich den Studien und Andachtstübungen. Bereits 1735 hatte er zu Mainz heraus gegeben: *Provincia Rhemana fratrum Minorum Capucinorum, a fundationis suae primordiis usque ad annum 1735.* 4. Jetzt erschien seine *Epitome historica*, in qua ab a. 1208 usque ad a. 1525. res Franciscanae generatim, dein vero solae Minorum Capucinorum usque ad a. 1747. in Chronologica serie repraesentantur. Heidelberg. 1750; ferner eine vermehrte Ausgabe der Provincia Rhemana, usque ad a. 1750. in V. L. L. Heidelberg. 1770. 4. mit einer Karte. Später erschien: *Manipulus Confluentiarum memorabilium rerum ex Honthemianis ac Browerianis potissimum arvis sedula et attenta manu congestus.* Luxemb. 1753. 8. (gleich wie die Provincia Rhemana ein höchst verdienstliches, noch heute brauchbares Werk), und endlich eine Abhandlung, de Missae sacrificio, Mogunt. 1759. 4. — Der P. Hierotheus, ein grundgelehrter, frommer, heiliger Mann, wie ihn der Name, selbst schon längst ein ehrwürdiger Greis, der das Glück hatte, sein Alter zu pflegen, bezeichnet, starb, hochbejahrt, zu Trier in dem Kapuzinerkloster, im J. 1763 oder 1764.

(v. Stramberg.)

HJERPE, ein Dorf am Untersäfer-Els im gleichnamigen Pastorat Jamtlands, nebst Schule, wo arme Kinder freien Unterricht und freie Wohnung genießen, sich aber die Kost verdienen müssen; die Schule ist Stiftung des 1802 in Trondhjem verstorbenen, aus Hjerpe gebürtigen reichen Kaufmanns Olof Hansen Radlius, der auch in Norwegen milde Stiftungen machte. 4 M. unterhalb des Dries trifft man, in reisender Gegend, 2 Schanzen, die eine hart am Flusse, die andere in einiger Entfernung von da, beide durch unterirdische Gänge verbunden; sie beherrschen die beiden einzigen Fahrwege, welche es hier gibt, nach Kall und nach Untersäfer, und damit die Straße, welche durch Jamtland nach Norwegen führt. Ein von Kall herabkommender Seenzug vereinigt sich hier mit dem Untersäfer-Els, über welchen hier eine Fährse führt zur nahe Kirche Untersäfer. Die Hjerpe-Schanzen wurden in den Sechzigern 1808 und 1809 von den Norwegern zerstört, aber theilweise von den Schweden wieder hergestellt. — Die erste Anlage geschah 1659 durch Claes Eijernslied; diese ward ½ Meile von da, 20 Jahre später durch oben erwähnte beide Schanzen ersetzt, von deren früherer Beschaffenheit die seltenen Mauern eines alten Blockhauses, Kronan, zeugen.

(v. Schubert.)

HIERRE, Fluß in Frankreich. Entspringt am Mont Renebre im Depart. Cotes du Nord, tritt oberhalb Carhair ins Depart. Finistère über, und ergießt sich oberhalb Chateaufauf in die Aulne.

(Beichen.)

HIERTING, ein Markfleden des königl. dän. Amtes und Stiftes Ribe, an der Hoebucht des teutischen Meeres, mit 200 Einwo. in 56 Häusern, mit Zollhause und kleinem Hafen, welcher Landungsplatz für die Stadt Warde ist *).

(K.)

HIERUS, Namen einiger Flüsse, 1) eines im westlichen Theile der Insel Sardinien; 2) eines im westlichen Theile Corsica's, vollständig Hieros potamos, jetzt aber Erbo genannt, Bgl. auch Hieros.

(K.)

Hies (Nord. Myth.), f. Hesius.

Hiesel (der bairische), f. Klostermeyer.

HIESSEN, HEISSEN, AUFHIESSEN (Vergl. Taf. I. Fig. II. Darstellungen von Schiffen und ihren Geräthen) heißt im Boot, eine Stange, eine Raa oder überhaupt eine Last mit Hülfe eines Tackels oder Flasenzugs in die Höhe ziehen. Den Anker vor den Krahn hießen oder auflassen, heißt den Anker am Ringe vermittels eines Tackels, der Katloopen genannt, unter den Krahnbalken aufziehen.

(C. H. Müller.)

HIETANIEMI, Hilsalkirchspiel des von Finnen bewohnten nordbottenschen Pastorats Öster Torned; die Kirche liegt in einer der fruchtbaren und reichenden Landschaften am schwedischen Ufer des Tornedflusses, wo die üppige Vegetation an südliche Zonen erinnert; es herrscht große Wohlhabenheit, ins Besondere durch die treffliche Viehzucht.

(v. Schubert.)

Hihorn, f. Hief.

HIFLAU, ein kleiner Ort des Bruder Kreises von 99 Häusern an der Ens im östliche Herzogthume Steiermark, bemerkenswerth wegen seiner herrlichen Lage und trefflichen Mühlsteine und reichen Steinkohlenbrüche *).

(K.)

Hilt, f. Hief.

Hilen, f. Hagebutten (2te Sect. I. 150.).

HIFENBERG, Berg im Amte Schaafau des sächsischen Herzogthums Meiningen, nahe beim Weiler gl. N., sonst vorzüglich berühmt wegen der trefflichen Bergsteinbrüche, die seit mehreren Jahrhunderten benutzt worden sind.

(G. F. Winkler.)

Hiftenberger Steine, f. Hiftenberg u. Wetzsteine.

Hifhorn, f. Hief, Hieshorn.

HIGA DE MONREAL, ein hoher Berg in der spanischen Provinz Navarra, zu den Vorbergen der Pyrenäen gebörend.

(Stein.)

HIGANQUET, Stadt auf der Insel Mindanao oder Maginbanao, f. d. Art.

(K.)

HIGDEN, HYGDEN, HYKEDEN, auch Monachus Costensis genannt (Kanuipb), ein engländischer Benedictinermönch zu St. Werborg in der Grafschaft Chester, lebte 64 Jahre im Kloster, und starb 1363 fast 100 Jahre alt. Man hat von ihm eine in England sehr geschätzte, um J. 1360 in lateinischer Sprache abgefaßte, von Johann von Treviso (Vriesler in Cornwall) 1367 ins Engländische übersetzte, und von Wilt. Carlton überarbeitete und mit einem achten Buche oder einer Fortsetzung von 1357 bis 1460 vermehrte Chronik: Polycronicon, contenyng the herynages and dedes of many tymes, in eyght books. (Westminster) 1482. fol.; nachgedruckt, eben das. 1495. fol. Was England zunächst angeht, hat Th. Gale aus dieser

*) Weim. Jahrb. 2e Abth. 1r Bd. S. 141.

*) Weim. Jahrb. 1e Abth. 2e Bd. S. 241.

Chronik ausgegeben, und in seinen Quindecim scriptoribus historiae saxo-anglicanae abdrucken lassen*). Dagegen, mit der Erschaffung der Welt beginnende, Chronik ist (das 7te Buch ausgenommen) eine bloße Compilation, aber der Sammler zeigt so gute Ansichten und eine so richtige Beurtheilung, daß er von den engländischen Geschichtsforschern fleißig benutzt, und als Gewährsmann angeführt wird. Handchriftlich hinterließ Higden eine Expositio super Cantica Canticoorum; in Jobum; sermones per annum u. a. m.**).

HIGFORD (William), ein gewandter engl. Schriftsteller, geb. 1580 in Gloucestershire, gebildet zu Oxford und gest. im J. 1657, bekannt durch die Schrift Institutiones or Advice to his grandson, in 3 Abtheilungen, welche Barthelemy in verkürzter Gestalt heraus gab (Lond. 1658. 8. u. 1660. 12.). Was er sonst noch verfaßte, ist ungedruckt geblieben***).

HIGGINS oder HIGINS (John), ein thätiger engl. Schriftsteller des 16ten Jahrh., erlangte seine wissenschaftliche Bildung zu Oxford, war Geistlicher zu Wintonham in Somersetshire und starb nach dem J. 1602. Die 4te Ausgabe des Mirror of Magistrates, welche er besorgte, enthält Vieles von ihm†); auch veranstaltete er eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe des engl. latein. Wörterbuchs von Rich. Duport (Lond. 1572. fol.), bereicherte die Sammlung der schönen lateinischen Bemerkungen, welche Nicolas Udall aus 8 Komödien des Terrenz gemacht hatte, und den übrigen noch nicht benutzten Stellen dieses Komikers (Flowers or eloquent phrases of the latine speech. Lond. 1581. 8.); übersetzte den Nomenclator omnium rerum von Fabr. Junius ins Engl. (Lond. 1585. 2 Bde. 8.). Seine letzte Schrift von 1602 ist gegen William Perkins gerichtet und betrißt die Höllenfahrt Christi††).

Higgins (Theophilus), f. Higgons.

HIGGONS, 1) Bevil, f. unter Nr. 8.

2) Theophilus, den man auch Higgins genannt findet, geb. ums J. 1578 zu Gilling, Anfangs übertrieben strenger Puritaner, so lange er mit seinen Predigten vielen Weisall in London fand, trat zur katholi-

schen Kirche über, als er durch einen Fehltritt die Liebe des Volks verloren und sein Vermögen eingebüßt hatte. Auf diesen Uebtritt bezieht sich die Schrift The first motive to suspect the integrity of his religion und Apology for turning Catholicus (beide 1609). Nicht lange nachher ging er zur anglikanischen Kirche über. Im J. 1624 gab er Mystical Babylon (Abhandlung über Apok. 18. 2.) heraus*).

3) Thomas, ein Engländer, ist eben so wie sein Sohn Bevil, als eifriger Anhänger des Hauses Stuart bekannt. Er war in Schropshire um 1624 geboren, seit 1658 im Parlament, diente Karl II. als Abgeordneter in Venedig, Schweden und Wien, und starb den 24. November 1691. Man hat einige, wenig erhebliche Schriften von ihm. Sein jüngerer Sohn Bevil, geboren zu Reze 1670, gebildet auf der Universität Oxford, begleitete 1688 den flüchtigen König Jakob II. nach Frankreich, kehrte nach dessen Tode 1701 in sein Vaterland zurück, wurde Professor zu Oxford, dann zu Cambridge, und starb 1735. Außer einer Tragödie (the generous conqueror. Lond. 1702.) und wenigen andern Gedichten, hat man von ihm beachtenswerthe Historical and critical remarks on Bish. Burnet's history of his own times. Lond. 1725, edit. II. 1727. 8.; und einen Abriss der englischen Geschichte (A short view of the english history. 1727. 8. Franz. à la Haye 1729. 8.) mit politischen und historischen Anmerkungen, die besonders über den Fall des Hauses Stuart, aus vorher unbekannten Handschriften, manche nicht unerhebliche Aufschlüsse geben**).

HIGGS (Griffin oder Griffluh), geb. 1589 in Dorsetshire, war 12 Jahre lang Kaplan bei der Königin Elisabeth von Böhmen im Haag, dann beim König Karl I., Decan zu Richfield, mußte aber wegen der seinen Gönner, den König, betreffenden Verfolgung Oxf. ausgeben, und starb am 16. Dec. 1659. Er schrieb problemata theologica und Miscellaneae theses theolog., beides Lugd. Bat. 1630***).

HIGH (hoch) findet man in mehreren aus dem Engl. entlehnten zusammen gesetzten Wörtern; in der Encycl. hat man sie in der Regel unter dem Worte zu suchen, welchem High vorgelegt ist, nur wenige bedurften einer Berücksichtigung in ihrer ursprünglichen Gestalt oder unter Hoch.

HIGHAM (John), ein engl. Mönch, wahrscheinlich Franziskaner des 17ten Jahrh., lebte meist außerhalb seiner Heimat und übersehte meistens altenglische Schriften ins Engl. aus dem Spanischen†).

*) Der vollständige Titel dieses Werkes ist: Historiae Britannicae, Savonicae, Angliano-Danicae Scriptores XV; oec non Historiae Anglicanae Scriptores V, ex variis Cod. MSS. editi, et in unum collecti operâ et studio Th. G. Oxon. a theatro. Sheldon. 1691 et 1697. 2 Voll. fol. Der 2te Theil dieses Werkes erschien früher, als der erste, aber der Herausgeber machte daraus schon im 2ten, weil letztere Schicksale in denselben aufgefunden waren. Im 3ten Theile dieser Sammlung nun ist unter Nr. 5, obgleich falsch enthalten mit dem Titel: Romulus Higdeni polyhistoricon, sive de rebus Britannicis et Hibernicis usque ad Constantinum.

**) Fossius de hist. lat. III. Hæthor et Gerius in append. ad Cave hist. lit. Oudin. de script. eccles. T. III. Balduus de script. Britan. Thiers's Stelleg. 2te. s. v. Polyconycon.

*) Crabb's Univers. histor. Dictionary. II. u. III. u. d. B. u. Watt's bibl. Brit. Vol. I. 495.

†) Lond. 1575 u. 1578. 2 Theile. 4. (nach Watt's bibl. Brit. I. 495.; Crabb's u. d. B. hal 1587.) Die frühern Ausgaben des Mirror erschienen 1563, 1571 u. 1574. ††) Crabb u. Watt a. a. C. Wgt. auch Aelung's Fortf. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2c Bd., 2000.

*) Watt a. a. D. unt. d. B. Higgons. Wood Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2c Bd. 1594.

**) Biogr. univ. T. XX. (von Lesebreyer Gauthier u. Ximé Gufflon).

*) Crabb's univers. hist. diction. Vol. II. u. d. B. Watt's bibl. Brit. I. 495., Wood Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2c Bd. 1594.

†) Watt's bibl. Brit. I. 495., Granger's Biogr. Hist. I. 377. u. Aelung's Fortf. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2c Bd. 2000.

HIGHAM-FERRERS, Burghleden (Borough) in England, in Northamptonshire, mit dem Wahlrecht für 1 Parlamentssitzglied *).

Highchurch (hohe Kirche), f. England.

HIGHGATE, Hafen auf der Ostseite des Champlain-See im Kanton Franklin, eine deutsche Meile von der Nordgränze des States Vermont (vereinigte Staaten von Nordamerika), 1374 Einwohner, starker Schleichhandel mit dem nahen britischen Nieder-Canada.

(C. N. Röding.)

Highgate Harz (Mineral), f. Copal (fossil.) iſte Sect. XIX. S. 247.

HIGH-ISLAND, eine der südlichen Inseln des Gesellschafts-Archipels, unter 23° 42' südl. Br. und 230° 18' östl. Länge von Ferro, von dem Briten Bronghton 1791 entdeckt und also benannt, 1797 vom Briten Bass besucht und Savitao genannt, 1823 auch vom Russen Lasarew aufgefunden. Ihr einheimischer Name soll Kappovai seyn, sie ist hoch gelegen, bewaldet, und bereichert vom Abkömmlingen der Malaienraſſe, deren Sprache der von Tahiti gleich ist. (Benichen.)

HIGH KNOLL, Berg auf der Insel St. Helena, von 1903 Fuß Höhe. (R.)

HIGHLAND, Kanton im State Ohio (vereinigte Staaten von Nordamerika), nördlich vom Ohio-Flusse, nur durch den Kanton Brown davon getrennt, 1820: 12,308 Einwohner. Ein hoch liegendes, gesundes, waldiges Land, trefflich für Viehzucht und Obstbau. Der Hauptort Hillsborough, Postamt mit 90 Häusern und einer Akademie, 11 deutsche Meilen östlich von Cincinnati und 7 deutsche Meilen südwestlich von Cleveland.

(C. N. Röding.)

Highlands (Hochlande), f. Scotland.

HIGHMORE, 1) Joseph, ein engl. Bildnißmaler, welcher durch die Vollkommenheit seiner Bildnisse sich einen berühmten Namen erworben hat. Er lebte unter der Regierung Königs Georg II., dessen Bildniß er im großen Ornat 1727 malte. Auch hat er für das große Kinderhaus zu London Hogar und Zornel in einem großen Gemälde dargestellt. Er starb 1780 nach einer 46jährigen Thätigkeit in seiner Kunst. Ubrigens haben nach ihm Vertue, Faber u. A. gezeichnet; von ersterem ist besonders das gewar keine Bildniß des William Carter jart vollendet **).

(Frenzel.)

2) Nathaniel, ein engl. Arzt, geb. den 6. Febr. 1613 zu Tordingsbridge in Hampshire, bildete sich zu Erford, promovierte 1642, ließ sich zu Sherborne in Dorsetshire nieder, wo er in seiner Praxis viel Ruf erlangte, und starb am 21. März 1684. Obgleich für ihn die Gelegenheit zu Sectionen sehr beschränkt war, beschästigte er sich doch fleißig mit der Anatomie und machte einige Entdeckungen, welche seinen Namen verwirren (f. d. Art. Highmore'scher Körper und Highmore's

Höhle). Die Ergebnisse seiner Studien legte er in einigen Schriften nieder. Die wichtigste ist *Corporis humani disquisitio anatomica* (Hag. 1651. fol.); doch sind seine Beschreibungen darin zu kurz, die Zeichnungen von Vesalius entlehnt. Seine *exercitationes duae*, quarum prior de passione hysterica, altera de affectione hypochondriaca (Oxon. 1660. 12. u. Lond. 1670. 4.) enthalten viele physiologische Hypothesen, welche von Dr. Willis angegriffen, aber von Highmore in einer Antwort: de hysteria et hypochondriaca passione (Lond. 1670. 4.) vertheidigt wurden. In seiner *History of generation* (Lond. 1651. 8. u. 12.) theilt er die verschiedenen Ansichten über die Erzeugung, besonders aber die Meinung von D. Kenelm Digby *).

HIGHMORE'SCHER KÖRPER (Highmore'sches Hauptausführungsgesäß des Samens, Kern des Hodens, Hodenträn, Samengefäßnetz, Corpus Highmori, s. Highmorianum, Radix epididymidis, Nucleus testiculi, Corpus nervosum in medio testis, Ductus in medio testis corpore, Ductus Highmori, s. Highmorianus, s. nervosus, firmamentum vasorum testiculi, Corpus olorumum, Meatus seminario, Textus albens, Membrana connectens testem et epididymidem), ein längerer dünner Kanal an der dem Hoden zunächst gelegenen Seite des Hodens der Thiere. Daß dieser von Highmore (disquisit. anatom. in corp. human. Hag. 1651. lib. 1. p. 4. c. 2.) zuerst, jedoch unvollständig, beschriebene Körper sich nicht im Menschen vorfindet, wie früher angenommen wurde, hat Regner de Graaf im J. 1668 zuerst gezeigt.

(Wiegand.)

HIGHMORE'S HÖHLE (Maxillars- oder Oberkiefer-, oder Kiefer- oder Kinnbadenhöhle, Höhle des Kinnbadens, Schleimhöhle des Oberkiefers, Antrum Highmori, s. maxillare, s. Highmorianum, s. genae, Sinus maxillaris, s. spongioso-palatino-ethmoido-maxillaris, Sinusositas maxillaris, Sinus ossis maxillaris, Caverna, s. cavernula ossis quarti maxillaris), die geräumige Höhle im Körper jedes Oberkiefers. Diese schon vor Nathaniel Highmore bekannte ** Höhle erhielt jenen Beinamen, weil dieser staatesburg'sche Arzt sie zuerst genauer beschrieb und auf mehrere regelmäßige Vorgänge in derselben aufmerksam machte (Highmori in corp. human. disquis. anatom. Hag. 1651. lib. V. part. 2. cap. 1.). Dgl. Kiefer. (Wiegand.)

HIGH PEAK, eine 3019 rheinl. Fuß über der Meeressfläche ragende Spitze des romantischen Catskills

*) *Rees u. Wast* a. D. *Crabb univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. Art. Scher's* Geschichtl. 2r Bd. 1445. unt. d. B. Schelmort.

*) Ausführl. Beschreib. gibt *Rees Cyclop. Vol. XVII. (R.)*. **) Sehr ausführlich berichtet sich über ihn *Rees Cyclop. Vol. XVII. unt. d. B.*, wo auch seine Schriften aufgeführt werden, welche außerdem *Wass* (Bibl. brit. Vol. 1. 495.) anführt. (R.)

*) *Ge u. P.* erwähnen schon dieser Höhle *Fœcal* (de corp. human. fabric. I, 3), *Eustachius* (tab. anat. tab. 46. f. 6. 7.), *Fallopia* u. A.

Gebirge an der Westseite des Hudsonstroms im State New York der vereinigten Staaten von Nordamerika.

(C. N. Roding.)

High pressure engine (Hochdruckmaschine), f. Dampfmaschine.

HIGH-ROCKS, eine hohe schwarze Felsenmasse auf der Westküste von Banguieminsel, unter 42° 48' südl. Br., und 195° 12' östl. L. v. Ferro. (Benicken.)

Hightstreet, f. Edinburgh.

HIGH-WAYMAN heißt in England der Straßenräuber von Highway, Landstraße. Für Einheimische sowohl, als Fremde, besonders um London herum, sind diese H. sehr beschwerlich; denn beim andrehenden Abend ist man vor ihrem Überfalle nicht sicher. Dem Unweisen könnte vielleicht durch strengere Polizei gesteuert werden, obgleich es in einer so vollreichen Stadt, wie London ist, seine Schwierigkeiten haben mag. Unterscheidet man die Räuber in reisende und gehende, so wird nur den erstern der Name Highwayman beigelegt, während diese Foot-pads, Räuber zu Fuß heißen. Der H. ist allezeit bereit, und treibt sein Gewerbe nicht nur auf den Meerstraßen, sondern auch in den Hauptstraßen der Stadt; gewöhnlich ist er gut gekleidet, greift meist nur die Taschen an, indem er nicht an den Schlag des Bogens reitet, dem darin Eigenthum eine Pistole vor die Brust hält, und ihm das Compliment macht: Money or death — Geld oder Tod. Gibt ihm der Reisende seine Börse ohne Beirung und allenfalls nach die Uhr dazu, oder einen Ring, der ihm in die Augen fällt, so bedankt er sich und reitet mit der Beute davon. Macht er aber auch nur die kleinste Miene nach einem Gewehr zu seiner Vertheidigung zu greifen, so muß er gewärtig seyn, daß der Räuber augenblicklich losbricht. Eben so ist auch das Leben des Angegriffenen in Gefahr, so bald einer seiner Bedienten, welche zu Pferde folgen, nur die geringste Bewegung macht. Daher pflegen viele Herrschaften ihren Bedienten, von denen sie sich dem Aufsuchen beileiden lassen, gemessene Befehle zu geben, daß sie auf seinen H. schließen sollen, so bald er dem Wagen bereits zu nahe gekommen ist. Manchmal fallen auch zwei oder drei einen wohl bedeckten Wagen zu gleicher Zeit an; es pflegt dann gemeinlich der eine den Kutscher und die andern die Bedienten in Ordnung zu halten, während ein Kamerad die Beute in Empfang nimmt. Man muß, um sich vor ihnen zu wahren, die Bedienten so dicht am Schlag der Kutsche zu beiden Seiten halten lassen, daß kein Räuber sich demselben nähern kann. Wer einen solchen Räuber zu erregen Muth und Stolz hat, erbt auf geschickte Anzeige eine Prämie von 40 Pf. St. (Rotermund.)

HIGHWORTH, Marktflecken mit 1500 Einw. in der engl. Grafschaft Wilts auf einem Berge; etwa 3 engl. Meilen westlich davon ist ein römisches Lager, welches von einer Anhöhe Cassie Hill genannt wird, und in dessen Nähe eine römische Straße von Epina nach Corinium führte *).

*) Reise Cyclop. Vol. XVIII. ant. 3. Bd.

HIGH-WYCOMB, Burghleiden in England, an der Wic in Buckinghamshire, mit 1000 Einw. und dem Wahlrechte für 2 Parlamentsglieder, Papierfabrikation. (Benicken.)

Higgins, f. Higgins.

HIGUER, Vorgebirge der Pyrenäen, mit dem sie am Ocean anstauen. (Stein.)

HIGUERA (Hieronymus Romanus de la), ein spanischer Jesuit, zu Toledo 1538 geboren, erhielt das selbst, nach Vollendung seiner theologischen Studien, den philosophischen Lehrstuhl, und zeichnete sich so rühmlich aus, daß die Jesuiten ihn in ihre Gesellschaft zu bekommen wünschten. Nach langem Widerstreben trat er 1590 in den Orden, und starb den 13. September 1611 in seiner Vaterstadt. Als gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher hat er sich bekannt gemacht durch seine Aemerkungen zu Luitprands Chronik und sein Dictionnaire Toletanum seu tabula Toletanae episcoporum ejusdem sedis. Antw. 1640. fol. Er mißbrauchte aber seine Talente und wurde als literarischer Halsarsam berüchtigt, indem er unter des Flavius, Lucilius, Dertor und Anderer Namen Chroniken heraus gab, die, wo nicht ganz, doch größten Theils sein eignes Nachwerk sind *).

(Baur.)

HIGUERA (La), Villa der spanischen Provinz Extremadura, Partido de Truxillo, an der Dreta. (Stein.)

HIGUERA DE BARGOS, Villa der spanischen Provinz Extremadura, Partido de Badajoz. (Stein.)

HIGUERETA, Villa der spanischen Provinz und Tesoreria Sevilla, am Meer, mit Fischer. (Stein.)

HIGUEY, ein Fluß, welcher in die Südseite der Samana-Bai an der Küste der westindischen Insel Haiti (S. Domingo) einfließt. (C. N. Roding.)

HIHIFO, Norddistrikt der Insel Tonga im Tonga-Archipel. S. d. Art. Tonga. (Benicken.)

HIHO, heißt auf d'Anville's Karte ein chinesischer Fluß, welcher bei Sanhe sich in das gelbe Meer (Hankai) ergießt. (R.)

Hijali, f. Hidjellee.

HIJAR oder IXAR, 16° 27' L. 41° 17' B. Villa in der spanischen Provinz Aragon, Corregimiento de Alcañiz am S. Martin, der nicht allzu weit von da, unterhalb des durch seine spüßhaften Gärten so berühmten Vesilla de Ebro in den Ebro fällt, mit 2500 Einw., Pfarrkirche, Kloster, Hospital und 3 Armenhäusern; Hauptort eines der wichtigsten Herzogthümer des Königreichs, welches jetzt dem Hause Pignatelli gehört, und nach dessen Abgang an das Haus Silva fällt, das vorwärts im Besitz desselben war. (Stein.)

Von diesem Orte führte in frühern Zeiten eine berühmte Familie den Namen. Ihr Ahnherr, Peter Fernandez de Aragon, des Königs Jakob I. von Arago-

*) Fabricii bibl. lat. Nö. IV. c. 13. de scriptor. suppositis f. VI. p. 884. Tom. I. it. lib. IV. c. 3. p. 442. u. lib. IV. c. 18. p. 880. Tomo III. Cinen miltungenen Veruch, die Schtheit des von figura untergeschobenem Dertor zu retten, enthält: F. L. Dextro a novodis antiqua de Espana delmadosa por TA. Tamayo de Fargua. Madr. 1624. 4. Bgl. Meuser bibl. hist. Vol. I. T. 1. 62. Elegante bibl. scriptor. societ. Joon.

nien und der Berengaria Fernandez natürlicher Sohn, erhielt von seinem Vater das weitläufige Gebiet von Híjar als eine Baronie, übte unter der Regierung der Könige Alfons III. und Jakob II. den größten Einfluß auf die Reichsverwaltung, und war in zweiter Ehe mit der Stifterin des Klosters der Spuldrinerinnen zu Saragossa, mit Marceña von Navarra, einer natürlichen Tochter Theobalds I. von Navarra und der Marceña Lopez de Ruda, verheiratet, daher auch seine Nachkommen dem Wapen von Aragonien jenes von Navarra beifügten. Seinem Sohne, Peter Fernandez de Híjar, verkaufte König Jakob II. von Aragonien in dem heiligen Kriege, oder in dem Kriege von Almería, gegen die Mauren, 1509, das große Panier der Kirche an. Dieses zweiten Peter Enkel, Peter, der vierte Herr von Híjar, hielt es in dem Bürgerkriege, nach König Alfons IV. Ableben, mit dem rechtmäßigen Thronfolger, mit König Peter IV. gegen die verarmte Königin, trat aber später, im J. 1347, der Union von Saragossa bei, welche das Erbfolgerecht der Brüder des Königs gegen das seiner Tochter zu behaupten suchte, wurde in dem Trefsen bei Epila, 1348, gefangen, und konnte nur durch ein Lösegeld von 80,000 Solos seine Freiheit wieder erlangen. Sein jüngerer Sohn, Peter Fernandez de Híjar, war einer der Anführer der aragonischen Truppen, die Heinrich von Castilien in Soló genomm, um sich gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen und den schwarzen Prinzen zu behaupten (1367), erhielt später die Großcomthurei Montalvan, und wurde in seiner Ehe mit Isabella de Meria der Stammvater der Híjar in dem Königreiche Valencia, der Grafen von Alcadia und Villanueva del Coto, der Barone von Kalon und Gata. Des vierten Herren von Híjar älterer Sohn, Alfons, machte sich vornehmlich durch seine immerwährenden Kriege und Freßgierigkeiten mit Martin de Luna bekannt; das ganze Königreich wurde durch sie ein Schauplatz der Unordnung und des Blutvergießens. Alfons starb den 3. Junius 1400; sein einziger Sohn, Johann I. verrichtete 1414 eine Gesandtschaft an dem Hofe Kaiser Sigmunds, und wurde 1421 als Vicelönig nach Calabrien geschickt, wo er Missethaten mit Gewalt, Ricastro durch Kapitulation einnahm, und nach verschiedenen glücklichen Gesichten den Markgrafen von Cotrone, den Statthalter des Herzogs von Anjou und das Oberhaupt des in Calabrien so übermächtigen Ruffo, zwang, die Provinz zu räumen. Auch Johann hinterließ nur einen Sohn, Johann II. den siebenten Herren von Híjar, der sich in den Unruhen um den Prinzen Karl von Sizilien als einer seiner eifrigsten Anhänger auszeichnete, auch nach des Prinzen Verhaftung im J. 1461, wie König Heinrich V. von Castilien, dem sich eben die Catalonier unterworfen hatten, ein Bündnis zum Besten des erlauchten Gefangenen abschloß. Sein Beistand vornehmlich machte es den Castilianern möglich, Catalonien zu erreichen, gleich wie er hinwiederum sich ihrer bediente, um sich einen großen Theil des südwestlichen Aragoniens zu unterwerfen; nachdem er Castelle mit stürmender Hand, Alcaniz und Aliaga nach kurzer Be-

lagerung, Rubielos und Sarrien durch Schreden gewonnen, konnte er seine Streifereien bis an die Thore von Tortosa ausdehnen (1462). Da er inessen bald erkrankte, daß auf den König von Castilien nicht zu bauen, daß die Catalonier allein zu schwach seien, suchte er allgemach wieder einzuklinken: diese Gefinnung blieb dem Könige von Aragonien nicht verborgen, und der statstuge Johann hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen Basolen, der zu mächtig war, um überwältigt zu werden, durch Gnadenbezeugungen zu gewinnen, welchen der von Híjar keines Wegs zu widerstehen wußte. So wurde er denn 1464 mit dem Könige ausgelöhnt, aus dessen Hand er auch 1474 Aliaga, südlich von Híjar, als eine Grafschaft empfang, so wie 9 Jahre später, 1483, von König Ferdinand dem Katholischen die herzogliche Würde erhielt, während die Baronie Híjar in ein Herzogthum umgewandelt wurde. Sein jüngerer Sohn, Jakob von Híjar, blieb in dem Trefsen bei St. Aubin-du-Gormier, 1483, indem er für die Franzosen stritt; der Ältere, Ludwig I. Fernandez, ließ Belchite, nordöstlich von Híjar, im J. 1498 zu einer Grafschaft erheben, und starb, 89 Jahr alt, den 27. April 1717, daß er also seinen einzigen Sohn, Johann, überlebte, und als Nachfolger im Majorat seinen Enkel, Ludwig II., den dritten Grafen von Belchite (denn des herzoglichen Titels bediente sich dieser niemals) hatte. Ludwigs Sohn, Johann Franz Christoph Ludwig Fernandez de Híjar, ließ Híjar neuerdings von König Philipp II. zu einem Herzogthum erheben, war in erster Ehe mit Anna de Mendoza, der zweiten Gräfin von Salve, in anderer Ehe mit Francisca de Castro y Sinas, Gräfin von Wolsogona, verheiratet, und starb den 13. April 1614, wiewohl er durch Servantes gewisser Maßen unssterlich gemacht worden. Denn allem Anscheine nach ist dieser Herzog von Híjar der ungenannte Herzog, an dessen Hofe Don Quixote einige seiner unmuthigsten und wunderthätigen Abenteuer bestand, und von dem Sancho die Statthalterchaft Barataria (vermuthlich ist Belchite gemeint) empfing. Des Herzogs zwei Kinder erben, Peter, dritter Graf von Salve, der mit Francisca de Luna in kinderloser Ehe gelebt, und Hieronyma, vierte Gräfin von Salve, die mit dem ersten Markgrafen von Eliseda, mit Roderich Gomez de Silva verheiratet, waren ihm in die Ewigkeit vorausgegangen, die älteste Tochter der zweiten Ehe, Maria Stephania, blieb unverheiratet, die sämtlichen Bestimmungen des Hauses Híjar, Leyara oder Beceza, zwischen Híjar und Belchite, Aliaga, Belchite, Wolsogona fielen daher an die jüngste Tochter, Isabella Margaretha, die sich im J. 1622 mit Roderich Carmiento de Silva Villandrando, achtem Grafen von Salinas und Ribatejo, zweitem Markgrafen von Abenquer, verheiratete. Roderich, der durch diese Ehe, und als Herzog von Híjar, den ersten Grafen der Monarchie gleich gestellt worden, strebte nach böhern Dingen, ihn gelüste nach dem Posten eines Premier Ministers, und daß ihm dazu Ludwig von Haro vorgezogen werden, konnte er so wenig diesem glücklichen Winkbewerber, als dem Könige selbst verzeihen.

auch hatte ihn Philipp IV. noch außerdem schwer gekränkt, indem er sich mit Alschew weg gewendet, als der Herzog eines Tages die abschuldlichen Künste eines seiner Diener gerühmt, und vorge schlagen, durch diesen Menschen, der ein Portugiese von Geburt, den rebellischen Herzog von Braganza vergiften zu lassen: so warf sich denn Rodrich in des kühnen Verschwörers, Karl von Patilla, Arme. Es wurde unter ihnen beschloffen, die Monarchie zu theilen: Catalonien und Navarra sollte der König von Frankreich, den man auf diese Art für das Unternehmen interessiren wollte, haben, mit Aragonien wollte der Herzog von Hjar sich begnügen; Castilien wurde dem Herzoge von Braganza zugesagt. Der König sollte ermordet, die Infantin Maria Theresia, die nächste Thronerbin, indem kein Prinz vorhanden, entführt, und mit des Herzogs von Braganza ältestem Sohne verheirathet werden. Das Geheimniß wurde durch einen Brief Pabilla's an seinen Bruder in Mailand verrathen, der Hpf ließ die Verschwornen, in so fern sie darin bezeugnet, und demnach auch den Herzog einbringen. Er wurde auf das Schiedslichte gestellt, um die Namen anderer Mitschuldigen zu erprellen, so schredlich und anhaltend, daß selbst die Henker ermüdeten; aber er widerstand der Marter. Nach spanischen Gesezen mußte man ihm also das Leben lassen, dagegen wurde er zu ewigem Gefängnisse in dem Schlosse von Leon, wo er auch in hohem Alter verstarb, verurtheilt. Sein ältester Sohn, Jakob Franz Victor, folgte ihm als vierter Herzog von Hjar, Lezara und Aliaga, als neunter Graf von Salinas, Ribado, Melchite, Castellos und Mosfogona, erhielt von dem Könige den Orden des goldenen Flißes, ferner am 10. Jan. 1655 das Großkammerramt von Aragonien, welches lange in dem Hause der Grafen von Castajo gewesen, umd J. 1681 das Amt eines Vicerönigs und General-Kapitans von Aragonien, war in erster Ehe mit Anna Henriques, in der andern mit Marianna Vignatelli, in der dritten mit Theresia Pimentel verheirathet, überlebte aber beinahe alle seine Kinder, so daß ihm nur eine Tochter aus der zweiten Ehe verblieb. Diese, Johanna Petronella de Silva Aragon Sarmiento y Villandrando, siebente Herzogin von Hjar, lebte Gräfin von Salinas, Ribado, in Galizien, Melchite, Mosfogona und Guimara, Vizcondessa von Illa, Ganet und Ehol, vermählte sich den 7. Dec. 1688 mit ihrem Vetter, dem dritten Markgrafen von Drani, Friedrich von Silva y Portugal, von dem eine zahlreiche Nachkommenschaft, schritt aber nach dessen Ableben zur zweiten Ehe mit Ferdinand Vignatelli, des Fürsten von Montecorvino jüngerem Sohne. Aus dieser zweiten Ehe sind die neueren Herzoge von Hjar entsprossen. (v. Stramberg.)

Hiki, f. Hyse.

HIKANOS, wird unter einer Reihe von 26 Künstlern, welche Statuen von Ahlten, Kriegern, Jägern und Dperben aus Erz verfertigt haben, aber ohne Zeitbestimmung oder anderweitige nähere Bezeichnung angeführt. (Plin. Hist. Nat. Lib. XXXIV. 19. u. 34.)

(J. Horner.)

HIKARKOR, Hauptstadt im Reiche des Burba Jafos (f. d. Art.)

Hikerynussbaum, 1) Bot. f. Hicorius; 2) Warent. f. Wallaust.

HIKESIA, HICESIA (*ixetic*), ein, besonders von den griechischen Ärzten, sehr gerühmtes, jetzt obsoletes Pflaster wider Kröpfe, Geschwüre, Affektionen der Milz, so wie wider Glieder- und Kreuzschmerzen. Es bestand aus Eisenerglätte, Ei, Eßig, Grünspan, Zanneneinde, Ederwurzel (Radix Chamaeleontis), Euphorbium, Hypocistensatz, Nebenwachs, Ingwer, Bertram, Malt und Wachs. (Wiegand.)

HIKESIA, HICESIA, ist ein von Ptolemäus III. 4. erwähntes Eiland, das nahe bei den sieben dolischen Inseln zwischen Sicilien und Italien liegt und jetzt Panaria genannt wird. (Kannegiesser.)

HIKESIOS, HICESIOS, auch ICESIOS, umd J. 50 vor Chr. blühend, stand in Smyrna an der Spitze einer medicinischen Schule, der so genannten Graßistrater, so genannt, weil sie sich an die Grundsätze des berühmten Arztes Graßistratus hielten, über welchen J. Matter in Essai historique sur l'école d'Alexandrie Tom. I. p. 116. berichtet. S. d. Art. Erasistratus. Hilesios war, nach Plinius Ausbruch, ein Arzt von nicht geringen Ansehen. Nach dem, was Dioscorides und Plinius von ihm anführen, hatte er über die Heilkräfte und Eigenschaften der Kräuter und der Medicamente überhaupt Untersuchungen angestellt und die Ergebnisse, wahrscheinlich in dem von Athenäus angeführten Werke *peri iyle*, de materia medica, niedergelegt. Auch über die Behandlung und Zubereitung des Weines hatte er eine Anweisung hinterlassen. Seine Schriften sind verloren gegangen*.)

(Pet. Friedr. Kannegiesser.)

HIKETAON (*Ixetion*), ein Sohn des kinderreichen Laomedon und der Ectemo, einer Tochter des flugzottes Salamander im troischen Gebiet, ein tapferer Held, *ὄσος Ἀχαιο* **). Er lebte zur Zeit des troischen Krieges, und begleitete als erfahrener Greis Priamos nach der stäitigen Warte. (Schöncke.)

HIKETAS oder ICETES (bei Cicero Acad. Qu. II. 39., in einigen Handschriften Nicetas) von Syracus, der gewöhnlichen Angabe nach, einer der ältern Pythagoreer, welchem Cicero in der angeführten Stelle nach Theophrast die Lehre von der schnellen Bewegung der Erde um ihre Are beilegt, da er hingegen alle andern Gestirne am Himmel für ruhend gehalten haben soll. Unbestimmter schreibt ihm *Diog. Laert.* (VII. 85.) die Kreisbewegung der Erde zu, welche Lehre aber von Bödß dem Philolaus zugeignet wird*.)

(Wendt.)

Hikosos, Hicosos, f. Hyksos.

HIKSSPITZE, Vorgebirge auf der Ostseite von Rußland (f. d. Art.)

(R.)

*) *Epl. Dioscorides* III. c. 167. *Strabo* XII am Ende, *Plin.* XIV. 24. XX. 17. XXII. 18. XXVII. 14. *Tertullian.* de anima 25.

**) *Apollodor.* III. 12. 4. *Hom.* II. XX. 237.

**) *Philol.* c. 115 ff. *apf.* c. 122 u. de Plat. syst. cael. glob. et astron. *Philol.* p. XI.

HILA nennt Benjamin von Tudela eine Stadt Babylonien, südlich von Babel auf der Straße von Babel nach dem Fluß Chobar (Chaboras).

(A. G. Hoffmann.)

Hila, f. Amboina.

Hilaea, f. Eleia.

HILADES (HELADES), Inseln im Euxinischen Meer, die nur Ptolemäus (Geogr. 1.) nennt, und als an der Westseite zwischen den Mündungen des Rha (Volga) und des Euxus (Kux) gelegen bezeichnet. Wahrscheinlich die Inselgruppe, die der Ründung des Terek gegenüber liegt, und außer den beiden Inseln Tschetj und Utscha noch einige kleine namenlose Eilande zählt.

(Benicken.)

Hilaiera, f. Leukippiden u. Dioskuren.

Hilahoun, f. Lahoun (el).

Hilaira, f. Leukippiden u. Dioskuren.

HILAIRE, 1) François Xavier Bon de St. Hil, f. Bon.

2) de St. Hil, franz. Arzt in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh., bekannt durch seine Anatomie du corps humain avec les maladies in 2 Bden. 8., welche mehrere Auflagen erlebt (die 3te 1698, und einen neuen Versuch, das Leben zu bereiten, Neige de Mars betitelt *).

3) de la Riviere (Isaac Hil.), aus Rouen gebürtig, im Anfang des 17ten Jahrh., bekannt durch seinen in Utrecht 1613. erschienenen Speculum heroicum — Homeri l. e. argumenta XXIV LL. Iliados, in quibus veri principis imago poetice exprimitur in latinis und französischen Versen mit Kupfern von Grespin de Vasse **).

(R.)

HILAIRE (St.) DU HARCOURT, Marktflecken in Frankreich, am Deron, im Dep. de la Manche, mit 2500 Einw. und bedeutenden Gärtereien.

(Benicken.)

HILAL, HELAL, BENI HILAL (بنی هلال), wofür man auch beni Halal geschrieben findet, ein schon von Christi erwählter merkwürdiger, ehemals glorreicher, freier, sehr verarmter und räuberischer Stamm der Araber von der Gränze von Hebräa und Zemen, also zwischen 17 u. 18 Gr. nördl. Br. ***). Ans Niebuhrs Erzählungen †) sieht man, daß diese Araber zu den von Mohammed nicht besiegten Ureinwohnern gehören. Sie gelten für arabische Heiden, und haben eine eigene Schmerzhaft Art von Beschneidung im Gebrauch, welche darin besteht, daß sie, außer der Beschneidung der Vorhaut, noch einen Schnitt der Länge nach vornehmen; ja selbst einen Theil der Haut des Unterleibes abnehmen. Sie ritzen sich ihrer Pein, und erzählen, daß derjenige, welcher beschneitten werden sollte, eine Lanze auf dem Fuße halten, und deren Spitze so lange unverwandten Blickes ansehen müsse, bis die Schmerzhafteste Operation

vollendet sei. Vgl. d. Art. Alilaei, von denen die Halal oder Hilal abgeleitet werden müssen.

(Rommel.)

Hilal, f. Helal.

HILALI, HEALALI, 1) Beinamen des Abu Nas ben Korrah el Basri, eines arabischen Gelehrten zur Zeit des Hebräas, des bekannten Feldherrn der omajjidischen Kalifen Abdolmalik und Walid. Sein Vater, welcher Zeitgenosse des Muhammed gewesen, wurde sein Lehrer, wie auch Nas ben Malek. Abu Korrah's Gedächtniß war so ausgezeichnet, daß es bei den Arabern zum Sprichwort geworden ist. Hebräas ließ ihn hinrichten *).

2) hieß so ein persischer Dichter, welcher von einer Schagataischen Familie stammte, zu Astrabad erzogen wurde und sich zu Herat in Chorasan niederließ, bekannt als Verfasser von 3 Mesnevi (f. d. Art.), nämlich: der Schah und der Dervisch, Eigenschaften der Liebenden (Sifatol aschikin) und Zeila und Wedschun. Das erste, dessen Gegenstand eine sentimentale Liebe zwischen dem Schah und dem Dervisch ist, wird am meisten geschätzt; Zartheit der Empfindung, Ächtung des Eitlichen, reiche und prächtige Schilderungen, einfache und zarte Darstellung sind die hervorsteckendsten Eigenschaften. Derselbe Dichter war zwar schon früher von Ibn Attar behandelt worden, allein Hilali ließ sein Vorbild unendlich weit hinter sich. Eine kurze Inhaltsangabe und einige interessante Bruchstücke dieses romanischen Gedichts gibt Jos. v. Hammer †). In seinem zweiten Werke bezieht der Dichter alle Augen auf die Liebe; die Erklärer deuten es mystisch von der göttlichen Liebe †). Sonderbar ist, daß Hilali in seinem Glauben weder Sunniten noch Schiiten genügt; der Fürst der Uleegen ließ ihn sogar im J. 936 d. Hebräas (1529 n. Chr.) als einen Schiiten hinrichten *).

(A. G. Hoffmann.)

HILARA (Insecta) Melgen, Langfliege. Eine Rückengattung unter Weigen Familie Empididae gehörig, und von Latreille *) in die Familie Tanytomata unter die Hauptgattung Empis Linne's (Empididae Latreille) eingeordnet. Die Kennzeichen sind nach Weigen **): Fühler vorgestreckt, dreigliedrig; erstes Glied walzenförmig; zweites napfförmig; drittes riemenförmig, aufammen gedrückt, an der Spitze mit zweigliederigem Griffel; Flügel vorliegend, fentrecht, did, kürzer als der Kopf; Flügel parallel ausliegend, an der Spitze mit einer schiefen Querader. Die Nagenzen sind im Leben grün, und stehen bei dem Weichen weiter auseinander. Auf dem Scheitel sitzen drei Punktaugen. Der Mittelteil (Thorax) ist eiförmig, mit Schulterbeulen, hinten mit aufgeworfene Seitenränder, das Schildchen ist schmal. Der Hin-

1) D'Herbulet Orient. Bibl. 2r Bd. S. 168, unt. d. Art. Korrah und S. 712, unt. d. Art. Helal. 2) Geogr. der schen. Reich. Persien, S. 370—2. 3) D'Herbulet a. a. D. S. 713. 4) Jos. v. Hammer a. a. D. S. 368—72. u. D'Herbulet a. a. D.

*) Règne animal. éd. 2. V. p. 460. **) Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. II. S. 1, Taf. 22. f. 1—5.

*) Abhandlung's Ergänz. zu Jöcher's Gelehrten. 2r Bd. 2000.

**) Nörung a. a. D.

***) Vgl. außer Geogr. Nobiliens Clim. II. p. 5. Bochart Phaleg et Canaan lib. II. c. 19. †) Besch. von Arabien S. 479.

terleib besteht aus 7 Ringen, ist bei den Männchen walzenförmig, bei den Weibchen hinten spitzig; die Schwinger (Schwingtblöden) sind unbedeckt. Die Beine sind fast gleich lang, das erste tarsenglied der Männchen ist bei den meisten Arten mehr oder weniger verdickt. — Diese Fliegen leben vom Raube anderer kleiner Insekten, haben die Gewohnheit, des Abends bei heiterem Wetter scharenweise über dem Wasser oder in seiner Nähe in der Luft tanztartig zu schwärmen, worauf der Name anspricht. Die Larven leben vermutlich im Wasser.

Die Arten zerfallen in zwei Abtheilungen: A) das erste tarsenglied der Männchen folbig, oder B) einfach. Von den 21 Arten führen wir nur folgende an:

A) II. globulipes Hoffmannsugg. (Empis Maara Fabricius, Fallén, Bibio senilis, Panzer Fauna LIV. 3.) Glänzend schwarz; das Rindenschild (Thorax) aschgrau schillernd, mit 3 schwarzen, breiten Strichen. Die Schwinger sind braun, die Flügel fast wasserhell, mit brauner Randlinie. Das erste tarsenglied der Vorderfüße bei den Männchen ist fast kugelig; alle Beine feinhaarig. — An Ufern überall in Teutschland häufig. Zwei Linien lang.

B) H. flavipes. (Empis acephala, Panzer Fauna LIV. 24.) Glänzend schwarz; der Bauch blaßgelb, hinten bräunlich. Die blaßgelben Beine haben braune Tarsen. Die Flügel sind fast wasserhell mit blaßbraunem Randstrich. In der Gegend von Aachen, auch in Elreich. An der Elbe halb eineinhalb Linien lang. (D. Thon.)

HILARIA nannten die Römer jeden Tag, der entweder häuslichen oder öffentlichen Festlichkeiten gewidmet war. Von ersteren gehörten dahin vorzüglich Hochzeiten und die Geburt eines Sohnes; von letzteren aber der Regierungsantritt eines neuen Kaisers. An solchen Tagen war es nicht erlaubt, ein Zeichen der Trauer an sich sehen zu lassen, Alle mußten mit Fröhlichkeit an den öffentlichen Schauspielen und Opfern Theil nehmen^{*)}. Gewöhnlicher aber bezeichnet der Name ein bestimmtes Fest zu Ehren der Mater Deum, welches die Römer im Frühlinge zu der Zeit feierten, wo man schon deutlich die Zunahme der Tage spürte, nämlich vom 22. bis 26. März. An dem ersten Festtage wurde eine abgebaunte Fichte, deren Stamm mit Fellen, deren Zweige und Äste mit violetten Bändern und Kränzen umwunden waren, in den Tempel der Mater Deum gebracht. Den folgenden Tag beschäftigten sich die Priester mit den musischen und blutigen Cärimonien; es war ein Trauertag, ein dies sanguinis, bei den Griechen Katabasis genannt. An ihm ruhten alle öffentlichen Geschäfte, namentlich versammelte sich an demselben der Senat nicht. Endlich an dem dritten Tage, den 24. März (VIII. Kalend. April), wurden die eigentlichen Hilaria gefeiert. Als Entwidlung derselben galt nicht bloß Trauer, sondern auch einsames sue sich Weiden; tagelang zeigte sich die Frier vorzüglich in gegenfeitiger Bewirthung, Ausstellung aller Pracht, des Reichthums und der Kunstwerke, und Belustigung durch Scherz und Lachen. Es

war sogar erlaubt, Bekleidungen öffentlich vorzunehmen und Jedermann, selbst die Dürrezeiten nachzuahmen, so daß man oft die falschen von den wahren nicht unterscheiden konnte^{**)}. (C. W. Müller.)

HILARIA Humb. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten kinnischen Klasse, ist so genannt nach dem franz. Botaniker Auguste de St. Hilaire, welcher eine Flora brasiliensis heraus gibt. Der Charakter der Gattung Hilaria ist: Eine Ahr; eine sechsgehrte, gerann-antrogynische Blumenhülle; sechsblähige, feilliche männliche Kelche, und ein einzeln in der Mitte stehender weiblicher Kelch; keine Corolle. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. cenchroides (Humb. et Bonpl. nov. gen. L. t. 37.), welche in Merico wächst, ist ein Gras mit niedergebuckten, wurzelschlagenden Halmen, krummhaarigen Knoten der Halme, fein gefügten Blättern, und an der Mündung gewimperten Blattscheiden. — E. Spr. Syst. I, 304. (Sprengel.)

HILARION, einer der ersten und eifrigen Beförderer des Mönchtums im 4ten Jahrh. nach Chr. Geboren im J. 291 von heidnischen Eltern zu Zabatha, unweit Gaza in Palästina, wurde er nach Alexandria geschickt, um in der dasigen grammatischen Schule sich in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. In den ersten Jünglingsjahren nahm er hier den christlichen Glauben an, und mit ihm jene Neigung zur Schwärmerie, welche in Ägypten ihre erste und bleibende Nahrung gefunden hatte. Allgemein erscholl damals der Ruf von Antonius, der sich in die Einsamkeit begeben, und schon seit mehreren Jahren, entfernt von allem Umgange mit der Welt, für das Muster eines vollkommenen, heiligen Christen gehalten wurde. Hilarton, noch nicht 15 Jahre alt, eilte zu ihm, um hier die Regeln des mönchischen Lebens zu erlernen, hielt sich mehrere Monate bei ihm auf, und lehrte dann in sein Vaterland im J. 306 zurück, wo unterdessen seine Eltern gestorben waren. Das ererbte Vermögen theilte er theils unter die Mönche, theils unter die Armen aus, und um dem Antonius in dem heiligen beschaulichen Leben nachzuahmen, begab er sich in die Wüste zwischen Gaza und Ägypten, einer Gegend, wo er nicht einmal vor den Räubern gesichert war. Hier lebte er anfänglich in einer elenden Hütte, baute sich dann eine so kleine Zelle, daß er kaum aufrecht in derselben stehen konnte, näherte sich meist von angeseuchtem Eifen, trockenem Brod mit Wasser, Ardustern und Wurzeln u. s. w., konnte aber bei allem dem den Reizungen zur Wollust, oder in der Sprache der Mönche, den Versuchungen der bösen Geister, nicht entgehen. Durch Hunger und Durst suchte er den Höl (seinen Körper), wie er sich ausdrückte, zu bändigen. Beten und Singen, Graben der Erde, Flechten von Körben u. s. w. waren seine Beschäftigungen. Nachdem er 22 Jahre so zugebracht hatte, verbreitete sich der Ruf

^{*)} Herodian. I, 10. Macrob. Sat. I, 21. Cassaubon. in Aelium Lamprid. p. 167. Alex. v. Antioch. l. p. 69.

^{*)} Maximus in Dionys. epist. VIII. X. Gualt. d. M. u. R. Insette Oct. VIII.

seiner Heiligkeit in Palästina und dem benachbarten Syrien; Kranke kamen zu ihm, um wunderthätig geheilt zu werden, und mehrere Tausende wurden bewogen, das Mönchtum nach seinem Beispiele zu ergreifen und sich nach ihm zu bilden. In Menge strömten die Menschen, selbst Bischöfe und angesehene Personen, zu ihm in die Wüste, gesegnetes Brot oder Ei zu empfangen. Weinend sagte er deshalb zu seinen Brüdern: „Ach! ich bin wieder ein Weltkind geworden, und habe meinen Lohn empfangen, da die Leute in Palästina mich so hoch ehren!“ Es konnte nicht fehlen, daß ein so heiliger Mann im Munde des Volkes zu einem Wunderthäter erhoben wurde: durch das Zeichen des Kreuzes brachte er das stürmende Meer zum Stillstehen, trieb die bösen Geister aus Menschen und Vieh, und erkannte schon an dem Geruche einer Sache, von welchem bösen Geiste sie befallen oder welchem lasterhaften Besizer sie angehörte. Dies und Anderes erzählt sein Zeitgenosse, der gelehrte, aber in gleicher Schwärmerei besangene Hieronymus, der sein Leben beschrieben hat *). Auch hatte nach ihm Hilarion göttliche Offenbarungen, und nach seinem Tode gehalten noch bei seinem Grabe und seiner Zelle täglich Wunder, deren Wahrheit Hieronymus durch Zeugen zu beglaubigen sucht. Hilarion begab sich früher auf kurze Zeit nach Aegypten, und brachte eine Nacht in der Einside des kurz zuvor gestorbenen Antonius zu. Auch hier war der Zudrang der Volksmenge zu ihm so groß, daß er denselben auszuweichen beschloß, sich daher einige Zeit in Scitilien und Dalmatien aufhielt und zuletzt auf die Insel Eypern begab, wo sein alter Freund Epiphanius 367 Bischof von Constantia geworden war. Er setzte hier sein einfaches Leben fort und starb endlich im J. 371. Seinen Reichthum soll ein anderer Heiliger, Namens Hefysius, gekostet und in sein Vaterland Palästina gebracht haben, wodurch ein Streit zwischen den Palästinensern und Aegyptern über den Besitz dieses Kleinodes entstand; an beiden Orten that er jedoch Wunder.

Wichtiger als dieses ist es, daß Hilarion durch sein Beispiel und den Ruf seiner Heiligkeit der Begründer des Mönchtums in Palästina und Syrien wurde: in Palästina vorzüglich begaben sich eine Menge Christen in die Einsamkeit, bauten sich Zellen und lebten unter der Aufsicht des Hilarion, der sie zuweilen besuchte, und sie wiederholt an die strenge Beobachtung des Grundgesetzes erinnerte, nicht den mindesten Vorrath an Nahrungsmitteln u. s. w. aus Sorge für den kommenden Tag aufzubewahren. Er selbst soll seit dem Anfange seines absterblichen Lebens nie Etwas von einem Thiere gegessen, nur einmal Jerusalem besucht (sein Beweis, daß er entweder den vermeintlichen Nutzen der Wallfahrten an heilige Orte noch nicht kannte, oder keinen Werth darauf legte **), und selbst Heiden und Saracenen zum Christenthume bekehrt haben *). (Lobegott Lange.)

HILARION, ist der Name zweier, durch literarische Arbeiten bekannt gewordener Kapuziner. Der ältere, aus Mailand gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. und schrieb: *Elogia et icones plurimum viroorum, qui in ordine Minorum, ante reanastum a Capuccinis veriorum habitus formam, eodem induti Noruerunt. Milan. 1664. fol.* — Der jüngere, aus Nola in Burgund, mit seinem Familiennamen Carnos, starb in seinem 82ten Jahre, den 20. Sept. 1719 zu Dijon. Von ihm hat man: *La gloire du tiers-ordre de S. Francois, ou l'histoire de son etablissement et de son progrès. Lyon. 1694. 4. **).

Hilarius, s. Hilarius.

HILARITAS (Heiterkeit, Fröhlichkeit), wird auf römischen Münzen als ein weibliches Wesen und zwar stehend mit einem langen Palmyzeige in der rechten und dem Horne des Überflusses in der linken Hand dargestellt. Auf den Münzen der Julia, Gemahlin des Septimius Severus, ist außerdem auf jeder Seite der Hilaritas ein Kind angebracht, auf denen der Faustina dazugegen und des Marcus Aurelius nicht. (R.)

HILARIUS, ein Maler aus Bithynien, der unter dem Kaiser Valens (Jahr 364—379) zu Athen nicht nur als Künstler, sondern auch als Gelehrter berühmt war und mit seiner Familie aus dem Lande von Bithynien ermordet wurde. Wenn Eunapios †) den Hilarius dem berühmten Cyprianer gleich stellt, so mag wohl darin einige Uebertreibung liegen. (J. Horner.)

HILARIUS (Papa) aus Scardinien gebürtig, wohnte im J. 449 als Diakon und Abgeordneter des röm. Bischofs Leo I. oder des Großen dem Concilium zu Ephesus bei, gelangte dann zur Würde des Archidiacons der röm. Kirche und nach Leo I. Tod im J. 461 zum röm. Bischofsstuhle, den er bis zum J. 468 besaß. Schon unter seinem Vorgänger durch thätige Theilnahme an den Verhältnissen der abendländischen Kirche in ihrer Stellung zur römischen in die Richtung aller Bestrebungen der letztern hingelegt, durch welche sie sich den Vorrang unter allen Kirchen des Abendlandes zu erringen suchte, verfolgte er mit demselben festen Willen auf das vorstehende Ziel die Bahn seines Vorgängers. Vor Allem strebte er den Grundsatz festzuhalten und in den Verhältnissen der Kirche geltend zu machen, daß es der röm. Kirche summe, auf die Rechtgläubigkeit in der Lehre und auf die Aufrechterhaltung und strenge Beobachtung der von den Vätern überlieferten Gesetze der Kirche mit wachsamem Auge zu halten. Daher suchte er auch in allen Fällen jede Veränderung in kirchlichen Angelegenheiten von dem Willen und wessigniss der Zustimmung des röm. Stuhles abhängig zu

lib. III. c. 14. lib. V. c. 15., unter den Neueren Tillmanns. Mémoire. Tom. VII. P. III. Vergl. Schrecks Kirchl. Gesch. V. Th. c. 157 fg.

†) Bernardi a Bononia Bibl. Capuccin. Abt. 2. Aufg. p. 344 et.

†) De vitis sophistarum in vita Prisel. p. 94.

1) Vita S. Hilarius. Tom. IV. Opp. P. II. ed. Bened. 2) Hieronym. ep. XLIX. 3) Kussbüchsch. schreift das Leben dieses Heiligen, außer Hieronymus und Sozomen. hist. eccl. an.

machen, wie er z. B. bewies, als Rufinus, Metropolit von Marbonne, seinen Archidiaconus Vermes zu seinem Nachfolger ernannte und dieser nach jenes Tod wirklich in dessen Würde eintrat, ohne daß des röm. Bischofs Einwilligung für nöthig gehalten ward, weshalb Hilarius die Erhebung dieses Bischofs als den Kirchengesetzen zuwider und für unkanonisch erklärte, obgleich er endlich für angemessen fand, ihn in seinem bischöflichen Amte anzuerkennen, doch mit Verbauung seiner Metropolitankirche; denn diese Befragung tragt der Auctorität der röm. Kirche über den „durch eine verdammungswürdige Verwegenheit“ erhabenen Bischof verlustig und bewirkt zu haben, schien schon ein hinlänglicher Gewinn für die Vernehrung der Macht und des Einflusses des röm. Bischofs, zumal da die Bischofskirchen vieler andern Bischöfe Galliens z. B. von Vienne, Arles u. a. noch vielfache Gelegenheiten darbieten, die Sprache eines obersten Richters und die Gebote eines über Kirchenjuden und Kirchengesetz wachenden Obergabieters von Rom aus geltend zu machen. Willens fügten sich die Bischöfe Galliens auch mit demüthiger Bereitwilligkeit in die Anordnungen des röm. Bischofs und wo Widerstand Statt fand, wußte Hilarius die Auctorität und Vollmacht seines Stuhles durch Verurtheilung auf faiserl. Ertheile zu bestärken. Noch weiter ging er in der Bedauung seiner kirchlichen Obermacht in Spanien, dessen Bischöfe ihm ohne dieß auch mit noch ungleich größerer Ehrfurcht und fast slavischer Unterthänigkeit namentlich bei Befehle neuer Bischofsstellen entgegen kamen und um seine Befestigung und Genehmigung baten. Und je erniedrigender die Schmeichelei und je kaiserlicher die Unterwürfigkeit war, welche diese Bischöfe, namentlich der Metropolitانبischof Aelianus zu Tarragona, in ihren Briefen an den röm. Bischof ausprägten, um so mehr glaubte dieser den ihm von jenen Bischöfen allgemein anerkannten Primat und die ihm zugesandene Divergenz in kirchlichen Dingen gegen sie in Wirklichkeit treten lassen zu können. Auch hier setzte sich Hilarius mit allem Nachdruck dem Rechte entgegen, nach welchem ein Bischof seinen Nachfolger in der bischöflichen Würde ernennen könne¹⁾, wie dieß vom Bischofe Nundarius zu Barcelona geschehen war. Nicht minder eifrig zeigte sich Hilarius auch vor seinem Tode in dem Bemühen, den Kaiser Anthemius, der durch einen seiner Günstlinge Philotheus, von der Sekte der Macedonianer (welche die Gottheit des heil. Geistes läugneten) zur Umdung und freien Religionsübung aller christlichen Sekten in Rom bewegen worden war, zum Widerruf dieser Religionsfreiheit zu bewegen, was ihm wirklich auch gelang. Schriften hat Hilarius nicht hinterlassen, außer daß eines Briefes die sich catholica erwähnt wird, worin er die nicänische, ephesinische und chalcedonische Synoden bekräftigt und den Eutyches, Nestorius und Dioskurus verdammt²⁾. Er that Räches für Bischofthron und verwandte ansehnliche Summen auf den Ausbruch und für Geschenke an die Kirchen zu Rom. (Völg.)

HILARIUS, Bischof von Arles (Arles) im südlichen Frankreich, geboren um 401, ein sowohl durch Mönchsfürsorge, als durch redlichen Eifer in seinem geistlichen Berufe und durch standhafte Werthbeizung seiner geistlichen Gerechtsame gegen die Eingriffe des römischen Stuhls ausgezeichneten Kleriker des 5ten Jahrhunderts. Auf Zureden seines Verwandten, des Abtes Honoratus auf der Insel Lerina (jetzt von jenem Abte St. Honorat genannt), entschloß er sich im J. 426 zu dem einsamen Leben und bildete sich darin unter Anleitung des Honoratus in dessen Kloster. Letzterer ward bald darauf Bischof von Arles, starb jedoch schon 429 und empfahl den Hilarius zu seinem Nachfolger, der auch, obschon nach langem Weigern, und erst durch ein göttliches Zeichen bewogen (wie sein alter Biograph erzählt), sich die Weibe entreiben ließ. Er lebte als Bischof, wie früher, nach den Regeln mönchlicher Enthaltsamkeit, stiftete eine Vereinigung von Lehrern seines Spengreis, welche hierin seinem Beispiele folgten, und vermaltete mit dem gemäßigtesten Eifer das Predigamt und die Aufsicht über die Kleriker seines Spengreis. Seinen Eifer für die Erhaltung der kirchlichen Disziplin bezeugten die Beschlüsse mehrerer Synoden, die unter seinem Vorsteh als Metropolit gehalten wurden. Auf einer Synode zu Niz im J. 439 wurde der Bischof Trimerarius von Ebrodunum abgesetzt, weil er gegen die kirchlichen Befehle gewähnt und gewiebt worden war. Auf einer andern Versammlung zu Araulio (jetzt Orange) im J. 441 wurden 30, theils die Kirchengebräuche, theils das Verhalten der Kleriker betreffende Verordnungen festgesetzt, welche aus einer Synode zu Arles im J. 443 wiederholt bekräftigt wurden).

Noch merkwürdiger aber, als durch diese damals schon seltener gewordenen Eifer für die Erhaltung und Beförderung der Kirchenzucht, ist Hilarius durch den Streit geworden, in welchen er mit dem römischen Papste Leo wegen der Metropolitanechte seines bischöflichen Sprengels verwickelt wurde. Die römischen Bischöfe, welche damals daran arbeiteten, als Nachfolger Peter's und Pauli die Grundsteine einer monarkhischen Hierarchie zu legen und zu befestigen, suchten seit Bischof Patroklus von Triës, der sich an den Sokismus (von 417 — 19) gemendet hatte, ihre geistliche Macht auf die benachbarten Diöcesen Galliens auszuweiten, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen ²¹). Eine neue Gelegenheit zu einem solchen Versuch bot sich dem Papste Leo dar, welcher für die römische Politik weit erfolgreicher hätte werden können, wenn nicht Hilarius durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit seine Gerechtsame zu wahren verstanden hätte. Dieser that es nämlich auf einer Kirchenversammlung zu Besontio (dem heutigen Besancon) dahin gebracht, daß Gelidonius, wahrscheinlich Bischof dieser Stadt, abgesetzt wurde. Gelidonius begibt sich nach Rom, um sich bei Leo darüber zu beklagen, und

1) Wen f. *Harduin*. Act. Conseil. T. I. p. 1747 sq. 1783 sq.
2) G. Bower's *Sech.* d. rem. *Päpste*, überl. von Nambach.
H. Th. G. 37 sq.

gegen den Beschluß der Synode zu appelliren. Er fand williges Gehör; Leo nahm ihn, wie der Erfolg schließen läßt, sogleich in die Kirchengemeinschaft wieder auf, und vernichtete also den Beschluß der gallischen Synode, was ganz gegen die Gesetze der kirchlichen Disziplin war, da dem römischen Bishofe weder ein Recht, über die Angelegenheiten auswärtiger Sprengel zu richten, zustand, noch durch ein Privaturtheil desselben ein Synodalbeschuß aufgehoben werden konnte. Hilarius, in der Meinung, daß das, was absichtliche Politik Roms war, nur eine Folge der Ueberredung oder Uebereilung seyn möge, reiste selbst zu Fuß und zwar bei kaltem Winter nach Rom, um den Papst in aller Ehrerbietung eines Besseren zu belehren, ihn zur Zurücknahme seines Beschlusses zu bewegen, und so allem weiteren Streite vorzubeugen. Natürlich war der Erfolg dieser Reise vergeblich: Leo erkannte in der Vertheidigung des Rechtes, welches H. auf seiner Seite hatte, nur Stolz und Anmaßung, sprach den Gelidonium von den Beschlüssen, die seine Absetzung veranlaßt hatten, frei, und setzte ihn in sein Bisthum wieder ein. Diese Gelegenheit benutzten mehrere gallische Bischöfe, deren Feindschaft sich H. durch die Strenge, womit er sie beaufschichtigte, zugezogen hatte; sie brachten förmliche Klagen bei dem römischen Bishofe gegen ihn an, und dieser erließ nun im J. 445 eines der bestigsten Schreiben *) gegen ihn an die Bischöfe der Provinz Vienne, in welchem er sie an die hohe Macht des apostolischen Stuhles, als des Stuhles Petri, des ersten der Apostel, erinnert, das Recht behauptet, Appellationen von auswärtigen Gemeinden anzunehmen und darüber zu erkennen, den Hilarius, als mehrerer Verbrechen schuldig, und wegen seiner Anmaßung gegen das Ansehen des allerheiligsten Petrus, von der Kirchengemeinschaft des apostolischen Stuhles ausschloß, ihn des Rechtes verlustig erklärte, Bischöfe zu wählen, Synoden zu berufen, und die kirchliche Aufsicht über die Provinz Vienne zu führen. Damit nicht zufrieden, wirkte Leo in demselben Jahre bei dem Kaiser Valentinian III. jene merkwürdige Verordnung an die gallischen Bischöfe aus, durch welche er vermöge des Primates des apostolischen Stuhles als Regent der ganzen Kirche anerkannt werden sollte und allen Bischöfen des römischen Reiches die Pflicht auferlegt wurde, nichts wider die alten kirchlichen Gewohnheiten, ohne Bewilligung des römischen Bishofs, zu unternehmen, und wenn sie aufgefördert würden, vor dem Richterstuhle desselben zu erscheinen. Das Urtheil, welches Leo gegen den Hilarius ausgesprochen, wurde aufs Neue bestätigt *).

Hilarius hatte nichts unversucht gelassen, um den Papst zur Billigkeit und Anerkennung der bestehenden Kirchengesetze zu bewegen, und noch zuvor die drei Aeltesten, Nectarius, Nectarius und Constantius, deshalb nach Rom gesandt. Leo beharrte auf seinen Entschlüssen,

und eben so fuhr nun Hilarius fort, seine Rechte in jeder Hinsicht zu behaupten, bis er im Jahre 449 mit Tode abging *).

Daß Hilarius wegen dieses Benehmens gegen den römischen Stuhl bei den Vertheidigern der Rechte desselben immer heftigem Tadel Preis gegeben blieb, kann nicht befremden, obgleich sein Gegner Leo selbst nach dessen Tode ihm das Lob eines heiligen und rechtschaffenen Mannes zu ertheilen kein Bedenken trägt *). Paschasius Quesnel fand sich deshalb veranlaßt, eine ausführliche Schugschrift für den Hilarius zu schreiben, und es konnte nicht schwer fallen, bei einer freieren Ansicht von der Disziplin der alten Kirche und den Rechten der Bischöfe, wie sie sich immer in der Mitte der galikanischen Kirche erhalten hat, die Ehre und das Verdienst des Bishofs von Aries zu retten *).

Als Quellen für die Geschichte des H. dienen die, zwar mit Wundern und Märchen ausgeschattete, aber sehr alte Vita S. Hilarii Episc. Arelat., die oben Not. 1. genannten Synodalkarten und die Briefe des Papstes Leo *). Unter mehreren Schriften, welche diesem H. fälschlich beigelegt werden *), verdient Auszeichnung der von ihm wirklich gehaltene Sermo de Vita S. Honorati Episc., seines Vorfahren und Vorgängers im bischöflichen Amte, in welchem er zwar die Mönchsfrömmigkeit nicht genug zu preisen weiß, dabei jedoch in der Berechtbarkeit sich vor den sonstigen Leistungen seines Zeitalters auszeichnet *). Andere Schriften desselben, als Predigten auf alle Festtage des Jahres, die Erklärung des Symbolum u. s. w., sind verloren gegangen. (Lobegott Lange.)

HILARIUS, ein römischer Diakon nach der Mitte des 4ten Jahrh., und Anhänger des Lucifer von Galaris, wurde von dem römischen Bishofe Liberius im J. 354, nebst anderen Abgeordneten, an den Kaiser Constantius geschickt, um sich gegen die Partei der Arianer zu erklären, von diesem aber sehr übel aufgenommen, und, wie die Gegner der Arianer erzählten, sogar gemißhandelt; im folgenden Jahre wurde er, da er den Athanasius nicht verdammen wollte, nebst Liberius und Anderen des Landes verwiesen. Als Anhänger des Lucifer ging er sogar so weit, zu behaupten, daß die Aulse der Arianer, so wie aller Keger, ganz ungiltig sei, und daß daher die von ihnen Getauften, wenn sie sich zur rechtschläufigen Partei wendeten, erst von dieser die wahre Aulse erhalten müßten. Er hatte diese Meinung in seiner verloren gegangenen Schrift de haereticis rebaptizandis vertheidigt, und Hieronymus nennt ihn deshalb

*) Leonis epist. X. p. 632. ed. Haller.

4) Die Widerrechtlichkeit dieses Verfahrens haben schon katholische Gelehrte erwiesen. S. du Pin de antiqua Eccles. discipl. p. 206 sq. Tillemonts Mémoires T. XV. p. 63.

5) E. Rower a. a. D. S. 140 fg. 6) In der Epist. Leon. 106. 7) Vincent. V. seu Apologia pro S. Hilario, Arelat. Episcopo, in Tom. II. Opp. Leon. M. ed. Haller. 8) Dessean Opp. T. I., wo auch jene Vita steht. 9) Sie finden in der Biblioth. Patr. Tom. VII. p. 1228 fg. 10) Benvenuto herv. aus von Gemellaro, Paris 1578. Abgedruckt in Act. Sanct. bei Bolland. unter dem 15. Jan. und in d. Tom. I. der Opp. Leonis.

den Deucalion Orbis¹⁾. Es werden ihm mehrere Schriften eregetischen Inhaltes beigelegt, wiewohl sich nicht beweisen läßt, ob sie ihn, und nicht vielleicht einen Anderen gleiches Namens zum Verfasser haben. So die Commentarii in epistolas Pauli tredecim, welche früher sichtlich dem Ambrosius von Mailand beigelegt und auch in dessen Werken abgedruckt worden sind²⁾. Dieses, nicht ganz übel gelungene Werk ist allerdings zu Rom unter dem Bischöfe Damasus verfaßt, wie aus einer Bemerkung desselben zu 1 Tim. 3. hervorgeht; auch führt Augustinus eine Stelle aus demselben unter dem Namen des heil. Hilarius an³⁾: allein der Umstand, daß in demselben das Wiedertaufen der Ketzer verworfen wird, beweist, daß der Dialonus Hilarius dessen Verfasser nicht seyn könne; er müßte denn späterhin die Partei der Luciferianer verlassen haben. Auch wurden ihm früher die Quaestiones in Vetus et Nov. Testamentum als Verfasser zugeschrieben, welche unter den Werken Augustins⁴⁾ stehen. Sie sind zwar zu Rom geschrieben am 370, wie aus der Quaest. 44. hervorgeht, scheinen aber eine Compilation mehrerer Verfasser zu seyn⁵⁾.

(Lobegott Lange.)

HILARIUS, ein Gallier, Mönch oder Kleriker, vielleicht ein Schüler oder Freund des Hilarius von Arles, in dem ersten Drittel des 5ten Jahrh.; von ihm ist nur ein ausführlicher Brief bekannt, welchen er an den Augustinus schrieb⁶⁾, um ihn über die eigentliche Meinung der massiliensischen Mönche und anderer Kleriker Galliens von der Erbsünde und Gnade zu belehren; über den Inhalt des Briefes s. den Artikel Semipelagianer.

(Lobegott Lange.)

HILARIUS, Bischof von Pictavium (Poitiers), im 4ten Jahrh., einer der eifrigsten Anhänger und Verteidiger des athanasianischen Lehrbegriffs, der auch fast ein gleiches Schicksal mit dem Athanasius theilte. Geboren von heidnischen Eltern aus einer angesehenen Familie, scheint er eine sorgfältige Erziehung genossen, und sich besonders auf die Brechbarkeit gelegt zu haben. Ersteres erhellet daraus, daß er selbst, was damals im Abendlande schon seltener wurde, etwas Griechisch verstand. Höchst wahrscheinlich nahm er erst bei reiferen Jahren die christliche Religion an, und verheiratete sich. Gegen die Mitte des 4ten Jahrh. (denn genauer läßt sich die Zeit nicht bestimmen) wurde er zum Bischof seiner Vaterstadt erwählt; und es ist zweifelhaft, ob er als Bischof noch in ehelichem Verhältnisse mit seiner Frau gelebt habe. Bald aber verwidmete ihn sein neues Amt in die trübseligen Streikzeiten, welche damals noch das ganze römische Reich beunruhigten, und endlich Ursache seiner Verbannung wurden. Unter dem Kaiser Constantius

genossen die Anhänger des Athanasius und die Verteidiger der nicänischen Glaubensformel in Gallien den kaiserlichen Schutz und behaupteten die Oberhand. Als aber dieser im J. 350 ermordet und sein Bruder Constantius Beherrscher des Occidentis geworden war, veranlaßte dieser sofort mehrere Synoden, aus welchen Athanasius für einen Ketzer erklärt, und diejenigen Bischöfe, welche sich weigerten, dieses Urtheil zu unterschreiben, abgesetzt oder verbannt wurden. Hilarius, nächst dem bereits ins Exil geschickten Bischof Paulinus von Trier, einer der letzten Stützen der katholischen Partei in Gallien, fand es nun an der Zeit, sich der Verteidigung der nicänischen Lehre zu unterziehen, und er scheint in dieser Zeit seine Bittschrift an den Kaiser Constantius¹⁾ geschrieben zu haben, um diesen von der Verfolgung der katholischen Partei abzumahnern, das Schädliche der arianischen Lehre darzustellen und ihn zur Zurückberufung der verwiesenen Bischöfe zu bewegen. Zugleich ward er Ursache, daß sich die katholischen Bischöfe in Gallien gänzlich von der Gemeinschaft der Arianischen trennten. Am Hofe des Kaisers, wo die arianisch gesinnten Bischöfe Saturninus von Arles, Ursacius und Valens das meiste Ansehen behaupteten, konnte Keines keinen günstigen Eindruck machen, und bewirkte den Entschluß, auch den H. außer Wirksamkeit zu setzen. Auf Veranstaltung jener Bischöfe wurde daher eine Kirchenversammlung nach Biterro (jetzt Beziers) im J. 356 berufen, aus welcher Saturninus, wenn nicht den Vorsitz gehabt, doch das meiste Ansehen behauptet zu haben scheint. Vergebens bemühte sich hier H. den Athanasius zu vertheidigen; kaum fanden seine Beschuldigungen gegen die arianische Partei noch einiges Gehör. Da er hierdurch aufs Neue bewiesen hatte, wie wenig er auf eine andere Sinnesart zu bringen sei, so wurde endlich der H. durch den Bericht seiner Gegner bewogen, ihn und den Bischof Rhodanus von Toulouse nach Pyrgien ins Exil zu verweisen. In seinem Exil lebte er den Briefwechsel mit den ihm ergebenden Bischöfen Galliens fort, und verfaßte seine Schrift de synodis s. de fide Orientalium²⁾, um die streitenden Parteien zur Versöhnlichkeit zu ermuntern, sein eigenes Glaubensbekenntnis darzulegen, vor Mißverständnissen des katholischen Lehrbegriffs zu warnen, und die Vereinbarkeit der arianischen, auf so vielen Synoden festgestellten Glaubensformeln in der wesentlichen Lehre von Vater und Sohn darzutun. Wegen der Gümplichkeit, womit er in diesem Schreiben die Lehren der Gegner dargestellt hatte, zog er sich selbst von den Anhängern seiner Partei Verwürfe zu, und hielt es für nöthig, dagegen sich zu vertheidigen; dieß geschah in den Apologetica ad reprehensores libri de Synodis responsa³⁾. In derselben Zeit schrieb er seine Libri XII de Trinitate s. de Fide, eines seiner wichtigsten und ausführlichsten Werke, in welchem er die Lehre vom Vater, Sohn und Geist in

1) Im Dialog. aev. Luciferian. p. 305 in Opp. Tom. IV. ed. Bened. 2) Tom. V. p. 170. ed. Basil. 3) Contra duas Pelagian. epistol. libr. IV. c. 7. 4) Tom. III. Append. ed. Antwerp. 5) W. f. du Pin Nov. Biblioth. des auteurs Eccl. Tom. II. p. 239 sq. Oudin. de scriptoribus eccl. antiq. Tom. I. p. 480 sq.

6) Epist. 226 inter Epist. August.

1) Liber primus ad Constantium Imper. in der Benedictiner Ausg. f. Werke p. 1217 fg. 2) In der ed. Benedict. p. 1149 fg. 3) Ibid. p. 1205.

den meisten Beziehungen, geschichtlich, ergetisch und dogmatisch, wie sie der kirchliche Glaube erforderte, darzustellen und gegen die Einwürfe der Arianer zu recht fertigen sucht. Er nahm in seinem Erstil Antheil an der Kirchenversammlung zu Seleucia im J. 359, wo jedoch die Partei der Anomoei durch die Sunst des Hofes die Oberhand behauptete; leitete eine Verbindung zwischen den gallischen und morgenländischen Bischöfen ein, deren Einige noch dem katholischen Lehrbegriffe treu geblieben waren, drang wiederholt auf eine Unterredung mit den arianischen Bischöfen, um zu sehen, was siegen würde; und sprach dies in einem zweiten Schreiben an den Kaiser Constantius im J. 360 (ad Constantium Aug. lib. II.) offen aus, worin er zugleich verlangte, der Kaiser möchte ihn seinen Gegnern, insbesondere dem Saurin, gegenüber stellen, um zu erfahren, ob er eines Verbrechens beschuldigt und überwiesen werden könne. Man fand es daher für gerathener, einen so kühnen und thatigen Mann aus jenen Gegenden und aus der Nähe des Hofes wieder zu entfernen; so erhielt er die Erlaubnis, in sein Vaterland zurück zu kehren. Hier ward er von den Anhängern seiner Partei und vorzüglich in seiner Vaterstadt mit Jubel empfangen, obwohl er mit großer Betrübniß bemerkte, wie sehr der Arianismus in Gallien um sich gegriffen hatte. Seine freiere Lage benutzte er ungünstig, um eine der heftigsten Schriften wider den Kaiser Constantius (contra Constantium Imperat. liber) bekannt zu machen, den er mit den bittersten Vorwürfen und Schimpfreden überhäufte, mit dem Nero, Herodes, dem Antichrist u. s. w. vergleicht. Nachdem er sich in seinem Vaterlande sicher glaubte, und auch die Verhältnisse der neuen Staatsregierung eine freiere Thätigkeit gestatteten, suchte er theils durch Kirchenversammlungen in den verschiedenen Diöcesen, theils durch Streifschriften gegen die Gegner, den Arianismus nach und nach auszurotten, und erstreckte diese seine Bemühungen bis auf Italien, wo er sich mit dem Bischofe Eusebius von Vercelli zu diesem Endzwecke vereinigte. Ein Hauptaugenmerk richtete er später auf den des Arianismus verdächtigen Bischof Aurentius von Mailand, wo sich damals der Kaiser Valentinian aufhielt. Aurentius, der bei dem kaiserl. Hofe in großem Ansehen stand, war nicht ohne Grund des Arianismus angeklagt worden, und hatte sich gegen den den Frieden störenden Vetschrungsseifer des H. und Eusebius erklärt. Valentinian ließ eine Unterredung zwischen Aurentius, Hilarius und anderen Bischöfen zu Mailand veranstalten, und der erste stellte hier seine Erklärung über den streitigen Lebrpunkt auf eine Weise, daß man an seiner Rechtgläubigkeit unmöglich zweifeln konnte. Dessen ungeachtet blieben die meisten Kirchen in den Händen der Arianer, und der Kaiser fand es nicht für gut, mit Gewalt einzugreifen. Um aber seinen Zweck vollkommen zu erreichen, schickte H., weil er von Aurentius hintergangen zu seyn glaubte, die Bürger Mailands gegen ihren Bischof aufzuwiegeln: der Kaiser, dem Alles an Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelegen war, gab

ihm daher Befehl, die Stadt zu verlassen. Dadurch aufgebracht, fiel er in einem Schreiben an alle katholischen Bischöfe und Gemeinden (liber contra Auxentianum) mit der größten Erbitterung über den Aurentius her, verglich ihn mit dem Antichrist u. s. w. Aurentius blieb jedoch bis an seinen Tod im ruhigen Besitze seines Bisthums. Hilarius selbst starb bald darauf am 13. Jan. 368, und hatte noch zuvor einige ruhigere Jahre seines Lebens auf Bearbeitung ergetischer Schriften verwendet; seine tractatus super Psalmos hatte er mit Benutzung griechischer Väter, vorzüglich des Origenes, verfaßt, und sie erlangten durch den Ruf der Rechtgläubigkeit und Heiligkeit ihres Verfassers, so wie durch die Empfehlung des Hieronymus, ein größeres Ansehen, als sie ihres Inhaltes wegen verdienen. Seine Erklärung des Buches Hiob ist, nebst einigen anderen Schriften, verloren gegangen. Sein Commentarius in Evangel. Matthaei, der sich erhalten hat, ist voll von allegorischen Spielereien, auch manchen irrigen und sonderbaren Ansichten und Behauptungen, ohne eigentlichen Werth für das Verständniß des biblischen Buchs.

Daß Hilarius, ein so eifriger Vertheidiger der Rechtgläubigkeit, der selbst für seinen Glauben die Verdammung erduldet hatte, bald nach seinem Tode in den Ruf außerordentlicher Heiligkeit kommen-musste, lag ganz im Geiste des Zeitalters. Schon Fortunatus, sein alter Biograph, und Gregor von Tours erzählen, daß noch bei seinem Leben eine Menge Wunder von ihm gesehen sei, und bei seinem Grabe sollten noch weit mehrere gesehen werden. Es wurden ihm daher bald Kirchen geweiht; seine Fürbitte bei Gott als besonders wirksam angesehen; seine Reliquien aufgestellt und verehrt, und so gelangte er, den man Anfangs als Bekenner (Confessor) gebräut hatte, in den folgenden Jahrhund. zu der Ehre eines der ersten Heiligen. Man ist jedoch in Frankreich noch in der neueren Zeit streitig, wo sein Reichthum begraben liege, indem Einige behaupten zu Poitiers, wo die Desormirten denselben im J. 1562 verbrannt haben sollen, Andere im Kloster St. Denis. — Quellen über das Leben derselben sind theils seine eigenen, bereits angeführten Schriften, theils einzelne Bücher des Hieronymus, die Geschichte des Sulpicius Severus (vorzüglich lib. III.), des Gregor von Tours, und vorzüglich die Vita S. Hilarii des Fortunatus *), die in der Mitte des 6ten Jahrh. verfaßt zu seyn scheint; ob von dem Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, ist zweifelhaft †). — Des H. Schriften sammelte zuerst Erasmus und gab sie kritisch berichtigt heraus: Basil. 1523; diese Ausgabe ist 4 Mal (1526, 1535, 1550 u. 1570) wiederholt worden. Seltenere ist die Ausg. des Ludov. Miraeus. Paris. 1544. fol. Eine andere, sehr

*) In d. Acta Sanct. M. Jac. Tom. I. In den Opp. Hilari, p. CXXVII. †) Man sehe außerdem mehr über d. Leben in der Vita S. Hilarii von Courans in der ed. Bened. d. Werke. Tillamont. Mémoire. Tom. VII. und la histoire littéraire de la France Tom. I. Part. II. p. 139 sq. Schröckh Kirchl. Gesch. Th. XII. S. 271 — 368.

fehlerhafte besorgte Joh. Gillot. Paris. 1572. Eben daselbst eine neue Ausgabe 1605, welche 1617 zu Köln nachgedruckt und zu Paris 1631. 1652 wieder ausgelegt wurde. Die beste Ausg. ist die Benedictiner, vorzüglich durch Pet. Coustant besorgte, Paris. 1693; die schönste die zu Verona 1630 erschienene und von Scipio Massey kritisch berichtigte; diesen Vorgängern folgte Oberstar in f. Ausg. Würzburg 1785 fg. 8. Auszüge aus des Hilarius Schriften gibt Rößler in d. Biblioth. d. Kirchen. 9r Bd. (Jodocus Lange.)

HILARIUS (Georg), aus Seeland, gest. am 22. Sept. 1656 im 70sten Jahre, Rektor der Schule zu Kopenhagen, dann Professor und Confessorialassessor, hat sich durch mehrere philosophische, mathematische und chronologische Schriften zu seiner Zeit verdient gemacht *), und gab die Rhetorik des Aesopius heraus. (R.)

Hilarotragoedia, f. Komödia und Tragoedia.

Hilary (St.), f. Hellier (St.)

Hilasmus, f. Hilastica, Opfer u. Versöhnung.

HILASTICA, auch DIALLACTICA genannt, sind Sühnopfer, welche die Griechen irgend einer beleidigten Gottheit darbrachten, um den Zorn derselben abzuwenden. Auch die Reinigungsoffer wurden unter die Hilastica gerechnet, und die römische lustratio heißt bei den Griechen Hilasmos. S. übrigens die Art. Opfer und Versöhnung. (C. W. Müller.)

HILAZUN PIRA, Nebenfluß des Amur in der Randschuri. (R.)

HILCHEN VON LORCH, dem Wappen nach zu urtheilen, gleich den Hertwichen, Heiden, Lehen, Schetzel und Bornaß von Lorch, ein Zweig des alten, reich begüterten und weit verbreiteten, ursprünglich zu Lorch, im Rheingau, ansässigen Geschlechtes von Lorch. Hermann Hilchen von Lorch, Ritter, starb im April 1358; Ute, Knecht von Lorch, dem Erzbischof Heinrich III. von Mainz, wegen in seinem Dienste erlittenen, auf 100 Pfund Hülser berechneten Schadens jährlich 10 Pfund Hülser auf den Weinmarkt zu Geisenheim anwies (am 22. Aug. 1343), war allem Ansehen nach dieses Hermann Sohn. Philipp, Hermanns Urenkel, kommt 1434 als Schultheiß zu Lorch und Niederheimbach vor. Dessen Sohn, Johann, wurde in seiner Ehe mit Agnes von Diez, um 1450, Vater von fünf Kindern. Eine Tochter, Margaretha, starb 1518 als Äbtissin des Klosters Marienkrön, zu Oppenheim, dem sie seit dem J. 1497 vorgeslanden hatte. Ein Sohn, Philipp, war der letzte Prior des secularisirten Klosters Biedensteden, und der erste Dechant des daraus gebildeten Ritterstiftes. Der dritte Sohn endlich, Hans, Schultheiß zu Lorch, vermählte sich 1483 mit Elisabeth von Walderdorf, und starb 1512, einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Die Tochter, Margaretha genannt, wie ihre Tante, folgte derselben im J. 1518 als Äbtissin des Klosters Marienkrön, und starb 1547. Der Sohn, jener des

rühmte Hans Hilchen von Lorch, der so viele Jahre, im Verein mit andern Rittersn, einen großen Theil der Rheinlande, auch selbst das ferne Lothringen und Hessen, durch seine Reisefahrten und Streifzüge beunruhigt hatte, gerieth 1515 auch mit dem Kurfürsten Richard von Trier in Fehde. Der größte Theil des Erbsittes wurde durch seine Scharen ausgeplündert, und damit nicht zufrieden, entführte er aus mehreren Orten Geißel, die für die richtige Bezahlung ausgeschriebener Brandschätzungen einstecken sollten. Dergleichen waren z. B. Richard, der Schultheiß von Senheim, und ein angehender Bürger aus Zell, die in Berncastel aufgehoben, nach der Burg Thann, im Wasgau, gebracht wurden, und dort ganzer 6 Monate in den schrecklichsten Verliesen schmachten mußten, bis der Kurfürst sich unter Tranzens von Sickingen Bürgschaft, zu einem Lösegelde von 5000 Gulden verstand. Sie wurden also entlassen, die 5000 Gulden blieben aber unbezahlt, welches für den von Sickingen eine der nächsten Veranlassungen zu seinem verderblichen Zuge gegen die Stadt Trier wurde. Hans, der nach Kräften seine und seines Freundes Sache oersochten hatte, diente später dem Könige von Frankreich und dem Kaiser, starb, 64 Jahre alt, den 15. April 1548, und wurde in der Pfarrkirche zu Lorch begraben, wo sein noch vorhandenes, einen geharnischten Ritter vorstellendes Denkmal ihn als kaiserl. obersten Feldmarschall, in den Zügen gegen den Erbfeind den Türken und den König zu Frankreich in den Jahren MXXXIII. III. und IIII. bezeichnet und von ihm auslegt, daß er „sonst noch VII Jäg helfen dun.“ Seine Gemahlin, Dorothea von Rüdesheim († 1512), hatte ihm nur eine Tochter, Maria, geboren, die an Adam Vogt von Hunsloffen verheirathet wurde, und mit welcher die von Hermann, mit dem unsere Genealogie anfängt, abstammende Linie gänzlich erloschen ist. Noch bestand aber eine jüngere, von dieses Hermann Bruder Frischo abstammende Linie. Frischos Enkel, Friedrich, vermählte sich um 1400 mit Liebmuth von Rheindorf. Ein Enkel dieses Friedrichs, ebenfalls Friedrich genannt, kommt 1453 und 1469 als Schultheiß zu Lorch vor, und wurde in seiner Ehe mit einer Meyer von Nienich der Vater des jüngeren Friedrich, der durch seine Heirath mit Adelheid von Grenzau Haus und Hof zu Bernbach, bei Montabaur, zur Hälfte erwarb, auch, nachdem er solche neuerdings der trierischen Kirche zu Leben aufgetragen, von Erzbischof Otto am 21. Jan. 1426 damit, so wie mit den grenzaufsen Gütern zu Boppard (neben welchen Lebensluden in einem spätern Lebensbrie, vom J. 1457, auch das Patronatrecht der Pfarrkirchen zu Engers und Wendorf vorkommt) belehnt wurde, am 10. Mai 1456 den großen Bundesbrief der trierischen Edele und Städte unterzeichnete, und am 11. März 1484 das Zeitliche segnete. Von dieses jüngern Friedrich Töchtern kommt Dorothea 1496 und 1519 als Äbtissin zu Gmund, Katharina 1508 als Äbtissin zu Zulandhausen vor, sein einziger Sohn, Philipp, aber starb im J. 1517, nachdem er Schultheiß, Johann Amtmann zu Lorch gewesen, auch in seiner Ehe mit Elisabeth von

*) Föcher's Geschichtl. 2c Bd., 1597 nach Huse'se's diar. biograph.

Seinen Vater mehrerer Kinder geworden, unter welchen doch nur Dietrich, Amtmann zu Lorch im J. 1517, als der Stammvater der beiden, zuletzt blühenden Linien, zu bemerken ist. Die jüngere, von Dietrich's Sohne Adam abstammend, erlosch mit dessen Enkel, Johann Adam, der unverehelicht blieb, und am 2. Febr. 1606 die Welt verließ. Dietrich's älterer Sohn, Friedrich, wurde in seiner Ehe mit Agnes Boos von Waldeck ein Vater von 8 Kindern. Zwei Töchter, Klara und Anna, starben als Abtissinnen auf dem Rupertsberge, Klara den 7. Mai 1571, Anna den 25. Nov. 1596, Maria Johanna war Priorin zu Engelsport, der älteste Sohn, Friedrich, Gem. Anna von Voelgelar, wurde der Vater von Johann Wilhelm, auf Dernbach, der sich am 23. Jan. 1615 mit Maria Elisabeth von Stein verheiratete, und der Großvater von Johann Wilhelm II. Dieser, des Kantons Mittelrhein erdener Ritterrath († um 1681), war mit Sophia Margaretha Gelbrichen von Sigmarsbosen verheiratet, und durch sie Vater von 4 (oder 5) Kindern. Eine Tochter, Anna Elisabeth, wurde des Johann Burhard von Garben Hausfrau, eine andere Eleonora Charlotte, blieb ledig, nachdem ihr Bräutigam, Johann Philipp Rüdiger von Bödingheim kurz vor der Hochzeit gestorben, und bereite noch zum Theile ihre beiden Weiber. Der jüngere, Friedrich Christoph, kurtzleischer Hauptmann und Hofkammerer im J. 1682, ging später in holländische Dienste über, und war Brigadier, als er am 14. Jul. 1711 in des Fürsten Johann Wilhelm Friso von Nassau-Weilburg's bei Moersyl über das Hollands-Diep legen wollte, und sammt dem Fürsten ertrinken mußte. Der ältere, Philipp Ludwig, kurtzleischer Major im J. 1687, später Oberster über ein Regiment zu Fuß und Gouverneur der Festungen Coblenz und Ehrenbreitstein, auch, im J. 1707, adeliger Bürgermeister zu Coblenz, legte seine Stellen kurz vor dem 2. Mai 1719 nieder, starb, in hohem Alter, zu Dernbach, den 14. Febr. 1722 und wurde in seiner Familiengruft, in der Pfarrkirche zu Montabaur beigesetzt. Er war, wie seine Brüder, unverehelicht geblieben, mithin der letzte Mann des Hauses, worhalb auch, nach vollendeter Begräbnisfeierlichkeit seine Wappenbilder umgeschürzt wurden. In den trübsen Leben, Haus, Hof und Mühle zu Dernbach, Dorf Winterborn, den Zehnten zu Badem, Haus, Hof und Gut zu Boppard, und Gut zu Mendorf, folgten ihm seine Schwelmer Eleonora Charlotte und eine Sophia Maria von Erffa, die vermuthlich seine Nichte war.

(v. Stramberg.)

Aus der Familie Hilchen von Lorch bildete sich die Familie von Hilchen und zwar aus folgende Art. Philipp IX. v. L., welcher nach Humbrecht am 25. Jul. 1581 starb, heirathete, wie es heißt, außer seinen Stand. Sein Sohn Johann Philipp wurde aus der Mittheilenschaft der Güter gelassen, worauf er sich nicht mehr von Lorch nannte, trat in hessen-rotenburg'sche Dienste, wurde Oberführer zu Langenswartbach, und hinterließ einen einzigen Sohn Johann Christoph Hilchen (geb. 1646, † 1702). Dieser Sohn

war bei den Landgrafen Ernst Leopold von Hessen-Rotenburg Kanzleirath und Amtmann zu Contra und hatte 8 Söhne und 8 Töchter. Georg Leo Hilchen, der älteste, Sohn von Joh. Christoph, besetzte dieselbe Stelle, welche sein Vater gehabt hatte; sein Sohn dagegen, Johann Friedrich wurde fürstl. Hessen-Kassel'scher Oberkammerrath und Oberamtmann zu Naumburg. Auch hatte dieser das Glück, von seinem Schwiegervater, dem hessischen ersten Staatsminister Freiherrn Sigismund Baiß von Eschen im J. 1768 adoptirt zu werden, worauf er den Namen Baiß von Eschen, genannt von Hilchen annahm. Er starb 1781. Seine 6 Söhne traten in hessische oder preussische Staatsdienste, gelangten durch ihre Kenntnisse zu hohen Stellen und erwarben ansehnliche Besetzungen. Vgl. den Art. Waitz *).

(Albert Fh. v. Boyneburg-Langsfeld.)

HILCHENBACH, Amt, im Kreise Siegen des königl. preuss. Reg. Bez. Arnsberg. Nördlich gränzt es an das kölnische Eider- oder Sauerland und östlich an das Fürstenthum Wittgenstein. Obse Gebirge, die einen Theil des alten Rothbarts ausmachen, durchstreichen es nach allen Seiten. In ihren höchsten Gipfeln entspringen hier bei dem Dorfe Lügeln die Eber, und nicht fern davon die Sieg. Der Bach Herndorf durchfließt das Amt, und ergießt sich in die Sieg. Der Boden an den Abhängen der Berge ist meist mager und unergiebig, aus verwitterter Grauwacke und Thonschiefer bestehend, darum der Ackerbau gering und seine Production bei Weitem nicht zureichend für die Zahl der Einwohner. Dagegen finden sich in allen Thälern die trefflichsten Wiesen, deren Bau hier wie im ganzen Siegerland kunstmäßig und mit solchem Eifer betrieben wird, daß er den höchsten Ertrag gibt, und vielen Gegenden Deutschlands als Muster empfohlen werden kann. Auch hat die Natur, was am Ackerbau abgeht, auf andere Weise reichlich ersetzt. Alle Berge sind mit Holz bedeckt, das größten Theils in den schönsten Hochwaldungen, theils in Niederwaldung und Haubergen besteht, die neben dem Brandholz die zum Hütten- und Hammerbetrieb nöthigen Kohlen hergeben. Viele hundert Menschen finden hier das ganze Jahr durch im Holzmannen, Kohlenbrennen und Fahren Beschäftigung und Verdienst. Die Köhler bilden kleine Waldkolonien, sie ziehen im Frühlinge aus, und Mannde sehen erst im Spätherbste die Heimath wieder. Die Wiederwaldungen werden alle 16 bis 18 Jahre abgetrieben, liefern außer dem Holz viel Rohre für die Gärten, und der Boden wird umgehackt und gebrannt, das erste Jahr mit Korn, das zweite mit Buchweizen beädet. Sie werden mit vieler Schonung behandelt, und ihre Bewirthschaftung ist musterhaft. Die Einwohner des Dorfes Heterhausen finden in dem Ahorn- und Birkenbaume eine gute Quelle für Nahrung und Bereicherung, indem sie aus ihrem Holze Esstöffel schnitzen. Man gibt an, daß sie sonst in jedem Jahre 1 Million solcher Esstöffel gefertigt, und damit 8000 Gulden verdient hätten. Aber seitdem auch unter

*) Etlicher hess. Gel. Ges. 16. Bd. S. 409.

den Landleuten der Kurus höher gestiegen, ist dieser Erwerb herab gekommen. — Doch den reichsten Erzen Gottes findet dieses Amt in seinen Bergwerken. Sie liefern Silber, Kupfer, Stahlstein, Brauneisenstein und Blei und liefern zum Theil in guter Ausbeute. Vor Allem aber ist die Grube an der Martinshard in dem Dorfe Rüfen lebend und bewundernswürdig. Hier bricht der beste Stahlstein in reichem Maße. Ein zum Theile gewöhnlicher Grundfelsen führt in ihr Inneres, das so regelmäßig ausgehauet ist, daß es 10 Etagen oder Stodwerke bildet, zu welchen von unten aus eine Treppe von mehreren hundert Treppen in den Stahlstein gehauenen Stufen führt. Ihre Befahrung ist dadurch so gemacht und sicher, wie vielleicht die keiner andern Grube in Teutschland. Schon 1313 wird ihrer in Urkunden gedacht, aber vermuthlich war sie schon früher da und seit dem steht sie in ununterbrochenem Bau. Im J. 1826 wurde ein neuer tieferer Grundfelsen für sie angefangen, dessen berechneter Durchschlag auf 100 Jahre berechnet ist. — Auf diese Bergwerke gründet sich hier der Betrieb von 2 Silber-, 6 Stahl-, 1 Eisenhütten, 5 Stahl-, 4 Eisen- und 3 Rodhämern. — Das Amt umschließt in den 4 Kirchspielen Hilchenbach, Rüfen, Crombach und Fernsdorf 33 Dörfer und 3 Dörfe, mit einer Seelenzahl, die sich ungefähr auf 7000 beläuft. Die Einwohner bekennen sich fast ausschließlich zur evangelischen Kirche. Der Aufenthalt in den tiefen und engen Gebirgsthälern, die tägliche Beschäftigung in den Wäldern, Gruben und beim Hütten- und Hammerbetrieb haben ihnen einen eigenthümlich-schönen Charakter eingeprägt, in dem neben Geradheit, Niedrigkeit und Festhalten an alterthümlicher Sitte ein besonderes Aufgebot für ernste, geistige Thätigkeit hervortritt. Der bekannte Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, ist unter ihnen im Dörflein Grund (er selbst führt es pseudonym Fienbach an) 1740, am 12. Sept. geboren. — Die Gegend gehörte in der Vorzeit zum Oberoberrhein, und stand unter der geistlichen Aufsicht des Erzbischofs von Mainz und des Archidions zum heil. Stephan. Ihre Urgeschichte ist sonst durchaus dunkel, und wann sie an die Grafen von Nassau gekommen, unbestimmt. Vermuthlich erfolgte das Letztere am Abhaufe des 12ten Jahrh.; im folgenden legte Graf Heinrich der Reiche von Nassau auf einer einsamen waldigen Berghöhe die Burg Ginsberg an, welche Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg 1389 mit Kaiserl. Bewilligung zum Eise eines Freischießes des heimlichen weßphälischen oder Hebmgerichts machte, dessen Gerichtsbezirk sich von den Grängen der weßphälischen Herrschaft Bilsen bis zur Grafschaft Sayn erstreckte. Sie liegt schon lange in Ruinen. Auch errichtete der Ritter Friedrich von Saine hier 1259 das Jungfrauenkloster Kappel, Prämonstratenser Ordens, das 1538 evangelisch, um 1594 in ein weltliches Damenstift verwandelt, und in den neuesten Zeiten aufgehoben wurde. — Zum Siegerlande gehörig hat dieses Amt mit diesem seit 1255 zum Nassau-Dillischen Landestheile gehört und gleiche Schicksale mit diesem erfahren. Nach dem 1628 erfolgten Tode des Grafen

Johann des Mittleren von Nassau, des Stiefers der Sieger'schen Linie, kam es an dessen zweiten Sohn Wilhelm, und bildete einen eignen Landesheil, der aber mit dessen Tode 1642 wieder aufhörte. In dem langwierigen Streite zwischen der Siegerer reformirten und katholischen Fürstentum hat es manche Verdrängnisse erduldet, ist aber immer bei der ersten geblieben, bis es an Dranien-Nassau überging. 1806 kam es zum Großherzogthum Berg; 1814 wieder an Dranien-Nassau, und 1815 an die Krone Preußen. — Die adeligen Familien von der Hese, die ihren Burgsig zu Hees jetzt Junkernhees, seit 1372 von Nassau zu Leben trugen, von Holsinghausen, Bischof von Langenau mit dem gleichnamigen Burgsig, und die Selbach von Lohr waren ehemals hier heimisch, sind aber alle ausgestorben.

(C. D. Vogel.)

HILCHENBACH, Flecken, und Amtssitz im königl. preuß. Kreise Siegen an dem Bache Fernsdorf gelegen, hat 135 Häuser und etwas über 1000 Seelen. Außer geringem Ackerbau werden hier einige Lohgärberien betrieben. Ehemals hatte er auch einige Wollenmanufakturen. Die St. Veits-Pfarrkirche war sonst dem Kloster Kappel einverleibt, kam aber 1495 an die Grafen von Nassau. Der Fürst Wilhelm Moriz von Nassau-Siegen erthob 1687, 1. Mal das damalige Dorf zu einem Flecken und ertheilte ihm bürgerliche Privilegien, Rechte und Freiheiten. Damals zählte es 77, hundert Jahre später aber 144 Bürger.

(C. D. Vogel.)

HILDA, HILDE, Äbtissinn des Klosters Stranebach, war eine Änglerin aus edlem Geschlecht im Reich Northumberland, Tochter Hererich's, des Ruffen des Königs Edwin, und Bregoswith's. Als Edwin und seine Ängeln im J. 627 vom Bischof Paulinus den christlichen Glauben annahmen, und die Taufe empfingen, war auch Hilda darunter, damals noch nicht 7 Jahre alt; 23 Jahre nachher beschloß sie, die Welt zu verlassen, und dem Heiland allein zu dienen; und begab sich in das Land der Dsanganen, deren König ihr Verwandter war, um von da, wenn sie irgend könnte, Heimath und alle Dabe verlassend, nach Gallien zu gelangen, und dort im fremden Lande im Kloster Gala (Gelles) für den Herrn zu leben; denn in demselben Kloster erwartete zu jener Zeit ihre Schwesler Hereswith, die Mutter des ostfriesischen Königs Adulf die ewige Krone. Diesen Voratz auszuführen brachte Hilda ein ganzes Jahr in Dsanganen zu, aber vom Bischof Aidan in ihr Vaterland zurück gerufen, erhielt sie einen Ort mit einer Familie (d. h. ein Ethel Land eine Leibeigen-Familie zu ernähren ausreißend) an der nördlichen Seite des Flusses Wize (Weare), wo sie ein Jahr mit wenigen Genossen ein Nonnenleben führte. Dann wurde sie Äbtissinn des Klosters Heortden, welches von der Nonne Heru nicht lange vorher errichtet, aber, da diese kurz nach der Stiftung sich Calceaster zur Wohnstatt gewandt hatte, von Hilda nach der Klosterregel geordnet ward. Nachdem so Hererich's Tochter hier einige Jahre thätig gewesen, errichtete sie auch das Kloster Stranebach, stand als Äbtissinn diesen beiden Anstalten eifrig vor, und

machte sie zur Pflanzschule der geistlichen Gelehrsamkeit. Unter ihren Schülern waren die nachmaligen Bischöfe Bosa, Ailo, Dittor, Johann und Wilfrid. Den trefflichen Dichter Edmon veranlaßte sie, Mönch zu werden, und zwar in ihrem Kloster, und wies ihm als Stoff seines Gefanges die Genesis und die andern Hauptschriften der Bibel an. So entstand die berühmte Paraphrase. Doch nicht bloß ihren Schülern leuchtete Hilda als Beispiel geistlicher Thätigkeit (sie schrieb und hinterließ geistliche Betrachtungen) und als Muster eines gottesfürchtigen Lebens vor, sondern auch in die Ferne wirkte sie, wie schon ihre hinterlassenen Briefe bezeugen würden, wenn es der Geschichtschreiber auch nicht hervorzuheben hätte. Selbst Fürsten und Könige befragten sie um ihren Rath. Als sie während ihrer 6 letzten Lebensjahre von Fiebern hart heimgesucht ward, minirte sie dennoch so wenig als möglich ihre Thätigkeit, und ertrug, um als Dulderinn voran zu leuchten, ihre Leiden mit Dan und Geduld. Kein Wunder daher, daß sie nicht bloß im Leben unter ihren Zeitgenossen berühmt ward, sondern daß man auch glaubte und erzählte, ihr Tod sei von Erscheinungen begleitet, und sie habe noch nach demselben Wunder gewirkt. Sie starb 60 Jahre alt den 17. Nov. 680 *).

(Ferdinand Wächter.)

HILDA, bezeichnet in ältern, pommeranischen Urkunden bald den Küstflus bald das Kloster Eldena bei Greifswald; daher man in den Studentenbüchern noch wohl bisweilen Hildasen statt Rikthasen findet.

(C. P. Gustav v. d. Lancken.)

HILDAFR oder HILDOFR, 1) Genius des Krieges, ein Freund der Hiltbur, soll sehr früh gewesen sein und im Rufen der Insel Nafes gewohnt haben †). Der Name dieser Insel, imperium insulae, deutet seinen Einfluß auf den Krieg an, unter welchem immer die durch den Kampf der Elemente bewirkte Veränderung der Witterung bezeichnet wird. Hildafr ist deswegen dem nordischen Dichter ein hoher, die Witterung leitender Genius.

2) Sohn Odins, welcher in der nord. Mythie die höchste Aussicht über die Folge der Naturveränderungen darstellt. Vgl. Odin. (Schlincke.)

Hildanus (Wilhelm Fabricius), f. Fabricius.

HILDBURGHAUSEN, das Herzogthum. Durch den Theilungsvertrag der Ebnne des Herzogs Ernst des Frommen, des Stifters der herzogl. gottha'schen Hauptlinie, im J. 1680, erhielt Herzog Ernst, der sechste Sohn, die Ämter und Städte Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, das Amt Weisdorf und die Hälfte des Amtes Eschkau, welches letztere aber 1723 durch Tausch und Kauf an das Herzogthum Meiningen kam. Durch einen neuen Vertrag vom 16. Febr. 1683 kam auch das Amt Königsberg an Hildburghausen, und nachdem die Koburg'sche Nebenlinie des gottha'schen Hauses mit ihrem

Stifter, dem Herzog Albrecht 1699 ausgestorben, erhielt es für seine Erbsprüche das Amt Sonnenfeld und Behrungen, 1705. Die politischen Bestandtheile des Herzogthums waren also in Theil der Pflege oder des Fürstenthums Koburg, die Kellerei Behrungen in der Grafschaft Henneberg, und das Pfandamt Königsberg im Würzburg'schen. Sonnenfeld, Königsberg und Behrungen liegen von dem Hauptlande abgetrennt; ersteres westlich und nördlich von Koburg'schem und östlich und südlich von bairern'schem Gebiete umgeben; Königsberg liegt ganz im bairern'schen, ehemals würzburg'schen Lande zwischen Königsbosen an der fränkischen Saale und Hainstuth am Main; Behrungen wird nördlich von dem meiningenschen Amt Maßfeld, östlich von dem Amt Römhild, und westlich von Baiern begrenzt. Der Flächeninhalt des Gesamtlandes wird auf 12 □ Meilen angegeben. Das Herzogthum liegt zwischen dem 28° 8' bis 29° 57' östl. L. von Ferro, und zwischen 50° 61' bis 50° 38' nördl. Br. und gränzt mit seinem Hauptlande gegen Nordosten an das Schwarzburg'sche, gegen Osten an das meiningensche Oberland, im Südosten an das Koburg'sche, im Süden an Baiern, im Westen an Römhild, gegen Nordwesten an den Kreis Schleusingen und im Norden an das großherz. weimar'sche Amt Jena. Der nördliche Theil der Hauptlande gehört zum Thüringer Wald und erstreckt sich bis auf den Rücken desselben, wo die Quellen der Schleuse und Merra sind. Diese Gegend ist mit Fichtenwäldungen bedeckt und ziemlich raub. Hier erhebt sich des Landes höchste Berg, der, wie das meiste umliegende Gebirg aus Thonschiefer bestehende Bleß, 2699 F. über der Meeresfläche. Bei Eisfeld erweitert sich das Herrathal, das Klima wird milder, der Boden fruchtbarer, gute Äcker und schöne Wiesen zeigen sich. Der Boden ist größtentheils sandig und die niedern Theile der Gebirge bestehen aus Kalksandstein und Kalkstein, aus denen einzelne Berge von Basalt und Porphyr'schiefer hervorragen, wie der Festungsberg bei Heldburg, der Straußbain und andere. Dieser südliche niedere, von vielen kleinen Thälern durchschnittene Theil gehört zum Maingebiete, und wird von zwei Flüssen der kleinen Rodach und Greß durchströmt, die vereinigt bei Koburg in die Ig fallen. — Da durch den letzten Theilungsvertrag nach dem Aussterben der gottha'schen Linie, im Nov. 1826, das Herzogthum Hildburghausen als solches zu bestehen aufgehört hat, zwei Ämter, Königsberg und Sonnenfeld an Koburg, die übrigen Theile desselben sämtlich an Meiningen gefallen sind und eine neue Organisation erhalten haben, so gehört eine weitläufigere Darstellung des Landes, seiner Einwohner, Produkte u. f. w. unter den Art. Herzogthum Meiningen.

(Herzog)

Bunächst dem Landesherren stand bei der Landesverwaltung ein Geheim- Raths-Collegium; die Angelegenheiten des Innern leitete eine Landesregierung mit verschiedenen, der öffentlichen Verwaltung angemessenen Departements, das Land selbst war in 6 Ämter, eben so viel Ephorien und Forstämter getheilt. Das Land

*) Beda Venerabilis, Historia Ecclesiastica, L. II. c. 14. Lib. III. c. 24. Lib. IV. c. 23. c. 24.

†) Barbaud. 7.

wird bewässert von der Berra, welche die meisten Gewässer des Landes abführt, die Schluß, Rodach, Maßlach, Steinau, von denen einige dem Main zufließen. Die Berge und Bergzüge gehören zum Thüringer Waldgebirge; zu den ausgezeichnetsten gehören außer dem Rieß der Krolsberg, Kirchberg u. a., doch keiner von bedeutender Höhe. Das Land bringt in den flächigen Gegenden Getreide, von denen einige dem Main zufließen. Die Berge und Bergzüge gehören zum Thüringer Waldgebirge; zu den ausgezeichnetsten gehören außer dem Rieß der Krolsberg, Kirchberg u. a., doch keiner von bedeutender Höhe. Das Land bringt in den flächigen Gegenden Getreide, von denen einige dem Main zufließen. Die Berge und Bergzüge gehören zum Thüringer Waldgebirge; zu den ausgezeichnetsten gehören außer dem Rieß der Krolsberg, Kirchberg u. a., doch keiner von bedeutender Höhe. Das Land bringt in den flächigen Gegenden Getreide, von denen einige dem Main zufließen.

Es folgen nun noch biographische Nachrichten von dem Herzogen und Prinzen von Hildburghausen.

Ernst, der Stifter der hildburghausenschen Linie, trat nach dem Tode seines Vaters in Kriegsdienste und befand sich unter den kurländischen Hüfstruppen bei der Entsetzung der Stadt Wien im J. 1683; zwei Jahre darauf war er bei dem Entsatze von Gran und der Eroberung von Neuhausel; später trat er in holländische Kriegsdienste. Er vermählte sich, den 30. Nov. 1680 mit Sophie Henriette, der Tochter des Fürsten Georg Friedrich zu Waldeck, erzeugte mit ihr 3 Söhne und 2 Töchter, von denen ein Sohn und eine Tochter in frühem Alter starben, und führte in seinem Hause das Recht der Erstgeburt ein. Er starb als Senior der Ernestinischen Linie im 60sten Jahre, den 17. Oktober 1715.

Ernst Friedrich I., geb. den 21. Aug. 1681, folgte seinem Vater in der Regierung. Er war zu Anfange des spanischen Erbfolgekrieges in holländischen und dann in kaiserl. Kriegsdiensten und trug in der Schlacht bei Höchstädt eine Armwunde davon. Er verheiratete sich den 4. Febr. 1704, mit Sophie Albertine, einer Tochter des Grafen Georg Ludwig von Erbach und der Prinzessin Luise Anna von Waldeck, welche ihm die geldernsche Grafschaft Emptenberg als Heiratsgut zu brachte, die er aber, 1720, mit Einwilligung seiner Gattin an die Staton von Geldern verkaufte. Er starb, 42 Jahre alt, den 9. März 1724 und hinterließ zwei Söhne Ernst Friedrich II., der ihm in der Regierung folgte, und Ludwig Friedrich, der in holländische Dienste trat, General der Infanterie wurde, und 1759 als Gouverneur zu Nimwegen starb.

Ernsts zweiter Sohn, Ernst Friedrich I. Bruder, Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus, geb. den 8. Okt. 1702, trat im J. 1719 in kaiserl. Dienste, wurde katholisch und gelangte bald zu den höchsten militärischen Ehrenstellen. Als Generalfeldzeugmeister kommandirte er von 1737 bis zum Belgrader Frieden ein besonders Aemecorps gegen die Türken, und wurde darauf zum Reichsgeneral-Feldzeugmeister ernannt. Er stand bei der Kaiserin Maria Theresia sehr in Gnaden und erhielt im Anfang des 7jährigen Krieges den Obersten

fehl über die Reichsarmee; aber nachdem sie mit den Franzosen vereint bei Hofsbad, 1757, von den Preußen bis zur Vernichtung geschlagen worden, trat er vom Kriegsschauplatz ab. Er starb zu Hildburghausen, als Senior des Ernestinischen Hauses, den 4. Jan. 1787. Er war mit Anna Victoria von Soissons aus dem Hause Savoyen vermählt, hinterließ aber keine Kinder.

Ernst Friedrich II., geb. den 17. Dec. 1707, war bei seines Vaters Tode minderjährig und stand unter der Vormundschaft der Mutter, welche bis zu seiner Mündigkeit auch der Landesregierung vorstand. Im J. 1726 vermählte er sich mit der Gräfin Karoline von Erbach-Fürstena, übernahm 1728 die Regierung und starb 1745. Sein erstgeborener Sohn

Ernst Friedrich Karl, geb. den 10. Jun. 1727, stand bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter. Während seiner Regierung wurde er durch ein erziehbildendes Bergwerk veranlaßt, von dem Münzregal Gebrauch zu machen, was ihm eine reichs fiskalische Klage und viele Unannehmlichkeiten zuzog. Der Staatsbankrott des Herzogthums Hildburghausen war durch den Reichkrieg und andere Umstände in die größte Verärrung gerathen. Der Herzog, welcher die Prachtliebe und Verschwendungslust seines Großvaters geerbt, verstand sich nicht einzuschränken. Fremde Kommodanten und Hofjungen wurden in Dienst und Sold genommen, offene Lazen und prangende Hoffeste gehalten, während weder Kaufleute und Handwerker, noch die Beamteten bezahlt wurden. Schulden wurden auf Schulden gehäuft und der Herzog gerieth in solche Verlegenheit, daß der Kaiser sich im J. 1769 genöthigt sah, unter der Direktion der verwitwenen Herzogin von Meiningen und des Prinzen Joseph Friedrich, des Oheims des Herzogs, eine Debitcomission in Hildburghausen zu errichten, welche die Forderungen der Gläubiger untersuchen und Einnahmen und Ausgaben regeln sollte. Die sämtlichen Schulden überstiegen die Summe von 4 Millionen Gulden frank.; die jährlichen Revenuen des Herzogthums beliefen sich auf 71,827 Gulden und 56,643 Gulden mußten davon für Besoldungen, die Staatsverwaltung und die Hofhaltung verwandt werden; die Civilliste des Herzogs betrug nur 12,000 Gulden. Die Kosten der Erziehung der fürstl. Kinder mußte das Land tragen. — Der Herzog Ernst Friedrich Karl starb den 22. Sept. 1780 zu Seibingstadt, wohin er sich begeben, um der Ruhe auf dem Lande zu genießen, und die Schutthaufen seiner Residenz, deren schauerlicher Theil durch einen Brand, 1779, eingeschürt worden, nicht immer vor Augen zu haben. Er war dreimal verheiratet; seine erste Gemahlin war Louise, eine Tochter Christians VI. von Dänemark, starb den 8. Aug. 1756; seine zweite war Christiane Sophia Charlotte, die einzige Tochter des Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Bairern, die 4 Tage nach ihrer ersten Verbindung, den 8. Okt. 1757 starb; die dritte Gattin war Ernestine Anguste Sophia, die Tochter des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar. Von dieser hinterließ er eine Prinzessin Karoline Ernestine Friederike,

welche ihrem väterlichen Oheim, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Eugen, der meistens zu Dringen bei seiner mit dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein-Dringen verheirateten Schwester lebte, vermählt wurde, und einen Prinzen, der ihm in der Regierung folgte.

Friedrich, geb. den 29. April 1763, war bei seines Vaters Tode noch minderjährig und sein Großoheim, der Kaiser. Feldmarschall Prinz Joseph, durch das Testament des verstorbenen Herzogs zum Vormund und Regent bestellt. Erst nach dem Tode des Großoheims, den 4. Jan. 1787, ergriff der junge Herzog die Zügel der Regierung selbst; schon hatte er sich mit Charlotte Georgine Louise Friedricke, der ältesten Tochter des damaligen präsumtiven Erbprinzen, hernach Herzogs, zu legt Großherzogs von Mecklenburg-Streitz, den 3. Sept. 1785 vermählt. Bald nach seinem Regierungsantritt brach die franz. Revolution aus und schon 1796 erfuhr das Land die ersten Folgen der kriegerischen Stellung, welche die deutschen Staaten gegen Frankreich zu Gunsten der Monarchie angenommen, indem der General Lesbree einen Einfall ins Amt Königsberg machte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena trat der Herzog Friedrich, den 15. Dec. 1806 dem Rheinbunde bei und schloß 1807 mit dem neuen Großherzog von Würzburg einen Vertrag über die ganehrschastlichen Dienste ab. Bis zum Sturze Napoleons erfüllte er treu alle Pflichten eines Gliedes des Rheinbundes; nach der Schlacht bei Leipzig trat er zu den Alliierten und stellte sein Bundeskontingent. Nach dem Abschlusse und der Befestigung des Friedens gab er unter den sächsischen Fürsten einer der ersten dem Herzogthume, dem 13ten Bundesartikel gemäß, eine landständische Verfassung. Nach dem Theilungsvertrag des Herzogl. gottha-altendurgischen Erbes, vom Nov. 1826, trat er sein angefallenes Herzogthum Hildburghausen an den Herzog von Sachsen-Meiningen ab, und erhielt das Herzogthum Altenburg, mit Ausnahme der Grafschaft Kamburg, wo er, als der Begründer einer neuen Speziallinie der Herzoge von Altenburg, gegenwärtig regirt *).

(Herzog.)
HILDBURGHAUSEN, das herzogl. sachsen-meiningensche Verwaltungsamt, besteht aus der Stadt, von der es den Namen erhalten hat, und 29 Gemeinden, die zusammen 1674 Häuser, 10,235 Einn. und 2487 Familien zählen, und 262 Pferde, 4498 Stüde Rindvieh, 9321 Schafe, 677 Ziegen und 2661 Schweine besitzen. Es liegt an beiden Ufern der Berra und wird von den meiningenschen Verwaltungämtern Römhild, Heuburg, Eisfeld und dem forburg'schen Gebiete begrenzt. Sein Umfang wird auf 2 $\frac{1}{2}$ □ St. geschätzt. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptnahrungswirthe der Bewohner; der Boden ist fruchtbar und der Wiesensbau an mehreren Orten vortreflich; der Erntevertrag ist im Durchschnitt in einem mittlern Jahre 18,000 Achtel Weizen, 36,000 Achtel Korn, 15,000 Achtel Gerste,

20,000 Achtel Hafer und über 100,000 Säcke Kartoffeln, Auch die Obstzucht ist in vielen Gemeinden sehr gepflegt *).

(Herzog.)

HILDBURGHAUSEN, die Stadt, in Urkunden Hiltpershusia, Villa Hiltperth, mit 862 Häusern, 3427 Einn. und 917 Familien, liegt auf dem rechten Ufer der Berra, und war bis 1826 die Residenz der Herzoge des Fürstenthums Hildburghausen; jetzt ist sie der Sitz des nach ihr benannten meining. Verwaltungsamtes und eines Stadt- und Kreisgerichtes, des Oberlandesgerichtes und des Ober-Consistoriums für das ganze Herzogthum Meiningen. Bis zum 14ten Jahre, war Hildburghausen ein offener Ort und erhielt von dem Grafen Berchtold von Henneberg, 1323, Mauern. Als Landgraf Balthasar sich mit Katharina, Tochter des Burggrafen von Nürnberg und der Tochter des Fürsten Berthold von Henneberg vermählte, erhielt er Hildburghausen, Eisfeld und Heuburg zum Brautkauf, welche von dieser Zeit an immer bei dem Hause der Landgrafen von Thüringen und Herzoge von Sachsen verblieben. Erst als Hildburghausen die Hauptstadt des Fürstenthums und die Residenz des Herzogs wurde, gewann die Stadt an Umfang und Häuserzahl. Das Residenzschloß an der Südseite der Stadt wurde von dem ersten Herzog, Ernst, in den Jahren 1683 bis 1695 erbaut, und ist auf der einen Seite von einem großen Garten umgeben. Die ganz regelmäßig erbaute Neustadt wurde unter Ernst Friedrich I. größten Theils von französischen reformirten Flüchtlingen angelegt. Die Stadt litt mehrere Male durchs Feuer, vorzüglich 1779, wo das Schloß sammt einem großen Theil der Häuser in Asche verwandelt wurde *). Hildburghausen hat drei Kirchen, ein Rathhaus, ein wohl eingerichtetes Gymnasium, ein Landesschullehrerseminarium für das ganze Herzogthum, ein Buch- und ein Waisenhaus, ein Zeughaus, zwei Druckereien, eine Buchhandlung und mehrere gut eingerichtete Gasthöfe *). Jährlich werden in der Stadt 6 Jahrmärkte gehalten.

(Herzog.)

HILDEBALD, ILDEBALD, König der Ostgothen in Italien von 540—541 n. Chr., früher ein Stammfürst dieser Nation und reicher Grundbesitzer in der Umgegend von Verona, — nach der Eroberung der Reichshauptstadt Ravenna und der Gesangennehmung seines Vorfahrs, Vitiges, durch den Byzantiner Feldherrn Belisarius, erwidert zu Pavia von etwa 1000 maassreichen Gothen, dem liberaleste der suchtbaren, bei Versumm geschlagenen Heertracht, nachdem Draja, des Vitiges Neffe, die bereits wankende Krone ausgeschlagen hatte. Sein erstes Herrschergeschäft war ein Friedensantrag an den

1) In dem frühesten Auflande entfiel es 1 Stadt, 1 Marktflecken, 25 Dörfer und 5 Höfe; Eig des Amtes war und ist die Stadt Hildburghausen. (G. F. Winkler.)

2) Das Schloß ist nach den Feuerbräusen von 1725 n. 1779 schöner wieder ausgebaut; und der wohl eingerichtete Garten ist mit einem Wasserbau umgeben. 3) Sonst war Hildburghausen Eig der obern Landesbehörden, welche aber seit dem Ansatze an Meiningen zum Theil aufgelöst und verlegt wurden. (G. F. Winkler.)

*) Die ausführlichste und ziemlich ins Einzelne gehende Topographie des Herzogs Friedrich findet sich im 14. Jahrg. des Mercurialmagazins, S. 411 — 458. Jünnen 1827.

Belisarius, welcher ihn jedoch verwarf, die Rücklieferung der gefangenen Familie des neuen Königs weigerte und zu neuem Kampfe bereitete, als ein Befehl des Kaisers Justinian ihn plötzlich aus Italien nach Konstantinopel abrief, wohin er den gefangenen Wittig auszuführen. Die von ihm in Italien zurück gelassenen Feldherren, nicht mehr vom strengen Herrscher gezügelt, gingen in pisanos zugleich und grausam gegen die Gothen zu; erfanden die Härte, mit welcher der vom Kaiser nach Ravenna gesandte Legat Alexander die rückständigen Steuern entrieh, regte den Geist der Unzufriedenheit in den Völkern Italiens noch mehr an, und so gelang es dem Hildebald leicht, die Gothen aus Ligurien und Venetien um sich zu sammeln. Mit dieser Herrschaft zögerte er den ihm über den Po hinaus entzogenen gerückten Byzantiner Feldherren, Vitulius, bei Treviso, und stand in Begriff, in einem entscheidenden Feldzuge sein Reich zu befreien, als eine durch die Mißgunst und Habgier des Führers, wie durch die Unzufriedenheit der Streiter im Heer erregte Meuterei seine Schritte hemmte und den zum beginnenden Aufbruch des Volkes zu vernichten rohte. Hildebald glaubte ein Beispiel geben zu müssen; in Braja's Benehmen gefährliche Umtriebe erkennend, ließ er ihn durch Mordmord tödten, vermehrte aber den bereits durch Strenge erregten Haß seiner Krieger, wie die Furcht des Volkes vor Avinanni, und ordnete bald darauf — ob in Folge einer politischen Verschwörung oder als Opfer gewöhnlicher Blutrage, ist ungewiß — von dem Gepiden Vitilas, einem Anführer seiner Heimbewohner, an der Tafel erschlagen. Sein Tod veranlaßte eine Spaltung zwischen den Gothen und den ihnen verbündeten Rugiern; jene wählten den Totilas, Hildebalds Neffen zum Könige, die Rugier ihren Feldherrn Erarich (Ehrenreich). Inzwischen nach dem Letztern, eines Einverständnisses mit den Byzantinern wegen, ereilte im fünften Monat erfolgter Ermordung vereinigte sich beide Völker aufs Neue unter dem Totilas gegen den gemeinschaftlichen Feind *).

(Benicken.)

Hildebald, Erzbischof, zu Köln, f. Hildebold.

Hildebert, fränkische Könige, f. Childebert.

HILDEBERT, HILPERT, (XII) Erzbischof und Kurfürst zu Mainz, geboren in Franken, war früher Benediktiner, und lebte im Kloster zu Fulda, zu dessen Abt er erhoben wurde. Von hier kam er 927 auf den erzbischöflichen Stuhl. Seinen kirchlichen Eifer erprobte er 932 auf der Synode zu Erfurt. 955 verfehlte er die Bekehrung seiner 10 Vorgänger aus der Kirche des h. Hirs in die des h. Alban, und wohnte 956 der Erhebung des römischen Königs Otto I. zum Kaiser in Aachen bei, hing das Schwert an dessen Seite, legte den Mantel um dessen Schultern, saßte ihn auch in Gegenwart der Erzbischöfe von Trier und Köln und anderer Großen des Reichs, und setzte ihm die Krone auf

das Haupt. Er starb bereits am 24. oder 31. Mai 987 im höchsten Alter *).

(Jack.)

Hildebert von Mans, f. den folg. Art. Hildebert von Tours.

HILDEBERT, nürchtig zuweilen Hydalbert, Hildebert und Aldbert, (Hildebertus de Lavadino, H. Cenomanensis, H. Turonensis), Erzbischof von Tours, war 1057 von bürgerlichen Eltern auf dem Schlosse Lavardin in Vendomois geboren. Unter des berühmten Berengars von Tours Leitung machte er früh in Sprachen und Wissenschaften ungemeine Fortschritte, und im Kloster Cluny, wo er die Theologie studierte, zeichnete er sich so rühmlich aus, daß er als Lehrer an die Stiftsschule zu Mans berufen wurde, der er 13 Jahre mit erfolgreichem Eifer vorstand. Er wurde daselbst 1092 (nach Einigen 1094) Archidiaconus, und 1097 erhoben ihn die Geistlichen auf den erbtätigen bischöflichen Stuhl *). Kirchliche Unruhen und politische Streitsachen mit dem Könige Wilhelm II. von England, der sich der Stadt Mans bemächtigte, trübten seine Tage, gaben ihm aber auch Gelegenheit, seine Weisheit und Standhaftigkeit in Vertreibung der Gerechtigkeit der Kirche gegen die Angriffe der weltlichen Macht zu zeigen *). Eine Folge davon war, daß ihm 1125 (nach Einigen 1129), wider seine Neigung, das Erzbisthum von Tours übertragen wurde *). Einzig seinem Verufe lebend, sorgte er für das geistliche und weltliche Wohl der ihm untergebenen Provinz, suchte die Seiten der Geistlichkeit zu verbessern, präsidirte auf dem Concilium zu Nantes, wo sehr gute Statuten gegeben wurden, um herrschenden Mißbräuchen und Unordnungen zu steuern, und setzte seine Bemühungen so lange fort, bis ihn am

*) *Trithemii chronicon* Hirzang. ab a. 927 ad 937. — *Dismari Mersb.* L. II. p. 331 et 338. — *Alberti Stadensis* p. 213. — *Broveri antiquit.* Fald. L. II. C. XII. 154. — *Gundling de Henrico I* Auceps f. 30. p. 211. — *Neecrologium Fuldaense*. — *Serarius rer. Mogunt. cura Joannis T.* I. 424—427.

1) Nach einem Briefe des Papst, Bischof von Gharres (Epist. 277.), waren die Archidiaconus Alva über sehr schuldig nicht, welche uneheliche Kinder erzeugt zu haben, und den Mars erblit, der Wahl zu entsagen, im Falle er sich dieses von mehreren Bischöfern (sine Kirche ihm Schult gegebenem Verbrechen) wirklich bewußt sein sollte, — hat man geschloffen, daß Hildebert früher ein onfchweiclich Leben geführt haben müßte (*Maroni Annal.* ad a. 1088.), und es dürfte sich wohl dieser Vorwurf nicht gänzlich zurück weisen lassen, da, woher die Echtheit des Briefes oder die Identität der Namen Alibert und Hildebert zu bezweifeln ist, noch eine diese Verleumdung der Kirche zu Grunde gelegten zu haben scheint, wie *Beaugendre* in der *Vita Hildebert.* pag. XIX. der Wert. der Ausg. f. überle müßte. 2) Die Päpste mit A. Wilhelm von England hatten vielfach darin ihren Grund, daß dieser ihm als Anhänger seiner Feinde in der Normandie ansehe, oder Hildebert sich seinen Vetterverfäulungen von grüßlichen Gütern widmet. Letztere (siehe ihn selbst) genöthigt, nach Rom zu reisen, um bei dem Papste Hilfe zu suchen. Raum zurück getehrt, wurde er gefangen gesetzt, nach England abgeführt, und ihm auferlegt, sich wegen mehrerer Verbrechen, deren er angeklagt worden, durch die Hancrube zu reinigen. Er lehnte das jedoch auf den Rath des Papst von Chartres ab. 3) Nach hier kam er in Streitigkeiten mit dem Könige von Frankreich, zu wieweil dem Papste. Nach diesen Schändeln mit der weltlichen Macht, und seiner Neigung nach Rom, und einzelnen Abweichungen in seinen Schriften zu schließen, scheint er ein eifriger Verteidiger der Rechte und Ansehnlichkeit seines Stuhles gewesen zu sein.

(L. Lange.)

*) *Jordanus de regn. success.* p. 145 et 146; *Rehm's Gesch.* I. Mittelalt. Bd. I. g. S. 258 u. ff.

18. Dec. 1134 der Tod abrief. Betrachtet man diesen Kirchenoerfleher von Seiten seines Charakters, seiner Sorge für das Wohl der Kirche und seiner Gelehrsamkeit, so erscheint er in jeder Beziehung als ein Mann, der seinem Zeitalter Ehre machte, und der den Beinamen des Heiligen oder Ehrwürdigen verdiente, den ihm einige Schriftsteller beilegen, wiewohl er in seinem Martyrologium aufgeführt wird. Sanftmuth, Demuth, Unübertrefflichkeit, Nüchternheit waren Tugenden, die er in jedem Verhältnis und unter allen Umständen übte. Mit einem nie rastenden, erluchteten Kirchenzucht, so wie für die Belehrung der Geistlichkeit und des Volks. Von Natur furchsam, bewies er, wenn es Noth that, einen wahrhaft apostolischen Eifer, und weder Versprechungen noch Drohungen konnten ihn verleiten, seiner Überzeugung untreu zu werden. Den besten Beweis von seiner vielseitigen gelehrten Ausbildung geben seine Schriften, die ehemals in so hohem Ansehen standen, daß sie als classische Werke in den Schulen Frankreichs und Italiens gelesen wurden. Als Theolog hat er sich für immer dadurch merkwürdig gemacht, daß er im Decret es zuerst versuchte ein System der Dogmatik zu entwerfen, welches der Form nach die Grundlage aller späteren Systeme war, und in dieser Hinsicht für die Geschichte der Dogmatik eine besondere Bedeutung hat *). Sein Versuch dient gleichsam als Norm, die ferneren Ausbildungen und Fortschritte der Wissenschaft zu berechnen. Die Methode, deren er sich bediente, bestand darin, daß er zuerst gewisse Dogmen festsetzte, die er theils aus Stellen der Bibel, theils aus Zeugnissen der älteren Kirchenväter bewies, und die Schwierigkeiten und Einwürfe, die gemacht werden konnten, durch philosophische Demonstrationen zu entfernen suchte. So sehr er sich aber das Ansehen eines biblischen Theologen gab, so war doch Augustinus sein Hauptführer, und die Bibel, die er aus der Vulgata citirte, erklärte er im Geiste seines Zeitalters, enthielt sich aber mehr, als andere scholastische Theologen, unfruchtbarer Spitzfindigkeiten. Auffallend ist es, daß er die wichtigen Lehren von der Erlösung, vom Glauben an Jesus, von der Besserung und den großen Hoffnungen der Christen unberührt ließ. Er war der Erste, der sich des Wortes Transsubstantiation bediente **), um damit des Wortes Verwandlung im Abendmahl in den Leib Christi zu bezeichnen. Dieses Wort wurde im Anfange des 12ten Jahrh. auf der vierten lateranischen Kirchenversammlung,

wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Range eines wesentlichen Glaubensartikels erhoben ward, zum ersten Male von einem Concilium angenommen. Seine zahlreichen Predigten *) enthalten viel Lehrreiches und Erweckendes, aber der Stil ist allzu sehr mit Bildern und Stellen der heil. Schrift überladen, denen der Verfasser, im Geschmack seines Jahrhunderts, einen allegorischen Sinn beilegt, und in den Predigten an den Marien- und Heiligenfesten erhebt er die Himmelskönigin über alle Weisen. Als Philosoph zeichnet er sich als origineller Geistlicher durch sinnreiche Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit vor vielen nachfolgenden Scholastikern aus, auf deren Ansichten und Urtheile seine Vorstellungen einen bedeutenden Einfluß hatten. Bemerkenswerth ist besonders sein Tractatus de querimonia s. conflictu carnis et animae, eine Nachachtung der Boethischen Consolatio philosophica, und seine Moralis philosophia a. tractatus de utili et honesto, eine seltene Erscheinung für jene Zeit, im Geiste des Seneca geschrieben, und mit Stellen aus diesem, aus Cicero, Horaz und Juvenal durchwebt *). Hildebert hinterließ auch 129 Briefe in 8 Büchern, wovon das erste die moralischen und asketischen, das zweite die dogmatischen und disciplinarischen, und das dritte die freundschaftlichen enthält. Aus ihnen erkennt man besonders, daß ihr Verfasser mehr als die gemeine Gelehrsamkeit seiner Zeit, und besonders eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen römischen Literatur besaß. Sie sind in einem eleganten, edeln Stile geschrieben, klar und latonisch, und wurden in den Schulen als Muster gelesen *). Endlich war Hildebert auch ein sehr fruchtbarer lateinischer Dichter, und seinen, ebenfalls vom Schulunterricht häufig benutzten Gedichten dürfen, in Hinsicht auf Inhalt und Redebau, nur wenige gleichzeitige an die Seite gesetzt werden können. Sie sind, nach dem Geschmacke des Zeitalters, größten Theils gereimt, öfters dem Doid nachgeahmt, nicht frei von Verküßten gegen das Metrum und die Reinheit des Stils, und verbreiten sich über sehr mannichfaltige Gegenstände *). Man hat ihm vier verschiedene Schriften beilegt, die nicht von ihm herrühren; andere findet man noch ungebraucht in Bibliotheken. Die vollständige Ausgabe seiner Werke hat den Titel: Ve-

3) Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad pastores, ad monachos et sociationales, u. v. a., an der Zahl 140, von denen vor der Ausgabe seiner Werke nur 3 gedruckt waren. Opp. p. 211 — 880.

4) Von seinen philosophischen Ansichten und Meinungen s. Brucker's hist. crit. philos. T. III. 670. Fielmann's Geist der scholast. Philosophie, 4r Bd. 471., und Zimmern's Gesch. d. Philos. 2r Bd. 1ste Abth. 105. 5) Creuzer hist. de l'univ. de Paris T. I. 227. 6) Die Zahl der größten Werke beläuft sich auf 19; die übrigen find Epigramme und Grabchriften. Unter ten critica find zu bemerken die Carmine de ornatu mundi, de operibus sac dierum, versus de S. Suanne, Mathematicis, de exilio suo, de vera et falsa amicitia epistola; ferret: Epigrammata in laudem Anglie, epigramma in Hieronymiditum u. a. m. Verzeichnete seine Werke nicht man, außer der Ausgabe seiner Werke in Leyser's hist. poetar. med. aevi p. 389, u. in Harnisch's poet. latin. misc. T. V. R. I. p. 208. Bist. d'illings Not. lectant, Bd. I. 375. Briefe an Engel, Bd. I. 311.

1) Tractatus theologicus, zum ersten Mal abgedruckt, in der unten angeführten Ausgabe seiner Werke p. 1006 — 1102. Einen äusserst wichtigen Ausgang daraus gibt Gramer in seiner Fortsetzung des Pojecti Th. 3. Bd. 2. S. 595 — 69, u. die hist. lit. de la France T. XI. 382 sq. Dieser und vollständiger Biegler in seinem Beitrag zur Geschichte des Glaubens an das Dasein Gottes. West'schen Ausgabe aus der ersten abendl. scholast. Dogmatik Bilder d. Welt. 1792. 8. S. 70 — 108. Der Verfasser gibt die Summe des Bude in lat. Sprache, mit fortlaufenden römischen und Griechischen Zahlen. 2) In seinen Sermonen in coena domini u. a. a. D. Opp. p. 422 u. 539; ausführlicher in seinem Tract. de sacram. altaris p. 1103.

nerabilis Hildeberti opera tam edita quam non edita. Accesserunt Marbodi opuscula. Quae ad Mass. codd. recensitis, notis passim illustrantur. Labore et studio D. Ant. Beaugendre. Par. 1708 fol.; auch in Galland bibl. PP. T. XIV. 337, womit noch einige Nachträge zu verbinden sind, die von Baluze und Muratori bekannt gemacht wurden). (Baur.)

Hilbertus, s. Hildebert.

Hildebod, s. den folg. Art.

HILDEBOLD, HILDEBALD, HILDEBOD, HILDIVAD, (VI) Erzbischof zu Köln, begleitete König Karl den Großen aus Italien nach Deutschland in der Eigenschaft eines Gefandten P. Hadrian's I., um dem Könige in geistlichen Angelegenheiten beizustehen. In Sachsen war er an der Seite K. Karls, als dieser es in die 8 Bistümer: Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Paderborn, Minden, Münster und Osnabrück theilte. Er begleitete 782 den K. Karl nach Frankreich, dann nach Köln, wo er bei einer jährlichen Versammlung von Bischöfen den erledigten erzbischoflichen Stuhl erhielt. Sobald der Herzog Wittekind von Sachsen 785 sich hatte taufen lassen, unterzeichnete er zu Mainz in einer Kirchenversammlung die Urkunde für die Errichtung des Bisthums Verden, wie später zu Speier jene für Bremen. Im J. 794 war er zu Frankfurt an der Seite K. Karls, als eine jährliche Versammlung von Bischöfen Deutschlands, Italiens und Frankreichs die Lehre der Felicianer (s. d. Art. Adoption) verdammt. Eben dasselb wurde er an die Stelle des gestorbenen B. Angilram von Metz zum päpstlichen Gefandten am Hofe des Kaisers ernannt; weshalb er von da an als Ers.-Kaplan in öffentlichen Urkunden erscheint, z. B. in Karls Schreiben vom J. 797 an den englischen König Offa. Nachdem P. Leo III. 799 von den Römern mißhandelt worden, und sich nach Deutschland zum K. Karl begab, wurde ihm Hildebold, mit Karls Sohne, Pipin, entgegen geschickt, um ihn nach Paderborn zum K. Karl zu geleiten. Er erhielt nach dem Austruche der Großen des Reichs den Auftrag, den Papst in seine Würde wieder einzusetzen, und diejenigen zu züchtigen, welche sich an ihm vergangen hätten. Er reiste daher am Ende des Sommers mit Leo nach Rom, wo sie mit ungemeiner Freude empfangen wurden. Als der König von der bekannten Reise nach Rom, wo ihm die Kaiserkrone aufgesetzt wurde, zurück kehrte, erhielt Hildebold das Kloster Montecassino in Baiern; 803 über-

trug er dem B. Ludger das Bisthum Münster, segnete ihn ein, und beauftragte ihn, den Friesen die christliche Religion zu predigen, und die Kirche des Klosters Werden einzuweihen; 805 wohnte er dem Reichstage zu Thionville bei, auf welchem K. Karl die unter seine Söhne zu vertheilende Erbschaft der Reiche durch einen letzten Willen bestimmte, Achen als Sitz des teutischen Reichs wählte, und dem Erzbischofe von Köln, mit Einwilligung P. Leo III., das Recht verlieh, jeden König zu krönen. Im J. 808 brachte er Geheime einiger Feindlichen aus der Nähe von Paris nach Mainz in Achen's Besatz, und 811 wird er als der zweite der Bischöfe genannt, vor welchen K. Karl d. Gr. sein Testament niederschrieb. Als der Kaiser seines Alters wegen, 813, die Regierung seinem Sohne Ludwig übergeben wollte, und einen Reichstag zu Mainz veranstaltete, rief ihm Hildebold eine Veränderung der geistlichen und weltlichen Staats-Verhältnisse, begleitete Vater und Sohn nach Achen, und krönte Ludwig zum Mitregenten. Lamm war Karl 814 vom Fieber ergriffen, als man Hildebold herbei rief, um ihm das Abendmahl zu reichen, und ihn zum Tode vorzubereiten, welcher auch 28. Jan. 814 erfolgte. Den Schatz, welchen K. Karl ihm vermacht, verwendete er zum Bau einer neuen Kölner Domkirche. 816 wurde er nebst den Bischöfen von Ales und Lyon vom K. Ludwig beauftragt, dem Papst Stephan V. entgegen zu reisen; und begleitete diesen nach Rheims, begab sich später mit dem Kaiser nach Achen zu der im Oktober veranstalteten Versammlung der Bischöfe, auf welcher er den Vorschlag, und Geheisse für die Klosterbewohner vorschlug. 817 kehrte er den erstgeborenen Prinzen Lothar des K. Ludwig zum römischen König und Mitregenten; 819 vermählte er seine Töchter, welche P. Leo III. aus Rom an K. Karl gesendet, und er durch den B. Werlo von Laon hatte abschreiben lassen, der Dom-Bibliothek zu Köln, starb am 3. Nov. 819, und wurde in die Kirche der h. Helena begraben, weil vielleicht die von ihm angesehene Domkirche noch nicht vollendet war). (Jack.)

HILDEBRAND, CHILDEBRAND, geb. 787, Bruder Karl Martell's und Sohn von Pipin dem Did., soll angeblich Stammvater der Gaspetinger gewesen seyn; vgl. 1ste Sect. XV, 126. (K.)

Hildebrand (der alte), Haupttheil der germanischen Sage, s. Heldenbuch.

Hildebrand, s. Gregor VII.

HILDEBRAND, Zunahme mehrerer Gelehrten; die wichtigsten derselben sind:

1) Andreas, praktischer Arzt aus Stettin in Pommern, gefh. 1637, früherhin Episthedius bei dem Grafen von Stolberg, schrieb epidemiae medicae de haemorrhagia, de generatione calculi, de cornu cervini, de gutta Gamaudra, welche man in Gorn. Horii's

*) Godcau's Kirchengeschichte Th. XVII. S. 68. — Moersens consat. chron. ad catal. archiep. Caloni. 1745. 4. p. 58 — 61. — Mercurius de origine archiep. Col. 1768. 8. p. 36. — Opus catal. arch. et ep. oia. Col. 1796. 8. p. 149. — Hartmann concil. Germ. I. 245, 247, 288.

7) Vita, ex ejus scriptis et veterum monumentis alornat, ed. Herten von Beaugendre. Prithem. de scriptor. oecles. c. 350. Fossius de hist. lat. 281. 378. Ej. de pontif. lat. 73. Cave hist. lit. T. II. 104. Oudin de scriptor. oecles. antiq. T. II. 933. Hist. lit. de France T. X. 358. Fabricii bibl. lat. med. et inf. T. III. 255. Ej. bibl. lat. T. III. 315. Bayle Dict. s. p. n. beugert zur. Nachr. 4 Jh. 115. Rufing 1439. Teitler hist. des ant. sacre T. XXII. 12. Hufsch. Nachr. 1728. 6. 19. Schrad's Kirchengesch. Th. 357, 382 Th. 401, 29 Th. 315. Hentze's Kirchengesch. Th. 297. Fuhrmann's Handwörterb. d. Kirchengesch. 2r Bd. 300.

observati. medico. findet, und übersehte des Evangelii Quaternus Abhandlung von der Pest aus dem Italienischen ins Lateinische; außerdem hat man von ihm ein Diarium pomeranicum und Genealogie der Herzoge von Pommern“). (R.)

2) Friedrich, des Ritters Joachims Hildebrand zu Blantenburg Sohn, geb. daselbst den 29. Jan. 1579, studierte zu Würzburg, Königsberg, Rostock, Helmstedt und Jena Philosophie, Theologie und bürgerliches Recht. Zu Würzburg ertheilte ihm Adrianus Romanus die Magisterwürde. Nachdem H. eine Zeit lang zu Wolfenbüttel als Gerichtsadvokat gelebt hatte, reiste er nach Prag, wo er Einiges aus dem Griech. in das Lat. übersezte und dadurch die Gunst des kaiserl. Vice-Kanzlers Garadius sich erwarb. Hierauf erhielt er das Rektorat an der Schule zu Wolfenbüttel und vermalte daselbst 12 Jahre. Im 43sten Jahre seines Alters, den 8. Mai 1622, wurde er nach Heinrich Eckhorns Tode zum Prior, Pastor *) und Rektor im Kloster Waldenried ernannt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges und die 1629 erfolgte Einnahme des Stiftes durch die katholischen Cistercienser Mönche **) zwangen ihn mehr als ein Mal zur Flucht. Erst im J. 1631 konnte er nach Entfernung der Cistercienser sein Kloster wieder in Besitz nehmen. Zum Behuf des hier wieder eröffneten Schulunterrichts gab er Praecepta logica et arithmetica heraus. Aber nochmals wurde das Kloster in den Jahren 1636 und 1637 von schwedischen und kaiserlichen Kriegssoldaten ausgeplündert und Hildebrand selbst seiner gesammten Habe beraubt. Er starb nach so vielem Ungemach den 26. Febr. 1641 im 62sten Jahre, und wurde in dem Kreuzgange vor der kleinen Kirche begraben. Die dort vorhandene Grabchrift *) hat sein gleichnamiger Sohn aufsezt. (G. Rathgeber.)

3) Friedrich, Magister, gekrönter Dichter *) und Schulmann, war der Sohn des unmittelbar vorher lebenden Friedrich H. in Waldenried. Er wurde 1645 Konrektor in der Klosterschule in Jelsied **) und von hier, den 15. April 1651, als Konrektor nach Nordhausen berufen, welche Stelle vor ihm M. Kadp. Detschel bekleidete *). Seine Verdienste als Dichter, Redner und Schulmann verschafften ihm im J. 1663 das Rektorat. Seitigkeiten mit Konr. Georg Dilsch, Dilectus zu S. Nikolaus in Nordhausen, der auch mit Sperrern Händel hatte, nöthigten ihn im J. 1679 die Stelle eines Direktors des merseburgischen Gymnasiums anzunehmen *). Hildebrand starb am 21. Dec. 1687, im 61sten Jahre *). — Schriften: Compendium Geographiae Cluverianae. — Synopsis historiae universalis, conscripta bono discentium. Jen. 1671. 12.

ed. 2. auct. et corr. Northus. 1672. 12. 276 pag. Die Weltgeschichte ist in 10 Perioden abgehandelt, deren letzte mit dem J. 1671 schließt. Fast immer wird des Wahlspruches der in dem Buche aufgeführten Kaiser, Könige und anderer berühmten Personen gedacht, welcher meistens die Stelle einer ausführlicheren Charakterisierung vertreten muß, da solche mit den engen Grenzen des Büchleins sich nicht vertragen hätte. Anemonische Verse, die am Anfang und Ende desselben stehen, sollen den Überblick und die Auffassung der Namen und Begebenheiten erleichtern. Das Buch wurde, wie die vielen Auflagen desselben beweisen, sehr gebraucht. In jeder wiederholten Ausgabe auch nach Hildebrands Tode ward die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortgeführt. — cum continuatione ad ann. 1689. North. 1689. 12. *) — ad annum usque 1685. continuata, em. et indice aucta. Ed. 8. Osterod. Zieckler. 1702. 325. p. et Ind. 12mo. (Continuatio supplementi cont. hist. ab anno 1689. ad ann. 1701. ib. 1701. 630 p.) — ad ann. 1703 contin. Ed. 6. Francof. et Lips., Zieckler. 1703. 855 p. 12mo. In dieser sechsten Ausgabe, die aus dem Titel und überall höchst fehlerhaft ist, füllen die nach Hildebrands Tode von Andern hinzu gesügten Nachträge die 193. bis 555. Seite. — Epist. centuriae quinque. Lips. 1715. 12. — Antiquitates potissimum Romanae. Jen. 1657. 8. ib. 1663. 8. Ed. auct. Gerae. 1671. 8. Jen. 1671. 8. ib. 1677. 12. Ed. 5. auctor et corr. Francof. et Lips., Fleischer. 1683. 598 p. Angehängt ist als ein besonderes Buch Fr. Hildebrandi Compendium compendii antiquitatum Romanarum seu antiquitates Romanae nna cum summulis memoriae juvande gratia versibus non adeo multis juxta ordinem alphabeti comprehensae. Jen. 1682. 62 p. — Jen. 1693. 8. ib. 1701. 12. *) — Acc. Ott. Aicherii libri de comitiis Romanorum. Francof. 1701. 12. — Ed. 9. c. fig. Ultra. 1713. 12. *)). Der bessere Gehalt des Buches ist aus Rofinus entnommen **) und die Anordnung alphabetisch. Ungeachtet seiner Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit wurde das Büchlein, so lange Christoph Cellarius und Hieronymus Freyers Abriß der römischen Alterthümer noch nicht erschienen war, in Schulen sehr gebraucht. Für unser Bräutler ist es völlig veraltet und ohne allen Werth. — Cicronis de officiis LL. cum notis Frid. Hildebrandi. Lips. 1699. 12. **) — Carmina. — De usu globi terrestriis et mapparum geographicarum libellus. — Discursus oratorii LXVII. — Programmata et Antiloquia, cum oratione gemina *). (G. Rathgeber.)

4) Heinrich, geb. zu Börg im Anhalt'schen am 13. März 1668, verdanfte seine wissenschaftliche Bildung hauptsächlich dem Professor Heinrich Eisk zu Witten, welcher in seiner ersten Ehe kinderlos geblieben

*) Hildebrandi biographie. J. A. H. Oederleiten. 2e Ed. 1598. 1) S. G. Eudfeldt's Antiquit. Waldenried. 2. Ab. Leipzig. u. Witten. 1705. 4. p. 134. 2) ib. 2. Ab. p. 456. 3) ib. 2. Ab. p. 154. 4) Henn. Hildebrandi. biogr. Dantisch. 1688. 21 Dec. 1687. 5) J. G. Eudfeldt's Antiquit. Waldenried. Cardtisch. 1709. 4. p. 205. 209. 6) Hild. Nachr. v. Nordhausen. Leipzig. u. Nordh. 1740. 4. p. 80. 7) Eudfeldt L. L. p. 209. 205. 8) Hildebrandi l. l. J. A. H. Oederleiten. 2. Ab. 2. 1790. p. 1598.

9) Meusel Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 185. 9a) Fabric. Bibliogr. aut. Hamb. et L. 1713. p. 58. 10) Hiegel App. lit. L. 1821. p. 108. n. 2501. 11) R. G. Struvi Aut. Rom. synt. Icone. 1701. p. 15. 12) Fabric. Bibl. Lat. Hamb. 1721. p. 123. — T. I. p. 194. ed. Ern. 13) Hildebrandi. biogr. l. l.

war, und daher den 18jährigen H., seinen nahen Betreuer und Landemann, zu sich berief und wie seinen Sohn behandelte. Schon 1691 wurde H. Rotarius und Sekretär der Universität Altdorf, erlangte dann 1693 die juristische Licentiaten- und 1697 die Doktorwürde, zugleich mit dem Amte eines ordentlichen Professors der Institutionen. Im J. 1708 rückte er in die Professur der Pandekten und 1717 in die des Coder und des Lehnsrechts ein; endlich wurde ihm nicht lange vor seinem Tode, 1719, der Titel eines pfalz-sulzbach'schen Rathes ertheilt. Er zeichnete sich eben so sehr durch unermüdete Thätigkeit in seinem Berufe als durch gründliche Kenntnisse nicht nur des römischen, sondern vorzüglich auch des teutschen Privats- und Lehnsrechts aus, und er würde noch mehr geleistet haben, wenn er nicht durch allzu angestrengtes Arbeiten seine Gesundheit untergraben hätte; denn er starb bereits am 27. Jun. 1720 zu Altdorf. Seine Schriften bezeugen die Vielseitigkeit seiner literarischen Beschäftigungen *); zu bewahren ist es, daß seine vielen Abhandlungen nicht gesammelt worden sind, da nur auf diese Weise ihr allmähliges Verschwinden hätte verhindert werden können **).

(Ad. Martin.)

6) Joachim, ein angelegener Theolog, ist geb. den 10. Nov. 1623 in dem Kloster Walfentrieb in der Grafschaft Hohenstein, wo sein Vater, Friedrich H. Prior und Vicaradministrator war. Unter der Leitung desselben machte er in den alten Sprachen so rasche Fortschritte, daß er schon im 14ten Jahre über jeden beliebigen Gegenstand mit ungemeiner Redigkeit griechische und lateinische Verse komponierte, daher ihm J. Klesler in seiner Bibliotheca eruditiorum puerorum eine Stelle einräumte. Von der Schule zu Nordhausen kam er nach Jena und Leipzig, und als er daselbst in seinem 19ten Jahre dem Christoph Preibissus ein Gedicht in fünf Sprachen überreichte, erhielt er von demselben den poetischen Lorber. Er begab sich darauf

nach Helmstädt, verweilte ein Jahr lang daselbst, trat in Wolfenbüttel, hielt seit 1646 in Helmstädt mit Beifall Vorlesungen, und wurde daselbst 1652 Professor der Theologie und der kirchlichen Alterthümer. Einen Ruf nach Kopenhagen als teutscher Prediger lehnte er ab, aber 1662 ging er als Generalsuperintendent nach Gelle, und starb daselbst den 25. Octobr. 1691. Er war einer der vorzüglichsten Schüler des verdienstvollen Galirtus, in dessen humanem und liberalem Geiste auch er wirkte und schrieb; ein freimüthiger Befürworter eines unfruchtbareren Formelglaubens, aber eben deswegen von den orthodoxen Eiferern verfehrt, und des Rathes an der Wahrheit unverdient beschuldigt. Als Schriftsteller machte er sich besonders um die historische Theologie und kirchlichen Alterthümer verdient, und seine gründlichen Erörterungen vieler alten gottesdienstlichen Gebräuche und gesellschaftlichen Einrichtungen haben einen bleibenden Werth: Eucharistia de primitivae ecclesiae sacris publicis, templis et diebus festis. Helmst. 1652; 1702; 1718. 4. Sacra publica veteris ecclesiae in compendium redacta. Ib. 1702. 4. De diebus festis libellus. Ib. 1706. 4. De veterum concionibus. Ib. 1661. 4. Saecularum antiquitatum de precibus veterum christianorum libellus. Ib. 1701. 4. Rituale orantium. Ib. 1656. 4. Rituale baptismi veteris. Ib. 1699. 4. Rituale eucharistiae veteris ecclesiae. Ib. 1712. 4. Primitivae ecclesiae offertorium pro defunctis. Ib. 1707. 4. De nuptiis veterum christianorum libellus. Ib. 1714. 4. Historia conciliorum a N. C. ad saec. XVII annum XLV. habitorum. Ib. 1707. 4. Libellus de haeresibus a N. C. ad saec. XVI. Ib. 1710. 4. Veteris ecclesiae, martyrum in primis et S. Patrum ars bene moriendi, cum tota veterum circa moribundos praxi. Ib. 1719. 4. Teutisch, eb. 1744. 4. Institutiones sacrae, disputat. XX. ib. 1660; 1672 u. unter der Aufschrift: Theologia dogmatica etc. Ib. 1692. 4. Bemerkenswerth ist endlich seine Oratio de fundatione academicae Juliae. Ib. 1658. 4.; wieder abgedruckt in Reibom's Script. rer. germ. T. III. und in Keuffel's Historia scholar. Helmst. 1743. 4. Da er in mehreren der angeführten Monographien mit großer Achtung von den Gebräuchen der alten Kirche sprach, und z. B. das Beten für Verstorbene rühmte, so beschuldigte man ihn ungerecht einer Hinneigung zum Katholicismus *).

(Baur.)

6) Johann Friedrich, geb. 20. Jan. 1755 zu Halberstadt, nach vollendeter Schul- und Universitätsbildung erst Subrektor an der dortigen Stadtschule, seit 1786 aber Prediger an der Marienkirche, und gest. 17. Jan. 1800, hat sich durch einige Schriften prast. u. aekst. Inhalt bekannt gemacht, nämlich: Das Buch für

*) De processu conventionali, 1698; de denegatae et protractae iustitiae promotione, cod.; de mandatis secretis 1699; de augmento culpa, 1701; de refutatione emphyteusae, 1703; de quarta decimationis, 1705; de concursu domini Vogtheiae et emphyteusae circa annum idempne praedium, cod.; de conservatione terrarum nostrarum, 1709. Nova edit. 1717; de iure regali in alieno territorio superimpositionem non inferente, 1709; Introductio in iuris principia sec. ord. institut., 1717, welche zuerst in 4 Theilen. 1712 bis 1714 erschien. Diss. cont. jurisdictionem universam secundum mores hodiernae compendiose considerantem, 1714, nova edit. 1738; Periculum academici de territorio clausi et non clauso seu mixto, 1715, neue Aufl. 1718, 1791 u. 1751; Collegium feudale, 1715; de visitatione finium provincialium atque publicarum, 1716. Neue Aufl. 1749; de iure Wulfgangianis, 1723; de equo singulari et ad alia servitia destinato, atque de equo equestri et feudali, 1718; de feudo cypriano, 1719; de resignatione humagii et iurisdictionis. Imperia, 1723; de variis retractat. concurrentio praetentione, 1725, nova edit. 1731; da non et non nisi iuris circa feodum Domini exstantis, 1728. **) Vgl. Programm senabro in obitum H. Hildebrand. fol. Altd. 1729. Acta francoe. Samml. 18. S. 499. III u. Repetitio Nürnberg. Vgl. Ser. B. II. S. 120 bis 125. u. Bd. VI. S. 91. III u. Vgl. B. II. S. 42, 158 u. 345. Zeidler's Vitas Prof. jur. Altd. cur. J. A. Colmar R. III. S. 21—35. Thiersch's Gesch. Altd. Bd. II. S. 1599. Tab. vocata Hamburghensis Bd. II. S. 1902. Haeder's Gesch. Altd. Bd. I. S. 1. Th. 1. S. 236.

*) Pipping Memor. Theolog. Dec. II. 398. Bytemeister de vita, script. et merit. sapientior. praesent. ibi ductu Lüneb. 49. Chrysander diptych. theolog. Helmst. 13 et J. J. von Einem comment. de vita et script. Hild. Helmst. 1742. 4. Fubrius bibl. P. V. 336. P. V. 307. P. V. 307. P. V. 307. P. V. 307. Catal. bibl. Bayer. T. I. Vol. II. 1318.

Religionslehrer in Schulen (Ept. 1784. 8.); Unterhaltungen für Freunde der populären Philosophie (Hall. 1788. 8. anonym); Für Bekenner und Freunde Jesu Christi (Ept. 1790. 8.); Paulus oder Beiträge zur Verbreitung der Apostel (1—2r Th. Lüneb. 1792—94. 8.); Wie können teutsche und insbesondere preuß. Unterthanen für die franz. Revol. seyn? (das. 1793. 8.); auch mehrere Aufsätze in den halberstädtischen gemeinnütz. Blätt. 1785 u. 86.*). (A. G. Hoffmann.)

7) Johann Gottfried, f. unt. Nr. 10.

8) Johann Ulrich, f. Hildenbrand.

9) Wolfgang, kaiserl. geschwornener Notar von Gebeesee in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh., bekannt durch seine *Magia naturalis* oder Kunst und Wunderbuch; seine *Coëtia vel Theurgia*. Auch schrieb er eine Geschichte Alexanders d. G. (Erf. 1618. 4.)*). (R.)

10) Zacharias und Johann Gottfried, Vater und Sohn, zwei hoch berühmte Orgelbauer, deren Geburts- und Sterbejahr nicht mit Gewißheit angegeben werden kann. Eben so wenig ist der Ort ihrer Geburt bekannt. Der Vater, Zacharias H., war ein Sachs, der beste Schüler des als Orgel-, Clavier- und Pianoforte-Bauers hoch berühmten Gottfr. Silbermann, der ihn bei mehreren bedeutenden Orgelwerken als Gehilfen benutzte. Dieß war namentlich der Fall, als Silbermann den Auftrag erhielt, die Orgel der katholischen Kirche zu Dresden zu erbauen. Seines hohen Alters wegen übernahm Silbermann das Werk in Gemeinschaft mit Zacharias H., dem auch die Verrichtung desselben allein blieb, als sein Freund und Lehrer geflohen war. Das Werk wird sehr gerühmt und hat 45 Stimmen. Die Disposition desselben ließ man in *Abhandlung musica mechanica Organosodi*, Berlin 1768, 1r Th. S. 210 u. 211. Die schöne Haumburger Orgel zu St. Wenzel wurde von Zacharias H. 1743 völlig neu gebaut; denn von der ältern, sehr theuern, aber schlecht erhaltenen, war Nichts als das Gehäuse zu gebrauchen. Sie hat 52 Stimmen, und Aelung handelt von ihr S. 264 des 1n Abth., beschreibt auch die ganze Einrichtung: „Es ist ein wohl gearbeitetes Werk, das wegen des schönen Klanges seines Gleichen sucht.“ Ferner erbauete H. in Gemeinschaft mit seinem eben so ausgezeichneten Sohne die Orgel in der Dreßdner Neustadt mit 33 Stimmen. Auch wird einer vortrefflichen Lautenclavierschmels gedacht, das er nach Angabe A. Erb. Bachs überaus meisterlich zu Stande brachte. Das Instrument hatte eine etwas längere Kienstr als die gewöhnlichen Clavierschmels zu haben pflegten; im Ubrigen war es diesen völlig gleich. Es hatte 2 Chöre Darmfalten und ein so genanntes Detachement von Messingdraht-Saiten. Wurde der Kautenzug mit dem Cornet gezogen, so konnte man sogar Lautenspieler das mit täuschen. Die Thätigkeit dieses vortrefflichen Orgelbauers fällt also zwischen 1730 bis 1755, höchstens 1760.

Ein nicht weniger berühmter Sohn, Jod. Gottfr.

ried, war ungefähr bis 1780 in Thätigkeit; 1770 hielt er sich in Berlin auf. Sein Hauptwerk ist die viel berühmte Orgel in der St. Michaelis-Kirche in Hamburg, die etwa 1760 vollendet wurde. Der viel genannte Ergationskath Job. v. Mattheson hat die Kosten zur Erbauung dieser Orgel vermachet und im Voraus bar ausgezahlt. Der Ton und die ganze innere Einrichtung dieses Werkes wird von Allen, die dessen gedanken, überaus bewundert. Eine vollständige Beschreibung des Hauptwerks, Dierwerks, Brustwerks, des Pedals und der Nebenzugriffe ist zu finden bei Aelung a. a. D. 1r Th. S. 241 u. 42, woraus Folgendes zu erörtern: „Unter andern Besonderheiten der Disposition dieses vortrefflichen Werkes, ist mit Ruhme anzumerken, daß der Hr. Verfertiger immer in jedes Clavier Flöten von einerlei Art (so weit nämlich deren von verschiedener Größe gemacht werden können) gesetzt hat. 3. Er-ins Hauptwerk: Gemshorn 8 u. 4 Fuß; ins Dierwerk: Spitzflöte 8 u. 4 Fuß; ins Brustwerk: Rohrflöte 16, 8 u. 4 Fuß. Diese Einrichtung ist einem Organisten, der mit abwechselnden Clavieren recht zu spielen weiß, von Beträchtlichkeit — und macht in diesem Falle eine viel merkwürdige und folglich schönere Verschiedenheit, als wenn auf jedem Claviere die Flöten unter einander gemischt sind. — Auch zeigen wir an, daß der Orgelbauer aus freiem Willen, den vorher nicht so hoch angeordneten Discant der ganzen Orgel bis ins f. verfertigt hat.“ (G. W. Fink.)

Hildebrandismus, f. Hierarchie u. Gregor VII. Hildebrandslied, f. im Art. Heldeubuch (2r Sect. V. S. 61.).

HILDEBRANDSTON, das Vermaß und dieungsweise des berühmten Hildebrandslieds, besteht aus vierzeiligen Stangen von 6, meist jambischen, Füßen, in der Mitte mit einem weiblichen Abschnitt. Um sich einen deutlichen Begriff von dieser metrischen Form zu machen, vergleiche man die erste Strophe jenes Liedes:

Ich weilt zu land in den sprach Wilters Hildebrand,
Der mich die weg wolt weisen gen Rorn man in die lant,
Er sint mir untant gewesen vil manchen liden tag,
In zuor und drosif joren framu liden ich nie gesah.

welche nach dem Drucke des 16ten Jahrhunderts so umgestaltet ist:

Ich will zu Land anstreiten
Sprach sich Wilters Hildebrand,
Der mir den Weg hat weisen
Gen Rorn weil in die Land,
Die sind mir untant gewesen
Vil manchen liden Tag,
Da in zuor und drosif Jahren
Fram liden ich nie gesah.

Vor der alten zu Nürnberg durch Georg Wachter gedruckten Ausgabe des böhmen Siegfried steht die als Empfehlung voraus geschickte Nachricht:

„Gefangeneich.
„Hieran findet sie ein schönes Lied
Von dem böhmen Siegfried
Und ist in des Hildebrandes ston u. f. w.

*) Meusel geteilt. Zeitschrift. 2r Bd. S. 323 (3te Ausg.) u. 2r Th. S. 389.

**) Zacher's Gelehrtenlex. 2r Bd. 1601.

Daß hier dasselbe Vermaß gemeint sei, kann man schon aus Vergleichung der ersten Strophe dieses Liedes mit dem des Hildebrandsliedes sehen. Sie lautet nämlich:

Es ist im Niderlande
Ein Künig so wol bekant
Mit großer macht und gewalt
Sigmund was er genannt
Der hett mit ferren swaen
Ein sun der diu Sciofil
Des wesen weret ir horen
Alre in diesem Riech.

Im Hildebrandston, nur in einem etwas regelloserem Vermaß, indem ausnahmsweise manche Reimzeile, vorzüglich die vierte (letzte), 7 Fuße, und manchmal eine wieder nur ihrer 5 hat, auch die Anapästien häufiger sich finden, sind die wichtigsten Lieder im Sagenkreise des Heldenbuches: das Nibelungenlied, die Rosenlied, Alpharts Tod, Dinot, Hugs- und Woltfriedrich, Gudrun gebichtet. Dieses Vermaß ist aus den sechsfüßigen Zeilen des Stabreims entstanden, indem je 2 und 2 durch den Ausreim (den vorzugsweise so genannten Reim) verbunden wurden. Seine Einfachheit mit nur 4 Reimen genügte nach und nach der Vereinfachung nicht mehr, so daß sich schon in Handschriften des Nibelungenliedes achtreimige Strophen eingeschoben finden, und endlich in den alten Drucken des Heldenbuches Dinot, Hugs- und Woltfriedrich und das Rosenlied ganz in die achtreimige Stange umgeschmolzen erschienen, so wie auch in den abgefügten Bearbeitungen in Kaspars von der Roon Heldenbuch. Auch das Hildebrandslied entging der Umgestaltung in die achtreimige Strophe nicht, und es beginnt hier:

„Ich solt zu land avrenten,
Erach Reiter dircerant
Das mit vor langen zeiten
Die weg waren undeant,
Von Fern in lanten waren
Mit manchen lieben tag,
Das ich in dircig jaren
Erach Gut ich nie en pfag.“

Worum jene Verart, in der doch auch so viele andre berühmte Gedichte sich fanden, den Namen Hildebrandston erhielt, findet in der zum Volksgeflänge sich vorzüglich eignenden Behandlungsweise des Stoffes im Hildebrandsliede, das wegen seines geringen Umfangs leicht in aller Munde wohnen konnte, die genügende Erklärung.
(Ferdinand Wacker.)

HILDEBRANDT (Georg Friedrich), Doktor und ordentl. öffentl. Professor der Medicin, Physik und Chemie auf der königl. bairn. Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, geheimer Hofrath, der kaisert. Leopold. Akademie der Naturforscher Adjunkt, der königl. bairn. Akademie der Wissenschaften zu München, der Akademie nützlicher Wissenschaft. zu Erfurt, der königl. preuß. Akademie der Wissenschaft. zu Berlin u. m. a. gelehrter Vereiner Mitsglieb, gleich hochachtbar, als Anatom, Physiolog, Chemiker und Physiker, wie als akademischer Lehrer, Gelehrter, Schriftsteller, Arzt und Mensch, wurde zu Hannover

am 5. Junius 1764 geboren. Sein Vater, Johann Georg, königl. großbritan. Leibarzt, und seine Mutter, eine geborne Hartmann, starben ihm sehr früh, und er, an sich schwächlich von Geburt, wurde, ohne die sorgsame Pflege seiner Stiefmutter, Johanna Augusta Brandes, seine Eltern nicht lange überlebt haben. Eben so väterlich nahm sich der damalige Hofmedicus Rensching des Knaben an, und brachte ihn bei dessen guter natürlicher Fassungskraft, unter Mitwirkung zweier Hauslehrer, bald so weit, daß derselbe, 12 Jahre alt, in der obersten Klasse seines väterlichen Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Hier genoß er den trefflichen Unterricht des Direktors Schumann, und des Rectors, nachmaligen Abtes Sertzo von Helmstedt, und zeichnete sich unter seinem Mitschüler so vortheilhaft aus, daß er schon in seinem 16ten Jahre die Universität zu Göttingen besuchen konnte. — Weniger eigene Neigung, die mehr dem Soldatenstande sich zukehrte, als der Wunsch seiner zweiten Mutter, und die Aufmunterung des berühmten Zimmermann, seines mehrjährigen Hausgelehrten, und väterlichen Freundes, bewogen den Jüngling, Arzneikunde zu studiren, worin Wisberg, Murray, Richter der Vater, Blumenbach u. A. seine Lehrer waren.

Als er in 3 Jahren, oft mit Mangel kämpfend, die Anfangsgründe der Arzneikunde erlernt, und den 9. August 1783 in Göttingen, nach Vertheidigung seiner Inaugurationsdissertation: de pulmonibus, die Doktorwürde angenommen hatte, wollte er sich zu einer Erkundungstreife anschließen, erkrankte aber lebensgefährlich an einem hitzigen Fieber, das sich mit einer Metastase auf das ganze Gefäßsystem seines schon früher durch einen Sturz vom Pferde geschwächten linken Fußes entigte. Mit noch nicht ganz gehobenem Uebel reiste er durch einen Theil Deutschlands nach Paris ab, und kehrte über Berlin zurück. Hier benutzte er besonders Wallers, des Vaters, anatomische Lehrvorträge und Sammlungen, Klaproths Unterricht in der Chemie und Mineralogie u. s. w. auf das emsigste, verschlummerte aber durch das viele Stehen und Gehen, beim Besuch der Pariser u. Bergwerke, der Fabriken, Spitäler u. s. w. seine Fuß- abergeschwulst so sehr, daß sie nachher allen Heilmitteln widerstand, und ihn durch sein ganzes Leben begleitete.

— Nach Göttingen (1785) zurückgekehrt, ward er daselbst Privatdocent, und in demselben Jahre noch von dem damals braunschweigischen Staatsminister von Hardenberg, auf Empfehlung des Ritters von Zimmermann in Hannover, zum Professor der Anatomie an das anatomisch-chirurgische Institut zu Braunschweig berufen, und nachher daselbst auch zum Hofrath des Ober-Sanitäts-Collegiums ernannt. Mit welchem Eifer und Glück er sich damals mit der Bergleiderkunde beschäftigte, zeigt sein noch jetzt mit vollem Rechte geschätztes Lehrbuch der Anatomie des Menschen, dessen erste Ausgabe in 4 Bänden zu Braunschweig 1789 — 92. 8., die zweite 1798 — 1800, die dritte 1803. 4. erschien, und eine vierte vermehrte vom Prof. Ernst Weber in Leipzig 1830. 31 besorgte. — Im J. 1785 verheiratete sich

Hildebrandt mit S. J. Chari. Schrader, einer geist- und gemüthvollen Hanoveranerinn, die ihm schon drei Jahre zuvor verlobt war. — Acht Jahre lebte er in Braunschweig ganz angenehm, und lehrte mit Beifall Anatomie, Physiologie, Chemie, wiewohl die Beschwerden seines anatomischen Lehramts, noch mehr einer starken ärztlichen Praxis seine früher schon gestörte Gesundheit immer mehr erschütterten.

Im J. 1793 wurde er durch den damals in preuß. Dienste getretenen Staatsminister Freiherrn von Hardenberg als ordentlicher Professor der Arzneikunde in Erlangen angestellt, ein Rufsurat aber ihm darauf folgenden Jahre nach Braunschweig, zur Übernahme einer Professur der Chemie, von ihm abgelehnt. Dagegen nahm er, nach vorausgeschickter Diss. pro loco: dulcis mercurii laudes, zu Erlangen 1796 ein Lehramt der Philosophie, nämlich das der Chemie, und 1799, nach dem Abgang Mayer's nach Göttingen, auch jenes der Physik an. — Durch seine lehrreichen, klaren und scharfsinnigen, meist freien Vorträge über Chemie, Physik, Physiologie, Pathologie, Aetheraprutik, Diätetik und Volksarzneikunde u. s. w. machte er sich, als Lehrer, so wie durch seine glücklichen Kuren, als Arzt in und außer Erlangen überaus beliebt und verdient, aber leider! oft auf Kosten seiner Gesundheit! Auch ich verehere dankbar in dem theuern zu früh Heimgegangenen einen meiner vorzüglichsten Lehrer, Gönner und Freunde, der mir, gleich seinen übrigen Schülern, unvergesslich bleiben wird.

In Erlangen gleichsam eingebürgert, durch mehrere Auszeichnungen seiner Dorn nach Verdienst begünstigt, von Allen hochgeehrt, vermochte er es, zugleich bei seiner Kränklichkeit, nicht über sich, zwei sehr ehrenvolle Einladungen nach Heidelberg (1803 und 1812) anzunehmen.

Trotz der vielen und schweren Leiden, die den sensiblen, männlichen Ductor von allen Seiten abwechselnd beströmten, arbeitete er rastlos und gewissenhaft in seinem gemeinnützigen Berufe fort, erlag aber endlich den langwierigen und wiederholten Krankheitsangriffen durch einen sanften Erstbegrüßungsstob, in der Morgendämmerung am 23. März 1816.

Bereits war ihm seine erste Gattin vorangegangen, und er hatte in einer zweiten eine treue Pflegerinn gefunden. Elif Weeden nach ihm starb auch sein ältester Sohn, nach einem lange dauernden und schmerzhaften Krankenlager, an der eiternden Lungenentzündung, in der Blüthe seiner Jahre, welchem Unglücksfall der Vater nur durch strenges diätetisches Verhalten, und durch eine kluge Wahl der jedem Krankheitsanfälle entsprechenden Heilmittel so lange hatte entgegen können.

Nach leben drei Töchter und ein Sohn des Entschlafenen, die, nebst zwei Schwiegerköhnen, Dessens Andenken kindlich segnen.

Sein Sidam, der würdige Sohn barm zu Hildburgshausen, charakterisirt ihn auf das Treffendste so: „der Verstorbenen, abgerechnet dessen ansehnliche Anlage zu Krankheiten des verdorren Systems und zu Lungenkrankheiten, zeichnete sich durch eine besondere Stärke

seines Ausathmungsapparats aus. Er war groß, breit von Schultern, und sein ganzes Äußeres, seine Haltung, sein Gang u. s. waren ein treuer Abdruck der Festigkeit und Beharrlichkeit seines Innern. Aus seinen Mienen sprach eine gewisse Nachdenklichkeit, ein tiefes Sinnen, und eine scharfe Beobachtung dessen, was zunächst sich seinem Blicke darbot, Eigenschaften, die ihm wohl das Ansehen des Ernstes und der Strenge gaben, aber einer Strenge, welche Niemanden vor ihm zurück schreckte, sondern die, vermöge eines Auges von Gutmüthigkeit und Menschenliebe, mit der sie gepart war, nur um so stärker anjog, auch Jene, die ihn vorher weder persönlich, noch durch seinen Ruf gekannt hatten. Dabei that er von seiner Seite nichts, was etwa künstlich diese Aufmerksamkeit erregen konnte; vielmehr baßte er allen äußerlichen Prunk und alle Ziererei, er blieb sich unter allen Lebensverhältnissen gleich, immer der besonnene, ruhige Mann. Genau überlegend das, was er sagte, sprach er meist nur wenig, aber dann mit zunehmender Wärme und mit sichtbar wachsendem Ausdruck in seinen Gesichtszügen, wenn ihn der Gegenstand des Gesprächs lebhaft interessirte, und wenn es Vertheidigung der Wahrheit galt. Ja dieser Eifer für Recht und Wahrheit entzündete sich oft schnell in ihm, und riß ihn dann zu Handlungen hin, die er in der Folge zu bereuen Ursache hatte. Selbst mit zunehmendem Alter und bei abnehmenden Körperkräften schien diese Anlage zu schnellen Aufwallungen seines Gemüthes eher zu als abzunehmen. — Aber dessen ungeachtet war er frei von allem Hass, und von aller Leidenschaftlichkeit gegen irgend einen Einzelnen, und nie hatte er wohl die Absicht, Jemand vorzüglich zu beleidigen. Vielmehr schmerzte es ihn, wenn er Manche durch eine zu rasche Handlung, oder durch eine hitzige Rede glaubte gekränkt zu haben. Aus Allem dem, was er that und sprach, leuchtete dann auffallend das Bestreben hervor, Alles wieder gut zu machen, was er in der ersten Aufwallung verdoeben hatte. In seinem Herzen wohnte kein Haß; ja er war ein ausgezeichneter frommer und edler Mann, der das Gute übte nicht allein aus einer natürlichen und angeborenen Neigung dazu, sondern aus Grundsatze und der festen Überzeugung, daß es dem Menschen Pflicht sei, das Rechte zu thun und das Kasser zu fliehen. Er war ein trefflicher Gatte und Vater, der nie müde wurde, durch Beispiel und Lehre für die Veredlung der Seinen zu wirken, der sich selbst oft die ihm, besonders in seiner Krankheit, so nöthigen Lebensbedürfnisse verweigerte, um es ihnen an Nichts fehlen zu lassen, und dem die Sorge um sie leiber, oft manche kummervolle Stunde machte, und nicht wenig zur Vermehrung seiner eigenen Leiden beitrug. Er war ein gefälliger und verträglicher Colleague, ein warmer Freund seiner Freunde, in hohem Grade wohlthätig, ja oft verschwenderisch gegen Nothleidende, und Wenige erfuhren, was er im Stillen zu ihrer Unterstützung that und aufopferte. Gegen Studierende war er eben so leutselig als zuvorkommend, und selbst das, wo er von Manche nicht gerade schonend behandelt wurde, wußte er sein festes Temperament

zu jäheln, und trug jede Beheißung seiner kostbaren Zeit durch öftere Fragen, Bitten und Besuche mit Geduld, weil er fest glaubte, der Lehrer müsse Alles thun, was nur irgend zur Vervollkommenung und Befriedigung seiner Schüler beitragen könne. Hand er nun vollends bei ihnen besondere Zuß und Liebe zu den Studien oder hervorragende Talente; bemerkte er, daß sie seine Vorträge wirklich mit Aufmerksamkeit und Nutzen anhörten: dann war er ihr wahrer Freund und sie durften nun verlangen; er that dann Alles, was sie zur Befriedigung ihrer Wißbegierde nur irgend von ihm fordern mochten. Nicht minder gefällig war er auch gegen Andere, die sich in irgend einer Angelegenheit an ihn wendeten, und diesem seinem guten Willen, allen Menschen nach seinen Kräften zu dienen, war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß er unaussprechlich mit den verschiedenartigsten, ja oft mit ganz sonderbaren Aufträgen beauftragt wurde, worüber er hiemalen in gerechten Unwillen ausbrach, ohne sie doch unerfüllt zurück zu lassen. — Er war ein guter Christ, dem sein kindlicher Glaube die mancherlei harten Prüfungen im Leben müßig und standhaft ertragen half. Er war mäßig in allen Sinnengüssen, treu und gewissenhaft in Erfüllung seiner Berufspflichten, gerecht als Richter, strenge im Vorthateln, durchaus wahr, und unbefohlen in seinem Wandel. — Ungachtet seines körperlichen Ungehalts, hatte er doch eine bessere Ansicht vom Leben, und, wiewohl ihn eine angeborene Abneigung von allen geduldvollen Lustbarkeiten zurück hielt, so konnte er doch, besonders in früheren Jahren, im engeren Kreise seiner Familie und vertrauter Freunde, feiervergnügt seyn. Doch in der letzten Zeit seines Lebens zog er sich mehr auf die stillen Freuden seiner Familie zurück. Mit dieser verlebte er meist die ihm vergönnten Abendstunden, war münter, gesprächig, reich an witzigen Bemerkungen, und besonders in kleinen Geschäften und Anekdoten auf das angenehmste unterhaltend. Mehrere Stunden saß er oft so unter seinen Lieben, bis ein ernsterer Gedankenverkehr ihn nachsinnend und still machte, und er sich unvermerkt davon schied. — Selbst in den letzten Schmerzensjahren seines Lebens verließ ihn die Heiterkeit der Seele nicht, ja es schien, als wenn sich zu Zeiten das Talent des Wises in ihm geistigert habe, und begierig den Stoff ergreife, an welchem es sich üben könne, wie man bei mehreren Lungenkräftigen wahrnimmt. — In solchen Anwandlungen von guter Laune, warf er dann hiemalen auch ein Epigramm, eine Gharade und dergl. aufs Papier, die er dann anonym drucken ließ, und nur einem Freunde zur Verlesung mittheilte. — Auch war er nicht weniger als unempfindlich für die poetischen Erzeugnisse der teutschen Literatur. Ihm gefielen besonders Haller, Kleist, Lessing, zumal dessen Nathan, und unter den neuern Dichtern Schiller; überhaupt sprach ihn das Schöne in allen Formen an. — Diese Ausbildung aller seiner intellectuellen Kräfte machte ihn aber auch so anziehend, und verschaffte ihm die Liebe und Zuneigung so vieler Menschen. Dabei war er so bescheiden und der Reizthum seiner Seele und seines

Gemüthes entwickelte sich erst so unvermerkt, daß er immer mehr in der Achtung Derjenigen stieg, die ihn kennen lernten. — So mußte er auch, als praktischer Arzt, das Vertrauen seiner Kranken im hohen Grade gewinnen, und wer ihn Einmal zum Arzt gewöhnt hatte, blieb ihm auch stets treu, und suchte ihn, ungachtet seiner öftern Kränklichkeit, trotz seines Sträubens, und der öftern Anzeigen in öffentlichen Blättern, daß er keine Kranke annehme, sich doch zu erhalten. Die einmal von ihm übernommenen Patienten, Reiche oder Arme, besorgte er aber auch mit gleicher Theilnahme und Gewissenhaftigkeit. — Eben so beharrlich, wie in seinen Entschlüssen und Beschäftigungen, war er es auch in seinen wissenschaftlichen Ansichten, ohne doch ein Verdächtigter des Neuen zu seyn. Dagegen zeugen seine Lehren, zeugen seine Schriften.

Welchen Ehrenplatz er als wissenschaftlicher Arzt, und als Naturforscher überhaupt einnahm, beweisen seine hinterlassenen Geistesprodukte. Außer dem oben genannten Lehrbuche der Anatomie, und vielen gezeigten Beiträgen zu teutschen Zeit- und Societätschriften, außer manchen sinnerreich von ihm verbesserten, oder neu erfundenen chemischen Apparaten, (s. unter andern Hr. Hildebrandt's Vorrede zu meiner Beschreibung der chemischen Geräthschaften älterer und neuerer Zeit. 3 Bde mit Kupfern. Fürtb 1802. gr. 8.), u. a. besonders chemischen Entdeckungen, haben wir von ihm folgende literarische Vermächtnisse, deren Werth allgemein anerkannt ist: Dissert. inauguralis. De pulmonibus. Göttingae 1783. 4. — De motu iridis. Brunsv. 1786. 8. — Bemerkungen über die Pocken in der Epidemie von 1782. Braunsch. 1787. 8. — Versuch einer philosophischen Pharmakologie. Braunsch. 1787. 8. — Geschichte der Unreinigkeiten in dem Magen u. i. d. Gedärmen. Braunsch. 1789. 90. 5 Bde. gr. 8. — Über die Ergießung des Samens im Schlafe. Braunsch. 1792. 8. — De alcali minerali sangu. hum. Erl. 1793. 4. — Chemische und mineralog. Geschichte des Quecksilbers. Braunsch. 1793. 4. — *Dulcis morcurii laudes.* Erl. 1794. gr. 8. — *Anfangsgründe der Chemie* u. III Bde. Erl. 1794. 8. — Über die blinden Hämorrhoiden. Erl. 1795. 8. — Über die Arzneiwissenschaft. Erl. 1795. 8. — Chemische Betrachtungen der Lohgarberei. Erl. 1796. 8. — *Primas lineae pathologiae generalis.* Erl. 1796. 8., teutsch dafelbst 1797. 8. — *De metallor. nobilium puritate atq. paraunda.* Erl. 1796. 8. — *Lehrb. d. Physiologie des menschl. Körpers.* Erl. 1796. 8. 4te Aufl. 1809. 8. 5te verb. u. mit des Verfassers Leben und letzter Krankheit verm. Ausgabe u., nach dem Tode des Verf. herausgeg. von Dr. C. Sohnbaum. Erl. 1817. gr. 8. — *Encyclopädie der gesammten Chemie.* Erl. 1799 — 1818, nebst Abbild. chemischer Werkzeuge dazu in Kol. — *Taschenbuch für die Gesundheit.* Eben daf. 1801. kl. 8. 6te Aufl. 1820. kl. 8. — *Physikal. Untersuchung des Mineralwassers im Alexanderbade bei Sickerbreuth in Franken; m. Bemerk. über die Heilkräfte kohlensaurer Wasser.* Erl. 1803. kl. 8. — *Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre.*

konnte. Die Fähigkeit für religiöse Geheimnisse aber und die Kraft zu verborgenen, wunderbaren Visionen, hatte ich schon seit dem 12ten Jahre, auf eine wunder-volle Weise eben so in mir gefühlt, wie ich sie noch jetzt in mir trage; doch habe ich sie Niemandem, einige Wo-nige, die mit mir im Kloster in genauem Umgang lebten, ausgenommen, offenbart.“ Diese frühe Anlage zu religiöser Schwärmerei mußte natürlich durch die frühe klösterliche Erziehung, und besonders durch den Einfluß jener durch überspannte Mönchsheiligkeit in hohem Ruf stehenden Jutta, der sie ihre ganze religiöse Bildung zu verdanken scheint, mächtig gewendet, genährt und ent-wickelt werden. Der starke Eindruck, den das Kloster-leben und die Lehren der Jutta auf ihre religiös-reizba-re Gemüth gerade in der für ihre Ausbildung wichtig-sten Periode der zum Bewußtsein erwachenden Kind-heit machte, zeigte sich auch sehr sichtbar darin, daß ge-rade damals ihre religiöse Ueberreizung besonders stark hervortrat und sich vollständig zu dem Wahn von göttli-chen Visionen ausbildete. „In dem 12ten Jahre, fährt sie zu erzählen fort, wo ich der heiligen Gemeinschaft des geistlichen (d. i. klösterlichen) Lebens übergeben wurde, bis zum 15ten Jahre, hatte ich oft göttliche Erschei-nungen und sprach sie mehrmals aus, so daß diejenigen, welche es hörten, sich verwunderten, woher ich es er-hielt. Ich selbst wunderte mich darüber, weßhalb ich von großer Furcht ergriffen wurde, und Niemand mehr Etwas von meinem innern Lichte mitzutheilen wagte.“ Je mehr sie im Alter vorrückte, desto stärker wurden ihre Visionen, desto mehr aber nahm auch die Eifersüch-tigkeit zu. „Ich selbst wunderte mich darüber, weßhalb ich von großer Furcht ergriffen wurde, und Niemand mehr Etwas von meinem innern Lichte mitzutheilen wagte.“ Je mehr sie im Alter vorrückte, desto stärker wurden ihre Visionen, desto mehr aber nahm auch die Eifersüch-tigkeit zu. „Ich selbst wunderte mich darüber, weßhalb ich von großer Furcht ergriffen wurde, und Niemand mehr Etwas von meinem innern Lichte mitzutheilen wagte.“ Je mehr sie im Alter vorrückte, desto stärker wurden ihre Visionen, desto mehr aber nahm auch die Eifersüch-tigkeit zu.

friedigung fand. Daß aber zu diesem psychischen Kampfe auch physisch krankhafte Zustände hinzu kamen, welche bis in ihr höheres Alter fortbauerten, erzählt sie selbst, und daß auch diese wieder auf jene krankhafte psychische Reizbarkeit zurück wirken mochten, läßt sich leicht denken. Diesen psychisch und physisch zugleich krankhaften Zu-stand beschreibt sie ungefähr in folgender Weise: Als sie, nach Vollendung der Kinderzeit (puellari meta trans-acta) zu dem Alter der vollkommenen Kraft gekommen war, hörte sie eine Stimme vom Himmel, welche sagte: ich, das lebendige Licht, welches das Dunkel erleuchtet, habe dich unter Allen erwählt ic. Sie aber empfand in dem Innersten der Eingeweide und Adern ihres Kör-pers heftige Schmerzen, und war zugleich von nieder-gebeugtem Muth und Gefühle, so daß in ihr keine Si-cherheit wohnte und sie sich in allen Dingen für ständ-lich hielt. (Wer sieht hier nicht das auf körperlicher und geistlicher Krankheit beruhende Schuldgefühl unserer neueren Mystiker?) Als sie aber, ungeachtet des wie-derholten göttlichen Befehls, dennoch in ihrem Schwei-zen verbarste, versiel sie endlich in eine bedeutendere Krankheit, die sie mit immer heftigeren Schmerzen an das Bett fesselte, und die erst dann wich, als sie sich zum Aussprechen und Niederschreiben ihrer Visionen ent-schloß. In ihrer Noth hatte sie sich nämlich einem ver-trauten Mönche anvertraut, und dieser, so wie eine andre Nonne, vermochten sie durch ihren Rath, die Weissag-ungen und Erscheinungen ihres Innern auszusprechen und niederzuschreiben. Sie war im 43sten Jahre ihres Alters, als sie sich dazu entschloß.

Ihre Visionen und Offenbarungen beschreibt sie ge-wöhnlich als ein Licht, das vom Himmel in ihre Seele einströmt. Bisweilen unterscheidet sie ein allgemeineres Licht, das sie mit einer von der Sonne erleuchteten Wolke ohne Sterne vergleicht, und von dem Lebens-digen, höhern Licht, das sie in jenem sieht, und das stärker in ihr Gemüth eindringt, unterscheidet. „Ich sah, sagt sie insbesondere von der im J. 1141 empfan-gen ersten Offenbarung, durch die sie zum Niederschreiben jener getrieben wurde, ein feuriges, unbeschreiblich san-ftleuchtendes Licht, das vom offenen Himmel kam, mein gan-zes Gehirn und mein ganzes Herz und meine Brust durchdrang, gleich einer Flamme, jedoch nicht brennend, sondern nur erwärmend, so wie die Sonne einen Gegen-stand erwidmet, über welchen sie ihre Strahlen ausbrei-tet.“ Psychologisch bemerkenswerth ist es ferner, wie sie in Rücksicht der Art, wie ihr diese Visionen zu Theil wurden, erwähnt: „Die Erscheinungen, die ich sah, empfing ich nicht im Traume oder Schlafe oder in Gei-sterabwesenheit, noch mit den körperlichen Augen und äußeren Ohren, oder an verborgenen Orten, sondern wachend, umhergehend, an öffentlichen Orten, vernahm ich sie in dem reinen Sinn des inneren Menschen. Wie dieß möglich sei, setzt sie hinzu, ist für den irdischen Menschen schwer zu begreifen.“ Wir müssen also hier-nach die heil. Hildegard als wirkliche Visionärin aner-kennen. Von den Wirkungen ihrer Visionen oder be-züglich sie ferner: „Nüchtern verstand ich nun den Sinn

der Bibel, nämlich der Psalmen, der Evangelien und anderer Schriften des A. und N. T.; dennoch kannte ich nicht die Auslegung der Textesworte, die Einteilung der Sylben und den Gebrauch der Casus und Tempora.⁴⁾ Den wundergläubigen Zeitgenossen war dieß vollgültiger Beweis, daß ihre Offenbarungen göttlich waren, aber ein Blick auf den Inhalt ihrer Offenbarungen zeigt, daß sie recht wohl ohne Kenntniß der Bibel bloß aus der Phantasie einer überpannten Frau hervorgehen konnten. Sie begann nun, fährt sie zu erzählen fort, ihre Offenbarungen niederzuschreiben, und fühlte sich dabei von ihrer Kränklichkeit wieder ausgerichtet. Ungeachtet sie aber die lateinische Sprache nicht kannte, und außer einem bloßen Psalmen von einem Menschen nichts gelernt hatte, so schrieb sie dennoch ihre Offenbarungen großen Theils in lateinischer Sprache nieder, ja sie fing an zu schreiben, als sie kaum die Kenntniß der Buchstaben hatte: denn sie sprach und schrieb Nichts aus eigenem Geiste, sondern nur die Worte, die sie aus dem himmlischen Lichte vernahm. Doch auch dieses Wunder löst sich bald, wenn man weiter vernimmt, daß sie bei der Ausarbeitung ihrer Schriften, sich der Hilfe jenes ihr vertrauten Mönchs bediente, dem sie theils dictirte, oder der das von ihr Geschriebene besserte und anordnete. Wahrscheinlich also war es der Mönch, der das Buch vollbrachte, indem er ihre vielleicht in sehr roher Form ausgesprochenen Orakelsprüche lateinisch und wohlgeordnet niederschrieb. Es war ihr Hauptwort, die *Scivias*, dessen Ausarbeitung sie zuerst unternahm, und das sie binnen 10 Jahren vollendete.

Der Ruf von der neuen Prophetin fing jetzt allmählig an sich zu verbreiten. Eine Folge davon war zunächst der große Zuwachs der Zahl der Nonnen in ihrem Kloster Disibodenberg und die dadurch veranlaßte Gründung des neuen Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen. Die vollständige Begründung ihrer allgemeinen Anerkennung kam aber erst durch einen besondern Umstand zu Stande. Um diese Zeit (1147) nämlich kam der heil. Bernhard von Clairveaux, auf seiner Reise nach Teutschland, um daselbst das Kreuz zu predigen, nach Bingen, er hörte von den Offenbarungen der Hildegard; der Propst des dortigen Klosters erklärte sie, auf sein Verlangen, für Eingebungen böser Geister oder leerer Einbildungen des Gehirns, aber eigene Prüfung einiger derselben ließ den nach Wundern und Heiligen begierigen Bernhard hohe göttliche Wahrheit darin erkennen. Er schrieb selbst an die heil. Hildegard, erklärte sie für eine wahre göttliche Prophetin, und sein Zeugniß reichte hin, allen Zweifel gegen sie bei ihren Zeitgenossen niederzuschlagen⁵⁾. Bald aber fand sie noch eine höhere Auctorität für sich. Der Papst Eugen III. hielt (1148) zu Trient eine Kirchenversammlung, und der Erzbischof von Mainz erzählte ihm von der in seiner Diöcese erstandenen neuen Prophetin; Bernhard von Clairveaux, der

ebenfalls zugegen war, drang in ihn, eine so ausgezeichnete Leuchte nicht durch Böbgesinnte unterdrücken zu lassen, sondern durch seine Auctorität die an ihr sichtbare göttliche Gnade zu bestätigen. Eugen sandte mehrere glaubwürdige Männer, worunter der Bischof von Verban, an die Hildegard, um sie zu prüfen; diese brachten einige ihrer Schriften mit, welche auf seinen Befehl in der Versammlung der Bischöfe vorgelesen wurden und durch ihren Inhalt allgemeine Bewunderung und Preis Gottes erregten. Der Papst selbst schrieb deshalb an die Prophetin, bezeugt ihr mit Wärme ihre wahrhaft göttliche Berufung, und ermahnt sie, standhaft in ihrem Werke zu beharren. Hildegard antwortete ihm darauf in einem Briefe, der selbst göttlich geoffenbart war, und legte ihm dabei einige starke Wahrheiten an das Herz⁶⁾.

Hiermit ward der Ruhm ihrer Heiligkeit und die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen durch die ganze Kirche verbreitet. Von allen Seiten her drängten man sich zu ihr, um von der ihr zu Theil gewordenen hohen göttlichen Gnade berührt zu werden. Geistliche und Weltliche, Hohe und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, von nahen und fernem Ergenden wendeten sich zu ihr, Rath, Belehrung, Trost, Ermahnung, Fürbitte bei Gott von ihr bittend, und nach allen Seiten theilte sie hierauf aus der reichen Quelle ihrer göttlichen Offenbarung die gebetene Hülfe. Eine große Anzahl von Briefen an sie von Päpsten, Bischöfen und Erzbischöfen und andern Geistlichen, Kaisern, Königen, Fürsten, ja selbst von Magnaten und Lehrern an Universitäten mit den Antworten darauf bezeugen es, daß man die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ihrem Rath und göttlichen Beistand vorlegte, und ihre Antworten wurden allgemein mit Ehrfurcht und Demuth als unabweisbare Aussprüche der Gottheit hingenommen⁷⁾. In der That beweisen auch diese ihre Antworten häufig eine bewundernswürdige Einsicht, Klugheit und Klarheit, immer aber eine achtungswürdige Freimüthigkeit, wozu sie durch ihre göttliche Auctorität berechtigt war. Die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV. (schrieben an sie, ihre Freude und Bewunderung über sie ausdrückend, und sich ihrer Fürbitte empfehlend. Hildegard antwortete ihnen, kraft sie ernst wegen mannichfacher Versäumnung ihrer Pflichten, und ermahnt sie kräftig, im Namen Gottes zur Besserung. Auch der Kaiser Konrad III. schrieb an sie, ja selbst der freidenkende, dem Uebermut der Kirche kräftig widerstrebende Kaiser Friedrich I., beugte sich vor ihr, indem er in einem Schreiben ihre erhabene göttliche Würde anerkannte; und auch ihnen erwiederte sie mit der gewohnten Freimüthigkeit, ihr göttliches und ungerechtes Leben hart angreifend⁸⁾. Im merkwürdigsten aber erscheint es, daß sie selbst in rein wissenschaftlichen Angelegenheiten befragt wurde und Entscheidungen gab; wie dieß hauptsächlich die ausföchtliche

4) Bernhard's Brief und die Antwort der Hildegard [Bibl. PP. max. T. XXIII. p. 552. 55].

5) Eben das. p. 557. 6) E. diese Briefe größten Theils in der Bibl. PP. L. I. 7) Bibl. PP. L. I. p. 551.

Beantwortung der von dem Abt Wibert von Gemblours ihr vorgelegten 38 Fragen aus dem A. und N. T. und der Kirchengeschichte⁸⁾, und viele andere Entscheidungen über dogmatische Gegenstände beweisen⁹⁾.

Der Ruf ihrer Heiligkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß sie mehrere, zum Theil weitere Reisen machte, auf denen sie auch mündlich prophezeigte, predigte und ihre Offenbarungen verkündigte. Ihre Biographien erzählen von ihren Reisen an dem Rhein herab bis Köln, nach Lothringen und Elßaß, nach Franken, Schwaben, nach Paris und Tours. Allgemein wurde sie daher von ihren Zeitgenossen als göttliche Prophetin anerkannt; die folgenden Jahrhunderte stimmten diesem Urtheil nicht allein bei, sondern sie vermehrten ihren Heiligengeruch durch eine große Anzahl von Wundern, die sie von ihr berichten. Ihre Gebeine wurden in dem Kloster zu Bingen, wo sie starb, heilig aufbewahrt und nach dessen Zerstörung nach Eibingen gebracht. Mehrmals wurde der Versuch gemacht, ihre Kanonisation zu bewirken, aber die deshalb über ihre Heiligkeit angestellten Untersuchungen mußten doch nicht genügt haben, denn sie wurde nie vollendet. Dessen ungeachtet wurde sie mit dem 15ten Japth. in das römische Martyrologium aufgenommen.

Was nun den Inhalt der Offenbarungen der h. Hildegard betrifft, so spricht sich darin jenes seltsame Gemisch von Wahrheit und Irrthum und jener Kampf eines innerlich und unmittelbar gewaltig angeregten Geistes für das Göttliche und Wahre, mit dem veräblerten Aberglauben und dem Mangel an Ausbildung und äußerer, geordneter Darstellung aus, den wir als Charakter der meisten Schwärmer kennen¹⁰⁾. Indessen zeugt es doch für einen nicht gemeinen Geist der h. Hildegard, daß sie, ungeachtet ihrer so sehr geringen Bildung und starken Neigung zur Schwärmerei, sich in gewissen Grenzen der Mäßigung hielt und einen kräftigen Kern von echt religiöser und sittlicher Wahrheit enthielt. Um diesen anzuerkennen, muß man freilich die oft sehr phantastische Einbildung ihrer Offenbarungen von dem eigentlichen Gehalt derselben trennen. Wenn man sie erzählt hört, wie sie das Reich Gottes als einen großen eisernen Berg und auf demselben Gott selbst sitzend, ferner den Geist des Menschen als ein Bild voll Augen, und die Augen als Punkte gesehen habe; oder wenn sie die Unbegreiflichkeit Gottes in der Gestalt eines großen Feuers mit Feuer umgeben schaut; oder die göttliche Dreieinigkeit als ein glänzendes Licht, und in demselben eine sapphirfarbene Gestalt eines Menschen, welche ganz in einem überaus anmuthigen Feuer brennt, so daß das Licht dieses Feuer und das Feuer jenes Licht und beide die ganze Gestalt des Menschen überschritten; oder wenn sie dann die christliche Kirche sieht als eine Frau in der Größe einer Stadt, mit einem Bauche ohne Beine, der

gleich einem Rege viele Köcher hat, und durch welche eine Menge Menschen hinein kriechen; dann wieder die Kirche, wie sie als eine Frau mit dem am Kreuze hängenden Erlöser verlobt wird, und Ähnliches, so vernimmt man deutlich genug die Stimme der Schwärmeri und Phantasteri¹¹⁾. Sieht man hingegen auf den eigentlichen Gehalt ihrer Schriften, so findet man nur Wenig von diesem Trecentrischen, ja selbst wenig Dringliches. Bei allem Feuer des Gemüths hält sie sich doch immer in den Schranken der kirchlichen Rechtgläubigkeit; wie hätte sie auch sonst bei ihren Zeitgenossen und selbst bei den Verehrern der Dithoborie und den Häuptern der Kirche so großen Beifall einernten können? Sehr oft spricht sie sich über dogmatische Gegenstände aus, — z. B. in den Antworten auf die jährlichen Anfragen — aber selten zeigt sie sich hier schwärmerisch oder phantastisch, und meist äußert sie sich ruhig, besonnen, obgleich oft abergläubisch, doch bisweilen selbst mit Schärffinn. Mit der lässlichen Freimüthigkeit und mit heiligem Feuereifer griff sie zwar das Verderben und die Mißbräuche der Kirche und die Laster des Klerus an, aber dieß galt damals nicht als Keckheit, selbst ein heil. Bernhard sprach eben so, und viele der besonnensten und angesehensten Kirchenlehrer deuteten schon damals sehr bestimmt auf eine notwendige Umgestaltung des ganzen Kirchenwesens hin. Es war also nur ein Ausdruck des Geistes ihrer Zeit, wenn sie mit großer Bestimmtheit die Zeiten der Rache der Kaiser der Geistlichkeit, Zeiten der Anfeindung der Geistlichkeit, der Verfolgung der Kirche, und durch diese eine Läuterung der Kirche und eine reinere, allgemein herrschende Frömmigkeit voraus sagt. Gegen die verderbten Bettordnen insbesondere richtete sie sehr heftige Ermahnungen und schloß daran Weissagungen ihres Untergangs¹²⁾. Als das vorherrschende Element aber darf man wohl einen ernsten und feurigen Einn für Sittlichkeit und einfache Frömmigkeit betrachten. Strafen gegen die Sittenlosigkeit und den Unglauben ihrer Zeit, Ermahnungen zur Buße, zur Besserung, zum Gebet, zu reinem Glauben, woran sich sehr allgemeine Vorherhersagungen besserer Zeiten schließen, machen den Hauptinhalt ihrer Schriften aus¹³⁾. Jene besseren geistlichen Zeiten nennt sie gewöhnlich die mütterlichen Zeiten, oder Zeiten der männlichen Stärke, die gegenwärtigen schlechtern die weiblichen oder schwachen¹⁴⁾. Daß ihre Weissagungsschäfte, in die Zukunft blickende Seele auch an den Lehren des Christenthums Nahrung fand, daß ihre Weissagungen auch die Erscheinung

11) Vgl. die Aufsätze aus ihren Völkern h. Schr. d. h. Th. 28. S. 23 fg. 12) Vgl. Fabricii bibl. lat. med. et inf. ed. Mansi. p. 261.

13) Regiert wurden die Weissagungen der Hildegard von einer bevorstehenden Reformation der Kirche, Vater von den Reformatoren ergriffen und als göttliche Zeugnisse der Wahrheit aufgeführt. Vgl. die Centur. Magdeh. dec. XII. a. 10. p. 1700 fg. Schon früher wurden ihre Weissagungen von Wib. T. S. Theuer (a. 13. med.) bei der Darstellung der h. Kirche, besonders durch die ausgezeichneten Bettelmänner bedrohten Gefahren in den letzten Zeiten mit als Beugnisse benutzt. Vgl. Opp. G. a. S. Amore, Const. 1632. p. 126. 14) Vgl. den Brief an den Kaiser Konrad, in Bibl. PP. I. l. p. 551.

8) Bibl. PP. I. l. p. 583.

9) Eben das, an mehreren Stellen und Acta SS. I. l. p. 644 sqq.

10) Man vgl. die etwas zu glühende Charakteristik ihrer Offenbarungen, bei Reander der heil. Bernhard. C. 210 fg.

X. Caput. b. M. a. R. Jovite Eccl. VIII.

des Antichrist auf Erden, den Untergang desselben, den darauf folgenden Glanz der Kirche, die Reinigung der Welt durchs Feuer, das jüngste Gericht und die letzten Zeiten der Herrlichkeit und der Verwandlung des Zeitalters in das Ewige, wo alle Elemente im hellsten Lichte strahlen werden, gleich als wäre ihnen eine schwarze Haut abgezogen¹⁵⁾, — nicht allein verkündigt, sondern auch sehr ausführlich und lebhaft aus eigener Anschauung schildert, läßt sich leicht denken. Merkwürdig möchte es scheinen, daß sich Hildegard neben diesen religiösen und sittlichen Gegenständen sehr viel auch mit naturwissenschaftlichen und medicinischen Betrachtungen beschäftigte und selbst auf sie häufig ihre Offenbarungen und Weissagungen bezog; wenn sich dies nicht aus dem damaligen dunkeln Zustande dieser Wissenschaften erklärte, der einem geheimnißfüchtigen Gemüth viel Nahrung darbot und die Vermischung mit religiösen Phantasien sehr begünstigte.

Ihre Schriften sind sehr zahlreich. Ihr Hauptwerk, worin sie alle Visionen und Offenbarungen beschreibt, führt den Titel: *Scivias* (wahrscheinlich aus *scire* = *vias*) s. *visionum et revelationum lib. III.*¹⁶⁾ Von ähnlichem Inhalt war das in ihrem späteren Alter geschriebene, aber nicht vollendete Werk: *Lib. divinum opum simplicis hominis*, worin ihre spätern Visionen und Offenbarungen, die mehr physikalischen, physiologischen und medicinischen Inhalts waren, s. B. über das ganze Weltsystem, von dem äußern Menschen, von der innern physischen Beschaffenheit des Menschen, von den Wechselwirkungen der Luft, von den Krankheiten der Menschen etc., dargestellt werden¹⁷⁾. Zu ihren wichtigsten Werken gehören auch die *vitae meritorum*¹⁸⁾; denn dieses mit den beiden vorher gegebenen übergab sie als die bedeutendsten den Pariser Doktoren zur Prüfung. Ihre kleineren Schriften sind: *vita S. Roberti a. Rupertii*¹⁹⁾, *vita S. Disibodi*²⁰⁾, *expositio regulae S. Benedicti*, *expositio symboli Athanasiani*, Briefe an sie mit ihren Antworten, 38 Fragen des Abt Wibert von Gemblours mit ihren Entscheidungen²¹⁾, zwei medicinische Schriften: *lib. simplicis medicinae* und *lib. compositae medicinae*²²⁾, zwei Schriften an die Geistlichen zu Xier und zu Köln de futuris ecclesiae calamitatibus, und eine an die Geistlichen zu Mainz propter divina per illos inter-

dicta²³⁾, exhortatio ad sorores suas, ad griseos monachos²⁴⁾. Theils enthielten unechte, theils wenigstens jüngere Schriften, welche der Hildegard zugeschrieben werden, sind: *exhortatorium asecularium*, *homiliae LVIII* in *evangelia dominica*, *homiliae ad ignotam linguam*, de *sacramento altaris*, *speculum temporum* oder *pentachoron*, auch de *novis religionibus*, *coelestis harmonia*, und verschiedene Gedichte. (H. Schmid.)

Hildegard (Stift), f. Kempten.

Hildegard, Gemahlinn Karls d. Gr., f. Karl d. Grosse.

HILDEGAULTER, HILDEGOLTER (nordische Myth.), von dem altnordischen Hildur (angelsächsl. Hilde), Kriegsgöttinn, Krieg, Kampf, und gaultter, Eber, also wörtlich Kampf-Eber, heißt ein kostbarer Helm, welcher nebst zwei andern Kosbarkeiten, dem Panzer Hindsleif, der jedem Eisen widerstand, und dem Goldring Sviargryd, den die Ätinen des Königs Atli von Ufsal geholt hatten, von den 12 (eigentlich nur 11) dänischen Berserkern für ihren König Hroff Krall erlösen, nachdem sie Atli's im Kampfe gegen den König Atli von Norwegen siegreich beigegeben, und letzter gefallen war. Atli aber verweigerte die Kosbarkeiten und den Lohn, wofür Hroff sich (sredlich) rächte²⁵⁾.

(Ferdinand Wacher.)

Hildegolter, f. d. vorherg. Art.

HILDEGUNDE, HILDEGUNDIS (die Heilige), aus dem Gömnischen gebürtig, Tochter vornehmer und reicher Eltern, wurde mit ihrer Ältesten Schwester Agnes in einem Kloster zu Neusse erzogen; sie unternahm mit ihrem Vater nach dem Tode der Mutter eine Wallfahrt nach Palästina und ließ sich durch das unterwegs erfolgende Abscheiden desselben nicht abschrecken, die Reise fortzusetzen, zumal sie diese in Männerkleidung und unter dem Namen Joseph angetreten hatte. Sie besuchte die heiligen Orte, wurde auf der Rückreise zu Akko von dem Diener, dem sie vom Vater anvertraut worden war, rein ausgeplündert, kehrte daher durch Unterstützung eines Einsiedlers nach Jerusalem zurück, wo sie von Almosen lebte, bis einer ihrer Verwandten sie in ihrem Elende entdeckte. Auf dem Wege in die Heimath starb zwar auch dieser ihr Beistand, hatte sie aber doch in den Stand gesetzt, nach Götta zu kommen. Ohne sich und ihr Geschlecht zu erkennen zu geben, trat sie in die Dienste eines Kanonikus, reiste mit ihm nach Rom, wo sie ihre Schwester wieder setzen wollte, hatte aber unterwegs mit vielen Hindernissen zu kämpfen, ausweichen sie, wie man erzählt, auf wunderbare Weise befreit wurde. Nach Vollendung der Reise hielt sie sich einige Zeit in einer Reclusa bei Speier auf, trat aber dann auf den Rath eines gewissen Berthold in das Cistercienserkloster zu Schönau bei Heitberg, wo sie aber bereits nach 2 Jahren 1188 starb. Erst nach ihrem Tode beim Abwaschen des Leichnams wurde ihr Ge-

15) *Scivias* L. III. vis. 12. 16) Bartsch führt in dem *Liber trium spiritualium virorum Hermiae, Ugertini et Fr. Liberti*, ed. J. Faber, Sup. Par. 1513. fol. Damm: *Revelationis a. a. virginum Hildegardis et Elisabethae Schoenaug.* Col. Agr. 1628. fol. 17) Eine Beschreibung dieser Schrift und Auszüge daraus f. in *Fabric. bibl. lat. med. et inf. ed. Martz* T. III. p. 263. Sie ist noch ungedruckt. 18) *Quemadmodum*, 19) ed. *Buonacuti*, Mogunt. 1602. 4. mit andern Schriften und *Surii* act. 58, 15. Mal. 20) *Surii* act. 58, 8. Jul. 21) Diese, mit einem gr. Theil der Briefe und den beiden vorher genannten Schriften ed. *Blankwald*, Col. 1666. 4. und *Bibl. PP. max.* T. XXIII. p. 587 sq. 22) Eine andere hiesig. Schr.: *libri IV Physices*, sind von einer andern Hildegard, ed. *Arg.* 1555. fol.

23) *Bibl. PP.* I. 1. 24) *Ibid.*

25) *Jüngere Edda*, *Dómegesa* 64.

schlecht kumb; sie soll nach dieser Zeit vielen erschienen seyn und noch Wunder gethan haben. Obgleich nicht förmlich canonisirt, wird ihr Andenken doch am 20. April gefeiert. Man hat ihr auch, aber mit Unrecht, einige Schriften beigelegt †).

(A. G. Hoffmann.)

HILDEHOL (langob. Gesch.), von Hilde (Kampf) und Hol (Hügel), Hügel des Kampfes, der vierte König der Langobarden, war Eth's Sohn und Nachfolger, hatte seinen Sohn Godthol zum Nachfolger *); über seine Thaten ist nichts bekannt.

(Ferdinand Wächter.)

HILDEN, Dorf im königl. preuß. Reg. Bez. Düsseldorf, 3 Stunden von Düsseldorf entfernt, hatte 1817 779 katholische, 60 lutherische, 1217 reformirte Einw. Es sind hier Siamesenfabriken. (Rauschenbusch.) Wilhelm (Fabricius von), Hildanus, s. Fabricius (Willelm).

HILDEN, 1) Heinrich, ein Dominikaner aus Köln, war dazumal Doktor und Professor der Theologie, auch Generalvikar des Bischofs von Straßburg, Wilhelm von Hirsberg, und starb am 2. Nov. 1682. Er schrieb: *Selecta in S. Thomae summae commentaria*; *XV principia thomistica*; *Orationes sacr. de Sanctis ord. praedicatorii v. m. A.* (Baur.)

2) Wilhelm, Sohn eines Bürgers in Berlin, wurde dazumal im J. 1551 geboren. Schon in seinem 15ten Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Später studierte er zu Leipzig und erhielt hier im 22ten Lebensjahre die Professur der Ethik und des aristotelischen Organon. Sechs Jahre nachher legte er diese Stelle nieder und kehrte nach Berlin zurück, wo er im J. 1581 zum Rektor am grauen Kloster erwählt wurde. Hilden übernahm die Druckerei, welche der bekannte Alchemist Leonhard Thurneiser zum Abum im grauen Kloster angelegt und an seinen Erben Michael Heyden verkauft hatte *). Aus dieser Druckerei gingen die Schriften Hildens hervor; 1586 wurde dieser als ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Mathematik nach Frankfurt a. d. Oder berufen, wo er aber schon am 19. September 1587 im 36ten Lebensjahre starb *). — Schriften: *Emanuel Chrysolorus Erotomata* (Quaestio. grammaticae). Gr. et Lat. Cur. G. Hildeno. Berol. 1554, 4. *). — *Quaestiones ethi-*

cae. Berol. 1553, 8. *). — *Oration. de praestantia linguae graecae*. — *Comment. in polit. et oecon. Aristotelis*. — *Quaestionum et commentariorum in Organon Aristotelis partes quinque; textus Graecus integro quaestionibus accommodatus, et tum verborum tum sententiarum habita ratione in Lat. ling. conversus est; industria et studio Guili. H. Vol. I. II. III.* Berol., auf eigene Kosten 1585, 86, 4. Nach der Vorrede und einem lat. Epigramm von Joannes Major auf Hildens Arbeit folgen: *Prolegomena de inscriptione, numero et ordine librorum Aristotelicorum organicorum et Porphyrii Isagoge*. Dem griech. Text fügte H. eine gelungene lat. Uebersetzung und einen an guten Bemerkungen reichen Commentar bei. Joachim Perizonius Uebers. der Topik ist beibehalten *). Den ersten Theil dieses Werkes, welches unter den übrigen am meisten H. Ruhm begründete, eignete er dem Kaiser Rudolph II., den zweiten dem Kurf. August von Sachsen, den dritten dem Kurf. von Brandenburg Johann Georg zu. Bibliographen loben den Druck, vermissen aber Register über Sachen und Worte. — *Resolutio Paradox. Ciceron.* — Ein Bildniß Hildens steht in *Mart. Frid. Seidel's*: *Icones et Elogia virorum aliquot praestantium, qui multum studiis suis consiliisque Marchiam olim nostram juverunt ac illustrarunt*. tab. 46. (G. Rathgeber.)

HILDENBRAND, 1) Joh. Ulrich, Prediger in Augsburg, Sohn eines Schuhmachers zu Ulm, wo er den 22. März 1696 geboren war. Er studierte zu Jena, war dazumal Privatdocent, kam 1727 als Pfarer nach Rietheim im Urm-Schm., 1729 als Diaconus nach Augsburg, wurde 1749 Pfarer an der Bartholomäuskirche, und starb den 6. Dec. 1756. Ein Schüler des berühmten Joh. Franz Buddeus, bei dem er 6 Jahre in Jena wohnte, schrieb er auf dessen Ermunterung eine: *Absfertigung des christ-katholischen Katechismi*. Jena: 1724, 8., eines Buchs, das den Jesuiten Siegm. Ehrenhöffer zum Verfasser haben soll, zuerst zu Mainz: 1587, und seitdem oft, gedruckt und von mehreren widerlegt wurde. Unter seinen übrigen Schriften, meist altchristlichen Inhalts, bemerken wir die: *Jugendspiegel christlicher Jungfrauen*, aufseht von P. J. Spener, aus dem Mysterienausg. mit nützlichen Anmerk. Augsb. 1757, 8., und fter, auch im 1. Th. der vom Abte Steinmay herausgegebenen neuen griechischen Schriften *). (Baur.)

2) Valentin Johann Edler von H., k. k. östreich. Regierungsrath, Direktor des allgemeinen Krankenhauses, des Städtelhauses und der Bezirksanstalten und Professor der prakt. Heilkunde an der Universität zu Wien, ist ge-

*) Ihr Leben hat beschrieben unser Gilarus, Widm zu Helfersdorf, ein unbekanntes Mitglied des Klosters in Schönan, aber voll Jähzorn. Letztere Biographie steht in *Aderi Viridarium* in in ten Actis Sanctorum Tom. II. des Xviii. Vergl. auch *Lehnst. Scriptor. rer. brunavie*. Tom. II. p. 1111. Biogr. Univ. T. XX. p. 331. 82. (Art. von Heine.)

1) *Rotharis Leges, prologs in edictum ap. Georgisch* p. 946. *Paulus Diaconus, de Gestis Langobardorum* Lib. I. a. 18. p. 21.

2) *Richard de scriptor. ord. domiancon. Jöcher's* Gel. lex.

3) Der so richtig als nicht. Buchdruckerkunst, 2r Th. Leipzig b. Chr. Fr. Giesner. 1741, 8. p. 233. 2) *Schule de elisris* Morichis. Jöcher, allg. Gelehrtenlex. 2r Th. Leipzig. 1750, p. 1602. 3) *Schoell Hist. de la lit. Gr. T. VII. Par. 1825, p. 293. Biers bibl. Lex. I. B. p. 325. a. 4169.*

4) *J. Chryp. Bernmanni Catal. bibl. publ. Univ. Francof. p. 237 in ten Mart. Memoranda Francof. notit. univ. Francof. ad Od. 1676, 4.*

5) *Blanc, v. d. Bäch. in d. Zelt. Bibl. 1r Th. Jena 1733, 4. p. 345 f. Aristot. Op. ed. Buchl. Vol. I. p. 238. Fabr. Bibl. gr. ed. Harl. III. 334. Hergel App. lib. p. 247, a. 5168.*

6) *Reubauer's Theol. 610. Wencemann's Nachr. von ihm. Ed. 820. Weufel's* lex. vrb. Schrift. 3r Bd.

boren 1763 zu Wien und gestorben am 31. Mai 1818. Er affilirte nach vollendeter Schul- und Universitätsbildung und erhaltener Doktorwürde den Ärzten Meztens und Humburg in seiner Vaterstadt, erhielt dann ein Pfrbstall an der böhmischen Gränze in Hřeich, hierauf zu Lemberg, trat dann als Leibarzt in die Dienste eines polnischen Magnaten, nahm aber bereits 1793 als kaiserl. Hofrath und Professor der Klinik an der Universität zu Lemberg wiederum eine Anstellung im Vaterlande an und wurde 1807 an die Wiener Universität versetzt, später geodät und zu den erwähnten Stellen beiderseits. Seine älteren Schriften: das Buch für die Wundärzte in den öst. Staaten (Pp. u. Warsch. 1789. 8.); über die Macht der Fürsten und über die bürgerl. Freiheit (Wien 1793. 8.) wurden nicht so beachtet und geschätzt, wie die spätern: Ein Wink zur nähern Kenntniss und sichern Heilart der Hundswuth (Wien 1797. 8.); über die Pest, ein Handb. für Ärzte und Wundärzte, welche sich dem Verdienste widmen (das. 1798. 8.); *ratio medendi in schola practica viennobonensi* (ib. 1804 — 9.); über den ansteckenden Typhus (das. 1810. 8. 2te Ausg. 1815, ins Franz. übers. von J. C. Gasc. Par. 1811, auch ins ital. übersetzt) und *meditationes practico-medicae* (ib. 1817 u. 1820). Für Studierende berechnet sind die *initia institut. clinicarum* (ib. 1807. 8.) und die *institutiones pharmacologiae* (ib. 1802. 8.). Er übersetzte Wolfstein's Schrift von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und Schweine ins polnische (Warsch. 1792. 8.) und legte in Hartenkil's medicinisch-chirurgischer Zeitung und Huselands Journ. der pract. Heilk. einige interessante Aufsätze nieder. (R.)

Hildenius, f. Fabricius (Wilhelm).

Hildensemius, f. Hildesheim (Franz).

HILDERICH, König der Wandalen, Geiserich's Enkel, Sohn Heinrichs und der von dessen Vater Geiserich gefangenen Tochter des Kaisers Valentinian, hielt sich lange Zeit bei seinen mütterlichen Anverwandten zu Konstantinopel auf, wo er auch sein ihm nachher so verderbliches Freundschaftsbündniß mit dem damals schon viel im oströmischen Reiche geltenden Justinian schloß. Er trat gegen die von den arrianischen Wandalen verfolgten Katholiken so wohlwollende Gesinnungen, daß Nicephorus (L. XVII. c. 11.), wiewohl ohne Grund^{*)}, erzählt, er sei kein Arianer gewesen. Sein Vetter und Vorgänger Thrasamund kannte seine für die Einheit des wandalischen Reiches verderbliche Neigung, und ließ ihn schwören, den Katholiken in seinem Reiche weder Kirchen zu eröffnen, noch ihnen die Freiheiten wieder zu

erlassen. Aber H. glaubte die Verbindlichkeit des Eides dadurch umgehen zu können, daß er, bevor die Regierung nach Thrasamund's Tode im J. 523 förmlich antrat, die katholischen Priester aus der Verbannung zurück bringen ließ, und ihnen die Kirchen wieder eröffnete; namentlich setzte er den eifrigen Katholiken Bonifacius zum Bischof der kartaginensischen Kirche. Da verbanden sich Thrasamund's Witwe, die Königin Amalafid, und die Ostgothen, die mit ihr nach Afrika gekommen waren, mit den Maurern, erlitten aber bei Capsa in der byzantinischen Provinz eine ideltliche Niederlage, und Amalafid ward gefangen, starb auch in der Haft. Doch legen die Ostgothen in Italien ihren Tod den Wandalen bei, wie aus dem Briefe (Cassiodori Variar. Lib. IX. ep. 1.) erhellt, den der ostgotische König Athalarich an Hilderich sandte. In demselben forbert er ihn auf, Rücksicht zu geben, und kündigt im entgegen gesetzten Falle das Freundschaftsbündniß auf; aber die Ostgothen hielten nicht für rätlich, etwas Weiteres gegen die mit einer Flotte wohl ausgerüsteten Wandalen zu unternehmen. Der sein gebildete Hilderich selbst war ganz zur Keuschheit und Milde geboren, und so unkriegertisch, daß er vom Kriegswesen nicht einmal gern hörte. Sein Neffe Soamer leitete für ihn die Herrschaften der Wandalen, und auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er ihr Achilles genannt war. Aber doch war ihnen einmal das Kriegsglück gegen die byzantinischen Maurern nicht hold. Diese Niederlage und Hilderich's große Freundschaft zum Kaiser Justinian, mit welchem er in gegenseitigen Geschenken und Gesandtschaften weitverbreitete, benutzte Gelimer, Geiserich's Urenkel, Sengo's Enkel, Gelarid's Sohn zu Hilderich's Verderben. Gelimer war schon alt, und nur Hilderich betagter, und Gelarid's Sohn hoffte nach dem von Geiserich gegebenen Hausgesetze, nach welchem alle Mal der Älteste von seinen Nachkommen den Thron bestiegen sollte, täglich König zu werden. Da er aber die Erfüllung dieser Hoffnung sich verzögern sah, vermochte er sein Streben nach der Krone nicht mehr zu bekämpfen; um so leichter konnte er sein Vorhaben ausführen, je nachsichtiger und unbedächtlicher Hilderich war. Gelarid's Sohn zog die tapfersten Wandalen auf seine Seite, und überredete sie, ihm das Reich zu übergeben, und H. abzusetzen, unter dem sie die Niederlage von den Maurern erlitten, und der damit umgehe, die Macht der Wandalen an den Kaiser Justinian zu verrathen, damit er (Gelimer) aus einem andern Zweige des königl. Geschlechtes geboren, das Reich nicht erbalte; hierin zielt die nach Byzanz von H. gesandte Botschaft. So ward also H. nach 3 Jahr und 4 Monate gekrönter Herrschaft 530 seines Thrones beraubt, und nebst seinen Söhnen und seinem Neffen Homer zu Kartago in Haft gehalten. Aus ihr befreite ihn nur der Tod, als Gelimer bei Annäherung des oströmischen Heeres unter Belisar im J. 533 die Gefangenen umbringen ließ²⁾. Eine silberne Münze,

^{*)} Murel's gelehrt. Antiqu. de Bd. S. 326. 27. (5te Ausg.), de Bd. S. 300. 91. 14e Bd. S. 139 u. 18e Bd. S. 169. 70. Vgl. auch Plerer's encycl. Wörterb. de Bd. S. 463. 64. (Art. von Plerer).

¹⁾ Denn weder die andern Geschichtsschreiber, namentlich der Verfasser der für die damaligen Kirchenschändlichen Vite S. Fulgentii, noch auch die Ältesten des Hilderich im J. 525 zu Kartago gehaltenen Concilium (T. II. Conciliarum p. 1071) enthalten einen Wink, daß Hilderich Katholik gewesen.

²⁾ Procopius de bello Vandalo, Lib. I. c. 9. c. 4., Vita Fulgentii ad I. Joann. Victor Tunesis in Chron. Isidori Chron. Wand.

die auf der einen Seite sein Bildniß, mit der Inschrift: DN. HILDERIK REX, auf der andern Africa's Sinnbild, eine in beiden Händen Korndähnen haltende weibliche Figur mit der Inschrift: FELIX KART., ist auf uns gekommen *).

(Ferdinand Wacher.)

Hilderich, fränk. Könige, f. Childerich (1ste Sect. 16r Bb. S. 319).

HILDERICH, HULDERICH, HILDERICUS (Edo), Professor der Theologie in Altdorf, hieß eigentlich von Varel, und stammte aus einem adeligen friesischen Geschlechte dieses Namens. Von der neuen evangelischen Schule zu Jever, wo er 1533 geboren war, kam er nach Wittenberg, und hatte in der Theologie Melancthon, in der Mathematik Kaspar Peucer zu Lehrern. Nach Vollendung seiner akademischen Studien hielt er Privatvorlesungen, wurde Adjunct der philosophischen Fakultät, ging 1564 als Professor der Mathematik nach Jena, kehrte aber 1567 nach Wittenberg zurück, und setzte daselbst seine Vorlesungen bis 1573 fort, in welchem Jahre er einem Rufe zum Rektorat des Gymnasiums zu Magdeburg folgte. Schon 1575 ging er nach Frankfurt an der Oder, und hielt daselbst Privatvorlesungen, bis ihm 1577 das Lehramt der orientalischen Sprachen und Geschichte übertragen wurde. Als von der Hochschule zu Heidelberg die reformirten Theologen entfernt wurden, kam er 1578 dahin als Professor der orientalischen Sprachen und Theologie, mußte aber 1580 seine Stelle niederlegen, weil er sich nicht entschließen konnte, die Concordienformel zu unterschreiben *). Bald darauf wurde er als erster Professor der Theologie nach Altdorf berufen, übernahm 1584 zugleich das Lehramt der morgenländischen Sprachen, hielt einige Zeit auch Vorlesungen über philosophische Moral und griechische Literatur, und starb den 12. Mai 1599. In Sprachen, Geschichte, Mathematik, besonders der Astronomie, besaß er viele gründliche Kenntnisse, und wenn er gleich als Theolog von Luther's Sinn durchaus nicht abwich, so war er doch gegen Andersdenkende billig, sanftmüthig und friedliebend. In dem Colloquium, welches 1585 zu Altdorf, wegen der Flacianischen Unruhen unter den evangelischen Geistlichen in Österreich, gehalten wurde, hat er die Lehre von der Erbsünde wider die Flacianer entschieden, und an der Ausfertigung des Responsum den größten Antheil gehabt. Er hat zuerst des griechischen Mathematikers Geminus Rhodius Isagoge in phaenomena oder Elementa astronomica aus dem Griechischen ins Lateinische übersezt, und mit dem Urtitel 1590 zu Altdorf in 8. drucken lassen; nachher öfter einzeln, und in Petavii Uranologia. Amst. 1703. fol. Ferner schrieb er: Oratio de vita Demosthenia. Witt. 1562. 8. Logistica astronomica. Ib. 1568. 8. Or. de politia et hierarchia populi judaici. Ib. 1570. 4. Carmen de P. Melancthone. Basil. 1580.

*) Banduri Nomism. T. II.

*) Ausdrücklich handelt von seinen Schicksalen in der Pfalz Wundt in f. Magaz. für die Pfalz, Kirchen- und Gel. Gesch. 2c Bb. 91. 99.

4. Propositiones de veritate et certitudine religiosi. Alt. 1582. 4. Disertat., Thees., Briefe, u. d. in Hummel's Epist. ined. p. 7 u. 78. Sein Sohn Friedrich, geb. Rath und Kämmerer in Baireuth, ist Verfasser einiger juristischen Abhandlungen *).

(Baur.)

Hildericus von Varel, f. den vorherg. Art.

Hilders, f. Hiltens.

HILDESHAM (Arthur), ein ausgezeichnetes puritan. Geistlicher des 16ten und 17ten Jahrh., Sohn von Thomas Hiltersham, aus einer altadeligen, mit der königl. verwandten Familie, war geb. 1563 zu Stechworth in Cambridgeshire, bildete sich zu Cambridge und starb 1631. Bekannt hat er sich gemacht durch seine Lectures on John IV. (Lond. 1629. fol.; vermehrt 1632); lectures on Ps. XXXIV. (ib. 1632. 4.); lectures upon Ps. II. (ib. 1635. fol.); paraphrase upon the Canticles of Solomon (ib. 1672. 8.); treatise on the Lord's Supper; treatise on the Ministry of the church of England. Einige seiner Schriften sind auch holländ. (Utrecht 1659. 4. über Ps. 51; Rotterdam. 1679. 4. Lehre von Fasten, Beten und Lüssen) und deutsch (Propphetenlehre. Harb. 1674. 12.) erschienen †).

(A. G. Hoffmann.)

HILDESHEIM (Bisthum — Fürstenthum und Stadt). A. Geschichte.

Grenzen. Nach zweien, Hinsichts der Form zweifelhaften, Hinsichts der Materie echten Urkunden Ludwigs des Deutschen und Heinrichs II. wird die Diocese Hildesheim östlich von der Elbe begränzt von da an, wo die Schunter in jenen Fluß mündet, bis zu einem Punkte südlich von Goslar. Hier wendet sich die Schneide westlich und scheidet über Mönchhof, südlich von Sandersheim laufend, bei Hilbrechtshausen die Leine, dann den Hild, dann den Forstbach erreichend, die Wäinzer Diocese gegen Süden ab. Amelungsborn, Hildesheim lassend, wendet sie sich über den Vogler und Ite, diesem bis Copenbrügge folgend, nördlich; eben so von letzterem Orte bis Springe fortlaufend, geht sie dann mit der Haller westlich in die Leine, in diesem Fluße hinunter bis in die Gegend von Hannover, läßt diese Stadt Winden, schließt als Gränzörter Borsfeld, Fehrburg, Gelle, Reberlach und Lob ein, womit die Gränze gegen die mindesheim'sche Diocese gezogen ist; läßt gegen Westen die Detschhaften Boteln, Wenzhausen, Biersdorf der hildesheim'schen Diocese, wendet sich nun, der Ise folgend, südlich, und kommt, indem sie vom Einflusse der Ise in die Aller auf die Schunter fortgeht, wieder auf den Ausgangspunkt zurück, gegen Osten die halberstadt'sche Diocese abschneidend. — Der Umfang des Fürstenthums, wie es zur Zeit der Säkularisation bestand, machte etwa ein Dritteltheil der Ausdehnung der Diocese betragen;

*) Doppelmann's Nachr. v. münd. Mathem. 81. Zeumer's vitae Prof. Jenens. Hilt und Voigt's nachr. Gef. Ber. 2 u. 6r Th. Hilt's Gesch. d. Unt. Altdorf, 2te Ausg. Th. 75. 116. 817. 390.

†) Crabb univers. histor. dictionary. Vol. II. ant. d. B. Watt's biblioth. Brit. I. 496. Fischer's Gelehrtenl. 2c Bb., 1603.

die Wessen hatten von allen Seiten innerhalb der Diöcesangränzen ihre weltliche Herrschaft begründet, und nur die Leine und Eder sich zum Theil als Gränzflüsse erhalten. Ausser den geistlichen Gränzen war die Landeshoheit dagegen im Osten über die Eder ausgedehnt, wo das Amt Wienenburg, und im Süden, wo das Amt Hunnesrück nur dem Fürsten, nicht dem Bischofe gebörte.

Geographische Eintheilung. Die Diöcese umfasste 12 Gaue, fast jeder mehrere Archidiaconate: 1) Muthilde mit den Arch. Müden und Leislerde. 2) Flutwilde mit den Arch. Wienhausen und Sievershausen. 3) Osfalen mit den Arch. Garstedt, Löhnde, Hohenhameln, Solschen, Schmiedefeldt, Hildebheim, Nettingen und Fengebe. 4) Scoltelingen entspricht dem Barnum veteris monasterii. 5) Gudingort mit den Arch. Elbagen, Elze, Menden und Ballensen. 6) u. 7) Die Gaue Alorhungen und Aringun müssen sich in die Banne Redden und Alfeld theilen, ohne dass die Gränzen zusammen fielen. 8) Ihrenbi umfasst die Arch. Dettfurt, Hensfeld, Mettelborn. 9) Der Ambergau die Banne Hohl, Rostenem, Seebuden und Haringen. 10) Der Salzgau den Bann Ringelheim und Salzgitter. 11) Zer: Dinsdorf, Stotheim, Babrum, Neuenkirchen, Gosslar. 12) Wilinsfelde scheint sich nicht in die Archidiaconate und selbst nicht in die Diöcesangränzen zu fügen. — Die jetzige Eintheilung in Ämter wird unten angegeben werden.

Das Land gehörte zu Sachsen und zwar zu Ostfalen, umfasste dieses vielleicht ganz. Im W. waren die Diöcesangränzen auch die Gränzen zwischen Ostfalen und Engern; im N. mochte der Bardegau mehr eine eigene Provinz seyn, als ein ostfälischer Gau; jenseits der Eder war gewiss kein echtes Sachsenland und südlich fallen nur die Districte aus, welche sich die malinische Diöcese durch Verbreitung des Christenthums vor Karl dem Großen unterworfen hatte. Von der heidnischen Zeit haben wir keine Nachrichten, nur wenige Denkmale. Graburnen sind bei Beteln, kürzlich bei Haerelau gefunden. Ein Ort wird genannt Horabeim, Odrum an der Eder (747); er auch bei den Feldzügen Karls des Großen, sonst keiner. Der älteste Schriftsteller, welcher der Erziehung des Bisthums gedenkt, ist der sächsische Annalist, und nach ihm war von Karl die Kathedrale zu Aulita, wie Elze noch lange hieß, zu gründen beschlossen, von Ludwig dem Frommen aber der Entschluss zu Hildebheim aufgeführt. Als das Jahr jenes Beschlusses nimmt man 796, als das Jahr der Ausführung 818 an.

1. Geschichte des Bisthums bis zu entscheidener Reichsmittelbarkeit des Bischofs (796 — 1221). Richtung auf das Geistliche.

1) Hauptquelle für die ältere Zeit überhaupt der höchst glaubwürdige hildesheim'sche Chronist des *Lamberti* S. R. Nr. 1, (wobin die übrigen dort mitgetheilten Nachrichten; endlich hat benutzt eine große Zahl guter, und unger, Urkunden. Elze finden sich in den Beitr. zur hildes. Gesch. Nr. 23. 1829. 1830.

1) Gunthar, der erste Bischof, soll von Rheims nach Elze berufen, dann nach Hildebheim versetzt seyn, und hier Anfangs eine Kapelle, dann eine Kirche der heil. Gacille erbaut haben. Die penuria praediorum zu Elze, die Mängelheit, die curia Hildesheim, wahrscheinlich ein Altor mit einer Anzahl Latuben — von einer freien Gemeinde ist keine Spur — zu erweitern, mochte die Verlegung des bischöflichen Sitzes veranlassen. † 5. Jul. 835.

2) Rembertus soll schon am 12. Febr. 836 oder gar 835 gestorben seyn 2).

4) Eddo, früher Erzbischof zu Rheims, dann durch Ludwig den Teutischen, Bischof zu Hildebheim. † 20. März 851.

4) Alfried, von Gorvei hierher berufen, in Reichthümern geschnitten, dennoch auch für Beförderung des Kirchenwesens sehr thätig. Er baute das Domnünster (im Nov. 872), gründete die Klöster Essen und Seilgenstadt, und sah, wenn nicht etwa Brunshausen älter ist und selbst in die Zeit Karls des Großen reicht, die beiden ersten Klöster in seiner Diöcese entstehen. Herzog Rudolf gründete 852 ein Kloster zu Brunshausen, welches 856 nach Gandersheim versetzt wurde, und 872 soll dieser Bischof die Stiftung des Klosters Lampinge durch den Grafen Rickard bestätigt haben. † 15. Aug. 874. Der von Gorvei berufene Mönch Rudolf kam nicht zum Besitze der bischöflichen Würde.

5) Marquard. Ihm wird der Verlust der in einer Zeit von Abhängigkeit zu dem bischöflichen Stuhle von Hildebheim stehenden Aelien Seilgenstadt und Essen Schuld gegeben. Er ist 880 am 2. Febr. von den Kormännern erschlagen.

6) Wigbert, unter dem Namen Agius, Biograph der gandersheim'schen Abtissin Hathumoda, Kenner der griechischen Sprache, in der Medicin sehr erfahren, sammelte eine Bibliothek, und bereitete die Trennung der bischöflichen und Kapitelskirche vor. Er erwarb seiner Kirche einen päpstlichen Stabprief, den ältesten, welcher bekannt ist. Noch 895 war er auf der Synode zu Tribur, und ist vielleicht erst 903 am 1. Nov. gestorben.

7) Walbert, aus dem Geschlechte der Albatiner, soll von Gorvei berufen seyn. Er vollführte die Theilung der Güter, wodurch ein Propst nötig wurde. † am 3. Nov. 919.

8) Ehard beschaffte sich mit Ausschmückung des Doms, und starb am 11. Oct. 923. Heinrich I. schenkte dem Kapitel Volkhard, einen Hof in Leithe mit 25 Mansen und Weßgewänder.

9) Thiehard, Abt zu Hersfeld. Im J. 940 soll Graf Damm das Kloster Ringelheim gestiftet und

2) Eintr., wie *Hartmann Conc. Germ.* II. 134 Not., schalten einen Bischof Theotgerim ein. Wenn Eddo nach seiner Abtönung 835 hildes. Bischof geworden wäre, so würde er mit 10 Anzähljahren die Älteste fallen. Er könnte dessen ungeachtet aus der Würde bedient haben. Wahrscheinlicher bleibt seine Ernennung erst 847. *E. Beitr.* I. 19.

Kaiser Otto es zu einem Königl. erhoben haben. † am 13. Sept. 944.

10) Dithwin, Mönch zu Reichenau, dann Abt des Klosters Bergen zu Magdeburg, sammelte Bücher, vermehrte die Kostbarkeiten und Güter der Kirche, so daß den Domherren an sechzehn Tagen Wein gereicht werden konnte, war 962 mit dem Kaiser in Rom, brachte aus Pavia die Gebeine des heil. Epiphanius zurück, und starb den 1. Dec. 984.

11) Dsdag erwarb aus seinem Vermögen der Kirche den Hof zu St. Aegemissen mit 30 Hufen. † den 8. Nov. 988.

12) Gerdag vergrößerte die Besizungen seiner Kirche, welche um diese Zeit vom Grafen Ekbert auch Pultum mit 60 Mansen erwarb, um 40 Hufen, und starb am 7. Dec. 992 auf der Rückreise von Rom.

13) Bernward, der erste Lichtpunkt in der hildesheimischen Geschichte. Er war von vornehmer, jedoch unbekannter Familie, um die Mitte des 10ten Jahrh. geboren, in der hildesheimischen Schule gebildet, und vom Notarius des Stifts Langemar früh in weltlichen Geschäften geübt; Lehrer des Kaisers Otto III., dann kaiserl. Kanzler und am 15. Jan. 993 zum hildesheimischen Bischofe geweiht. Durch die Gunst, welche er am kaiserl. Hofe genoß, durch ererbten und erworbenen Reichtum war es ihm möglich, das Besizthum der Domkirche zu vermehren, ihr Privilegien zu erwerben, sie mit Gemälden und Kostbarkeiten zu ziern, Wissenschaft und Kunst zu fördern. Die unter seiner Leitung hervorgegangenen Metallarbeiten sind noch jetzt rühmliche Beweise seiner Bestrebungen; die Handschriften zerstörte leider ein Brand des Münsters (1013). Er ummauerte seinen Bischofssitz, der Grund zum Aufblühen städtischen Lebens; er schlug plündernde Normannen oder Slaven zurück, sicherte seine Diöcese durch Schutzburgen, Veranlassung zum Haffe benachbarter Fürsten, namentlich Bruno's von Braunschweig, aber auch dankbarer Liebe der ihm Anbefohlenen; er kämpfte standhaft gegen die mainz'schen Erzbischofe wegen der Rechte über Sandersheim, reiste viermal im J. 1000 nach Italien, wo er dem Kaiser bei der Belagerung Sizurs und gegen die aufrührerischen Römer Hülfe leistete, und behauptete sich im Besitze der Diöcesanrechte über jenes Kloster. Er beförderte die Stiftung der Klöster Feinigen und Sterburg, übergab dem von ihm errichteten und am 29. Sept. 1022 eingeweihten Michaeliskloster zu Hildesheim laut der noch im Original vorhandenen, in mehrerer Hinsicht höchst wichtigen Stiftungsurkunde 13 Kirchen, 10 Zeigten, 10 Mühlen und 466 Hufen Landes, und starb am 20. Nov. desselben Jahrs. Am 8. Jan. 1193 sprach ihn Papst Celestin III. heilig.

14) Godehard, 959 oder 960 in Baiern geboren, niedern Standes, in der Schule zu Haderalsaid gebildet, den Studien ganz ergeben, 989 Mönch, 997 Abt, voll eifrigen Bestrebens für sein Kloster, 1005 in Hersfeld, 1012 in Tegerfeld und Gremfeld Reformator, und nach Bernward's Tode von Heinrich II. zum hildesheimischen Bischofe bestimmt. Am 2. Dec. 1022 geweiht,

ging seine Hauptthätigkeit auf das Kirchliche. An der Stelle des von Erwin erbauten errichtete er im Süden des Doms ein neues Münster; im D. und W. der Stadt Befestigungen, dort eine Klosterkirche zu Ehren des heil. Mauritius (1028), hier eine Kapelle, dann eine Kirche des heil. Bartholomäus (1034); er erweiterte nicht als 30, zum Theil von ihm gegründete Kirchen, und versetzte die Mönche des Michaelisklosters auf das Land, wobei er ihnen die von Bernward gewidmeten Güter entzog. Der allgemeine Unwille zwang ihn zur vollständigen Wiedereinführung der Mönche (29. Sept. 1033). Auch er hatte gegen die Anmaßungen der mainz'schen Erzbischofe zu kämpfen; erst Pfingsten 1030 gab Aribo seine Ansprüche auf Sandersheim auf. Godehard starb den 6. Mai 1038, und wurde im Sept. 1131 auf Betreiben Bischofs Bernward, welcher ihm ein Kloster erbaute, kanonisiert. Die Stadt Hildesheim führte sein Bildniß im großen, später noch im kleinen Siegel.

15) Diethmar, königl. Kapellan, von geringer Gelehrsamkeit, gütig gegen Geistlichkeit und Volk. Auch er beinträchtigte das Michaeliskloster, welches, dem Domkapitel an Gütern vielleicht gleich oder gar überlegen, Neid erregte, und entzog dem Kloster Sandersheim die ihm von der hildesheimischen Kirche überwiehenen Rechten, gab sie indeß darauf unter den von Bernward bestimmten Bedingungen zurück, war 1043 zu Schleswig bei der Verhandlung mit König Magnus von Dänemark, und starb plötzlich den 14. Nov. 1044.

16) Azelin, königl. Kapellan, beim Kaiser und am Hofe im höchsten Ansehen, ließ das Münster, welches am 23. März 1046 arbt fast der ganzen Burg und dem größten Theile der Stadt niedergebrannt war, obgleich es noch wieder herzustellen, ganz abbrechen, vermochte aber den zu groß unternommenen Neubau nicht auszuführen. Er erlaubte sich Ungerechtigkeiten, und sah sie Andern nach; verehrte jedoch dem Deme einige Kostbarkeiten, und starb den 8. März 1053. Wulfhilt, Herzogs Magnus Tochter, schenkte dem Domhospital Dömburg.

17) Hezelio, Propst zu Goslar, königl. Kapellan und Kanzler, beschäftigte sich der Klem mit Herstellung der Kirche (15. Mai 1061), schloß sich dabei an Alfried's Bau an, und verfaß den Dom wieder mit Kostbarkeiten und Büchern. Die Zahl der Domherren bestimmte er auf 50, und wies jedem eine gleich große Präbende an, kürzte jedoch den Gottesdienst ab, erlaubte Pracht in den Kleidungen, und ließ die Zucht im Münster erschlaffen. Im Kloster zum heil. Moriz, wo sich Nonnen befanden, setzte er 20 Canonici ein, verwandelte eine Burg im Dfen der Stadt in das Stift zum heil. Kreuz mit 15 Canonici, und gab die dem Kapitel entzogenen Güter zu Benerbe, Cunnerte und Poppenburg endlich zurück, beschwor auch die Geistlichen zur alten Zucht zurück zu leben, verdamnte, als er die Verurtheilung Gregors VII. unterschrieb, was er geschrieben, durch ein hinzu gefügtes Zeichen, und bewirkte, als Heinrich IV. ganz Sachsen mit Raub und Brand

verwüßete, durch Zahlung großer Geldsummen, daß auch nicht ein Haus in seinem Bisthume niedergebrannt wurde. Bekannt ist sein Rangstreit mit dem salzbischen Abt Wiberach zu Goslar. Durch das kaiserl. Hoflager war diese villa regia unter Heinrich II. und Konrad II. heran gelübt; Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes hatten das von Konrad begonnene Münster vollendet und den heil. Simon und Iudas geweiht, auch das Stift auf dem Petersberge als capella reginae gegründet, welches Heinrich IV. im J. 1064 der hildesheimischen Kirche schenkte. Er starb den 4. August 1079. Die Äbtissin Aldraut schenkte unter ihm der Domkirche mehrere Güter im Künaburgschen, und empfing Einkünfte zu Kößling und Arfbergen als Precarie.

18) Udo, aus dem Geschlechte der Grafen von Gleichen, führte durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an Heinrich IV. große Drangsale über sein Stift. Nur Hildesheim widerstand (1089). Die Roth zwang zu Begünstigung der Dienstleute, Verleumdung der bis dahin fast durchaus der Kirche verbliebenen Lehnten und anderer Begehungen, zur Erlassung der Geldbußen für Verbrechen. Der Kaiser lobnte die Treue durch Übertragung der alten, um des ausblühenden Goslar willen verlassenen Kaiserburg Werla (1086), und nachdem Udo sich nach 25jähriger Verpfändung mit der Kirche ausgesöhnt hatte, suchte er seine Neue durch eigene Gaben und dadurch, daß er seine Nichten Eliska und Adelheid zur Dabringung ihrer Güter im Böttingenschen, namentlich zu Herense (1106) veranlaßte, zu beweisen. Im J. 1110 erwarb er seiner Kirche bedeutende Güter von Eicko von Dorfkast, mußte ihm aber dafür das Schloß Schladen als Lehn einräumen. Schon 1099 erhielt das von Konrad II. begonnene, aber nicht vollendete Georgskloster vor, nachher bei Goslar (Graubof), welches Heinrich V. im J. 1108 der hildesheimischen Kirche übergab, kaiserliche Privilegien. Udo starb 1114 den 28. Jun.

Bruning, Dechant zu Goslar, wollte, zum Bischofe bestimmt, von dem mainzischen Erzbischofe die Weiche nicht annehmen, und zog sich nach 4 Jahren in das von ihm vereicherte Stift zur Eile zurück. Unter ihm ward der Bau des Klosters Riechenberg begonnen.

19) Bertold, Dompropst, 1119 von Papp Gallus auf dem Concil zu Rheims als Bischof, verschönerte die Domkirche, schloß zuerst die Jungfrauenkloster, namentlich Lampspringe, führte die regulierten Chorherren ein, und stiftete für sie (30. Mai 1125) das Kloster Bokenrode, nachher Bekingrode, jetzt Marienrode. Er starb 1130 am 14. März.

20) Bernhard, Dompropst, einer der thätigsten hildesheimischen Bischöfe. Außer manchen geringern Vergünstigungen für Klöster und Kirchen, bestätigte er schon 1131 das von einem gewissen Peter gegründete, jetzt vollendete Kloster Riechenberg, 1154 die Reform der Kloster Glus und Brunsbüschen, 1141 das von dem Grafen Eiegfried gestiftete Kloster Amlungsborn, errichtete 1143 auf dem von dem Grafen Hermann von Alsburg (Wingenburg) und seinem Bruder, dem Grafen Hein-

rich der hildesheimischen Kirche dargebrachten Gute (curia) Dorneburg auf den Wunsch jener Fürsten (principum) ein Stift für Augustiner, hatte 1146 das, von ihm dem auf seinen Betrieb heilig gesprochenen Godehard erbaute Kloster so weit vollendet, daß er den Stiftungsbrief ausfertigen konnte, ertheilte 1147 der Augustiner-Congregation, welche der Eieck Bruning bei der von Godehard erbauten Bartholomäuskapelle versammelt, und ihre Güter eben so wie Berthold vermehrt, letzterer auch das Kloster geweiht hatte, unter Hingufügung neuer Güter den Bestätigungsbrief, sicherte 1148 dem Kloster Lampspringe seine Güter und Rechte, erwarbte 1150, daß König Konrad die königliche, aber verfallene Abtei Ringelheim ihm übergab, ließ sich von Heinrich dem Löwen dem diesem zustehenden Theil der Propstei Alsburg abtreten, verfügte 1151 eine neue Ordnung im Norchlist, und gründete 1152 auf dem von einem Dienstmann Heinrich des Löwen, Kiemar, zu Böck der hildesheimischen Kirche übergebenen Grunde nach jenes Wunsch ein Kloster. Er verschönerte und bereicherte die Domkirche, theilte mit dem Kapitel die von den Nichten des Bischofs Udo dargebrachten Güter, überwies jenem 1146 die Gaben am Grabe Godehards, und erwarbte 1152 von Kaiser Friedrich I. die Erlaubniß zum Abkauf der Vogteien.

Die bedeutendste weltliche Angelegenheit, welche zu seiner Zeit vorkam, war die Erwerbung des Schlosses Wingenburg. Hermann der jüngere, Graf von Wingenburg, tödtete 1129 Burkard von Lufen, wurde seiner Würde entsetzt, seine Burg, welche seit Bischof Bruning vom Stifte zu Lehn ging, eingenommen und zerstört. Sie nahm Bischof Bernhard als geöffnietes Lehn in Besitz, bebaute sie, und ließ sich die Veräußerung 1135 und 1149 durch päpstliche Befehle verbieten. Als Hermann indeß beim neuen Kaiser zu Gnaden kam, mußte Bernhard sich dazu verstehen, ihn wiederum mit dem Schlosse zu beleihen, wogegen jener Homburg mit 200 Mann zu Lehn auftrug (1150). Schon 1152 indeß am 27. Febr. wurde der Graf von seinen eigenen Leuten und des Bischofs Dienstmännern — Heinrich von Bodenburg, ein Schwager des Bischofs, war darunter — ermordet, und nun nahm Bernhard, dem noch in derselben Nacht der Kobold Jodelte, die Wingenburg frei, gemeldet hatte, die Burg, welche lange des Stiftes Hauptschloß hieß und die Grafschaft und zwar für immer ein).

Bernhard erblindete, legte 1153 sein Amt nieder und starb noch in demselben Jahre am 20. Jul.

21) Bruno, Dechant, wandte seine Thätigkeit besonders auf den Bau der Domkirche, des Bischofshofes und der Wingenburg. Unter ihm erfreute sich das Kloster Riechenberg vieler Begünstigungen des Kaisers, Heinrichs des Löwen, der Markgrafen von Brandenburg, und vieler Privatleute. Er entfernte die Nonnen aus

3) Vgl. den Art. Hermann 2te Sect. VI. S. 253, wobei zu bemerken, daß Hermann's Bruder Heinrich nicht Graf von Dassel hieß.

Münsterheim und setzte Mönche dahin (1154), und vermehrte, als er im Begriffe war, die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten, dem Stifte über 60 Bächer, Linderleien zu Eiftringe (bei Rosenbal) und Solfchen, 8 Leibeigene und einen Becher (1163). Es scheint, daß er seinem Amte entsagt hatte, da er nur Bruno sacerdos heißt, und schon 1161 Bischof Hermann vorkommt, aber auch, daß die Reise nicht angetreten ist, da er den 18. Okt. 1164 starb, und sein Leichnam im Dome begraben wurde. Mit seiner Genehmigung verlegte der Propst Rainer, Graf von Dassel, des Kaisers Kämmerer und nachher Erzbischof von Köln, das Domspital vom Münster weg an die steinernen Brücke über die Innerste, begabte es mit 18 Manfen und 234 Morgen, auch Kausläden auf dem Markte, und unterwarf die Anstalt der Aufsicht des Domdechanten. — In die Zeit Bruno's fällt auch wohl ein Rescript des Kaisers Friedrich I., daß der Anspruch der Bgite auf den Nachlaß der Geistlichen unbeantragt sei.

22) Hermann, Propst zum heil. Kreuze, empfing die Regalien bei Pavia vom Kaiser, löste die Wiedereinrechte zu Goslar und Sandersheim ohne Widerspruch. Er nahm Theil an der Verbindung gegen Heinrich den Löwen (1165 — 67), da auch ihm ein solcher Herzog zu schwer werden mochte, und kaufte sich von dem Juge nach der Lombardie um 400 Mark los (1166). Der Krieg führte die Verwüstung von zweien Dritttheilen des Stifts und die Befestigung der Stadt Hildesheim durch die Bürger herbei. Nach Wiederherstellung der Ruhe unternahm er eine unglückliche Reise nach Jerusalem, woson zurückkehrend er in Italien starb 1169 den 9. Julius.

24) Adelog, Propst des Münsters und des Petersstifts in Goslar. Auch unter ihm geziehen die Klöster, besonders Stedeburg durch seinen thätigen Propst Gerbard und Ramspringe. Die Brüder Ludolf, Hoger und Burchard, Grafen von Wöltingerode schufen diesen ihren Stammis in ein Benediktinerloster um, und Adelog gab 1174 den 19. October den Verblätigungsbrief. Am 28. März 1179 ordnete er die Verblätigung des Bischofs zum Domkapitel, und bestimmte namentlich, daß jener ohne den Beirath dieses bedeutende Angelegenheiten nicht abmochen, bischöfliche Anselgüter nicht verpfänden oder veräußern sollte. Zugleich entfernte er die Advokaten von den Obedienzen gänzlich, sicherte den Archidiaconen die Synodalrechte, versprach, die Testamente der Domherren und das ihnen in Anderer Testamenten Vermachte aufrecht zu erhalten, und bestimmte, daß zu Hildesheim nicht mehr als 24 Schillinge aus der Mark geschlagen werden sollten.

Das bedeutendste, auch für das Bisthum einflussreichste Ereignis war der Sturz Heinrichs des Löwen. Der Juge des Erzbischofs Philipp von Eln (1179), so wie des Königs Heinrich (1189), verurtheilte die biesige Gegend auf das Entschärfte, und die dazu gestellte hildesheimische Mannschaft soll beim Plündern sich ausgezeichnet haben; indeß gewann der Bischof das Schloß Homburg, nachdem er einen mehr als 30jährigen Be-

sitz bewiesen hatte (1181), und verließ es halb an Ludolf von Dassel und seinen Bruder Adolf, und halb an die Brüder Bodo und Bertold von Homburg, welche zusammen dafür 112 Mark zahlten und 32 Manfen zu Lehn aufrugen; jedoch war der Rest von keinem Bestand. Außerdem erwarb Adelog Aste und fast die ganze Erbschaft des Grafen Otto von Aste von der Witwe deselden Salome; endlich ein Pfandrecht an dem von ihm zu Lehn gebundenen Schloße Hallermund, indem er den mit dem Kaiser nach dem gelobten Lande ziehenden Grafen Eulolf und Wulbrand 60 Mark vorstreckte. Er starb am 20. Sept. 1190.

25) Berno, Domscholaster, dann Domdechant, mußte gleichfalls an der Bekämpfung Heinrichs des Löwen Theil nehmen, verließ die ihm durch den Tod der Grafen und die Acht Heinrichs heimgefallenen hallermundischen Güter mit einigen Ausnahmen an den Grafen von Kersenburg, löste die verpfändeten Güter ein und brachte das verfallene Petersstift zu Goslar wieder in Aufnahme. Er starb den 29. Okt. 1193.

26) Konrad I., kaiserl. Kämmerer, noch 1193 erwählt, sicherte 1195 der Pfarrkirche zum heil. Andreas ihre Güter, sorgte für kirchliche Gewänder und löste die Statuogel, scheint sich über übriges wenig um sein Bisthum bekümmert zu haben, da er schon 1197 sich dem Kreuzzuge anschloß, worauf er den König von Cypern krönte, und 1198 den bischöflichen Stuhl von Würzburg einnahm, was Innocenz III. veranloßte, ihm beide Würden zu entziehen, und ihn bei fortbauender Hartnäckigkeit mit dem Banne zu belegen. 1203 wurde er zu Würzburg ermordet. Im J. 1196 scheidete das Kapitel zum heil. Moriz eine sandrische Colonie an der Nordseite des Beges, welcher vom Bergfrieden nach der Stadt führt, an, und gab jedem Anbauer eine Baustelle von 12 Ruthen in der Länge und 6 in der Breite, verweh sie wegen der Rechtsverhältnisse theils auf die Rechte anderer sandrischen Anbauer zu Braunschweig und an der Eide, theils auf das commune jus civitatis, und stellte sie unter den Vogt des Stifts und einen von ihnen zu wählenden magistrat civilis.

27) Hartbert aus der hildesheimischen Familie von Dalem, Kantor, dann Propst im Dome, wurde auf die Gebete Innocenz III. wohl nur von einem kleinen Theile der Geistlichkeit und unter dem Widersande aller Laien gewählt. Dieser Umstand und die Verweigerung zwischen Eno IV. und Philipp, denen er nicht fremd bleiben konnte, machten den Beginn seiner Regierung sehr stürmisch. Er fand die gültige Aufnahme und den tröstlichen Schutz bei dem Grafen Bernbard von Welfe. Nachdem er zum ruhigen Besitze seiner Würde gelangt war, ließ er es sich angelegen sein, die Wunden, welche die vorher gegangenen Stürme dem Stifte geschlagen hatten, zu heilen, den Unordnungen zu steuern und die von Bischof Konrad verpfändeten Güter einzulösen. Unglücklich war er in dem Kampfe gegen die gantersheimische Kirche; Innocenz III. sprach 1208 ihre Unmittelbarkeit unter dem päpstlichen Stuhle aus, und verurtheilte die hildesheimische Kirche in die bedeu-

tenden Kosten. Ubrigens erfreute sich das Geistliche des besten Gedeihens. Johannes Mallius machte es möglich, daß bei der Pfarrkirche zum heil. Andreas ein Collegium von 12 Canonici unter einem Decanaten errichtet und 1200 von Hartbert konnte bestätigt werden. Im J. 1203 confirmirte er die Stiftung des Jungfrauenklosters Eschde durch den Dienstknecht Luppold von Eschde, gab im J. 1204 den Geistlichen beim Johannisstift die Einrichtung einer Gesellschaft regulirter Geistlicher, im J. 1211 derselben Kirche Ennodals und Pfarrrechte, und verlegte im J. 1213 das Nonnenkloster zu Holle, was bis dahin ansehnlich die Stelle der Stiftung der Grafen von Kletzburg vom J. 1143 hatte vertreten sollen, nach Dornenburg, und räumte ihm den dortigen Hof und die Kirche ein. So viel bekannt, ist Hartbert der einzige hildesheimische Bischof, welcher sich eines Rückzugs bedient hat. Er starb am 21. März 1216 oder 17.

23) Siegfried I. Auf den Grund eines neuen Privilegiums Friedrichs II. wurde thätig mit Ablösung der Vogteien verfahren; Otto IV. gelobte, der hildesheimischen Kirche, alles von ihm und seinen Vorfahren Entzogene zu erlösen, und Siegfried traf einige Anordnungen zum Besten des Domkapitels. Dennoch scheint seine Amtsführung manchem Aebel unzulänglich zu haben. Schon am 26. Jan. 1221 gab Papst Honorius III. seinem Vniterrentiar und Kaplan Konrad und zweien Andern den Auftrag, Siegfried, warum dieser wegen seines hohen Alters gebeten habe, seines Amtes zu entheben, und ihm aus den Gütern der hildesheimischen Kirche einen genügenden Unterhalt auszusprechen, dem Domkapitel aber die Wahl eines neuen Bischofs aufzugeben. Siegfried stellte in demselben Jahre eine Urkunde aus, worin er eine lange Reihe von Verschuldungen, Verleibungen und Veräußerungen aufzählt, welche er nicht vorgenommen habe. Seine Schwäche scheint Anmaßungen des Adels hervorgerufen zu haben. Er starb am 11. oder 12. Nov. 1227. Die Neustadt, welche durch die Verschuldungen des Markgrafen Eckhard entstanden seyn soll, wird zuerst unter Siegfried als civitas orientalis nora, endlich auch die villa Alvelde, vielleicht das alte Ala des Grafen Eckbert, erwähnt.

Wir stellen am Schluß dieser ersten Periode zusammen, was in ihr anders geworden ist. Die Bischöfe, Anfangs Prediger des Christenthums in einem unwirthbaren Lande, dann angesehenen Geistliche, jedoch von den Kaisern willkürlich ernannt und abhängig, gingen jetzt aus freier Wahl der Domkapitel hervor, und waren fast zu unabhängigen Reichsfürsten geworden. Principes hießen sie freilich schon lange, indeß die Macht Heinrichs des Löwen bedrohte dennoch ihre Reichsunmittelbarkeit. War er auch selbst Vasall des hildesheimischen Bischofs, und nannte er auch Hildesheim nie seine Stadt: so war ein solcher Herzog dennoch wohl im Stande, blieb er mit dem Kaiser in Frieden, Reichsbischöfe zu seinen Bischöfen zu erniedrigen. Sein Sturz entfernte die Gefahr. Dachten seine nächsten Nachfolger an Ähnliches;

so fehlte dennoch der Absicht die Kraft und es bedurfte nur der feierlichen Erklärung, wie sie der nächste Bischof abgab, um die Frage ganz zu beseitigen, dem Bischofe volle Reichsunmittelbarkeit und in einem Theile der Diöcese das Mannichfaltige zu sichern, woraus sich die Landeshoheit bilden sollte. Als Reichsfürst war der Bischof schon nicht ohne Bedeutung. Verloir stellte zu Rothard unglücklichem Zuge gegen die Böhmen 60 Krieger, welche sämmtlich fielen; Hermann kaufte sich vom Zuge nach der Lombardie mit 400 Mark los. — Von einer Schirmvogtei über die Kirche findet sich keine bestimmte Spur. Möglich wäre es, daß dem welfischen Hause solche Rechte in einer seiner Erbschaften zugefallen wären. Es sollen wenigstens die hildesheimischen Biedomini von ihm abhängig gewesen seyn, und sein Vogt den Blutban in der Stadt Hildesheim gehabt haben. Schon 1189 war indeß das Geschlecht der alten Biedomini ansehnlich, und wenn 1204 noch ein Biedon Albert vorkommt, so hatte dieser doch sicherlich die alte Bedeutung. Dieß und der zugleich eintretende Sturz Heinrichs des Löwen wird ein solches Verhältniß, das es bestanden, ganz aufgelöst haben. — Zwischen benachbarten Fürsten bestanden beschworene Verbindungen zur Erhaltung des Friedens. — Neben dem Bischofe hatte sich auch einigen, seine Mühen und Gefahren theilenden Priestern ein Kapitel entwickelt mit eigenen Beamten, großem Grundbesitz und Abtheilung an den Regierungsgeschäften. Das Privilegium Adels hatte den in den Capitulationen immer mehr entwickelten Grundbesitz, daß der Bischof wichtige Angelegenheiten nicht erliegen, namentlich Veräußerungen nicht vornehmen dürfe ohne Zustimmung des Kapitels, festgesetzt. Die Adelfreien nahmen gern Plätze im Kapitel an, doch auch die untern Stände waren nicht ausgeschlossen; Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hatten noch gleichen Werth wie hohe Geburt. — Der Bischof konnte wenig thun, ohne Klostergeistliche, Adel und Ministerialen um Rath zu fragen, sie um ihren Beistand zu bitten. Landständische Corporationen gab es noch nicht, und die Formen der Verhandlung waren wohl willkürlich. Auch eine Stattdienerschaft fehlte noch, wenn man sie nicht in dem die Urkunden ausfertigenen Notarius des Bischofs finden will, wozu denn etwa die über die Burgen und Genossenschaften der Unfreien gesetzten Vögte kämen. Letztere besorgten gerichtliche und Verwaltungsgeschäfte, die übrigen wurden vor den Grafen in den Grafschaften, in den Göttingen und in den zahlreichen Dingen der Unfreien verhandelt und erledigt; die geistlichen Angelegenheiten und Vergehen aber in den Senats der Archidiaconen. Ansehnlicher war die Postdienterschaft, welche schon früh durch die Kapellane des Bischofs und die bekannten vier Hofämter gebildet wurde.

Unter den Bewohnern des Stifts hatte sich die Geistlichkeit sehr vermehrt. Godehard allein weihte 30 neue Kirchen und seitdem wurde die Erbauung von Kirchen auf dem Lande und die Entdeckung neuer Pfarrgemeinden immer häufiger. Bedeutender waren die Klöster und Stifter. Brunshausen und Ganderndorf (856), nebst der Elus, Rampspringe (872?), Ringelheim (940),

Lübburg (1003), Steberburg (1007), das Kloster des heil. Michael (1022), das Stift St. Simonis und Juda und das Stift auf dem Petersberge (c. 1050), das Morisift (1028 und c. 1060), das Stift zum h. Kreuz (c. 1060), das Kloster des h. Georg (1099), Marienrode (1125), Nienzenberg (1131), Amelungsborn (1141), Demeburg (1143 und 1213), das Kloster des h. Godehard (1146), das Stift des h. Bartholomäus zur Sulze (1034 und 1147), Bölla (1152), Wöltingerode (1174), das Stift bei der Andreaskirche (1200), beim Johannesspital (1200), und das Kloster Escherde (1203), wahrscheinlich auch Dorfstadt (?), waren im Laufe von vierehalb Jahrhunderten entstanden, und hatten einen bedeutenden Grundbesitz erworben. Das Domkapitel bildete mit 60 Präbenden würdig den Schlussstein dieser geistlichen Institute.

Unter den freien treten zuerst die Grafen und Dynasten hervor. Das mächtigste Geschlecht unter ihnen, die Grafen von Bisingen, waren, kaum aus Baiern überfieleit, im J. 1152 durch die Ermordung Hermanns II. erloschen, und sein Nachlaß hatte die Kirche bereichert. An Ansehen und Macht ihm zunächst mochten stehen die Grafen von Wöltingerode, welche sich, seitdem ihr Stammstift 1174 in ein Kloster umgewandelt war, von Wolfenbüttel schieden, und seit dem Anfang des 12ten Jahrh. vorkommen. Der Uimergau, wo Graf Eilbert (+ 994) die Grafschaft gehabt hatte, stand ihnen zu. Von weit geringerer Bedeutung waren die Grafen von Peppenburg, welche sich wohl nur wegen des lehnbaren Besitzes dieses von Heinrich III. der Kirche geschenkten Schloßes Grafen schrieben, eben so wie die Grafen von Schladeu, welche bis 1110 nur Freie waren und sich von Dorfstadt nannten. Ähnlich wird es sich mit Endolf von Peine, dessen Sohn sich gleichfalls Graf schrieb, welchem indes Gungelin von Wolfenbüttel in dem Besitze des Schloßes folgte, verhalten. Das Geschlecht der Grafen von Bördenburg, welche eine Grafschaft unter sich hatten, starb in dieser Zeit aus, und außer ihnen sind etwa noch die von Burgdorf, welche Reichsgrafsalen, und vielleicht einst Grafen waren, zu bemerken. Die übrigen freien Geschlechter und noch mehr die Ministerialen müssen hier übergangen werden.

Nicht alle eigentliche Freie und eben so wenig alle Ministerialen schlossen sich indes dem Ritterstande an, und traten damit zur großen Masse der Bauern, wozu denn außerdem die Geringverdienenden und die große Zahl der unfreien Laten gehörten. War diesen Klassen auch nicht versagt, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen, so nahmen sie dennoch an den Beratungen über Landesangelegenheiten überall keinen Theil, und wie in dieser Beziehung Pfarzer und Mönche den Prälaten gegen überstanden und von ihnen vertreten wurden: so auch die Bauern von den Kriegern. Die mehr und mehr zunehmenden Kriege und Ketzereien ließen an ein Ausblühen dieses schwachen Standes nicht denken.

Volksleben und Volksfreiheit erhielt sich nur hinter den Mauern der Städte. Um die Burgstadt Hildesheim, welche vielleicht erst Bernward ummauerte, hatte sich

bald eine villa gebildet, welche wenigstens zum Theil von der Bürgererschaft erst 1167 mit Wällen umgeben wurde. Sie hob sich nun schnell durch Handel und Gewerbe, und erlangte, wenn gleich in Ansehung der Gerichtsbarkeit dem bischöflichen Vogt untergeben, dennoch wohl schon im 12ten Jahrh. Gemeindevorrechte. Schon 1195 kommt ein magister autorum vor, und von 1217 ist die erste bekannte städtische, mit anhängendem Siegel versehene Urkunde T. advocatus et totum commune ejusdem civitatis stellen sie in domo communionis aus. Eine selbstständige Stellung hatte indeß die Stadt noch keines Weges gegen Bischof und Kapitel, und Abgaben erinnerten noch an den abgetheilten Besitz des Bodens und selbst an Unfreiheit der Person. An der Westseite der Stadt hätten betriebsame handliche Arbeiter ein selbstständiges Gemeinwesen, die Dammstadt, im Osten hatte sich gleichfalls eine Neustadt gebildet.

Von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Gewerben, von Landbau und der Viehzucht ist Wenig zu sagen. Die Schule im hildesheimischen Münster war im 10ten und 11ten Jahrh. sehr berühmte, und vielfach wird gemeldet, daß Geistliche die Bibliotheken mit Büchern besetzten; auch läßt sich nicht bezweifeln, daß unter mehreren Bischöfen, besonders aber unter Bernward, die bildenden Künste hier eifrig getrieben wurden. Dieser Bischof sorgte für Unterricht im Schreiben und Malen, und von seinen Metallarbeiten geben die Christusfäule, die Thüren und Leuchter noch jetzt rühmliches Zeugniß. An Bauwerken ist auch noch jetzt 11ten Jahrh. der Dom in seinen Haupttheilen, aus dem 12ten die Godehardikirche zu erwähnen. Die eine Uebersetzung des englischen Irfraan ins Deutsche rührt wahrscheinlich von Gildard von Dberg, einem im Hildesheimischen ansässigen Ministerialen Herzogs Heinrich des Löwen (c. 1189—1207) her.

Für Handel und Gewerbe sind zu bemerken 1161: hallae in foro Hildes.; 1195: magister autorum, stallum in foro panis und hallones; 1203: XXVI hallae in foro. Diese Einrichtungen werden zum Theil weit älter sein; es sollte hier nur der ersten bestimmten Erwähnung gedacht werden.

II. Geschichte von der entschiedenen politischen Reichsunmittelbarkeit an bis zur Theilung des Stiftes (1221 — 1504). Richtung auf das Weltliche.

29) Konrad II., wahrscheinlich von Reisenberg in der Wetterau, studirte in Paris, wurde Magister in der Theologie, Domscholaster in Mainz, und Dombeschant in Speier, Kaplan und Privatintendant Honorius III. Er scheint der hildesheimischen Kirche aufgedrungen zu seyn, wenigstens achtete man die alten Rechte der Laien bei der Wahl des Bischofs nicht. Sie, namentlich die Ministerialen, reclamirten bei der Reichsversammlung; ihre Ansprüche wurden verworfen; — sie widersetzten sich thätlich; der Pann zwang sie zur Nachgiebigkeit, und so kam Konrad bald zum Besitze seines Bisthums, hatte jedoch noch manchen Kampf mit der Ritterchaft, welche

die verspädeten und veräußerten Kirchengüter nicht heraus geben wollte, zu bestehen. Seine Thätigkeit war mannichfaltig und außerordentlich. Seinen Eifer für das Kirchliche bewährte er als Kreuzprediger gegen Albigenser und Ebedinger, gegen Saracenen und Preußen, als Eiferer gegen Acher, als Eiferer und Begünstiger geistlicher Institute. Gleich in den ersten Jahren seiner Amtsführung wurde Heinrich Minne, Propst des Klosters Neuwerk zu Goslar wegen Irthümern zur Untersuchung gezogen, überführt und seines Amtes entsezt, auch, da er nicht widerrufen wollte, dem weltlichen Arme übergeben und verbrannt. Konrad sorgte für die Klosterzucht, unterstützte die büßenden Schwärmer der h. Maria Magdalena und gründete ihnen, so wie den Franziskanern und den Predigermönchen zu Hildesheim Klöster. Außerdem entsanken zu seiner Zeit die Klöster Frankenberg bei Goslar, Wiedenhausen bei Gelle und Blissinghausen bei Etze. Das Kloster Eschwege wurde nach dem einsamern Orte Bovinghausen verlegt. Er suchte das Geistliche immer mehr der Abhängigkeit vom Weltlichen zu entziehen, ermittelte Vexirung vom jus regaliae et deportus, schränkte die Rechte der Hofämter durch ein Weisthum der Fürsten des Reichs ein, kaufte das Archidiaconat ab, und löste eine große Zahl Vogteien. Auch die Grenzen seiner Diocese bewahrte er treulich gegen die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz, welcher sich wenigstens einen Theil Goslars aneignen wollte, und sorgte dafür, daß die Abfissinn von Gandersheim ihrer Exemption nicht mißbräuchlicher Weise ausdehnte. In weltlichen Angelegenheiten war seine mit Befehl der Fürsten des Reichs gegen die Ansprüche des neuen Herzogs von Braunschweig und Lüneburg ausgesprochene Behauptung, daß das Bisthum Hildesheim keiner Herrschaft, keinem Herzogthum als allein dem des Bischofs unterworfen sei, von höchster Bedeutung. Wenn gleich ihn als Kreuzprediger und wegen der Beschwerden die hildesheimische Kirche Friedrich II. von den Leistungen an das Reich befreite; so war er dennoch im Dienste des Kaisers thätig, ging 4 Mal über die Alpen, wurde vom Papste beauftragt, gegen Alle die zu verfahren, welche dem Kreuzzuge des Kaisers Hindernisse in den Weg legen möchten, und besetzte in dieser Eigenschaft die Lombarden, welche die Vereinigung Friedrichs mit seinem Sohne nicht zugeben wollten, auf den Rath der ersten geistlichen Fürsten mit dem Banne. Er kaufte vom Grafen Konrad von Luenrode die kleinere Grafschaft am Nordwalde für 850 Pfund und Aufhebung der Lehnspflicht an der größten auf die Brüder des Grafen. Er erbaute die Burg Rosenthal, zerstörte das Schloß Werder bei Hildesheim und andere Befestigungen, welche zum Rauben benutzt wurden, befreite die Wälschen von unrechtmäßigen Besitzern, kaufte das Schloß Depnau bei Burgdorf, dessen Eigenthümer nach Preußen zog, brachte wohl auch die Grafschaft Peine in ein Lehnverhältniß zu Hildesheim, ließ die verfallenen Gebäude wieder herstellen, unterwarf der Abtskath, von den Domherren, welche der König Heinrich lediglich dem Dompropste unterworfen hatte, Zoll zu nehmen, stellte

überhaupt neue Bälle ab und sorgte für die Sicherheit der Straßen. Im J. 1246 legte er seine Würde nieder, begab sich in das Predigerkloster zu Hildesheim, dann nach Echbrou, wo er am 18. Dec. 1249 starb.

80) Heinrich I., Propst zu Heiligenstadt, wurde, nachdem die Wahl lange geschwankt hatte, dennoch nur neben Hermann, Propst des Erzbischofs zu Braunschweig, erwählt, und behauptete sich gegen den Verwandten des Herzogs Otto von Braunschweig und von diesem und vielen Fürsten Beschüßten nur in der Stadt Hildesheim und der Wälschenburg, obgleich er vom Kaiser die Regalien und vom Erzbischofe zu Mainz die Bestätigung erhalten hatte. Nach vielem Bemühen erlangte er vom Papste Innocenz IV. zu Epon die Zurückweisung des Gegners. Nun beschästigte sich der Bischof vorzüglich mit Einlösung verspändeter Stände des Kirchenguts, worunter die Hälfte des Schlosses Homburg, und mit Ankauf neuer Besitzungen, worunter die Hälfte des Alodium zu Empero und eine Comelie an der Leine. Die treue und thätige Anhänglichkeit der hildesheimischen Bürger belohnte er mit der Erlaubniß der weiten Befestigung der Stadt (1249) und der Aufzeichnung ihres Stadtrechts. Sie erwarben 1249 die ihnen lästige Drennburg in der Nähe der Stadt, und rissen sie nieder. Im J. 1253 gab König Wilhelm dem Herzog Albrecht von Braunschweig eine Anwartschaft auf die Reichthümer des Drostens Gungelin von Peine, und schon 1254 Auftrag zur Einsezung des Beamten in die Güter, welche Gungelin, weil er den Eid der Treue zu leisten verweigert, abgelsprochen waren. Dieß wird die Veranlassung zu dem Kriege zwischen dem Bischofe, welcher Ansprüche auf die Grafschaft machte, und Albrecht gegeben haben, worin die Stadt Hildesheim dem Herzoge, sich neutral zu halten, versprach, und dieser einen Theil des Hildesheimischen einnahm. Heinrich starb am 25. Mai 1257.

81) Johann, aus dem Geschlechte von Brakel, Propst im Moritzstifte und zu Hildesburg, ein tüchtiger Geschäftsmann, fuhr mit Ablösung der Vogteien, Abtrogen der Schulden, Erwerbung neuer Güter fort. Zu diesen gehört die Hälfte des Schlosses Depnau und Schloß und Dorf Lutter. Am bedeutendsten und am dunkelsten ist die Erwerbung des Schlosses, der Stadt und der Grafschaft Peine. Der Krieg mit Albrecht, welcher mit den ältern Rechten Hildesheims und der angeblichen Anwartschaft Braunschweigs auf Peine zusammen hängen möchte, und welchem die Erwerbung der Schloßr. Depnau und Lutter wohl neue Nahrung gab, dauerte fort oder begann wiederum. Die Wendigung kennen wir nicht, wissen aber, daß Hildesheim am 28. Jun. 1258 die Hälfte der peine'schen Güter besaß, die von Bollenbüttel Hinfichts der andern Hälfte den Bischof als Lehnsherrn anerkannten, und beide Theile sich ein Verkaufrecht Hinfichts der andern Hälfte ausbedungen, auch daß Bischof Johann auf Erwerbung des Schlosses Peine eine große Summe verwandt, endlich, daß letzteres seitdem im hildesheimischen Besitze geblieben ist. — Von den geistlichen Handlungen Johanns

ist zu bemerken die Entfernung der entarteten Augustiner aus dem Kloster Batenrode und die Verführung der Cisterzienser aus Iphenbach nach jenem, jetzt Marienrode genannten Kloster. Der Bischof starb am 14. Sept. 1261.

82) Otto I., Sohn des Herzogs Otto von Braunschweig-Lüneburg, Kanonikus zu Hildesheim, wurde bereits am 9. Oktober 1260 wegen seines erst 14jährigen Alters vom päpstlichen Stuhle postuliert, 1264 bekragt und erst 1274 vom Subdiakon vom Diakon, Priester und Bischof geweiht. Es scheint, daß ein großes Vermögen an barem Gelde ihn in den Stand setzte und seine Liebe zu dem ihm anvertrauten Stifte ihn geneigt machte, dessen Macht durch bedeutende Erwerbungen zu vergrößern. Außer einer großen Zahl von Vogteien und geringern Grundstücken kaufte er Grafschaften bei Sarstedt, Nauern, Holle, im Sollgau und beim Ris, ferner die Grafschaft, welche sich von Harlesien bis Sandersheim erstreckte, den vierten Theil der Grafschaft über den Ambergau, eine Gografschaft über 15 Dörfer, wahrscheinlich auch im Ambergau; fobann die Schlösser Hude, Werder und Woldenberg oder brachte sie doch in ein Verhältniß der Abhängigkeit zum Stifte. Er vermehrte auf diese Erwerbungen, so weit die Summen angingen sind, 2628 Mark und 490 Talente, außerdem auch große Summen auf die Baulichkeit der Schlösser und Burgen. Graf Konrad von Wernigerode mußte ihm allein den Aufwand auf das Schloß Essenberg mit 800 Mark vergüten. Er erwarb von König Rudolf, daß dieser 1277 das Stist in seinen Schutz aufnahm, den Bischof zum Kapellan annahm und ihm die Gografschaften bestätigte; er sprach 1268 den Hofbeamten das Recht auf den beweglichen Nachlaß des Bischofs ab, versprach 1270 die Aufrechterhaltung der Testamente der Geistlichen und unter ihm wurde die Unveräußerlichkeit der bischöflichen Fidei- und der Kirchengüter durch ein Statut des Domkapitels 1272 ausgesprochen, endlich auch durch ein gleiches vom J. 1278 für die Rückzahlung der von Otto contrabirten Schulden durch den künftigen Bischof gefordert. Die Ausbreitung der Macht des Bischofs mochte die Eifersucht seiner Brüder erregen. Zuerst überzog ihn Johann, dann Albrecht mit Krieg; gegen diesen suchte er nun wiederum mit jenem und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg Hülfe, verlor indeß in diesem Kriege, welcher auch mit durch die streitige Wahl eines Erzbischofs von Magdeburg veranlaßt war, Sarstedt und Empne, und starb vielleicht aus Schmerz über die Verwüthung seines Landes, am 4. Julius 1279 im 83sten Jahre seines Alters.

83) Siegfried II., Graf von Lurefurt, Dechant zu Magdeburg, am 18. Jul. 1279 ermödt, suchte vor allen Dingen die durch Otto's Kriege entstandenen Verwüstungen zu beseitigen, bei welcher Gelegenheit das Schloß Empne in die Stadt Gronau verwandelt wurde. Leider dauerte indeß der Krieg mit Herzog Albrecht's Söhnen fort, und die Gefangenahme von 70 hildesheimischen Vasallen und Dienstmannen im Schloß Campen war ein so schwerer Schlag, daß das Stist sich kaum

würde haben von ihm erholen können, wenn es dem Bischofe nicht gelungen wäre, sich mit den Herzogen Albert und Wilhelm gegen ihren Bruder Heinrich zu verbinden, und dieser, nachdem ein Landfrieden zu Stande gekommen war (1291), als Friedensbrecher verurtheilt wäre. Dieß hatte die Eroberung und Befestigung der Feste Hartingsberg (bei Wöltingerode), durch gemeinschaftliche Anstrengung zur Folge, welche Ereignisse den Bischof wiederum in den Stand setzten, das ihm von den Herzogen Albert und Heinrich entzogene Gericht Hoda (Huchladen) wieder zu erlangen, und ihn veranlaßte, die Liebenburg (1303) zu erbauen. Die Belagerung derselben durch die nun wieder verbundenen Herzoge Heinrich und Albert wurde abgeschlagen, dem von ihnen bei Lößburg erbauten Schloß Ewenthall saß auf Pfeilschußweite die Pappenburg entgegen gestellt, und dann beide zerstört. Neue Fehde entbrannte wegen der von Herzog Otto von Lüneburg an der Leine und vom Bischof an der Leine und Janselle erbauten Schlösser Calenberg und Ruche. Otto und die Herzoge Heinrich und Albert, nebst den brandenburgischen Markgrafen löbten dem Bischof entgegen; von beiden Seiten die größten Anstrengungen, von Seiten des Bischofs mit solchem Glücke, daß er sogar Schulden abtragen konnte; endlich Frieden; doch blieb wieder Herzog Heinrich als Feind übrig. Die von ihm angelegte Mosburg wurde zerstört, eben so das Schloß Werder, dessen Besitzer sich gleich den Grafen von Schlaben mit dem Herzoge verbunden hatten, das Schloß Ballmolen aber, um den Angriffen von Lutter aus zu begegnen, gemeinschaftlich mit Goslar um 950 Mark erworben (1307). Der nach langem Streite geschlossene Friede gab dem Bischofe erst kurze Zeit vor seinem Ende Ruhe. Trotz aller dieser Fehden und zum Theil durch sie veranlaßt hob der Bischof die Macht des Stistes. Herzog Otto trug ihm, weil er das Schloß Hude zerstört, Hanover und Lauenrode zu Lehn auf und zahlte 100 Mark; Poppenburg sicherte, Harste erwarb der Bischof, eben so die Vogtei in der Stadt, fobann aber das Schloß Werderhof mit seiner Grafschaft für 1020 Mark, und die Grafschaft Dassel mit Hundsrück von dem letzten Grafen von Dassel Simon für 1900 Mark (1310), welche jedoch größten Theils sein Nachfolger zu zahlen hatte, der auch erst die Belohnung vom Reiche erhielt. Es läßt sich dagegen auch erwarten, daß Geldnoth und Schulden den Bischof zu Zeiten weichen gedrückt und zu Veräußerungen genöthigt haben. Über jene flagt er schon 1283, und hatte sich schon damals die Veräußerung bischöflicher Güter ohne Genehmigung des Domkapitels erlaubt; 1305 tadelt ihn Heinrich, Erzbischof von Mainz, scharf wegen Veräußerung der Schlösser Woldenberg, Poppenburg, Empne und Hoda, und weist ihn zur Einlösung an, wodurch wohl veranlaßt Siegfried ein dem Veräußerung vorbeugendes Statut errichtete und im J. 1306, wegen der großen Schulden eine allgemeine Schenkung, welche halb dem Bischofe, halb dem Kapitel zufallen sollte, aufschrieb. Ein Gleiches war schon 1283 geschehen, und 1303 zur Erbauung der Liebenburg; die Schuldenmasse

war indeß beim Tode Siegfrieds noch immer sehr groß. — Auch des Gottesdienstes wartete er mit Eifer und großer Andacht, erbaute die bischöfliche Hofkapelle neu und errichtete 1300 daselbst ein aus 4 Kanonikern bestehendes Stift, später im Schlüsselstube zu benamen. Bedeutend ist die Fortbildung der städtischen Verfassung unter ihm. 1281 bestätigte er der Stadt die erworbenen Freiheiten, und bestimmte, daß im Zweifel der Eid der 12 Rathmannen entscheiden solle; 1305 brach ein Streit zwischen dem Kapitel und den Bürgern, welche sich Gewaltthätigkeiten auf der Immunität erlaubt hatten, aus; die Stadt wurde mit dem Interdict belegt, alle Zufuhr und Beihilfe untersagt, die zum Landfrieden Verbündeten forterben sie zur Nachgiebigkeit auf, indeß wurde in dem am 24. Dec. d. J. unter Vermittelung des Bischofs abgeschlossenen Verträge dennoch nur bestimmt: 1) Burgstadt, Kirchen und Kirchengut genießen der Immunität. 2) Zur Buße wird ein ewiges Licht von 20 Pfund Wachs geliefert; der Bischof verpflichtet indeß die Andreaskirche, die Kosten zu bestreiten. 3) Der Bischof erbaute die zerstörte Wohnung des Officials wiederum. 4) Es werden jährlich 2 Männer von Seiten des Raths, 2 von Seiten der Geistlichkeit bestellt, welche zwischen dieser und der Bürgerschaft entstehende Streitigkeiten in Freundschaft oder in Rechts scheiden, und der Rath und der Bischof sorgen dafür, daß dem Spruche gelebt wird. 5) Dieser Vergleich wird in die Jahrbücher der Bürger eingetragen, und von den jährlichen Consulen, ihn zu halten, beschworen. Die Bürger büßten ihre Kühnheit nicht, und erlangten unparteiische Richter im Streite mit der Geistlichkeit. Im J. 1297 errichtete der Rath ein Statut, daß die in der Gerichtsbarkeit der Stadt wohnenden milites et servi nicht nur, sondern auch die domini militares Schöffe zählten und wachen sollten, und nöthigte im J. 1298 den Rath der in 100 Jahren schnell aufgeblühten Dammstadt zu dem Versprechen, daß daselbst kein Tuch verschnitten (verkauft) werden solle. — Siegfried starb den 27. April 1310.

84) Heinrich II., Graf von Wolfenbürgel, Decan der hildesheimischen Kirche, hatte wohl wegen seiner friedlichen Gesinnungen, sofort die Widerseitigkeit der hildesheimischen Bürger zu bekämpfen; erbaute aber das Schloß Steuerwald, entzog ihnen die Weiden und grub die Inneren ab und nöthigte sie so zur Unterwerfung. In dem darüber errichteten Verträge wurde das Schiedsrichteramt in Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft auf die Domherren übertragen, und jährlicher Eidswur der Rathmannen wegen Verwahrung der Stiftungswerte und wegen Vertheidigung der Gerechtsame der Kirche bedungen. Auch stellte der Bischof den Hinzukomer unter der Bürgerschaft ab, welche sich indeß 1317 bezogen sah, sich einen auswärtigen Schutzherrn zu erwählen. Von seinen kriegerischen Unternehmungen ist die Zerstörung des Schloßes Hohenbuden und seine Fehde mit Herzog Otto von Lüneburg zu erwähnen, welcher sich in Folge derselben zu der Anfangs verweigerten Annahme der Bezeichnung mit Hannover und Lauen-

rode verstand. — Der Bischof kaufte die Stadt Bokenm für 1100 Mark, mußte indeß, ungeachtet eine Commiſſion zur Einlösung der verpfändeten Kirchengüter niedergesetzt war, das Domkapitel eine Schätzung bewilligte, und Otto, Probst des Moritzkapitels, Vieles zur Unterthänigkeit des Stiftes that, dennoch zu neuen Verpfändungen namentlich des Wolfenbürges keine Zusucht nehmen. Der genannte Probst Otto stiftete im J. 1315 die so genannte goldene Messe oder das goldene Huhn, und im J. 1316 gaben Bischof und Kapitel den zu Wittenburg vereinigten Geistlichen eine bestimmte Regel. Um gegen ihn vorgebrachte Verleumdungen zu widerlegen, reiste Heinrich an den päpstlichen Hof, starb aber zu Volgnon am 13. Jul. 1318. Sein würdigerer Nachfolger konnte ihm gegeben werden, als sein um das Stift schon so sehr verdienster Repräsentant.

85) Otto II., Graf von Wolfenbürgel, Probst des Moritzstifts. Er wurde im Anfange des März 1319 erwählt. Um der Geldnoth abzuhelfen, verwilligte ihm das Domkapitel, welches 1322 eine Commiſſion zur Abtragung seiner Schulden bestellte, schon 1319 die Einkünfte des ersten Jahrs von allen geistlichen Stellen im Kapitel. Dennoch konnte er Anfangs neue Verpfändungen nicht vermeiden, kam indeß bald in eine glücklichere Lage, so daß er 1322 von Hermann und Gottschalk, Erteln von Plesse, Einbau und Wilschauen für 1400 Mark, 1323 von Ernst Wüdelm und Johann, Herzogen zu Braunschweig, das Haus zu Lutete, die Grafschaft Welterhof, das Gericht Verla und andere Güter für 8060 Mark, 1330 den vierten Theil des Hauses Wolfenbürgel kaufen (Einbau vielleicht nur bezahlen), und allenthalben tüchtige Bauwerke aufzuführen konnte. Das Geld verkaufte er sich zum Theil durch eifrige Verfolgung der Raubritter, welche sich bei bedeutenden Summen lösen mußten. Zum Schutze der Kirchen und der Kirchhöfe schloß er 1330 eine Vereinigung, namentlich mit der Stadt, und 1331 wurde der Cole von Plesse, d. r. Brenner der Kirchen und Kirchhöfe, verfolgt. Schon 1331 vertrat er sich mit der Stadt wegen des Münzwesens. Aus der Mark sollten 28 Schillinge geschlagen, 2 Schill. 18 Pf. Schlagschillinge genommen werden. — Zu Wittenburg führte er Augustiner ein, stiftete das stifts Kanonikat in der Hofkapelle, und gründete die Annenkapelle auf dem Friedhofe, begann dagegen auch, die Pfarrkirchen den Klöstern zu incorporiren. In Frieden mit den Herzogen Otto von Lüneburg und von Braunschweig erobten sich seine Unterthanen schnell zu einem in unsern Zeiten ungelannten Wohlstande. Seine Verhältnisse mit der Stadt waren friedlich. Am 28. März 1331 gründete er Memorialen für Witschumpen und Andere, errichtete am 11. Junius sein Testament, worin er Gläubiger und seine Dienerschaft auf das Geringfügigste bedachte, und starb am 8. August d. J. Dieser Bischof nahm zuerst apostolicae sedis gratia in seinen Titel und sein Geschlechtszeichen in das bischöfliche Siegel auf.

86) Heinrich III., Sohn Albrechts des Heiligen, Herzogs zu Braunschweig, wurde am 28. Aug. 1331

von dem Domkapitel gewählt, und beschwor zuerst eine vorzüglich die weltlichen Regirungsrechte und die Theilnahme des Domkapitels daran bezielende Kapitulation und zwar vor und nach der Wahl und nach der Consecration. Der Papst, welcher behauptete, Otto habe ihm das Bisthum resignirt, providirte indeß mit dem Bisthume Erich von Schaumburg, welcher zwar am 4. Junius 1332 in einem Patente dringend und bei Vermeidung der Kirchenstrafen aufforderte, excommunicationem des Bismarck pseudoeписcopum zu verlassen, indeß sich nur der treuen Anhänglichkeit der Stadt, welche Heinrichs Macht fürchtete, erfreute, während der übrige Theil des Stifts Heinrich anhing. Die Stadt benutzte diese Gelegenheit, die ihr durch holländische Betriebsamkeit verfaßt gewordene Dammstadt zu zerstören (1331 und 1333), und siegte über den Bischof, als er wie Heinrich II. versuchen wollte, die Inneren abzutheilen. Dagegen mißlang der Versuch Erichs, mit Hilfe der Bürger in die Stadt zu gelangen. Freitags vor Palmsonntag im J. 1335 schieden die Räte zu Goslar und Braunshweig Heinrich und die Stadt, und sprachen dieser den Damm gegen Zahlung von 1000 Mark zu, dem Bischofe des Gerichts, des Zolls und des Frühmehrs vorbehalten. Die Frage zwischen Heinrich und Erich gründete nicht vor jene Richter und auch aus der so genannten Sona Dammouis erhob Heinrich bald neue Klage, welche indeß die genannten Räte erledigten, wie denn auch ein 10jähriger Waffenstillstand den weiteren Feindseligkeiten zwischen den beiden Bischöfen Einhalt that. Der Damm schiedte Heinrich nicht, nicht auch sein Unglück in dem wieder ausbrechenden Kriege. Endlich überwand er die Bürger, welche im J. 1343 durch innere Unruhen wegen des Münzwesens gelitten hatten, auf den Wiesen vor Steuerwald gänzlich, Erich, dem zu Gunsten Herzog Erich von Sachsen noch 1344 zu Recht bekannt hatte, daß jeder ihm zu- und Priatic abfallen möge, von dem indessen fast gar keine von ihm, als Bischof ausgegangenen Handlungen bekannt find, scheint ganz ohne Macht gewesen zu seyn, und so kam am Martins-Abende im J. 1346 eine anderweitige endliche Einigung zwischen dem Bischofe und der Stadt zu Stande. Annähe und Herstellung des alten Zustandes sind die Hauptbedingungen; für fünfjährige Streitigkeiten wurden Schiedsrichter, 2 Domherren, 2 Mönche und 4 Bürger, bestimmt. Nicht erwähnt ist die Verpflichtung der Stadt zum Bau der Marienburg, welche an der Inneren oberhalb der Stadt, wie Steuerwald unterhalb, erbaut wurde, wöchentlich 12 Talente herzugeben. Erich starb 1348, Heinrich erlangte die Vereinigung des Bapstes, einschickte das Kloster Marienrode für das ihm zum Bau der Marienburg genommene Dorf Lössum durch Incorporation der Kirchen zu Aiseld und Bokenum und durch die Bischofsstühle (1353, 1355), wurde vom Ranne befreit (19. October 1354), und dachte nun auf Einlösung der verpfändeten Güter, auf Herstellung des verwüsteten Stifts. Er kaufte Bielefeld von denen von Gornich, Woldestein von Siegfried von Hornburg und das Schloß Schladen

nebst dem Gerichte Vocta von Albert Grafen von Schladen für 1900 Mark (1353), worüber Karl IV. ihm am 30. Jan. 1362 die Bestätigung, so wie die Beleihung mit den Regalien ertheilte. Der Bischof, welcher auch das neu gestiftete Kloster Marienau besaß, hatte, starb am 6. Februar d. J. und hinterließ seinem Nachfolger 10 schuldenfreie Schöffen. — Das Domkapitel besetzte, da der Papst den bischöflichen Stuhl vergeben wollte, Dienstag nach Invocavit 1363 zur Wahrnehmung der bischöflichen Rechte Gerh. v. d. edlen Herrn vom Berge, Ulrich von Weiersem und weil dieser sich zu Avignon um das Bisthum bewarb, an seine Stelle Volkmar von Alten, endlich Wulbrand von Hallermund, zur Regirung des Stifts, welche dieselbe Capitulation wie Heinrich III. beschworen. Innocenz VI. providirte

37) Johann II., Schladelander, Predigermonch, Doctor der Theologie und Kcherrichter, aus dem kölnischen gebürtig, welcher den 20. April 1363 den Scholaster Otto von Hallermand zu seinem Generalmandatar bestellte. Dieser, als Vormund des Stifts, schrieb zur Befriedigung des Papstes und wegen Erwerbung des bald an Herzog Wilhelm zurück gegebenen Schloßes Calenberg sofort eine allgemeine Erbe aus, wurde indeß schon am 11. Mai 1365 von Bischof Johann, welcher sagt, daß er lieber theilte, als die beschworene Capitulation verletzen wollte, wegen Veräußerung der Stiftsgüter zur Kirchenhaft gezogen. Der Bischof, welcher statt der Räder die Waffen nicht zur Hand nehmen wollte, resignirte in diesem Jahre († 1. April 1375) und Urban V. gab den ererbten Stuhl

38) Gerhard, Bischof zu Verden, Dechanten zu Hildesheim, edlen Herrn zum Berge. Die schwache Regierung Johanns hinterließ Gerhard Marienburg, Räte und Weibsteine um 400 Mark verpfändet; daher eine dreijährige Schatzung, allein die beständigen Kriege und Unruhen ließen die Geldnoth nicht aufheben, sie führte zu unaussprechlichen Verpfändungen, so wie zu gewaltsamen Schätzen, namentlich der dompropsteischen Untersassen und dieß zu einem weltlichen Rechtsstreit, welcher indeß zu Gunsten des Kapitels entschieden wurde, und Aufstellung eines besondern Keveres wegen Schutzes des Kapitels und der Kirchengüter, Enthaltung von Anforderungen an die Ritonen und Meier des Kapitels, getreuer Verwaltung der bischöflichen Güter und Erhaltung der Gedinge veranlaßte, zu dessen eithlicher Erhaltung Gerhard indeß noch im J. 1397 vom Papste angehalten werden mußte. Im J. 1367 überließen Herzog Magnus, der Bischof von Halberstadt mit Unterstützung des Erzbischofs von Magdeburg, Fürst Woldebrand von Anhalt, Johann von Hamerleben und viele Edle das Stift; Gerhard zog ihnen mit einem kleinen, vorzüglich aus hildesheimischen Bürgern bestehenden Heere entgegen, und schlug am 8. September auf dem Streitader zwischen Dinstal und Farnsen die Feinde entscheidend auf das Haupt. Der Herzog und der Bischof von Halberstadt mußten sich mit 13,000 Mark lösen. Eine neue Fehde entbrannte mit den Herzogen Otto und

Albert von Braunschweig; der Bischof nahm das Schloß Wallmolen durch eine Überschwemmung, die Herzog Alfeld ein; dafür entschädigte wieder die Gefangenahme vieler Edlen in einem Treffen bei Boltenstein. In dem Frieden wurde Alfeld zurück gegeben. Obgleich der Bischof noch manche Feinde — auch bei der zwischen Herzog Friedrich und den von Reinberg und von Schwiechelst, welche durch das für diese unglückliche Treffen bei Weimun 1393 entschieden wurde, scheint der Bischof interessirt gewesen zu sein, — zu besänftigen hatte; so erwarb er dennoch die Schloßer Goldingen und Wiensburg für Geld, und erbaute Steinbrück. Unter ihm ging der wolkenbergische Mannstamm mit dem Grafen Gerhard (1383) aus und am 29. Jun. 1384 beliet Wenzel aus dem Bischof mit der heimgefallenen Grafschaft, wovon Einzelnes und namentlich das Schloß Wolkenburg freilich schon früher erworben war. Der Bischof gründete die Kathaus vor Hildesheim, bestiftete 1396 die von Nikolaus Witte bei Volkenem gegründete Kapelle und geistliche Genossenschaft (1411 zur Collegiatkirche erhoben), gab der Domkirche eine neue Orgel, ihrem Thurne neue Vergoldung, beschäftigte sich auch mit Schriftstellerei, mußte aber endlich, weil er in seinem Alter den überhand nehmenden Gewalthätigkeiten und Rechten nicht mehr steuern konnte — auch Domkapitel und Stadt lebten fast immer im Streite, — den Bischof Rupert von Paderborn (1395) und nach dessen Tode den Bischof Johann von Paderborn (1396) zum Coadjutor annehmen, welcher dem Unwesen einiger Wäßen Einhalt that. Gerhard starb den 15. Nooimber 1398.

89) Johann III., Graf von Hoya, der bisherige Coadjutor, wurde noch 1398 erwähnt, und ihm vom Kapitel Peine, Wingenburg und Steuerwald eingewortet. Er bemühte sich Anfangs eifrig um Herstellung der Ruhe und Ordnung; zwang Herzog Friedrich von Braunschweig, das Schloß Stamm niederzureißen (1399), und brach mit Hilfe Herzogs Heinrich Breben (1402); indeß gerieth er bald in ein unglückliches und verschwenderisches Leben, ließ den Dompfropf Eggard von Hammer, welcher ihm Vorstellungen that, vielleicht auch den der Kirche nachtheiligen Handlungen sich widersetze, unter dem Vorwande eines Landfriedenbruchs 1403, auf der Freiheit aufgreifen, und zu Steuerwald gefangen setzen, sah sich aber genöthigt, seine Unschuld an dem nach fast 2 Jahren im Kerker erfolgten Tode Eggards vor Geistlichkeit, Bürgerschaft und Vasallen zu betheuern und sich zum Weinguldsseide zu erbiethen, welchen ihm jene erließen. Im J. 1405 schloß er ein Bündniß mit denen von Hardenberg gegen Herzog Otto, im J. 1407 mit den Herzogen Bernhard und Heinrich einen Vertrag wegen Beschützung der Reute in den gegenseitigen Territorien, trat 1408 dem Landfrieden bei, und ging wegen der Streitigkeit über die Herrschaft Homburg, welche Herzog Bernhard sich 1409 vom letzten Welfen Heinrich hatte zuerschaffen lassen, worauf indeß das Eist Lehnansprüche machen durfte, 1410 ein Compromiß ein. Bejn Städte sollten mit Rath des Bischofs

von Halberstadt entscheiden. Im J. 1414 kam indeß eine Einigung zu Stande, worin der Bischof das Wittthum der Schonetta von Rassa, der Witwe jenes Heinrichs und 12000 Gulden erhielt. Das Wittthum bestand in der Grafschaft Hohenbuchen und den Schloßern Grene und Luthardessen; 1421 wurde Schonetta mit 4000 Gulden abgefunden, indeß die Güter der Kirche noch nicht vollständig erworben. Über die Erwerbung ergrimmte der zweite Gemahl jener Schonetta, Otto Herzog von Grubenwagen, und nun brach von allen Seiten das Unwetter über das Eist herein. Gegen die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, gegen die Herzoge von Braunschweig und Schleswig, gegen viele geringere Verbündete konnte Johann, unterstützt von dem Bischofe von Münster und den Grafen von Hoya, Hohenstein und Spiegelberg nur unglücklich kämpfen. Bei Alfeld, Osterwid (1421) und Grohnde (1422), wurden die Bischöflichen geschlagen. Ein durchaus verarmtes Eist und der Verlust von Burgdorf, vielleicht auch von Effen und Grene, waren die Folgen jener Niederlagen. Die Geistlichkeit suchte sich durch Einigungen (1404, 1421, 1423) gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schützen, konnte indeß weder durch ihre Kirchenstrafen die allgemeine Verwüstung von sich entfernen, noch trotz Gesandtschaft und Appellation, von der vom Kaiser gesorberten Decima sich befreien. Ungeachtet es an der Kirche geneigten Männern nicht fehlte, worunter vorzüglich Lippold von Steinberg, Propst zu St. Moritz, zu nennen ist, welcher 1411 von denen von Schwiebelstoll und Geleit zu Hildesheim für 160 Mark einlöste, und sie für unveräußerliches Lehenzucht erklärte ließ, und ungeachtet 1413 eine allgemeine Schenkung zur Einlösung der Schloßer ausgesprochen wurde: so war dennoch nach dem unglücklichen Kriege die Lage des Bischofs so düstlos, daß kaum noch eine Rettung möglich schien. Nur wenn dem Bischof ein begüterter und mächtiger Nachfolger gegeben wurde, war sie zu hoffen. Johann entschloß sich zu resigniren, und er sowohl als das Domkapitel und der hildesheimische Rath verwendeten sich dringend bei Martin V., daß er das Bisthum Magnus, Bischof zu Cambrin übertragen möge. Dieß geschah 1424; er zahlte sofort 14,000 Gulden; mit 8811 Guld. wurde Steuerwald von den Brüdern Moriz und Heinrich und des ersten Sohne Rudolf, Grafen von Spiegelberg, eingelöst, damit der Bischof wenigstens einen Wohnsitz erhielt, und beide Bischöfe schlossen 1424 einen Vertrag mit den Städten Hildesheim, Braunschweig und Hannover zu Abstellung aller Feindseligkeiten und gegenseitiger Schutze auf 5 Jahre. Johann starb noch in demselben Jahre am 12. Mai. Die Bürgerschaft erwarb unter ihm 1418 ein privilegium de non evocando.

40) Magnus, Herzogs Erichs Sohn von Sachsen, beschwor am 26. Dec. 1425 eine erweiterte Capitulation, worin die von Gerhard und Johann besonders beschworenen Punkte aufgenommen sind, außerdem aber auch für Übernahme der durch den letzten Krieg herbeigeführten Schulden und möglichste Abwendung der Nachtheile derselben gesorgt ist. Kriegsschulden trug er 1426

und 1429 ab, und erhielt die Mittel dazu theils durch eine, gegen das noch immer übliche Versprechen, keine wieder zu fordern, 1425, auch 1433 verwilligte Bede, theils durch Verkauf des ihm durch die Klöster an Procurationen u. s. w. zu leistenden an dieselben auf Wiederkauf, theils aber auch durch neue höchst bedeutende Verschreibungen, deren Erlöse er erst 1446 zum Theil bewirken konnte. Magnus übergab 1425 die Steinbrück dem Kapitel mit dem Rechte eine Stadt dabei anzulegen, und bestätigte den schon von Bischof Johann an das Kapitel geschehenen Verkauf der Hohl Eggelsen; fand 1426 Schenette von Nassau wegen ihrer Leihsucht mit dem Dorfe Harjum ab, schloß 1427 ein Bündniß gegen die von Schwiechelt, denen Wiedela abgenommen wurde; ferner einen Vergleich mit dem Herzogen Heinrich und Wilhelm wegen Burgdorf an der Aue; erwarb 1430 von dem Knappen Ludolf von Eschete die Schloßer Dachmissen und Depenau für 3500 Gulden, verpfändete sie ihm wiederum für 3000 Gulden, und entschädigte die Abtissin von Luedeburg wegen des ihm übertragenen oberlehnsherrlichen Eigenthums über die Feste Dachmissen durch einen Hof zu Otbergen; sicherte sich 1432 und 1433 durch Bündnisse mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt, mit den Herzogen von Braunschweig und mit dem Grafen von Spiegelberg; erwarb 1433 eine bedeutende Pfandscheit an Eryen, Grobnde, Bokenwerder, halb Gerstein u. s. w. für 30,000 Gulden und die Einräumung von Dachmissen von den Herzogen Otto und Friedrich, welche Verpfändung indeß Herzog Wilhelm für nichtig erklären ließ; regulirte 1434 mit der Stadt Hildesheim und unter Zustimmung der kleinen Städte das Münzwesen; verglich sich 1435 mit seinen Landknechten; privilegirte 1437 den zu erbauenden Flecken Markoldendorf; kaufte 1446 die Grafschaft Bunsdorf von den Grafen Julius und Ludolf, verkaufte sie aber wegen des von dem Bischofe zu Minden als Lehnsherrn geschehenen Widerspruchs in demselben Jahre für 10,500 Gulden an Herzog Wilhelm, und ging 1448 wiederum ein Schutzbündniß mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt ein. — Auch für die geistlichen Institute geschah unter seiner Regierung viel. Johannes Conolous verbesserte das Stift bei der bischöflichen Hofkapelle und brachte die Zahl der Präbenden auf acht (1425); die Hieronymiten gründeten u. s. w. Leuchtenhof im Brühl; mehrere Klöster schlossen sich der windesheimischen Congregation an. 1443 wurden die unverbesserlichen Augustinernonnen aus Derneburg entfernt, und Nonnen des Cistercienserordens dorthin versetzt; der Domkeller Burhard Etinhof ordnete und besetzte das Johanneshospital (1440), baute das Schloßhaus am Dom (1443), und Johann Busch, Propst zur Salze, eiferte und wirkte für Buht und Ordnung unter der Klostersgeistlichkeit. Der im J. 1451 zu Hildesheim anwesende Cardinal Nikolaus von Cusa ließ das Vater Unser, den Glauben, die zehn Gebote und den englischen Gruß in deutscher Übersetzung auf Tafeln geschrieben in den Kirchen aufhängen, weil das gemeine Volk diese

Stücke nicht gehörig kannte. — Die Stadt Hildesheim schloß 1434 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Hannover, welches gegen die beiderseitigen Herren nur so lange nicht gerichtet seyn sollte, als sie die Städte bei aller Gnade und Freiheit ließen, trat in demselben Jahre dem großen Bunde gegen die Grafen von Spiegelberg und ihre Genossen bei, nahm 1436 gegen ihren erwiesenen Bürgermeißter Albrecht von Wollem die Hilfe der Fehmgerichte in Anspruch, erhielt in demselben Jahre einen Revers vom Bischofe Magnus, daß er nur in der Noth Hilfe von ihr begehren wolle, und daß die Stadt theilhaftig solle, ob Noth vorhanden sei; ferner 1437 einen ähnlichen, daß die dem Bischofe gegebene Beihilfe nicht aus Pflicht gegeben seyn solle, gab der Gemeinheit 1445 mehr Antheil an der Rathswahl, 1446 ihr Vertretung durch den Ältermannsand, und ordnete 1449 Bürgermeißler an, von denen der erste Hans von Sauning war. — Der Bischof Magnus, dem in den letzten Jahren seines Lebens schon der folgende Bischof als Coadjutor zur Seite gestanden haben soll, starb den 21. Septembris 1452.

41) Bernhard II., Herzog von Braunschweig, Lüneburg, nannte sich Anfangs Vorkänder, Administrator, dann beständiger Herr und Vorkänder des Stiffts Hildesheim, nahm die geistlichen Weihen nicht, bestürmte sich sehr um das ihm als Vormund anvertraute Lüneburgische, als um sein Stift, und ließ sich 1450 gegen eine Geldsumme und das Versprechen, den folgenden Bischof zu wählen, zum Rücktritt bewegen. Unter ihm (1455) schloß das Domkapitel mit der Stadt das Laudum Bernardinum über die auf der Freiheit zu treibenden Gewerbe, die Befestigung u. s. w., und 1457 versprach Bernhard bei Einlösung der der Stadt um 600 Gulden verpfändeten Juden künftig keine im Stifte zu dulden. († 1464).

42) Ernst I., Graf von Schaumburg, erst 17 Jahre alt, der Jagd und dem Kriege ergeben. Im J. 1459 verließ er der Landschaft Einschränkung der Jurisdiction des Officials, konnte die Verwüstung seines Stiffts durch die benachbarten Fürsten nicht abwenden, und soll aus Schwermuth über das im Kriege mit Herzog Friedrich ihm widerfahrne Unglück am 22. Julius 1471 gestorben seyn. Unter ihm treten zuerst die Sieben Stifter als Theil der Landschaft auf, und unter ihm schloß die Stadt 1469 mit Herzog Otto von Lüneburg ein Schutzbündniß.

43) Henning, von Haus, Domdechant, wurde am Michaelistage 1471 von der geringern Zahl der Domherren gewählt; die größere, an deren Spitze der Dompropst Edoard von Wenden stand, postulierte Hermann Landgrafen von Hessen, Domherren zu Geln und Propst zu Achen. Henning eilte, sich die päpstliche Bestätigung zu verschaffen, fand indeß bei seiner Rückkehr von Rom das ganze Stift von seinen Gegnern eingenommen; nur die Stadt war ihm ergeben; Berthold, Bischof von Verden, führte ihn in dieselbe ein, und dort wurde er 1472 gewählt. Die Hildesheimer desagerten nun das Schloß Steuerwald und Hermann

trat zurück; indeß postulirten nun seine Anhänger Balthasar, Herzog von Meklenburg und Administrator von Schwerin. Sein Versuch, Sienerwald zu entsetzen, mißlang, er zog ab, das Schloß wurde eingenommen, und nach dreijährigen Kämpfen war Henning im rubigen Besitze seiner Würde. Er besohnte die treue hildesheim'sche Bürgerschaft durch Zollfreiheit im ganzen Stifte, Belassen der alten Accise und Verstellen aller Fragen über Recht und Gewohnheit der Stadt auf die eidlische Aussage von drei Rathsmännern. Seine Regierung war keines Weges eine glückliche. Schon 1474 war Koldingen gegen die Herzoge Wilhelm und Friedrich, die das Schloß brechen wollten, zu vertheidigen; die Stadt half auch hier den Angriff abreiben. Am 2. Dec. 1475 wurde freilich Friede geschlossen, indeß die meisten streitigen Punkte auf einen künftigen Tag ausgesetzt, und es ergab sich unter Vermittelung von 8 Städten geschlossenes Abkommen, wie sehr die öffentliche Sicherheit gefährdet war. Im J. 1475 mußten die Älfter, welche den bischöflichen Vogt erschlagen hatten, gezügelt werden; 1476, wo übrigens ein allgemeiner Landfriede geschlossen wurde, brach wieder eine Fehde mit Herzog Friedrich aus, und 1479 sagte schon wieder Herzog Wilhelm der jüngere wegen feindseliger Überfälle von Seiten des Bischofs diesem ab, so daß Henning beschloß, seine Würde niederzulegen. Er so wußte als die Stadt verwandten sich beim Papste dafür, den bischöflichen Stuhl dem folgenden Bischofe zu verleihen, Henning bekam die Marienburg zum Unterhalte, und starb am 15. April 1488.

44) Berthold II., von Landeberg, Bischof zu Verden, erhielt beim Antritte seiner Regierung 1481 eine Landbede von 12,505 Gulden, bewirkte indeß, daß das Domkapitel ihm eine Accise von 3 Lüb. Schillingen von jedem Kaffe Bier übergab, und die Ritterschaft und die kleinen Städte dem beitraten, wogegen dann das Gemäß vertheilt wurde. Die Stadt Hildesheim weigerte die Entrichtung nicht nur, sondern verbündete auch die Entrichtung im Lande, und nahm im Februar 1482 bischöfliche Vasallen gefangen. Die benachbarten Städte bewogen den Bischof, trotz Bann und Interdict, zur Nachgiebigkeit; die Accise wurde abgeschafft, das alte Maß hergestellt und versprochen, eine ähnliche Abgabe nicht wieder einzuführen. Neue Streitigkeiten erhoben sich über die von den Bürgern geschehene Ausdehnung der Stiftungswerke der Stadt nach Westen hin; der Bischof verbündete sich 1483 mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm, die Stadt nahm Herzog Friedrich zu ihrem Beschützer an, Herzog Heinrich von Grubenhagen führte ihre Truppen, und das 1485 mit vielen benachbarten Fürsten und Städten geschlossene Bündniß gab ihr die zum Widerstande erforderliche Kraft. Es ist geradezu gegen den Bischof und die Herzoge gerichtet, und als Ursache des Abfanges angegeben, daß Herzog Friedrich eingesperrt, seiner Gemahlin das Wittum entzogen, der Graf von Stettin gefangen, der Stadt Hildesheim die Zufuhr genommen, und die übrigen Städte beeinträchtigt würden. Die Zufuhr hatten Her-

zog Wilhelm und der Bischof unterlagt, und gebrauchte jener als Vorwand außer der Widerspannigkeit der Hildesheimer gegen ihren Landesfürsten auch einen Rechtsstreit, worin die Stadt mit denen von Hardeberg und von Haus wegen des Schloßes Lutter verwickelt war. Vergeblich war der kaiserliche Befehl, die Thätlichkeiten einzustellen, vergeblich aber auch die dreimalige Benennung von Hildesheim, während die Städte glückliche Streifzüge machten, und von den Braunschweigern mit Lebensmitteln versehen wurden. Der Krieg bietet ein widerliches Bild beständigen Raubens und Brennens dar; die Hörtinger waren vorzüglich thätig und glücklich, die Goslärer erlitten eine empfindliche Niederlage von Herzog Heinrich. Am 29. Aug. 1486 wurde zwischen den kriegführenden Fürsten Friede geschlossen; am 15. Dec. erst mit den Städten. Sie restirten ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten; das Geschehene sollte vergessen, und der Streit wegen des Hauses Lutter beendet seyn. Im J. 1487 wurde die Hämelscheburg gebrochen; im J. 1488 saßen sich die Städte wegen Überfalls und Gewalt schon wieder veranlaßt, ein Schutzbündniß einzugehen; im J. 1489 beschäftigte sich der Bischof mit Wiederherstellung der verfallenen Klöster Ringelheim und Georgenberg; im J. 1492 unterstützte die Stadt Hildesheim Braunschweig gegen seinen Herzog; im J. 1491 und 1493 verpfändete Berthold Grodne und Lauesstein, und hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Versuch, die homburg-erbscheinfürsten Güter einzulösen, zu begehen, welches ihn auch wohl bemog, sich 1492 und 1493 mit den Städten zu verbinden. Im J. 1501 schloß er mit den benachbarten Städten und Fürsten einen Vertrag über die Rüm, welcher in der Stadt Hildesheim indeß nicht zur Ausführung kam, und starb 1502 zu Rothenburg im Bisthume Verden.

45) Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Domherr zu Eln, wurde Pfingsten 1503 erwählt, kam auf Weihnachten in seine Hauptstadt, und resignirte nach Empfangnahme ansehnlicher Geschenke das Stift seinem Bruder Johann (1504). Im J. 1507 wurde er Bischof zu Münster, und starb 1522.

Der Bischof hat sich im Verlaufe der 3 Jahrhunderte aus einem mit mancherlei Gerechtigkeiten versehenen Grundbesitzerthum fast ganz zum Landesherren hinaufgebildet, beschränkt durch das seide vacante oder impedita sogar regierende Domkapitel, und in der Verwilligung von Landessteuern durchaus, in manchen andern Gegenständen einiger Rücksicht abhängig von den außer dem Domkapitel in die Gassen der Sieben Stifter, der Ritterschaft und der Städte zerfallenden Landstände. Sie bildeten die natürlichen Rathgeber des Fürsten; indeß hatte er sich schon Einzelne als Räte zugesellt. Steuern sollten auch jetzt noch etwas Vorübergehendes seyn, obgleich sie immer häufiger wiederkehrten, und dennoch der Geldnoth nicht abhalfen. Man hatte außer den Lehen nun auch die Accise erfunden. Die Volksgesichte und die Gerichte der Anfeinden dauerten fort; doch sah man sich schon veranlaßt, für die Erhaltung der Gedinge be-

sonders zu sorgen, und man dachte auf Einsetzung eines Hofgerichts.

Es that sich das Streben kund, der schwelgenden Klostergeistlichkeit Mönchorden von alter Einfachheit und Armuth entgegen zu setzen, unter Konrad II., und die Klöster von weniger strenger Regel zu reformiren, unter Magnus. So viel für die Ruhe der Seelen geopfert wurde, mochten Abgaben, Gewalt und schlechte Wirthschaften wieder hinweg nehmen. Das Recht, Schule zu halten, wurde Gegenstand des Streits unter geistlichen Corporationen.

Dynasten gab es nicht mehr. Die Grafen von Peine, Schladen, Dassel, Voltenberg hatten mit ihren Gütern die Kirche bereichert. Die Ministerialität war verschwunden in der Ritterschaft. Kräftig waren die Städte ausgebüßt; Hildesheim fast selbstständig, sein Eintritt zur einen oder andern Seite von größtem Gewicht. Es war längere Zeit im Besitze des Jolls, des Saleis und der Münze; es erkaufte sich der Zollfreiheit im Lande, und trug zu den Landessteuern nur nach Belieben bei. Auch seine Gerichtsbarkeit bildete sich, Anfangs wohl als compromissfällige, aus, womit der ausschließliche Vogt unbedeutender wurde.

Im J. 1290 wird der Mergel erwähnt. — Um 1353 schenkte die Laienbrüder Elsen einen höchst kunstreichen Altar für die Michaeliskirche.

III. Geschichte der Bereiſung des Stifts und von da an bis zur Restitution (1504 — 1648). Reformation.

46) Johann IV., Herzog von Sachsen-Lauenburg, wurde am 13. Jul. 1504 postulat und dem Ritterschwerer Franz Herzog von Braunschweig vorgezogen, erhielt 1506 in Rom die Confirmation, und wurde 1511 zu Marinerode consecrirt. Er fand allenthalben Eigenmacht und Gewalthandlungen, daneben eine Schuldenmasse von 280,000 Goldgulden, 24 Amtshäuser verpfändet und nur das Haus Steuerwald noch frei. Des Bischofs sparsame Haushaltung, sein frägliches Verfolgen der Uebelthaten erregten Verachtung und Haß. Im J. 1514 liest der Bischof Bokemum von Johann von Saldern; dieser rächte sich durch Brand und Feindseligkeit, starb aber in demselben Jahre. Im J. 1515 kündigte der Bischof den auf Louenstein lebenden Pfandschilling den Schreibern von Saldern, welche, da die Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm von Braunschweig und 55 Adeln sich verbündeten, der im J. 1517 von der Landtschaft abgegebene Entscheidung nicht nachkamen, und im J. 1518 das Stift durch Brand verwohnen ließen. Am 8. Febr. wählte das Domkapitel Franz, des Herzogs von Lüneburg Sohn zum Coadjutor, und am 14. Febr. schlossen der Herzog, der Bischof und die Grafen von Schaumburg und Lippe, Diepholz und Hoya ein Bündniß gegen Bischof Franz von Minden, welcher sich der Feinde des Stifts annahm. Binnen 14 Tagen war das Bisthum Minden erobert; dann wauhte man die Waffen gegen Herzog Erich von Calenberg; inzwischen hatten sich die

Braunschweigischen Herzoge vereinigt und plünderten das Stift Hildesheim. Die Befehle des Reichsverwerfers und des zur Kaiserwahl versammelten Fürsten stellten die Ruhe nicht her. Die Schlacht bei Soltan brachte die braunschweigischen Herzoge in die Gewalt der Verbündeten und gab diesen das entscheidende Übergewicht. Von kaiserl. Abgeordneten wurde Einsetzung der Feindseligkeiten geboten, mehrfache Unterhandlungen waren vergeblich, und erst ein Tag zu Jertz unter Leitung der Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg im J. 1520 gab vorläufig Ruhe. Am 26. Aug. erfolgte darauf ein dem Herzoge von Lüneburg und dem Bischofe durchaus widriges Mandat Kaiser Karls V.; die Handlung vor den Compromissrichtern wurde gänzlich eingestellt, und vom Kaiser die Entscheidung an sich genommen, welche am 27. Mai 1521 dahin erfolgte, daß die Eroberungen und Gefangen zu Händen des Kaisers gestellt, und die Streitpunkte durch 3 Gevollmächtigte entschieden werden sollten, und zwar bei Strafe der Reichsacht. Im Rathe des Bischofs überwog die Meinung, sich nicht zu fügen; auf alle Vorstellungen wurde schon am 24. Jul. die Reichsacht verhängt, und mit der Ausführung Christian, König von Dänemark, und die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig beauftragt. Johann versagte nicht; doch konnte sein Widerstand unmöglich Erfolg haben. Das ganze Land gerieth in der Herzoge Gewalt; nur das außs. Ruhmvolle vertheidigte Peine, Steuerwald, Marienburg und Hildesheim, wo besonders die Bürgerschaft die treueste Unabhängigkeit am den Bischof bewies, widerstanden. Das Domkapitel sah das Vergeßliche des Kampfes und schloß nebst dem hildesheimischen Rathe am Abend des Himmelfahrt Christi im J. 1523 zu Quedlinburg einen Vertrag, wonach der Kirche nur die Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg verblieben, das von den Herzogen Eroberte aber mit der Zeit nicht ferner sollte angegriffen werden. Papst und Kaiser bestätigten den Vertrag. Bischof Johann resignirte 1527 und starb 1547.

47) Barthazar, Merklin, kaiserl. Kanzler, zur Wiederherstellung des Stifts erwählt, verweilte 3 Tage zu Steuerwald, um 8000 Gulden zu empfangen, that Nichts, und starb am 28. Mai 1551.

48) Otto III., Graf von Schaumburg, wurde auf das Bismort des Kaisers postulat, suchte indes die Confirmation nicht nach, weshalb er 1557 von Paul III. entsetzt, und eine neue Wahl vorgeschrieben wurde.

49) Valentin, von Aetelen, Doctor der Theologie, Propst zu Frankfurt, Kanonikus zu Mainz, Magdeburg und Hildesheim, 1557 erwählt, nahm sich des verwohnten und zerrißenen Stiftes, dessen noch übrige 3 Ämter sämmtlich verpfändet waren, zuerst wieder kräftig an. Er ließ 1559 Synodalstatute entwerfen und erzwirkte schon 1540 die päpstliche Sentenz, welche die Restitution des größern Stiftes aufgab; Karl V. weigerte sich indes, ungeachtet seines anfänglichen Versprechens, sie zu erquiren, weil der Papst nicht über die kaiserl. Ächt habe urtheilen können. Im J. 1558 unterwarf

sich das Kloster Marienrode Herzog Erich bis dahin, das etwa das größere Städt wieder heraus gegeben würde, und 1542 trat die Stadt Hildesheim zur neuen Lehre über, erließ 1544 eine Kirchenordnung, und reformirte auch das Amt Peine, in dessen Pfrundbesitz sie war. Valentin starb am 19. April 1551.

50) Friedrich, Herzog zu Holslein, Kanonikus zu Köln, am 3. Okt. 1551 posultirt, nicht consecrirt. Er löste Steuern und Peine aus eigenen Mitteln ein, und überließ der Stadt gegen Restitution der übrigen geistlichen Güter 7 Kirchen für ihren Kultus. Die Verwüstungen des Grafen von Mansfeld und Albrechts von Brandenburg kamen zu der Verschwendung des Bischofs und der Willkür seiner beiden Räte Bieder und Möller, um das äußerste Elend zu verbreiten. Der Bischof starb am 27. Sept. 1556.

51) Burckard, von Oberg, Dechant, von Heinsrich dem Jüngern besonders begünstigt, am 31. März 1557 erwählt, hatte mit Kapitel und Stadt manche Streitigkeiten zu bestehen, und lebte auf dem ihm von jenem Herzoge eingeräumten Woldenberge, bis er vom 7. auf den 8. Jul. 1559 dem Domkapitel die Marienburg mit Hülfe des Herzogs wegnahm. Er verglich sich mit dem Kapitel 1562 und erkannte dasselbe in der Wahlkapitulation von diesem Jahre als Eigenthümer der Marienburg an, wogegen er 1563 Peine und 1564 Steuernwald, welche Schloßer Graf Adolph von Holslein als Alibiabale seines Bruders, des vorigen Bischofs, besaß, letzteres für 86,000 Rthlr. einlöste, Peine jedoch am 23. Dec. 1563 dem Domkapitel und der Stadt einantwortete. Die Verhandlungen mit den braunschweigischen Herzogen wegen theilweiser Restitution des großen Städt führten zu keinem Resultate, und die Streitigkeiten mit der Stadt dauerten fort, namentlich wegen der Bieraccise und des Schiffschokes; indeß scheinen sie die Ruhe nicht gestört, und den Bischof in seinen Verfassungen auch nicht irre gemacht zu haben. Er starb den 23. Febr. 1573. Herzog Adolph hat für die von ihm besessenen Ämter eine Kirchenordnung, 1561 eine Verordnung gegen die Unzucht und gegen das Steigern der Weizenpreise erlassen, und Bischof Burckard 1562, jedoch nur als Inhaber des Schloßes Marienburg, eine Ordnung, welche das umfaste, was später die Polizeiorbnungen begriffen, publicirt.

52) Ernst II., Herzog Alberts von Baiern Sohn, Bischof zu Freisingen, wurde am 7. März 1573 zum hildesheimischen Bischofe erwählt, und erhielt 1581 das Bisthum Ratisch, 1583 das Erzbisthum Köln und 1585 das Bisthum Münster. Ein solcher Bischof mußte nach Außen ganz anders wirken können als ein von nieberem Adel stammender und auf das jetzt so unbedeutende Bisthum beschränkter. Im Innern sollten aber tüchtige Prediger und die Jesuiten, denen die Einnahmen der Pfründe zum Moritzberg beigelegt wurden, dem Verfall des Katholicismus entgegen wirken. Der Bischof löste Peine mit einem Aufwande von 60,000 Rthlr. ein, und hatte übrigens vorzüglich mit der Stadt zu kämpfen.

Wenn gleich dieselbe 1577 und 1593 gegen Herabsetzung ihres Beitrags zu den Reichsanlagen auf den dritten Theil des auf das Bisthum Selegien nicht anstand, sich für eine landsässige Stadt zu erklären; so entstanden dennoch 1578, weil die Hildesheimer einen Bewohner des Hauses Marienburg, welcher einen hildesheimischen Bürger zu Tode verurtheilt, hingerichtet hatten, weit aussehende Streitigkeiten, deren Ausgang nicht bekannt ist. Die Vereinigung der Alt- und der Neustadt zu einer Stadt am 15. Aug. 1583 mußte die Macht jener ansehnlich erhöhen, wenn gleich die Neustadt fortbauend unter der Hobeit des Domproppels blieb, welcher am 15. Dec. 1600 für dieselbe und die Domproppel eine Polizeiorbnung publicirte. Der Bischof, welcher am 9. Jun. 1609 eine Reformation, wie mit der Administration der Justiz verfahren werden soll, erließ, starb am 7. Febr. 1612 zu Arnberg.

53) Ferdinand, gleichfalls aus dem bairernschen Hause, Kurfürst von Köln, betrieb den Rechtsstreit gegen die Herzoge von Braunschweig eifrig und erwirkte das Urtheil vom 7. December 1629, welches dieselbe die Zurückgabe alles dem Bischof Johann Abgenommenen mit gezogenen und zu ziehen gewesenen Früchten, auch Erstattung des Schadens auferlegte, und in einer für die katholische Partei so günstigen Zeit gesprochen wurde, daß mit Zills's Hülfe die Bevollmächtigten des Domkapitels 1629 und 30 Befehl der zurannten Ämter ergreifen konnten. Reactionen gegen die im Glauben eingetretenen Veränderungen blieben nun nicht aus; doch gab es unter dem katholischen Theile selbst Zwist. So hatte der Kaiser die Klöster Dorstadt und Weimingen den Jesuiten geschenkt; die Nonnen wollten sich dem aber nicht fügen. Am 16. Okt. 1632 nahm Papenbeim die Stadt Hildesheim. Sie mußte freilich 150,000 Rthlr. zahlen, erhielt indeß Zusicherung der freien Religionsübung. Am 12. Jul. 1634 wurde Hildesheim indeß schon wieder von der protestantischen Partei eingenommen, und wenn gleich den katholischen Geistlichen, mit Ausnahme der Jesuiten, der Aufenthalt gestattet blieb, so wurde doch, während Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zu Hildesheim residirte, selbst im Dom der luther'sche Gottesdienst gehalten. Nach vielfachen Verhandlungen, und nachdem am 16. Jan. und resp. 7. April 1642 zwischen dem Kaiser und Braunschweig ein Friedensschluß zu Stande gekommen war, worin dieses Herausgabe des kleinen Städt und der Stadt anbelangt hatte, auch der Stadt Hildesheim und dem Amte Peine freie Religionsübung zugesichert war, wurde am 27. April 1643 zwischen dem Kurfürsten und den Herzogen zu Braunschweig die Frage wegen der Restitution in der Hauptsache definitiv erledigt. Bis auf gewisse Ermenda, wegen welcher weiter gehandelt werden sollte, wurde das größere Städt zurück gegeben, und bedungen, daß in die Klöster diejenigen Ordenspersonen, die dazu befugt, wieder eingesetzt, der Ämter 70 Jahre, die kleinen Stäbte und Dörfer 40 Jahre lang bei der ausburgischen Confession gelassen, dann ihnen freier Abzug gestattet, mit den Ämtern Lutter, Westershof und Roddingen, auch der

Beste Dachtmissen die Herzoge vom Bisthofs von Hildesheim beliehen, die Forderung wegen der Nuzungen aufgegeben werden; das größte Stist die braunschweigischen Schulden pro rata übernehmen, durch die Schatzcolleuten dieselben abführen, zu welchem Besufe auf dem Landtage von 1645 die Aufnahme einer Landbeschreibung beschlossen, und das Schatzwesen geordnet wurde, und der Kurfürst zu den herzogl. Schulden 25,000 Rthlr. beitragen sollte. Zugleich wurde den beiderseitigen Ansprüchen wegen der homburg-erbsächsischen Güter entsagt. Am 29. Julius 1643 regulirte der Kurfürst die Wiederbesetzung der Klöster, und gien alle Anordnungen dahin, durch dieselben zur Wiederherstellung der katholischen Religion taugliche Prediger zu erhalten, in welcher Beziehung auch ein Seminar gegründet wurde. Der westfälische Friede vernichtete die Beschränkung der freien Religionsübung der Protestanten. Der Kurfürst starb am 13. Sept. 1650 zu Arnberg.

Die Begründung des Protestantismus in dem größten Theile des Stists, die Einführung eines geordneten Schatz- und Schuldwesens, die gedrochene Macht der Städte, der Beginn der ungemehren Anforderungen an den Bauernstand bezeichnen diesen Zeitschnitt.

IV. Von der Wiederherstellung des Stists bis zum Verluste der Selbstständigkeit (1643 bis 1803). Ausbildung der Verfassung und Verwaltung.

54) Maximilian Heinrich, Herzog von Baiern, Kurfürst von Köln, des vorigen Bisthofs Coadjutor, nahm im J. 1650 Besitz. Seine Capitulatio dehte wiederum die Rechte des Domkapitels aus, und nahm den Katholiken den Zugang zu den Stellen der Regierung und der Dienerschaft des Fürsten; der Consistorialrecess vom 24. März 1651 gab dagegen den augsburgischen Religionsverwandten des größten Stists ein Consistorium, und die braunschweigische Kirchenordnung als bindendes Gesetz; die Prediger in den Ämtern Steuern und Peine wurden nur in ius, quae sunt ordinis, unter das Consistorium gestellt. Der Bischof ließ sich eben so wohl die Wiederaufnahme des durch den 30jährigen Krieg erschöpften Stists, als die Erhaltung geistlicher Zucht und Ordnung angelegen seyn. Ersteres war freilich nicht ohne manche Contentionen mit den Landständen, so wie überhaupt nur durch eine Ausdehnung der landesherrlichen Rechte möglich. Steigen der Gewalt der Beamten und der Anforderungen an die lastbaren Unterthanen, besonders die Bauern, welchen freilich Schutz bei ihren Höfen und den hergebrachten gutsherrlichen Abgaben verheißen wurde, streben damit in Verbindung. Hervorgehoben wurde hierdurch die Vereinigung des Domkapitels, der Sieben Stifter und der neun Heilthümer vom 30. Jun. 1668, welche zwar auch die mögliche Beschränkung des Lutherthums und die Aufrechterhaltung der Sieben Stifter als eigener landständischer Curie, die Aufhebung der von der Stadt Hildesheim beim der Geistlichkeit angenommenen Abgaben, eben so sehr aber auch Anwendung der Belastung der Unter-

thanen mit Steuern und Diensten, Beschränkung der Eigenmacht der Beamten, Erhaltung der Gobs, Frei-, Meier- und Hagerdinge, so wie der Freiheit der Geistlichkeit selbst bezogte. Die Befestigung der Stadt Peine, die Errichtung des seit 1630 in Vorschlag gewesenen Hofgerichts und die Durchführung der Kapuziner nach Hildesheim, und Gründung ihres Klosters sind sodann noch besonders unter den Regierungshandlungen dieses Fürsten zu erwähnen, unter den von ihm erlassenen Gesetzen aber die Polizeigeordnung vom 20. Okt. 1665. Der Bischof starb den 3. Jun. 1688 zu Bonn.

55) Jodocus Edmund, von Brabef, Dechant zu Hildesheim und Statthalter, am 7. Jul. 1688 erwählt, gerieth so wohl mit der Stadt, als besonders mit den evangelischen Landständen wegen Entziehung der Kirchen und Erweiterung der katholischen Religionsübung in Streitigkeiten, welche Mandate der Reichsgerichte und Einschreiten der freischausprechenden Fürsten zur Folge hatten. Der Bischof starb am 13. August 1702. Das Domkapitel hatte schon 1694

56) Joseph Clemens, Herzog zu Baiern, Erzbischof zu Köln und Bischof von Regensburg und Ertlich, zum Coadjutor postuliert, welcher indeß wegen der über ihn verhängten Reichsacht nicht vor dem 3. J. 1714 zum Besitze des Bisthums gelangte. Am 16. Jan. 1703 vertrat sich die Stadt, weil ihr Gefahr drohe, mit ihrem Schutzherrn, Herzog Georg Wilhelm zu Celle wegen Einnahme einiger Truppen, wogegen sich das Domkapitel, sode impedita regierend, am 25. d. M. kräftig auflehnte, und ein ernstliches kaiserl. Abmahnungsschreiben vom 5. März erwirkte. Die Streitigkeiten zwischen Rath und Gemeinheit, Ämtern und Ständen, welche zu jener Besetzung den Vorwand hergaben, wurden am 11. Jul. 1703 beigelegt; dagegen nahm sich nun aber Georg Ludwig wiederum der evangelischen Landstände, welche gegen das Domkapitel Religionsbeschwerden erhoben, an und legte am 2. Nov. 1703 auf alle aus seinen Landen dem Domkapitel, den Sieben Stiftern und neun Heilthümern zukommende Gefälle Beschlag, welchen Georg Wilhelm am 3. Nov. verfügte, so wie die Herzoge Rudolf August und Anton Ulrich am 8. d. M. Im J. 1711 nahm Georg Ludwig am 5. Febr. die Festung Peine weg, und besetzte Hildesheim mit einigen Compagnien Miliz, verlegte auch mehrere Militär in die domkapitularen Ämter Etzeinbrück, Marienburg und Bielefeld. Diese Maßregeln führten endlich zum Religionsrecess vom 11. Jul. 1711, worin das Domkapitel die frühere Recesse zu beobachten, die Ausschließung der Protestanten von den Stellen zu beseitigen versprach, und auch das kleine Stist dem Consistorium in aller Hinsicht untergab, wogegen die evangelischen Landstände das Fortbestehen der neu erbauten katholischen Kirchen zuließen. In demselben Jahre wurden am 18. Nov. die Irrungen zwischen Domkapitel und Stadt wegen des Brauwesens beigelegt, und so die Ruhe des Stists, welches der Bischof im J. 1714 in Besitz nahm, begründet. Joseph Clemens starb den 12. Nov. 1723.

57) Clemens August, Herzog zu Baiern, Erzbischof zu Köln und Bischof zu Paderborn und Münster, wurde am 8. Febr. 1724 postulirt, und ließ durch den Freiherrn von Plettenberg die Capitulation, welche die Klausel wegen Ausschließung der Protestanten von den Regierungsgeschäften und der Dienerschaft umgeachtet des Religionserlasses gleichfalls enthält, und das Domkapitel zuerst als Erbgrundherren in der ganzen Diöcese bezeichnet, unterschreiben. Er ordnete das geheime Kath.-Collegium an, erließ die Hofgerichts-, Feuer- und Dienstordnung, auch eine Schulordnung für den katholischen Religionsunterricht, die Amts- und Untergerichtsordnung, und starb am 6. Febr. 1761.

58) Friedrich Wilhelm, von Westfalen, Domherr zu Hildesheim, trat am 29. April 1763 die Regierung an, lebte in seiner Hauptstadt mit dem seinen Verhältnissen angemessenen Aufwande, suchte die Folgen des siebenjährigen Krieges zu lindern, und strebte überhaupt eifrig durch Gesetze und nützliche Institute das Beste des Landes zu befördern. Im J. 1763 erging eine Verordnung wegen des Schulwesens, 1765 wegen Errichtung einer Brandversicherungsgesellschaft, 1766, 1773 und 1780 wegen der Heilbesichtigungen, 1770 wegen Errichtung einer Witwenkasse und wegen der Depositen, 1774 wegen der Dienste zu den unter seiner Regierung fast neu geschaffenen Heerstrassen, 1780 wegen der Diensthöfen und wegen der Vormundschaften, 1781 wegen der Abgaben und Leibzinsen, welche Verordnung die so lange bestrittene Erblichkeit des Meierrechts voraussetzt, und fast das einzige Gesetz über die Meierverhältnisse überhaupt ist, 1782 eine Medicinalordnung, welche auch den von diesem Fürsten begründeten Unterricht der Hebammen und deren Anstellung umfaßt, 1784 eine Verordnung wegen Verminderung der Festtage, wegen Errichtung eines Reichshauses, 1787 wegen Einführung eines neuen Gesangbuches und neuer Schulbücher, welche Gesetze noch jetzt die bedeutendsten Grundlagentheile des Provinzialrechts und der Provinzialverwaltung sind. Am 7. Junius 1777 theilte Pius VI. die Erlaubnis, das Kathederskloster aufzugeben, und seine Güter für das Seminarium zu verwenden. Der Fürst starb den 6. Jan. 1789.

59) Franz Egon, Reichsfreiherr von Fürstenberg, seit 1786 Coadjutor des vorigen Bischofs, zugleich Bischof zu Paderborn, Biskarius im Norden, Neuerungen und gesetzgeberischer Thätigkeit abgeneigt, einfachen Sinns und Wankels, in der Freigebigkeit gegen Arme fürstlich. Das bedeutendste Ereigniß unter seiner Regierung war der so genannte Baneraproject. Unter Leitung des Kanonikus Gossau brachte eine große Anzahl Bauern Beschwerden über Agrarion und Landstände an die Reichsgerichte. Wochen manche vertheidigt aufgestellt, manche unbegründet seyn, mochten die Wortführer nicht immer rechtlich zu Werke gehen, das erhobene Geschrei hintertrieb die Aufschläge kameralistischer Plünderer, wirkte auf Ordnung des Staatshaushalts ein, und führte den Vergleich vom 26. März 1793 herbei, wodurch Landes-

herr, Geistlichkeit und Ritterschaft von den vorhandenen Schulden 30,000 Rthlr. und außerdem ein Drittel der Schulden übernahmen. — Den Genuß der von den Reichsverbündungen zu erwartenden Entschädigung anticipirend rühten preussische Truppen am 1. Aug. 1802 in das Amt Schlade und besetzten am 3. d. M. die Stadt Hildesheim. Der Reichsdeputationsabschied vom 26. Febr. 1803 §. 3. erob den Besitz zu einem rechtmäßigen, wies dem abtretenden Fürsten eine Pension von 50,000 Rthlr. an, und wollte (§. 60.) die Aufrechterhaltung der politischen Verfassung des Landes.

Verfassung und Verwaltung war folgende. Der Wahlspruch, wesentlich beschränkt durch das Domkapitel, war hinsichtlich der öffentlichen Abgaben an die Bewilligung der Stände gebunden, und holte hinsichtlich der Gesetzgebung ihr rathames Gutachten ein. Die Stände vertheilten sich in die 4 Curien des Domkapitels, der Sieben Stifter, der Ritterschaft und der Städte. Die neun Feldsäcker deputierten zum Ausschusse und zum Schatz-Collegium. Die beiden ersten Curien waren katholischen, die beiden letzteren in der Majorität oder resp. ganz protestantischen Glaubens. Die höchsten Behörden waren das geheime Kath.-Collegium, die Hofkammer, die Regierung, das Hofgericht, das Officialatgericht, das Consistorium Augsb. Conf., das Medicinal- und Sanitäts-Collegium. Das Fürstenthum zerfiel in 12 fürstliche, in 3 domkapitulare Ämter und 87 Patrimonialgerichte. Daneben waren Frei-, Meier- und Häger-, auch Heide- dinge als Volksgerichte gehalten. Es bestanden 61 katholische Pfarren und 144 protestantische. Die Einnahmen der Kammerkasse wurden auf 110,000, die des Domkapitels auf 137,000 Rthlr. angegeben, die der katholischen Geistlichkeit überhaupt auf 4 Million angeschlagen. Die Abgaben waren gering und hoch nach den Zeitumständen, zu einer gleichmäßigen Ertheilung im J. 1793 der erheblichste Schritt gethan; wenigstens hatte der Bauer nicht damals, wie jetzt, das zu versteuern, was er an den Gutsherrn abgab. In der Verwaltung war der Ausschluß der Protestanten von allen Ämtern, wozu sie nicht genommen werden mußten, und das Letztgenannte zu tadeln, welches namentlich die Verfolgung der Rechte gegen das braunschwergische Haus vernachlässigte.

Die Verwaltung der Stadt Hildesheim stand zwei Stühlen oder Collegien zu, dem Kathedersstuhl, worin 2 Bürgermeister, 10 Rathsherrn, worunter 2 Kirchenmeister, und 2 Synodici, und dem Städtebestuhle, gebildet durch 6 Aeltere von der Gemeinde, 8 von den Ämtern und 3 von den Ständen unter der Direction des Ergerers. Auf den Landtagen erschien die Stadt nur, um die Propositionen wegen der Reichsanlagen anzuhören und erließ sich auch in Gesetzgebung, in Bestimmung, in administrativer und gesetzlicher Regierung sehr unabhängig; indes gingen die Appellationen an die bischöflichen Obergerichte, und die Recepte der Regierung hatten eben so wenig wie die des Schatzfürsten die, einer selbstständigen Corporation gebührende Fassung.

V. Neueste Zeit, Umriss; des Alten, Organisation als Provinz.

Preußen bemühte sich, die Verwaltung des neu erworbenen Landes der in seinen übrigen Besitzungen bestehenden Ordnung der Dinge näher zu bringen; daher ließ man an zu organisiren, Gesetze zu erlassen, und zur Handhabung derselben eine Menge Beamte aus andern Provinzen anzustellen. Im Jahr 1803 wurden die Mannsklöster aufgehoben; vom 1. Jun. 1803 die Prozessordnung und vom 1. Jun. 1804 das allgemeine Landrecht eingeführt, und eine Regierungs-Deputation als Obergericht konstituiert, während die halberstädtische Kriegs- und Domänenkammer die Administration wahrnahm. Am 10. Jul. 1803 erfolgte die feierliche Erdbühligung. Kraft des Dekrets Napoleons vom 23. October 1806 nahm der Intendant der Fürstenthümer Halberstadt und Hildesheim Daru für seinen Besiz auch von dem Fürstenthume Hildesheim; am 9. Jul. 1807 erfolgte im Frieden von Tilsit die Abtretung und Übernahme der auf den abgetretenen Provinzen haftenden Schulden. Das kaiserl. Dekret vom 18. Aug. d. J. machte Hildesheim zu einem Theile des Königreichs Westfalen. Die Nonnenklöster und das Domkapitel wurden aufgehoben, die Stadt wurde Sitz einer Intendensur und eines Civiltribunals; ein großer Theil der Domänen wurde veräußert, das Schicksal der Bauern durch die Gesetzgebung zum ersten Mal erleuchtet.

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 vernichtete den Friedensschluß von Tilsit; die Wiener Schlussakte vom 8. Jun. 1815 überließ das Fürstenthum Hildesheim mit allen Rechten und allen Lasten, mit welchen dasselbe unter die preussische Herrschaft gekommen war, an den König von Hannover, welcher dasselbe schon seit dem 2. Nov. 1815 besaß. Eine milde transitorische Gesetzgebung vom 14. April 1814 leitete in den alten Rechtszustand über; Ämter, Stadtrichter und Magistrate, später auch abelige Patrimonialgerichte, die Justizkanzlei und zwei Consistorien beider Confessionen wurden die gerichtlichen Provinzialbehörden; das Consistorium Augsb. Conf. später mit dem zu Hannover vereinigt. Die Districtscommission zu Hildesheim, die Provinzialregierung zu Hannover, seit 1823 die Landprocuratur zu Hildesheim nahm die Administration wahr. Es erschien die Declaration vom 25. Aug. 1815, wodurch sich die Regierung das Recht beilegte, die von der westfälischen Regierung veräußerten Domänen und abgetheilten Zehnten, Dienste und Grundabgaben binnen Jahresfrist zu revidiren; übrigens wurden die Abkömmlinge bestätigt, die Befugnis aber, sie für die Folge zu verlangen, verlegt. Schulen und Pfarren sind bedeutend verbessert und aus dem überreichen geistlichen Gute dieser Provinz das Georgstift gegründet. Am 24. Dec. 1818 erhielt dieselbe durch die aus der ritterschaftlichen Curie, worin eventuell auch Bischof und Kapitel eintreten wird, und der städtischen, worin die freien Bauern erscheinen, zusammen gesetzten Provinzialstände eine wissenschaftliche Vertretung. Die Bürgerschaften erhielten Mitwirkung

durch Repräsentanten bei Verwaltung des städtischen Vermögens; die Städte Constitutionen, Hildesheim Stadtgericht und Magistrat, Peine, Bolenen, Alfeld, Elze Magistrat mit Gerichtsbarkeit, Gronau, Sarstedt, Dassel ohne dieselbe. Der Hildesheim für verlorene potheitliche Einnahmen zugesicherte Zuschuß von 9000 Rthlr. ist nachher auf 5000 Rthlr. herab gesetzt. — Am 11. Aug. 1826 starb der letzte Fürst, Bischof Franz Egon, nachdem die Bulle Impensa Romanorum pontificum vom 20. März 1824 bereits die Diöcese bestimmt, und ein neues Kapitel geschaffen hatte. Dasselbe wählte am 26. März 1829.

60) Godehard Joseph, Pfaffau, bis dahin Domdechant, welcher am 4. Okt. d. J. consecrirt wurde, und an demselben Tage einen Hirtenbrief erließ.

B. Statistik.

I. Das Fürstenthum Hildesheim. Lage von 51° 40' bis 52° 25' Br. und 27° 15' bis 28° 15' L. Es bildet bis auf das getrennte Amt Hunnebrück ein Ganzes mit den hanoverschen Enclaven Marienrode und Erdbhausen und dem braunschweigischen Bockenburg. Der Haupttheil liegt am nordwestlichen Abhange des Harzes, welches den Lauf des Hauptflusses, der Innerste, bestimmt. Diese tritt zwischen Langelsheim und Bredelem in's Fürstenthum, nimmt südlich die Rette, Rette und Lamm, von D. her den Bruchgraben auf, und ergießt sich bei Rute in die Leine. Der Fuchsdamm, welchen sie vom Harze herab führt, verweist die schönsten Biesen in die überfluthungen nehmen oft das Ubrige hinweg. Dängend wirken die überfluthungen der Fuchse, welche bei Hildesheim entspringt, und sich bei Gelle in die Aller ergießt. Die östliche und westliche Gränze berühren und bilden zum Theil die Leine und Oder mit ganz nördlichem Laufe. Das Amt Hunnebrück und der südliche Theil des Fürstenthums ist gebirgig, ohne daß sich jedoch Berge über 5 — 600 Fuß erheben möchten; der nördliche ist flach. Inner hat einen großen Holzreichtum und nicht unergiebigen Getreidebau, dieser ist theils von größter Fruchtbarkeit, theils geht die Dammerde schon in Sand und Bruch über. Bei Walle finden sich nicht benutzte Steintoblen, Torf im Amte Peine, Mergel, Kalk- und Sandsteine genöthig, bei Hildesheim Gipsdörone; Salzquellen zu Salzgitter, Salzdetfurt und Heister; einige schwach-mineralische Quellen zu Irm, Lohnde.

Auf den 32 □ Meil. des Fürstenthums wohnen 186,500 Einw. protestantischer, katholischer, reformirter und jüdischer Religion in 8 Städten, 4 Flecken, 135 Pfarr-, 105 geringern Dörfern und 43 Vorwerken. Einschließlich der Stadt Goslar wurden im J. 1828 geboren 5240, confirmirt 2905, 1188 Ehen geschlossen und starben 3450. Die Bevölkerung ist vorzugsweise adrebaudend, die Viehzucht bis auf die Schäfereien nicht bedeutend, von Fabriken keine Rede; dennoch der Ackerbau durch Heffen und Laßen aller Art auf's Äußerste gedreht. Die, keine Privatassen berücksichtigende Grundsteuer beträgt 150,277 Rthlr. 17 Gr. 6 Pf., woson

jeht in der Ackersteuer abgeht. Ein wichtiges Hilfsmittel für den Bauer ist Spinnen und im südlichen Theile der Provinz Weben von Leinwand. Der Grund und Boden, 376,736 Morgen Ackerland und 32,538 R. Wiesen, ist unter 18 Domänen, 10 Klostergütern, 66 adeliche Gütern und die Bauern vertheilt, welche theils, jedoch nur zum kleinen Theile, persönlich und dinglich frei, theils, zum größten Theile, Erbpächter, Meier, theils Lehnbesitzer, theils aus ehemaligen Unfreien hervorgegangen sind. Auch die Städte und Flecken mit Ausnahme von Hildesheim, Peine, Alfeld, Salzgitter und Salzdetfurth leben nur vom Ackerbau. Der Werth der asscurirten Gebäude beträgt 18 bis 19 Millionen.

Für geistige Bildung sorgen das Priesterseminar zu Hildesheim und das Seminar protestantischer Schullehrer zu Alfeld, das Josephinische und Andreanische Gymnasium zu Hildesheim, Volksschulen in Städten und Dörfern. Die Bildung wird der in den benachbarten Ländern gleich seyn. Für das wichtigste Gewerbe soll die Legeanstalt zu Alfeld wirken.

Die Provinzial-Landsände (ritterschaftliche und städtische Curie) werden aber die Interessen des Fürstenthums, Provinzial-Verordnungen u. s. w. gehört, und besetzen eine Stelle im Oberappellationsgerichte und eine in der Justizkanzlei.

Die Provinz gehört zur Diocese Hildesheim und unter das Consistorium kath. Conf. zu Hildesheim; die geistlichen Sachen der Protestanten unter das Consistorium Augsb. Conf. zu Hannover und den General-Superintendenten zu Alfeld. In administrativer Beziehung ist die Landdrostei zu Hildesheim, in gerichtlicher die Justizkanzlei daselbst Provinzial-Oberbehörde. Nach protestantisch-geistlicher Einteilung zerfällt die Provinz in die Inspectionen Alfeld, Bockenem, Elze, Hardegsdorf, Rottlingen, im Dertebale, Peine, Salzgitter, Sarstedt, Gr. Solschen und Wrisbergelosen; nach administrativer und gerichtlicher in die Ämter Bildeke (1716 Familien 13,115 Einw.), Gronau-Poppenburg (1095 Fam. 8404 Einw.), Hildesheim (897 Fam. 5288 Einw.), Junnebrück, Eichenburg (1413 Fam. 12,829 Einw.), Peine (2169 Fam. 14,433 Einw.), Ruthe (932 Fam. 6253 Einw.), Schladen (463 Fam. 3891 Einw.), Steinbrück (1321 Fam. 8587 Einw.), Steuervald-Marienburg (1573 Fam. 11,058 Einw.), Wienburg (640 Fam. 5348 Einw.), Woldeberg (1396 Fam. 11,124 Einw.); die Städte Alfeld (362 Fam. 2370 Einw.), Bockenem (318 Fam. 2311 Einw.), Elze (192 Fam. 1760 Einw.), Hildesheim (1815 Fam. 13,643 Einw.), Peine (400 Fam. 2600 Einw.) und die adelichen Patrimonialgerichte Almsiedt, Brüggen, Dornenburg, Hachsfeldheim, Gadenstedt, Hennesdenrode, Kl. Albeke, Oberg, Rheben, Ringelheim, Sad, Salzdetfurth, Seber, Alt-Ballmosen und Wrisbergelosen.

II. Die Stadt Hildesheim. Die Lage 52° 27' 36" Br. und 23° 0' 15" L., 824 Fuß über das Meer erheben auf einer Fläche von fast 58,269 □ Ruthen, welche von W. nach D. mit manchen Unebenheiten ansteigt. Die Stadt, aus Alt- und Neustadt bestehend,

mit 1815 Häusern liegt, wo die letzten Vorberge des Harzes in die große norddeutsche Ebene verlaufen, in anmutiger Umgebung an der Innerste, worüber 4 Brücken führen, ist, jezt noch zum Theil, mit bedeckenden, nun bespännigen Wäldern umgeben, und hat 7 Haupt- und 2 Nebenthore. Die Straßen sind, besonders in der Altstadt, äußerst unregelmäßig, die ansehnlichen Gebäude, woran es nicht ganz fehlt, verstreut; das Pflaster sehr schlecht und unregelmäßig. Der Dombau und die Märkte der Alt- und Neustadt sind der Erwähnung werth, unter den Gebäuden der Dom mit manchen Merkwürdigkeiten, besonders der Säule, der Krone und den metallenen Thüren, die Andreaskirche und die Godehardikirche, wie auch einige alterthümliche Privathäuser. Bevölkerungs- und Religions-Verhältniß vor 1815 Lutheraner: 6693. Katholiken: 4038. Reformirte: 81. Israeliten: 397, also 11,159; woron 4906 männliche und 6283 weibliche Personen. 1830 dagegen: 8506 Luth., 4637 Kathol., 16 Reform. und 464 Juden, also zusammen 13,643, woron 6346 männliche und 7297 weibliche Personen. Die Einwohner sind in 4 katholische und 4 lutherische Pfarren vertheilt. Handel undbeutend, nur Garnhandel, von Gewerben eine Segetud- und eine Tabakfabrik, Damast- und Dreilewebereien, Seisenwebereien, Goldschmiede, 4 Zedernmärkte, worunter zum Theil bedeutende Viehmärkte. An Vergnügungen das Johannisfest auf der Steingrube und das Freischützen, ein von wandernden Schauspielern benutztes Theater. Behörden: Versammlungsort der Landschaft des Fürstenthums Hildesheim, Sitz des Bischofs der Diocese Hildesheim und Administrators der Diocese Lüneburg und seines Generalvikariats, des Domkapitels, der Landdrostei der Fürstenthümer Göttingen, Grubenhagen und Hildesheim, der Justizkanzlei und des Pausencollegium für das Fürstenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, des Consistorium kath. Conf., des Stadtgerichts und des verwaltenden Magistrats, der Ämter Steuervald-Marienburg und Hildesheim, des Klosteramts, der Lehnkommission, der Kreisfeste. Garnison des 1ten Infanterie-Regiments und 2 Schwadronen der Garde du Corps, in Casernen. 15 Ärzte und 58 Advokaten. Institute: Provinzialarchiv, Archiv des vormaligen Domkapitels und Stadthaus; beverinische Bibliothek (ein Institut zur Vereinigung der zerstreuten Kunstsachen und Werthwürdigkeiten fehlt); Priesterseminar, Andreanisches und Josephinisches Gymnasium, Lehnsummenanstalt, Hebammen Schule; physische Heilanstalt der Geisteskranken in den vormaligen Michaels- und Maria-Magdalenenklöstern; Staatsgefängniß; Georgs- und Priesterinstitut für alle Geistliche kath. Confession und Discipularanstalt; Armenanstalt, sechs Stiften und 14 Hospitäler.

III. Das Amt Hildesheim, liegt im N.D. der Stadt, ist die ehemalige Dompropstei mit den Gerichten Harsum und Kl. Algersmissen, enthält 11 Dörfer, 897 Familien, 5288 Einw. und den fruchtbaren Boden der Provinz auf einer nach N.W. geneigten Fläche.

(Lüntzel.)

HILDESHEIM, HILDENSEMIUS (Franz), ein geachteter Arzt, geboren den 12. Okt. 1551 zu Küstrin, hatte sich Anfangs der Theologie gewidmet, studierte dann Medicin in Wien, machte zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Italien, Frankreich und England, lebte nach seiner Rückkehr als praktischer Arzt in der Neumark und wurde hierauf als Professor der Arzneikunde zu Königsberg angestellt. Zuletzt bekleidete er die Stelle eines kurfürstl. Leibarztes zu Berlin erst bei Kurfürst Johann Georg, dann bei Joachim Friedrich und starb 1614. Seine Schriften sind theils medicinischen (epilectologia de cerebri et capitis morbis), theils allgemeinen Inhalts (vita Joachimi II. electoris Brandenburgici, vita Cancellariorum Distelmeieri et Albinii; Vita comoedia, religio tragoedia); Gebichte; Grabschriften auf brandenb. Kurfürsten und Markgrafen *).

(R.)

HILDESHEIMISCHE LEINWAND, eine orbünde Sorte teuffcher Leinwand aus dem hanoverschen Fürstenthume Hildesheim, 2 Elle breit, in Stücken wie das Bremer und Paderborner Leinen, wird gebleicht und meist über Hamburg und Bremen ausgeführt.

(P. Thon.)

HILDESLEY (Mark), ein geachteter engl. Geistlicher, geb. 1698 zu Wursone bei Sittingbourne in Kent, erhielt seine Bildung zu Cambridge, wo er auch promovirte und am Trinity College eine Zeit lang Fellow war, wurde 1781 zu der Pfründe Hilchin in Hertfordshire und 1785 zum Bisthum Sober und Wan befördert und starb 1772. Unter seiner Aufsicht wurden die von seinem Vorgänger, dem Bischofe Wilson, begonnenen Übersetzungen der heil. Schrift, des Book of Common prayer, des Christian Monitor, dann Lewis Exposition of the catechisme und Wilson's für die Heringshäuser bestimmter form of Prayer in die Sprache der Insel Wan vollendet und herausgegeben. Als Schriftsteller hat sich H. bloß durch die anonym herausgegebenen Plain Instructions for young persons in the principles of the christian religion (1762 — 67. 2 Bde.) bekannt gemacht †).

(A. G. Hoffmann.)

Hildebald, f. Hildebald.

Hildiger (Childiger), f. Hildegar.

HILDISVINI, heißt der goldene Eber der Götting Freya, von den beiden Zwergen (Künstlern) Dainn und Rabbí gefertigt †); seine Borsten waren sehr künstlich von Gold gearbeitet. Von ihm ist wohl der Eber des Freya zu unterscheiden, mit Namen Gullinbursti. Wenn Freya als Gott der Sonne, Freya als Göttin des Mondes verehrt wird, so sollte der Eber, welcher ihr zu Ehren gestiftet und verehrt wurde, auf Fruchtbarkeit des Jahres deuten (vergl. den Art. Freya). Weide,

Hildisvini und Gullinbursti, werden mit einander verwechselt. Die Kister *) verehrt die Freya, welche Tacitus mater deum nennt, und trugen das Bild eines wilden Schweines oder Ebers als Amulet bei sich. Es soll, wie sie meinten, wie ein Altermannharnisch vor jeder Verwundung durch Waffen, auch unter Feinden, bewahren.

(Schincke.)

Hildvad, f. Hildebold.

Hildofr, f. Hildafr.

Hildr, f. Hildur.

Hildebin, f. Hultschin.

HILDT (Johann Adolph), Kaufmann und Oberskämmerer in Gotha, geboren 1734, gestorben den 2. November 1805; rühmlich bekannt als Herausgeber der Handlungszeitung, oder wöchentliche Nachrichten von Handel-Manufakturwesen und der Ökonomie. Gotha, 1784 — 1802, 19 Jahrg. 4. fortgesetzt unter dem Titel: Magazin des Handels und der Gewerbstunde. Weimar 1805 ff. 8. m. Kupf.; ein vielgelesenes nützliches Blatt, das über den Gang des Handels, des Fabrikwesens und der Künste, ihre Fortschritte und Erfindungen u. viel Lehrreiches enthält, und in dem Kreise, in welchem es wirkte, die Richtung zu vielem Guten gab. Ein anderes nützliches Unternehmen Hildts ist die von ihm herausgegebene: Sammlung in: und ausländischer Holzarten zur technologischen Kenntniß, Charakteristik und Warenkunde aller Kunst-, Farbe- und Apothekerhölzer. Weimar 1798. 4. (144 zweifolige Journierblätter 4. 14 Bde. in Stücken zu 6 — 6 Zoll 56 Zeile). Er gab zugleich eine Beschreibung dazu heraus: Weimar 1798. 2 Bde. 8. *).

(Baur.)

HILDUIN, Abt zu St. Denys in Frankreich, war gegen das Ende des 8ten Jahrh. aus einer angesehenen Familie geboren. Er wurde unter Kaiser Ludwig dem Frommen, bei dem er in hohem Ansehen stand, 822 Palastkapellan, bald darauf Benediktinerabt zu St. Germain, im Medarduskloster zu Soissons, und 824 zu St. Denys, dem reichsten und berühmtesten Kloster in ganz Frankreich, das er 829 reformirte. Als Palastkapellan stand er überdies an der Spitze der ganzen Geistlichkeit des Reichs. Der Kaiser Ludwig übertrug ihm 824 eine Gesandtschaft an den Papst Eugenius II., und 826 wurde er mit dieses Kaisers Sohne Lothar ebenfalls nach Rom gesendet. Als Ludwig's Söhne sich wider ihren Vater empörten, trat er unantbar auf ihre Seite, wurde aber deswegen 820 auf der Synode zu Nimwegen nach Deutschland verbannt, und seiner Würde entsetzt. Er hielt sich im Kloster Gorrev auf, wurde aber schon 831 auf Hincmars Bitte zurück gerufen, und blieb fortan dem Kaiser in dessen fernern Streifkriegen mit seinen Söhnen treu ergeben. Nach dem 840 erfolgten Tode des Kaisers trat er, uneingebeknt seines dem Könige Karl gethanen Eides, auf Lothars Seite,

*) German. 45.

*) Seidelii icones march., Acta medic. Berolinens. J. 1797. 4. Bd., 1603 u. 4.

†) Crabb univers. histor. Diction. Vol. II. unter dem W. Wast's Biblioth. Brit. I. 496.

1) Finn-Magussens Lex. p. 156. Vocabulum Hildisvini veri potest Bellonae u. bellucius (originatus forte splendidus) asper.

2) Gacryff. B. II. n. 2. Zweite Sect. VIII.

*) H. Hildts gel. Teutsch. N. allg. teutsch. Bibl. 21r Bd. 301, 24r Bd. 166, 64r Bd. 509. Sachregister über die teutschen Zeitg. 287.

starb aber bald darauf, ums Jahr 842. Auf Befehl des Kaisers Ludwig ¹⁾, verfasste er um 836, mit einer Zuschrift an diesen Kaiser, die berühmte *Aeropagitica* ²⁾, d. i. das Leben des Pseudoareopagiten Dionys, worin er (ohne Zweifel um den Französischen Ehre zu machen) zu beweisen suchte, daß der von dem Apostel Paulus belehrte Dionys der Aeropagit, mit dem Bischof Dionys von Paris, der ums Jahr 250 nach Gallien kam, eine und dieselbe Person gewesen sei. Jahrhunderte lang blieb diese Verwischung zweier ganz verschiedener Personen unbeachtet und ungerügt, und es folgte daraus eine historische Täuschung über die andere, bis endlich unbefangene Untersucher ³⁾ die Wahrheit ans Licht brachten ⁴⁾.

HILDULF, HILDOLPH, Erzbischof und Kurfürst zu Köln, war von geringer Abkunft, erlangte aber durch wissenschaftliche Bildung die Stelle eines Stiftsherrn zu Goslar, und eines Kaplans K. Heinrich III. Sein Einfluß nahm am Hofe K. Heinrich IV. so zu, daß er schon von dem Erzbischof Anno als dessen Nachfolger bezeichnet war. Nach dessen Tode wurde er in Goslar vom K. Heinrich IV. im März 1076 zum Erzbischofe von Köln bestimmt; allein weder die Geistlichkeit, noch das Volk nahm ihn auf, obgleich es der Kaiser in einem Schreiben aus Erfurt befohl. Dieser selbst begleitete ihn daher nach Köln, und ließ ihn durch den Bischof Wilhelm von Utrecht einsehen und einsegnen. Einige Einwirkungen von Kapellen, die Veranstaltung einer Kirchenversammlung 1077 zu Köln, und unersöhnliche Anhänglichkeit an K. Heinrich IV. ohne Rücksicht auf den vom P. Gregor VII. ausgesprochenen Bann, sind die einzigen sicheren Nachrichten, welche sich vom Erzb. Hildolph erhielten. Ob er eines natürlichen Todes starb, ist ungewiß; man weiß nur, daß er 3 Jahre, 4 Monate und einige Tage regierte. Er starb im Jul. 1079, und wurde in die Domkirche zum heil. Peter in Köln begraben ⁵⁾.

(Jäck.)

HILDUR, HILDR, HILDVR, HILDA, 1) eine Walkyre, hat vom Kriege oder der Schlacht (Hialdr, Verdruf, Schlachtgeföhle) ihren Namen ¹⁾, und wird von nordischen Dichtern als Kriegsgöttin, *Wellona* bezeichnet ²⁾. Sie reitet in die Schlacht mit den übrigen Walkyren ³⁾, und reißt den Helden in Walpal den Labe-

trant ⁴⁾. Wahrscheinlich kommt der noch jetzt gewöhnliche Name *Brünhilda* von ihr her; denn mit demselben wird sie bei späteren Dichtern als *Brün* Dienerin bezeichnet. Wie der Ursprung der Walkyren überhaupt und ihre Bestimmung sich in das kaum entthüllbare Aisternthum verliert, so verhält es sich auch mit einzelnen derselben. Bei den Angelsachsen war *Hildur* (*Hilda*) auch Göttin der Gesundheit. 2) heißt so der König Hogni oder Hogni Tochter, welche Hedin, König Hjarlands Sohn geraubt hatte. Das Räuber darüber f. unter dem Art. Hedin ⁵⁾. Diese Sage ist unstreitig später entstanden, als die allgemeine Idee von einer kriegliebenden Walkyre; sie scheint physischen Ursprungs zu seyn. Tag und Nacht, Licht und Finsterniß kämpfen, so lange die Erde steht; die Einherjar kämpfen, wie im Leben, täglich zu gewissen Stunden auch in Walpal, sie sind des Himmels leuchtende Sterne, verschwinden und kehren zur gefetzten Stunde zurück mit ihrem Scheine. 3) Ist Hildur der ursprüngliche Name von *Brünhildur*, bis Sigurd sie aus dem Bauseerschlaf weckte ⁶⁾.

Hildur, f. den vorherg. Artikel.

Hilea, f. Eleia.

HILEN, genauer nach dem hebr. *Chilen* (חילן), wird 1 Chron. 6, 43. zwischen Schemos und Debir als eine im Stamme Juda befindliche Levitenstadt angegeben, deren Lage sich jedoch nicht genauer bestimmen läßt.

(A. G. Hoffmann.)

HILESION (*Λίλιον*), ist ein alter, von Homer (*Ilias* II, 499.) erwähnter Ort in Bötien, welcher nach Strabo IX, 406. von derumpfigen Gegend (*Λογ*) den Namen führte, wahrscheinlich auf der Südküste des Sees *Hylia* gelegen. Plineus erwähnt zwar IV, 12. den Ort, bestimmt ihn aber nicht genauer.

Hilarme, f. Helfarme.

HILFBITTE, an sich gleichbedeutend mit Hilfsgefuß, bezeichnet aber besonders eine Nebenbitte eines Klägers an den Richter, auf den Fall, daß er einem gestellten Antrage nicht nachkommen könnte. (R.)

HILFE. Die Thätigkeit oder Handlung, (oder überhaupt die Kräftausübung,) durch deren Wirksamkeit irgend ein beabsichtigter Erfolg herbeigeführt wird, oder werden soll, (oder auch dieser Erfolg selbst). Vom Wesen unterscheidet sich die Hilfe, theils darin, daß letztere zuvörderst nur auf die hervorbringende Wirkung, ersterer auf die Person, deren Kräfte nicht hinreichen, sich bezieht (daher „helfen“ auch schwächweg gebraucht wird, „beistehen“ aber nur in Verbindung mit dem, welchem geholfen wird), theils darin, daß „beistehen“ immer Handlung durch absichtsvolle Thätigkeit voraussetzt, mithin nur von vernünftigen Wesen als mitwirkenden Ursachen gebraucht wird, (die

1) Man sehe dessen Schreiben an ihn in den Vit. SS. Oct. d. IX. und in den *Aeropagitica*. 2) *Aeropagitica*, ed. Math. Galenus. Colon. 1563. Far. 1565. 8. — ed. Sarius ad IX. Oct. 3) J. Launoy *dis. de discrimine Dionysii Aeropagitis et Parisienensis*. cap. IV. p. 18. Tom. II. P. I. opp. Acta SS. Oct. d. IX. 4) *Sigoberti Gemblacensis de script. ecc.* cap. 82. Hist. til. de la France T. IV, 603. *Fossius de hist. lat.* 268. *Cave scriptor. eccl.* Vol. II, 13. *Fabritii bibl. lat. med.* T. III, 269. *Saxii Onomast.* P. II, 109. *Schroder's Kirchengesch.* 23, 113, 113.

5) *Moricensis const. chron. ad catal. archiep.* Colon. 1745. 4. p. 98. *Mersmann de successione archiep.* Col. 1736. 8. p. 59. *Godeau's Kirchengesch.* Th. XVII, 96. *Hartshorn concilia Germaniae*. T. III, 182.

1) Finn Magnusen's Glossar. I et II. unt. 2. B. Hildur. 2) Hölgaquide Handeguns III, 6, 21. 3) Volupus. 28.

4) Grimm's Mal. 36. 5) Vgl. Finn Magnusen Lex. Myth. unt. 4. Worte Hildur p. 157. 6) Böhmsches wöchentl. Nachrichten 1816, 2r. Bd. S. 174. 6) Regis Jangsbuben. Th. 2. S. 183. 184.

Prüfer eines Gebäudes helfen alle die Last desselben tragen, aber sie stehen sich nicht bei; ein Pferd hilft dem andern ziehen, aber nur die Führer stehen einander bei, wenn sie einander helfen; deswegen kann „Beistehen“ nur bei Noth und Gefahren Statt finden, „Helfen“ auch außerdem (denn nur für vernünftige Wesen kann fremde Noth ein Motiv zur eigenem Thätigkeit seyn). Besondere Bedeutungen sind folgende: 1) Im Gerichtssitz ist Hilfe die Handlung, wodurch der Verurtheilte genöthigt wird, dem Urtheil Folge zu leisten, die Hilfspollstreckung, der Hilszwang (die Exsecution); daher Jemanden die Hilfe thun (ihn exsequiren), Jemanden in die Hilfe verurtheilen, die Hilfe erkennen, s. den folgenden Artikel. 2) In der Reitkunst versteht man unter Hilfe die Mittel, welche ein Reiter anwendet, um dem Pferde seinen Willen bekannt zu machen, und es in der gehörigen Stellung zu erhalten, oder in einen gewissen Gang zu bringen; man theilt diese Hilfe in die getrienen oder feinen (feineres Zusammenrücken der Schenkel, Druck der Kniee, Anlegen der Waden, Treten auf den Bügel, Berühren der Schultern mit der Fingerspitze, Rückwärtssetzen oder Vorbiegen des Oberleibs, Vorhalten, Hörenlassen und sanftes Berühren mit der Reitgerte) und in die starken (stärkeres Anschlagen der Waden oder Weine an den Bauch des Pferdes, Hallenlassen der Gerte auf die Schultern, Croupe oder Flanken des Pferdes, Gebrauch der Sporen und Zungenstich). Das Nähere s. in dem Art. Hilfen. Auf ähnliche Weise heißt es in der Jägersprache: „dem Reithund die Hilsthun“ (ihm den Willen des Jägers bekannt machen). 3) Figurlich wird das Wort Hilfe gebraucht in folgenden Lebensarten: mit Hilfe der Nacht entweichen, dem Gedächtnis zu Hilfe kommen. 4) Eben so metonymisch statt der helfenden Person oder Sache: Jemanden Hilfe schicken, eine Geldhilfe u. d. m. (In der Bedeutung einer helfenden Person war ehemals auch das Maskul. der Hilfe, und das Fem. die Hilsin üblich, was jetzt durch Gehilfe und Gehilfin ausgedrückt wird). Häufig schreibt man Hülfe statt Hilfe, wogegen aber die Ableitung von Helfen spricht (Hilfe ist was hilft), und die alte Schreib- und Sprachform. Hilpe bei den alten Franken, Halsa und Hellsu beim Kero, Heltba beim Ostfriesen, Helta beim Norder; ferner im Angelsäch. und Engl. help, im Dänisch. hjælp. — Aus dem Hauptbegriffe Hilfe lassen sich leicht verstehen die Zusammensetzungen Hilfslosigkeit und Hilfsbedürftigkeit, Hilfsrede (Aussere, Beihilf, Entschuldig), Hilfsbrief (Schreiben eines Gerichts an das andere, worin um Vollstreckung der gerichtlichen Hilfe angefragt wird, literae executoriales. Vergl. den Art. Hilfschreiben), Hilfsfeld a) In dem Gerichtshilfe Exsecutionsgebühren, s. den Art. Hilfsfeld. b) In der Diplomatie: Geldsummen, welche ein Staat einem andern zur Führung eines Kriegs oder dgl. m. ausleiht (Euxidien s. den Art. Hilfslypophose, i. Hypothese. Hilfskrieg (zur Unterstützung eines andern Staates, im Gegensatz gegen den eigenen Krieg), Hilfsmit-

tel, Hilfsnote (in der Musik, welche den Hilfstön (s. d. B.) im Gegensatz der Hauptnote bezeichnet). Hilfsquelle, Hilfskollen (im Bergbau, ein Kollen, welcher aus einem andern (s. g. Haupt-) Stollen das Wasser abführt, oder in denselben einen Zugang eröffnet). Hilfstön (in d. Musik der höhere Ton eines Trillers, im Gegensatz des Haupttons). Hilfsstruppen (s. den Art.). Hilfsvölker, Hilfswissenschaft (s. den Art.). Hilfswort (Hilfszeitwort, verbum auxiliale), das Zeitwort, durch dessen Hilfe alle andere ihre Tempora bilden; von welcher Art die Worte seyn und haben sind, denen im uneigentlichen Sinn auch wohl werden, wollen, sollen, können, mögen beigefügt werden. (Auch versteht man manchmal unter Hilfswort dasjenige, welches den Sinn eines andern vollständiger zu machen, oder die Periode zu runden (Hülzwort, im rechtlichen Sinne: Hülzwort) dient. Hilszwang, die gerichtliche Hilfe (Exsecution).

(Dr. K. H. Scheidler.)

HILFE (grosse und kleine). Nach mehreren, besonders sächsischen, Landes-Prozess-Ordnungen gehen der nothwendigen Immobilien-Substitution die Besitzergreifung der als Hilfsobject angegebenen Grundstücke und des Gläubigers Einsetzung in den Besitz derselben, als zwei selbstständige, getrennte gerichtliche Handlungen voran; von denen die erstere, Sort auch die Exsecution im engeren Sinne des Wortes genannt, in manchen Gegenden, z. B. der Oberlausitz, unter dem Namen der kleinen, die letztere aber unter dem Namen der großen Hilfe vorkommt. Die Vollziehung jener besteht darin, daß das nöthige Gerichtspersonal auf Antrag des Gläubigers an Ort und Stelle sich versammelt, und zum Zeichen der Besitzergreifung die herkömmlichen symbolischen Besitzhandlungen daselbst vornimmt; bei Gebäuden also z. B. einen Spahn aus-schneidet, oder Feuer auf dem Herde anzündet, bei Feldern, Gärten und Gebäuden aber, ein Stück Rasen aussticht, oder einen Baumast abschneidet u. s. w., allenfalls mit ausdrücklicher Bezeichnung der Grundstücke als solcher, in welche die Hilfe vollstreckt werde. Über die ganze Verhandlung wird ein Protokoll aufgenommen, und die Beschlüsse werden bei den Acten aufbewahrt. Sofort mit der Vornahme dieses Actes ertönt der Gläubiger ein dingliches Recht, (Hilfspfandrecht) an den verhoffenen Gegenständen. Gleiche rechtliche Wirkung hat insofern auch die mit minderer Kostenaus-wande und wenigerem Aufsehen verknüpfte gerichtliche Erklärung des Schuldners, wie er die Hilfe für vollstreckt annehme, d. h. wie er die zur Hilfe bestimmten Grundstücke zur Befriedigung des Gläubigers überlasse. Nur nach einigen ältern Prozessordnungen z. B. der älttern kursächsischen soll in einem solchen Falle wirkliche Übergabe der Grundstücke an den Gläubiger binzu-treten. Zu der Vollziehung des so genannten großen Hilse wird auf Ansuchen des Gläubigers geschritten, wenn der Schuldner innerhalb sächsischer Frist von Zeit

*) Pfotenauer Doctr. Process. ed. Diedemann. §. 380.

der vollstreckten kleinen Hilfe an-gerechnet, denselben nicht befristet. Der Act der feierlichen Beschlagnahme der verhöflichen Güter wird dabei zu dem Ende wiederholt, damit entweder der Gläubiger selbst, um sie bis zur künftigen Subpensation gegen Rechnungsbilanz zu verwahren und die Rukungen an Zahlungsstatt mit anzunehmen, in den förmlichen Besitz derselben gelange, oder damit dieselben unter gerichtliche Sequestration gestellt werden. In beiden Fällen behält der Schuldner bis zur Subpensation noch die notwendige Wohnung in den dazu gehörigen Gebäuden. Jeder dieser Acte kann nur von dem Gericht der belegenden Sache vorgenommen werden. Neuere Geseze**) haben bald eine Verbindung der actualen Besitzergreifung mit der Immission des Gläubigers verordnet; bald die erstere ganz für aufgehoben erklärt, und den Beginn des Hilfspfandrechts an den Tag des Anschlags des Besitzergreifungspatents, oder an den des Ausrufs der Versteigerung geknüpft.

(B. Enninghaus.)

HILFEN (Reitkunst), nennt man alle die Mittel, deren der Reiter (Reiter, Stallmeister etc.) sich bedient, um ein Pferd thätig zu machen, d. h. so abzurichten, daß es für den Reitegebrauch vollkommen geeignet und im Stande ist, allen Forderungen der Reitkunst in so weit zu genügen, als seine Bestimmung es verlangt und seine Körper- und Temperamentsfähigkeit es gestattet. — Die Hilfen zerfallen: in unmittelbare und mittelbare (auch eigentlich und uneigentlich genannt).

Unmittelbare Hilfen sind solche, die vom Reiter selbst ausgehen und gerade zu von ihm auf das Pferd wirken. Man theilt sie am einfachsten in Schenkel-, Faust- und Gerte-hilfen.

Mittelbare Hilfen sind diejenigen, mit welchen nicht der Reiter selbst, sondern entweder ein Anderer, eine Maschine, oder sonst eine Vorrichtung auf das Pferd wirkt. Sie theilen sich in Bügel-, Longe- und Peitschenhilfen.

I. Unmittelbare Hilfen und zwar:

a) Schenkelhilfen. Sie bestehen in einem Anlegen der Unterschenkel mit beibehaltener Richtung des Vorfußes und mit unveränderter Lage der Oberschenkel bis zum Knie; wobei auch der Sitz (s. den Art. und den Art. Reitkunst) unverändert bleiben muß. Das Anlegen der Schenkel darf nicht anders als allmählig geschehen, also kein plötzliches Anschlagen oder Stoßen Statt finden. Der anzuwendende Druck wird durch den Grad der Folgsamkeit des Pferdes bestimmt, und hiernach stärker oder schwächer eingerichtet. Der geringste Grad derselben ist das Verwahren mit den Schenkeln, woturch man das Ausfallen der Kruppe (s. den Art.) im Voraus verhindert.

Die Schenkelhilfen werden entweder mit einem oder mit beiden Schenkeln gegeben, wobei die Schenkel entweder senkrecht am Gurt oder eine Durchhand hinter

demselben, niemals aber vor dem Gurt oder in den Flanken (s. den Art.) angelegt werden. Dabei sind die Absätze stets herunter gedrückt und ist das Knie mit den Sporen sorgfältig zu vermeiden. Die stärkste Schenkelhilfe besteht im Gebrauche der Sporen. Diese werden nur bei trägen Pferden, die den Schenkelstrich nicht beachten, oder in Augenblicken der höchsten Kraftanstrengung, oder als Strafe in Anwendung gebracht. Beim Gebrauche derselben darf der Reiter nie die Haltung seines obren und mittlern Körpertheils verlieren; auch sollen die Unterschenkel nicht erst vom Pferd abwärts gebracht werden und gleichsam zum Stoß aus-holen.

b) Fausthilfen. Sie werden auf doppelte Weise gegeben, und zwar je nachdem auf Trense (Kingenzaum) oder Kantare (Stangenzaum) geritten wird, obgleich beide Arten gleichmäßig auf das Pferd wirken.

a) Auf der Trense. Die Fauste werden bei der Trensenführung auf zweierlei Art gestellt (erste und zweite Stellung). Allgemein giltig ist, daß der Reiter die Bügel der Trense mit beiden Händen unverändert zwischen dem kleinen und Ringfinger ergreift, die Außen-seite des Leders nach Außen; die Enden der Bügel hangen über die Zeigefinger weg, auf beiden Seiten auswärts; die Fauste sind geschlossen, die Daumen, gerade ohne gekrückt zu seyn, drücken die gleich langen Bügel an die Zeigefinger. Wird auf der Doppeltrense geritten, so faßt der Reiter die Bügel der kleinen Trense zwischen den Mittel- und Ringfinger, so daß sie am Pferdehalse innerhalb der Bügel der großen Trense und unter diese zu liegen kommen. Die Daumen werden auf beide in obiger Art aufgesetzt. Bei der ersten Stellung ist die Fausthaltung (die Unterarme bilden stets mit dem gerade herab hangenden Oberarmen rechte Winkel nach vorwärts, und liegen mit den mittlern Fingern ihrer innern Flächen sanft am Unterleibe) so, daß die Mittelgelenke der Finger gegen einander gekrückt sind, die Fauste selbst 4 Querfinger von einander, eine Durchhand vom Unterleibe und 2 Hände hoch über dem Widerrist (s. den Art.) des Pferdes stehen. Die Bügel sind gleich lang ergriffen, und zwar so, daß der Reiter bei einer Versammlung *) Haltung des Pferdes stets ein leichtes Gefühl von der Anlehnung des Mundstücks auf dessen Kinnladen habe, ohne daß das Pferd zurück zu treten strebt. Beim Anfangsunterricht wird stets mit der ersten Stellung geritten und die große Trense allein geführt.

Bei der zweiten Stellung, — welche eintritt, sobald der Sitz des angehenden Reiters so weit fest ist, daß vom Übergange zur eigentlichen Führung, zur guten Stellung des Pferdes und zu den Wendungen die Rede seyn kann, — ist Bügelhaltung und Faustrichtung die selbe wie bei der ersten; die innere *) Faust aber

1) Versammlung heißt in der Reitkunstsprache, die Vorhand (des Vordertheils) des Pferdes verhalten und die Hinterhand (das Hintertheil) nachziehen. 2) Innenwärtige Faust, Bügel oder Elle heißt diejenige, welche dem Innern des Reitzuges oder Reitzes zuge-

**) Herr Zieher, des säch. bürgerl. Proj. §. 202, Art. 2, §. 201. a. G.

wird eine Handbreit tiefer gestellt, so daß ihr Daumen mit dem kleinen Finger der auswärtigen Hand in gleiche Höhe kommt, dabei wird der innwärtige Bügel etwas kürzer gefaßt; die Entfernung der Faust von einander wie oben.

Die Verrichtungen der Fäuste bei den Hilfen bestehen überhaupt im Annehmen, Nachlassen und Wenden.

Beim Annehmen bewirken beide Fäuste — gleichzeitig und gleich stark — im Gelenk eine schraubenartige Drehung von vorne nach rückwärts, wobei die kleinen sich gegenseitig dem Unterleibe des Reiters nähern, auch ein wenig in der Richtung gegen die Brust zu steigen, wobei das Reigen der Daumen nach vornwärts und auswärts möglichst vermieden werden muß. Diese Drehung der Fäuste verkürzt die Bügel gleichmäßig, und ist bis zum Erreichen des vorgesezten Zwecks zu verlängern, zu verstärken oder zu wiederholen; woraus die Fäuste wieder in ihre ursprüngliche Stellung zurück gehen. Das Annehmen findet in der Regel Statt: bei halben und ganzen Paraden und beim Zurücknehmen.

Beim Nachlassen machen beide Fäuste im Gelenk eine schraubenartige Drehung von hinten nach vorn, wodurch die kleinen Finger sich dem Pferdebaule nähern und von einander sich entfernen, die Daumen aber sich gegenseitig dem Leibe des Reiters nähern. Erreicht man durch diese Drehung das für den Zweck nöthige Verlängern der Bügel noch nicht, so müssen die Fingerringel nicht weiter nach dem Sattelnopf gedreht, auch die Faustgelenke nicht mehr wie gewöhnlich gebogen werden, sondern die beiden Fäuste, mit den Daumen nach oben, so weit vorgehen, bis der Zweck erreicht ist, dann aber ihre ursprüngliche Stellung wieder nehmen. Diese Hilfe tritt ein, wo dem Pferde eine mehr als gewöhnliche Bügelfreiheit nöthig ist z. B. beim Übergang vom kurzen in den gestreckten Trab, beim Springen, bei Verrichtungen der auswärtigen Faust Bedarfs der Wendungen u. c., nach dem Sammeln, wenn das Pferd beim Zurücktreten das Mundstück schiebt u.

Beim Wenden soll durch eine schraubenartige Drehung des jedesmaligen innwärtigen Faustgelenks der kleine Finger in der Richtung gegen die auswärtige Brustseite des Reiters eine aufsteigende Bewegung machen. Das dadurch bewirkte Verlängen des innwärtigen Bügels bewirkt das Pferd zur Wendung; die auswärtige Faust läßt so lange etwas nach, bis das Pferd dem Anzuge der innwärtigen Faust folgt, krümmt dann ihr Gelenk dergestalt, daß der kleine Finger die Richtung nach der auswärtigen Schulter des Reiters bekommt. Dabei bleibt der Daum oben auf, der Unterarm am Leibe liegen; wodurch ein seitwärts hebender Anzug entsteht, welcher dem Pferde Haltung gibt, das Ausfallen der Kruppe verhütet, und den Umfang des Kreises der

Wendung bestimmt. Nach vollendeter Wendung nehmen die Fäuste ihre frühere Stellung.

B) Auf der Kantare (dem Stangenzäum).

Der Reiter theilt die Kantarengügel mit dem Ringfinger der linken Hand; das Ende derselben hängt über das Mittelgelenk des Zeigefingers, aus der Hand, gegen die rechte Schulter des Pferdes herab. Der Trensengügel liegt mit seinem mittlern Theile über die Kantarengügel weg durch die volle Hand. Die Faust ist geschlossen, der Daumen im Gelenk mäßig getrümmt und auf alle drei Bügel da aufgesetzt, wo sie aus der Hand kommen und auf dem Zeigefinger liegen. Der Schieber sitzt innwärtig auf dem Ringfinger; die Kantarengügel liegen — vom Mundstück bis zur Faust — innwärtig am Halse des Pferdes; die Trensengügel hängen außerhalb jener derab.

Mit den also ergriffenen Bügeln wird die linke Hand in der bei der Trenseführung angegebenen Haltung vor die Mitte des Unterleibes gebracht und dabei eben so das verschiedene Längenverhältniß der Rippe und Hälse, so wie der Haltung der Pferde berücksichtigt. Der rechte Arm hängt — wenn dessen Faust nicht die kleine Trense, die Gerte oder eine Waffe führt — gerade und ungewungen von der Schulter herab, die Hand liegt hinter dem Diebste, ist leicht und beweglich geöffnet, berührt mit Daumen und Zeigefinger die Lende.

Zu Anfang des Unterrichts auf Kantare, so wie bei der Ausrüstung junger Pferde, vereinigt man gern mit der Stangenführung den Gebrauch der kleinen Trense. Dazu ergreift die rechte Hand mit dem Daumen und den drei ersten Fingern den Trensengügel, und zieht ihn durch die linke Hand, bis er mit dem linken Stangenzügel gleichmäßig ansteht. Der rechte Theil des Trensengügels wird so kurz gefaßt, daß er sich eben so zum rechten Stangenzügel verhält; worauf der mittlere zwischen beiden Fäusten bleibende Theil desselben gegen den Sattelnopf herab geschlagen wird und so lang seyn muß, daß die Verrichtungen der Fäuste nicht gestört werden. Diese sind vierfach; sie umfassen — wie bei der Trense — das Annehmen und Nachlassen auch mit gleichem Verlahren; das Wenden aber theilt sich in Rechts- und Linkswenden wie folgt; wobei die Grundsätze im Allgemeinen dieselben wie bei der Trensenwendung sind.

Rechtswenden. Es zerfällt in zwei Abschnitte (Momente). Der erste besteht in einem schraubenartigen Drehen der Faust rückwärts, dem Annehmen ähnlich, aber mit stärkerer Abrundung des Faustgelenks nach Außen; wodurch das Pferd rechts gestellt und zum Antreten der Wendung vermocht wird. Beim zweiten wird die Faust noch stärker gerundet und das obgedachte Drehen so weit fortgesetzt, daß der kleine Finger in der Richtung gegen die rechte Brust aufwärts steigt, ohne daß der Daumen sich dem Pferdebaule nähert. Der hierdurch entstehende Druck auf die äußere (linke) Kinnlade nöthigt das Pferd in der erhaltenen Stellung die Wendung zu vollenden.

lehrt ist, bei Wendungen und Seitengängen diejenigen, wozu die Wendung oder der Seitengang gemacht, oder wozu der Pferdekopf gestellt wird.

Einlenken. Gleichfalls in zwei Abschnitten. Beim ersten wird das Kausgelenk dergestalt gedreht, daß der kleine Finger sich dem Leibe des Reiters nähert und der Daumen gegen die linke Schulter des Pferdes sich abwärts neigt. Dadurch wird der linke Zügel verkürzt und das Pferd zur Stellung und Wendung links bewogen. Beim zweiten setzt die Faust mit scharf gerundetem Gelenke das angefangene Drehen fort, so daß der kleine Finger, der seinem Annähern gegen den Leib des Reiters, nach dessen linker Brust aufwärts steigt, ein Druck auf die rechte Kinnlade des Pferdes entsetzt und daselbe zum Vollenden der Wendung zwingt.

Alle diese Drehungen gehen von der ursprünglichen Fauststellung (s. oben) aus, die nach deren Vollendung wieder eintritt. Hauptregeln bei diesen Hilfen sind: sanftes Beginnen, allmähliges Steigern des Nachdrucks bis zum Erfolge, Wechseln mit Annehmen und Nachgeben, wo Widerstand eintritt; ruhige Lage des Unterarms (jedoch ungeklemmt und beweglich) am Leibe, wodurch die Ruhe, Stetigkeit und Leichtigkeit der Faust bewirkt wird. So lange man die Trennungszügel zu Hilfe nimmt, wirken diese hauptsächlich auf Kopfstellung und Wendung, und die Stange unterstützt und vollendet nur.

Aus der Vereinigung und Übereinstimmung der Faust- und Schenkelhilfen geht allein die richtige Haltung und leichte Folgsamkeit des Pferdes in allen Gangarten hervor. Richtig anwenden kann sie nur der Reiter, welcher einen festen und schulgerechten Sitz hat; erlernt wird ihre Anwendung durch Beobachten der richtigen Grundfüße und durch Übung. Es können hier nur Beispiele davon für die Hauptverrichtungen des Reiters gegeben werden.

Beim Sammeln und Aufrichten des Pferdes. Sammeln heißt, das Pferd in diejenige Stellung und Haltung bringen, wo es seine natürliche Länge verkürzt, d. h. den Hals vom Widerrist an erhebt, das Genick abwärts biegt, den Kopf gegen die Brust heran nimmt, die Danken (Hanches, Gegend der Hinterbacken zwischen Becken und Kniegelenk; ungenau: Hinterteil) etwas einzieht und die Hinterfüße näher gegen die Vorderfüße heran setzt. Nicht bloß vor dem Anreiten, sondern auch in allen Gangarten — den gestreckten Trab, dem gestreckten Galop und das Auslaufen (Carrière) ausgenommen, — soll der Reiter sein Pferd gesammelt haben. Er bewirkt dies durch gleichmäßiges Annehmen beider Zügel und Anlegen beider Schenkel hinter dem Gurt, bis das Pferd — verhältnismäßig nach dem Bau und der Bewegung des freien Forttretens der Vorderfüße — obige Stellung annimmt. Erfolgt dies auf den ersten Anzug nicht, so muß ein wechselndes Nachgeben und Wiederanhaften mit gleichzeitigen Schenkelhilfen folgen, überhaupt die Anwendung beider Hilfen im Einklange verstärkt werden. Bei allen Gangarten soll der Reiter sein Pferd durch gleichmäßiges Ansetzen ³⁾ der Zügel

und Verwahren ⁴⁾ mit den Schenkeln zwischen Zügel und Schenkel haben. Auf gerittenen Pferden, die sich von selbst am Mundstück abhoben, werden die Fäuste im Geben stets ruhig gehalten, bei solchen aber, die sich während des Gehens auf das Mundstück legen, und mit festem Genick dagegen anbringen, müssen von Zeit zu Zeit beide Zügel gleichmäßig etwas nachgegeben werden, indes man das Pferd mit beiden Schenkeln vorbrückt und zugleich mit beiden Füßen wieder heran nimmt.

Beim Aufrichten ⁵⁾ auf der Stelle wechseln die nach Maßgabe der Länge, Gestalt und Richtung des Pferdhalbes und Kopfes hoch gehaltenen Fäuste mit wiederholtem, nach Umständen anhaltendem, gleichmäßigem Annehmen in erhabener Richtung, und mit verhältnismäßigem Nachlassen ab, während die Schenkel nach hinten dem Gurt angelegt werden, um das Zurücktreten oder Zurücklegen des Pferdes zu verbieten und zur Biegung der Hanken mitzuwirken. Im Gange, wo das Pferd mit ausgerichtetem Halbe, freier Schulterbewegung und kräftigem Folgen der Hinterhand im gesammelten und entschlossenen Schritt und Trab vorgehen soll, müssen obige Schenkelhilfen noch nachdrücklicher angewendet werden, zugleich auch — um das liberieren zu verhindern — die gehörig gestellten und erhaltenen Fäuste das Vordereit kräftig heran nehmen. Bei rohen Pferden ist mit Sanftmut zu beginnen, mit Nachdruck vorzuschieben und erst, wenn Wille und Fähigkeit sich dem Gleichgewichte nähern, die volle Kraft der Hilfen anzuwenden.

Bei Paraden ⁶⁾ (Anhalten) kommt es darauf an, ob das Pferd bloß für den Augenblick verhalten oder in eine kürzere Gangart verlegt (halbe Parade) oder zum gänzlich Stillstehen gebracht werden soll (ganze Parade). Die Hilfen dabei sind nur hinsichtlich der angewendeten Kraft verschieden. Beim Sammeln und Verlegen in eine kürzere Gangart drücken die Schenkel nach eingetretener Wirkung der Zügel das Pferd sogleich wieder vorwärts und der Übergang in die kürzere Gangart geschieht allmählig. Bei ganzen Paraden hingegen tritt die Wirkung des Zügel vortretender und plötzlicher ein, und mit selbiger hört auch die Wirkung der Schenkel auf. Ganze Paraden aus schnellen Gangarten müssen mit Vorsicht und Berücksichtigung der Kräfte wie des Bauers der Pferde ausgeführt werden.

Beim Zur- und Annehmen, wo das Pferd in gesammelter Stellung Schritt vor Schritt auf gerader Linie rückwärts treten soll, sind die Hilfen wie bei den Paraden; das Pferd wird gesammelt, die Fäuste setzen das Anziehen der Zügel auf die vorgeschriebene Weise so lange fort, bis das Pferd einen Vorderfuß zum Rückwärtstreten aufhebt. Die Schenkel verhindern dabei

3) Ansetzen, Zustand der Zügel, wenn das Pferd die gehörige Anlenkung am Mundstück hat.

4) Verwahren, mit den Schenkeln das Ausweichen der Hinterhand nach einer Seite oder das Nachhinken derselben verhindern. 5) Aufrichten, dem Pferd eine erhabene Stellung mit Kopf und Hals geben. 6) Parieren oder Anhalten heißt, ein Pferd aus dem Gange mit vortretender Zügelwirkung sammeln.

das Ausweichen der Kruppe (verwahren dieselbe). Soll das Zurücknehmen ausfallen, so treten stärkere Schenkelhülsen ein, die Hüfte geben dem Pferd eine gesammelte Stellung. Hauptregeln beim Zurücknehmen sind: Vorhergehendes Aufrichten und Versammeln; sanftes Begleiten der Bewegung; Nachgeben nach jedem Anzuge und Vermeiden ununterbrochener Anzüge (Hauptsache); sorgfältige Rückstuf auf Bau und Kräfte (Schwäche im Hinterrück steht oft aus wie Widerpenflichkeit).

Beim Anreiten. Es geschieht in gesammelter Stellung durch den Druck der Schenkel an den Gurt mit verhältnißmäßigem Nachgeben der Faust; wobei jedoch das Pferd immer an den Zügeln bleiben muß.

Beim Verstärken der Gangart und zwar:

1) Beim Übergang aus dem Schritt in den Trab, fassen dieselben Hülsen statt. Der Reiter gibt mit beiden Schenkeln gleichzeitig und gleichsinnig einen Druck längs dem Gurt zugleich mit einem angemessenen Nachgeben der Zügel. Sobald das Pferd antrabtet, nehmen Faust und Schenkel ihre gewöhnliche Stelle wieder ein.

2) Beim Verstärken des Trabes wird ein kräftiger Druck beider Schenkel mit geringem Nachgeben der Faust angewendet.

3) Beim Übergang aus dem Schritt oder Trabe in den Galop, kommt es darauf an, ob der Reiter sein Pferd rechts (d. h. mit Vorgehen der rechten Füße) oder links (d. h. mit Vorgehen der linken Füße) ansprennen soll. Beim Rechtsanpennen beginnt er mit der schraubenartigen Drehung der Faust wie im ersten Abschnitte der Einkerbung (s. oben) und zwar hehend und so, daß sich die Zügel in der Richtung des linken Hinterrückes wachsend verfürzen. In dem Augenblick, wo das Fausttrunden anfängt, legt er die Schenkel sanft hinter den Gurt an, und drückt in dem Grade, wie er durch die Anzüge die Zügel stärker verfürzt, den linken Schenkel allmählich stärker an den Pferdtraben. Diese gegen einander wirkende Hülsen nöthigen das Pferd, seine Haltung aufs Hintertheil und insbesondere auf den linken Hinterrück zu nehmen. Durch das Verhalten der Zügel in der angegebenen Richtung wird die linke Schulter des Pferdes zurück gehalten und durch des linken Schenkels Gegenwirkung dessen Hintertheil stark zusammen gedrückt. In dieser Stellung muß das Pferd sich vorne heben und mit dem rechten Vorderfuß ausgreifen, also rechts ansprennen; worauf der Reiter, sobald dieß geschehen ist, durch Nachlassen der Zügel ihm zu einigen Galoppstrüngen Freiheit läßt, dann aber die Zügel wieder annimmt, um den Galop einzuhalten (zu cadenciren). Sich und Faustführung müssen sich auf ihren Wirkungspunkten bleiben, sanftes Verhalten und Anwendung halber Paraben das Vordertheil aufrichten, die Schenkel des Reiters nicht unnöthig sein, sondern oft durch sanftes — bei trägen Pferden durch nachdrückliches — Wirken der anliegenden Waden das Pferd zum Senken und Nachbiegen des Hintertheils, so wie zum Regeln der Galoppstrüngen nöthigen. Beim Einknappen werden genau die entgegen gesetzten Hülsen angewendet.

Beim Halsbiegen (Abbrechen). Das Pferd muß in der Regel dahin sehen, wohin es gehen soll, deshalb zuerst bei jeder Wendung mit dem Kopfe die neue Richtung annehmen. Dazu ist Halsbiegung nöthig, und diese wird durch das regelmäßige Abbrechen, d. h. dadurch bewirkt, daß man des Pferdes Kopf nach einer oder der andern Seite hinwendet, ohne daß die übrigen Glieder daran Theil nehmen. Zuoberst stellt man das Pferd aufrecht und versammelt, verfürzt den innerwändigen Zügel ein wenig, wendet dann durch die innerwändige Faust (bei der Trensenführung) mit einer Drehung im Gelenk, wie zur Wendung einwärts, in wiederholten, sanften, spielenden Anzügen den Kopf des Pferdes so weit nach der Seite zu, als es willig Folge leistet. Dabei gibt die auswendige Faust nach, der auswendige Schenkel verwaagt die Kruppe. In dieser Stellung läßt der Reiter seine innerwändige Faust ruhig stehen, nimmt aber die auswendige mit erhobenem Unterarm (Oberarm und Ellenbogen bleiben unverrückt) durch wiederholte Anzüge gegen seine auswendige Schulter an, um den Pferdtrab besser aufzurichten und das Genick besser zu biegen und zurück zu arbeiten. Faust und Schenkel müssen stets gemeinschaftlich — die innerwändigen stärker, die auswendigen lebhafter — einwirken. Benimmt das Pferd sich beim Abbrechen willig und ruhig, so wird nach einigem Vermeiden der Kopf wieder gerade aus gestellt. In den verschiedenen Gangarten wird die Kopfstellung durch die zweite Stellung der Faust (s. oben) bewirkt. Sie soll niemals stärker seyn, als daß der Reiter beim Geradeausreiten, wenn er gerade vor sich hin sieht, die Nase und das Auge des Pferdes auf der innerwändigen Seite in schräger Richtung ein wenig sehen kann. Der innerwändige Zügel und der auswendige Schenkel geben hierbei die Hülsen.

Bei Wendungen und Volten⁷⁾ stellt und fährt der innerwändige Zügel das Pferd in die Biegung, richtet der auswendige Zügel den Kopf auf, verhindert das Auswärtsdrücken der Ohren, bestimmt die Größe des Kreises der Wendung und wirkt mit gegen das Ausfallen der Kruppe. Beide Schenkel drücken gleichmäßig das Pferd an die Zügel; der innerwändige liegt am Gurt, der auswendige hinter demselben. Des Pferdes Haltung ist gesammelt; das Drängen desselben mit der Vorhand in den Kreis und das Ausweichen der Kruppe verhindert der Reiter durch verstärkte Wirkung des Zügels und Schenkels der auswendigen Seite, den umgekehrten Fall durch die Hülsen der innerwändigen. Drängen aufs Mundstück und Schlenkern mit der Kruppe hindern halbe Paraben mit verstärkter Kraft der auswendigen Hülsen.

Beim Schulterpassiren (Schulter herein). Es ist dasselbe ein Seitengang, bei dem das Pferd mit Kopfstellung einwärts und Rippenbiegung um den Mittelpunkt eines Kreises oder Vierecks nach der entgegen-

7) Volte, Kreis von verschiedener Größe, den der Reiter macht.

gefehten Seite dergestalt bewegt, daß die Vorderfüße einen engeren Kreis als die Hinterfüße beschreiben und die inneren Füße über die auswärtigen wegstreten. Das Pferd soll dadurch Biegsamkeit in den Kinnladen (Ganaches) bekommen und sich an Nachgiebigkeit gegen jede Zügelregung gewöhnen, die Schultfreiheit ausbilden, dem einseitigen Schenkeltrude weichen und durch vollkommene Biegung der Rippen und Halsen sein Gleichgewicht besser halten lernen. Der Reiter gibt dabei zuerst mit dem inneren Zügel und auswärtigen Schenkel dem Pferd eine etwas gebogene Stellung, führt dann — wie zur Wendung — die Vorhand einwärts, so daß die Hinterfüße auf dem bisherigen Hufschlage (b. h. auf der Fußstapfenlinie) bleiben, die Vorderfüße aber einen Kreis beschreiben, der etwa zwei Fuß einwärts von dem Hufschlage der Hinterfüße entlernt ist. Nach vollbrachter Wendung gibt die inneren Zügel die Führung ab, sorgt dieß für Kopfstellung, Beibehaltung des Kreises, der Vorderfüße und dafür, daß die Kruppe nicht einwärts geworfen werde; wogegen die auswärtige Faust verhaltend und aufrichtig durch stüts und heben des Anzuges wirkt, und ihre Anzüge etwas abwärts vom Pferdekopfe durch Einwärtsdrehen der Faust mit dem kleinen Finger nach der auswärtigen Schulter zu macht. Der innere Schenkel hinter dem Gurt, treibt die Hinterhand in der Richtung des Seitenganges fort; der auswärtige verwahrt die Kruppe; beide Schenkel verhindern gemeinschaftlich das Zurückbleiben der Hinterhand und treiben das Pferd in die Zügel. Verlammt Haltung, erhobene Vorhand, gebogene Halsen und Rippen, dabei freiertritt, weiler Bogen des inneren Vorderfußes über den auswärtigen, hohe und freie Schulterbewegung sind die Ergebnisse obiger mit Sorgfalt, Uebereinstimmung und Ausdauer gegebenen Hilfen.

Beim Traversiren (schrägem Seitengange), wo das Pferd mit Kopf und Kruppe dahin gestellt ist, wohin es geht, und auf zwei Hufschlägen mit den auswärtigen über die inneren Füße tritt, stellt und führt die inneren Zügel das Pferd in die Richtung des Seitenganges, richtet die auswärtige es auf und hindert die Vorhand, sich zu viel einwärts zu wenden und zu schnell seitwärts zu eilen, drückt der auswärtige Schenkel die Hinterhand gleichmäßig seitwärts mit der Vorhand, verwahrt der innere die Kruppe. Der Grundsatz der inneren Hilfen ist Ruhe und Stetigkeit; die auswärtigen wirken sanft und spielend; die Kruppe darf nie voran eilen.

Beim Schließen (vollem Seitengange), woselbst dieselben Hilfen angewendet, doch sowohl auswendig als inwendig kräftiger, weil bei dieser Bewegung das Pferd — abgesehen von seiner eignen Biegung — der Länge nach lotrecht auf die Wand gerichtet seyn soll, an welcher es seitwärts fortschreitet. Hauptsache ist, daß beide Schenkel das Pferd fortwährend am Zügel erhalten, da dasselbe bei der lotrechten Stellung gegen die Wand eine Neigung zum Zurückziehen äußern wird.

c) Gertenhilfen. Die Gerte (Spiegruthe) muß so lang seyn, daß der Reiter auf dem Pferde denselben mit ihrer Spitze eine Hülse an dem Hinterschmel geben kann, ohne die Faust aus ihrer Stellung zu bringen und das Pferd im Munde zu beunruhigen.

Sie wird gebraucht:

Beim Führen des Pferdes. Es wird das dicke Ende derselben mit den Enden der Zügel zugleich in der vollen linken Faust gehalten, und zwar mit der Spitze ab- und rückwärts. Will das Pferd nun nicht fortschreiten, so gibt ihm der Führer, ohne stehen zu bleiben oder sich umzusehen, von hinten eine Hülse mit der Gerten Spitze.

Beim Aufsitzen bleibt die Gerte unverändert in der linken Hand. Eigt der Reiter im Sattel, so ergreift die rechte Hand, ehe sie ihren Zügel nimmt, über dem linken weg und zieht hinter dieser die Gerte mit zwei Fingern, legt sie mit der Spitze vorsichtig nach hinten in die Höhe, um sein Pferd nicht zu erschrecken, auf die rechte Seite, dreht sie hier zwischen den Fingern mit der Spitze ab- und rückwärts, faßt dann das dicke Ende in die volle Faust und ergreift nun den rechten Zügel.

Beim Fertigmachen zum Absteigen legt die rechte Hand den Zügel in die linke, wie oben, bringt — obige Bewegungen zurück machend — die Gerte auf die linke Seite und von unten in die linke Hand. Das Pferd darf durchaus nicht beunruhigt werden.

Beim Reiten selbst wird die Gerte stets in der inneren Hand (im Fricke die rechte), die Spitze derselben ab- und rückwärts geführt.

Die Hilfen zum Vor- und Seitwärtsgehen werden mit der Gerten Spitze an die inneren Hinterschmel nach dem Grade der Empfindlichkeit des Pferdes gegeben. Bleibt bei einem Seitengange die Vorhand zurück, so gibt man die Hülse sanft, an Schulter und Vorderarm. Hauptsache ist, daß die Hüfte dabei nie ihre Stellung verlieren dürfen, damit seine Beunruhigung des Pferdemaßes Statt finde.

Beim Bekehren (Changiren) von einer Seite zur andern wird die Gerte — in obgedachter Art — gewechselt. Die abgebende Hand gibt während dessen den Zügel in die andere und ergreift ihn sogleich wieder; was Alles unmerklich geschehen und bedient seyn muß, ehe die bisher innere Seite zur auswärtigen wird.

Als Strafe wird die Gerte bei Pferden gebraucht, welche die Schenkelhilfen nicht achten oder denselben sich widersetzen. Der Reiter nimmt dann beide Zügel in die linke Faust (bei Trennführung) und gibt mit der Gerten Spitze durch die rechte Faust dem Pferde von oben herab einen kräftigen Hieb unter den Bauch, indem er dessen Kopf hoch nimmt und sich fest in den Sattel setzt, um Ausschlagen und Boden zu verhindern. Regel ist überaß, daß vom dicken Gertenende außerhalb der Faust Nichts zu sehen seyn darf.

II. Mittelbare Hilfen und zwar:

a) Zügelhilfen. Es sind solche, die mittels des Zügels, aber so gegeben werden, daß nicht, wie bei den Haupthilfen, der Reiter unmittelbar durch den Zügel auf das Pferd wirkt, sondern eine Art besonders vorgerichteter Zwischengewalt eintritt. Die hauptsächlichsten werden bewirkt:

Durch den Sprungzügel, der bei Pferden, welche die Nasen in die Luft strecken (Stengudern), oder mit den Köpfen schlagen, so daß sie den Reitern die Hände aus den Stellungen oder die Zügel durch die Hände ziehen, entweder in den Nasenriemen einer besondern Sprunghalter oder in den des Kappzaums, oder in das Kinnstück der Wassertränse geschnallt wird, um jene Untugenden zu verhindern. Hauptzweck derselben ist seine richtige Wirkung ist, daß er lang genug bleiben muß, um weder die aufrechte Stellung des Halses noch die freie Bewegung des Pferdes überhaupt zu hindern. Man hat einfache und doppelte Sprungzügel.

Durch die Schleißzügel, welche das Drängen und Werfen des Kopfes und Halses nach dem Seiten zu verhindern bestimmt sind. Sie werden mit dem Schnallende am Untergurt befestigt, von Innen durch die Ringe der großen Trense über die Zügel durch gezogen und gehen mit den andern Enden in die Häufel des Reiters zurück, wo sie mit voller Hand gefaßt werden. Ihre Wirkung soll erst dann eintreten, wenn auf den Anzug des Trensenzügels kein Gehorsam erfolgt. Bei Pferden, die sich tief tragen, oder sich fortwährend auf das Mundstück legen, oder hinter den Zügeln bleiben, sind sie nicht wohl anwendbar. Auch darf man durch sie das Abbrechen oder eine stark gebogene Stellung bei Seitengängen nicht erzwingen wollen, überall sie keinem Reiter mit schwerer und heftiger Faust in die Hand geben. Dagegen sind sie bei Wendehäufen (Pferden, deren Hals keine feste Haltung hat), oder die bei gewissen Übungen dem Reiter die Faust streifen und eine falsche Kopfstellung suchen, oft von großem Nutzen.

Durch die Aufsetzzügel, welche das Pferd hindern sollen, den Kopf mit Gewalt herab zu nehmen. Sie sind am Sattel befestigt, gehen auf beiden Seiten durch Ringe am Trensen-Kopfstück, und sind im Mundstück eingeschnallt, so daß sie dem Pferde zu allen Kopfbewegungen — das Abwärtskehren ausgenommen — Freiheit gestatten.

Durch die Bod-Trensenzügel. Diese sind — gleich den Schleißzügeln — am Gurt befestigt, werden von Innen durch die Ringe der großen Trense gezogen, dann durch die am Trensen-Kopfstück angebrachten Ringe, von denen aus sie in die Häufel des Reiters gehen, der sie mit voller Hand faßt. Sie hindern, sobald der Reiter sie anzieht, das Herunternehmen des Kopfes.

Durch den Kappzaum, dessen man sich bei halbschlagigen, hartmüthigen Pferden bedient, um ihnen die nötige Haltung zu verschaffen, ohne ihr Maul zu verderben, oder bei Durchgängern, um sie zu bändigen.

Der Reiter bekommt — wenn nicht Longenarbeit dabei nötig wird — ein Paar Schleißzügel in die Hände, welche durch die Seitenringe des Kappzaums gehen und etwas fester anliegen als die Trensenzügel.

b) Peitschenhilfen. Werden bloß vom Reiter als Nachhilfen gebraucht. Er zeigt die Peitsche entweder als Drohung dem Pferde, wobei die Schnur auf den Boden schlägt, oder berührt das Pferd — nach Umständen mehr oder minder kräftig — mit der Spitze der Schnur. Ihre Hauptdienste leisten sie jedoch im Verein mit den:

c) Longenhilfen. Um junge Pferde nicht bloß auf angemessene Art zu bewegen, sondern auch — was vorzüglich bei russischen, polnischen, Senner- und einzelnen menschenfeindlichen Pferden anderer Rassen nöthig ist — sie an Sattel und Zaum zu gewöhnen und handförmig (d. h. mit den Menschen vertraut) zu machen, ferner zur Schonung schwacher und zum Anreiten zu junger Pferde, desgleichen beim Anreiten roher, böser und widerspänniger Pferde, endlich zur Unterstützung und Erleichterung des Reiters in einzelnen Fällen, ist die Longenarbeit unentbehrlich. Zum richtigen und vollständigen Anwenden der dabei hauptsächlich vorkommenden Hilfen gehören, außer den drei Personen: dem Longenführer, dem Treiber und dem Pferdführer, noch folgende Gesammthaltungen:

1) Ein starker, breiter Ort mit 2 Kissen und 3 — 4 Struppen; der Kissen ferner 3 Halbring, wovon 2 die Schleißzügel aufnehmen, der mittlere zur Befestigung des Aufsetzzügels bestimmt ist; hinter der Mitte der Kissen eine eiserne Klampe zum Aufnehmen des Schwanzriemens.

2) Ein starker einfacher Schwanzriemen.

3) Eine Wassertränse, deren Kopfstück aus dem Ganzen ist, und die Schnallen an den Backenstücken sich befinden, am Kopfstück oder noch hinten ein Paar bewegliche Ringe zur Aufnahme der etwa nöthigen Aufsetzzügel sind. In die Hauptgestalt gehört ein starkes Trensen-Mundstück mit großen Ringen, worin ein Kinnstück eingehängt ist. Die Zügel müssen angeschnallt werden können.

4) Zwei Ausbindezügel, welche mittels Struppe und Schnalle an den Seitenringen des Gurtes (ad 1.) befestigt und als Schleißzügel durch die Trensenringe gezogen, deren andere mit Köchern versehene Enden rückwärts genommen und in die auf der Narbenseite der Trensenzügel dazu angebrachten Schnallen eingeschnallt werden.

5) Ein gut gefutterter Kappzaum, oder an dessen Statt eine Art von Sprunghalter mit doppeltem Nasenriemen und einem auf dessen Mitte befestigten Ringe.

6) Ein spanischer Reiter mit Sattel und Zubehör.

7) Ein langer Führzügel zum Einschnallen.

8) Eine Longe (ein Leitseil), mindestens 12 Ellen lang.

9) Eine lange Peitsche, deren Schnurende in einen schmalen Lederriemen ausläuft.

Ursachen und Zwecke der Longenhilfen sind man-

nischach; letztere — genau aus den erstern berechnet — werden entweder durch das Einschallen der Longe an verschiedenen Stellen (Kinnstück, Kastenriemen oder Kappsaumring, Trensenringe, sind die Hauptstellen) oder durch die eigenthümliche Handhabung der Longe erreicht.

Dem Kappsaum — oder der oben. beschriebenen Sprunghalter gebührt der Vorzug beim Bearbeiten des Pferdes an der Longe in den meisten Fällen, weil:

- 1) Das Maul des Pferdes von Mißhandlungen frei bleibt;
- 2) die Bügelwirkung (gleich viel ob die Bügel ausgedehnt oder in des Reiters Händen sind) durch die Zungenhilfen nicht gestört, auch nicht augenblicklich aufgehoben wird, wie es der Fall ist, wenn die Longe am Kinnstück oder im Ringe der Trense zugleich mit den Bügeln sich befindet.

3) Die Vorderfläche der Pferdenase sich besser als die Kinnseite zum Einschallen der Longe eignet und zwar zum Vorziehen (wobei dem Pferde Stellung bleiben soll), zum Biegen des Halses und Genicks und zum Vorhalten und Zurücknehmen.

Dagegen ist das Einschallen der Longe ins Kinnstück vorzuziehen:

- 1) Bei Pferden, welche den Kappsaum oder den mehr erwähnten Kastenriemen nicht vertragen und durch sein Einschallen zur Widersehligkeit gereizt werden;
- 2) zum Herabziehen beim Steigen,
- 3) zum Aufrichten des Pferdes.

Das Einschallen in den Trensenring gewährt nur dann Vortheil, wenn durch die Zungenhilfe des einen oder des andern Bügels Wirkung verstärkt werden soll.

Die Haupthilfen bei der Longenarbeit gibt der Longenführer. Bevor er die Longe einschallt, legt er sie zusammen, indem er mit der linken Hand in die Schlinge des einen Endes greift, von hier an mit der rechten Hand die Longe gerade ausstreckt so weit der Arm reicht, die ergriffene Stelle in die Linke legt und so fortfährt, bis die ganze Longe bis auf die letzte Klasterlänge gleichmäßig in derselben über einander liegt; worauf er die linke Hand schließt, die Longe einschallen läßt, den freien Theil — mehr oder minder weit vom Schallende — mit der rechten Hand so ergreift, daß selbiger auf dem Zeigefinger ruht und der Daumen fest aufliegt. Allgemeine Regel ist, daß der Longentheil zwischen Faust und Pferd fortwährend gelinde ansteht, um die Hilfen schneller wirken zu lassen, und der Longens theil zwischen den Händen nie tiefer als bis zum Knie des Führers herab hängen darf, um das Verwickeln in denselben zu vermeiden.

Stellung des Longenführers. Alzeit vorwärts vom Pferde, nach Möglichkeit Front gegen dasselbe (auf der Stelle gang, im Gange halbfrent). Er führt die Longe stets mit der inneren Hand und hält das zusammen gelegte Ende in der äußeren Hand.

Fauststellung. Wenigstens in gleicher Höhe mit dem Pferdemaule, oder der eignen Schulter, wenn die Hilfen sollen in der Regel auswärts wirken und der

Arm muß kräftig widerstehen und anziehen können. Höhere Einwirkung in manchen Fällen nur selten nöthig. Ellenbogen- und Faustgelenk sind mäßig gekrümmt, die Spitze des Daumens der führenden Hand ist dem Pferdekopf möglichst angereicht. Die auswärtige Hand mit dem zusammen liegenden Ende der Longe hängt entweder natürlich am Leibe herab, oder liegt auf dem Rücken und wird dort nach Umständen ins Kreuz gestemmt.

Longenführung. Sie soll regelrecht und abgemessen sein, erfordert im Allgemeinen dieselben Eigenschaften als die Faustführung des Reiters. Die Anzüge mit der Longe sind entweder sanft ansengend, nach Umständen gesteigert und allmählig gemildert, oder kurz und risig (Saccaden). Die Haupthilfen werden, wie folgt, gegeben.

Beim Versängern oder Verkürzen der Longe, was Weiches oft nöthig ist, schnell und genau geschehen und meist so eingerichtet werden muß, daß dem Pferde — falls es nicht widerpenflich ist — jede unangenehme Empfindung auf der Nase oder im Maul erspart wird, läßt für den ersten Fall der Führer die Longe nur durch die erweiterte Öffnung der Finger der führenden Hand über den Handteller hin gleiten, während die andere einen Umschlag nach dem andern abwickelt; für den zweiten Fall wird die führende Hand gleichfalls ein wenig geöffnet, inßfern der andre Arm sich ruckwärts ausstreckt, die Longe durchzieht, wieder vorgreift und sie aufwickelt.

Beim Halten, sobald das Pferd von der Stelle zurück oder im Kreisgang auswärts drängt, macht der Longenführer möglichst Front gegen dasselbe, Remmt sich fest rückwärts, setzt die nicht führende Hand in den Hohlrücken ein und hält mit der führenden kräftig und in der dem Streben des Pferdes entgegen gesetzten Richtung ausdauernd gegen.

Beim Vorziehen aus einer falschen Stellung hinter den Bügel nimmt er das Faust- und Ellenbogengelenk — nach Umständen den ganzen Arm — allmählig und bis zur Erreichung seines Zweckes ausdauernd an und zwar, indem er möglichst scharf Front gegen das Pferd macht.

Beim Heranziehen, wenn das Pferd im Gange sich mit Gewalt in die Longe legt; nimmt er in ähnlicher Weise, doch anhaltender und bei Widersehligkeit wiederholt die Faust gegen die Schulter zurück und sucht durch Frontstellung seine Hüfe auf Erfordern noch nach drücklicher wirken zu lassen.

Beim Herabziehen, wenn das Pferd steigt, wird eben so verfahren, als beim Vorziehen und Halten.

Beim Aufrichten aus gerader Linie wird ein hebender Anzug vorwärts gegeben, wodurch die Struppe der Longe, wenn diese in das Kinnstück geschnallt ist, das Pferd von unten an das Kinn trifft. Auf der Kreisbahn nimmt man vorher erst die Longe mit dem Faustgelenk ein wenig, und macht dann von dieser Fauststellung aus eine rasche Bewegung auf und auswärts.

Beim Hinanzweisen, sobald das Pferd in die Kreisbahn hinein drängt, kann der Longenführer nur

dadurch die Hilfe geben, daß er — ohne große Verstärkung der Lunge — die führende Faust höher hebt, dem Pferd etwas entgegen tritt und durch ein Schütteln der Faust eine Schlangendebewegung der Lunge hervorbringt, welche er gegen das innwendige Auge des Pferdes richtet. Kommt er damit nicht aus, so nimmt er die erbobene Faust mit gebogenem Arme gegen die andre Schulter an und macht von da aus eine rasche Kreisbewegung mit dem ganzen Arme ab- und auswärts; wodurch die schlaffe Lunge einen kräftigen Schwung erhält und das Schnalende so nach Außen geworfen wird, daß das Pferd seine Richtung dahin nehmen muß.

Beim Verhalten sind Abkürzungen nöthig. Zuerst wiederholtes sanftes Annehmen und Nachgeben, dann Schütteln der Lunge, um Spielen mit dem Mundstück oder dem Kappzaum auf Laben oder Nase hervorzubringen, wobei ein gelinder Anzug einwärts wiederholt eingreift. Rechtes Mittel sind kräftige Anzüge, worauf jenes Schütteln verstärkt folgt und ein nachdrückliches Schwellen mit der Lunge schließt, und zwar mit der Bewegung des Aufrichtens (beim Kinnfluch) oder des Annehmens (beim Kappzaum). Streingreifen darf das Pferd niemals dabei werden.

Beim Pariren tritt das verstärkte Verhalten unterstützt durch die Stimme (Halt! Parirt! Paraz! basta!) und die Peitsche ein.

Beim Zurücknehmen tritt ein öfters wiederholtes, nachdrückliches Anziehen mit kurz angefaßter Lunge ein, und zwar beim Kinnfluch von unten nach oben, beim Kappzaum aber von oben nach unten.

Um zu strafen, werden plötzliche, kurze und rissartige Anzüge (saccades) gethan, wenn die Hilfen nicht fruchten wollen. Die Stärke derselben richtet der Longenführer nach Maßgabe der Empfindlichkeit des Pferdes ein.

Peitschenführung. Das Geschick des Peitschenführers — der seine Peitsche am untersten Ende mit voller Faust so anfaßt, daß nur der Knopf außerhalb derselben ist und sie stets mit der auswärtigen Hand führt, weil diese dem Pferd am nächsten steht — bei der Longenarbeit ist: das Vortreiben des Pferdes in Ermangelung der Schenkel des Reiters. Bei diesem Treiben wird der Peitschenarm von der Schulter aus erhoben und mit dem Peitschenfelle wogerecht gegen das Pferd so ausgestreckt, daß die Schnur am Boden fortgleitet. Er selbst hält sich bei der Arbeit auf gerader Linie so fest und radswärts des Longenführers, daß er seine Hilfen zwar von hinten anbringen, aber bei einer plötzlichen Kruppenwendung des Pferdes nicht von ihm getrennt werden kann; auf der Kreisbahn dagegen hält er sich stets auf der auswendigen Seite des Longenführers zwischen diesem und dem Pferde, von dem seine Entfernung durch die Umstände bestimmt wird (beim Tragen und widerstehenden Pferde nahe, beim willigen und empfindlichen entfernter). Seine Haupthilfen sind: Schwingen der Peitsche von hinten nach vorn; Treffen des Pferdes, dem Zweck und der Empfindlichkeit desselben angemessen, an rechter Stelle (zwischen den Keulen, am Bauche, ausnahms-

weise bis zur Schulter). Von oben herab und von vorn darf ein Pferd weder gehauen noch geschreckt werden. Drohen muß er mit erbobenen Peitschenfelle, unter ernstem Anrufen. Knollen darf er nie. Gestraft wird erst, wenn die Hilfen fruchtlos sind. Die Kunst ist hier: Zeit, Ort und Maß zu treffen.

Des Gehilfen Dienstleistung bei der Longenarbeit besteht im Hin- und Wegführen des Pferdes, im Ausbinden der Zügel, im Einschalten der Lunge, im Anführen des Pferdes auf dem gegebenen Fußschlage und in der beschriebenen Gangart, im Nachlassen der Zügel und Hafterreihen beim Rasten. Seine Verrichtungen — vom Befehle des Longenführers abhängig — müssen ruhig, gelassen, pünktlich und richtig geschehen; er geht nie hinter dem Pferde weg, kriecht nicht unter der Lunge hin und her, daß das Pferd beim Anführen wieder schleppen noch ansetzen, greift nie in die Lunge, läßt das Pferd unmerklich aus, hält sich, wenn es auf der Kreisbahn läuft, allzeit hinterwärts desselben, und sucht — eben wie der Peitschenführer — immer mit dem Longenführer im strengsten Einklange zu handeln.

Eine bedeutende Hilfe bei der Longenarbeit ist die Stimme. Nur der Longenführer darf sich ihrer bedienen. Hauptsächlich dabei ist das Treffen der richtigen Betonung; das Pferd lernt sehr leicht die Bedeutung derselben auffassen, wenn sie die — einschlägigen — Worte: „komm, tritt, Arab, Schritt, Halt u.“ so gibt, daß in dem Tone zugleich die Andeutung von Lob, Tadel, Sänftigung und Antreiben liegt. (Denicken.)

Hilfserecht, f. Hilfsrechte u. Hauptrecht.
Hilfskette (im Bergwerksmaschinen), f. Kette.
Hilfskreuz (im Maschinenbau), f. Hilfsarme und Kreuz.

Hilfslasche, f. Lasche.
Hilfsleistung, f. Hilfe u. Hilfsleistung.
Hilfsrede, f. Einrede.
Hilfsactus, f. Hilfe u. Hilfsvollstreckung.
Hilfsadresse, f. Nothadresse u. Wechsel.
Hilfsarme, f. Hilfsarme.

HILFSAUFLAGE, HILFSPRÄCEPT (praecceptum executivum), heißen richterliche Befehle, worin der in einem rechtskräftigen Urtheil zu einer Leistung Verurtheilte zur Befolgung des Urtheils und Leistung dessen, was er darnach thun und leisten soll, binnen einer bestimmten Frist bei Vermeidung der Execution angewiesen wird. Ein solcher Befehl erfolgt nur auf Anzeige des sitzenden Theiles, daß das Urtheil rechtskräftig geworden, aber vom Verurtheilten noch nicht erfüllt sei und auf das damit zu verbindende ausdrückliche Ansehen das Hilfspräcept zu erlassen. Um die Hilfsvollstreckung wird nach der gemeinen Praxis nicht zugleich nachgesucht, sondern erst nach abgelaufener Frist. Ist erst schon in dem Endurtheil ein Termin zur Befolgung des Urtheils und Leistung des Aufgelegten bestimmt. S. das Weitere unter d. Artikel Hilfsvollstreckung. (R.)

Hilfsbänder, f. Knochen u. Muskeln.
Hilfsbrief, f. Hilfsbeschreiben.

Hilfsclauseln, f. Executivclauseln u. Hilfsvollstreckung.

Hilfscommissarien, f. Exsecutionocommission u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsflage, f. Flage.

Hilfsfrist, f. Frist.

Hilfsgebot (Mandatum de exsequendo), f. Hilfsauflage.

HILFSGEBÜHREN, nennt man die für die Execution (Hilfe) an das dabei thätig gewesene Gerichtspersonal zu zahlenden Kosten; zu tragen hat sie ausschließlich derjenige, gegen welchen die Execution verfügt wurde und es ändert darin nichts, wenn auch die Projectkosten compansirt seyn sollten. Verschieden davon ist das so genannte Hilfsgeid (f. d. Art.) (R.)

Hilfsgegenstand, f. Hilfe u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsgeid, f. Subsidien.

HILFSGELD *), heißt bürgerliche Selbstgabe, welche der obliegende Theil in einer Schuldschuld an einigen Gegenden Teutlands neben den tarmäßigen Gerichtsporteln dann an die Gerichtsbehörde zu entrichten hat, wenn der Verurtheilte es zur Hilfsvollstreckung gegen sich kommen läßt. Das Hilfs- oder Hefsgeld kommt als Gerichtsnutzung schon in Urkunden der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. so vor, daß der Gerichtseigenümer es da, wo es hergebracht ist, zu beziehen befaßt seyn soll; gleichwohl geschieht derselben in den Rechtsbüchern des Mittelalters keine Erwähnung, und seine Entstehung wird eben deshalb wohl mit Recht ungründlich in das zweite Viertel des 14ten Jahrh. gesetzt. Ohne Zweifel hat es historisch gleichen Ursprung mit dem teutschen Laudemium. Die Hilfsvollstreckung in liegende Güter wegen Grundsulden war schon nach älterer germanischer Sitte mit einer feierlichen Einweisung des Gläubigers in den Besitz der verpfändeten Grundstücke, Behufs vorrätiger Sicherstellung seiner Forderung halber, verbunden. Wie der neue Gutsmoerber dem Gutsherrn bei der Investitur ein gewisses Bezeigungsquantum zu entrichten pflegte, so mochte auch derjenige, welcher einen, mit gewisser Maßen ähnlichen rechtlichen Wirfungen begleiteten, Akt der vorhin erwähnten Art veranlaßt, leicht sich bereit finden lassen, dem Gerichtsherrn, unter dessen Auctorität die Handlung erfolgte, eine außerordentliche Spende zu reichen, und es mochte, was anfänglich der gute Wille nicht verweigert hatte, später als rechtliche Anforderung geltend gemacht werden. Ausgemacht ist, daß der Anspruch auf Hilfsgeid überall, wo er vorkommt, zunächst und hauptsächlich auf dem Herkommen beruht, und daß die Gesetze denselben ungleich seltener in der erweislich hergebrachten Weise bestätigen, als auf diese, oder jene Weise limitiren; besonders, wo sie die, von manchen Rechtslehrern verteidigte, Ansicht festhielten, daß das Hilfsgeid, seiner

wahren und ursprünglichen Bedeutung nach, von dem Verurtheilten als Ersatz des Ungehorsams, dessen er, durch Eignung in der freiwilligen Befolgung des richterlichen Auspruchs, sich schuldig mache, zu entrichten sei. Eben deshalb lassen sich auch nur wenige allgemeine Grundsätze darüber aufstellen; vielmehr treten die Bedingungen und einzelnen Fälle der Entrichtung, in Folge der verschiedenen Lokalverhältnisse und Gesetze, in den verschiedenartigen Abweichungen hervor. Man bemerke folgendes: Das Hilfsgeid findet nur Statt, wenn das Urtheil auf bare Zahlung gerichtet ist, und fällt mit hin hinweg, so oft das Hilfsobject unmittelbar selbst Streitgegenstand war. Gewöhnlich kommt dasselbe aus der Hilfsvollstreckung in Immobilien vor; selten, wie eben bemerkt, z. B. im Altenburgschen, auch bei der Execution in bewegliches Vermögen des Schuldners. Regelmäßig besteht das Hilfsgeid in gewissen Procenten, bald, vom Betrage des ganzen Liquidum, bald, wie z. B. in Kursachsen, von der Hauptforderung allein. Namentlich beträgt dasselbe in den sächsischen, schwarzburgischen und reußischen Ländern, 5 pCt., in der Oberlausitz 10 pCt., in Braunschweig 2 pCt., in Mecklenburg 1 pCt. Erst wenn der Sieger das Hilfsgeid erlegt hat, ist der Richter mit der Hilfsvollstreckung vorzuschießen verpflichtet. Inzwischen wird die bezahlte Summe gleich andern, der Erfolgeverbindlichkeit unterliegenden, dem obliegenden Theil durch den Rechtsfrei verursachten Aufwande, aus den verpfändeten Gütern wiederum mit beigebracht; und nach kursächsischen Verordnungen soll das Hilfsgeid erst vom Ertrage der aus den letzteren gezogenen Früchte, oder aus dem Substitutionserlös erhoben werden. Der Umstand, daß der Schuldner die Hilfe für vollstreckt annimmt, ist gemeinlich ohne einen Einfluß auf die Verbindlichkeit, Hilfsgeid zu bezahlen. Jedoch fällt dieselbe zuweilen, z. B. in Kursachsen, nicht nur in einem solchen Falle überhaupt, sondern auch dann hinweg, wenn es bloß zum ersten Hilfsakte (der so genannten Execution im engsten Sinne) kommt. Wo die eigentlichen Gerichtsporteln und die übrigen Gerichtsleistungen in verschiedene Klassen fließen, ist das Hilfsgeid im Zweifel Reservat des Gerichtsherrn. Am richtigsten, besonders aus dem staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte, ist diese Abgabe wohl von dem Gesetzen gewürdigt worden, welche dieselbe gänzlich aufgehoben haben. So ein Anhalt-Köthen'sches Mandat v. J. 1793, eine Weimar. Verordnung v. J. 1815 **), eine Koburg. dergleichen v. J. 1821. Nach einem Meinung. Restrikt v. J. 1805 soll aus billigen Rücksichten davon dispensirt werden. (B. Emminghaus.)

HILFSGESUCH, heißt in der juristischen Sprache das Nachsuchen um die so genannte Hilfe f. d. Art. u. Hilfsvollstreckung. (R.)

*) Vergl. Sob. oh Richards D. de origina et causa pecun. exerceat., germanice, Hilfsgeid. Jen. 1792; Kozl. Theorie des sächs. bürgerl. Proz. f. 222.

**) Ist unermöhnt geblieben von Kozl a. a. O., auch in den Oester. Comm. v. Weimar, Gef. u. ausgefallen.

Hilfsgrund, f. Grund.

Hilfshypothese, f. Hypothese.

Hilfskette, (Seigwerfs-Maschinenb.), f. Kette.

Hilfsklage, f. Hilfe u. Executionsklage.

Hilfsknochen, f. Knochen.

Hilfskräfte, f. Kraft.

Hilfskreuz (Maschinenb.), f. Helfsarme u. Kreuz.

Hilfsloschie, f. Lusche.

HILFSLAUT, ein Laut, dessen man bedarf, um einen andern hörbar zu machen, wird in der grammatischen Terminologie 1) oft so gebraucht, daß darunter der Vokal im Gegensatz des Consonanten zu verstehen ist. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß der Consonant den eigentlichen Kern der Wörter bilde und der Vokal nur den Zweck habe, die Aussprache desselben möglich zu machen. Läßt sich jedoch nicht verkennen, daß in manchen Sprachen, z. B. allen semitischen, die Vokalisation höchst stiefmütterlich behandelt ist, so tritt doch jener Ansicht nicht bloß die undenkliche Thatsache entgegen, daß in sehr vielen Sprachen der Vokal dem Consonanten an Wichtigkeit nichts nachgibt, sondern, was die Hauptsache ist, daß auch da, wo man die Vokale in der Schrift überläßt und in der Aussprache mit einer gewissen Nachlässigkeit behandelt, diese etwas eben so Wesentliches bilden als die Consonanten. Wem kommt es in den Sinn, die Seele nur als einen Hilfstheil des Menschen, den Leib dagegen als den Haupttheil zu betrachten? Und doch ist der Vokal im Worte das bestimmende Princip, der Consonant aber der Leib, der Träger jenes lebendigen Hauches. Wollte man den Namen Hilfslaut für die beiden gewöhnlich einander entgegengesetzten Laute durchaus nicht aufgeben, so würde er eher dem Consonanten beizulegen seyn, als dem Vokale; denn was ist der erstere Anderes, als eine bloße durch die in der Mundhöhle befindlichen Organe bewirkte Modifikation und Beimischung der Stimme bei ihrem Herausstreten aus der Kehle und Durchzuge durch die Mundhöhle, mithin gewisser Maßen, nur etwas den der Stimmröhre entquellenden Ton unterstützendes? 2) Bezeichnet Hilfslaut jeden Laut, welcher der Stammform nicht angehört (gewöhnlich Servilbuchstabe bei den Grammatikern genannt). 3) Läßt sich der Name einem jeden Laute beilegen, welcher nach den gewöhnlichen Gesetzen der Wortbildung und Flexion durchaus nicht erforderlich ist, sondern nur zur Erleichterung der Aussprache bei irgend einer Formation oder Flexion verlangt wird. Dabin gehört z. B. das verschönte Paratach der hebräischen Sprache (ein ganz kurzes vor dem am Ende eines Wortes stehenden Reibbuchstaben ertönendes a), ferner ihre so genannten Gatafs oder zusammen gefesteten Schwa's. (A. G. Hoffmann.)

HILFSLISTUNG, bezeichnet in der juristischen Sprache 1) Mitwirkung bei einem Verbrechen oder Theilnahme an demselben (Concursus ad delictum), das Andere f. unt. d. Art. Verbrechen; 2) das Gewordener so genannten großen oder kleinen Hilse (f. d. Art. Hilfe u. Hilsvollstreckung). Wird aber 3) der Ausdruck auf die Ehe bezogen (eheliche Hilfsleistung,

mutuum adiutorium), so umfaßt H. (nach Can. 3. c. 27. qu. 2. u. cap. II. X. de praesumt.) außer der gegenseitigen Freundschaft und Liebe der beiden Ehegatten das gemeinschaftliche Bestreben zur Erhaltung und Beförderung des Glückes, gemeinschaftlichen Genuß alles Erworbenen, gegenseitige Abtönnahme und Unterstützung bei den verschiedenartigsten Vorfällen des Lebens u. f. w. Unzulässiger f. hierüber unt. d. Art. Ehe. (R.)

HILFSMANDAT oder Executionsmandat, bezeichnet jetzt in der Regel den schriftlichen Befehl eines Gerichts an dessen Unterbedienten (Gerichtsdienner, Frohn, Vogt), wodurch demselben anbefohlen wird, einzelne vom Gericht verfügte executivische Maßregeln zu vollziehen. Ein solches Mandat wird namentlich dann erlassen, wenn 1) der Schuldner selbst zu arretiren, oder 2) bewegliche, demselben zugehörige, Sachen in gerichtlichen Gewahrsam zu bringen, oder 3) solche Handlungen desselben, die auch durch Andere vorgenommen werden können, zu vollziehen sind, oder 4) wenn die Execution durch Einlegung der Wache vollstreckt werden soll; im letzten Falle ist jedoch vorausgesetzt, daß dem Gericht selbst die dazu erforderliche Mannschaft zu Gebote stehe, widrigen Falls nur ein Hilfsbrief (Executorialian) an die betreffende Militärbehörde zu erlassen wäre (f. den Art. Hilschreiben). Das Hilfsmandat enthält nebst der Bezeichnung der einzelnen Processfälle (Rubrum causae), eine möglichst specielle Beschreibung dessen, was der Beauftragte thun soll, wogin namentlich auch steht der von ihm sofort nach vollzogenem Auftrage zu erstattende Rapport gebört und schließt mit der Bemerkung des Ortes und der Zeit der Ausfertigung (Formulare solcher Mandate gibt z. B. die vollständige Erörterung des gemeinen und sächsl. Process (von Löffelst) Bd. IV. S. 378 ff.). — Bei dem teutschen Reichskammergerichte aber und bei einigen *) Oberappellations-Gerichten, namentlich dem zu Gelle und Kassel kommt der Ausdruck Hilfsmandat noch in einem etwas andern Sinne vor. Da nämlich diese Gerichte die Hilse nicht füglich in den oben bezeichneten Fällen durch ihre eigenen Unterbedienten in ihrem so umfassenden Gerichtsprerogativ vollstrecken lassen konnten, und resp. können; so erlassen sie Aufträge an Unterobrigkeiten, unter deren Gerichtsbarkeit sich entweder das Objectum Executionis oder die zu arretirende Person befindet, worin sie diese mit der Vollstreckung der Hilse beauftragen, und solche Verfügungen nennt man auch Hilfsmandate (Mandata executatoria, oder do exsecundo) auch bloß exsecutoriales **).

(Ad. Martin.)

HILFSMITTEL, 1) im Allgem. f. Mittel; 2) juristische Terminologie f. im Art. Hilsvollstreckung. 3) In der Medic. so viel als Heilmittel; vergl. d. Art. Arzneimittel. (R.)

*) Den meisten ist die Execution ihrer Urtheile ganz anvertraut. Vergl. den Art. Oberappellations-Gerichte. **) Vergl. Reichskammerger. Decr. v. 1555. Th. III. Art. 48. 49. Archivs des Reichs v. 1834. f. 160. Gelehrte Th. App. Ger. Dec. Th. XV. f. 9. u. 31. Auerbach'sche Th. App. Ger. Dec. Th. VII. f. 1.

Hilfsmuskeln, f. Muskeln.
 Hilfsnote, f. Hilfe (sprachl.) u. Hauptnote.
 Hilfspfandrecht, f. Hilfe (Rechtsw.) u. Pfandrecht.

Hilfsprücept, f. Hilfsaufgabe.

Hilfsprediger, f. Prediger.

Hilfsprozess, f. Hilfe u. Executionsprozess.

HILFSRECHTE, sind Rechte fremder Völker und Staaten, welche in einem State dann zur Anwendung kommen, wenn die einheimischen Rechtsquellen des States keine oder keine ausreichenden Vorschriften enthalten. Ihre Gültigkeit in dem State, in welchem sie zur Ergänzung der Lücken der einheimischen Gesetzgebung gebraucht werden, beruht auf der Reception, welche sowohl durch ausdrückliche Anerkennung fremder Rechte in der Eigenschaft der Gesetze durch die gesetzgebende Gewalt, als dadurch geschehen kann, daß ein fremdes Recht ohne Widerspruch und mit Vorwissen der gesetzgebenden Gewalt allmählig in einem State zur Anwendung gebracht und als Gewohnheitsrecht geltend wird. In Deutschland fand seit dem 12ten Jahr. das römisch-justinianische Recht im Corpus Juris Civilis, das kanonische Recht im Corpus Juris Canonici und das longobardische Recht in den libri Feudorum; Anfangs nicht ohne Widerspruch, in Anwendung gekommen und stillschweigend recipirt worden¹⁾. Erst lange, nachdem man über ihre Gültigkeit längst außer Zweifel war, sind die höchsten Reichsgerichte, Reichskammergericht und Reichshofrath nach des Reiches gemeinen Rechten (so heißen diese fremden recipirten Rechte in der Sprache der Reichsgesetze), darnach bei ihren Entscheidungen sich zu richten angewiesen worden²⁾. In den neuern Zeiten ist die Gültigkeit des fremden gemeinen Rechtes in den beiden größten deutschen Staaten abgeschafft und an dessen Stelle sind einheimische Gesetzbücher gesetzt worden, in Preußen das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten seit 1794, in Oesterreich das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie seit 1811. In andern deutschen Ländern hat auch die franz. Gesetzgebung im Code Napoleon Gültigkeit erhalten. I. Das römisch-justinianische Recht ist in Deutschland nur in der Gestalt und so weit recipirt, als die Gesetzgeber es erkannt und glossirt haben (quicquid glossa non agnovit, nec agnoscit curia), daher sind alle von den neuern Herausgebern der Justinianischen Rechtsammlung erst aus andern Quellen reconstituirte Stellen ohne gesetzliche Kraft. Von den glossirten Stellen können nur die als Gesetze zur Anwendung gebracht werden, welche wirklich eine gesetzliche Vorschrift enthalten, nicht die Definitionen, Erklärungen, Worterklärungen, historischen Nachrichten und die Stellen, welche eine Empfehlung einer gesetz-

lichen Vorschrift als billig und zweckmäßig enthalten. Verordnungen, welche römische in Deutschland ganz unbekante Sitten und Institute betreffen oder aus eigenthümlichen römischen, in Deutschland nie anerkannten Ansichten beruhen, können nicht zur Anwendung kommen. Auf ursprünglich deutsche, den Römern ganz unbekant gewesene Gegenstände und Einrichtungen läßt sich das römische Recht gar nicht oder nur mit großer Vorsicht anwenden. Unter diesen Beschränkungen kommt aber das römische Recht, wenn nicht das kanonische Recht oder einheimische deutsche, noch geltende Rechtsquellen abweichende Grundzüge aufstellen, allerdings zur Anwendung und hat die Vermuthung der Gesetzeskraft für sich, weil es im Ganzen, nicht bloß stellenweise, recipirt worden ist. Das römische Recht vor Justinian und dessen sämtliche noch vorhandene Quellen, so weit sie nicht in die justinianische Rechtsammlung übergegangen sind, und das Recht nach Justinian haben in Deutschland keine Gültigkeit. Deslo größer ist der wissenschaftliche Werth sämtlicher vorjustinianischer Rechtsquellen zur Erklärung des justinianischen Rechtes. Auch von den Rechtsquellen nach Justinian können einige, besonders die Basiliken und ihre Scholien, bei der Kritik des Textes der justinianischen Rechtsbücher gar nicht entbehrt werden. II. Das kanonische Recht, im Corpus Juris Canonici enthalten, hat ebenfalls in Deutschland Gültigkeit und Gesetzeskraft, nicht bloß in rein geistlichen und kirchlichen Sachen, sondern auch in andern, dem Zwecke der Kirche ursprünglich fremden, welche im Mittelalter durch die Päpste als kirchliche und geistliche Sachen betrachtet, und in welchen von den Päpsten Entscheidungen gegeben und Verordnungen erlassen worden sind, welche vor der Reformation als rechtmäßig und allgemein verbindlich gegolten haben. Selbst durch die Reformation hat das kanonische Recht seine Gültigkeit für die Protestanten in Deutschland nur in so weit verloren, als es Bestimmungen enthält, welche der innern Verfassung und den Glaubenslehren der protestantischen Kirche entgegen sind³⁾. Denn Luthers Bemühungen, das kanonische Recht in den protestantischen Ländern abzuschaffen, blieben ohne Erfolg. Selbst für die Katholiken ist die Gültigkeit des Corpus Juris Canonici theils durch neuere Kirchengesetze, besonders die Schlässe der tridentinischen Kirchenversammlung, theils durch Reichsgesetze, namentlich den westphälischen Frieden von 1648 beschränkt worden. Wenn die Vorschriften des römischen und kanonischen Rechtes von einander abweichen, so hat das kanonische Recht als das neuere, oft absichtliche Änderungen und Verbesserungen des römischen Rechtes enthaltende und den deutschen Sitten und Gewohnheiten näher verwandte, in der Regel bei der Anwendung den Vorzug vor dem römischen Rechte. Doch hat sich bisweilen der Gerichtsgebrauch in manchen Ländern für den Vorzug des römi-

1) über die Gründe der Reception des römischen und kanonischen Rechtes vgl. Völter Beiträge zum deutschen Staats- und Kirchenrechte. Bd. 2. Nr. 23. S. 30 ff. und Nr. 25. S. 53 ff.
 2) Reichskammergerichts-Ordnung vom 1495. §. 3. von 1555. Tit. 1. Lit. 57. Reichshofraths-Ordnung von 1654. Tit. 7. E. 24. Reichsabschied von 1654. §. 105.

3) Just. Henning. Böhmer diss. de pract. juris canonici in terris protestantium. Hal. 1712. Ejusdem Exercitationes ad Pandectas. T. I. p. 344. Christ. Friedr. Glück Praeconcepta Jurisprudentiae ecclesiasticae. p. 582 sqq.

schen Rechte entschieden *). III. Das langobardische Lehnrecht, in den libri Feudorum enthalten, ist die Quelle des gemeinen in Teutschland geltenden Lehnrechts und hat in der Regel selbst vor den einheimischen Lehnrechtbüchern des Mittelalters den Vorrang. IV. Das franz. Civilrecht im Code Napoleon ist in den teutschen mit Frankreich nach und nach vereinten Ländern und in mehreren Rheinbundsstaaten, im ehemaligen Königreich Westphalen und den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, und im Herzogthum Anhalt-Köthen eingeführt; für das Großherzogthum Baden als Landrecht mit Beibehaltung mehrerer teutschen Institute teusch bearbeitet worden *) und gilt gegenwärtig noch daselbst; in den übrigen teutschen Ländern hat es seit dem Sturz der Herrschaft Napoleons seine Gültigkeit durch neuere Gesetze wieder verloren, mit Ausschluß des linken Rheinufers und des ehemaligen berg'schen Gebietes *).

(C. W. E. Heimbach.)

HILFSRECHT, HILFERECHT, in einem andern Sinne f. unt. b. Art. Hauptrecht. (R.)

Hilfsredo, f. Einrede.

Hilfsrufung, f. Hilfsgesuch.

HILFSSCHEIN, pflegt man die nach einigen sächsl. Prozeßordnungen, §. 6. der Luf. erlaut., der alten burg., der gottha'schen, dem Gläubiger über die erfolgte judiciale Versehrung der als Hilfsgegenstand angegebenen Eigenschaften des Schuldners vom Gericht der belegenem Sache auszufertigende Urkunde zu nennen, sei es nun, daß der Hilfsakt wirklich Statt gehabt hat (executio vera), oder, was von gleicher Wirkung ist, daß die Hilfe vom Schuldner durch seine vor Gericht abgegebene Erklärung freiwillig für vollstreckt angenommen worden ist (executio ficta). Erwähnt wird in dem Hilfsfcheine gewöhnlich, daß dem Gläubiger in Folge der actualen, oder für geschehen angenommenen Hilfe ein dingliches Recht (Hilfspfandrecht) an den verhollenen Grundstücken eingeräumt und daß darüber, vorchriftsmäßig, das Nöthige im Consensbuche angemerket worden sei. Beibehaltung der rechtlichen Existenz dieses Hilfspfandrechts ist aber die Ausfertigung des Hilfsfcheines, der richtigen Meinung nach, keineswegs; da dieselbe vielmehr bloß den Zweck hat, zum Beweise dieses Pfandrechts zu dienen. Dieß gilt auch dann, wenn das Hilfsobject unter der Gerichtsbarkeit eines andern Gerichts, als des Prozeßgerichts gelegen ist, der Schuldner aber seine Erklärung, die Hilfe für vollstreckt annehmen zu wollen, lediglich vor dem letzteren abgegeben hat, wenn gleich in einem solchen Falle das Hilfspfandrecht allerdings erst von dem Zeitpunkte anhebt, wo das Gericht der belegenem Sache durch das Prozeß-

gericht von jener Erklärung in Kenntniß gesetzt worden ist *).

(B. Emminghaus.)

HILFSSCHREIBEN oder Ersuchschreiben, Requisitionsschreiben — kommen bei Geschäftshandlungen zwischen verschiedenen Gerichten und andern Staatsbedörden, die zu einander in keinem Subordinationsverhältnisse stehen, und zwar sowohl im bürgerlichen als peinlichen Prozeße vor. Der Weg nämlich, durch welchen ein Gericht ein anderes ihm coordinirtes (gleichstehendes) zur Thätigkeit auffordert, ist der durch Requisitionsschreiben *).

Der Grund aller Requisitionsschreiben beruht auf der allgemeinen anerkannten Nothwendigkeit, die Wahrheit, die oft nur durch Zusammenwirken mehrerer Gerichte aufgekelt werden kann, auszumitteln. Eine gute Rechtspflege wäre nicht zu erreichen, unterstützten sich nicht wechselseitig die Gerichte, insbesondere, wenn es auf Handlungen ankommt, die nur in einem andern Gerichtsbezirke *) vorgenommen werden sollen. Daher sind alle coordinirte Gerichte so berechtigt, als verpflichtet, auf rechtmäßiges Begehren jedes ihnen auch nur gleichstehenden Gerichts deselben That, zur Beförderung der Rechtspflege Alles zu thun, wozu sie ihrem Amte nach besagt und im Stande sind; mithin, wenn sie nur ersuchen können, daß kein Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit vorgehe, das Begehren, welches die Gränzen richtigerer Befugniß nicht überschreitet, dann untersucht ist, ob es gerecht oder ungerecht sei, zu versagen.

Alle Requisitionsschreiben, sie mögen Insinuationen, Zeugenabföhrungen, Eidesabnahmen, Kosteninsinuationen, Affirion erlassener Verdictalkationen und Substitutionspatente, oder die Verhaftnehmung und Auslieferung der Verbrecher und verbrecherischer Gegenstände betreffen, werden in Briefform abgefaßt. Die Form der Protokollauszüge ist unnatürlich *). Sie müssen zweckmäßig eingerichtet seyn, und so viel enthalten, daß der ersuchte Richter sich von dem Rechtsstaunde der Er-

*) C. Rori Theorie des sächsl. bürgerl. Prozeßes. §. 205. Gottschalk Disceptati. forens. T. I. c. 24. ed. 2. p. 277. seqq.

1) Vergl. A. was den bürgerlichen Prozeß betrifft: J. Henr. Rothschild D. de literis mutui compassus. Argent. 1676. Erath de requisitione judiciali. Brunnvic. 1747. Christ. Jac. Zwiervlein Diss. 1 et 2 de liter. requisitoribus etc. Gotttingae 1758. Theod. Konz. Sartzleben Einleitung der Requisitionen von Requisitionen. Reglar 1792. Merus III. c. 145. Dillge Anleitung zur gerichtlichen Praxis. §. 90. Martin Leichum der teutschen gemeinen bürgerlichen Prozeß. Weidbach 1826. §. 66 u. 114. B. was den peinlichen Prozeß betrifft: Zittmanns Handbuch der Strafproceßwissenschaft und der teutschen Strafgesetze. III. S. 228. Erstatt Criminalprozeßverfahren in den teutschen Gerichten. §. 1517 — 1524. §. 1612. Martin Leichum des Criminalprozeßes. §. 62. Klein Schroder Abhandl. aus dem peim. Rechte. II. S. 334 u. 384. Willersmeyer Handbuch des peinlichen Prozeßes. II. S. 73 — 76. 2) Ein Richter kann nämlich, in den unrichtig auch von den geistlichen Gerichten, keinen Jurisdiktionsever anerkennen, wenn er sich nicht als Richter verhält. Er muß zu dem Ende die Hilfe des auswärtigen Richters, in dessen Gerichtsbezirke die gerichtliche Handlung vorzunehmen ist, nachsuchen. 3) f. Pütter nova epit. process. imper. ed. 4. §. 293. fol.

4) Vergl. über diese Ausnahmen Luthors Beiträge zur Erklärung verschiedener Rechtsmaximen. II. 18. R. VII. S. 124 ff. 5) Code Napoleon mit Fußnoten und handschriftlichen als Landrecht des Großherzogthums Baden. Karlsruhe 1809. 6) Eigenthums Einleitung in das teutsche Privatrecht. C. 21.

fuchung überzeugen könne. Er muß von dem requirirenden gehörig über das Detail instruit werden, und so weit es nöthig ist, auch Auszüge aus den Acten erhalten, damit er die Gesichtspunkte genau kenne, nach welchen die Handlung zweckmäßig vorzunehmen ist. Der Gerichtsgebrauch fordert am Schluß des Hilfsschreibens das Erbiten zu gleicher Rechtshilfe nach der hergebrachten Formel „zur Hilfe Rechts“ (in subdualio juris). Diese ist bei einer Requisition an auswärtige, einer fremden Landesobehör unterworfenen Gerichte nicht zu umgehen. Überflüssig aber erscheint dieses Erbiten des Requirenten zu einer gleichmäßigen Billigkeit in ähnlichen Fällen bei Gerichtsstellen eines und desselben Landes, bei denen nicht die Hilfschweigende Übereinkunft der verschiedenen Landesregierungen und die Rücksicht auf Concienz und nachtheilige Dienstgeselligkeit, sondern die pure Pflicht, der Requisition Folge zu leisten, entscheidet. Diese darf weder von einem landesherrlichen, noch Patrimonialgerichte, ohne ein Vergehen gegen die allgemeine Landes-Justizverfassung verweigert werden. Sehr treffend bemerkt von Pufendorf *): „Si eisdem Dominio territoriali subiecti iudices sunt, ad faciendum id, de quo rogati sunt, obstringuntur.“

Ein um Ausführung einer Verfügung oder eines Erkenntnisses ersuchter Richter, hat, vorausgesetzt, daß die Gerichtsbareit des ersuchten in der Sache begründet, und die Requisition gehörig geschehen ist, nicht mit der Entscheidung der Sache selbst zu thun, er soll nur das Werkzeug der Vollstreckung eines vom competenten Richter ertheilten richterlichen Ausspruches seyn. Daraus folgt, daß er sich über die Sachverhalte (materia causae) und darüber, ob das zu vollstreckende Erkenntniß der Beschaffenheit der Sache und den Rechten der Parteien angemessen ist, weder angerufen, noch von Amts wegen, die geringste Cognition anmaßen darf. Er ist vielmehr jeden rechtskräftig gewordenen Richteranspruch im Requisitionswege zu vollstrecken verbunden, und hielte er ihn auch nach seiner Überzeugung für noch so hart und ungerecht *). Dagegen gehört vor den requirirten Richter, es mag dieser ein inländischer oder ausländischer sein, die Beurtheilung jener Einreden, welche auf die Art und Weise der Vollziehung des Richterpruches Beziehung haben *).

Da übrigens jede in die Augen fallende unbillbare Nichtigkeit eines vorgeblichen Rechtspruchs allen Begriff und alle Wirkung eines rechtlichen Erkenntnisses ausschließt *), und eine solche Nichtigkeit dann auch eintritt, wenn die Unzulässigkeit des ersuchenden Richters in der Sache ersichtlich ist, so versteht es sich von selbst, daß, ist das Eine oder das Andere bei dem zu voll-

stehenden Erkenntniß der Fall, der darum ersuchte Richter nicht allein befangen, sondern auch verpflichtet ist, der Requisition die gewünschte Folge zu verweigern. Dieses muß auch dann geschehen, wenn in der Requisition ein Eingriff in die eigene Gerichtsbareit des requirirten Richters zu erblicken wäre, oder durch die angeforderte Vollstreckung dessen, was der ersuchende Richter begehrt, die durch besondere Landesgesetze geregelten Amtsbefugnisse und Dienstpflichten des ersuchten Richters verletzt würden. Streitig ist es, ob ein Commissarius oder iudex delegatus an auswärtige, seinen Committenten nicht unterworfenen Gerichte dergleichen Hilfsschreiben unmittelbar erlassen könne. Daß er überhaupt zu keiner Requisition befähigt ist, wenn sein Commissorium nur auf eine einzelne Handlung, und nicht auf die ganze Sache, nämlich auf Untersuchung oder Verhandlung, Entscheidung und Hülfsvollstreckung gerichtet ist, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt sich nur, ob ein Commissarius mit der Befugnis zur Verhandlung und Entscheidung der Sache auch seine Requisitionsbefugnis unmittelbar geltend machen dürfe. Einige Rechtsgelahrte bestritten diese Befugnis gänzlich *); andere bejahen die Frage unbedingt *); und wieder andere ¹⁰⁾ machen einen Unterschied: ob dem Commissarius in seinem Commissorium die Befugnis sei ertheilt worden, Hilfsschreiben an auswärtige Gerichte zu erlassen oder nicht. Nur im ersten Falle, aber nicht im letzten Falle wollen sie dem Commissarius eine solche Befugnis beilegen wissen. Diese letztere Meinung verdient unstreitig den Vorzug; denn der Grund, warum der fremde oder auswärtige Richter einer an ihn erlassenen Requisition Statt gibt, ist eigentlich das Erbiten zur gleichmäßigen Willfährigkeit, welches in keinem Erforschungsschreiben an auswärtige fehlen darf. Ist nun im Commissorium die Requisitionsbefugnis ausdrücklich enthalten, so hat auch das committirende Gericht den Commissarius berechtigt, dieses Erbiten in seinem, des Committenten Namen, dem auswärtigen Richter zu machen. Ist hingegen diese Befugnis dem Commissarius nicht besonders ertheilt worden, so kann der requirirte auswärtige Richter nicht wissen, welche Meinung das committirende Gericht bei dieser zweifelshaften Rechtsfrage angenommen hat, und ob er Willens ist, in ähnlichen Fällen das Gleiche zu beordern. Die richterliche Gewalt eines Commissarius ist auf die ihm zur Entscheidung übertragene Sache beschränkt. Als iudex delegatus stellt er zwar die Person desjenigen vor, von welchem er Auftrag empfang, auch kann er ohne specielle Anführung im Auftragschreiben Alles dasjenige verrichten, was zur Ausrichtung und Vollenbung des aufgetragenen Geschäfts durchaus erforderlich ist; nur kann daraus die Befugnis, einem auswärtigen Richter jene Willfährigkeit zu zusichern, ohne noch besonderen Auftrag dazu, nicht gefolgert werden; vielmehr muß ein dazu nicht beauftragter

4) In Tract. de Jurisd. German. P. 1. Cap. 6. §. 27. 5) Arg. L. 8. Cod. de Excoent. rei judic. L. 6. Cod. eodem. Gail L. 1. obrev. 113. Nro. 8. Mercurius P. 1. Dec. 143 et 235. Zornelien Diss. 1. de liter. requisit. pag. 48. 6) L. 15. §. 4. et h. Dig. de reud. 79. C. 2. Resp. 1. Nro. 5. seq. Herlich P. 1. Coucl. 79. Nro. 47. Arummann Jus Eccl. L. 8. C. 11. §. 3. et Proc. civ. C. 25. Nro. 12. Pufendorf Proc. civ. P. 3. Cap. 1. §. 6. 7) L. 4. §. 6. Dig. de rei judic

8) J. Schulz de citatione subdualia. cap. 2. §. 44. 9) J. Ruland de commiss. Lib. 3. Cap. 4. Kro. 20. 10) Müller de citat. subdualia. Cap. 2. §. 21.

Commissarius zu dem Ende an seinen Committenten berichten. Mit Grund können daher die auswärtigen Gerichte die unmittelbare Erforschung eines solchen zu ihrer Requisition nicht besonders beauftragten Commissarius verlangen. Sehr zu billigen ist es aber, wenn Gerichte des selbst eines Landes dergleichen commissarische Requisitionen gegenfeitig annehmen, und dieser ohne weitere Berichtverhaltung Folge geben. Den Parteien werden dadurch viele Weitläufigkeiten und Kosten erspart.

Weil in der Regel Behörden von höherem Range mit Unterbehörden in Form von Befehlen, und diese mit jenen in Form von Berichten communiciren, so haben verschiedene Obergerichte das Princip geltend zu machen gesucht, daß die Untergerichte nicht besugt wären, sie in Rechtsfachen unmittelbar zu requiriren; sondern daß dergleichen Requisitionen, durch das dem requirirenden Richter vorgesetzte Obergericht, an das requirirte Collegium gebracht werden müßten. Allein es ist diese Verabstung von allem Rechtsgrunde entblößt. In den gemeinen Rechten ist die Befugniß, ein inländisches oder auswärtiges Obergericht zur Hülfe Rechts unmittelbar zu requiriren, den Untergerichten nicht entzogen. Solche Requisitionen, wenn sie nur überhaupt gebührend abgefaßt sind, führen nichts Unschädliches mit sich, vielmehr gereichen solche offenbar zu Vermeidung unnöthiger Weitläufigkeiten und Kosten, indem, wenn von den Untergerichten die Requisitionen zuvörderst an die ihnen vorgesetzten Obergerichte gebracht, und von diesen wieder der inländische oder auswärtige Richter zur Hülfe Rechts ersucht werden sollte, dadurch nothwendig die Hülfe nur aufgehalten und durch Vermehrung der Kosten erschwert wird. Jede fortgeschrittene Prozeßführung sucht auch dergleichen nur auf Obergerichts Dunkel beruhende Observanzen zu beseitigen.

Die Requisitionen haben oft nur die Erlangung gewisser Akten zum Gegenstande. Bei solchen muß immer die Rücksicht entscheiden, ob nicht dem requirirten Gericht selbst noch der Besitz der Akten wichtig wird, und ob nicht der Zwang der Requisition eben so leicht durch bloße Abschrift einzelner Aktenstücke zu erreichen ist.

Die Kosten für jedes in Parteisachen erlassene Hilfschreiben muß eintheilen derjenige tragen, welcher es zunächst veranlaßt hat, welchem auch, damit er seine Rechte wahren könne, gehörige Rücksicht von der erlassenen Requisition zu ertheilen ist.

Besondere Vorsicht erheischt der Gebrauch der Hilfschreiben sowohl individueller¹¹⁾ als allgemein¹²⁾ abgefaßter in Criminalsachen. Diese sind um so bausiger, je mehr das Gemeinwohl eine allgemeine Mitwirkung aller besonders peinlichen Gerichte desselben Landes (und nach einem höheren Interesse an der Straf-

gerechtigkeit auch dieser Gerichte des Auslandes¹³⁾ zu Verfolgung begangener Verbrechen veranlaßt, und je mehr benachbarte Staaten sich in dieser Hinsicht gegenseitige Hülfe durch Verträge zuzusichern nöthig finden müssen.

Wenn der Richter den Aufenthaltsort irgend eines flüchtig gewordenen Verbrechers bestimmt weiß, oder doch vermuthet, und dieser Dit von der Art ist, daß der Richter nicht dem Angeklagten unmittelbar gebieten oder physische Zwangsmittel an dem Orte anwenden kann, so muß er denjenigen Richter, welcher die Gerichtsbarkeit an dem Aufenthaltsorte des Inquisiten ausübt, auffordern, den Verbrecher gefangen zu nehmen, und dann auszuliefern, und dieses thut er durch Hilfschreiben, Requisitionalschreiben. Sie werden nach den für Requisitionsschreiben überhaupt geltenden Regeln abgefaßt¹⁴⁾; und haben zum Zwecke, den requirirten Richter in den Stand zu setzen, die Aufforderung zu erfüllen; sie müssen daher, neben dem ausgebrachten Wunsch auch noch theils den Verdächtigen selbst, theils häufig auch den Aufenthaltsort bezeichnen. Darin muß daher 1) genau die Person des Angeklagten beschrieben, sein Name, der Stand, sein Aussehen, seine Kleidung, seine ausgezeichnete Gewohnheit u. s. w. angezeigt; 2) dann die Vermuthung angegeben, warum der Angeklagte eben am Orte des requirirten Richters sich aufhalten soll, oder, wenn der Richter den Aufenthaltsort ganz genau weiß, dieser vollständig bezeichnet werden, um es dem requirirten Richter möglich zu machen; ihn zu ergreifen; 3) sie müssen auch eine Angabe der Verbrechen, wegen welcher die Verhaftung geschehen soll, enthalten, doch so kurz als möglich.

Die Angabe auch der Hauptverdachtsgründe gegen den Inquisiten, die Manche für nöthig halten¹⁵⁾, geschieht nicht immer; sie ist aber wünschenswerth, damit der jenseitige Richter die Rechtmäßigkeit der an ihn gerichteten Requisition beurtheilen kann¹⁶⁾, weil es eine tadelnswürthe Sitte ist, wenn der zur Verhaftung requirirte Richter zum willkürlichen Werkzeug eines fremden Richters sich macht, und oft aus lauter Gefälligkeit für das requirirende Gericht die Rechte eines Unschuldigen kränkt¹⁷⁾; daher eine Vernehmung des zu Verhaftenden durch den requirirten Richter nothwendig und in allen Zweifelsfällen, besonders bei Requisitionen auswärtiger Richter eine Anfrage bei dem Obergerichte zweckmäßig seyn wird.

Ubrigens entscheidet bei requirirten Verhaftungen, wenn ein ausländisches Gericht requirirt, der abgeschlo-

11) d. h. an ein bestimmtes Gericht erlassen. 12) f. Klein (Archiv Abhandl. und dem princ. 8. II. Abth. 3. §. 3. S. 336. Andr. Mylius de remiss. facinorosa. coramque transport. per territ. alien. Lips. 1729.

13) Gualth. 3. 12. u. 8. Barch. Decr. VIII.

13) Hinsichtlich der Statuten des kaiserlichen Bundes f. Littmann die Strafrechtsstoffe in völkerrichterlicher Rücksicht. S. 35. 14) f. Zweierlein de liter. requisitor. ex usu Roman. et German. ant. et rec. Gott. 1756. 15) Wie Littmann Pandbuch III. S. 227., f. bogen die barm. Crim. Titul. f. 414, welche diese Angabe nicht fordert. 16) f. Littmann Pandbuch. f. 749. 17) über die Unaufrichtigkeit der zum requirirten Richter aufgenommenen Vernehmungsprotokolle, und über Anwendung der L. 6. D. de custod. reor. f. Klein (Archiv in den Abhandl. 11. S. 384 — 386.

senen Vertrag zwischen den beiden Stoten. Eine Prüfung der Bedingungen der Zulässigkeit auch bei inländischen Requisitionen ist immer notwendig.¹⁸⁾ Im Zweifel bedarf es der Anfrage beim Obergericht.¹⁹⁾ Da, wo das requirirte Gericht bemerkt, daß durch Vollziehung der auf einem Irrthum beruhenden Requisition ein Unrecht gegen eine Person verübt würde, kann auch die Vollziehung verweigert, und, so weit es nöthig ist, um scheinung den Irrthum zu entdecken und die Verletzung abzuwenden, eine Untersuchung angeordnet werden.²⁰⁾

Was der Untersuchungsrichter selbst thun kann, dazu soll er keine andere Behörde um ihre Hilfe ersuchen; denn dieser können nicht leicht alle Umstände so genau mitgetheilt werden, als sie der Inquirent kennt. Man liefert oder mangelhafte Prozeduren, weiß man nicht ganz genau, worauf es ankommt.

Endlich ist noch der Pflicht einer jeden Criminalbehörde zu gedenken, ein an sie von einer anderen Behörde einlangendes Ersuchungsschreiben, welches aus Irrthum an sie gelangt ist, oder überhaupt bei ihr nicht einschlägt, statt es an die requirirende Behörde zurück zu senden, und dadurch zum Nachtheil der Sache Verzögerung zu veranlassen, sogleich und erforderlichen Falles per Expressum an jene Behörde zu senden, von welcher sie weiß, daß sie im Stode ist, dem gestellten Ansuchen zu entsprechen. (Alexander Müller.)

HILFSOOLE, heißt bei Salzwerken diejenige Soole, welche den wirklich arbeitenden Trägern, sobald über 8 Tage Kalklager gewesen, beim Beginnen der Arbeit gegeben wird, um dafür Gehilfen anzunehmen, durch deren Mitwirkung das Schöpfen schneller gefördert werde. (R.)

Hilfsperrrad, s. Uhr.

Hilfsapreizen (in Rasch.), s. Spreitzen.

Hilfstimme (Nebentimme), s. Begleitung u. Hauptstimme, und im Orgelbau f. Orgel.

Hilfssteuer, s. Hilfsgeid u. Steuer.

Hilfsstollen, f. im Art. Hilfe (sprachl.) u. Stollen.

Hilfsaton, f. im Art. Hilfe (sprachl.) u. Hauptton.

HILFSTHOR (Kriegsw.) das nach dem freien Felde führende Thor der Citadellen, welche bei einer Stadt liegen; s. Festungswerke. (R.)

Hilfsthürstöcke (Bergb. u. Minert.), s. Thürstöcke.

HILFSTRUPPEN (Hilfsvölker), sind, im militärisch-diplomatischen Sinne, zur Unterstützung von Bundes- oder alliirten Truppen, solche, deren Aufgabe es ist, entweder für Sold oder sonstige, dem State, dem sie angehören, von Seiten einer kriegsführenden Macht bewilligte Vorthelle, dieser für einen bestimmten Krieg oder Kriegszweck zu dienen. Es waren die Hellen im amerikanischen Kriege, die Schweizer oft und oft auf

ollen Plätzen Europa's, wo Streitfragen durch das Schwert entschieden wurden, Hilfsruppen kriegsführender Mächte. Ein State kann inder Bundesruppen und Hilfsruppen zugleich stellen, wenn er nämlich, außer seinem vertragmäßigen Kontingente, noch eine Anzahl von Truppen gegen Subsidien einer verbündeten Macht gewährt. Charakteristisch der Hilfsruppen sind: zuerst die vollständige militärische Abhängigkeit von dem, der sie bezahlt, oder gegen andere Vorthelle als Hilfspfeiler von einem State gewonnen hat, mit dem er entweder nicht im Bundesvertrage steht oder dessen Erfüllung als Verbündeter bereits erfüllt ist; ferner, der Mangel an Befugniß zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen, wie an dem Kriegsgewinne außer der von ihnen selbst gemachten Beute, die ihnen vergütet wird, wenn die kriegsführende Macht, der sie dienen, es nicht für geizig net hält, dieselbe ihnen in natura zu überlassen. (Benicken.)

Hilfsursache, s. Ursache.

Hilfsverbum, s. Conjugation.

HILFSVOCAL, heißt ein Vocal dann, wenn er streng genommen nach den Gesetzen der Formation oder Flexion irgend einer Sprache nicht durchaus erforderlich ist, also nur zur Erleichterung der Aussprache mit beifügen soll. Notwendiger Weise kann diese im Allgemeinen von jedem Vocale gelten; vor allem aber von den kurzen, welche man als Hilfsvocale annehmen wird, wo diese erforderlich sind und die ewigliche Silbenbildung noch den in der Sprache geltenden Grundsätzen keinen langen Vocal erfordert. Hierher gehören die Vindervocale, deren sich z. B. die Hebräer bedienen, um einen Bildungsbuchstaben, Bildungssatz, eine abgekürzte Pronominalform am Ende eines Wortes anzufügen; ferner der ganz kurze Aton (Patach fortivum), welcher vor Gutturals am Ende eines Wortes ertönt, die so genannten, aus einem möglichst kurzen Vocale bestehenden Schotels oder zumachen geschten Schwa's, welche da, wo noch der Regel ein Reilant vocalis erscheinen sollte, im Hebr. angewendet werden, um die sonst zu harte Pronunciation zu erleichtern. (A. G. Hoffmann.)

Hilfsvölker, s. Hilfsruppen.

HILFSVOLLSTRECKUNG *), in bürgerlichen Rechtskreisläufen besteht in der Anwendung bürgerlichen Zwangs, zum Behufe der Realisirung einer rechtlichen End-Entscheidung gegen einen Verurtheilten, welcher derselben freiwillig nicht Folge leistet. Zu diesem Ende wird eine Reihe von Handlungen erforderlich, für deren Leitung in manchen Stoten besondere öffentliche Beamte aufgestellt sind (in Frankreich z. B. die

18) f. Ilttmann Handb. III. 16. S. 228. 19) f. Preussische Criminal-Proc. §. 69. 20) f. Ilttmann a. a. O. Kleinschrod Abhandl. aus dem preuss. R. II. S. 364. Stab bei Criminalproc. §. 1520.

*) Ein Vergleich der gemeinrechtlichen Quellen und der Literatur über die Hilfsvollstreckung s. bei Linde, im letzten der deutsch. gem. Proc. von §. 333. über das Geschickliche dabei, vergl. Heffter's Institut. des Civilpro. S. 547—554. Eine Kritik und Vergleichung der gemeinrechtlichen Theorie mit den Bundesgesetzen, auch dem franz. Exécutionsvorhaben f. bei Wittermeier: der gem. deutsch. bürgerl. Proceß in Vergleichung u. f. m. Dr. Beitr. S. 118—160.

huissiers). Die Amtsvorrichtung des Richters entgeht also hier (wie die Function des römischen *iudex pedaneus* oder die eines *Schiedrichters*.) mit dem Ausspruch des Definitivurtheils. In andern, selbst teutscher Staaten ist die Hilfsvollstreckung Beamten übertragen, welche in der Eigenschaft von *Richterscommissarien* handeln. So nach den rheinpreussischen Gesetzen den Friedensrichtern, nach rheinbairischen den Notarien, nach württembergischen den Gemeindevorsteher. Anders nach Deutschlands gemeinen Rechten. Nach dem Vorgange der Praxis bei den geistlichen Gerichten betrachten sie das Executionsverfahren als eine Fortsetzung des Rechtsstreits; die Befugniß zu ersequiren, als einen regelmäßigen Ausfluß des öffentlichen Richteramts. Der Regel nach wird daher die Hilfsvollstreckung vor demselben Richter oerhandelt, von welchem, oder in dessen Auftrage, das zu vollstreckende Urtheil gefällt wurde. Ihm allein gebührt besonders die Entscheidung darüber, ob und wann die Hilfsvollstreckung Statt finde, so wie über die Gränzen und Bedingungen derselben. Nur wenn ihm die Executionsbefugniß, wie dieß namentlich bei manchen Gerichten höherer Instanzen der Fall ist, ausnahmsweise mangelt, ingleichen, wenn der Gegenstand der Hilfsvollstreckung ausserhalb des Bereichs seiner amtlichen Gewalt sich befindet, hat er diejenige Behörde um die Vollziehung anzugehen, welcher dieselbe solchen Fällen zufließt. Diese vollzieht nun zwar das bei dem requirirenden Richter gefällte Urtheil, und zwar nach den Befehlen, welche ihres Orts dafür geordnet sind; ohne gleichwohl zu irgend einer Cognition in der Sache selbst befugt zu seyn. Namentlich müssen daher auch alle etwanige, die Hauptsache berührende, Incidentpunkte von dem requirirten Richter an den Committenten oder Requirenten zur Entscheidung verwiesen werden. Wesentliche Voraussetzung bei der Hilfsvollstreckung ist, regelmäßig, Rechtskraft des Erkenntnisses, dessen Vollziehung begehrt wird; daher Stat wenigstens von der formellen Correctheit der gerichtlich verfolgten Ansprüche überzeugt seyn will, ehe er seinen Arm zur zwangsweisen Verwirklichung derselben leihen mag. Ausnahmen von dem Grundprincip des Civilprocesses: daß kein Rechtsstreit mit der Execution anfangen dürfe, finden nur, gewisser Maßen, bei manchen summarischen Processen Statt; auch werden provisorische Verfügungen durch jene Regel nicht ausgeschlossen. Ubrigens entscheidet vorzüglich die obige Voraussetzung auch dann gewöhnlich, wenn in dem einen State der Rechtsstreit verhandelt worden ist, in einem andern aber das Urtheil vollstreckt werden soll; daneben wird aber auch hier besonders die Frage wichtig, ob in dem State, welcher nun die Hilfsvollstreckung angesprochen wird, das Recht, selbige aus einem rechtskräftigen Urtheile zu verlangen, an eine bestimmte Zeit (wie in Preußen z. B. an Jahresfrist, nach deren Ablauf ausß Neue Klage erhoben werden muß, Gr. d. rdn. Tit. XXIV. §. 3.) gebunden ist, oder, wie nach gem. teutsch. Rechte, zu jeder Zeit gesucht werden kann. Weiter ergibt jene Voraussetzung, von welchen (physischen oder

moralischen) Personen, und gegen welche, die Hilfsvollstreckung nachgesucht werden kann. Es sind dieß in der ersten Beziehung diejenigen, welche aus der rechtskräftigen Entscheidung ein ihnen selbst zuständiges Recht herzuleiten vermögen; in der letzteren die, welche eine solche Entscheidung in ihren Folgen gegen sich anerkennen müssen. Auf beiden Seiten können daher zwar Nachfolger, dort im Rechte, hier in der Verbindlichkeit, vorkommen; nie aber können in privatrechtlicher Hinsicht wahrhaft dritte Personen ein Recht auf die Hilfsvollstreckung, oder eine Verbindlichkeit haben, selbige gegen sich vollziehen zu lassen. Im einzelnen Falle reicht ferner die Rechtskraft der Entscheidung zu des Siegers Befähigung zum Antrag auf die Hilfsvollstreckung häufig noch nicht hin; dann nämlich nicht, wenn die Condemnation das, was zu leisten ist, der Qualität, oder Quantität nach speciell noch nicht bestimmte, oder noch nicht bestimmen konnte. Auch vollständige Liquidität der Ansprüche, wegen welcher Execution erfolgen soll, ist erforderlich. Theils die Verzeichnung der noch streitigen Gegenstände, sei es, wie z. E. bei Zinsen und Kosten, durch den obliegenden Theil, sei es, wie z. B. bei der schuldigen Vorlegung eines Inventars, einer eiblichen Specification über eine heraus zu gebende Erbschaft, einer Rechnung über zu erlegend gezeigene Früchte, u. s. w. durch den unterliegenden Theil, theils aber die vollständige Erörterung und Feststellung dieser Objecte, bildet dann den Vorwurf einer der Hilfsvollstreckung vorangehenden Liquidationsinstanz. Das Verfahren ist hier gewöhnlich summarisch; allein es können nicht nur neue Sachlegitimationen, sondern auch besondere Beweisführungen, Jurbate und Rechtsmittel, auch mit Suspensiofakt, dabei vorkommen. Nur gilt die Regel, daß die Beitreibung eines Anspruchs, so weit derselbe bereits liquid vorliegt, durch den Umstand, daß ein andrer Theil davon zur Zeit noch illiquid ist, nicht aufgehalten wird.

Streng nach dem Grundsätze der Verhandlungsmaxime, erfolgt die Hilfsvollstreckung nie von Amts wegen, selblich vielmehr auf Antrag des Siegers. Dieser Antrag ist durch Bezugnahme auf eine rechtskräftige Sentenz und ein bereits festgesetztes Liquidum zu motiviren, auch kann das Gesuch vorerst nur darauf gerichtet werden, dem Verurtheilten die Befolgung des Urtheils innerhalb bestimmter Frist und bei Vermeidung einer anzuführenden bestimmten Executionsbart auszugeben. Erteilt sich der Antrag als statthaft, so folgt darauf der erbetene richterliche Befehl, Fristbestimmung und Commination. Denn, ungeachtet nach neuern teutschen Reichsgesetzen die so genannte Executorialsklausel sogleich dem Urtheil selbst angehängt werden sollte, so hat doch die teutsche Praxis die besondern Hilfsprüche theils beinahe allgemein beibehalten, und betrachtet dieselben als etwas so Unersättliches, daß die, vor Ablauf der Partitionsfrist vollzogene, Hilfsvollstreckung, auf Antrag des Gegners, als nichtig wieder würde aufgehoben werden müßten. Erst bei fortdauerndem Ungehörigam des Verurtheilten und, regelmäßig auf weiteres desfallsiges

Ansuchen des Siegers, wird die wirkliche Hilfsvollstreckung vom Gericht beschlossen; denn nur nach Landesgesetzen (z. B. in Mecklenburg) hat der Executor nach Ablauf der Verwarnungsfrist, ohne weiteres Anrufen des Gläubigers und ohne weiteren richterlichen Befehl, gegen den Schuldner, der Partion zu votiren nicht vermag, mit der Execution einzurücken. Zugleich mit jenem, beiden Theilen zu eröffnenden, Beschlusse, erfolgt, nach Verschiedenheit der anzuwendenden Zwangsmittel, die geeignete Zwangsverfügung selbst; sei es durch das erkennende Gericht, sei es durch die nunmehr von diesem zu requirirende Behörde.

Erlaubt sind nur gewisse, theils durch ausdrückliche Befehle, theils durch den Gerichtsgebrauch eingeführte, Executionsmittel. Im Allgemeinen gehören dahin, nach gemeinem Rechte: 1) mäßige Geld- und bürgerliche Gefängnißstrafen, 2) Exmiffion und Immissiön, 3) Auspändung, 4) Auktion, Sequestration und Subhaftation, 5) Beschlagnahme außerordentlicher Forderungen, 6) Einlegung von Wache und 6) Zwang zum Abarbeiten. Beim Gebrauch eines jeden dieser Executionsmittel soll der Richter, um sich nicht eigener Verantwortlichkeit auszuweisen, mit der nöthigen Strenge die mögliche Schonung gegen den Verurtheilten verbinden. Diese Bestimmung ist es, auf deren Grunde sie in ordentliche und außerordentliche getheilt werden; indem man zu jenen gewöhnlich die 5 ersten der so eben aufgezählten rechnet, das zuletzt genannte aber, wiewohl neben diesem zuweilen auch die Einlegung der Wache, als außerordentliches aufführt. Demnach ist von diesen Mitteln im einzelnen Falle weder jedes geeignet, noch gesetzlich zulässig. Mehrere, im Mittelalter übliche, jetzt meist veraltete, Klauseln und Verträge, z. B. die Verpflichtung zur Strafe des Schwelmscheltens, die Unterwerfung zu Hand und Halfter, der Einsagervertrag u. s. w., konnten zwar den prozeßualischen Vortheil bringen, das jede Urtheilsvollstreckung die Richtung gegen die Person des Schuldners erhielt. Heutiges Tags und im Allgemeinen, richtet sich aber die Anwendbarkeit der verschiedenen Executionsmittel vorzüglich nach den verschiedenen Gattungen der Streitobjecte, auch wohl so, daß die Zwangsmittel, besonders nach gemeinrechtlichen Bestimmungen, nur in einer gewissen Stufenfolge zur Anwendung gebracht werden können. Rautet nämlich die rechtliche Entscheidung.

A. auf Bezahlung einer Geldsumme, oder auf die Entrichtung einer Quantität anderer fungibler Gegenstände, und ergeben die Umstände, daß es dem Verurtheilten weniger an Mitteln, als an gutem Willen zur Befriedigung des Gläubigers mangelt; so pflegt die Hilfsvollstreckung ausnahmsweise wohl a) mit Einlegung von Wache begonnen zu werden. Militär- oder andere zu solchen Geschäften gebräuchliche Personen erhalten hier die Befugniß, bis zur Bezahlung der Schuld gewisse Tageeldder von dem Schuldner zu fordern. Das regelmäßige und zugleich, wie bei minder

beträchtlichen Schuldposten, so auch dann, wenn es dem Schuldner mehr an Mitteln, als an gutem Willen, zu bezahlen, gebricht, das zweckmäßigere Executionsmittel, ist hier dagegen b) die Auspändung. Sie besteht darin, daß dem Schuldner von seinen entbehrlichen Mobilien durch absendende Gerichtsunterbediente so viele, als zur Deckung der Schuld hinreichen, abgenommen und in gerichtliche Verwahrung gebracht werden. Der Gläubiger erhält an den abgepändeten Stücken vorerst ein Pfandrecht. Werden sie aber von dem, durch das Gericht dazu aufzufordernden, Schuldner durch Bezahlung der ganzen Schuld innerhalb bestimmter Zeit, nach gemeinem Rechte in 2 Monaten, nach Landesgesetzen häufig in viel kürzerer Frist, nicht eingelöst; so erfolgt nun der gerichtliche Verkauf derselben, durch Auktion, um die Schuld vom Erlöse zu decken. Möglich ist es indessen, daß bei dem Auspändungsakte keine hindernde, oder doch bloß solche Mobilien vorgefunden werden, welche entwerth, wie nach gemeinem Rechte, das zur Ausübung des Gewerbes, wodurch sich der Schuldner seinen Unterhalt erwirbt, gehörige Geräth, nur im alleraußersten Falle Gegenstand der Execution werden sollen, oder solche, welche, wie zuweilen nach Partikulargesetzen die nothdürftigen Betten und Kleidungsstücke, auch die Ackergeräthschaften, gänzlich davon angenommen sind. Trifft in einem solchen Falle den Schuldner kein Verdacht der Verheimlichung oder Verschleppung, welcher den Gläubiger berechtigen würde, zuvörderst die Abkündigung eines Offenbarungseides (Manifestationseids) von demselben zu verlangen, und ist auch die Einlegung der Wache entweder erfolglos geblieben, oder unanwendbar; so besetzt dieß den photographischen Gläubiger nunmehr c) auf Immission in zureichendes Immobilienvermögen des Schuldners, um vorerst ein (so genanntes prätorisches) Pfandrecht daran zu erlangen, oder, wenn diese Immobilien selbst, aus besondern Gründen, z. E. wegen ihrer Lebensqualität, oder als Familienheimcommiss nicht angegriffen werden dürfen, auf Sequestration derselben, um aus den Früchten Befriedigung zu erhalten, anzutragen, im ersten Falle aber auch demnach, gleich jedem andern hypothetischen Gläubiger, den gerichtlichen Verkauf jener Güter (die nothwendige Subhaftation) zu beantragen. Findet sich hierbei ein annehmlicher Käufer; so erfolgt seine Befriedigung aus den Kaufgeldern: im Gegentheil ist er berechtigt, das Eigentum an den Gütern, in welche er immitirt wurde, an Zahlungsfall sich zu sprechen zu lassen. Wenigstens nach römischem Rechte, sollen nämlich d) Rechte und Forderungen größerer Schuldner erst nach den Immobilien zum Gegenstande der Hilfsvollstreckung gemacht werden können; wenn schon das Umgekehrte, was das römische Recht ausnahmsweise nur bei minderjährigen Schuldnern verordnet, durch die Praxis zur Regel geworden ist, welche denn auch, wegen der mit der Subhaftation verknüpften ungleich größeren Weiterungen, offenbar die Zweckmäßigkeit für sich hat. Der Motus bei der Hilfsvollstreckung in Activforderungen ist übrigens der, daß dieselben mit

Arrest beschlagen und angeklündigt werden. Erfolgt aber dann die Zahlung nicht freiwillig, so macht sich von Seite des Gläubigers gegen den Schuldner des Verurtheilten ein neuer, häufig jedoch bloß summarischer, Prozeß nöthig. Auch sind nach Landesgesetzen häufig die Befolgungen mancher Staatsdiener und die Pensionen bald, wie die Löhnung der Soldaten schon nach römischem Rechte, gänzlich, bald wenigstens bis auf einen bestimmten Theil von den zur Execution geeigneten Forderungen aufgenommen. Nur beim Mangel aller anderer Executionsmittel, würde e) der, seiner Natur nach ohnehin selten anwendbare und der Praxis beinahe unbekannte, gerichtliche Zwang zum Abarbeiten der Schuld vorkommen können.

Handelt es sich B. um Ablieferung einer bestimmten Sache von Seite des Verurtheilten; so werden bei beweglichen Gegenständen häufig zuerst Strafbescheide an ihn erlassen, auch wohl die Einlegung von Wache gegen ihn erkannt; häufiger noch, sofort Gerichtsunterbediente abgeordnet, um dem Verurtheilten die Sache hinweg zu nehmen und sie dem Sieger zuweilen. Bei unbeweglichen Gütern wird dagegen der Befehl, unter gerichtlicher Leitung, seines Besizes entsetzt und der Sieger in den Besiz gewiesen, daneben auch wohl dem Verurtheilten jede Störung der Geld- oder, nöthigen Falls, Gefängnißstrafe, untersagt.

Sind endlich C. Handlungen, welche der unterliegende Theil vornehmen, oder unterlassen soll, Gegenstand der Verurtheilung; so wendet das Gericht auch hier, je nachdem das Eine oder das Andere als das Zweckmäßiger erscheint, bald Geld-, bald Gefängnißstrafen, bald die Einlegung von Wache an; oder dasselbe verordnet bei Commissohandlungen die Übernahme derselben, geeigneten Falls, durch dritte Personen, und bringt die dadurch erwachsenden Kosten auf die bei Geldschulden vorgeschriebene Weise von dem Verurtheilten bei.

Sagen wir aus dem Obigen; wie die Hilfsvollstreckung nur unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen mit Rechtsbefehlen zu verfügen steht, so ergibt sich nun schon hieraus, daß dem Verurtheilten nicht immer jedes Mittel, dieselbe zu verhindern, gesetzlich entzogen sein kann. Nicht nur jedes Rechtsmittel mit Suspensivvertheil, sondern auch alle Einreden, welche den Rechtsbefehl einer beschlossenen, oder bereits begonnenen Hilfsvollstreckung betreffen, hemmen vielmehr dieselbe. Gleiches gilt zwar nicht im Allgemeinen schon von der Richtigerkeitsbeschwerde gegen ein, dem Zeitverlaufe nach, bereits rechtskräftiges Erkenntnis in der Hauptsache; da dieß mit der rechtlichen Vermuthung, welche für die Legalität des Gerichts streitet, sich nicht würde vereinigen lassen. Allein ausnahmsweise kann die Richtigerkeitsbeschwerde sowohl, als des Verurtheilten Versuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand die Säkulation der Execution dann allerdings zur Folge haben, wenn derselben außerdem ein unerheblicher Schaden bevorsteht, oder der obliegende Theil die Befriedigung

genügender Sicherheit wegen der Durchforderung verweigert, zu welcher dieser denn auch, nach den Rechtsgesetzen, dann nach Befinden angehalten werden soll, wenn nicht unerhebliche Einreden des Verurtheilten, ihrer Illiquidität halber zur besondern Ausführung vermieden worden waren. Auch abgesehen hiervon, fehlt es indessen nicht an besondern Fällen, wo die bereit erkannte, oder selbst schon begonnene Hilfsvollstreckung, den Gesetzen gemäß bald gänzlich rückgängig, bald in ihrem Erfolge beschränkt wird. Letzteres geschieht, so oft der zu Exsequierende a) die Rechtswobohheit der Competenz mit Grunde für sich in Anspruch nimmt, oder b) Zahlungsstermine auswirkt, welche der Richter nach Billigkeitsgründen, zu erteilen befaht ist. Gänzlich gehemmt wird dagegen die Execution weiter a), so oft der Verurtheilte entweder neu aufgefunden, oder solche Einreden, deren Gebrauch, besonders nach Landesgesetzen, überhaupt in jeder Lage eines Rechtsstreits offen steht (exceptionis privilegatae), oder endlich solche Einreden, welche eine neuere Tilgung seiner Schuld enthalten, vorschützt und zugleich beschneidet; weshalb ihm auch, nach Landesgesetzen, ehe mit der Hilfsvollstreckung vorgeschritten wird, eine besondere präclusivische Frist zur An- und Ausübung erzwungen solcher, gesetzt wird; b) durch die Dazwischenkunft dritter Personen, wenn diese mittels einer gehörig begründeten, so genannten Principalintervention vorerst Gehör mit eigenen Ansprüchen auf das Executionsobject sich verschaffen; in gleichen gegen einen Schuldner, welcher c) entweder einen Anstaltsbrief (moratorium) auswirkt oder d) zu dessen Vermögen ein Concurat ausbricht.

(J. Emminghaus.)

Hilfsvollstreckungsmittel, Hilfsmittel, f. im vorhergeh.

HILFSWISSENSCHAFT. Die Eintheilung der Wissenschaften überhaupt in Haupt- und Hilfswissenschaften bezieht sich objectiv betrachtet darauf, daß bei der, dem Geiste der Theilung der Arbeit gemäßen Eintheilung des Wissens in verschiedene Gebiete oder Fächer, gewisse Disciplinen mit andern nothwendig zusammen gehören und das ganze Fach oder Gebiet ausfüllen, gewisse andere dagegen bloß zufällig mit andern in Verbindung stehen, indem sie diesen letztern Kenntnisse darbieten, die zum bessern Verständnis oder zur Hervorbringung derselben dienen. In subjectiver Beziehung findet das ähnliche Verhältnis Statt, daß der in einem Gebiete des Wissens sich Beschäftigende sich vorzugsweise einem Fache, oder auch nur einem Theil desselben seine Kraft widmen muß, und den übrigen nur in so weit, als sie seinem Fortschreiten auf jenem Gebiet zu irgend einem Grade förderlich sind. Hiernach versteht man unter einer Hauptwissenschaft überhaupt entweder diejenige, die ein für sich abgegrenztes Gebiet des Wissens umfaßt, z. B. Zoologie, Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik, oder auch diejenige, welche mit dem bestimmten Zweck oder Lebensberuf eines Gelehrten (Studirenden) in genauer und notwendiger Verbindung steht und daher unauflöslich von ihm gefordert

wird (s. g. Hauptcollegia, vulgo Brotwissenschaften), z. B. Dogmatik, Moral für Theologie, römisches, deutsches, Kriminal-Recht für die Jurisprudenz; unter einer Hilfswissenschaft dagegen diejenige, ohne welche die Hauptwissenschaft entweder gar nicht, oder nicht vollständig verstanden werden kann, wie z. B. die Philologie, Geschichte und Philosophie. Hilfswissenschaften sind für die Theologie und Jurisprudenz, die Naturgeschichte, Chemie, Physik und Psychologie für die Medizin, die Mathematik für die sämtlichen Naturwissenschaften, die Mathematik, Geschichte und Geographie für die Kriegswissenschaft; die Philologie, Geschichte, Naturwissenschaft (besonders die Astronomie) für die Philosophie u. d. m. (S. die einzelnen Wissenschaften.) Auch für Künste gibt es Hilfswissenschaften, so z. B. die Mathematik, Chemie, Physik, Mineralogie für die Architectur, die Anatomie, Optik u. s. w. für die Malerei, die Musik, der so genannte Generalbaß für die Musik, u. s. w. Man theilt ferner in der subjectiven (dogmatischen) Beziehung die Hilfswissenschaften in die formalen und materialen ein, je nachdem sie der allgemeinen Geistesbildung überhaupt dienen, indem sie die Erkenntnisfähigkeit schärfen, (z. B. Mathematik, Logik, Metaphysik), oder je nachdem sie für einzelne Fächer vorbereiten, indem sie Kenntnisse, die in diesen angewendet werden, mittheilen, (z. B. die Naturwissenschaft für die Medicin, die Archäologie und Erregung für Theologie und Jurisprudenz). Vgl. übrigens den Art. Wissenschaft und die einzelnen Disciplinen.

(Dr. K. H. Scheidler.)

HILFSWORT, würde genau genommen jedes Wort heißen, durch dessen Anwendung entweder die Flection anderer Wörter bewirkt oder der Begriff eines andern Wortes vervollständigt oder ein Satz abgerundet wird; allein gemeinlich nimmt man Hilfswort für gleichbedeutend mit Hilfsverbum oder Hilfszeitwort. (S. d. Art. Hülfe.) Über die Anwendung der Hilfsverba vgl. man den Art. Conjugation. (A. G. Hoffmann.)

HILFSWURZ, ist im gewöhnlichen Leben ein allgemeiner Name für verschiedene heilsame Pflanzen, besonders des Eibisches (s. *Althaea officinalis*, 1ste Sect. III. S. 261.) und des *Altemannsbarnisches* (s. *Allium victorialis*, das. S. 170.) (R.)

Hilfszeitwort, s. Conjugation.

Hilfszwang, s. Hülfe (Jurispr.)

HILIARCH (*χιλιαρχος* oder *χιλιάρχης*), welche Aussprache für Chiliarch, bei den Griechen ein Oberst, welcher ein Regiment von 1000 Mann unter seinem Befehl bat. Dieser Titel war schon bei den alten Griechen gewöhnlich, wie bei den neuern *). Auch den alten Persern und Makedoniern werden Chiliarchen beigelegt.

(Dr. Carl Iken.)

HILJAT, (حيلة) d. i. Schmach findet man öfters in Titeln arabischer Schriften, z. B. in der Schrift

*) Erliche eines Aufstandes der türk. Revolution, S. 35, 145—160. Ein solcher Hüliarch war z. B. im Jahr 1821 der Griech. Karapaa.

hiljat el abrar u schiar el achjar (Schmach der Gerechten und Kennzeichen der Vorzüglichkeiten), eine Gebetsammlung von Nevai (s. d. Art.), bestimmt für die Andächtigen *); ferner hiljat el kumzeit (Schmach des Weins), eine von Schemsbedin Muhammed ben Behredin Hassan el Kadi verfertigte Kobrede auf den Wein, welche bei den Röstlingen zu den verbotenen Schriften gerechnet wird **), und ein Buch des Abu Raim Achmed ben Abdallah el Esafani Hiljat el ewlija, d. i. Schmach der Freunde (nämlich Gottes, d. i. der Heiligen **).

(A. G. Hoffmann.)

Hilicanum (alte Geogr.), s. Alicanum.*

HILKIA, HILKIAS, genauer nach dem Hebräischen (חלקיה) Chilkijja, d. i. Theil Jehova's (in Septuag. *χελκίας*, in Vulg. Helcias und Hechalias) ist Name einiger, historisch aber wenig bedeutender Hebräer. Es hieß so: 1) der Vater Nehemia's (Neh. 1, 1.); 2) der Vater des Jeremias (Jer. 1, 1.), welchen Einige nach Clemens Alex. Vorgänge mit dem Hohenpriester Hilkias identificiren; 3) der Vater des Palastpräfekten Eljakim (2 Kön. 18, 18. 26. 2. Es. 22, 20. 36, 3.); 4) nach 1 Chron. 6, 29. der Sohn des Leviten Amajia aus der Familie Merari; 5) der Vater der Susanne, (Gef. von der Susanne v. 2. ob. Dan. 13, 2. in der Vulg. 6) der Hohenpriester H., zu dessen Zeit das Gesehuch im Tempel gefunden wurde (2 Kön. 22, 4 ff.), welcher Umstand mit den religiösen Reformen des Königs Josia in genauem Zusammenhang steht *). Ob der Bar. 1, 7 erwähnte Helchia, dessen Sohn Jojakim als Priester bezeichnet wird, damit einerlei sei, ist nicht zu bestimmen. Endlich 7) wird Bar. 1, 1. ein Hilkias oder Helchia unter Baruch's Vorfahren namhaft gemacht.

(A. G. Hoffmann.)

HILL (حبل), d. i. erlaubt, Name eines Dicht

in der Nähe des Heiligthums von Mekka, so benannt vom Umfange, daß die Mekkaner, welche die Wallfahrt mitmachen, erst von dort an mit dem Idrim sich betheilen **). Vgl. d. Art. Hadsch. 2te Sect. I, 375.

(A. G. Hoffmann.)

HILL, 1) Nebenfluß des Nilson, auch Hai oder Hay genannt; bildet den Abfluß des Pothapoo. Minipresses, kommt aus dem Aneker, hat eine nordöstliche Richtung, nimmt den Steerfluß auf und wirft sich in die Mündung des Nilson *). 2) Eine Stadt im nördl. amerikan. Freist. Virginien am Rappahannock, 17 engl. Meil. von Urbanna **).

(R.)

1) d'Herbelot Orient. Biblioth. unt. d. Art. Adhar al Negi, Heliat u. Nasal. 2) d'Herbelot a. a. D. unt. d. Art. Heliat u. Neughi. 3) d'Herbelot a. a. D. unt. den Art. Heliat u. Esafani.

*) Calmet (Bibl. Hébreue. 2e Ed. S. 517 nach der tenuis. Übers.) hält ihn für eine dieselbe Person mit dem Hohenpriester Jojakim, dessen Jud. 15, 8 gedenkt.

**) Meninski lex. Arab. Persic. T. II, 457. 1) Berl. Handb. 2te Ed. S. 224 u. 314. 2) Ross Cyelop. XVIII, u. d. 23.

HILL, 1) Aaron, geb. zu London am 10. Febr. 1685, gehört zu denjenigen Dichtern, die in seltsamer Beschränktheit des Geistes, durch glückliche Nebenumsstände begünstigt, sich, wenn auch keinen dauernden, doch einen für ihre Zeit, ziemlich weit verbreiteten Ruhm erworben haben. Er zeichnete sich als Kind durch geistige Fähigkeiten aus, hatte aber im 14ten Jahre das Missgeschick, seinen Vater und mit diesem alle Aussicht auf Vermögen zu verlieren. Erzwungen die Schule zu Westminster, welche er bis dahin besucht hatte, zu verlassen, entschloß er sich zu einer Reise nach Konstantinopel, wo sein Vetter Lord Paget, englischer Gesandter war. Wenigstens Beide sich persönlich nicht kennen, empfing ihn doch der Lord äußerst wohlwollend, ließ ihm eine vortheilhafte Erziehung geben, und sandte ihn dann unter der Aufsicht eines gelehrten Geistlichen auf Reisen. Sie besuchten Ägypten, Palästina und einen beträchtlichen Theil des Orients und begaben sich, wieder in Konstantinopel angelangt, mit dem Lord zu Lande nach England zurück. Hier aber traf den jungen Hill das Unglück, daß sein Beschützer starb, noch ehe dieser für ihn hatte sorgen können und er sah sich deshalb genöthigt, um ein Unterkommen zu finden, den Sir William Wentworth als Hofmeister auf einer Reise durch Europa zu begleiten. Nach seiner Rückkehr im J. 1709 trat er zuerst als Schriftsteller mit der Beschreibung seiner eigenen Reise durch das Morgenland auf, die ihm jedoch, als sie fertig war, nicht genügte. Auch verfaßte er um dieselbe Zeit ein Eposgedicht auf den General Grafen Peterborough, welches unter dem Titel *Kamillus* anonym erschien. Der Befehlungen ernannte den Dichter zu seinem Secretär. Doch verließ Hill diese Stelle schon im folgenden Jahre, vermählte sich mit der einzigen Tochter des Edmund Morris Esq. und wurde durch Vermittelung seiner Freunde, Director des Drury Lane Theaters. Für diese Bühne schrieb er binnen 8 Tagen ein Trauerspiel *Elfrid or the fair Inconstant*, das mit großem Applaus aufgenommen, jedoch von ihm 20 Jahr nachher wieder umgearbeitet wurde und unter dem Titel *Askelwald* erschien. Eben so verfaßte er für die Oper zu Haymarket, die erste von Händel in England componirte Oper *Rinaldo*. Differenzen mit dem Herzog von Kent, der damals Lord Chamberlain war, bewogen den Dichter, die Leitung des Theaters, das er zu großer Zufriedenheit des Publikums geführt, wieder abzugeben. Ein eifriger Freund von Projecten, verkaufte er sich jetzt ein Patent für die Unternehmung, Hüt aus Buchstaben zu pressen und verband sich zu diesem Zwecke mit einer Gesellschaft von Actionären. Nach dreißigjährigen höchst kostspieligen und fruchtlosen Versuchen mußte er endlich die Nichtigkeit dieses Projectes einsehen und verfiel nun auf mehrere andere Unternehmungen, die jedoch sämmtlich gleich der ersten scheiterten, eine einzige ausgenommen, welche nicht unvortheilhaft für England war, die Verbesserung der inländischen Posten nämlich. Während dieser ganzen Zeit war er als Schriftsteller nicht unfruchtbar und entwarf bald Poesien, bald Pläne. So verfaßte er 1715 ein Eposgedicht auf Peter den Großen

unter dem Titel *The Northern Star*, empfing dafür eine goldene Medaille von russischer Seite und schrieb nun aus Dankbarkeit das Leben jenes Monarchen, wozu ihm Materialien aus Rußland geliefert wurden. In Pope, der ihn in der Dunciad angegriffen hatte, dachte er sich durch ein Gedicht *the Progress of Wit* betitelt *). Der Tod seiner Gattin, mit welcher er eine 20jährige glückliche Ehe geführt, war für ihn ein harter Schlag. Er zog sich auf das Land zurück, schrieb hier einige epische und didaktische Gedichte, und verfaßte über übersetzte mehrere Tragödien, unter andern *Voltaire's Merope*. Um dieses Stück in London aufzuführen zu lassen, begab er sich selbst dahin, verfiel jedoch dort in eine chronische Krankheit, starb am 8. Febr. 1749, im 64sten Jahre seines Alters und wurde in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Aaron Hill war von Charakter ein edlicher, gutmüthiger, jedoch etwas leichtsinniger Mensch. Als Dichter verdient er einer Eritis lob hinsichtlich seines Strebens und Eifers für die Stillschkeit in der Dichtkunst; seine Ansichten über die Poesie waren aber sehr beschränkt, was sich besonders in seinem didaktischen Gedichte über die Schauspielkunst (*the Art of Acting*) offenbart. Seine lyrischen Gedichte sind geschoben und manierirt und durchaus ohne Begeisterung, ein Fehler, der auch seine Eposgedichte peinlich trifft. In seinen dramatischen Werken vertritt hohler Pomp die Stelle des Gefühls und Wahrheit und Natur werden kümmerlich durch Glanz der Diction ersetzt. Daß er geschmacklos wäre, kann man gerade nicht behaupten, aber er ist eigentlich nur ein prosaischer Reimer. Er war ein eben so fruchtbarer Projectmacher als Poet, jedoch erward er als Ersterer nie Reichthum und erhob sich als Zweiter nie über die Mittelmäßigkeit, urtheilt ein englischer Kritiker streng, aber gerecht von ihm. Hier noch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke: *Accounts of the present State of the Ottoman Empire in all its branches*. London 1709. Fol. u. 1733. Fol. *Camillus, a Poem*. 1709. — *Rinaldo, an Opera*. London 1711. — *Essays on Beech Oil* 1714. 1715. 8. *Account of the Rise and Progress of Beech-Oil Inventions*. London 1715. 8. — *Essays on Reducing the Price of Coals; on Repairing Dagenham Breach; on English Grape-Wines*. London 1718. 8. — *King Henry the Fifth, a tragedy*. London 1723. 8. — *The Northern Star, a Poem*. London 1725. 8. — *Advice to the Poets*. Lond. 1731. 4. — *The Judgment-Day; a Poem*. Lond. s. a. F. — *The Art of Acting, a Poem*. Lond. 1746. Fol. — *Merope, a Tragedy*, Translated from Voltaire with alterations. Lond. 1749. 8. — *The Insolvent, a Tragedy*. Lond. 1758. 8. — *The Franciad, a Heroic Poem*. — *The Impartial, a Poem*. *The Progress of Wit; a Caveat*,

*) Dieses wird Bouterweks irrige Behauptung, daß er sich Pope's Freundschaft zu erwerben gewußt, und dieser Umstand zur Erhaltung seines Ruhms beigetragen, widerlegt. S. dessen Gesch. d. Poesie und Dichtkunst, Bd. 6. S. 101 u. 102.

for the Use of an eminent Writer. — Works. Lond. 1753. 4. — Dramatic Works with a Life of the Author. Lond. 1759. 2 Bde. 8.

(O. L. B. Wolff.)

2) John, ein englischer Apotheker, Sohn eines Geistlichen, um 1716 geboren. Nachdem er einige Zeit die Apothekerkunst in einem kleinen Laden zu Westminster getrieben hatte, verweilte er sich durch eine undachtsame Heirath in Nahrungsorgen, und suchte seine Umstände dadurch zu verbessern, daß er die Aufsicht über die Pflanzengärten des Herzogs von Richmond und des Lord Peter übernahm, die ihn mehrere englische Provinzen durchreisen ließen, um seltene Gewächse aufzusuchen. Aus unbekannter Ursache entsagte er diesem Berufe und wurde Schauspieler, allein weil er auf der Bühne kein Glück hatte, kehrte er wieder zu seiner Apothekerei und zur Botanik zurück. Er fing an, über die letztere Wissenschaft Schriften heraus zu geben, welche Beifall fanden, allein das Glück verlorb seinen Charakter. Vorher furchtsam und bescheiden, wurde er jetzt stolz, streitsüchtig und machte einen Aufwand, den er nicht bestreiten konnte. Da ihm sein Vermögen, in die königl. Societät aufgenommen zu werden, mißlang, so rächte er sich durch Satiren und Pasquille, die ihm viele Spottschriften, und einmal sogar Stochschläge zuzogen *). Er fuhr indessen fort, allerlei Bücher heraus zu geben, allein da der Beifall abnahm und es ihm an Mitteln fehlte, seinen Aufwand zu bestreiten, nahm er seine Zustände zu Quacksalberei, und verkaufte Zinkturen und Wunderessenzen, die ihm viel Geld einbrachten. Sein literarischer Ruf stieg jetzt auch wieder, besonders da Lord Bute sein Gönner wurde; und der König von Schweden, dem er eine schöne Sammlung seiner bedeutendsten Werke sandte, ertheilte ihm sogar den Baskorden. Er nannte sich jetzt Sir John Hill, und starb den 22. Nov. 1775. Gründliche Gelehrsamkeit besaß er nicht, aber viel Talent, mancherlei schätzbare Kenntnisse, eine ungemeine Leichtigkeit im Schreiben, und eine besondere Geschicklichkeit, fremde Beobachtungen und Erfahrungen sich anzueignen und zu mancherlei Zwecken zu benutzen. Da man gleich in den meisten seiner Schriften, in denen er sehr mannichfaltige Gegenstände abhandelt, auf unverkennbare Beweise von Flüchtigkeit und Ungenauigkeit stößt, so enthalten sie doch auch viel Gutes und Brauchbares. Die bedeutendsten unter der großen Zahl sind: Theophrastus history of Stones; with an english version, and erit. and philos. notes. Lond. 1746; auct. 1774. 8.; die Anmerkungen franz. Par. 1754. 12. Zweitlich: bei der Uebersetzung von Baumgärtner, Nürnberg. 1770. 8. Hill hat den Text sehr berichtigt, aber nicht nach Handschriften, sondern nach Conjecturen; seine Anmerkungen bilden einen lehrreichen Commentar. General natural history, or a new and accurate description of the animals, vegetab-

les and minerals of the different parts of the world. Lond. 1748 — 52. Vol. III. fol. m. Kupf. ed. II. (bloß ein neuer Titel) 1773. Nur die Exemplare mit illuminirten Kupfern werden einiger Werth geschätzt; von dem ganzen Werke sagt Haller in seinem Method. p. 1017: infiniti laboris et parum utilitatis opus. — Essays on natural history and philosophy, containing a series of discoveries made with the microscope. Lond. 1752. 8. mit 16 engels. vertheilt dor P. le Clerg. Harlem 1753. 8.; eine der besten Schriften Hills. Thoughts concerning God and Nature. Lond. 1755. 4. *). British herbal: an history of plants and trees natives of Britain, cultivated for use or raised for beauty. Ib. 1756. fol. mit 75 illum. Kupf. Eden, or a compleat body of gardening. Ib. 1747; ed. II. corrected 1773. fol. mit 1 Portr. u. 80 Kupf. *). Valerian; or the virtues of that root in nervous disorders etc. Ibid. 1768; 1772. 8. Zweitlich, Nürnberg. 1765. 8. mit 2 Kupf. Vegetable system or a series of experiments and observations tending to explain the internal structure and the life of plants etc. Lond. 1769 — 75. Vol. XXVI. in 13 Bänden mit 1542 Kupf. Aus diesem kostbaren, aber nicht geschätzten Prachtwerke, wovon nach Heinrius Blücherlitten XXI Vol. 250 Abtheilungen kosten, erschien zweitlich: Hill's Beschreibung der äußerlichen Theile der Pflanzen oder allgemeine Einleitung in die Botanik. Leipzig. 1781. 8. 6 Bogen mit 49 (kleinst) illum. Kupf. The naval history of Britain from the earliest periods to the year 1766 compiled from the papers of Ge. Bartley. Lond. 1756. fol.; ein brauchbares, mit Fleiß zusammen getragenes Werk. History of the materia medica. Lond. 1751. 4. *). Exotic botany illustrated in 35 fig. of elegant chinese and american shrubs and plants. Ib. 1769; ed. II. 1772. fol. (35 fremde Gewächse, davon einige in England geblüht haben). Management of the gout, with the virtues of Burdock root first used in the authors own case. Ib. 1758. 8. oft *). Herbarium britannicum, exhibens plantas Britanniae indigenas. Ib. 1769. Vol. II. 8. mit 195 Kpf. Constitution of timber explained by the microscope. Ib. 1770. fol. mit 43 illum. Kpf. *).

2) Dieses Buch sagt die besten und gründlichsten Antworten zu sich, welche man des Lord Bellingham's Einwänden gegen die Illusion entgegen setzen kann. Der Hauptzweck des Verfassers geht dahin, die Leser zu überzeugen, es sei ein Gott, und die heilige Schrift habe einen göttlichen Ursprung. *). So die Jüngere Periode von gel. Sachen 1757. S. 11. Das Buch ist 3 Alphab. 9 B. in gr. 4. Blatt. 3) Eine Art Gartenkalendar, nach den Wochen und Monaten eingetheilt, in welchen die Gewächse blühen und Früchte tragen. 4) Bedemann's ikon. physikal. Biol. 8. Bd. 510. 5) Ventum opus; analyses omnium plantarum medicinarum hae reperia, bonas notas, vires medicas, hae parces, plantae descriptionem — sagt Haller Bibl. botan. T. II. 356. 6) Die achte Auflage erschien 1771. über den Inhalt s. die Götting. an. Jng. 1759. St. 143. und daraus die Gel. gel. Anmerk. 1760 in den Peitriden S. 36. 6) Hill hat in diesem Werke an welchem Schönheit und Leichtigkeit des Papiers, des Drucks und der Aufs-

1) Blankenburg's Zusätze zu Sulzer's Theorie. 8. Bd. 626. Baumgärtner's Nachrichten von merkwürdigen Bäumen 1r Bd. 46.

Beide Stellen verwaltete er bis zu seinem 1770 erfolgtem Tode mit ausgezeichneter Thätigkeit. Schriften hat er mehrere geliefert, wovon folgende hervor zu heben sind: de liberarum S. R. G. I. Civitatum judicio amicalib. 1719. (Auch in Moser's Syntagma Dissert. select. jus publ. illustr. N. 17.) Diss. II. de abusibus, qui in Germania in Collegiis vigent opusculum, deque medelis contra eosdem. 1725. Recus. auct. 1729. (Vergl. 1741 *).

(Ad. Martin.)

2) Friedrich, f. unter Nr. 5.

3) Gottlieb, geb. am 21. Okt. 1778 zu Landsberg bei Leipzig, der Sohn eines dortigen Fuhrmanns, erbielt schon in seinem zweiten Lebensjahre einen Tageslöhner im Anhalt-Köthen zum Stiefvater. Als er etwas herangewachsen war, mußte er seinen Ältern bei der Feldarbeit behülflich seyn, im Sommer Ähren lesen und im Winter Holz spalten. Diese Beschäftigungen setzten zwar seiner lebhaften Wißbegierde überall Schranken; allein sie war in ihm so mächtig, daß er, als er kaum Lesen und Schreiben gelernt und sich einige Religionskenntnisse erworben hatte, jede von den groben Arbeiten seines Standes befreite Stunde zum eifrigen Lesen benutzte. Durch einen natürlichen Verstand, eine lebhafteste Beobachtungsgabe und mäßige Phantasie unterstützt, versuchte er seine Einfälle in Reime zu fassen und verschaffte sich bald dadurch einigen Erwerb. In seinem 19ten Jahre ward er an einen Fuhrmann verdingen, dem er ein Jahr lang als Knecht auf Reisen diente. Bald aber nöthigte ihn die dürftige Lage seiner Ältern in seiner Heimath zu bleiben. Im Winter Taubenester flechtend, im Sommer Lehmseime streichend, nutzte er die Morgen- und Abendstunden, so wie die Sonntage, zum Lesen ausgewählter Bücher, vorzüglich mehrerer Schriften von Wieland, mit welchen ihn ein gebildeter Bürger in Köthen versch. So entwickelte sich allmählig sein poetisches Talent, und sein erstes Gedicht im J. 1801 „auf eine grüne Schote, die er noch den Spätherbst erblickte,“ erwarb ihm, als es in Köthen bekannt wurde, den Beifall und die Empfehlung mehrerer dortigen Gelehrten. Ungeachtet er seitdem mehrere Aufforderungen erhielt, Verse zu machen, und selten eine Gelegenheit dazu vorüber gehen ließ, versäumte er darüber nicht seine Geschäfte, Taubenester flechtend, erfann er Gedichte, die er in Stunden der Ruhe niederschrieb. Dem größern Publikum ward er indes erst bekannt, als der Kabinetsecretär Bänisch in Köthen einige Poesien Hillers, als Proben seiner Art zu dichten, drucken ließ. Der Herausgabe seiner Gedichte, welche Hiller beabsichtigte, und deshalb im Sommer 1803 nach Berlin gereist war, um dort Subscribenten zu sammeln, lag eine löbliche Absicht zum Grunde. Mit dem Gelde, das er dadurch zu erwerben hoffte, wollte er die Schulden seiner armen

Ältern tilgen. Durch die reichliche Unterstützung, die er in Berlin und an andern Orten fand, gelang es ihm, diesen Plan auszuführen, und außerdem ein kleines Grundstück zu kaufen, auf welchem er ein einfaches, aber zufriedenes Leben führte. Er starb zu Bernau bei Berlin den 2. Jan. 1826.

Sein poetisches Talent wäre, bei einem planmäßigen Unterricht, einer höhern Ausbildung wohl fähig gewesen. Früher hinderten ihn indes die Beschäftigungen daran, welche seine Lage mit sich brachte, und späterhin berauhte ihn das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche seine poetischen Versuche und die Leichtigkeit, womit er sie unter seinen profaischen Umgebungen niederschrieb, als eine Seitenbühne ankaunten, oft auch wohl nur dem readern Menschen und dessen schättem und treuherzigem Thun und Wesen Beifall und Unterstützung gollten. So glaubte Hiller ein tieferes Studium entbehren zu können, und sank darüber in zu schnelle, obgleich nicht ganz unverdiente Vergessenheit. Denn die Sammlung seiner Gedichte (Köthen 1805. 8.), welcher er späterhin (1808) als zweiten Theil noch eine „Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Estreich und Ungarn“ beifügte, zeichnet sich weder durch Gelehrtheit der Darstellung, noch durch Fülle des poetischen Ausdrucks oder Leichtigkeit in der Versifikation aus. Auch die Phantasie hat an Hillers Gedichten nur einen mäßigen Antheil. Vereizlich, wenn gleich dem wahren Wesen der Poesie zuwider, ist die Eitelkeit, womit er die von vielen Großen ihm gewordenen Auszeichnungen in seinen Gedichten und noch mehr in der ihnen vorangeschickten Selbstbiographie erwähnt *).

(Heinr. Döring.)

4) Johann, Freiherr von H., geb. zu Wienerisch-Neustadt, am 10. Jun. 1754, trat im Jahre 1770 in die östreich'sche Artillerie, diente in derselben von unten auf durch alle Grade bis zum Generalmajor, wohnte dem bairernschen Erbfolgekriege gegen Preußen (1778 — 1779), dem Kriege gegen die Türken (1788 — 1791), den Feldzügen gegen Frankreich (von 1792 — 1797, von 1799 — 1801) in den Niederlanden, Italien und Deutschland als solcher bei, ward beim Ausbruch des Krieges 1805 gegen Napoleon Feldmarschall-Lieutenant, zeichnete sich in allen diesen Verhältnissen durch Einsicht und Kühnheit aus, begann aber seine eigentliche Feldherrnlaufbahn erst 1809, wo er zuerst das 6te Armeecorps im Heere des Erzherzogs Karl, später das 3te Corps des linken Flügels befehligte. Dieß Kommando abernahm er am 20. April unter misslichen Umständen (44 Bat. 38 Schwabr., die über 3 Meilen weit aus einander geretzt waren, indes Napoleon ihnen mit Uebermacht bei Wagram im Gesichte stand), ward an demselben Tage von den Marschällen Rossena, Rannet, Rejebre und Desjouis angegriffen, nach rühmlicher Gegen-

*) Vergl. Reichlich's Geschichte der jetzt lebenden Dichtergel. Th. 1. S. 371 u. f. Dessen Krit. ab. kriegs. Lebensbesch. aller jetzt leb. Dichtergel. S. 81. Moser Krit. der Dichtergel. Progr. humber 1770. Hist. Gesch. d. Univ. zu Jüdlingen. S. 157 u. f. Meusel Krit. versch. Schriftst. Bd. V. S. 511.

*) Vergl. außer dieser Selbstbiographie, den neuen Nekrolog des Dichters, Jahrg. 4. Th. 1. S. 14 u. f. Kramm's Pantheon deutscher, jetzt lebender Dichter. S. 142. Schmidt's Anhalt'sches Schriftstellerlex. S. 156. 57. und die dort angef. Schriften.

wehrt, doch ehe er seine zerstreuten Truppen sammeln konnte, auf Rohr, Rothenburg an der Eber und Pfaffenhofen zurück gewiesen, und von dort am 21sten über Landshut hinaus, mit großem Verluste gedrängt. Dagegen warf er am 22sten bei Reumart an der Mott die vereinten Corps der Marschälle Kannes und Bessières, nebst den Bayern unter Wrede durch einen höchst kühnen und raschen Angriff bis Wils-Biburg zurück, setzte seinen Rückzug gegen die Donau mit musterhafter Ordnung und Festigkeit fort, und bestand auf demselben am 3. Mai siegreich das blutige Treffen von Ebersberg. Bei Mautern überquerte er den Strom, vereinigte sich (am 16. Mai am Bisamberg) mit dem Erzherzoge Karl, und bildete dessen rechten Flügel. Am 21. Mai, als dem ersten Tage der ruhmvollen Schlacht von Aspern und Essingen, ward Hiller zum Angriff auf Aspern beschickt, das, obgleich tüchtig verteidigt von dem Marschall Wajena, nach mehrmaligen Stürmen in die Hände der Österreicher fiel; worauf Hiller die Mauern des Kirchhofs niederreißen ließ, den nochmals stürmenden Franzosen das Ersticken der Trümmer dadurch sehr erschwerte, und als er ihnen am Morgen des 22sten wieder dieselben überlassen mußte, sie im Bereich seines ringsher fortgesetzten Feuers unbedeckt und daher in großem Nachtheil erhielt. Erst nachdem im Laufe dieses blutigen Tages Aspern neunmal erfürmt und wieder genommen worden, die Vobauräden nicht beruhestellen und Napoleons Truppen ganz erschöpft waren, neigte sich der Sieg auf die Seite der Österreicher. Hiller wollte die Vobauräden sofort angreifen, den Sieg vollständig machen; doch der Erzherzog verbot dies allerdings gewagte, doch sicher entscheidende Fortsetzung des Kampfes. In der brav geschlagenen doch unglücklichen Schlacht von Wagram (am 5. u. 6. Jun.) war Hiller mit dem rechten Flügel der Armee am ersten Tage siegreich, hielt am zweiten den Feind wenigstens zurück, da er nicht unterstützt wurde; sein durch die Erfolge der Franzosen gegen das Centrum und den linken Flügel der Österreicher erzwingender Rückzug geschah in größter Ordnung.

Im J. 1813 befehligte Hiller — damals Feldzeugmeister — das Heer, welches Östreich an den Gränzen Ungarns aufstellte, um diese zunächst liegende franz. Provinz zu erobern und zugleich gegen das Königreich Italien vorzubringen (Armee von Innerösterreich, später Armee von Italien 60,000 Mann stark). Er rückte mit derselben von Klagenfurt aus vor, trieb den Feind am 8. Oktober aus seiner festen Stellung von Tarvis, drückte ihn fortwährend zurück bis nach Verona, während sein Hauptquartier (Nov. 12.) zu Wienz blieb. Im December ward er zur großen Armee berufen, wirkte dort thätig zur Beendigung des Krieges, ward bei der Heimkehr nach dem ersten Pariser Frieden commandirender General von Galizien und starb zu Remberg am 6. Junius 1819. (Henichen.)

5) Johann Adam (nach Gerber's Bemerkung eigentl. Hüller), geb. 1728 am 26. Dec. in dem Dorfe der Oberlausitz Wendischbühl bei Görlitz. Die Schulmeisterstelle seines Vaters ernährte die Familie nur

kümmerlich; schon 1734 verlor sie ihren Ernährer durch den Tod und gerieth in die größte Dürftigkeit. Doch nahm sich der amtliche Nachfolger des armen Knaben an und lehrte ihn etwas vom Clavier- und Violinspiel, so gut es gehen wollte. In seinen Freistunden unterließ sich der kleine Adam am liebsten mit Abfingen geistlicher Lieder aus dem Gesangbuche. Vorzüglich sagten seiner niedergebogenen Sens- Passions- und Sterbelieder zu, von denen er gewöhnlich die längsten wählte. Die Natur hatte ihm eine schöne Discantstimme verliehen, die ihm den Vortheil brachte, daß er in das Singchor zu Görlitz aufgenommen wurde, wo er sich durch seinen Gesang manche freundliche Gemüther gewann, die ihn von Zeit zu Zeit unterstützten, als er in seinem 13ten Jahre 1740 von seiner Mutter aus das dortige Gymnasium geschickt wurde, weil er immer große Liebe zum Studiren gezeigt hatte und weil die arme Frau nichts Besseres mit ihm anfangen wusste. Hier hatte er Gelegenheit durch die Bekanntschaft mit dem Sohne eines Stadtpfeifers die Fföle, Oboe und Trompete zu lernen, später auch das Violoncell, um in das collegium musicum der Schüler aufgenommen zu werden, was der damalige Rector eben eingerichtet hatte. Zu diesem Besuche kaufte er sich eine alte Bassgeige für 18 Groschen. Hier versuchte er auch bereits Einiges für seine Mitschüler zu componiren, was diesen recht hübsch erschien, ob er gleich noch so gut wie Nichts von der Organkunst verstand und auch sonst, wie er selbst sagte, noch nicht die geringste Anlage zur Dichtkunst irgend einer Art in sich spürte. Fünf Jahre war er dabeifich fleißig gewesen, als ihn seine Armuth zwang, sich eine Nahrung zu suchen. Er nahm in Görlitz eine Schreibersstelle an, konnte es aber bei seinem überaus wunderthürm Herrn nicht lange aushalten und ging daher gleichfalls als Schreiber zu einem Civilbeamten nach Wurzen, der aber bald starb. Er entschloß sich nun aus Liebe zur Kunst und Wissenschaft nach Dresden auf die Kreuzschule zu gehen, wo ihm seine musikalischen Fertigkeiten fortbalden (1747). Hier hatte er das Glück, von dem damaligen Organisten an der Franckenstraße, dem berühmten Domilus Unterrichts im Clavierpiel und im Generalbass zu erhalten; auch vervollkommnete er sich bei dem Kammermusikus Schmidt im Ffödenspiel. Nichts wirkte aber bedeutender auf die Entwicklung seiner geistigen Richtung, als des dortigen hochgerühmten Kapellmeisters Basse große Opern- und Kirchencompositionen, die in jener Zeit von einem ganz außerordentlichen Personale sehr glänzend aufgeführt wurden. Dies regte ihn so gewaltig auf, daß er alle Zeit, die er seinem Studium und dem Schloße nur entziehen konnte, zu näherer Einsicht in Basse's Werke benutzte. Sein Eifer war so groß, daß er in 3 Monaten mehr in der Nacht sich sieben Opernpartituren seines vergötterten Meisters abschrieb. Dadurch gelangte er allerdings zu hören, seltlich gewünschten Einsichten, allein er legte auch den Grund, wie Hr. Rochlig in der Lebensbeschreibung seines Lehrers und nachmaligen Freundes im 1sten Bande „für Freunde der Tonkunst“ bemerkt, zu der Klüftigkeit und Ver-

düsterung des Gemüths, die ihn einen großen Theil seines männlichen Lebens so beklagenswerth quälten und im spätem Alter mit aufreibender Gewalt zu ihm zurück kehrten. In der damaligen, für ihn so glücklichen Zeit seines so lebhaft aufgeregten Innern lernte er auch Graun's Werke kennen und nicht minder enthusiastisch als die Haff'schen verehren. Diese beiden Männer blieben auch seine Lieblinge, die er über alle, selbst über die größten Geister, erhob, so viel Gerechtigkeit und Bewunderung er auch für jeden Tüchtigen hegte und äußerte. Daß ihm bei so anstrengenden Beschäftigungen mit den großen Erzeugnissen seiner beiden Hochmeister sehr wenig Zeit zu eigenen Compositionen übrig blieb, so wenig, daß er nur einige Chorarien und Lieder für seine Mitschüler zu sehen im Stande war, würde einleuchten, wenn er es auch weniger ernst mit den Wissenschaften genommen hätte, als es der Fall war. Er hatte sich nämlich erst entschlossen, sich der Jurisprudenz zu widmen, in welcher Absicht er auch 1751 die Universität zu Leipzig bezog. In diesem Vorhaben hatte ihn der berühmte Philolog Schöttgen vorzüglich bekräftigt. Hiller hatte deshalb sich bereits in den alten Sprachen große Nähe gegeben und setzte hier nicht nur die Beschäftigung mit denselben fort, sondern er fügte auch neue Sprachen hinzu. Gellerts Vorbild und die Bekanntschaft mit dem Guten wendeten ihn auch der Dichtkunst zu, was die Freundschaft Gottscheds noch vermehrte, da dieser setzte nicht allein mit seinem Rathe, sondern auch für sein bürgerliches Fortkommen nützlich wurde. Ubrigens fand er hier auch bald Gelegenheit, sich seinen Unterhalt durch Musikunterricht und durch Instrumentenspiel in Concerten u. dergl. zu erwerben. Am meisten machte er sich als guter Bassänger beliebt und gerühmt. Während seiner Studentenjahre componirte er mehrere Lieder, Kirchenantanten, sechs Symphonien (nach damaliger Art, also so viel als Ouverturen) und Gellerts Oratel. Bei allen seinen Compositionen, auch den kleinsten, ging er gründlich zu Werke und sahe darauf, sich von seinem Thun jederzeit Nützenschaft geben zu können. So gelangte er nothwendig zu immer besserer ästhetischer und theoretischer Erkenntniß, wozon er auch in mehreren öffentlichen Blättern Zeugniß ablegte, namentlich durch seine Abhandlung: „über die Nachahmung der Natur in der Musik.“ 1755 erhielt er durch Gellerts Vermittelung das Amt eines Hofmeisters oder Führers des jüngsten Grafen Brühl. In dem Hause des damals mächtigen, Künste und Wissenschaften liebenden und fördernden Ministers war auch die Kunst kein Fremdling. Hiller fand also dafelbst Gelegenheit, sich auch als Künstler zu zeigen. Zu den häufigen häuslichen Festen dieses höchst angesehenen, einflussreichen Mannes componirte er nicht Weniges. Was ihm aber das größte Vergnügen gewährte, war die Gelegenheit, allen großen Musikführungen Dresdens beiwohnen zu können, das sich in jener Zeit über die größten Städte Deutschlands in musikalischen Leistungen erhob. Das Unglück des jährigen Krieges zerstörte alle diese Genuße und brachte in Hiller eine bejammernswürthe Niedergeschlagenheit

hervor, welche ihn selbst in der Kunst keine Freude finden ließ. 1758 hatte er mit seinem gräflichen Jüdling die Universität Leipzig wieder bezogen: aber auch hier hielt ihn der Dämon der Hypochondrie so tief nieder, daß er den Tod dem Leben vorzuziehen geneigt war. In dieser betäubten Zeit würde er nicht das Geringste componirt haben, wenn er nicht aus Liebe zu Gellert und dem Bürgermeister Müller es unternommen hätte, einige geistliche geistliche Lieder und einige Kirchenantanten in Musik zu setzen. 1760, immer noch in demselben traurigen Zustande, schlug er eine ihm angetragene Professorstelle in Petersburg aus und gab auch sogar die Führung des jungen Grafen auf, wobei er auf die ihm zugesicherte Pension, die ihm auch in dem gedrückten Zustande der Brühl'schen Familie ausgezahlt worden war, gänzlich verzichtete. Fast menschenleer lebte er nun fast allein vom Überflusse, das man ihm für den gedruckten Bogen mit einem Thaler lohnte. Noch gab er in jenen Tagen der Verschlossenheit auf sein Studizimmer die erste praktische-musikalische Zeitschrift Deutschlands heraus „der musikalische Zeitvertreib,“ aus welches Blatt bald in Leipzig und Berlin mehrere ähnliche folgten. Da während der Kriegerunruhen das schon gewöhnliche Leipziger Concert eingegangen war, errichtete J. 1762 ein anderes und besseres, das sich schon im zweiten Jahre vor allen damals bestehenden rühmlichst auszeichnete. Mehrere Musiker aus der aufgelösten Brühl'schen Kapelle waren hierbei mit in Thätigkeit. Damals gehörte noch eine Gambe und eine Laute (und diese ganz vorzüglich) zu einem Orchester. Die Einrichtung seiner Concerte war schon dieselbe, die noch jetzt in dem Leipziger großen Concerte Statt hat. Die musikalische Abendunterhaltung zerfiel in 2 Abtheile. Eine Symphonie leitete ein, ihr folgte eine Arie, dieser ein Concert für irgend ein Instrument, nach welchem ein Divertimento für das Orchester, oder ein Quartett, oder ein Chor aus einer Oper gehört wurde. Nach der Pause, die der geselligen Unterhaltung freien Raum ließ, wurde abermals mit einer Symphonie begonnen, darauf eine Arie und den Schlußsatz führte das gesammte Orchester aus. Gebrochte Zerblätter wurden auch schon an die Theilnehmer ausgegeben. In der Festigkeit wurden große Oratorien, meist von Hesse, gegeben. Im Sommer hörte man im Theater die neuesten Haff'schen Opern vollständig, nur ohne Action. Die Musik hob sich durch Hillers rethliche und angestrenzte Thätigkeit sichtbar und gelangte hier auch im galanten Stile zu einem Ansehen, das sie sonst nur im Kirchenstile behauptet hatte. Namentlich gingen aus Hillers Schule zwei Sänginnen hervor, die jeden Kunstmann in Entzücken versetzten und stets mit Ehren genannt werden: Corona Schröter und Gertrud Schmähling, die nachmalige Mara, welche lebte als ein armes Mädchen von ihrem alten, etwas murrstinnigen Vater aus Kassel zu unserm Meister gebracht wurde 1766. Hiller beehlt die talentvolle Jungfrau unentgeltlich in seinem Hause, obgleich er selbst arm war und förderte sie in Kurzem so weit, daß sie der Liebling eines Publikums wurde, des

fen Geschmack für Poesie, Musik und Theater als der gebildetste Deutschlands gepriesen wurde, nicht ohne Wahrheit, wenn auch zuweilen mit Übertreibung. In demselben Jahre 1766 wurde von dem Herrn von Fesch ein ordentliches Theaterhaus erbaut, das ziemlich groß, aber sonst nicht ungewöhnlich beschrieben wird, sich jedoch durch Hers's Gemälde auszeichnete (Decke und Vorhang). Der damalige Director der Theatergesellschaft war der berühmte Koch, den Lessing selbst für den besten Komiker seiner Zeit erklärte. Man wird einen vortheilhaften Begriff von dieser Gesellschaft erhalten, wenn man hört, daß auch Eshof Mitglied derselben war. An Sängern scheint die Gesellschaft arm gewesen zu seyn. Der Director Koch wünschte vielleicht deshalb um so mehr, die kleinen ländlichen Operetten, die damals in Paris zur Tagesordnung gehörten, auf sein Theater zu verpflanzen. Er ersuchte daher den in jener Zeit allgemein beliebten Dichter und Kinderfreund, Felix Weiße um Abfassung solcher Operntexte und umhien Hiller um die Composition derselben. Beide beschiedigten seinen Wunsch. Zwar sah sich H. durch den Mangel an einer gehörigen Anzahl kunstgeübter Sänger beengt, so daß er nur aus Pieder und liederähnliche Sätzchen Rücksicht nehmen durfte. Vielleicht war gerade diese Beschränkung für den Componisten und das Publikum ein Glück. Die erste Operette, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, war betitelt: „Die verwandelten Weiber.“ Eben ein Lied war es, das ganz ausgezeichneten Ruf zu erlangen und nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien häufig vom Volke gesungen wurde; so es hat sich bis auf uns erhalten und Mancher wird „Ohne Lieb' und ohne Wein“ u. s. w. mit Vergnügen selbst gesungen, oder es doch gehört haben. Wenn man nun auch unsern trefflichen Liedercomponisten H. nicht den allerersten nennen kann, der gute deutsche Melodien erfand, denn der Liedercomponist Gräfe hatte sich früher als H. einen beliebten Namen hierin erworben: so bleibt unserm H. doch das große Verdienst unbestritten, die deutsche Operette geschaffen zu haben. Bis dahin hatte man noch keinen Sänger auf einem deutschen Theater in echt deutschen Weisen singen gehört. Einen noch viel höhern Beifall, als die verwandelten Weiber und einige andere Stücke, erhielt die Jagd. Sie entzückte allgemein und mußte sehr oft wiederholt werden. Nur der kranke, trübfinnige Hiller hatte sie nicht gesehen, als sie zum 18ten Male gegeben wurde. Da glückte es endlich einigen Freunden, besonders seinem entschlossenen Arzte, den sonst Menschenfeinden in das Theater zu schaffen, und Koch's Spiel brachte den in seiner Einbildung Selbsttödten so weit, daß er sich dem Rachen überließ, von welcher Zeit an es auch häufig mit ihm besser wurde. Damals gab H. auch seine „wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen“ heraus. 1771 wurde Dem. Schmäling (Mara, die jetzt noch in Reval lebt) nach Berlin berufen. Sodrigl errichtete Hiller eine Singeschule für junge Frauenzimmer, damit es der Stadt nicht an Sängern fehle und zog so viele Stimmen heran, daß er 1775 ein Concert spiri-

tuel errichten konnte, das, sehr besucht, die größten Werke der berühmtesten Meister aufführen konnte. Das Concert hielt sich Ms 4778. Jetzt entschloß man sich in Leipzig einen eigenen Concertsaal zu bauen, der allseitig genügt und durch Hers's Kunst veredelt werden sollte. Er wurde sehr glücklich zu Stande gebracht, so daß die freie Saal im Gewandhause unter die besten gezählt werden muß. 1781 wurde er unter Hiller's Anführung eingeweiht. Diese Abonnement-Concerte haben von diesem Jahre an ununterbrochen fortgedauert bis auf heute und zwar so, daß die Einnahme selbst keine bedeutenden Veränderungen erlitten hat. Die Anstalt feierte im Winter 1839 ihr 60jähriges Jubiläum.

Bisher hatte H. alle diese mannichfaltigen, oft schwierigen, immer aber zeitraubenden Arbeiten mit einer beispiellosen Unregelmäßigkeit besorgt. Für seine Einzelschule hatte er gar Mühe genommen und für seine Compositionen bekam er äußerst Wenig. So erhielt er z. B. für die Jagd, von welcher in sehr kurzer Zeit eine Auflage von 6000 Exemplaren vergriffen war, nicht mehr als 50 Thaler: Weiße aber, der Dichter, bekam gar Nichts. — Bei der Einrichtung des neuen Concerts im Gewandhause zog H. als Musikdirector den ersten kleinen Gehalt, den man noch durch die Musikdirection in der Neukirche etwas verbesserte. Jetzt hätte er nun doch einiger Rassen sorgenfrei leben können, wenn nicht sein Haus allen Kunstverwandten offen gestanden hätte. Es war ihm Bedürfnis, zu unterstützen, wo er nur konnte. 1782 lachte ihm ein neues Glück. Er wurde nach Kurland berufen, die herzogliche Kapelle in Mitau zu ordnen, wozu seine beiden Schülertinnen, die Schwwestern Podhorska als Sängerninnen von ihm geleitet werden sollten. H. verlebte dort sehr frohe Tage, geliebt und geehrt von Allen. Nachdem er seinen Auftrag zur größten Zufriedenheit des Herzogs zu Stande gebracht hatte, gab ihm dieser außer manchem Beweise seiner huldvollen Gesinnung noch 1000 Thaler zur Rückreise nach Leipzig. dessen große Concerte immer mehr in Ruf gekommen waren. Gerade deshalb wird es Niemanden wundern, daß sich gegen diese Ruf auch achtbare Stimmen der Zeit zuwenden erhoben: denn theils machten manche Vorzüge übertrieben worden seyn, theils mochte die zu hoch gesteigerte Erwartung den wirklichen Genuß, der oft von sehr zufälligen Nebendingen gestört werden kann, mitunter verläumern. In einer Stadt, die keine eigentliche, lebende Kapelle halten kann, wird überhaupt die musikalische Leistung nicht ein Jahr wie das andere seyn. Wo ferner vom Gelde der Abonnenten das Ganze erhalten werden muß, da wird man sich, wenn auch trübend, nach dem wechselnden Modegeschmacke der zahlenden Menge richten müssen. Wir dürfen daher die mancherlei Gebrechen, die Joh. Friedr. Reichardt in 2 B. seiner Briefe eines aufmerksamen Reisenden (Frankf. u. Breslau 1776) aufzählt, immerhin als wahrheitsgemäß ansehen, ohne daß dadurch Hiller's Verdienste um die Musik Leipzigs, oder auch der Ruf der damaligen Concerte, während geschmäht werden müßte. Ubrigens redet Reichardt von einer Zeit, in welcher sich das große

Concert im Gewandhaussaale noch nicht gebildet hatte, und dennoch fühlte er sich gewungen, von der Ausführung der Symphonien Gutes zu sagen und es nur den wenigen Proben beizumessen, wenn die Begleitung der Concerte weniger gelänge. Dennoch wird die Schärfe als eine sehr gute, empfindungsvolle Sängerringe gerühmt, Pöblein, als Componist und Clavierpieler, Trommler als Rüstler, die beiden Berger, Violin- und Violoncellpieler, Hertel als braver Violinist, endlich Krefe, der öfter in Leipzig sich aufhielt und bei öffentlichen Aufführungen als thätiges Mitglied sich zeigte. Durch den Ruhm der Leipziger Musikanten, durch Hillers untätige Abthätigkeit, namentlich durch seine unentgeltlichen Einzelschulen, durch das Stundenarben der genannten Virtuosen mußte sich wohl der Sinn für die Tonkunst von einem Jahre zum andern außerordentlich heben bis zu einem Grade von Vollkommenheit, von welchem an überall und in allen Dingen die Fortschritte nur langsam, von Vielen sogar unbemerkt vorwärts gehen. So weit war man gekommen, als das Abonnement-Concert im Saale des Gewandhauses sich bildete, dem das Publikum mit dem feierlichsten Anstande beizuwohnte und in der Pausenzeit, wenn geistliche Oratorien gegeben wurden, nicht anders als in schwarzer Festkleidung erschien. Das von Reichardt getadelte Plaudern während der Musik war gänzlich aus Achtung für die Sache vorgefallen. Der Sinn für Kunst im Allgemeinen hob sich sichtbar und einige Geister versicherten uns, daß damals unter den Hörern nichts weniger als die vererbete Sucht geherrscht habe, durch unbesessene Kritiken sich und Anderen den Genuß zu verklummern. Hiller selbst stand vom Anfange seiner Bemühungen an in der größten Achtung seines Mitbürger, so daß wir, den glaubwürdigsten Erzählungen zu Folge, in Reichards Äußerung zum Schlusse seines zweiten Briefes aus Leipzig (2 Th. S. 108) nur eine grundlose Uebersetzung lesen: „Ich wünschte diesem braven, verdienstvollen Manne ein vortheilhafteres Glück an einem Orte, wo man seine Verdienste besser erkennen und belohnen.“ Nur die äußerliche Belohnung fehlte; sie fand sich später. Mit lebhaftem Bedauern sah man 1784, daß Hiller Anstalt zur Abreise machte. Er war vom Herzoge Kurlanck mit 600 Thaler Gehalt zum Kapellmeister in Mitau, seine beiden Töchter zu Kammerfängerinnen und sein ältester Sohn (H. hatte 4 Kinder) zum Kammermusikus ernannt worden. Schon war Alles in Ordnung gebracht, schon befand sich die Familie auf der Reise nach Mitau, als die bekannten Mißlichkeiten der Stände mit dem Herzog ausbrachen und durch die Eingriffe der Kaiserin Katharina das Land zu einer russischen Provinz gemacht wurde. Hiller, obwohl vom Herzoge eine Zeit lang unterstützt, sah sich nun genöthigt, mit seiner Familie herum zu reisen und große geistliche Concerte zu geben. Er hielt sich abwechselnd in Breslau, Berlin, Hamburg und Leipzig auf. Unter Andern führte er in Berlin 1786 Handels Messias mit 800 Tonkünstlern auf und im folgenden Jahre in Leipzig, wodurch Deutschland zuerst mit Handels Messierwerken bekannt wurde. 1789 kam Hiller wieder

nach Leipzig und zwar für seine ganze Lebenszeit. In diesem Jahre hatte der bekannte Doles, Kantor der Leipziger Thomasschule, sein rühmlich vermahtes Amt niedergelegt. Auf des für Leipzig unvergessenen Müllers Anregung kam Hiller an jenes Stelle, die ihm nun allerdings ein sorgenfreies Leben sicherte, was Nahrung und Kleidung betraf, ihn aber keines Weges zu der Zufriedenheit und Ruhe kommen ließ, die Gerber in seinem alt. Per. den folgenden Tagen des gebrachten Mannes beizumessen sich wohlwollend beistellt. Diese fehlten ihm oft, bis an sein Ende. Die Ursachen dieses Mangels lagen theils in ihm selbst, theils in seiner Stellung. Durch seine frühen, nicht selten übermäßigen Anstrengungen hatte sich seiner eine Reizbarkeit bemerkt, die allein schon jene Ruhe ihn nicht hätte finden lassen, wenn auch die bestigen Reibungen nicht dazu gekommen wären, die zwischen ihm und dem als Philologen berühmten und wohl achtbaren, als Menschen überaus harten und der Musik ganz abgestellten Rector Fischer nur zu oft vorfielen. Der leidt erregte Mann hatte also auch von jeht an wenig ungetriebene Tage. Trotz dieser Hindernisse wirkte H.'s Abthätigkeit doch fortwährend zum größten Nutzen der berühmten Anstalt durch Unterricht und Composition; ja man darf sagen, daß er eben in seiner Berufserfüllung allein glückliche Stunden abtheilte, weil er sich selbst darin vergaß. Fortwährend war er darauf bedacht, seine Schüler und die Stadt mit den berühmtesten Werken älterer und neuerer Zeit bekannt zu machen. Unermüdet legte er bald einen neuen treusinnigen Text unter, bald instrumentirte er ältere Werke der Zeit angemessen, bald verfertigte er eigene Compositionen, vorzüglich mehrere Motetten und den dunstigen Psalm. Seiner Vorliebe für Haff's und Grauns Tonbildungen war er zwar treu geblieben, doch nicht so ausschließend, daß er sich nicht auch zu dem Trefflichen anderer, auch neuerer Meister beigestellt gefühlt hätte. Haydn's und Mozarts Verdienste um die Tonkunst erfüllten ihn mit Bewunderung und namentlich erkannte er als das höchste Werk Mozarts dessen Requiem, zu welchem er auch bekanntlich eine treusinnige Uebersetzung fertigte, die freilich jetzt bei Weitem übertroffen worden ist. Man liest sie vor der Beichtstich und Händel'schen Ausgabe des Requiem von Mozart mit der gereinten vom Prof. Glogius vorgegedruckt. Er hatte sich aus Achtung für Mozart das Werk eigenhändig abgeschrieben, ob er gleich wußte, daß die Partitur bald gedruckt erscheinen würde. Auf den Titel, so wie auf die Ate der gedruckten Messen-Haydn's hatte er mit großen Buchstaben geschrieben: Opus summum viri summi, W. A. Mozarti: Opus summum viri summi, J. Haydn. 1797 hatte er sich einen ausführlichen Plan zu einer musikalischen Encyclopädie entworfen, in welcher namentlich einige Aufsätze über mechanische musikalische Instrumente merkwürdig sind. Wie viel der überaus thätige Mann, noch außer diesen vielen, durch den Druck bekannt gemachten Werken schrieb, wird man bewundern, wenn man erfährt, welche große Zahl fremder Werke er abschrieb und im Abschreiben ununterbrochen, so daß es ihm Gewohnheit geworden war, fast

an jedem, nur mit Ausnahme des allgeachtetsten Etwas zu ändern und daß er von jeder Seite anders als selbstgeschriebene Stimmen aufzulegen pflegte. Und dennoch vermochte er noch in den spätesten Jahren auch den kleinsten Druck ohne Brille zu lesen! Im Ubrigen aber meldete sich das Alter mit allen seinen Schwächen so physisch und seine alte Hypochondrie lehrte so heftig wieder, daß er sich entschoß, sein Amt niederzulegen, das A. C. Müller erhielt. Die Einkünfte seines Amtes waren ihm vom Stadtmagistrate lebenslänglich gelassen worden, ja es wurde ihm seine neue Wohnung in der Vorstadt aus der öffentlichen Kasse bezahlt. Nichts betrübte ihn mehr, als daß er seinen letzten vertrauten Freund, den achtbaren, wohlverdienten Bürgermeister und geheimen Kriegsrath Müller vor sich herden sah. Von jetzt an vegetirte er nur. Sein Abt erfolgte am 16. Junius 1804 in seinem 78sten Lebensjahre. Er wollte im Stillsitzen begraben sein: aber viele seiner Schüler und Andere schlossen sich freiwillig dem Beisetzunge an. Vor dem Grabe wurde seine Composition „Alles Fleisch ist wie Gras“ angemessen gesungen.

Als Orchester-Componist leistete er weniger, als für den Gesang, besonders in acht teutschen Liedern, worin ihm Gräfe vorangegangen war, Schulz und Reichardt (die Volkslieder-Consejer) ihm folgten. Seine Opern setzten bildeten das Volk und ergötzen es. Wenn er in seinem Choralbuche zu schlicht versuch, so hat er sich doch auch dadurch das Verdienst erworben, mehrere Melodien von Verschönerungen zu befreien. Am meisten wirkte er durch seine schriftstellerischen Arbeiten über musikalische Gegenstände, so daß er mit Recht der Vater der ästhetisch musikalischen Kritik genannt wird. Auch durch seine vielfachen Ausgaben fremder bedeutender Werke hat er sich sehr nützlich gemacht. Als Mensch gehörte er, anerkannt von Allen, unter die trefflichsten. Man vergleiche die Leipziger musikal. Zeitung, den 6ten Jahrg. S. 845 u. 861 ff.; Gerbers alt. und neues Lex. der Tonkünstler; Rodolfs „Für Freunde der Tonkunst.“ 1r Bd. u. Richards Briefe. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner theoretischen und praktischen Werke gibt Gerber. Gerade Hillers 100ster Psalm, der für seine beste Kirchencomposition gehalten wird, ist nicht gedruckt worden. Zu den von unserm fleißigen Gerber angezeigten Werken und Ausgaben H.'s, haben wir nur das so genannte Dottinger Te Deum von Hinkel zu dem Ulrechter hinzu zu fügen, das H. ebenfalls 1780 im Schwiderschens Verlage besorgte. Doch bewies H. hierin seine Neigung, in den Werken Anderer Änderungen vorzunehmen, wohl zu sehr, oder er gab ihr wenigstens, veranlaßt durch die Unterlegung des lateinischen Textes, zu viel nach. Man findet ausserstiche und eingeschaltete Lüste, sogar veränderte Rhythmen, so daß eine neue Ausgabe eben dieses Dottinger Te Deum sehr wünschenswerth ist.

Sein Sohn, Friedrich Hiller, that sich am Meisten in musikalischer Geschicklichkeit hervor, wurde 1789 Sängler auf dem Moskoder Theater, 1790 Russl-

Direktor in Schwerin und 1796 zu Altona für das neu errichtete National-Theater. Seine Compositionen waren gefällig, leicht und zeitgemäß. Unter Andern ist die Operette „Adelstein und Kössgen“ von ihm. Sein Lebensjahr ist uns nicht bekannt. (G. W. Fink.)

6) Johann Friedrich, Professor der Bedecktheit zu Wittenberg, geboren zu Dyringen im Hebensteichken den 21. März 1718. Sein Vater war sächsischer Edellsingelsfürstlicher und Weibebach'scher Kammerrath und Amtmann. Er studirte auf dem vaterstädtischen Gymnasium und auf der Hochschule zu Wittenberg, wurde daselbst 1745 Rektor der Stadtschule, 1750 Professor der Natur- und Völkerrichts, 1757 der Dichtkunst, 1767 der Redekunst, und starb den 24. Julius 1790. Alle Literatur, Wolffsche Philosophie und Baumgarten'sche Aesthetik waren die Fächer, in denen er umfassende gründliche Kenntnisse besaß, und die er mit ungemeinem Beifall lehrte, denn sein mündlicher Vortrag war eben so angenehm als gründlich und deutlich. Besonders übten seine Examinatoria und Disputatoria, zu denen man sich immer herbei drängte, 39 Jahre hindurch sehr großen Nutzen. Auch in vielen anderen Fächern erteilte er einen lebhaften Unterricht, und es gab Zeiten, da er täglich 9 Stunden docirte. Die alten Sprachen besonders trieb er mit solchem Eifer, daß er seine Muttersprache darüber vergaß, und z. B. griechische Autoren weit keiser ins Lateinische, als römische Autoren ins Deutsche übersezte. Weniger leistete er als Schriftsteller, denn außer einem unvollendet geliebten Curriculum philosophiae. Part. III. Vitemb. 1760—68. 4. hat er nur Dissertationen, Programme, Reden und Gedächtnissschriften, zu denen ihn sein Amt veranlaßte, drucken lassen *).

(Haur.)
7) Martin, Konsistorialassessor und Propst zu Bis in Schleien, war zu Strigau den 28. Sept. 1755 geboren, studirte zu Wittenberg, war seit 1601 in mehreren sächsischen Dörfern Prediger, erhielt 1638 die angesezte Stelle, und starb 1651. Viele Drangsale und Verfolgungen erduldet er von den Katholiken während des 30jährigen Kriegs. Er schrieb Passionsbetrachtungen und andre zu ihrer Zeit beliebte und öfters gedruckte asketische und homiletische Schriften. (Haur.)

8) Matthäus, Abt zu Königsbrunn im ehemaligen Herzogthum Württemberg, geboren zu Stuttgart, wo sein Vater Regierungsekretär war, den 15. Februar 1646. Er studirte in den Klöstern Einsiedeln, Weitenhausen und im theologischen Stift zu Tübingen, wurde daselbst 1673 Receptant, und kam 1677 als Diakonus nach Herrensberg. Das Amt eines Predigers und Professors im Kloster Weitenhausen wurde ihm 1685 übertragen; 1692 erhielt er wider sein Verwunden einen Ruf nach Tübingen als Professor der Logik und Metaphysik, und 1698 wurde er daselbst ordentlicher Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie, auch Ephorus des theologischen

*) Welt. gel. Sachsen III. Schützengraben's Nachf. 1790. 2r Bd. 362. W. enfeld's Lex. v. versch. Schriftst. 5. Pt.

Stifts und Pädagogarch. Diese Ämter legte er 1716 nieder, ging als Abt nach Königsbrunn, und starb daselbst den 11. Febr. 1725. Hiller war zu seiner Zeit wegen seiner orientalischen Sprachgelehrsamkeit sehr berühmt, und selbst das Ausland ehrte und schätzte seine Schriften und seine Verdienste um die ergetische Theologie. Eine rühmliche Anerkennung fanden seine etymologischen Forschungen über die eigenthümlichen Namen, welche im A. T. vorkommen: *Onomasticum sacrum*. Tüb. 1703. 4.; und von seinem Tr. de arcano Keri et Kelhib. Ib. 1692. 8., welcher finnrerische Hypothesen von den Varianten der hebr. Bibel enthält, sagte der sprachgelehrte Professor Wagenfeil in Altdorf: „es hätten deren Antori dergleichen Gedanken ohne Gottes besondern Beistand nicht einfallen können, und er habe in diesem einigen Buche aller Mäforen Arbeit übertrifft.“ Was er zuletzt über die im A. T. vorkommenden Bäume und Pflanzen in seinem Hierophyticon (P. I. de arboribus. P. II. de herbis). Traj. ad Rhen. 1725. 4. mittheilte, ist aus den Händen der Gelehrten verschwunden, seitdem M. Gellius 1745 sein Hierobotanicon herausgab. Seine Dissertationen ließ er 1711 unter dem Titel Syntagmata hermeneutica, quibus loca s. script. plurima ex hebraico textu nova explicantur, in 4. zusammen drucken, auch schrieb er Institutiones linguae sanctae, die oft gedruckt wurden, zuletzt Tüb. 1760. 8. und ein Lexicon hebraico-talmudicum 1685 *).

(Baur.)

9) Philipp Friedrich, Pfarrer zu Steinheim bei Heidenheim im Württembergischen, Sohn eines Pfarrers zu Mühlhausen an der Enz, geboren daselbst den 6. Januar 1699. Er studierte zu Tübingen, wurde 1732 Pfarrer zu Neckargröningen, nach 4 Jahren zu Mühlhausen, kam 1748 nach Steinheim, und starb daselbst den 24. April 1769. Seit 1751 mußte er sein Amt durch Vikarien versehen lassen, weil er seine Stimme verlor, die ihm keine Kunst der Ärzte wieder geben konnte. Zur geistlichen Poesie besaß dieser fromme Mann beachtenswerthe Talente, und viele seiner Lieder sind, mit Verbesserungen von Dürich, Küster, Paulmann u. A., in neuerer Gesangsbücher aufgenommen worden. Die Fruchtbarkeit seines Talents erhellet aus der großen Zahl seiner poetischen Arbeiten: *Arnds Paradies-Gärtlein geistlicher Gebete*, in Liedern. 4te Ausg. Tüb. 1785. 8. *Gedächtnis-Reimen der evangel. Geschichten*. Eb. das. 1792. 8. *Leben Jesu in gebundener Schreibart*. Eben das. 2 Th. 1792. 8. *Gedächtnis-Reimen der Bücher des neuen Test.* Eben das. 1793. 8. *Geistliches Liederkästlein*. Stuttgart. 2te Aufl. 1775. 16. *Beiträge zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahr-*

heit, oder Morgens- und Abendandachten u. in gebundener Schreibart. Eben das. 1786. 8. u. a. m. *) (Baur.)

HILLEROED, eine offene Stadt des Amtes Frederiksberg im königl. dän. Stifts Seeland; sie liegt an einem kleinen Landsee und ist vorzüglich bekannt durch das dort befindliche königl. Schloß, die Frederiksberg und die Kapelle desselben, worin die dänischen Könige bisher gekrönt worden sind. Sonst ist hier noch das große königl. Gschütze bemerkenswerth. Die Stadt hat 170 Häuser, gegen 2000 Einw., ein Krankenhaus, ein Hospital, und ein Gymnasium *).

(R.)

HILLERSLEV, ein Herrder des Amtes Thisted im königl. dän. Stifts Aalborg am teutischen Meer 6½ Meile groß und 3500 Einwohner in 14 Kirchspielen **).

(R.)

Hillesen, alter Name für Hildesheim, s. d. Art.

HILLESHEIM, ein seit Anfang des 18ten Jahrh. in den Grafenstand erhabenes, edles Geschlecht, das seinen Ursprung von den alten Freiherren von Weerscheidt oder Westfeldt, am Niederheim und in den Niederlandsen. Anton von Weerscheidt genannt von Hildesheim, der 1440 lebte, ist der erste, welcher diesen Beinamen nach dem Schloß Hildesheim führte. Mit seinem Urenkel theilte sich das Geschlecht in vier Linien; Anton II. v. H. führte die Linie zu Hildesheim, Heinrich II. die zu Bertum, Martin die zu Wäpse, und Heinrich III. die zu Delst fort. Wilhelm v. H., der Sohn von Martin, zeichnete sich im 30jährigen Kriege so aus, daß er vom Kaiser Ferdinand die freiherrliche Würde erhielt. Er trat darauf in die Dienste des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg als dessen geheimer Rath, Kammerer und Amtmann zu Mindel und Breisig im Herzogthum Berg. Das im Kriege erworbene Vermögen setzte ihn in den Stand, die Herrschaften Arendel, Franken und Niederbach zu kaufen. Seine einzige Schwester Gertrude v. H., Stiftsdame zu Schölen starb 1669 in einem Alter von 101 Jahren. Mit seiner Gemalin Katharina, erzeugte er einen Sohn und 4 Töchter, welche Stiftsdamen zu Neininghausen, Büsch, Diederichs und Eise wurden. Franz Friedrich Freih. v. H. (geb. 1640, † 1681), herzogl. pfalzneuburg. Kammerer und Oberhofmeister hatte mit Anna Maria von Sontebach 2 Söhne: Johann Kaspar Frh. v. H. (geb. 1679) kaiserl. Ritter und Komthur zu Somersdorf in der Baltei Alten. Diesen und kurfürstlich Pfälz eines Regiments und Franz Kaspar Frh. v. H. (geb. 1676), welcher vom Kaiser Leopold in den Grafenstand d. h. röm. Reichs erhoben wurde. Der Letztere stand in einem großen Ansehen bei dem Kurfürsten von der Pfalz, bei welchem er die Stelle eines geheimen Rathes und Regierungspräsidenten bekleidete; zugleich war er Komthur und Kanzler des heil. Hubertusordens. Später erhielt er zur

*) Sein Leben, von seinem Tochtermann C. F. Fischer, bei dem Hierophyt.; ausgegeben in der Felsp. art. Zeit. 1725. S. 110. vergl. die teutschen Acta erudit. T. CX. *Fabrius* hist. biblioth. T. VI. 44. *Welle* Gesch. der Univ. Tüb. 1831. *Hollers* bibl. heimat. T. II. 195. *Githorns* Gesch. d. Stadt. 18te Abth. 484. 532.

*) *Deerwagen* literat. t. Altdorfer 135. *Nichters* erz. t. Tübing. 137. *Welle* Gesch. d. versch. Schriftst. 5r Bd.

*) *Welle*. *Danck*. 3te Abth. 1r Bd. S. 79.

*) *Dof*. S. 119.

Beflehung seiner vielen Dienste die Oberamtmannschäften zu Pforten, Singig, Remagen und Neurath. Der Ritterkanton am Niederrhein erbat ihn sich zum Rittercarb. Die Reichsherrschaften zu Keipaltzkirchen und Ingweiler erwarb er, und wurde auch vom Kurfürsten mit der Herrschaft Gladbach im Jülich'schen investirt (1723). Mit seiner Gemahlin Maria Katharina, Gräfin von Hapsfeld und Gleichen hatte er zwar Kinder; allein das Geschlecht erlosch bald darauf. Das Wappen: im goldenen Schild 3 schwarze aufrecht stehende gezahnte Balken, auf dem gekrönten Helm ein schwarzer Gremsehals mit einem Fiskern im Maul, um den Hals, auf einem goldenen Bande, die drei gezahnten Balken *). (Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

HILLESHEIM, ein Flecken in dem jetzigen Regierungsbezirk Trier (Kreis Daun) in der so genannten Gifel, mit etwa 100 Wohnb., 600 Einw. Bis zur franz. Occupation des Landes im J. 1794 besaß der Ort ein Augustinerkloster, welches öffentliche Schulen hielt. Unter der kurfürstlich trierischen Regierung war Hillesheim der Hauptort eines davon benannten trierischen Amtes, das damals in seinem ganzen Umfange kaum 1200 Seelen zählte. (Wytenbach.)

HILLET, (حَلَّة), gewöhnlich, aber irrig, Hellet

ausgesprochen, ist der Name mehrerer Orte; am berühmtesten ist 1) Hillet der Beni Mesid bei Babylon zwischen Bagdad und Ausa, welches zuerst von Seidewlet Ssodakht Ben Dobeis Ben Ali Ben Mesid El-Esedi im J. d. H. 493 nach seinem Namen benannt wurde, ehemals hieß der Ort Dschamicia d. i. die zwei Sammler. 2) Hillet der Beni Kobia in der Nähe von Mesan zwischen Basra und Wasit. 3) Hillet des Dobeis Ben Auf el-Esedi, ein Ort in der Nähe von Horeisef zwischen Basra und Awas. 4) Hillet der Beni Merak in der Nähe von Mossul nach dem turkmanischen Stamme Beni Merak so benannt. Nach Jakut's Muschterek. (v. Hammer.)

HILLEVIONES (alt. Geogr.), ein zahlreiches Volk (quingentis pagis incolens f. *Plin. IV*, 15.), dem Plinius seine Siege in Schweden (Scandinavia, Comomania) anweist. Der Name dürfte „Hügelbewohner“ bedeuten (hüll Hügel und levo hausen, leben, wohnen; in der alten, auf Island am reinsten, überall im Dänischen, Schwedischen und Engländischen zerstreut erhaltenen Nordlandsprache) und von der Nationalität der Nordländer — einzeln in Gefößen, welche auf Hügel erbauet sind, zu wohnen — um so sicherer bestimmbar, als dieselbe noch gegenwärtig im Innern Norwegens und Schwedens wie bei den Ketten und Hünen Statt findet. (Benicken.)

Hillgen Flachs, f. Flachs.

HILLIA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der sechsten Einnt'schen Klasse, welche ihren Namen er-

halten hat nach *J. J. Hill* (gest. 1775), Anfangs Apotheker, dann Arzt in London, welcher eine Menge Bücher herausgegeben hat, von denen sein Vegetable System das bedeutendste ist (Lond. 1759 — 1775 in 26 Folioabänden, eine Wiederholung der *Way'schen* und *Morison'schen* Methode). Der Charakter der Gattung *Hillia* besteht in einem sechsföpigen, bracteeirten Kelch, einer röhrenförmigen, sehr langen Korolle, eingeschlossenen Staubfäden, und einer schotenförmigen, zweiflappigen Kapsel mit gefranzter geflügelten Samen. Die beiden bekannten Arten sind: 1) *H. longiflora* Sw. Prodr., mit sechsföpigen Korollen, deren Fäden langstöpfig und umgebogen sind, und mit eiförmigen, zugespitzten Blättern. Auf Jamaica und in Brasilien. (H. parasitica L. Sp. pl., *Fereira* Vand. in Röm. hisp.). 2) *H. tetrandra* Sw. Prodr., mit vierföpigen Korollen, deren Fäden eiförmig sind, und umgekehrt eiförmigen Blättern. Auf Jamaica. — *E. Spr. Syst. II*, 127. (Sprengel.)

HILLIARD (Nicholas), geb. 1547 zu Creter, wo sein Vater Richard H. ein ehrenvolles Amt bekleidete, widmete sich erst der Jurellerei und Goldschmiedekunst, wurde aber nachher Miniaturmaler. Aus Mangel an guten Mustern, copirte er die holbein'schen Gemälde, und erreichte in der Folge einen hohen Grad von Vollkommenheit. Schon als Jüngling hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben; er wurde daher ausersuchen das Bildniß der Königin Maria von Schottland zu malen, und da diese Arbeit vielen Beifall fand, wurde ihm das Glück, daß er von der Königin Elisabeth mehrere Gemälde auszuführen erhielt. Nach dem Tode dieser Fürstin begünstigte ihn Jakob I. nicht minder, und ließ sich von ihm malen, wie auch sein Sohn Heinrich. Um ihm einen Beweis seines fortdauernden Wohlwollens zu geben, ertheilte er ihm durch ein Patent das Privilegium, die Bildnisse des Königs und der königl. Familie, welche als Stempel oder Marken dienen, allein fertigen zu dürfen. Dieß beförderte seinen Wohlstand bedeutend; mit Arbeiten wurde er dadurch so überhäuft, daß er mehrere Stempelschneider für sich arbeiten lassen mußte. Er starb zu London im J. 1619. Die Anzahl seiner Miniatur- und Emailmalereien ist sehr groß, die Ausführung ist gut, Haare und Bart, die Kleidungshüde, Spitzen und andere Zierathen, sind auf das Genaueste angegeben; aber die hohe Vollendung Holbein's erreichte er doch nicht. Sein eignes Bildniß, welches er schon in seinem 18ten Jahre gemalt hatte, befand sich früher im Kabinett des Grafen von Erford. Hilliard stand in großer Achtung, mehrere Schriftsteller seiner Zeit erwähnen ihn ehrenvoll, z. B. Donne in einem Gedicht über einen Sturm, den der Graf Essex erfuhr, Beaumont in seinem Drame über die Wassermaaserei *) und Richard Haydock in seiner Übersetzung des Romazzo. (A. Weiss.)

Hillich, f. Ehecontract.

*) Beaumont on Liming etc. *E. Fiorillo* Ged. des Marcell in England. T. 5, S. 241. *Wgt. Fuseli* T. 1, S. 320.

*) Seifer's Stammtafeln alttest. Familien III. X. Ancestr. v. M. u. R. Swet. Sect. VIII.

HILLIGER, 1) Johann Wilhelm, geb. am 8. August 1643 zu Gbemnis, zuerst Adjunkt der philos. Fakultät zu Bittenberg, dann Superintendent in seiner Vaterstadt und starb im Sept. 1705. Er hat sehr viele Disputationen geschrieben, meist ergetzlichen antiquarischen Inhalts, deren Mehrzahl sich auf das A. T. bezieht, aber den heutigen Anforderungen an gelehrte Bibelerklärung wenig entspricht †).

(A. G. Hoffmann.)

2) Johann Zacharias, Superintendent zu Seyda im sächsischen Kurzeile, geboren den 7. Januar 1693 zu Gbemnis, wo sein Vater, Johann Wilhelm, Superintendent war. Dieser schrieb: *Summarium linguae sacrae; summarium linguae Aramaeae*, verschiedene philosophische Dissertationen und Leichenpredigten und starb den 9. Sept. 1705 *). Der Sohn kam zum Gymnasium seiner Vaterstadt 1710 auf die Hochschule zu Leipzig, begab sich aber da 1714 nach Bittenberg, hielt Vorlesungen und wurde 1724 außerordentlicher Professor der Philosophie. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Pastor und Superintendent zu Seyda, und starb daselbst den 16. Januar 1770. Unter seinen Schriften sind die bemerkenswerthesten: *Diss. de vita, fama et scriptis Valent. Weigelii*. Viteb. 1721. 4. *Institutiones logicae ecclesiae*. Ib. 1724. 8. *Tentamina poetica*. Ib. 1725. 12. *Institutiones pneumaticae ecclesiae*. Lips. 1726. 8. *Rhetorica ecclesiastica*. Ib. 1728. 8. *Institutiones isagogicae in universam theologiam*. Ib. 1734. 8. **).

(Baur.)

3) Oswald, ein deutscher Rechtsgelahrter, Professor an der Universität Jena, geb. den 20. Dec. 1583 zu Freiberg und gest. den 15. März 1619. Studirte hat er zu Leipzig, Bittenberg und Jena, stiftete auch auf letzterer Universität späterhin ein Legat. Er gebort der Periode an, wo die französische civilistische Schule abnahm, und die deutsche juristisch-philosophische entstand. Sein Buch über *Donellus* *) ist übersetzt worden *).

(Alex. Müller.)

4) Siegmund Gottlieb, geb. den 20. Okt. 1686 zu Dresden, studirte zu Leipzig, wo er auch seine ganze übrige Lebenszeit zubrachte; nachdem er 1712 die juristische Doktorwürde erlangt hatte, wurde ihm 1715 die Professur des Rechts übertragen und 1717 eine Beisitzerstelle bei dem dortigen Schöffenstuhl zu Theil, welchen Aemtern er bis an seinen Tod (24. Febr. 1743)

mit großem Eifer sich widmete. Seine Schriften bestehen nur aus Dissertationen und Programmen und beziehen sich fast durchgehends auf das Recht. Angeführt zu werden verdienen: *de jure et modis testem reitente compellendi*, 1711; *de foro clerici delinquentis*, 1715; *de necessitate consensus vasalli in expectantiam feudi a domino concedendam*, 1717; *de poena pecuniaria in delictis carnis*, 1717; *de vasallo contra dominum feudi propria auctoritate jus sibi dicente*, 1715, 1717; *de termino fatali defensionibus reorum concedendo*, 1718. — Bgl. Jöcher gel. Ler. Bd. II. S. 1607. *Lipenit bibl. real. jur.*

(Ad. Martin.)

Hilliger (heiliger) Leichnamstag, f. Frohleichnamstag.

Hilligersberg, f. Hillegersberg.

HILLNER (Christoph), geb. 1745 zu Breslau, ein Maler. Da sein Vater königl. Gärtner zu Sanssouci bei Potsdam war, so hatte er Gelegenheit, die dortigen schönen Gemälde und Statuen täglich zu sehen. Dadurch erwachte in ihm Liebe zur Kunst. Er kam daher im J. 1763 zu Nohe nach Berlin, studirte bei diesem 2 Jahre lang, ging aber dann nach Sanssouci zurück und fuhr fort, sich nach den Meisterwerken zu bilden. So vorbereitete er 1773 nach Rom um unter Pompeo Battoni in der Kunst fortzuschreiten; hier äußerten denn auch die Werke im Vatikan und in der Farnese'schen Galerie großen Einfluß auf seine fernere künstlerische Entwicklung. Er copirte die Schlacht zwischen Constantian und Marcellian nach Raphael von Julio Romano ausgeführt, verließ 1777 Rom, um die übrigen Städte Italiens zu besuchen, ging dann über Turin nach Paris, durch die Niederlande über Antwerpen, um dort die Werke Rubens und anderer großen Meister kennen zu lernen, und kehrte über Holland nach Potsdam zurück *).

(A. Weise.)

HILLSBOROUGH, 1) f. Highland, Kanton im State Ohio, der nordamerikan. vereinigten Staaten. 2) Kanton an der südlichen Seite des Staats New Hampshire (vereinigte Staaten von Nordamerika), liegt im Süden an den State Massachusetts; ein von den Windhöhen durchschnitten, hohes Land, im Osten von dem südlich fließenden Merrimack (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite) durchströmt, und überhaupt von vielen Flüssen und kleinen Seen bewässert. Weizen, Mais, und Obstbau, starke Viehzucht. 52 □ Meilen, 40 Ortschaften, 1820 mit 55,246 Einwohnern, Hauptstadt Amherst, 10 teutsche Meilen nordwestlich von Boston. 3) Hauptort des Kantons Drange (Etat Nordcarolina der vereinigten Staaten von Nordamerika) am Ende, einem Zuflusse des Neuse (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite), mit dem Gerichtshause und Kantonsgefängnis, einer Akademie, 90 Häusern, fruchtbarer, gut angebaute Umgegend, wo sich auch Gold findet, 7½ teutsche Meile nordwestlich von Raleigh, Nordcarolina's Haupt-

†) Jöcher Gelehrtenlexikon 2r Bd. 1607 führt mehrere derselben an.

*) *Don. Mulleri programmata III. de vita Hill. Chemn. 1724 — 27. fol.* **) Beiträge zur Hist. der Gel. (von Strodtmann) 2 B. 225 — 238. Dietmann's teutschr. Gelehrsch. 4r Bd. 691. Meusel's Ler. d. rech. Schriftst. 4r Bd.

1) *Osw. Hilligeri Donellus concordes*. Tom. I. Jen. 1611. Tom. II. ibid. 1613. 4. rec. Lugd. 1620 und Antw. 1642. fol. 2) f. Hugo Lehrbuch eines christlichen Curials. 4r Bd. zweiter Theil. Berlin 1818. S. 243. f. 250. Vergl. noch überhaupt über ihn: *Historisch. Schatzkammer vornehmer und berühmter Staats- und Rechtsgelahrten*. Nr. 17. p. 165. *Reichthabes hollische Beiträge zu der juristischen Gelehrten-Historie*. B. I. S. 737. Jöcher allgem. Gelehrtenl. unt. d. Ed.

*) Meusel teutschr. Künstlerlexikon. T. I. S. 398.

Stadt und 28½ deutsche Meil. nordwestlich vom Haupt-
hafen Wilmington. 4) Hauptort der Insel Gariacua,
der größten der westindischen Grenadilleninseln (britisches
Gouvernement Grenada), 1825 mit 600 Einwohnern,
worunter 420 Farbige und Schwarze. 5) District im
Kanton Sommersett, (Stat New-Herfen, vereinigte Sta-
ten von Nordamerika), 1820 mit 2896 Einwohnern, west-
lich von Willkonefs, Hauptarm des Karitan. Frucht-
bare Gegend, 1½ deutsche Meile westl. von New-Bruns-
wick, und 8 deutsche Meilen südwestlich von New-York.
6) Kirchspiel am Ruffe gleiches Namens in der Mitte
der Prince Edward-Insel, im Kanton Queens (britisches
Nordamerika im S. Vorens Golf), 82,520 Acres ent-
haltend mit der Ditschaft Waraborough, einer der an-
sehnlichsten dieses Eilandes, 46° 25' n. Br. südwestlich
vom Hauptort Charlottetown. (C. N. Rüdiger.) 7)
Frischer Burgsteden, im Kanale von Lagban, Provinz
Ulster, County Down, mit 800 Einw., Musselinweberei.
(Bencken.) 8) Eine Insel vor der Unity-Bai, auf
der südlichen Küste des Westlandes Labrador, unweit der
dortigen Missionanstalt der Brüderunität Main (57°
10' N. Br.), gehört zum britischen Nordamerika.

(C. N. Rüdiger.)

HILLSBOROUGH EINFABRT, eine Flußmün-
dung an der Ostseite von Ost-Florida, 26° 15' 28" n.
Br. mit trefflichen Ankerplätzen, welche vielleicht eine
Durchfahrt durch die ganze Halbinsel darbietet, 9½ deut-
sche Meile nördlich vom Kap Florida, und 56 deutsche
Meilen nördlich von Key West. (C. N. Rüdiger.)

HILLSDALE, zweiter Hauptort des Kantons Co-
lumbia (Stat New-York, der vereinigt. Staaten Nord-
amerika's), liegt am Fuße des Adenagahgebirges, hart
an der Gränze des Staats Massachusetts unweit Pitts-
field, Sitz des Unterberrichts des Kantons, 6 Kirchen,
1 Postamt, 1830 mit 4396 Einw., schöne fruchtbare
Gegend, Wollen- und Leinwandweberei. 4 deutsche Meilen
nördlich von Hudson City am Hudsonstrom und 27
deutsche Meilen nordnordwestlich von der Stadt New-
York. In der Nähe von Hilldale liegt der Gesundbrun-
nen New-Eibanon, und das Dorf der Shakers, einer
schwärmereischen Religionssekte. (C. N. Rüdiger.)

HILLTOWN, District am Perliomy (Schwyl-
fil, Delawarestrom, atlantisches Meer) in dem Kanton
Bucks (Stat Pennsylvania), der vereinigt. Staaten Nord-
amerika's), 1820 mit 1345 Einw., angenehme, frucht-
bare Gegend, 6½ Meilen nördlich von Philadelphia.

(C. N. Rüdiger.)

HILME, nach Dkns Einteilung eine Sippschaft
der Muscheln, welche concholeops, eburna, purpura
und buccinaria in sich begriffen. (R.)

Hilmend, f. Afghanistan (1ste Sect. II, 146.)

HILMERSDORF, Dorf im Amte Wolfenstein des
erzgebirgischen Kreises im Königlich Sachsen, bat Rit-
tergut, gegen 600 Einw., viel Leinwanderei und Strumpf-
weberei. (G. F. Winkler.)

Hilo, f. Falkenjagd.

HILO RETORCIDO, heißt im spanischen Handel
mit Frankreich das Fil retors, oder das Garn von

Kennes im ehemaligen Bretagne, jetzigem franz. Depart.
der Ille und Vilaine. (F. Thon.)

Hilpen, f. Systematik der Pflanzen im Art. Pflau-
zenkunde.

HILPERICH, 1) fränkische Könige, f. Chilperich.
2) H. zu Genf, König der Burgundionen f. im Artikel
Burgund (1ste Sect. XIV, 893.). (R.)

Hilpert, f. Hildebert.

HILPERT (Johann Georg), geb. 1742 zu Ko-
burg, lebte als geschickter Steinschneider und Zinn-
gießer zu Nürnberg, und legte dort eine Fabrik an, in welcher
Figuren und Medaillen in Zinn gegossen wurden. Die
in Schiefer gearbeiteten Formen, und die Werkzeuge
dazu, verfertigte er selbst, und gelangte darin zu einer
solchen Vollkommenheit, daß seine Werke als Pierde
in mehrere Kabinette aufgenommen wurden. Er liebkte
das Wilonis Friedrichs II., des Feldmarschall Rasco's *)
in Medaillon, verfertigte Bauernstücke im niederlän-
dischen Geschmack u. f. w., und starb zu Nürnberg 1795.
(A. Weisz.)

Hilpertshausen, f. Hildeburghausen.

HILPOLD, hohe Bergspitze in Tirol, im Wallen-
thal, an der Gränze von Dußg.

(Rumy.)

HILPOLTSTEIN, eine Stadt auf dem Gebirge
am Ruffen Roth im bairischen Regatsreise, 5 Meilen
von Nürnberg, bat 273 Häuser mit 328 Familien, einen
Magistrat drei Klaffe, eine Schranne, und ist der Sitz
eines Landgerichts über 3 Municipals und 42 Rural-
gemeinden mit 2693 Familien = 12,363 Seelen, eines
Rentamts, eines Postamts und eines katholischen De-
kanats. In der Kirche ist das Grabmal des Hilpolt
von Stein, von welchem die Stadt den Namen trägt.
Das Schloß der H. von Stein, welche die Grundherrs-
waren, stand auf dem Berge, wo man noch die Ruine
eines alten Thurms sieht. Das Schloßlein in der Stadt
wurde erst später erbaut, und von mehreren Neuburgischen
und sulzbachischen Prinzen und Prinzessinnen bewohnt.
Vor Alters gehörte die Stadt den Herzogen von Baiern,
von welchen sie die Familie der Hilpoltsteiner zu Lehn
getragen bat; 1555 wurde sie an die Krone Böhmens
verkauft, und endlich, nach mehreren vorher gegangenen
andern Verpfändungen, 1609 an die ehemalige Reichs-
stadt Nürnberg verpfändet, von Bertha von Kiefenberg.

(Renkohl.)

HILPRECHTSHAUSEN, ein zu Hefend eingepfarrtes Dorf im Harzdistrikte des Herzogthums Braun-
schweig im Kreisamte Sandersheim gelegen, mit einem
der Familie von Waldeffels gehörigen Ritterfize, 11 Häu-
sern und 120 Einwohnern. (Bode.)

HILS, ein bewaldeter Bergzug des Herzogthums
Braunschweig, gebildet durch Vorberge des Harzes und
zusammenhängend mit dem Hbt, Lpebingsberg und El-
sas t). (R.)

*) Menfch's art. Miscellen. Bd. 1. S. 64. Ferner Jagstl
T. 2. S. 564.

†) Weim. Handb. 1ste Abth. St. Bd. S. 429.

HILSBACH. 1) Städtchen im Hügellande zwischen dem Denzwalde und Schmarzwalde, fast 4 Meilen südlich von Heidelberg und eben so weit südwestlich von Mosbach, unfern der Burg Steinsberg, dem alten Sitz der rheinpfälzischen Bögge über diese Gegend (s. Steinsberg), in einer angenehmen, sanft bergigen, gesunden und fruchtbaren Lage. Einß das alte Hilresbach im rheinfränkischen Gau Essengowe, wo 798 Erholt und seine Gemahlin Delsat, und 806 Regimbrecht und seine Gemahlin Richint Grundstücke und Leibeigene dem Kloster Lorsch zum Geschenke machten¹⁾. Schon im Anfange des 14ten Jahrh. als eine Stadt unter dem Namen Hillesspach, Hilbersbach und Hilrespach, und als eine alte Zugehör der Pfalzgrafschaft am Rheine bekannt²⁾, die Kaiser Ludwig der Baier 1325 dem edeln Manne Krafen von Hohenlohe verpfändete³⁾, die aber durch den Pavischen Vertrag 1329 wieder an dieses Kaisers verstorbenen Bruders Eöbne, die rheinischen Pfalzgrafen, zurück kam⁴⁾. Im J. 1525 wurde der Ort, so wie auch Eppingen und Einsheim von Anton Eisenhut, einem Eppinger Priester, der sich zum Hauptmann eines Bauernhaufens von 1200 Mann aufgeworfen hatte, eingenommen, und sammt der Umgegend eine kurze Zeit beherst⁵⁾. Als Zilly 1622 Alles um Heidelberg der vernichten ließ, um dieses durch Hunger und Mangel zu zwingen, wurde auch H. durch seine Haufen mit flüchtender Hand erobert, und fast alle Bewohner ermordet⁶⁾. Indessen blühte Hilsbach noch wie vor diesem schrecklichen Ereignisse, und war von alten Zeiten her auch der Sitz verschiedener Colleuten⁷⁾. Ritter Wyprecht II. von Helmstatt (s. d. Art.) führte von Dieremereheim und Hilsbach seinen Namen⁸⁾. Auch die jetzt allein noch blühende Hilsbacher Linie des uralten Ritterhauses der Wenningen leitet ihren Ursprung von hier ab, und hatte daseibst Güter, bis sie 1518 von den Gebrüdern Hans Hypolitius und Ludwig, nebst einem Lehen auf dem Jolle zu Germersheim, an Kurfürsten Ludwig V. gegen das Schloß Steinsberg und Zugehör veräußert wurde⁹⁾. Das Wenningensche Stammhaus wurde in der Folge in ein Amtshaus verwandelt, und

besteht noch als die Wohnung des jetzigen fürstl. leiningenschen Rentamten. Die Junker Vollmar von Remchingen und Birch von Gemmingen werden noch 1602 auf ihren Rittergütern zu H. erwähnt¹⁰⁾. Im 16ten Jahrh. wurde H. auch der Sitz der kurfürstl. Beamten, die sonst die Burg Steinsberg bewohnten, und von ihm wurde das ganze Unteramt, das zum kurfürstl. Oberamt Mosbach gehörte, die Kellerei Hilsbach genannt. Am Ende des 17ten Jahrh. ließen sich zu H. viele reformirte französische Flüchtlinge unter einer besondern Concession des Pfalzgrafen, Kurfürsten Johann Wilhelm, nieder, wodurch die Bevölkerung desselben sehr gewann¹¹⁾. Die Pfarrkirche, dem Michael geweiht, wird frühzeitig erwähnt, und wurde von den Patronen, den Pfalzgrafen Kurfürsten 1360 dem truttschen Orden incorporirt¹²⁾; eine besondere, darin befindliche Altarfründe zum h. Nikolaus gehörte dem Hause Wenningen als kurfürstl. Lehen¹³⁾. Bei der Kirchtheilung fiel den Katholischen der Chor, den Reformirten das Langhaus der Kirche zu; doch gebrauchten beide bis heute gemeinschaftlich das Gange. Es gehören zu ihr für beide Parteien, besonders die katholische, viele Filiale. Die Lutherischen haben schon seit Mitte des 18ten Jahrh. eine eigne Kirche. Durch die großen Staatsveränderungen unserer Zeit kam H. an den Fürsten von Leiningen, hierauf mit seinen meisten Besitzungen an das Großherz. Baden, und ist als ein standesherrl. fürstl. leiningenscher Ort dem großherzogl. Bezirksamte Eppingen zugetheilt. 1774 hatte es 695 Einw., jetzt aber mit Einschluß des Jungboses 1162, wovon 658 Evangel., 451 Kathol., 8 Mennon. und 45 Juden, welche Gewerbe und Handwerke treiben; Apotheke, öffentliche Gastwirthe und Kaufleute gibt es dort nicht, dafür jährlich 8 Krämermärkte. Hauptnahrungsquelle ist der Getreidebau. Die Gemarkung enthält über 6000 Morgen Landes, wovon über $\frac{1}{2}$ dem Getreidebau, Weniges dem Wein-, Wiesen- und Gartenbau gewidmet ist. Wegen 3 besteht aus Waldung, die aber größten Theils herrschaftlich. Das kleine Wasser Hilsbach, das im südlichen Wald unten am Eichelberge entspringt, fließt im W. der Stadt durch 3 kleine Seen, treibt unterhalb derselben einige Mühlen, und fällt bei Eppingen in die Elsenz. Der Eichelberg ist ganz mit herrschaftlicher Waldung bedeckt; auf ihm befand sich einst eine Burg, von der noch Ueberbleibsel ausgegraben werden.

2) H. auch WALDHILSBACH, zum Unterschiede von dem Städtchen H., ein kleines Dorf und liegt nur etwas über 2 M. nördl. von jenem und kaum $\frac{1}{2}$ M. südl. von Heidelberg an der äußersten Südgrenze des Edenwaldes. Es kam 1296 von Konrad von Falsenstein durch Kauf Kurfürsten Rudolphs I. an Kurf.

1) Actum in monast. Laurisam die nonas Augusti anno XXX. Karoli regis in Cod. Lanesch. carta MMDCLII; Actum in mon. Lauris. die XIII. kalend. Januarii anno XXXVIII. Karoli regis in cod. Cod. cart. MMDCC. 2) H. des kurfürstl. Binsbach; Zughör der bieder gehö. Stelle bei Wipper in geogr. Histor. Besch. der Kurfürst. II. Theil. S. 146. 3) Bestätigungsbrief für Krafen v. Hohenlohe: Der gegen ist zu Hime an dem Wengten vor unser Fromen Tag je Richtmæß ic. te. te. In specim. diplomatarii Bojaricel ap. Oeselum in Her. Boic. 83. T. II. p. 450. 4) Vertrag von Paris: oft in unsern Actenfind angeführt. 5) J. P. Wund in Beschreibung des Bauernkrieges in der Rheinpfalz aus handschriftlichen Nachrichten seines Vaters Jakob Wund. 6) Theatrum Europ. Tom. I. p. 714; Latomus in relation. Francfortens. autumn. an. 1621. p. 112. 7) Kappehl der Älters in Urkunden. Dat. Eichelberg an dem Weng. bei heil. Aartstätt. 1360. Ingr. v. Wipper. II. 140. 8) S. den Art. Helmstatt in unsern Encyclopädie Zweiter Section Vtem Theil. Seite 194. Not. 33. 9) S. den Art. Steinsberg.

10) Wipper in geogr. Histor. Besch. der Kurfürst. II. 147. 11) J. P. Wund an dem Weng. südl. Wippsch. Item Schöte, S. 132. 12) H. des kurfürstl. Binsbach v. J. 1360: die bieder gehörte Stelle bei Wipper. II. 146. 13) Urfundliche Nachricht bei Wipper eben.

pfalz¹⁾. Der dem Rittergeschlechte von Erlsfheim zugehörige Theil desselben wurde aber erst von Philipp von Angenheim und Wilhelm Knebel von Kagenellenbogen, die ihn von ihrer Schwiegermutter, einer gebornen von Erlsfheim ererbt hatten, durch Kurf. Ludwig III. vermittlest Auktions des Gerichtes Schwenningen für Kurpfalz erworben²⁾, und „die Utzlehen zu Hulsbach, die zum Dilsberg gehören,“ so wie die eigenen Leute des Kurfürsten, die zu H. saßen, zahlten Kurpfalz die Güter aus dem Dilsberg³⁾. Inseßen sind dem, daß noch 1427 Hans Landshab auf das Dorf H. und das Haus bei den Augustinern zu Heidelberg nebst andern Gütern zu Gunsten der hohen Schule daselbst Verzicht that, und daß auch Hans Uglinger noch 1483 in diesem Dorfe begütert war⁴⁾. Dieses H. gehörte zur Medesheimer Pfarre des ehemal. kurpfälz. Oberamtes Heidelberg, und hatte sein eigenes Dorfgewicht, das auch jetzt noch besteht, und als Siegel das Pfälz-Bairische Wappen mit dem Reichsapfel und darunter einen liegenden halben Mord führte, seine eigene Kirche, die nachher den Reformirten zufiel, jetzt aber eingegangen ist. Jetzt gehört es zum großherz. badenschen Bezirksamte Niddergöndel, hat 281 Einw., wovon 235 Evangel., die übrigen Kathol. sind, 1 Schule und 1 Getreidemühle in einer kleinen Bach, welche die zweite Hilsbach in dieser Gegend ist, und ebenfalls in die Elsenz fällt. Die Gemarkung besteht in etwa 280 Morgen, welche meistens als Acker, wenig als Wiese und Wald benutzt sind, und alle der Gemeinde angehören. In der Gemarkung befinden sich Gruben von vorzüglich gutem, grauem Zöpsertone, welcher hauptsächlich von den Häusern der kaum $\frac{1}{2}$ M. nordöstlich von hier entlegenen Stadt Niddergöndel aufgetauft, und zu dem gesuchten Geschirre derselben gebraucht wird. Mit diesem H. ist der im großh. badenschen Oberamte Dffenburg zur Vogtei und Pfarre Durbach gehörige, von 112 Kathol. und 23 Jud. bewohnte Weiler Hilsbach nicht zu verwechseln; ein dritter kleiner Bach des Namens befindet sich auf der Höhe des Odenwaldes, 1 M. nordöstlich von Heidelberg, entspringt im Schriesheimer Rehtmwalde nördlich von Wilhelmshaus und fließt bei Altnedder in die Seinaach.

(Thomas Alfried Leger.)

HILSCHER, der Name einiger sächsischer Prediger, von denen 1) Balihasar, geboren zu Dirschberg in Schlessen den 1. April 1595, Diaconus an der Nikolauskirche in Leipzig und Collegist des Frauen-Collegiums war, und den 13. September 1630 farb. Verschiedene akademische und andere Schriften erworben, die Achtung der Gelehrten: *De integritate codicis hebraei*; *de evangelio*; *de justificatione*; *speculum poenitentiale* oder *Rufspiegel*; *analysis trium priorum capi-*

tum Aristotelis de anima; Predigten über die Klagen Jeremias u. a. m.¹⁾ 2) Sein Sohn, Christian, Christian, geboren zu Leipzig 1630, farb 1694 als Pastor und Inspector zu Waldheim. Man hat von ihm eine Postille über die Sonntags-evangelien u. a. a. 3) Es wurde ihm am 11. März 1666 zu Waldheim ein Sohn, Paul Christian geboren, der 1695 zum Diaconat nach Alt-Dresden berufen wurde, 1704 das Pastorat erhielt, und den 3. August 1730 farb. Viele gelehrte Abhandlungen und Dissertationen ließ er in die Observations Lipsiensens einreichen, oder einzeln drucken: *Epistola de reliquiis Adami et de bibliotheca ejus* (steht auch in Fabricii apocryphis vet. Test.). *Commentarius in Psalmum XLII cum vita Goliaih et Ogis*. Nachricht von der Reformation Lutheri. Etwas zur Kirchenhistorie in Alt-Dresden u. v. a.²⁾ 4) Auch er hatte einen Sohn, Friedrich Christian, geboren zu Dresden, den 11. Mai 1709, der seit 1741 zu Frankenberg Pastor war, und daselbst den 21. Junius 1778 farb. Seine wenigen theolog. Abhandlungen verzeichnet Meusel³⁾. 5) Christian Friedrich, zu Altenburg den 27. November 1679 geboren, kam 1717 als Pastor nach Krenzdorf bei Görlitz, und farb den 15. Julius 1756. Auch seine kleinen Schriften, erzeigischen und ästhetischen Inhalts (Erd's Stiebeliebner, Görlitz 1751. 8.) vergleicht Meusel⁴⁾. (Baur.)

HILSCHER (Simon Paul), ein geschätzter Arzt, geb. den 12. August 1682 zu Altenburg, wo sein Vater Johann H. Hofschirg war, führte zu Jena seit 1700, promovierte dort 1705, und begann daselbst, nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig, neben ärztlicher Praxis Vorlesungen zu halten. 1723 erhielt er eine ordentliche Professur der Medicin und farb den 20. December 1743. Seine Schriften bestehen bloß in Dissertationen und Programmen, welche Götte¹⁾ und Zacher²⁾ aufzählen. (R.)

HILSENHAN auf der alten Römmer (der heutigen Hohen) Straße, welche vom Necker bei Heidelberg über die Höhen des Odenwaldes zieht (s. Odenwald 3. Sect. 1. 348.) ein Weiler im großherz. badenschen Oberamte Heidelberg, gegen $\frac{1}{2}$ M. nördlich von der Oberamtsstadt zwischen Perlbach und dem großherz. berühmten Dreieckswald und machte von undenklichen Zeiten her bis 1828 mit den 5 $\frac{1}{2}$ — 3 M. westlich gegen die Bergstraße hin entlegenen, und in einer Reihe fast an einander hängenden alten Weilern Rippenweiler, Riedrauweiler und Altmannswiesler, das man auch Heilig Kreuz von einer ehemals im Orte gewesenen Kapelle nennt, eine Gemeinde von 370 Seelen aus; die

1) Ursprüngliche Nachricht bei Clingenberg in processu Aurelian. pag. 91. 2) Bilder in geogr. histor. Bechr. der Kurf. I. 371. 3) Altes Kurpfälz. Sinsheim v. J. 1369. 4) Bilder geogr. histor. Bechr. der Kurf. I. 572; Burgermeister Cod. diplomat. equester. Tom. I. pag. 74.

1) (F. Leinhardt) Progr. in 8. f. unere, abgedruckt in Goetz alog. theolog. germ. p. 108. 2) Köhler's Zeichen. nach dem Verkauf. Dresden 1733. Act. Zeitlich's lob und Gedächtnis auf ihn. Gb. 1730. 3) Grabstein eben d. Gb. 1730. 4) Auct. theol. Biblioth. 68. Th. 224. 5) Dietmann's f. d. d. Precher. 1 Bd. 230. Meusel's Leben der versch. Schrift. 5. Bd. 4) Otto's Leben der oberalt. Schrift. 2. Bd. 1. Abth. Meusel a. a. D.

*) Gelehr. Europ. 2. Th. S. 474 ff. **) Gelehrtenlex. 2. Bd. 1610—11.

Evangel., etwa 324, sind nach Leutershausen und Schriesheim, und die Kathol. nach Leutershausen eingepfarrt. Diese 4 Weiler mit den sonst an ihnen hängenden mit 52 Evangel. und 20 Kathol. bewohnten Ritschweiler und Oberlungzenbach, der alten Bergshöhe Gunnersbach, welche 795 als ein Gränzort der Freydenheimer Waldmark und des Lobdengaues bestimmt wird, und heut zu Tage die Großerzogthümer Baden und Hessen theilt, liegen in einer sehr rauhen Gegend, und sind ohne Zweifel das alte Bilare, wo die Sklaven wohnten, und wo 877 Krieter (religiosus et spectabilis vir), der die Villa Weinheim mit eben diesem Orte, wo die Sklaven wohnten, und mit noch andern von der Abtei Lorsch zu Lehen trug, derselben Abtei drei dienstbare Hubengüter vermacht¹⁾. Zum ersten Male hören wir die späteren Namen dieses Bilare in einer Urkunde v. J. 1099, wo „Atmosweiler, Ridenweiler, Reppenweiler und Polzhan“ als ein Zugehör von Weinheim oder vielmehr der dortigen Burg Winde genannt werden²⁾, welche die Abte von Lorsch zu ihrem Schutze erbaut hatten³⁾. Ungeachtet der rauhen Lage hat der Fleiß der Einwohner in der ersten Gemeinde 456 und in der andern Gemeinde 312 Morgen Acker urbar gemacht; außerdem besitzt die erste Gemeinde an Wiesen 158 und an Waldung 440 Morgen, die andere an Wiesen 82 und an Waldung 118 Morgen. Der Viehhand ist bedeutend: in der ersten Gemeinde außer Pferden und Ziegen über 200 Stüd Rindvieh und gegen 60 Schweine, und in der andern 60 Stüd Rindvieh und 30 Schweine, für die bestehende Bevölkerung merkwürdige Zahlen. Den ganzen Gewerbsland machen in beiden Gemeinden gegen 80 Leinwandwebmeister aus.

(Thomas Alfried Lager.)

Hilsey f. Hildesley (Mark).

Hilskrabben f. Illex aquifol.

Hilster f. Salix pentandr.

HILTBOLT von SWANEGOEI, deutscher Dichter, aus adeligem Geschlechte, in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Seine in der Manessischen Sammlung (Zb. 1. S. 143—146.) enthaltenen Minnelieder, die sich vortheilhaft auszeichnen, sind, wie Doeren vermuthet, die und da unvollständig⁴⁾. (H. Döring.)

Hilte f. Capra.

Hiltebrand, Hildebrandslid f. im Art. Heldenbuch (2. Sect. V, 61.); Hildebrandston f. Hildebrandston.

1) Testamentum Lietheri: Actum publice in monasterio Laureubam an. Dominione incarnat. DCCCLXXII, regni Ludovici regis III, sub die kalendas Octobris etc. etc. Codicis Laurub. diplom. cart. XL. 2) Grenzortung des Schlosses des Bistums Gießen: Urkundenauszug bei Widder I. 285. a.) A. G. den Art. Weinheim.

*) S. Kochs Conventium der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 55. Art. Abtungs Nachrichten von altdeutschen Weiblichen. Zb. 1. S. 119. Versuch für altdeutsche Literatur und Kunst von v. d. Hagen, Doeren und Böhling. Bd. 1. St. 1. S. 177.

HILTEBRANDT (Jodocus Andreas), Archidiaconus zu Stargard, geboren zu Bahu in Pommern 1667, gestorben den 20. October 1746, war zu seiner Zeit ein beliebter asketischer und homilistischer Schriftsteller: Katechismus, Predigten. Frankfurt. 1703. 2 Bd. 4. Teutsche Apologie, 7 Jahrgänge. Evangelische Lebenspflichten auf 6 Jahrgänge im Eingange erklärt. Heilige Weihnachtssandachen. Schediasma de vocatione interna ad studium theol. Berol. 1721. 4 mit einer Fortsetzung, u. v. a.^{*)}. (Baur.)

HILTEGUND, von Hilde, Kampf, Krieg, und Gund, Mädchen, Kampfungfrau, heißt in der deutschen Heidenlage des Königs Herrich von Burgund Erbtöchter. Noch vor ihrer Geburt hatte ihr Vater und König Alpher von Aquitanien sich eidlich gelobt, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Aber bei Antila's Einbruch mußte Hiltegund fliehen, als Alpers Sohn Walther den Hunnen zu Geiseln gegeben werden. Sie wurden an Antila's Hofe erzogen, und um den erwachsenen Helken Walther zu treffen, wollte ihn der König dort verheirathen. Aber Walther blieb seiner verlobten Hiltegund treu, setzte sich mit ihr in Einverständniß, floh mit ihr in seine Heimath und heirathete sie^{**)}. Im altdeutschen Heldengedichte Witterolf und Dietlieb^{***}) erscheint Hiltegund mit ihrem Gemahle zu Worms von König Günther zu einem Ritterspielfeste eingeladen.

(Ferdinand Wächter.)

HILTEN (Johann), ein deutscher Franziskanermonch in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh., als freimüthiger Zabler päpstlicher Anmaßungen, kirchlicher Gebrechen und besonders der im Mönchthum herrschenden Mißbräuche bekannt. Er wurde deswegen in Eisen nach in harte Gefangenschaft gesetzt, und starb in derselben 1502. Er soll bestimmt versichert haben, „daß wenn es ihm auch nicht glückte, das Mönchswesen zu stürzen, doch im J. 1516 ein Anderer auftreten werde, der es stürzen werde, und dem man weder widerstehen, noch weichen werde anlegen können.“ (Baur.)

HILTENBRANDT (Anton) geb. 1721 zu Wien, seit 1754 Professor der Geschichte und Geographie am Abteystanum in seiner Vaterstadt, seit 1785 der Theologie, Naturgeschichte und Landwirthschaft zu Lemberg in Galizien, wurde durch die ihm übertragenen verschiedenen Pächter zu einer ausfallenden Mannichfaltigkeit in

*) Beiträge zu den Acta hist. eccles. 2. Bd. 248. Abt. I. 2. Bd. 248.

**) Das lateinische Heilengedicht Historie Waltheri, bei Welter, Beiträge zur Arch. S. 213 u. f., bei Hiltcher de prima expeditione Antila S. 4. Wiltungentid S. 7048. W. d. Das gen's Ausg. von 1846. S. 184. *) In v. d. Hagen's und Primisser's Heilengedicht in der Urkunde S. 64—69.

*) Apologie Augustanus confes. de vicia monast. Adami vita theol. germ. p. 2. G. H. Goetz observat. hist. theol. de Hiltenio. Lubec. 1766; 1717. 4. Seckendorfs comment. de Luther. lib. I. sect. 8. p. 20. col. 2. Art. 10. Achten und Achten histor. 1. Bd. 572. 917. Tres veteres epistolae, monachi cujusdam Salernensis, Fr. Mycoeli et J. Cornelli, de I. Hiltenio, nunc primum editae a C. A. Heumanno, in den Paerger Goetting. T. I. lib. III. p. 1—16.

seiner literarischen Betriebsamkeit veranlaßt. Naturwissenschaftlichen Inhalts sind: Schreiben eines Geißl. von Wien . . . von dem (immerwäh.) Electrophor, übers. mit Anmerk. (Wien 1776. 8.); Anleitung zur richt. Kenntniß der am meisten in die Augen fallenden Dinge 1 Bd. (Jas. 1779. 1782. 8.); Historia physica (ib. 1780. 8.). Ökonomischen dagegen: Österreichischer Weinbauteichismus (Leipz. 1777. 8. 2te Aufl. 1782; neue Aufl. Wien 1796.). Erste Anfangsgründe der zur Landwirthsch. nöthigen Mechanik (Wien 1779. 8.; mit neuem Titel 1783.). Die theologischen Schriften sind zum großen Theil von geringem Umfange; zu bemerken sind etwa: Kirchenpolizey (Wien 1781. 8.); das erschaffene Unentliche oder die ewige und unermessliche Welt (Jas. 1783. 8.); Versuch eines Katechismus. der natürl. Religion (Jas. 1784. 8.). Er schrieb ferner eine Planimetrie und Stereometrie für die Normaltschule (Jas. 1776. 8.) und übersetzte einiges aus dem Franz. und Lat.*.) (K.)

HILTER, ansehnliches Dorf und Hauptort einer Pfarre des Amtes Burg im südlichen Emdenbier, an der Straße von Emdenbier nach Rosenthal und Bodden, am Fuße des zum Döning gehörigen Hülsberges, 1 M. südlich von Burg, 106 P., 901 Einw., nebst einer Pfarre. Dieß Dorf ist merkwürdig durch die Lage am westlichen Eingange des geognostisch-interessanten Thales zwischen dem Döning und den Höhen von Laer und durch sein Alter, weshalb es in der Provinzial-Geschichte oft erwähnt wird; die Pfarre wurde 1248 gestiftet. Der Name (Hilter für Hiltrop d. b. Hilsdorf) bezeichnet eine Dörflchen am Hügel. (Sonnen.)

Hilleroed f. Hilleroed.

HILTERS, HILDERS, Marktsiedel am südlichen Ufer auf der Rhön des bairischen Unterraumkreises und im Landgerichte gl. Namens, 7 Stunden von Meislerichstadt und 9 Stunden von Neustadt an der Saal entfernt. Er umfaßt über 1000 Einw., die Sitz eines Landgerichts, Rentamtes und Pfarr-Amtes im Dekanate Bischofsheim vor der Rhön, bedeutende Strumpfs- und Feinwandwebereien, und vorzügliches Flachsbau. Über die Ufer, in welche sich am Ende des Marktes ein besser Bach von bestem Quellwasser ergießt, führt eine steinene Brücke. Auf dem Berge, an dessen Fuße Hilters liegt, sind die Ruinen des Schlosses Auerberg zu sehen. Hilters ist auch der Name eines bairischen Landgerichts im Unterraumkreise, welches einen Flächenraum von 64 □ M. enthält. (Eisenmann.)

HILTON. 1) John, Organist an der St. Margarethenkirche zu Westminster und Baccalaureus der Musik, wird von Hawkins als ein Componist gelobt, welcher zu Cromwells Zeiten geflohen sei und sich ausser mehreren ungedruckten Kirchenkompositionen durch Madrigals in 5 parts in den triumphs of Oriona bekannt gemacht habe; ferner durch a choice Collection of Catches, Rounds and Canons for 8 or 4 voices, die zu den besten der Art gezählt werden. Seine Fa La's für 3 voices bestehen in lustigen Liedern, deren

Strophen nach Gerbet sich immer mit den Solben Fa lala enden. (G. W. Fink.)

2) Walter, ein englischer Katholiker-Mönch, der unter Heinrich VI., ums Jahr 1440, in der Kartause Bethlehem an der Themse, welche Heinrich V. gestiftet hatte, lebte. Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen eben so sehr durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, als durch die Reinheit seines frommen Lebens aus. Das erstere beweisen seine größten Theils handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken vermahten Schriften: Liber doctrinae contra tribulationes et carnis tentationes. Scala spiritualis. Scala perfectionis sive de vita contemplativa lib. II. De utilitate religionis. De comuni vita. De origine religionis et ejus praerogativa u. m. a. Mehrmals gedruckt wurde seine Abhandlung: de musica ecclesiastica lib. I. Engländisch: A short introduction into the science of musick, Lond. 1564 u. 1577; sie war den ersten Ausgaben eines englischen Psalmbuchs mit Melodien vorgesetzt, wurde aber bei den späteren Abdrücken weggelassen. Einige Bibliographen haben ihn (wahrscheinlich irrig) zum Verfasser des berühmten Buchs de imitatione Christi machen wollen, für dessen eigentlichen Verfasser Thomas von Kempen gehalten wird. Man sehe Desbillons disp. quo libror. de imit. Chr. auctorem esse Thomae Kemp. ostenditur, vor dessen Ausgabe, Mannh. 1780, und Gerberti hist. silv. nigr. T. II. 106*.) (Baur.)

HILTUN, Insel und Cap. Dünen-Insel auf der Südgränze des Staats Süd-Carolina, nördlich von der Mündung des Savannah-Stroms, gehört zum Canton Beaufort. Hilton Head, das Cap, liegt 32° 17' 5" n. Br. und bildet den südlichen Einsahrtspunkt vom Port Royal, 10 deutsche Meilen südwestlich von Charleston. (C. N. Rüdiger.)

Hiltorf f. Hittorf.

HILTROP (Virrich oder Friedrich) aus Essen, war 1590 zu Köln Magister, dann Syndikus zu Essen, und starb nach 1629. Man hat von ihm: Prohibitorium fori moderni lib. IV. s. processus judicarius ad celeberrimum hujus saeculi tribunalium practicum observationem accommodatus. Colon. 1629; öfter 1739. 4. (Baur.)

Hiltrop, f. Hilter.

Hiltshalken f. Hildsassen im Art. Hulde.

Hilum (bot. Terminus), f. Sameu.

HILVARENBECK, ein wichtiges niederländisches Dorf, Provinz Nordbrabant, Distrikt Eindhoven, mit einem ansehnlichen Glockenthurm, einem großen Markte, worauf fünf Jahrmärkte gehalten werden, und 1900 Einwohner. Von hier war der bekannte Johann Geroptius, nach seinem Geburtsorte Becanus genannt, der die niederländische Sprache unmittelbar aus der Arche Noahs herleitete wollte. (van Kampen.)

*) Balacus de scriptor. Britanniae. Pissaeus de Mistr. Angliae scriptor. Moxos theatrum chronologic. Hawkins history of Mus. T. III. 508. Gortels El. d. Mus. 145. Biogr. univ. T. XX. (von Geuc.)

HILVERSUM, ein niederländisches Dorf, Provinz Holland, District Amsterdam, und östwärts von dieser Hauptstadt im so genannten Groiland, und in der Heide, die sich fast ununterbrochen (außer durch einzelne Flüsse) von der Elbe bis hierher erstreckt. Die abwechselnden Höhen und Tiefen, die Baumgruppen und die bebauten Partien, welche der Geist der Bewohner dem öden Sande abgewonnen hat, legen der Gegend jedoch etwas Beschauliches bei. Hilversum hat Fabriken von gestreiften baumwollenen Tüchern, nach diesem Dorfe genannt, und groben Tapeten, eine reform., eine katbol. und eine Jansenistenkirche, eine Synagoge und 8600 Einw. Im J. 1766 brannte das Dorf fast ganz ab, doch erholte es sich in fast unglaublicher Schnelle wieder. (van Kampen.)

HILWARTSHAUSEN, Kloster-Amt im händ. Fürstenthum Göttingen unter dem Kriminal-Amt Mün-
den, eine Stunde nördlich von dieser Stadt in einer sehr schönen Gegend am linken Ufer der Weser. Das noch jetzt so genannte Kloster Hilwartshausen, welches vom Pfarrdorfe dieses Namens im Amte Erichsburg-Hunnebrück zu unterscheiden ist, ist die Wohnung des Pächters und einiger Arbeitsleute; am südlichen Ende des Gartens liegt eine kleine Kapelle, in welcher der Prediger des D. Gimte alle 14 Tage Gottesdienst hält; bei dieser Wohnung ist eine Fährte über die Weser, in dem der größte Theil des fruchtbarsten Pachtlandes und ein Theil der Ökonomie-Gebäude am rechten Weserufer liegt. Von dem ehemaligen Kloster ist nichts mehr übrig, als ein baufälliger Theil der Wirtschaftsgebäude am linken Ufer: man nennt diesen von der ehemaligen Bestimmung die Domina. Das uralte Nonnen-Kloster Schwarzhofen wurde schon 970 vom Kaiser Otto gestiftet: es erhielt große Besitzungen in der umliegenden Gegend und verarmte seit dem 15ten Jahrh., wiewohl noch im 16ten sich die Trankfelder zu Vörsallen des Klosters bekanteten: noch mehr litt es, wie alle göttlichen Klöster, unter den Erichen, bis Heinrich Julius den Resten der Güter einen Verwalter vorsetzte. Das Pachtgeld kommt der Kloster-Kammer zu und machte daher seit der Stiftung der Universität Göttingen einen Theil der Einkünfte der letztern aus. (Sonne.)

HILZA nennt man im holländischen Handel eine Sorte weißer ostindischer Kastos (s. d. Art. Balleas), 36 Cubitos lang und 1½ dergl. breit. (F. Thon.)

HILZINGEN, Herrschaft und Marktflecken im Regau, am westlichen Fuße der Bergkette Hohentwiel, mit einer Posthalterei auf der Straße von Engen nach Schaffhausen, fast 1 M. nördlich von letzterem und ½ M. südlich von ersterem entfernt, in einer angenehmen und fruchtbaren Lage. Der Ort wird zuerst in einer Urkunde v. J. 1005 erwähnt, kraft welcher König Heinrich der Heilige das aus Quellium, dem heutigen Hohentwiel, nach Stein am Rhein verlegte Benedictinerkloster St. Georg unter andern mit seinem Erbgute zu Hiltzinga ausstattete*). Der Hof an der Kirche

zu H. und die untere Mühle in dieser Villa, welche König Rudolph, der Habsburger, mit mehreren andern Gütern von der Kirche Bamberg zu Lehen hatte, wurden von diesem Könige 1277 dem Bischof Berthold von Bamberg zurück gestiftet, der sie dem edeln Herrn, Grafen Manegold von Nellenburg, wie es die Kirche Bamberg besessen hatte, als Eigenthum übergab; wogegen dieser sein Schloß Widsch mit allem Zugehör dem Erstgenannten stellte. Der Bischof belehnte aber damit den König und dieser wieder den Grafen Manegold**). In der Folge erscheint ein Theil von H. als österreichisches Lehen in den Händen des Herren von Hornburg. Dieser wurde 1433 von Hans v. Hornburg an Heinrich v. Randegg, 1528 von Georg v. Randegg an Hans v. Schellenberg verkauft, und kam nach kinstetigem Eingange des Letzteren 1612 als ein erledigtes Lehen an Jadaricus Geigkoller, dessen Kinder es 1621 zum letzten Male durch Ferdinand Hieger als Lehensträger empfangen ließen. Der dem Kloster St. Georg zu Stein gehörige Theil kam mit der Pfarrei zu Hitzingen 1597 durch Vereinigung des Klosters mit der Reichsabtei Petershausen an letztere, und bald darauf sehen wir auch ganz H. als eine Herrschaft im Besitze derselben. Der Reichspräsident nannte sich in seinem Titel Herr von H. und hatte einen Statthalter dafelbst. In den Stifftslanden bildete H. ein Obervogteiamt, und der Ort selbst leuete zum Canton Geggau. Durch den Vürstlicher Frieden 1801 kam H. mit den Ländern der Reichsabtei Petershausen als Entschädigung an Friedrich und Ludwig, Markgrafen zu Baden, und bildete in der mit dem neuen Kurfürstenthume Baden vereinigten Grafschaft Petershausen ebenfalls ein Obervogteiamt, zu welchem die Petershausener Herrschaften H., Staufen und Niedheim gezogen waren. Nach der Organisation des Großherzogthums Baden 1809 gab H. einem Amte im Kreise die Sig und Namen, wurde aber bald hernach dem Bezirksamte Blumenfeld einverleibt, mit dem es noch vereinigt ist, und gehört zur privaten Standesherrschaft des jetzt regierenden Großherzogs, hat 930 fa. thal. Einw., 165 bürgerl. Häuser, ein herrschaftliches Schloß, in welchem sonst der Petershausener Statthalter wohnte, ein Amtshaus, eine Kirche, ein Schulhaus, ein Jägerhaus, mehrere herrschaftliche Ökonomiegebäude und ein herrschaftliches Hofgut, der Kellhof genannt. Die Nahrungszweige der Einwohner sind hauptsächlich bedenkender Wein- und Getreidebau und gute Obstzucht, der Boden ist fruchtbar.

(Thomas Alfred Leger.)

HIMA, हिम, heißt eigentlich eine Hüde oder ein geschlossener Weidort; wird dann als Nom. propr. gebraucht. 1) Hima Vharjet, ein Dorf auf dem Wege

*) Dat. Kl. Oct. indic. III. an. Velice incarnat. IV (MV) an. domini regis Heinrici III. Act. Vlm. etc. etc. in Cod.

diplomat. Alemann. carta DCCCXVIII. **) Acta anst. hanc apud Wismam in domo Praedicatorum anno Domini MCCLXXVII. Kal. Augusti, indic. V. Ap. Hierogott in Cod. Probationum Genealogiae Habsburg. Carta DLXXXII.

von Wasra nach Meffa; 2) Hirma er-rehbet in der Nähe von Medina. *Jah. Muscht.* (v. Hammer.)

Himachal, Himalai, f. Himalaya.

HIMALAYA, HIMMALEH, HIMALAI, HIMACHAL, HIMALIH, v. h. Wohnung des Schnees (vom Sanskrit-Worte hima, Schnee), heißt das sehr ausgedehnte und höchste Gebirgsland der Erde, welches die hohe, kalte Schneefläche Tibet's von den wärmeren, fast mergeligen Ebenen des eigentlichen Hindostans trennt. Der Name wird indes bald auf eine größere, bald auf eine kleinere Strecke dieses Gebirgs bezogen. Himalaya im weiteren Sinne heißt der große Gebirgszug, welcher vom oberen Indusflusse über das Hochthal von Kaschmir, über den Ganges und Buremputer, von Nordwest gegen Südost bis in weite, fast ganz unbekannte hinterindische und sinesische Fernen zieht. Den Anfang des Gebirgs im NW., auf dem westlichen Ufer des Indus, kennt man unter den Namen Hindu-Kho, die östliche Fortsetzung jenseit des Buremputer, führt im Bereiche des sinesischen Sprachgebiets den Namen Siue-schan, als Bezeichnung vieler mit Schnee bedeckter Hochgebirge. Himalaya im engeren und eigentlichen Sinne nennen die Hindus denjenigen Gebirgsteil, welcher sich vom Indus bis zum Buremputer erstreckt, und dieser ist es, welcher uns in den letzten Jahrzehenden durch die unermüdeten Arbeiten und großartigen Unternehmungen der Briten bekannt geworden ist, und von dem hier die Rede sein soll.

Die Grenzen dieses eigentlichen Himalaya sind also im Norden das tibetanische Hochland, im Westen der Indus, im Osten der Buremputer (Brahmaputra), im Süden das himalayanische Tiefland. Zum tibetanischen Hochlande gehören schon die über 10,000 Fuß hohen, breiten und lang gestreckten Täler des oberen Setlunge und seines Gegenstroms des Tsanpu (den man bisher für den oberen Buremputer hielt), und welche nördlich von der hohen Schneekette Kailasa und Kentsai von dem ihnen parallelen Längental des oberen Indus (des Plateaustroms von Klein-Tibet) getrennt werden.

Der eigentliche Himalaya zwischen dem Indus und Brahmaputra liegt zwischen 90° und 110° östl. Länge von Ferro, nimmt also eine Längentrecke von 300 geogr. Meilen ein, aber seine Riesenhöhen streichen im Osten und Westen dieser Ströme weiter fort. Seine Ausdehnung in der Breite, zwischen dem 28sten und 34ten Parallel, nimmt überall eine Zone von 4—5 Breitengraden oder 60—70 geogr. Meilen ein, eine Breite, welche die des europäischen Alpengebirgs um das Doppelte übertrifft, während seine Länge die der europäischen Alpen um 4 übersteigt. Das große Parallelogramm des riesigen Himalaya bedeckt also einen Raum von wenigstens 12,000 geogr. □ M., während die Alpen nur die Hälfte dieses Flächenraums einnehmen. Rechnet man die nichtinfiniten Fortsetzungen des Himalaya hinzu, so dürften nach einer annähernden Berechnung wenigstens 32,000 □ M. für das große Gebirgsland am Südrande der tatarischen Schneefläche heraus kommen: ein Raum, der also dem Flächeninhalt der südamerikanischen

Anden (nach von Humboldt 58,900 See: oder 33,150 geogr. □ M.) nicht viel nachsteht.

Die Richtung des Himalaya geht von Nordwesten gegen Südosten, während die europäischen Alpen von NW. nach NO. streichen. Der Riesensan der letzteren beherrscht alles umliegende Land als ein von allen Seiten frei stehendes Gebirge; aber der gigantischere Himalaya ist ein Randgebirge der Tatarei und Tibet's, und trägt diese Hochländer auf seinem Rücken, wie das kaskadische Schiefergebirge das hohe Blackfels Atlasgebirge; es ist ein Terrassengebirge.

Um mit der Anordnung dieses Terrassenbaues bekannter zu werden, muß man an dessen Fuß, der auf den Ebenen des heißen Hindostans steht, gleichsam einen Standpunkt nehmen. Von diesen Ebenen steigt das Alpenland des Himalaya stufenweise zu der Höhe der Schneegebirge auf. Dr. Buchanan, dem wir diese trefflichen Beobachtungen, während seines langen Aufenthalts zu Katmandu gemacht, verdanken, nimmt vier solcher Stufen an.

Die erste Stufe, das Tiefland, Tariyani, eine fast 800 Meilen lange Zone von nur 4—5 Meilen Breite, nicht eigentlich eine Stufe im strengen Sinne des Wortes, sondern ein mehr oder minder breiter Randsaum von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, umgibt die steile Gränzmauer des Gebirgslandes von den Grängen Affams bis zu den Ufern des Ganges und Jumna, bei Burdwar und Sirinagar. Es ist eine Gränzwüste zwischen dem eigentlichen Gebirge und den Kulturrebenen Hindostans. Fast ohne Hagel, mit Winen, Gras- und Schilfwuchs bedeckt, der im Sommer zu 30 Fuß hohen Wäldern empor schießt, im Frühling aber zur Weide dient, hier und da mit fruchtbarem Boden, mit Cyprien, Reisfeldern und großen Bäumen abwechselnd, ist sie der Aufenthalt zahlreicher Herden von Elephanten, Rhinocerosen, Schakalen, Füchsen, Ebern, schwarzen Bären und (doch selten) Tigern, welche sich während der trocknen Jahreszeit in die Gebirge zurück ziehen, aber in der nassen wieder hervor brechen, und die Reisfelder verwüsten. Der Lauf sämtlicher Gewässer, welche vom hohen Gebirge herab stürzen und diesen grünen Gürtel durchströmen, wird hier gebändigt, wie der der europäischen Alpenströme in den Seen, welche den Fuß dieses Gebirgs umfränzen; aber zur Zeit der Regen und der Schneeschmelze treten sie aus, ziehen in hundertlei Kanälen umher, sammeln sich in weite stehende Wasser, werden schnell mit Wassergewächsen und Rohrdornen bedeckt, deren wuchernder Wuchs bald alle angestaltene Kultur erstickt und nur durch weit tausende Feuerbrände gelichtet werden kann. In vielen Stellen werden jene Gewässer schiffbar (daher der Name Tariyani, d. h. das befuhrbare Land) und dienen dann zur Holzflöße oder zum Transporte der Produkte nach Markorten, doch verlieren sie diese Eigenschaft beim Eintritt der Trockenzeit sehr bald. Die Ausdünstungen dieser Sumpfwaldungen unter dem Tropenklimate dieser Gegenden, deren Wirkung durch die Hitze und den Widerstoß der Sonnenstrahlen von den felsigen Gebirgen noch erhöht wird,

speisen die Luft und machen dadurch aus dieser Zone eine unbewohnbare, selten und nur rasch von Reisenden durchzogene Wüste. Die Anwohner derselben, ein elender, verkrüppelter, armeniger Menschenschlag, sind der Kropfkrankheit und dem Kretinismus unterworfen, der überall von Kurempter bis Kuremwar am Ganges vorherrscht. Diese Wüste, Jagdrevier der Radtscha's oder Gebirgsfürsten, ist stets für die Eroberer, welche in die indischen Ebenen hinauf stiegen, Verderben bringend gewesen. Die absolute Erhabenheit dieser Stufe mag im Mittel 1000 Fuß betragen, denn am Rande des Gebirges liegen das Kantonement Kurnal am Kanal von Delhi 1027', das Jagdschloß Badschaber • Mahub am Eintritt des Jumna in die Ebene, 1276', die Stadt Hurdwar am Eintritt des Ganges in die Ebene, 1024', der Ort Ghillean am Eintritt der Kosi in die Ebene, 1076', das Dorf Sapor an der Straße von Sagarunpur nach Mahun 1228', die Stadt Mureumajwa am Eingange des Thals von Piegor 1220' über dem Meere.

Die zweite Stufe oder das Land der Vorhöden, ist mit dichten Wäldungen aus den mannichfaltigsten Bäumen bewachsen (worunter besonders viele Kinosen und höher hinauf die dreilätzigen Nadelgehölze), und belebt durch unzählige Vögelarten. Nur die Kängentäler sind hier kultiviert, die Quertäler durchaus wüste Einöden.

Die dritte Stufe besteht aus dem erhabenen Gebirgslande zwischen diesen Vorhöden und der nördlichen und höchsten Kette des Himalaya. Sie bildet einen breiten Gürtel von vielfach verzweigten Bergketten und Gebirgsthälern, mit den mannichfaltigsten Abflüssen von der Höhe zu den Tälern, ein Alpenland im größten Stile, überall mit Alpengerbüschen, ja mit einer Corbillerennatur erfüllt. Im Allgemeinen streichen die verschiedenen Gebirgsketten dieser Zone im Parallelismus mit der Hauptmasse von NW. gegen SE., an verschiedenen Stellen hat man deren 6 — 7 unterschieden. Sie steigen von der südlichen Kette, welche etwa 6000' mittlere absolute Höhe erreicht, allmählig zu der höchsten empor, welche wir in der vierten Stufe kennen lernen. Sie sind beschatet mit Wäldern von ungeheuren Cedern, Birken, Kastanien, Felsentäuchern und andern dem Auge eines Europäers bekannten Baumarten. Die Thäler dieser Zone liegen in einer mittleren absoluten Höhe von 8000 — 6000 Fuß. Die Gipfel der höheren Ketten sind im Winter mit Schnee bedeckt, während die Thäler durch Regengüsse beschaet werden. Der Winter beginnt hier im November und hält 6 Monate an, mit einer in den europäischen Klimaten gleicher Breite unbekannter Strenge. Im Mai aber kehrt der Frühling wieder, und entwickelt schnell ein unvergleichlich schönes Grün, obgleich der Winter kaum vorüber ist; denn auf den Bergen schneit es bis in die Mitte des Junius.

Die vierte Stufe bildet die hinterste und höchste Kette des Himalaya, das erhabene Schneegebirge der Erde, welches mit seinem Nordfuße auf tibetanischen Hochflächen ruht. Sie zog von jeder die Aufmerksamkeit der einheimischen Bewohner auf sich, durch deren

Mythologie sie noch Würde verberrlicht wird; denn selbst in einer Ferne von 30 — 40 geogr. Meilen, von Bengalen und vom iranischen Plateau aus, sieht man den Kranz ihrer silberreinen Schneegipfel sich aufstürmen über die heißen Ebenen des Ganges und Indus. Daher sind sie den Hindus die reinen Quellhöhen ihrer heiligen Ströme, der Wohnsitze Brahma's, des Urvaters und seiner ihm untergeordneten Götter. An den sichtbarsten Ursprüngen ihrer Ströme haben die Hindus ihre Opferstätten, ihre Tempel, Badplätze und Wallfahrtsörter errichtet, zu denen jährlich viele Tausende wallen. Sehr spät indes zogen diese Riesengestalten die Aufmerksamkeit der europäischen Eroberer auf sich, erst seit den letzten Jahrzehnten, besonders seit 1815, wo die Kapitäne Hodgson, Herbert, Roger, Webb und Andere ihre trigonometrischen Messungen und ihre Reisen unternahmen. Wenn der Montblanc 14,760 Fuß, der Nevado de Sorata, der höchste Gipfel der Anden, 23,664 Fuß über dem Meere und 3564 Pariser Fuß höher als der Chimborasso ist, so steht dagegen der Dhaulagiri sein Haupt bis zu einer Höhe von 26,340 Pariser Fuß in den blauen Himmel empor. Stellte man den Pro des Marmires (den höchsten Zugspitze) auf den Montblanc, so hätte man die Höhe des Chimborasso, stellte man den Broden auf den Chimborasso, so hätte man die Höhe des Nevado de Sorata, und stellte man endlich den Astenberg (im westpazifischen Sauerlande) auf den Nevado de Sorata: so hätte man erst die Höhe des Dhaulagiri. Keinahe in seiner ganzen Höhe erblickt man diesen prachtvollen Koloß von der Ebene von Ghorokpur im NW. der Stadt Kure, einer Station britischer Truppen, die nur 400' über dem Meere liegt, und von wo aus, bei der Stadt Bansew, Kapitän Blad diese Höhe nach wiederholten Messungen bestimmt hat. Die Riesenhöhe des Dhaulagiri steht aber im Himalaya nicht vereinzelt da; er ist nur der höchste von vielen ihm sehr nahe kommenden Gefellen, die man zum Theil, wenn ihre Namen unbekannt sind, mit den großen Buchstaben des Alphabets oder mit römischen Ziffern auf den Karten verzeichnet hat. Folgende Übersicht der Höhen der vorzüglichsten Berge der Hauptkette, im W. des Dhaulagiri, die Gruppe, zu welcher er gehört, mit eingeschlossen, wird diese Thatsache anschaulich machen.

1) Gruppe des Dhaulagiri.

A. Ein namenloser Gipfel	20,205	Par. Fuß.
B. Ishandra-Giri (d. i. Mondberg)	21,212	„
C. Dhaulagiri	26,340	„
D. Ervela-Giri (d. i. weißer Thurm)	23,327	„
E. Ein namenloser Gipfel	22,245	„

2) Alpenstock in den Hochthälern des Mundagni, Wischnu, Doolee, Pinbur u. Kalse. Der Dhaulagiri	24,156	Par. Fuß.
Gipfel G. südwestlich vom Ganges-schneefelde	21,118	„
Gipfel H. südlich vom vorigen	20,526	„
Gipfel VI. südlich vom vorigen	21,304	„
Badrinath-Pik, östlich vom vorigen	21,976	„

Außerdem erreichen noch mehr Gipfel dieser Gruppe dieselbe Höhe und viele derselben sind immer noch 18—19,000 Fuß hoch.

3) Gruppe der Alpenhöbner um die Gangesquellen.

Keiner der eifigen Alpenhöbner, welche 15 an der Zahl die gleichsam fesselartige Einkerbung um die Gangesquellen in einem geschlossenen Kranz umgeben, sinkt unter 18,000 Pariser Fuß hinab. Wir führen davon folgende auf:

Surga Koor	21,475 Par. Fuß.
Noobroo Himalab	20,990 „ „

Der erhabene dreiförmige Schneeberg, mit einer benachbarten Spitze die 4 Heiligen genannt:

Gipfel St. George	21,233 „ „
Gipfel St. Patric	21,373 „ „
Gipfel St. Andreas	20,428 „ „

Mount-Moira	21,385 „ „
Kebarnath Pil	21,621 „ „

Eine ähnliche Gruppe kolossaler Gebirgshörner blickt auf die Quellen des Jumna und Tonsa herab, und dieselbe Höhe der Gebirgsgipfel scheint östlich und westlich fortzusetzen, denn der Achumalari in Butan, nördlich von Tashitson wird auf 26,266 Pariser Fuß und selbst der Goond der höchste Gipfel des Hindukush auf 19,228' Höhe geschätzt.

Um ein richtiges Bild von einem Gebirge zu erhalten, darf man sich nicht beschränken, dessen Hochgipfel allein zu betrachten, man muß auch sein Augenmerk auf die Höhe des Gebirgskammes richten. Die Vergleiche zwischen der Höhe der Gebirgskämme und der Berggipfel sind sehr dazu geeignet, einen klaren Begriff von den Hauptverhältnissen zwischen den größeren Gebirgen der Erde zu geben. Die mittlere Höhe der Gebirgskämme ist zwar eine abstrakte Größe, die selbst, wenn man keine zusammenhängenden Ketten, sondern nur einzelne Berggruppen betrachtet, etwas Schwankendes zu haben scheint; wenn man indeß die Gebirgshöhe als lokale Ausschnitte der Kämme, als ein Minimum, und die Schneegränze als ein Maximum der Höhe des Kammes ansieht, so bekommt man für dieselben einen mittleren Werth, welcher im Verhältniß der Höhe der Gipfel eben so charakteristisch für die Physiognomie der Gebirge, als bedeutsam für die Kräfte ist, durch welche dieselben aufgethürmt wurden. Auf diese Art erhält man für das Himalayagebirge

Mittlere Höhe des Kammes 14,592'

Höchster Gipfel 26,340'

folglich das Verhältniß zwischen beiden = 1:1.8.

Im Kaukasus beträgt die mittlere Höhe des Kammes 7980'; der höchste Gipfel mißt 16,698', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1:2.

In den Anden ist die mittlere Höhe des Kammes 11,100'; der höchste Gipfel mißt 25,664', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1:2.1.

In den europäischen Alpen ist die mittlere Kammhöhe 7200'; der größte Gipfel mißt 14,764', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1:2.

Die verschiedenen Vegetationsstufen für die Südseite der höchsten Himalayakette stellen sich wie folgt: bis 6800' herrscht noch Reisbau, bis 8770' wachsen noch Wälder von Eichen und Rosskastanien, bis 8900' steigt der letzte Weinbau auf, auf 10,696' Höhe liegt das letzte Dorf mit Ackerbau; bis 11,479' wachsen noch Wacholder- und Johannebeeren, bis 12,198' wächst noch Getreide, hier und da gedeihen selbst Birken; bei 12,000' beginnt in der Regel die untere Gränze des ewigen Schnees. An der Nordseite der Kette steigen diese verschiedenen Regionen zu weit höheren Stufen auf: bis 10,000' sind noch Wälder von Aprikosen- und Walnußbäumen; bis 11,210' noch Pappeln, bis 12,500' (bei dem fieschen Dorfe Chongregbing) noch Ackerbau, in 14,637' liegt noch das Dorf Jumsiri, in 15,140' ein fiesches Truppenlager zu Binchin, selbst bis 15,950' reicht die Vegetationsgränze, denn in dieser Höhe fand Gerard noch eine geruchlose Art Salbei und holzigen Strauchwerk zur Feuerung, bei 15,660 Fuß steigt in der Regel erst die ewige Schneegränze an. Die Schneegränze und die Vegetationsgränzen steigen also an der Nordseite des Gebirges 2—3000 Fuß höher auf als an dessen Südhänge, beide aber im Himalaya höher als in anderen Gebirgen unter gleicher Breite, als z. B. im Atlasgebirge, und die untere Schneegränze ist hier unter etwa 31° nördl. Breite, 8300 Fuß höher, als sie der Regel nach sein müßte. Selbst unter dem Äquator ist in dieser Höhe Alles mit ewigem Schnee bedeckt, während Webb die 500 Fuß über den Ältpas (im Himalaya) hervor ragenden Spitzen davon entblößt fand. Ein so außerordentliches Phänomen, wobei besonders die höhere Schneegränze an der Nordseite sehr auffallend ist, hat die Aufmerksamkeit der größten Naturforscher erregt, und Alexander von Humboldt ist diesem Gegenstand in einer ausföhrlichen Untersuchung nachgegangen, welche in den Annales de Chimie et de Physique, XIV. p. 1 sq. enthalten ist. Als Ursache gibt er die Wärmestrahlung der mittellokalischen Hochbenen an. Professor Plücker widerlegt dieß in seiner Abhandlung über die Temperatur der Erde, welche in G. H. v. d. physikalischen Wörterbuche, neuer Auflage S. 970—1068 enthalten ist, und glaubt, die Ursache liegt darin, daß über der ausgedehnten Hochebene Asien durch die Einwirkung der Sonne mehr Wärme entbunden wird, welche die Temperatur der darauf ruhenden Luftschicht erhöht, und dadurch bewirkt, daß die nördlichen Winde eine wärmere Luft hinzu führen, mithin ungleich weniger abkühlen, als sonst der Fall zu sein pflegt.

Aus Mangel an geognostischen Untersuchungen sind wir noch nicht im Stande, etwas Aufschlößendes über den inneren Bau des Himalaya beizubringen; in den bis jetzt durchforschten Gegenden wechseln Granit, Gneiß, Schiefer, Quarz und Kalkstein regelmäßig mit einander ab, Granit und Kalkstein scheinen aber durchaus auf den höchsten Spitzen vorderrückend zu sein.

Der Parallelismus der verschiedenen Himalayafetten bedingt die Hauptrichtung der Längenthäler, die in derselben Richtung ziehen und der Quertäler, durch welche diese verschiedenen Ketten entweder ganz oder zum Theil durchbrochen werden. Die ausgedehntesten Längenthäler sind: das Thal des obern Sittledge, welches an der Nordseite des Himalaya auf tibetanischem Gebiete liegt, das Thal des obern Duremputer, unter gleichen geographischen und politischen Verhältnissen, und das berühmte Thal von Kaschmir im Innern des Himalaya. Ganz durchbrechende Quertäler bilden der Indus von der Stadt Leh bis zur Mündung des Kabulstroms, der Sittledge von Schipile bis Luviana, der Duremputer aus Tibet durch Assam; halbdurchbrechende Quertäler bilden fast alle Zuflüsse des Ganges, welche durch die wildesten, furchtbaren Gebirgsschluchten den tief liegenden Gegenden Hindostans zufließen. Wir wollen die Beschreibung der wichtigsten Thäler mit der Hydrographie verbinden, und hier zugleich bemerken, daß sämtliche fließende Wasser des Himalaya den Stromsystemen des Indus und des Ganges angehören.

A. Indusgebiet.

Der Indus, nächst dem Nil der berühmteste Strom des Alterthums, bildet mit seinem Quertale die Westgränze des Himalaya; bis 1818 waren seine Quellen unbekannt, wie die des Nil. Er entspringt auf der Nordseite der Kailasfalte, also ganz außerhalb des Himalaya, und strömt Anfangs von SO. gegen NW. durch das breite Hochthal von Keintübet (das im N. der Mufloo oder die Kette Karakorum begrängt) bis zu dessen Hauptstadt Leh oder Ladak. Hier wird sein Lauf plötzlich südwestlich, das Längenthal dadurch zum Quertale, welches nun das ganze Himalayagebirge durchbricht, um in das Pendschab oder das Land seiner fünf östlichen Zuflüsse einzutreten. In der obern Strecke dieses durchbrechenden Quertals von Dras bis Nullak strömt der Indus mehr westwärts durch ein ganz unbekanntes Gebirgsland, nimmt bei letztem Orte eine südliche Richtung und durchschneidet nun 3 Stufenthäler mit Engpässen, ehe er unter 33° 7' n. Br. aus den Felsengen der Salzflüsse in das 4 großen Armen in die Ebene von Hindostan tritt. Diese 3 Engpässe liegen bei Torbela, bei Attal und Galabagh, dazwischen sind ehemalige Seeböden. An der Mündung des von Westen her kommenden Kabulstroms bei Attal, machen die Gewässer beider ein Gebrause wie das Meer, und zur Zeit der Schneeschmelze bildet sich hier ein gewaltiger Wirbel, dessen Gefilde weithin gehört wird, der oft die Barken hinab reißt und wider die senkrechten Felsen schmettert. Bei Galabagh ist das Stromthal nur 850 Yards breit, die Bergwände auf beiden Seiten sind sehr schroff, längs ihrem Fuß ist ein Pfad 2 Meilen weit aufwärts in den Felsen ausgehauen. Dieser Engpaß ist so schmal, und die Felsen über ihm sind so steil, daß schwer beladene Kamele nicht hindurch können. Über dem Eingange dieses Passes hängt die Stadt Galabagh, die sehr sonderbar auf dem Abhange des Berges erbaut

ist. Eine Straße erhebt sich immer über die vorhergehende und ist nur auf den flachen Dächern der unteren Häuser zu erreichen, eine Lage, ähnlich der der Stadt Thiers in der Auvergne und der der Stadt Marbin am Abhange des Dschubi-dag im Paschaill Diarbeck. Der Pfad ist in Steinfaß ausgehauen, an vielen Stellen erhebt er sich mehr denn 100' über die Wassersfläche des Indus. Das Salz ist wie Krystall, weiß und nur hin und wieder gestreift und mit Roth gefärbt. An einigen Stellen sprudeln Salzquellen am Fuße der Felsen hervor und überziehen den Boden mit einer blendend weißen Kinde. Die Erde um die Stadt ist blutroth, und alle diese genannten Erftlichkeiten bieten in Verbindung mit einander eine wahre Gruppe von Wundern dar. Obershalb Attal ist der Indus noch zu durchsehen, wie es Schah Shuba im J. 1809 mit seinem Heere that; bei Attal geschieht die Uebersart in Barken. Die Landesbewohner schiffen häufig mit ausgelassenen Ochsenschlägen statt der Barken den Strom hinab, wie auf dem Euphrat und dem großen Zab. Attal, am Eingange von Persien und Indien, obgleich jetzt verlassen, verdient mit Recht der Schlüssel von Indien genannt zu werden; hier setzte Alexander von Makedonien auf einer Schiffsbrücke über den Strom, hier hatte sich Dschingis-Khan gelagert, ohne jedoch über den Strom zu gehen, hier erbaute Timur eine Schiffsbrücke, setzte auf selbiger am 11. Okt. 1398 über den Strom und brachte Krieg und Verberung an die Ufer des Ganges, aus denen die Stiftung des mongolischen Reichs hervorging; hier endlich ging Schah Nadir 1738 über den Indus, um die Macht des Thrones von Delhi zu vernichten.

Aus dem Alpenlande Kaschmir brechen mehrere Bergströme wie Rabien von NW. gegen SW. durch enge Thäler und durch den Gränzgebirgsraum in Engpässen zum linken Ufer des Indus hervor. Sie sammeln sich in die 5 Hauptthäler des Sittledge oder Surtulunge, Bepah, Kawi, Ghinab und Dschilum, vereinigen sich dann zu je 3 und 2, erst in 2 Hauptkanälen, welche bei Nullan und Budawulpur vorüber ziehen, dann aber bei Utsch in einem einzigen Arme, dem Punjun, welcher sich bei Mittentoft im Flachlande Indiens in den Indus ergießt. Diese sind die berühmten 5 Ströme, deren Gebiet den Namen Penjab oder Pendschab, d. i. Fünftstromland führt. Bis in dieses reiche Land und zwar bis an den Bepah (Hyphasis der Alten) drang der makedonische Alexander vor, seine Flotte schiffte von hier an den Indus hinab. Wir wollen die Fünftströme mit ihren Thälern nach einander durchgehen

a) Der Dschilum oder Jelum, der Hydaspes der Griechen, entspringt unter den Namen Betschusa, Bidusa oder Beshut, im hohen Himalaya; er fließt in seinem obern Laufe in einem sehr merkwürdigen Parallelismus mit dem Indus. Nach Aufnahme des Kischer-Ganga, fließt er durch die Engpässe von Mojusferabad und Jellalpur und mündet nach einem Laufe von 90 geographischen Meilen in den Chinab. Sein oberstes Thal, ein von SO. gegen NW. gerichtetes Längenthal, ist das berühmte Thal von Kaschmir; seine

Wasser sind so rein und klar, daß sie die Wasser des Paradieses*) genannt werden. Die Configuration des Thales von Kaschmir entsteht durch eine eigenthümliche Anordnung im Streichen der daselbst einschließenden Bergketten. Die höchste Kette des Himalaya streicht nämlich, wenn sie die Gegend von Kaschmir erreicht hat, mehr nach W., ja die Hauptkette des Hindukos nimmt am Westufer des Indus eine südwestliche Richtung und bildet dadurch einen großen südlichen Vorprung gegen den Kabulstrom und eine nach S. concave Curve, deren Scheit durch die südliche Gebirgsparallele gebildet wird, welche ihr allgemeines Streichen von S. D. nach N. W. beibehält. Die einzelnen Ketten dieser südlichen Parallele treten hier jedoch weiter aus einander und bilden weitere Längentäler, wovon das Hochthal von Kaschmir das innerste, weiteste und gesegnetste ist, keinem Hochthale des Himalaya an Breite, Fruchtbarkeit und Lage vergleichbar, und von den Orientalen das Paradies genannt, nach dessen Westküste alle Erbauer gestrebt haben. Die Sohle dieses ellipsoförmigen Hochthals, vom Hochgebirge amphitheatralisch umkränzt, wird vom Gebirge reichlich bewässert und macht die Ebene von Sirinagar in der Mitte des Alpenbals zu einem bewundernswürdigen Fruchtgarten. Er nimmt alle Gebirgsströme, die in hunderten Kasclaven von dem hohen Schneegebiete herab fließen, und die Abflüsse der vielen Alpenen auf, ist in viele Arme und Kanäle verzweigt und für lange schmale Flußbetten schiffbar. Sein Lauf ist ruhig, denn die Ebene von Sirinagar ist ein ebenes Seebecken, den nach der Sage der Hindu der heilige Greis Kusufsch trocken legte, indem er die Felsen des Batamuni öffnete. Hier aber bricht der Gebirge durch Steilfelsen und Klüfte in mehreren Wildströmen tobend und brausend in einem Quertale durch das Alpenland. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen mit ihren Glätschern kann nicht reich genug geschildert werden, dabei hat das Kaschmirthal, bei einem ewigen Frühlings, den üppigsten Blumenreichtum, an den Gebirgsabhängigen Aeraffenkultur mit Drachen- und Zitronenbäumen, die platten Holzbächer der Stadt Kaschmir oder Sirinagar sind mit Blumen bepflanzt, sie selbst sieht wie ein großes Blumenbett aus. Die Stadt Kaschmir ist, obgleich im Verfall, die größte des Königreichs Kabul, mit 150 bis 200,000 Einwohnern, der Sitz von Industrie sehr mannigfaltiger Art, deren berühmteste die Schwammberei ist, wozu die Wolle aus Tibet geholt wird, mit welchem Lande daher ein ununterbrochener Verkehr stattfindet. Aber auch durch andere Fabrikate, vorzüglich durch lackierte Waren, Stahlwaren, das feinste Papier im Orient, durch seine Essenzen, Rosenöl u. s. w. ist Kaschmir berühmt, und Kaufleute und Agenten der vorzüglichsten Evidte Indiens, Persiens, der Türkei und der hohen Tatarei, haben hier ihren Sitz.

b) Der Chinab (Aconnes bei Allen), der größte

der Flusströme, entspringt dem hohen Berge Kantai, durchbricht zwischen Nember und Jumbao als schiffbarer Strom die Gebirgsfelsen, ist bei Muzirabad 900' breit (zur Trockenzeit) und bildet viele Inseln. Nach Aufnahme des Dschilum fließt er noch 10 Meilen weit bis zur Mündung des Kawi. An ihm liegt die Stadt Wuzerat, wo Alexander seine Flotte erbauen ließ.

c) Der Kawi (Hydraotes) ist der kleinste der Flusströme, der bei Schahpoor aus dem Himalaya hervorsticht und an der großen Stadt Lahore vorüber zum Chinab fließt, welcher lehte in seinem weiteren Laufe bei der großen Stadt Multan vorüber eine Breite von 1500' und eine abwechselnde Tiefe von 8 — 17' gewinnt, und nach einem Laufe von 180 geographischen Meilen sich mit dem Gurrab zum Punjab vereinigt.

d) Der Bepah (Myphasis) verläßt bei Hajoopoor den hohen Himalaya und vereinigt sich bald darauf mit dem Sutludge.

e) Der Sutludge, Setledge, (Husudrus der Allen), ist der östlichste der Penjabströme; sein Thal ist zweifelhafte, es besteht aus einem Längentale und aus einem durchbrechenden Quertale. Das obere Längenthal liegt im N. der höchsten Himalayafette, zwischen dieser und der Kailasafette, in der Richtung von S. W. gegen N. D. Es hat eine Länge von 30 — 40, bei einer Breite von 6 — 8 geographischen Meilen; es führt den Namen Un-des, einer zu Tibet gehörigen Landschaft, deren Hauptstadt Deba etwa in 14,000' absoluter Höhe an einem linken Zuflusse des Setledge liegt, der in diesem ganzen Längentale den Namen Salaru führt. Gegen S. D. ist dieses Längenthal längs des Jannu fortgesetzt, bis über Plassa, die Hauptstadt von Großtibet hinaus; doch kennt man in dieser Richtung seine Gränze nicht. Gegen N. W. ist seine Gränze bei Schipke an der Südwendung des Setledge aufgefunden. Auf dieser Thalhöhe, deren mittlere absolute Höhe 12,000' beträgt, ist ein sibirisches Klima mit 5 Monaten Winter und das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schneefeldern, obgleich die Gegend dem tropischen Klima so nahe liegt. Doch herrscht hier Kälte und Kälte; es begegnen sich daselbst die Pilger der Hindu, Tibetaner und Mongolen, Brahmanen und Buddhaboten, welche zu dem hohen Alpensee Manasarwar wallfahrten, der mit seinem westlichen Nachbar, dem See Rawan-Prad, das Nende des Setledgebals bedeckt; hier bilden sich die Märkte der Handelsleute zwischen China, Tibet, Hindostan, den Ländern der Russen und Briten, wo der Thee und die Seide aus China, die Perlen und Rubine von Ceylon, britische Fabrikate von Bengalen, die Korallen und Zerkisse aus dem Westen, die feinsten Kaschmirmolle, Khabar, Goldsand und viele andere kostbare Produkte ihren Umsatz finden. So entstand hier eine Kreuzstraße der Karawanen und der Wallfahrten, auf der erhabensten Plateaueinfahrt der Erde, die uns erst neuerlich durch die Handelsunternehmungen der Briten bekannter geworden ist, welche die Himalayapässe übersteigen. Der Manasarwar wie der Rawan-Prad liegen

*) Sollte nicht überhaupt wohl das Thal von Kaschmir das Paradies der mosaischen Tradition sein?

etwa in 14,000' absoluter Höhe; dem letzten entfließt der Satadru; dieser eilt im sanft sich senkenden Thale mit Stetigkeit glatt aber mit raschem Laufe 40 Meilen weit norell. nach Shipke, wo sein Spiegel noch 8100' über dem Meere liegt; bis hierher hat er also schon 6000' Gefälle. Der Ort Shipke, ein sinesischer Grenzort, liegt mit seinen höchsten Berggipfeln 9943' an einem Berge hinauf gebaut; hier beginnt das Querthal des Seelgede, der sich hier plötzlich gegen SW. wendet und nun in Wasserfällen den Querthal des Himalaya, in sardischen Engklüften und Tiefthälern mit pittoresker Alpennatur, durchbricht. Bei der Stadt Belaspur beginnen die großen Durchbruchströmungen des Flusses durch die letzte Gebirgskette, hier liegt sein Spiegel 1310' über dem Meere, und von Shipke bis hierher hat er ein Gefälle von 6800 Fuß. Bei Nowr tritt er ganz in die Ebene Hindostans und vereinigt sich bei Keraipur mit dem Regab. Beide vereinigte Ströme nehmen den Namen Gurrab an und ergießen sich bei Utsch in den Chinab, der nun den Namen Punjund annimmt.

B. Gangesgebiet.

Der Ganges entspringt aus dem Zusammenflusse des Bhagiratti- und Alakananda- oder Alukunda-Ganga, welche beide den ewigen Schneefeldern der höchsten Himalaafette entquellen, um sich noch innerhalb des Hochgebirgs zu einem gemeinsamen Strome zu vereinigen, der nun den Namen Ganges annimmt.

1) Der Bhagiratti-Ganga, der eigentliche Quellstrom des Ganges, entspringt oberhalb Gangotri aus einem mächtigen Schneefelde, das sich zwischen dem Berge Moira und den 4 heiligen Bergen herab senkt. Dieses Schneefeld aus unendlichen, seit Jahrhunderten über einander geträumten und zusammen gefrorenen Schneefeldern zu einem mächtigen Eiswall angehaust, bricht hier in Spalten auf, die dunklen Gewölbe und Eiszotten zwischen sind vom täglichen Abau und Froste, von ihren Decken hinab bis zur Tiefe des Stromes, mit einem Walke kolossaler Eiszapfen behangen, unter dem der wasserreiche Ganges hervor rauscht. Diese Eiszapfen hält der Brahmine für Mahadevas Haar, aus dem das heilige Wasser hervor ströme. Aus weiter Ferne rauscht der Ganges unstreitig schon unter dem Schneefelde hervor, aber sein erster sichtbarer Durchbruch liegt 12,948 Pariser Fuß über dem Meere, unter 80° 55' 45" nördl. Br. und 79° 3' 20" östl. L. von Gurmooch. Auf diese Art entstehen die meisten Flüsse des Himalaya, an dem Abfälle der höchsten Kette desselben; alle brechen mit beträchtlicher Wassermasse unter dicken Schneelagern hervor, und unterbreiten sich vom Ganges nur in so fern, als ihr Mutterflüsse, und mithin auch ihre Wassermasse geringer ist. In einer Breite von 28 und einer Tiefe von 14 Fuß fließt nur der jugendliche Ganges bis zum Tempel Gangotri (den Göttinnen Ganga-Mai und Bhagiratti geweiht) unter 4 Eiszapfen, und dann durch einen 100' tiefen Felsenriß hindurch. Bei Gangotri liegt der 40' breite Wasserspiegel 9648' über dem Meere, der

Tempel liegt auf einem Felsenklippe 20' über dem Flusse. Das Flußbett erweitert sich hier ein wenig; an dieser Stelle ist das Brahmanu oder die heilige Badestelle, der Südnord der düftenden Himnawiger. In der Nähe befindet sich auch ein hölzernes Gebäude, das zur Aufnahme der Reisenden bestimmt ist. Im Flusse hin fließt man einige mit Erdrich bedeckte Plätze, auf welchen Cedern wachsen; doch im Allgemeinen liegen überall herab gestürzte Felsenblöcke umher. Den Kavität-Höhlen, dem wir die Erschaffung dieser Gegend verdanken, übertrafste hier in der Nacht vom 26. Mai 1817 ein furchtbares Erdbeben, das zu gleicher Zeit auch das ganze Gebirge durchbebt und bis in die himmelsan'schen Ebenen hinab demerkt wurde. Bei dem zweiten gewaltigen Stoße drach eine Menge Felsblöcke von den Granitwänden los, welche sich unmittelbar über Gangotri bis 2745' erheben, ein dritter hätte den Spalt vielmehr ungedeckt. Als in der grauenhaften Nacht im hellen Mondschein die bange Stille in der Nähe zurück gekehrt war, hörten die Reisenden das Krachen und Donnern mit seinem Nachhall noch aus weiter Ferne her; sie dankten Gott für ihre Errettung. Vom Gangotri fließt der Strom durch grauenvolle Abgründe, die nur auf kalten Felsen und morschen Leitern übersteigt werden, zum Schauerorte Bhagirathi, wo die Felskluft des Stroms bis auf 45' eingeengt, wie ein furchtbarer Erdschlucht zu beiden Seiten von 3000' hohen Felsen überragt wird, die den Anblick kolossaler gotischer Burgen und Thürme geben, und von Erdbeben und Donnerstößen zerfallen und zerschmettert in wilder Verwirrung empor stürzen. In dieser gefährlichen Stelle, wo Gewitterschauer, Schneelawinen und Bergstürze sehr häufig sind, welche zugleich noch oben prangende Cedernbäume zerstückt in die Tiefe schleudern, bildet die Schlucht eine Gabelung, und von der nördlichen Seite der fließt sich aus den Schneefeldern von Neisang her der größere, 100' breite, wasserreichere Strom, Jahnesi, herab: der kleinere, Bhagirathi, ist es aber, der als der gefeierte, berühmtere Strom für den wahren Ganges gehalten wird. Bei Bhagirathi führt die gefährliche Sangha *) über den Bhagiratti, 60' über dem Flusse; man steigt zu ihr von einer sehr steilen Wand zum Theil mittel einer Leiter hinab. Von hier bis Derail, einem verlassenem Gebirgsdörfchen, ist der Thalschlund nicht weniger wild, mehr unterhalb aber wird er zu einem weiten Thale, das, nach Art der Allee blanche am Fuße des Mont-blanc, das hohe Schneegebirge durchzieht und bis zu den nahe bei einander liegenden Dörfern Jhala und Sulhi anblüht. Jhala (etwa 9000' über dem Meere) mit nur 5 Häusern, ist das letzte bewohnte Dorf dieses Thals, um seine Hüften wachsen noch Cedern; bei Sulhi liegt der Gangespiegel 7132' über dem Meere. Hier ist es, wo dem Ganges zu beiden Seiten die höchsten Schneefelsteine seine Grenzen stecken, hier bricht er durch die höchste Kette der Himalaya in niedere Terrassen ein. Der fernere Lauf des Stroms geht immer noch durch

*) Gangesbrücke von Delhi.

furchbare Abflürze, man überschreitet ihn fortwährend auf gefährlichen Sangha's. Bei Kobari-Naig windet er sich durch die furchtbarsten Felsenabgründe, die engl. Meilen weit sein Bett betreten, mit einem Gerausche und einer Festigkeit, die Hodgson für das Gemaltigste in dieser Art hielt, gelangt neben heißen Quellen vorbei nach dem Dorfe Keital (6514' über dem Meere, doch über dem Gangespiegel), und endlich durch niedere Stufen der buntesten Alpenlandschaft bis zum Deva-Prayaga (Gotteshabe), oder zu seinem Zusammenflusse mit dem Alpnunda-Ganga, der in 1206' Meereshöhe Stadt findet. Der ganze Fall des Baghircitti-Ganga beträgt also 11,742 Fuß.

2) Der Alpnunda-Ganga. Er entsteht aus dem Zusammenflusse des westlichen Duli und des Vishnu, welche wie der Baghircitti aus den Schneefeldern des Himalaya hervor treten. Der Vishnu entspringt bei Barinath, einem Tempel, in einem Kessel gelegen, der voller heiliger Stellen für die Hindupilger ist. In diesen flürzen sich viele Schneewasser in den höchsten bis 400' hohen Kaskaden herab. Der Tempel liegt in 9650' absoluter Höhe, der Vishnu-Ganga hat hier nur 20' Breite und, wie diese ganze Quellgegend, dem Vishnu geweiht; über 10 bis 60' hohen Kaskaden flürzt er in einem wilden Abale fort bis zum Vishnu-Prayaga oder seinem Zusammenflusse mit dem westlichen Duli bei Jotsernath, welcher Ort in 5798' absoluter Höhe liegt. Der westliche Duli entspringt unter 30° 55' n. Br. und 79° 50' östl. L. von Greenwich, in 13,635' Meereshöhe, am Abhänge des Riti-Gebirge, seine Quelle liegt also höher als der Hervortritt des Baghircitti. Der Alpnunda nimmt in seinem Laufe die Flüsse Pindur, Rumbagni und andere auf, und vereinigt sich bei dem Deva-Prayaga mit dem Baghircitti. Prayaga werden in Himalaya, alle Zusammenflürmungen genannt. An ihnen stehen meistens geweihte Tempel, und Deva-Prayaga ist eine der 5 heiligsten Prayaga's. Im Winkel dieses Zusammenflusses steht eine gleichnamige Stadt, dabei die berühmten Tempel der Götter Ramaschanba und Mahadeva. Von hier an hat der Ganges nur noch einen kurzen Lauf durch den Himalaya; bei der Stadt Hurdwar fließt er in die Ebene ein, hier liegt sein Spiegel 1024' über dem Meere. Dieser Eintritt wird von den Hindu heilig gehalten und ist ein berühmter Badeplatz und Wallfahrtort für viele hundert tausend Pilger.

Die wichtigsten Zuflüsse des Ganges im Himalaya sind:

I. Auf dem rechten Ufer:

1) Der Jumna oder Yamuna. Er entspringt in einer tiefen und engen Granitkluft, welche der große Zummotripil verschließt, auf eine sehr eigenthümliche Art. Vom Zummotripil hängen nämlich große Schneelager bis zur Thalhöhe herab, und bilden eine gewaltige Schneerücke über dasselbe. Aus der Thalhöhe selbst brechen heiße Quellen (von 194' f.) hervor, deren Dampf den Schnee schmilzt, so daß also Schneewasser

und heiße Quellen aus dem Erdboden die Quelle des Jumna bilden. Durch die Dämpfe werden in der Schneerücke große Löcher gebildet; durch eine dieser Spalten fließt Hodgson auf eingebauenen Eisenfüßen in die dunklen Schneegewölbe hinab, die durch Fackeln erleuchtet den Anblick weitläufiger Marmorkatheden gaben, von deren Gewölben der geschmolzene Schnee in Regenschauern herab rieselt. Diese Quelle des Jumna liegt 10,179' über dem Meere unter 30° 59' 18" n. Br. und unter 78° 26' 7" östl. L. von Greenwich; dabei liegt der heilige Pilgerort Zummotri. Das Thal des Jumna ist noch wilder, tiefer und enger als das Gangesthal; an mehreren Stellen bilden herabgeflürzte Schneekaminen Brücken über den Strom, der in Kaskaden darunter hinweg flürzt; die Richtung des Thals ist SSW. quer durch das ganze Himalayagebirge. Bis zur Vereinigung mit dem Tonse (1580 Fuß über dem Meere) hat der Strom 8599' Gefälle; bei dem Dorfe Khyznab tritt er in die Ebene ein; hier liegt sein Spiegel 1196' über dem Meere, und sein ganzes Gefälle im Himalaya beträgt 8923 Fuß. Oberhalb der Zusammenflürung ist der Jumna an vielen Stellen durchgangbar; bis zum Dorfe Goll. Vier engl. Meilen oberhalb jener Zusammenflürung kann man im Thale noch Kaskaden bemerken, höher hinauf muß jeder Transport durch Menschen bewirkt werden. Die merkwürdigsten Nebenflüsse des Jumna im Himalaya, alle auf seinem rechten Ufer, sind folgende:

a) Der Tonse. Er entspringt aus einem Schneefeld zwischen den Zummotripil im andern der höchsten Himalayagipfel, unter 31° 2' 30" n. Br. und 76° 29' 15" östl. L. von Greenwich, in einer absoluten Höhe von 11,985 Fuß. Das Thal gibt an Wildheit dem des Jumna nichts nach, der Fluß ist bei seiner Mündung in den Jumna dreimal stärker als letzter, doch verliert er seinen Namen. Sein Gefälle beträgt 10,405 Fuß. Auf dem rechten Ufer nimmt er den beträchtlichen Paburfluß auf. Dieser entspringt zwischen dem Baranda- und Soomaspas in 12,106' absoluter Höhe und durchfließt eine dem Tonsesthal ähnliche Schlucht. Bei Zungler liegt der Spiegel des Pabur 7948 Fuß, an der Mündung des Andriti 6132', bei Kuru 4624' über dem Meere.

b) Der Giriganga, ein großer Fluß, dessen mittlerer und unterer Lauf in einem begünstigteren Längenthale des Himalaya liegt, mündet am Fuße des Kangra-Pil in den Jumna.

Von der Mündung des Tonse abwärts führt das erweiterte Kulturthal des Jumna den Namen Dehra-Dun, darin liegt die Stadt Dehra in 2221 Fuß absoluter Höhe.

II. Auf dem linken Ufer.

2) Der Sani entspringt an einer der mittleren Ketten des Gebirge, am Passe Puniot-Kul etwa in 6000' absoluter Höhe; sein Thal bildet also ein halb durchbrechendes Querthal des Himalaya, ein reizendes Alpenthal, worin die Dörfer Kunin am S. Fuße des

Passek Punjol-Khul in 5884', Muroti 5853', Pulkoli 5018', Abeladi 2628', Guli 1669', Bhutola 1776', über dem Meere und mehr oder weniger über der Thalschale erhöht liegen. Bei Bhutola nimmt der Sani den Fluß Chipul-Ghat auf, der ein ähnliches Thal durchfließt und dessen Spiegel bei dem Dorfe Bunga 5366', bei Kota 2914', bei Wajon 2447' über dem Meere liegt. Nach Aufnahme des Chipulghat nimmt der Sani den Namen Khar an und mündet unterhalb des Dorfes Rani (1511' über dem Meere) in den Ganges. Diese Rührung hat eine absolute Höhe von 1252'.

b) Die Ramgunga. Dieser große Fluß entsteht ebenfalls an einer der mittleren Ketten des Himalaya, in der Landschaft Kumaon, aus dem Zusammenflusse der östlichen und westlichen Ramgunga; sein Thal bildet eines der schönsten Alpenhöhlen des Himalaya. In dem Thale der östlichen Ramgunga liegt das Dorf Rikhi 5466' über dem Meere; der Spiegel der vereinigten Ramgunga bei Bhengulia, 5 geogr. Meilen südl. von Rikhi 2553', bei Buberta 2532' über dem Meere. Bald nachher tritt die schiffbare Ramgunga in die Ebene und mündet unterhalb Burumagur in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Ramgunga und zwar auf dem linken Ufer ist

die Kofila, ein bedeutender Fluß, der aus mehreren Quellbächen zusammenfließt, deren einer der Rajgurbh in 5128' absoluter Höhe entspringt. Ihr Spiegel liegt bei Munur 8025', beim Tempel Bujan 2754', bei Ghumuk 1687', beim Fort Dhefalo-Guard 1145' über dem Meere. Beim letzten Ort tritt sie in die Ebene und erreicht darin die Ramgunga. Sie ist zur Regenzeit schiffbar.

4) Die Goggra. Sie hat 2 Quellflüsse, einen westlichen, den Gori und einen östlichen, den Kali, welche beide an der höchsten Kette des Himalaya entspringen.

a) Der Gori entspringt aus einem Gletscher, über dem Dorfe Nilum in 10,822' absoluter Höhe; sein Thal bildet eines der höchsten des Himalaya, denn es liegen darin der Tempel bei Nilum im höchsten Theile des Thales 11,062', die Dörfer Pandach 10,513', Birju 10,607', Bhurpah 10,160', Murtoli 9857', Tola 10,408', Rikafot 9983' über dem Meere.

b) Der Kali fließt ebenfalls in einem der höchsten und wildesten Thäler des Gebirgs. Er entspringt am südl. Fuße des nach Tibet führenden Taklakotpasses und durchdringt die verschiedenen Gebirgsseiten in südlicher Richtung. In dem obersten Thale liegt der Spiegel des Flusses bei Ghangro 10,700', in dem unteren aber beim Bul-Ghat nur noch 1677', beim Dhurm-Ghat 1208' über dem Meere. Unterhalb des letzten Orts vereinigen sich der Gori und Kali zur Goggra, diese fließt fort den Himalaya zu durchbrechen, bildet den berühmten Katarakt von Kanar, tritt dann in mehreren Armen in die Ebene, schwillt durch Aufnahme vieler Flüsse zu einem bedeutenden Strome an und mündet bei Rangl in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Goggra ist der Garanali, der von N. nach

S. beinahe den ganzen Querwall des Himalaya durchbricht, und sich auf der Gränze von Nepal und des Königreichs Dube in das linke Ufer der Goggra mündet.

5) Der Gandaki Ganga. Ein großer Fluß, entspringt unter dem Namen Satagana in der höchsten Kette des Himalaya und zwar in den schneereichen Pothälern des Dhamala-Giri. Mit großer Wasserfülle durchdringt er den ganzen Himalaya von N. gegen S., tritt bei Sirapur in die Ebene, nimmt nun den Namen Gandaki-Ganga an und mündet bei Hajipur, der großen Stadt Patna gegenüber, in den Ganges aus. Das Gebirgthal dieses Flusses ist schon bis zu dem hohen Alpendorfe Rustinah hinauf besucht; bei diesem steht die berühmte Felswand, von der die tosende Satagana die bekannten Schiefersteine mit versteinerten Ammoniten, löst und dann in seinem Bette fortwälzt. Die mythische Lehre der Brahminen läßt in den felsigen Epicalwindungen und Concamerationen dieser urältesten zu den vorurtheilhaftigen Vertiefungen eine Spur der Gegenwart des Gottes Wischnu erkennen; daher sind diese Ammonitbörner dem Wischnu geweiht und vorzüglich durch ganz Bengalen der gewöhnlichste Gegenstand der Volksanbetung. Der größte Nebenfluß des Gandaki-Ganga ist der Trisul-Ganga, der aus den Schneefeldern der höchsten Himalayapaketten entspringt, das Gebirge von N. gegen SW. durchbricht und noch innerhalb desselben in den Gandaki-Ganga ausmündet.

b) Der Bagmatti, entspringt in der Nähe der Stadt Katmandu aus vielen Bächen, durchdringt die südlich dieser Stadt liegenden Himalayapaketten, tritt dann in die Ebene, und mündet Wansir gegenüber in den Ganges. Sein oberes Thal bildet eines der schönsten des ganzen Gebirgs und das weisse in der ganzen Alpenlandschaft Nepal. Auf der Thalebene liegt hier die nepalesische Hauptstadt Katmandu in 4484' Par. Fuß absoluter Höhe mit 5000 Häusern und 50,000 Einwohnern. Der Oberste Kirpatrick gibt der ganzen Ebene, welche von zahlreichen Dörfern bedeckt ist, 22,000 Häuser und 1 Million Einwohner. Unter diesen Dörfern finden sich auch noch bedeutende Städte enthalten, z. B. Napafot, nördl. von Katmandu, wo der Kathä von Nepal seine Winterresidenz aufgeschlagen hat. Der Fluß der Berge ist voller Tempel und Wallfahrtsörter. Diese Thalebene ist ein troden gelegter Seeboden, der, wie das Kaschmirthal von einem Patriarchen troden gelegt seyn soll, indem er die Bergwand zur Seite spaltete. Auch in seiner ganzen Natur hat das Katmanduthal viele Ähnlichkeit mit dem Kaschmirthal; wie letztes, vereinigt es in sich die Wintererscheinungen eines Hochgebirgs mit der Sommerwärme eines Tropenklimas; es hat die schönste Natur und Uebersüß an Reis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, Pfeffer, Cardamomen, Drangen, Alpenblumen und an den schönsten europäischen und indischen Baumarten.

7) Die Gosa, ein bedeutender Fluß, entspringt hoch im Gebirge, durchdringt es Anfangs in einem Thale von N. gegen SW., bildet dann ein längeres

thal von W. gegen S. E., dann wieder ein Querthal gegen S. E., tritt endlich in die Ebene und mündet W. von Jurneah in den Ganges.

8) Der Confi, entsteht unter ähnlichen Verhältnissen im Himalaya, durchbricht das Gebirge von N. nach S., tritt dann in die Ebene Bengalens und erreicht die Mündung des Ganges.

9) Die Lissab, der letzte bedeutendste Fluß des Himalaya, entspringt auf der tibetanischen Hochebene, durchbricht die ganze Breite des Gebirgs, indem er die Alpenlandschaften Yachas und Butan trennt, tritt dann als ein mächtiger Strom in die Ebene Bengalens, und theilt sich unweit Jorbarry in viele Arme, die theils in den Ganges, theils in den Buremputer münden.

10) Der Buremputer oder Brahmaputra, d. i. Sohn des Brahma. Der obere Lauf dieses großen Stroms, und folglich seine Quelle ist noch unbekannt. Nach den bisherigen Annahmen wird jener obere Lauf durch den Janyu gebildet, der ganz Großtübet von W. nach D. durchfließt, als ein mit vielen Inseln besetztes Strombett an der Festung Kimbu vorüber geht und seine Richtung gegen S. E. bis auf 40 Meilen Entfernung von der sinesischen Grenzprovinz Yunnan nimmt, wo er unsern Augen entfliehet. Der Major Kennel suchte es durch sehr scharfsinnige Schlüsse wahrscheinlich zu machen, daß der hohe Vorprung von Südbasen oder die indosinesische Scheidewand ihn nach W. zurück werfe, allein Julius von Klaproth hat neuerlich aus sinesischen Quellen dargethan, daß jener Janyu ein ganz anderer Strom, nämlich der Frawabdi sei, der Buremputer aber an jener indosinesischen Scheidewand seinen Ursprung nehme. Britische Reisende sind jetzt unablässig bemüht, über diesen Gegenstand Gewissheit zu erlangen. So weit wir den Buremputerlauf jetzt kennen, von seiner Mündung 140 Meilen aufwärts bis Burar, wo er schon zur großen Schiffe fahrbar ist, durchbricht er den Himalaya im königreiche Assam in einem weiten Thale, steht zugleich dem eigentlichen Gebirge seine Ostgränze, tritt wasserreicher als der Ganges bei Rangamatty in Bengalen ein und mündet in das Gangesdelta; d. h. er erreicht in einer Entfernung von 8 Meilen vom Meere, südl. von Dacca den östlichen Arm des Ganges, der Pubdab oder Padma genannt wird. Aus dem Himalaya zieht der Buremputer den Himalafschu an sich, einen bedeutenden Strom. Dieser entspringt aus den Schneefeldern des hohen Akhumutari in der Nähe von Lassaiba, durchbricht das ganze Alpenland Butan von N. gegen S. und mündet etwas östlich von Rangamatty in den Brahmaputra.

P ä s s e.

Die höchsten Pässe des Himalaya führen alle über die höchste Schneekette aus Hindostan nach Tibet; alle überfliegen die Höhe des Montblanc im europäischen Alpengebirge. Wirklich gemessen sind indeß nur diejenigen, welche westlich vom hohen Dschawahir gegen den Indus hin das Gebirge übersteigen. Ihre mittlere Erhebung über das Meer beträgt 14,692 Pariser Fuß, aber viele steigen noch höher empor, fast bis 17,700';

X. Guesp. b. B. u. S. Zweite Sect. VIII.

alle sind daher wenigstens doppelt so hoch als die Pässe der europäischen Alpen. Alle diese Pässe sind sehr schwer zu übersteigen: auf Entfernungen von 3 — 4 Meilen braucht der geübteste Bergsteiger 6 — 7 Tagereisen; aller Transport muß durch Menschen geschehen, und nur wenige dieser Hochpässe können durch den tangutischen Küßel, dessen man sich als Lastthier bedient, überschritten werden. Auf der tibetanischen Seite wird der Transport durch das tibetanische Hauschaf, den Pural, bewirkt, das zugleich die feinste Schawolwolle liefert. Auf diesen Pässen führen die Pferde durch tiefe Felschluchten, über über einander gestürzte Felsen und unter Sturzströmen hin. Nur an Bergabhängen laufen die schmalen Fußsteige durch diese Traueregegenden hin, neben Abgründen, wo ein falscher Schritt unausweichliches Verderben bereitet. Hier und da machen nur Balkenstege und Hängebrücken aus Baumweigen geslochten die Übergänge über die Bergströme möglich. Auf dem Wege selbst findet man weder Baum noch Strauch, Sturmwinde aufsaufen den Wanderer, der immer durch Eindrücken geht, oft über Schneefelder setzt und aus diesen oft sein Nachtlager nehmen muß. Die Pässe aus dem Alpenlande Kaschmir nach Tibet, obgleich sehr häufig von Kaschmirern und Tibetanern des Wolbandels wegen besucht, sind uns nicht einmal dem Namen nach bekannt worden. Wir sehen daher den Anfangspunkt der Beschreibung etwas östlicher der denjenigen Pässen, die aus dem eigentlichen Hindostan in das Hochthal des Setledgethale führen, und rücken von W. gegen D. bis zur Alpenlandschaft Butan fort. Die Pässe heißen hier Ghat (Ghat).

1) Der Hungarog-Paß, führt von Soongnum im Thale des Kuchalong-Rudbi, der zum Setledgethale mündet, in das Spitithal, das ebenfalls zum Setledgethale mündet. Paßhöhe 13,792'.

2) Der Basappaß, führt aus dem Thale des zum Setledgethale mündenden Baspassflusses, über die höchste Schneekette, durch das Kupinthal zum oberen Setledgethale. Das Dorf Sungia im Baspassthale liegt 7988', die Paßhöhe 14,160 Fuß über dem Meere.

3) Der Kolghati oder Ghatulghati, führt am Abhange des gleichnamigen Berges vorüber in das obere Setledgethale. Die Paßhöhe beträgt 14,070'.

4) Der Bruangghati, führt aus dem Padurthale (zum Jumna) in das Setledgethale. Paßhöhe: 14,156 Fuß.

5) Der Baranda-Paß, führt aus dem obersten Padurthale an der Quelle dieses Flusses vorüber, in das Setledgethale. Paßhöhe: 14,340'.

6) Der Gunappaß, führt aus dem Thale des Kupin (zum Tonse) in das Baspassthal. Paßhöhe: 14,493 Fuß.

7) Der Schailut-Ghat, führt aus dem Thale des Andreiti (zum Padur) in das Setledgethale. Paßhöhe: 15,970 Fuß.

8) Der Riti-Ghat, aus dem Thale des westlichen Duli, in das zum Setledgethale mündende Sinaisthal, nach Daba, der Hauptstadt der Landschaft Unas

Defa. Der Paß liegt am Westabhange des Dschavakir; seine absolute Höhe beträgt 15,774', dennoch ist er einer der gangbarsten.

9) Der Lebuz-Paß, führt am Ostabhange des Dschavakir vorüber in das Seldedgethal; seine Höhe beträgt 17,706'. Dieser Paß und der vorige sind die beschwerlichsten, um zum heiligen See Manasarowar zu gelangen.

10) Der Takkatoh-Paß, führt aus dem Thale des Kali zum See Sraovan-Prab, aus dem der Seldedgeth entspringt. Die Paßhöhe beträgt etwa 15,500 Fuß.

11) Der Paß Sumunang, führt aus Butan am Abhang des Tschumulari vorüber, in das Hochthal des Tsanpu. Turner überschritt diesen Paß auf seiner Reise aus Hindostan nach Blassa, der Hauptstadt von Großbütet. Seine Höhe beträgt wenigstens 14,000 Fuß. (Benichen.)

Himalayagerste, f. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himaleh, Himalih, f. Himalaya.

Himantialia Lyngb. — *E. Fucus L.* (Corens L.)

HIMANTIA Pers. (Syn. fung.). Eine Gattung aus der Gruppe der Faserpilze der natürlichen Familie der Pilze, deren Charakter gegeben wird durch sehr äßige, weißlichweißige, von einander geschiedene, gleichförmige Fasern, von denen die jüngeren mitunter zu einer Haut verwachsen. A. Verschiedene gefärbte Himantiae: 1) *H. rubiginosa* Pers. Mycol. europ., sehr weich, rothbraun, zottig, mit ausgebreiteten, von einander getrennten, ziemlich dicken, gebundenen Fasern. In Turin (wahrscheinlich an Mauern) von Balbis gefunden. 2) *H. domestica* Pers. Syn. fung., sehr groß, violett braunroth, weich, und zu einer Haut vereinigt. Diese Art findet sich in Häusern am Gebälk, welches sie zerstört, oft in großer Ausbreitung. 3) *H. cellaris* Pers. Myc. eur., groß, sehr äßig, zottig, schwärzlich-umbrfarben. An gemauerten Wänden in Stuben, bisweilen zwei Fuß lang. 4) *H. umbrina* Pers. Syn. fung., dicht, und weniger weißlichweißig, umbrfarben, mit gegitterten Fasern. Findet sich an der Rinde der Bäume in Teutschland, aber selten. 5) *H. strobilata* Pers. Myc. eur., sehr äßig, zottig-leistbehaart, umbrfarben, mit fächerförmigen, an der Spitze zu einer Haut verwachsenen Fasern. In England an Baumstämmen, hat zwei bis drei Fuß im Durchmesser. (Fibrillaria ramosissima Sowerb. Engl. fung. t. 387. f. 2.) 6) *H. rosea* Pers. Myc. eur., strahlenförmig-äßig, rosenroth, mit ziemlich dicken Fasern. In Schweden auf der Rinde der Fichten und Wacholdersträucher. (Himantia Rosae Friz. Obs. myc.) 7) *H. helvola* Pers. Myc. eur., kriechend, fast angewachsen, ziemlich unbehaart, zimmetfarben, mit gleichen, nach verschiedenen Richtungen laufenden Ästen, von denen einige büschelförmig sind. Auf Holz in Teutschland von Fung gefunden. 8) *H. dendritica* Pers. Myc. eur., fächergebüdet, angewachsen, ziemlich unbehaart, weißlich, mit einzelnen, nach verschiedenen Richtungen gehenden Ästen. An Baumstämmen in Teutschland von Nees ge-

funten. — B. Weiße, auf Blättern wachsende Himantiae: 9) *H. plumosa* Pers. Myc. eur., kriechend, niedergebüdet, gleichförmig, glänzend weiß, mit an der Spitze ausgebreiteten, federigen Fasern. Kommt häufig auf abgefallenen Blättern, namentlich auf Eichenblättern vor. (*H. candida* ex Pers. Syn. fung., *Byssocodium candidum* Link. Berl. Mag.) 10) *H. radiana* Pers. Champ. comest., mit aufsteigenden, ziemlich unbehaarten, einfachen, zuletzt weißlichen Fasern. Kommt in kleinen, zusammen stehenden Büscheln auf trocknen abgefallenen Blättern vor, auf welchen es mit einer zottig-strahlenförmigen Basis haftet. (*H. farinacea* Albert et Schwein. Consp. fung., *Chordostylum hispidulum* Tod. fung. megalopol.?) 11) *H. Tala* Pers. Myc. eur., sehr äßig und zart, kriechend, wie mit Mehl bestreut, mit sehr zarten, weißlichen, ziemlich unbehaarten Fasern. Diese Art gleicht, von Ferne gesehen, einem Spinnwebgewebe, und kommt auf abgefallenen Blättern vor, welche sie gewöhnlich zur Hälfte bedeckt. 12) *H. nitens* Pers. Myc. eur., weißglänzend, fast krustenartig, mit schwer zu unterscheidenden Fasern. Findet sich im Spätherbst auf Haufen abgefallener Blätter. 13) *H. pulchella* Pers. Myc. eur., sehr zart, glänzend weiß, angebrüdet, mit von einander getrennten, strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern. Kommt hin und wieder auf noch grünen Blättern der Rosa gallica bei Paris vor. (Ist nach Persoons Meinung vielleicht die Unterlage — stroma — einer Erysibe.) — C. Weiße, auf Holz wachsende Himantiae: 14) *H. simbraria* Pers. Myc. eur., groß, äßig, mit langen, fast faserfarbenen, an der Basis in Büschel vereinigten, an der Spitze weißlichweißigen, abgeplatteten, federigen Fasern. Zwischen Rinde und Holz der Bäume, und in hohen Baumstämmen in Dänemark. (*H. plumosa* Schum. Saell.) 15) *H. subcorticialis* Pers. Myc. eur., Anfangs zottig, mit strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern, welche aber später zu einer breiten, glatten Haut verwachsen. Zwischen Holz und Rinde faulender Zweige, welche an feuchten Orten liegen. 16) *H. Ornithogala* Pers. l. c., mit ziemlich breiter, krustenartiger, wie mit Mehl bestreuter Unterlage, aus welcher einige freie Fasern entspringen. Auf Haufen abgefallener Blätter an Bäumen. — *E. Pers. Mycol. europ. I. 88.* (Sprengel.)

HIMANTOGLOSSUM Spr. Syst. (Loroglossum Rich. in den Mém. du Mus., ein hybrides Wort). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der ersten Ordnung der ersten Rinnseffen Klasse, deren Charakter folgender ist: Die Keichblättchen sind mit kleinen Gewöben versehen; das Korollenstippchen ist verlängert, linienförmig-breitgehalt, an der Basis fächerförmig-büdderig, mit zweigespaltenen Mittelstegen; beide Pollenmassen haben einen gemeinschaftlichen Stiel, und sind unter einem Rappchen verborgen. 1) *H. hircinum* Spr. Syst., mit dreigetheiltem Korollenstippchen mit einer stützen Mittelstiel an der Basis, linienförmig-sichelförmigen seitlichen Stegen, sehr langem, zweigespaltenem Mittelstegen, und deutlichem Zwillingshüdder

an der Basis. In Europa. (*Orchis hircina* Scop. carn. W. Sp. pl.; *Satyrion hircinum* L. Sp. pl., Jacq. austr. t. 367.) 2) *H. caprinum* Spr. Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippen, mit san behaarten Mittellappen an der Basis, sonst wie *H. hircinum*. In Laurien. (*Orchis hircina* M. B. tour. cauc., caprina Kf. Suppl., *Satyrion hircinum* Poll. ind. taur.) 3) *H. anthrophophora* Spr. Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippen, verlängertem, zweigepaltenem Mittelflehen, dessen kleinere Abschnitte linienförmig sind, stumpfen, mähnelappenförmigen Kelchblättchen, und undeutlichem Höcker. In England und im südlichen Europa. (*Ophrys anthrophophora* L. Sp. pl., Engl. bot. t. 29., *Aceras anthrophophora* R. Br. Hort. Kew. ed. 2. — *Ophrys anthrophomorpha* Link. Mss., W. Sp. pl., scheint eine Abart zu seyn.) 4) *H. parviflorum* Spr. Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippen, linienförmigen Flehen, verlängertem, zweigepaltenem Mittelflehen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, und stumpfen, zusammen fließenden Kelchblättchen. Auf den piemontesischen Alpen. (*Orchis parviflora* W. Sp. pl.) 5) *H. satyrioides* Spr. Syst., mit überhängendem, dreigepaltenem, fein behaartem Korollenlippen, ablangen, stumpfen, seitlichen Flehen, verlängertem, spatelförmigem Mittelflehen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, verwachsenen äußeren Kelchblättchen, und sehr kurzen Bracteen. In Smirre (Iberia). (*Orchis satyrioides* Stev. Mem. Soc. nat. cur. Mosk. II. t. 11. f. 6.) — *S. Spr. Syst. III, 694.* (Sprengel.)

HIMANTOMA (*ἡμάντωμα*) oder **HIMANTOSIS** (*ἡμάντωσις*), die Verlängerung des Zäpfchens; s. unter Zäpfchen. (Wiegand.)

HIMANTOPODES (*ἡμάντοποιδες*), nach Plinius (Hist. Nat. V, 8.) ein krummenbeiniges Volk im Innern Afrika's (Ioripedes), welche angeblich kriechend einhergingen. (R.)

HIMANTOPUS (Zoophyta), eine von Müller begründete Infusorien-Gattung, welche Borg de St. Vincent (Diction. class. d'hist. nat. Art. Kerone) zur Gattung Kerone rechnet. Die hierher gehörigen Thiere sind mikroskopisch, durchscheinend und aus einem Theile ihrer Oberfläche mit Wimpern besetzt. Die Arten sind, wie bei vielen dieser Thiere, noch sehr zweifelhaft. Vgl. Kerone und Infusoria. (D. Thon.)

HIMANTOPUS, Brisson (Aves), Strandreiter. Eine Gattung der Stumpfbögel, von *Cuvier regno animal.* (ed. 2. I. 532) zu der Familie Cingirostres von *Boie* (Lis XIX. 979) unter die Familie Charadriadae *Laacke* gerechnet. Das Hauptkennzeichen dieser Vögel, welches ihnen den Gattungsnamen verschafft hat, besteht in sehr hohen und dabei außerordentlich dünnen, am lebenden Vogel sogar biegsamen Füßen, welche gewissermaßen einem dünnen Stieleichen starken Beiers ähnlich sind. — Der Schnabel ist lang, dünn, spitzig, die Furche der Nasenlöcher geht nur bis auf die Hälfte des Schnabels und die linienförmigen Nasenlöcher nehmen sie fast ganz ein. Die Füße sind, wie bemerkt, sehr schlant, über der Fußbeuge (häufig Knie genannt)

am Schienbein (meist Schenkel) zwei Drittheil, bis drei Viertheil unbesetzt. Die Zehen etwas kurz, die äußere und mittlere durch eine größere, die letztere mit der innern durch eine sehr kleine Haut verbunden. Die Flügel sind sehr lang, äußerst spitzig und von den fleissen Schwungfedern steht die erste weit über die andere vor. Der kurze Schwanz ist zwölffederig.

Man kennt von dieser Gattung erst wenige Arten und auch von diesen ist es noch nicht gewiß, ob sie nicht klimatische Varietäten sind. Sie finden sich überall nicht häufig, ja selten, und sind Zugvögel, die sich meistens an den Seeflächen, doch auch im Innern des Landes in Brichen und Sümpfen, an Teichen, Seen und Flüssen, in denen sie bis zum Schwimmen herumwaden, aufhalten. Ihr Gang ist schnell, obgleich schwankend; der Flug ist sehr schnell, sie strecken dabei die langen Beine nach hinten hinaus, wahrscheinlich um das durch den kurzen Schwanz schwierige Steuern zu erleichtern. Von ihrer Fortpflanzung ist wenig bekannt. Sie sollen ihre wenigen Eier auf ein künftliches, in einer Erdbertreibung angebrachtes Nest legen. Es sind stille, mißtrauische Vögel, die sich nur schwer beschleichen lassen. Sie mausern sich wahrscheinlich zweimal im Jahre, leben paarweise und sind dem Geschlechte nach wenig, dem Alter nach sehr verschieden.

Man hat früher in Europa nur eine Art gekannt, indessen führt Brehm (Rehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel. II. 504) noch eine zweite an, die aber vielleicht auch nur Altersverschiedenheit ist.

1) *H. rufipes*, *Bechstein* (Brehm Charadrius himantopus L. him. melanopterus Meyer, Temminck, H. mexicanus, leucurus, Brisson. L'Echasse *Buffon* Pl. enl. 878. Deutsche Ornithologie IV. t. 6. junges Männchen XII. t. 6. altes Männchen.) Der gemeine, rothfüßige, schwarzflügelige Strandreiter, der Nierenfuß, das Langbein, Dünnebein, Nierenbein, der lange beinige Regenpfeifer, die hochbeinige Schnepfe. — Nach *Bechstein* (Naturgeschichte Ausfland. ed. 2. IV. p. 446.) ist dieser Vogel 16 Zoll lang, 2½ Fuß (altes Pariser Maß) breit, nach *Brehm* nur 81 bis 91½ Zoll breit. Der Schwanz ist 3½ Zoll lang und die zusammengelegten Flügel reichen 2 Zoll darüber hinauf. — Am Männchen ist die Stirn weiß, Scheitel und Hinterkopf sind schwärzlich; die Wangen grau, der Obertheil des Halses ist weiß, mit schwärzlichen Federn gemischt, nahe am Rücken fast weiß, der Rücken, die Schwung- und deren Deckfedern sind glänzend schwarz, mit schwachem, grünem Glanze, erstere auf der einen Seite mit einem breiten, weißen Saume; der Unter Rücken und Steiß sind weiß, der Schwanz graulichweiß, die äußersten Enden fast ganz weiß, der ganze Unterleib rein weiß, nach *Brehm* am Vorderkörper mit schwachem, roßigem Schimmer; der Schnabel schwarz, der Augenstern karminroth, die Füße blutroth, die Nägel schwärzlich, die nackte Stelle über der Fußbeuge 4 Zoll, die Mittelzehe nach *Brehm* über 18 Linien, nach *Bechstein* 2 Zoll lang. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, die Farbe des Mantels nicht so dunkel und

glänzend, der Kopf und Hals (nach Bechstein) weiß, der Unterleib (nach Brehm) mit wenigem, rothem Schimmer.

Ein im Herbst geschossener junger Vogel war, nach Bechstein, nur 1½ Zoll lang, die Flüge schmutzig fleischfarben, und unter der Fußbeuge unförmlich breit und dick, Scheitel und Hinterkopf grau, der ganze Oberleib lichtgrau, Rücken und Deckfedern der Flügel lichtbraun, mit schmutzigweißen Federsäumen, die längsten Schwungfedern einfarbig schwarz, die folgenden weißgesäumt, die großen Deckfedern der Flügel nach vorne zu dunkelbraun, glänzend und die vordersten, untersten breit weißgesäumt; Hinterseite und Schwanz wie bei den Alten. Nach Brehm haben die Jungen einen gelbbraunen Augenfleck, orangefarbene Füße, erbschwarzgrauen Hinterkopf und Oberhalb wie auf dem braunen Mantel und an den Flügelspitzen weiße Federtanten.

Dieser Vogel bewohnt die Meerestüfen und Seeufer Afriens und des östlichen Europa, soll in Ungarn in den großen Brichen nicht selten seyn, wo er, so wie in andern südeuropäischen Ländern regelmäßig auf seinem Zuge erscheint, dagegen an der Dilse und im Innern von Deutschland nur zuweilen und nicht alle Jahre bemerkt wird. — Seine Züge fallen in die Monate April bis Mitte Mai und zu Ende des Julius. — Die Lockstimme soll nach Banmann ein heiseres Kecken und helles Pfeifen seyn. Seine Nahrung besteht in sehr kleinen Wasserinsekten und ihren Larven, nach Bechstein auch in Fliegen, Mücken und in Froschlurven (Kaulquappen). Er soll im südlichen Rußland, in der Türkei, zuweilen in Ungarn und Frankreich nisten; das Nest nur aus wenig trocknen Kräutern (Gras?) bestehen, die 5—6 Eier, gelblichweiß, mit rothen Punkten bespritzt, und so groß wie Rebhühner-Eier seyn. Das Fleisch ist wohlkirschend und die jungen Vögel werden im Wien zur Herbstzeit häufig auf den Markt gebracht. Das der Alten ist mager und zähe. Sie werden auf dem Wasser herbe gefangen und auch geschossen.

2) *H. longipes*, Brehm (l. c. p. 506), der langflüßige Stranbreiter. Nach Brehm weicht er von dem vorigen, mit dem er immer für einerlei gehalten wurde, in wesentlichen Stücken ab. Als Kennzeichen gilt Folgendes. Die Flüge sind 10½ Zoll weit nach, die Mittelkebe 2½ Linie lang; das Radie an den Flügeln ist also über 6 Mal so lang als die Mittelkebe (beim vorigen nur 5 Mal). Die Abweichungen sind im Einzelnen folgende. 1) Ist der langflüßige Stranbreiter am Körper größer, an allen Gliedern stärker, etwas länger, aber schmaler als der vorige. Die Länge beträgt 16 bis 18½ Zoll, die Breite 29½ bis 30 Zoll. 2) Haben Schnabel, Kopf, Flügel und Schwanz eine etwas andere Gestalt. Der Schnabel ist stärker, besonders breiter, und hat hinten einen viel besseren Rücken; der Kopf ist bedeutend größer, über den Augen höher und an den Ohren auffallend breiter; die Flügel sind stärker und kürzer, die erste steht über die zweite und diese über die dritte sieben, bei der vorigen Art zehn, Linien vor, der Schwanz liegt bei diesem unmittelbar, beim vorigen stark

ausgeschnitten. 3) Sind die Flüge bei beiden Arten auffallend verschieden. Bei dem langflüßigen beträgt ihre ganze Länge 12½, bei dem rothflüßigen 9½ Zoll, das Radie bei jenem zehn, bei diesem 7½ Zoll, und außer dem oben angegebenen Verhältniß der Länge der Mittelkebe ohne Nagel zur Länge des Radies an der Fußwurzel findet noch ein auffallender Unterschied in Hinsicht der Befiederung des Schienbeins beider Vögel statt. Bei beiden nämlich beträgt die befiederte Stelle am Schienbein (über der Fußbeuge) wenig über 2 Zoll, die unbefiederte aber beim langflüßigen 4½, beim rothflüßigen nur 2½ Zoll. 4) Hat der langflüßige im Alter einen weißlichen Kopf, und viel stärkeren rothigen Schimmer am Unterkörper. In der Farbe stimmen beide Vögel völlig überein, nur ist beim langflüßigen der Hinterkopf rein weiß, oder weiß, grau-schwarz bespritzt, der Glanz auf dem Mantel lebhafter und der rothige Schimmer am Unterkörper so stark, daß dieser in einem gewissen Lichte sehr blafsrothfarben erscheint. Die beiden Geschlechter, sagt Brehm, seyen wenig verschieden und die Jungen seyen ihm unbekannt. Nach ihm soll der langflüßige Stranbreiter Afrika, besonders Ägypten bewohnen, sich an der Seefüste und in Wäldern aufhalten und auf seinen Wanderungen die südlichsten Zieile von Europa nur zuweilen und vielleicht nur zufällig berühren. Nach Deutschland scheint er nicht zu kommen. Näheres ist von ihm nicht bekannt.

Von den unten aufgeführten Arten scheint *Fulcor's H. leucurus* aus Südamerika nur Varietät von *H. rufipes*, dagegen *Wilson's* (American Ornithology. VII. pl. 58. f. 2) *Fulcor's* Gallerie des Oiseaux pl. 229) *H. nigricollis* eigene Art zu seyn. (D. Thon.)

Himantosis, f. *Himantoma*.

Himas, so viel wie caestus, f. *Pugiles*.

HIMAS (*uvula*), d. i. Seil, Riemen, gebraucht man zur Bezeichnung des Zäpfchens (*Uvula*), besonders des verlängerten. (Wiegand.)

Himbeerapfel, f. Apfelsbaum.

Himbeere, (bot.) f. *Rubus idaeus*.

HIMBEEREN, fructus rubi idaei, sind die aus fleischigen, um einen pyramidalischen Fruchtboden gesammelten Früchten zusammen gesetzten Beeren von *Rubus idaeus*. Sie finden sich durch ganz Deutschland in Wäldern, Gebüsch etc. und werden bei uns im Julius oder auch noch früher reif. Reif haben sie einen eigenen, erquickenden Wohlgeruch und süßlich süßen Wohlgeschmack. Sie enthalten Zitronen- und Apfelsäure mit Zuckerstoff und etwas Arom.

Die besten Arten und Abarten sind: 1) unsere wildwachsende, im Julius und August reifende rothe Himbeere, welche leicht kleine Waden bekommt; 2) die weniger riechende, aber süß und wohl schmeckende weiße, eine Spielart von voriger; 3) die der ungerigen gleichende, aber zweimal im Jahre tragende englische rothe; 4) die weiße, eine auch das zweite Mal im September tragende Spielart von Nr. 3; 5) die noch einmal so große, wohl schmeckende Riesenhimbeere aus Chili, ohne Wälder; 6) die in Schweden wild wach-

senbe, dunkelrothe, sehr angenehm süßlichsüßlich schmeckende und lieblich gewürzhaft riechende nordische, aus Canada (*Rubus arcticus L.*) von der Größe unserer Himbeere; 7) die kleinere, manchmal rothe, wohlgeschmeckende, nordamerikanische schwarze; 8) die sehr süße, schöne gelbe engländische Himbeere, so groß, wie Nr. 1 und 3; die wohlriechende, fr. odoratus, die Apinische u. Um die kaum reif gewordenen, d. i. aus ihrem Kelche leicht sich lösenden, weichen, sammtartigen, ganz gefärbten Beeren von den in ihnen gewöhnlich nistenden Waben und Wärmern zu reinigen, kann man sie in kaltes Wasser vor dem Verschöpfen versetzen, wodurch sie wurmfrei werden, aber viel von ihrem Wohlgeschmack verlieren.

Arzneilich sind officinell: 1) Aqua Rubi Idaei *Bor., Lipp., u. Hass.* von angenehmem Geruch und Geschmack, deshalb häufig ein Vehikel für Mixturen oder Trankfäden; 2) Acetum Rubi Idaei, Himbeeressig von schön rother Farbe und eigenem Wohlgeruch und Wohlgeschmack, wie der gemeine und aromatische Essig zu benutzen; 3) Syrupus R. Id. *Bor. u. Hass.* wird seines sehr lieblichen Geruchs und Geschmacks wegen häufig als Zusatz zu Mixturen, vorzüglich zu Salzmixturen, um deren Geschmack zu verbessern, so wie zu Säftechen und zu Getränken, unter Wasser, Gerstenabfuß, Wein, besonders mit Schwefelsäure, als ein Erquickungsmittel in Fiebern und andern Krankheiten angewendet. Das auf ihm manchmal schwimmende Öl soll sich, nach Blos, aus den Kernen der Früchte durch das Quetschen derselben ausgeschieden haben.

Übrigens genießt man sie roh für sich, oder in Weinkaltischalen, siedet sie mit Zucker zu Gelee ein, benutzt sie auch für's Haus zu Syrup, Essig, ferner als Anisot und Zuthat zu vielerlei Backwerk u. Himbeeren, (10 Loth) mit 1—2 Pfund Wasser angelassen und 1 Kaffeeböffel Zitronensaft, nach 2 Stunden aber 10 Loth Zucker zugefetzt, geben ein sehr liebliches Himbeerwasser.

In Schweden dienen die dort heimischen, *baecae norlandicae*, (s. oben), arzneilich ebenfalls in Fiebern, in der Ruhr und im Ekelstuch. Technisch dienen die Himbeeren zu Brantwein, zur Fabrication von Himbeer-Ratafia (*aqua vitae rubi idaei*) u., ihr Saft zu Tabaksaucen und Beizen. (*Th. Schreger.*)

Himbeerenratafia, Himbeerenwein u. f. w., f. Himbeerratafia, Himbeerwein.

Himbeeressig, f. unt. Himbeeren.

Himbeerfalter, auch Brombeerfalter gehört zu *Hesperia Fabric.*; f. d. Art.

HIMBEERKONSERVE, eine in Haushaltungen gewöhnliche geschmackvolle Zusammenfügung aus Himbeeren und Zucker. Zu 1 Pfund Himbeerfrüchten, welche durch ein härenes Tuch gerieben worden, mischt man 1 Pfund Zucker und kocht beides zusammen.

(*Friedr. Heusinger.*)

Himbeerkraut, f. *Reseda odorata*.

HIMBEERMETH, ein Getränk aus Honig und Himbeeren, auf folgende Weise bereitet. Man gießt reines Wasser auf reife Himbeeren, und läßt es etwa

2 Tage lang darüber stehen, damit es den Geschmack und die Farbe davon annehme, seihet es sodann ab, und mischt mehr oder weniger reinen Honig hinzu, je nachdem man den Meth mehr oder weniger süß haben will. Um die Gährung zu beschleunigen, wirft man in die Flüssigkeit eine Scheibe von einer Semmel, welche geröstet und mit Hefe bestrichen worden, nimmt dieses Gährungsmittel aber heraus, sobald die Gährung angefangen. Nach 4—5 Tagen, während welcher die Gährung unterhalten wird, bringt man den Meth an einen kühlen Ort und zwar in ein anderes Gefäß, wobei man sich hüten muß, etwas von der Hefe mit über zu ziehen. Zur Erhöhung des Wohlgeschmacks kann man während der Gährung Nelken, Zimmt und Kardamomen in die Flüssigkeiten hängen. (*Friedr. Heusinger.*)

HIMBEERRATAFIA, ein wohlgeschmeckender, rother Aquavit, der aus gutem Brantwein, Zucker und dem Saft der Himbeeren bereitet wird, welcher Mischung noch gute Gewürze zugefetzt werden. Der Spiritus muß 60 Procent Alkoholgehalt haben. (*Friedr. Heusinger.*)

HIMBEERSAFT, der aus Himbeeren ausgepreßter Saft wird, um ihn in der Haushaltung zweckmäßig zu nutzen zu können, in Zucker gegossen, welcher erst im Wasser zerlassen und dann dick eingesotten worden. Beim Gebrauch selbst wird der Saft mit Wein oder Wasser vermischt; auch setzt man meist noch Beerzigen (Sauerborn-) oder Johannisbeersaft hinzu.

(*Friedr. Heusinger.*)

Himbeersyrup, f. unt. Himbeeren.

HIMBEERWEIN, ein künstlicher Wein, der mit Himbeeren wohlnehmend gemacht ist. Man preßt Saft aus ganz reifen Himbeeren, und löset in einem Quart des Saftes 8 Loth Lumpen-Zucker auf. Ist nun der Most, aus welchem der Wein bereitet werden soll, auf ein Faß gebracht, auf welchem vorher rother Wein gewesen, so setzt man für jedes Quart des Mostes 8 Loth Zucker hinzu, verschließt die Öffnung des Spundes mit Leinwand, und überläßt das Ganze der Gährung, bis kein Brausen und Schäumen mehr bemerkbar ist. Hier auf wird der Wein auf ein anderes Faß abgezogen, bleibt auf demselben 6 Monate, und kann dann auf Boutheilen gebracht werden. Läßt man solchen Wein 4—5 Jahre bei zweckmäßiger Pflege liegen, so wird er dem Markbrunner Rheinwein ganz ähnlich. Mit Hülfe von Himbeeren bereitet man auch einen künstlichen rothen Champagnerwein, der dem echten nicht nachsteht, indem man zu einem andern guten reinen französischen oder auch teutschen Wein eine Quantität weißen Zuckers, sodann zerhackene Zitronen und große, mit den Fingern aufgeschaltete Rosinen hinzu setzt, auch gleich beim Anstellen (in einem aufrecht stehenden Faße) Himbeeren- und Erdbeersaft, und den Saft von dunkelrothen Sauerkirschen hinzu setzt, und ihn übrigens zweckmäßig behandelt. (*Friedr. Heusinger.*)

Da die Früchte des gemeinen Himbeerenstrauchs viel süße Zelle und einen sehr angenehm weichenartig riechenden Stoff enthalten, so können sie auch noch auf manche andere Weise zu Wein benutzt werden. Gewöhn-

lich nimmt man Kirſchen, Schlehen, Stachel-, Erb- und Himbeeren zu gleichen Theilen, weil die bloßen Himbeeren nicht kräftig genug ſchmeden, und ſetzt letztere erſt gegen Ende der Gährung zu, damit der Riechſtoff derſelben durch die ſtarke Fermentation nicht zerſtört werde. Als zweckmäßig empfehlen ſich aber vorzüglich folgende Vorſchriften bei Benutzung der Himbeeren in Verbindung mit Wein.

Die Himbeeren werden geſtoßen, mit gutem Wein übergoſſen und bleiben in dieſer Miſchung 3 Tage lang bedeckt ſtehen; hierauf wird das Ganze ausgepreßt, das Zurückgebliebene abermals mit Wein übergoſſen und nach einigen Tagen wieder durchgepreßt. Wiederholt ſich dieſes Verfahren noch einige Male, ſo gewinnt man eine Tinktur oder einen Himbeerextrakt, welcher ſich zu jeder Zeit mit andern Weinen nach Belieben verdünnen läßt.

Der man nimmt 20 Pfund reife Himbeeren und 8 Pfund Johannisbeeren, reinigt ſie von ihren Kernen und Stielen, zerdrückt beide in einem Mörſer mit der Keule, gießt die Miſchung in ein irdenes Gefäß, läßt ſie 24 Stunden ruhig ſtehen und preßt ſie ſodann durch leinene Tücher. Der auf ſolche Weiſe gewonnene Flüſſigkeit iſt mit Waſſer und Spiritus beizumischen, erſtens in gleicher Maſſe mit deſſelben, von letzterem aber nur halb ſo viel. Alles ſoll wohl unter einander zu rühren und muß, wie der Johannisbeerenwein, auf einem Haßbägen abgähren.

Die Engländer zerdrücken, um ihren Raspberrywine zu erhalten, die Himbeeren und ſiltriren ſie durch Flanell in ein feineres Gefäß. Zu jedem Quarte Saft thun ſie ein Pfund feinen Zucker, rühren die Maſſe gut um und laſſen ſie 3 Tage gut bedeckt ſtehen, worauf ſie klar abgegoſſen wird. Jedem Quarte Saft ſetzen ſie dann 2 Quart weißen Wein zu und gießen die Miſchung auf Bouiteillen.

Himbeerwein erhält man auch, wenn man 6 Gallonen Himbeeren und 3 Gallonen andere Beeren mit 4 Gallonen Cyder und 6 Gallonen Waſſer gähren läßt, 18 — 20 Pfund Zucker, 3 Unzen rothen Weinftein, 2 Unzen trockne und 4 Unzen friſche Orangen- oder Zitronenſchalen und 3 Quart Brannwein hinzulegt*). Vgl. auch den Art. Himbeerweith. (Fr. Thon.)

Himber, Himbrinn, Imber, ſ. Eudytes immer. HIMBERG, ein öſterreichiſcher Marktſtädlein im Viertel Unter Wiener Wald des Landes unter der Enz mit 128 Häuſern, etwa 1100 Einw., bedeutend durch ſeine Gattungsdruckerien, Farbs- und Grappmähnen**).

Himbrenen, ſ. Himbeeren u. Rubus idaeus. HIMELLA, kleiner Fluß in Sabinium, der oberhalb Gaſperia auf der Waſſerſcheide des Aſolenus und des Tibersflusses entſpringt und unterhalb Aqua viva in letzteren ausmündet. Die heutige Aja im Kirchenſtate.

(Benicken.)

*) Vgl. meine Kunſt, aus Obſt, Beeren, Wüchsen, Früchten und andern ſchätzlichen Stoffen einen vortheilhaften Wein zu verfertigen ſ. Weinman. 1828. 6. wo noch mehrere Recepte hienäherlich ſind.

**) Wein. Abth. 1. Abth. 2. St. S. 167.

HIMERA. 1) Name zweier Flüſſe auf Sicilien (gegenwärtig Fiume grande und fiume ſaſſo), welche auf dem Berge Nebrodes (Mte Arasino) aus zwei geſonderten Quellen entſpringen und, nordwärts und weſtwärts fließend, die Inſel in zwei ſaß gleiche Theile ſcheiden. (Vgl. Liv. XXIV, 6. Mela II, 7. Sil. Ital. XIV, 237.)

2) Stadt am ſinken Ufer des nordwärts fließenden Himerafluſſes, von den Bewohnern Meſſana's (Zancle, Meſſina) erbaut, berühmt in der Geſchichte durch den Sieg, den Gelo, König von Syrakuſa, 480 v. Chr. daſelbſt über die Karthager an demſelben Tage erſocht, an welchem Leonidas in den Thermopylen für Griechenlands Rettung von der Perſerherrſchaft ſiel. (Vgl. Diad. Sic. XI, 20—24. XIII, 62. Thucyd. IV, 5.)

(Benicken.)

HIMERA (Schlacht bel.). Zu Anfange des erſten Perſerrieges gegen Griechenland (500—460 v. Chr.) ſchloß Karthago mit dem Könige Zerkos einen Bund wider die Griechenkolonien auf Sicilien, und rückte unter dem Befehle des Heerführers (Dacalus) beim Heros (Hamilkar, Hanno's — wahrſcheinlich des Küſten-Entdeckers in Weſt-Afrika — Sohn) ein Landheer von Soldnern aus Phönicien, Libyen, Aſien, dem ſigſigen Kettenlande, Syrien und Kreta — 300,000 Mann ſtark —, das auf einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Laſchiffen nach Sicilien übergeſetzt und — nach manchem Verluſte durch Sturm — zu Panormus gelandet wurde. Hamilkar rückte raſch gegen Himera vor, bezog dort zwei Lager, ließ ſeine Schiffe — zu beſſerer Beſchützung und Erhaltung nach alterthümlicher Kriegsart — aufs Land bringen und die Stadt aeuſſig angreifen. Von Thero, dem Könige von Agrigent und Gebieter Himera's herbeigerufen, unternahm Gelo, Herrſcher von Syrakuſa, den Entſatz der Stadt mit 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Pferden, erſtute während des Heranmarches durch ein aufgefangenes Schreiben, daß Hamilkar am folgenden Tage ein Opfer voranſtaltete und zugleich die erwarteten Hilfsſtruppen von Selinus in das Lager rücken laſſen wolte, und baute hierauf eine entſcheidende Kriegslinſt. Er ließ nämlich einen Theil ſeiner Reiteri, als Vorhut des noch einen Tagemarſch entſernen Hauptcorps der Selinuntier, vor dem Feindbelagerer erſcheinen, und zwar gerade um die Dämperzeit. Hamilkar gewärtete ſorglos den angeblichen Wundergenoffen Einlaß, welche, kaum bei den Lagerwachen vorbei, ſich dem Opferplatze näherten, wo der Heerführer ſammt dem für dieſen Tag dienſtloſen Heere waſſenlos des Götterdienſtes wartete, als ſie ihn überſielen, ſeine Umgebung niederrücken und die Schiffe ſind anzündeten. Gleichzeitig griff Gelo die Lager an, wo die überroſchten Karthager ſich Anfangs tüchtig wehrten, endlich aber — beim Anblick des Brandes im Schiffe-ager und bei der Nachricht von Hamilkar's Tode — die Flucht ergriffen. Auf dieſer Flucht — im Gedränge der ungeheuren Waffen — die Weißen, der Reich gewonnene ein Höfenſtellung, mußte ſich aber — vom Feinde um-

und wiederum gegen sie und Bassa, eine andre Gattin Muhammeds:

Eine von beiden verküßte ihm (dem Ali) seine Worte, Ungezähleten übermuth zeigt ihm die Axtre *).

Wie die schittische Partei der Kaisanten glaubte auch Himjari, daß Ibn Danasijet noch lebe und einstens wieder kommen werde *); daß er aber Stifter dieser Secte gewesen, wie d'Herbelot *) behauptet, sagt weder Elmacin noch Abulfeda. Gestorben ist er im J. 179, d. H. (795) *).

(A. G. Hoffmann.)

Himjariten, f. Hamjariten (2te Sect. 2r Bd. S. 25).

HIMILCO, Name einiger ausgezeichneten Kartbager. 1) eines Heersfürsten in den Kriegen mit den Syrakusern unter Dionys I. (405—368 v. Chr.). Er gewann Agrigenti und Gela, zerstörte Messana, nahm mehrere Städte mit Sturm und durch Übergabe und belagerte sogar Syrakusa, wo eine verheerende Seuche unter den Truppen ihn zwang, die Belagerung aufzugeben und sich nach Afrika zurück zu ziehen; was ihm, nachdem gleichzeitig die Kartbager eine Seeschlacht verloren hatten, nur schwer durch Unterhandlung gelang. (Vergl. Diod. Sic. XIII, 80, 90, 91. XIV, 51—63, 70—76.)

2) eines Heersfürsten von der Partei der Barciden (des Geschlechts Hannibal's). Er verteidigte eifrig das System der Fortsetzung des Kriegs wider die Römer nach der Schlacht von Cannä (vergl. Liv. XXIII, 12), wurde zum Entsatz der durch M. Marcellus hart bedrängten Stadt Syrakusa — nach Umständen zur Wiedereroberung von Sicilien — mit einer Flotte und Landungstruppen dorthin abgesendet, landete bei Heraclaea Rinoa, nahm Agrigenti und mehrere andere Städte den Römern weg, traf jedoch zu spät vor Syrakusa ein und konnte sich nicht mehr in die Stadt werfen. Indefi that er — im Verein mit dem Syrakuser Feldherrn Hippocrates — sein Möglichstes, um des Marcellus Fortschritte zu hemmen, bestand mehrere Treffen, verlor jedoch mitten unter seinen Anstrengungen zur Rettung von Syrakusa sein Leben durch eine Seuche (vergl. Liv. XXIV, 35—39; XXV, 23—26).

3) eines Seefahrers, der gleichzeitig mit dem Hanno (f. d. Art. vergl. Plin. h. n. II, 67) wie dieser nach dem Süden so nach dem Norden des Ozeanus zur Untersuchung der Küsten abgedacht wurde. Von seiner Fahrt sind nur kleine Bruchstücke uns aufbehalten, und zwar in des Avienus Gedichte: „Ora maritima,“ wo (v. 90 et seq.) neben den Inseln der Hibernier und Albanen von einem Vorlande d'Irismis (Cornwall) und den d'Irismischen Inseln (Scilly-Inseln) die Rede ist und gesagt wird, daß von den Lartestern (Anwohnern der Küste Hispaniens, von Cadix bis Sevilla), welche

dorthin handelten, bis zu beiden Punkten der Punier Himilco die Entfernung auf eine viermonatliche Seefahrt nach eigener Erfahrung berechnet habe. Diese allerdings übertriebene Angabe, verbunden mit der Aufzählung der bei mehreren Seefahrern der Alten, namentlich beim Ptoleas, vorkommenden Schreckmittel für die Okeanosfahrt, als: düstere Luft bei steter Windstille, seltsames Schlammoaffer, hemmende Seegewächse, Ungeheuer etc. sprechen um so mehr für die Wirklichkeit der Reise Himilco's, als bekannt ist, daß die ersten und eifrigsten den Seehandel treibenden Nationen des Alterthums, die Phönizier und Kartbager, von den wahren Ergebnissen ihrer Entdeckungstreifen Nichts, dagegen des Irreleitenden viel zur Hinderung fremder Betriebsamkeit, laut werden ließen. (Hencken.)

4) H. Phamaeus, f. Carthago (1. Sect. XXI, 87.)

HIMINBIÖRG oder HIMINBLAURG, Himmelsburg, bewohnt vom Gotte Heimdallr, ist die achte Station, in welche die Sonne in ihrem Laufe am Himmel in der Periode der Sommer Sonnenwende vom 21. Junius bis 21. Julius dem Nordländer zu verweilen scheint, und drückt eben das aus, was in unserm Kalender das Zeichen des Krebses anbeutet. Sie wird auf einem Berge sitzend gebracht, weil die Sonne hier ihren höchsten Punkt erreicht hat *).

Himmelburg die achte heißt,

Wo Heimdallr sich

Wohlfahrt hat erwählt;

Auf der Sonne Sipset

Der Götter Wort

Froh munder sein köstlich Weh. Stada ch.

Schon steigt die Sonne in dieser Periode vom Gipfel herab. Vergl. auch den Art. Himmel. (Schincke.)

HIMIN - BRIOTER, größter Stier des Riesen Ymir (3mit); f. d. Art. (R.)

HIMINGLAEFA bezeichnet in der nord. Mythologie den Zustand des Meeres, wenn seine Wellen hoch gehen; eigentlich die himmelan drohende Woge. Personifiziert erscheint H. als Tochter des Meerergottes Aeger und der Rana **).

(Schincke.)

Himmalech, Himmalich, f. Himalaya.

HIMMEL. 1. Physik und Astronomie. Himmel heißt das scheinbare Gewölbe, welches sich über unserm Horizonte befindet und an welchem sich Sonne, Mond und Sterne oder auch die Wolken fort zu bewegen scheinen. Ältere Astronomen nahmen dem Augenschein gemäß ein solches festes Gewölbe an, bis endlich in der Folge durch Copernicus's System und Newton's Untersuchungen die Unhaltbarkeit dieser Ansicht erwiesen wurde, und in den neuesten Zeiten durch Kant's Speculationen und noch mehr durch Herschel's direkte Messungen und Beobachtungen die vollkommenste Befestigung erhielt.

*) Grimm's - Mal. 13.

**) Finn-Magouens Lex. Myth. p. 713.

3) Vergl. auch Annotatt. zu d. St. des Abulf. p. 647. R. 70, wo unter andern ein artiges Fiktion des Himjari aus Witen beigeführt ist. 4) Elmacin. hist. Sarac. ed. Erpen. p. 65. Vergl. Annot. zu Abulf. Annal. T. I. p. 103—4. 5) Orient. Bibl. 2r Th. S. 716. unt. d. W. Hemiar. Vergl. 3r Th. S. 453. unt. d. Art. Mohammed den Hanaelish. 6) Abulf. Annal. T. II. p. 70.

Indem ich mich hier nur auf die physikalische Betrachtung des Himmels einlasse, verdienen vorzüglich zwei Dinge Erwähnung: die Farbe und die scheinbare Gestalt des Himmels.

Wenn der Himmel wolkenlos ist, so erscheint uns derselbe blau; falls in allen Sprachen bezeichnet man die eigenthümliche Nuance des Blau mit dem Namen „himmelblau“. Aber dieses Blau ist selbst an denselben Orte sehr vielen Schattirungen unterworfen. An heitern Tagen, namentlich im Sommer, wenn sich keine Wolken am Himmel zeigen, ist derselbe im Zenith am dunkelsten, von hier nimmt diese Dunkelheit immer mehr ab; je näher wir dem Horizonte kommen, desto mehr nimmt das Weiß zu, so daß man hier oft keine Spur von Blau findet. Und wie ungleich ist dieses Blau selbst im Zenith an denselben Orte zu verschiedenen Zeiten! Wie ungleich zu derselben Zeit an Orten, die höher oder tiefer liegen! Schon die Gemenjäger und Hirten der Alpen hatten sich vielfach darüber gewundert, wie der Himmel immer dunkler würde, je höher sie auf die Berge stiegen; aber erst um das Jahr 1765 lenkte die Luc die Aufmerksamkeit der Physiker auf diesen Gegenstand *). Die Thatsache wurde in der Folge von mehreren anderen Reisenden bestätigt, jedoch fehlte es an einem Mittel, die verschiedenen Nuancen des Blau genau zu fixiren und mit einander zu vergleichen, bis endlich H. B. v. Saussure sein Gyanometer construirte und damit eine Reihe genauer Messungen anstellte.

Bei seinen ersten Versuchen nahm Saussure blaue Papiere, welche er beliebig ordnete, erst später fiel er auf die Construction einer schärferen Scale. In dieser bilden Weiß und Schwarz die beiden äußersten Punkte und zwischen beiden rechnete er 53 Grade, in denen das Blau nach und nach immer dunkler würde. Um hier die Übergangsstufen zu erhalten, nahm er zwei nahe an einander liegende Nuancen von Blau, und legte diese neben einander. Entfernte er sich von den beiden Papieren, so verschwand der Unterschied in der Färbung und in einer gewissen Entfernung schienen beide gleich gefärbt zu seyn. Diese Entfernung hing von dem Unterschiede beider Farben ab, war eben für dieselben Papiere mehr constant. Bei der Construction des Gyanometers legte er die Entfernung zum Grunde, in welcher ein schwarzer Kreis von 1½ Zoll Durchmesser auf weißem Grunde verschwand. Er nahm nun verschiedene Papiere, welche er mit Berliner Blau bemalt hatte, und bestimmte den ersten Grad der Scale dadurch, daß er ein sehr helles Papier neben weißes Papier hing und sah, ob der Unterschied zwischen beiden in der gedachten Distanz verschwand. Hierauf nahm er ein etwas dunkleres Blau, verglich dieses mit dem ersten Grade, und konnte er in der angeführten Entfernung keinen Unterschied mehr wahrnehmen, so war dieses der zweite Grad. Schienen aber beide Papiere schon früher gleichartig gefärbt zu seyn, oder verschwand der Unterschied noch nicht

in der bestimmten Distanz, so nahm er ein anderes Blau, bis er den rechten Punkt traf. Um die tiefsten Schattirungen von Blau zu erhalten, setzte er dem Berliner Blau nach und nach etwas Schwarz hinzu, bis endlich das dunkelste von ihm benutzte Blau in der erwähnten Entfernung nicht mehr von Schwarz unterschieben werden konnte. Auf diese Art erhielt er zwischen Weiß und Schwarz 51 Grade, wobei das hellste Blau mit 1 bezeichnet wurde. Saussure trug alle diese Farben auf die Peripherie eines Kreises; soll dann der Grad der Himmelsbläue bestimmt werden, so hält man das Instrument zwischen das Auge und die zu untersuchende Stelle des Himmels und probirt so lange, bis man zwischen der Farbe auf einem Felde des Gyanometers und der des Himmels keinen Unterschied mehr wahrnimmt. Sollen aber die Messungen zu verschiedenen Zeiten mit einander comparabel seyn, so müssen sie an einem offenen Orte vorgenommen werden, wo das Instrument von einem hellen Lichte beschienen werden kann; an einem Fenster würde das von den Wänden des Himmels reflectirte Licht mehr oder weniger Störungen verursachen.

Da vermittelst dieses Instrumentes Nuancen eines Blau gemessen werden, welches durch beigemengtes Weiß immer heller wird, so kam es darauf an, durch directe Versuche zu bestimmen, ob die Grade des Gyanometers den Mischungsverhältnissen von Weiß mit einem tiefen Dunkelblau vollkommen entsprächen. Saussure nahm deshalb eine gesättigte Kupferlösung in stüchtigem Alkali, löste 2 Unzen Alaun in 12 Unzen Wasser auf, füllte die Zehnerde durch eine Unze flüchtiges Alkali, welche in 6 Unzen Wasser aufgelöst war. Hierauf füllte er jene Kupferlösung in eine vieredrige Flasche von sehr durchsichtigem Kronglase und besetzte drei Seiten von dieser mit schwarzem Papier. Die Flüssigkeit erschien vollkommen dunkelblau und entsprach etwa 48° oder 49° des Gyanometers, während die in dem Wasser schwimmende sehr zertheilte Zehnerde vollkommen weiß erschien. Wurden nun beide Flüssigkeiten mit einander gemischt, so entsprachen die Grade des Gyanometers vollkommen den Mischungsverhältnissen; nahm er z. B. von beiden gleiche Mengen, so war die Farbe der Mischung etwa 23° oder 24°; nahm er drei Theile Blau und einen Theil Weiß, so erhielt er 34° oder 35° u. s. w. *).

Da die Construction immer etwas unsicher ist, so hat Parrot vorgeschlagen, die Farbenscheibe dazu anzuwenden. Man soll die eine Seite derselben ganz schwarz, die andere ganz weiß überziehen, jede derselben in eine bestimmte Anzahl gleicher Felder abtheilen und zuerst eines dieser Felder mit reinem Berliner Blau besetzen. Durch schnelle Umdrehung der Scheibe scheint diese entweder sehr hellblau oder tief dunkelblau. So erhält man den ersten und letzten Grad des Gyanometers. Sodann werden zwei Felder besetzt und auf diese Art führt man fort, wodurch man eine beliebige Menge bestimmter

1) de Lac recherches sur les modifications de l'atmosphère. p. 931.

X. Gencyl. d. Ed. u. R. Savette Soci. VIII.

2) Saussure in den Mém. de Turin IV, 409 — 417.

Ubergangsfäusen von Blau erhält, welche dann auf das Gyanometer aufgetragen werden ¹⁾).

Xrigo endlich hat zu dieser Messung die Benutzung des polarisirten Lichts vorgeschlagen. Wird eine Platte von Bergkrysalл senkrecht auf die Aze geschnitten und sodann ein paralleler Bündel polarisirter Strahlen durch dieselbe hindurch gelassen, so erscheint die Platte bei einer passenden Dicke vollkommen dunkelblau, wenn die durch sie hindurch gegangenen Strahlen von einem geschwägten Glasspiegel dergestalt ins Auge reflektirt werden, daß sie mit dem Spiegel einen Winkel von 55° 23' machen. War der in die Platte von Bergkrysalл gelangende Strahl vollkommen unpolarisirt, so erscheint sie unter diesen Umständen weiß. Werden nun polarisirte und nicht polarisirte Strahlen in beliebigen Verhältnissen gemischt, so gelangen zugleich blaue und weiße Strahlen ins Auge und die Platte erscheint desto heller blau, je größer die Anzahl nicht polarisirter Strahlen ist. Wenn man daher an einem gewöhnlichen Polarisationsapparate den vordern Spiegel beweglich macht, so kann man eine größere oder geringere Anzahl der reflektirten Strahlen polarisiren und auf diese Art ein Blau erhalten, welches dem an einer beliebigen Stelle des Himmels entspricht. Wenn dann der Winkel bestimmt wird, welchen der reflektirte Strahl mit dem Spiegel macht, so läßt sich das Blau stets durch fixe Zahlen angeben ²⁾. So sinnreich diese Idee ist, so möchten ihrer Ausführung doch manche Schwierigkeiten im Wege stehen. Schon Xrigo bemerkt, daß es sehr schwer sei, vollkommen weißes Licht zu diesen Versuchen zu erhalten; wollte man auch auf den ersten Spiegel Licht fallen lassen, welches von weißem Papiere reflektirt ist, so bleibt hiebei stets die Frage, ob dieses Papier selbst nicht zum Theile das Licht polarisirt; wenn wir nun erwägen, daß das vom blauen Himmel reflektirte Licht mehr oder weniger polarisirt ist (s. nachher), so wird es sogar sehr schwierig, unpolarisirtes Licht zu erhalten.

Es ist bereits erwähnt, daß der Himmel desto dunkler erscheint, je höher wir auf Berge steigen. Saussure stellte im J. 1788 die ersten Messungen hierüber an. Er beobachtete das Gyanometer im Zenith auf dem Gipfel des Col du Géant, während eben dieses Genévier und Pictet zu Genf und Leveillé in Chamouni thaten. Um Mittag waren die Grate des Gyanometers auf dem Col du Géant 31°, 0', in Chamouni 180°, 5' und in Genf 220°, 5'. Noch tiefer war das Blau auf dem Gipfel des Mont Blanc, nämlich 390° ³⁾. Eben dieses Verhalten bemerkt Humboldt auf den Gebirgen von Südamerika ⁴⁾.

Es scheint ferner nach den wenigen bisher angestellten Untersuchungen sehr wahrscheinlich, daß das Blau im Zenith und im Niveau des Meeres nicht in allen

Breiten gleich sei. Humboldt wenigstens fand, daß auf dem Wege von Spanien bis Amerika die Himmelsbläue von 130° bis 230° stieg ⁵⁾. Und im Allgemeinen dürfen wir annehmen, daß das Blau desto dunkler werde, je näher wir dem Äquator kommen. Um Mittag fand Humboldt in Cumana gewöhnlich 220° bis 240°, während er in Paris zu dieser Zeit nur 160° erhielt ⁶⁾; auch scheint es nach den Erfahrungen Humboldt's höchst wahrscheinlich, daß der Himmel auf dem Meere und an den Küsten kläffer sei, als im Innern der Continente.

Die Tageszeiten haben auf die größere oder geringere Bläue ebenfalls einen bedeutenden Einfluß. Schon der bloße Anblick des Himmels zeigt uns, daß der Himmel im Zenith am Morgen und Abende weit heller sei, als einige Stunden nach der Culmination der Sonne. Um jedoch die Gezehe dieser Änderungen genauer auszumitteln, stellte Saussure auf dem Col du Géant, sowohl im Zenith als am Horizonte, directe Messungen an, während seine Gehilfen eben dieses in Genf und Chamouni thaten. Dadurch ergaben sich folgende Größen ⁷⁾:

Zeit.	Zenith.			Horizont.	
	Col du Géant	Chamouni	Genf	Col du Géant	Chamouni
4 Uhr	15° 6'	14° 7'	—	4° 7'	6° 5'
6 "	27° 0'	15° 1'	14° 7'	7° 6'	7° 0'
8 "	29° 2'	17° 2'	21° 0'	8° 4'	8° 8'
10 "	31° 0'	18° 1'	22° 6'	9° 7'	8° 6'
Mittag	31° 0'	18° 9'	22° 5'	11° 5'	9° 1'
2 Uhr	30° 6'	19° 9'	20° 6'	7° 6'	9° 3'
4 "	24° 0'	19° 9'	20° 4'	5° 5'	8° 8'
6 "	18° 0'	19° 8'	16° 3'	4° 7'	8° 4'
8 "	5° 5'	16° 4'	—	0° 0'	6° 0'

Eben diese Messungen stellte Humboldt in der Folge auf dem atlantischen Meere ⁸⁾ und in Cumana an ⁹⁾; die von ihm gefundenen Größen bestätigen das Gesagte vollkommen.

Endlich ist die Farbe nicht an allen Stellen gleich dunkel. Vom Zenith bis zum Horizonte findet ein allmählicher Übergang Statt. In Genf fand Saussure am 21. April folgende Größen ¹⁰⁾:

10	höhe	40	Gpan.
20	"	9	"
30	"	13	"
40	"	15,5	"
50	"	17,5	"
60	"	19,0	"
70	"	20	"

1) Partit d'essai der Erde. S. 278. S. 402. 4) Annalen de Chemie IV, 423. 5) Mém. de Turin. IV, 418. 6) Mém. de Turin. IV, 430. 7) Humboldt Voyage II, 113. (Zwischenaufgabe).

8) Humboldt Voyage II, 121. 9) Du même Voyage XI, 14. 10) Mémoires de Turin. IV, 418 und 421. 11) Humboldt Voyage II, 123. 12) Ibid. XI, 13. 13) Mém. de Turin. IV, 423.

und von hier hatte der Himmel bis zum Zenith fast ein weißes Ansehen. Eben dieses bekräftigen die Messungen, welche Humboldt am 4. Jul. 1799 in 16° 19' N. aufstellte. Darnach betrug die Bläue des Himmels in ¹⁴⁾

1° Höhe	3°	Gpan.
10	6	"
20	10	"
30	16,5	"
40	18,0	"
60	22,0	"
80	25,5	"

Über die Ursache dieser Färbung sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Eine der ältesten ist diejenige, welche Leonardo da Vinci zuerst andeutete und, welche namentlich Fromondus und Otto von Guericke ¹⁵⁾ in der Folge weiter ausführten. Darnach soll diese Farbe aus einer Mischung von dem Weiß der Nebelbläuen und dem Schwarz des Himmelsraumes jenseits der Atmosphäre entstehen, und Guericke fügt hinzu, daß schwarze und weiße Pulver in verschiedenen Mengen gemischt, ein Blau geben; wogegen Priestley jedoch mit Recht bemerkt, daß diese Grau, nie aber Blau geben ¹⁶⁾.

Nabe verwandt mit der gedachten Hypothese ist diejenige, welche von Goethe seiner Farbentheorie gemäß aufstellte. Wenn hiernach das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird, so erscheint es gelb oder je nach dem stärkeren Grade der Trübung roth; sehen wir dagegen die Finsterniß durch ein trübes Mittel, so erscheint diese je nach den verschiedenen Graden der Trübung heller oder dunkler blau. Die Atmosphäre nun ist ein solches trübes Mittel, durch welches wir den dunkeln Himmelsraum sehen, und daher muß dieser blau erscheinen und zwar desto dunkler, je geringer die Trübung ist, also auf hohen Bergen weit mehr als in der Tiefe. Da diese Hypothese zu innig mit der ganzen Entstehungsart der Farben nach Goethe's Meinung zusammenhängt, so muß ich auf den Artikel Farben verweisen; hier genüge die Bemerkung, daß Alles, was Goethe über die Natur des trüben Mittels sagt, so dunkel ist, daß es sehr schwer wird, sich von demselben einen richtigen Begriff zu machen.

Eine andere Hypothese ist die von Munde ¹⁷⁾, nach welcher die blaue Farbe der Atmosphäre bloß subjectiv ist, wie die der gefärbten Schatten. Unter den vielen Arten der Entstehung blauer Schatten dient zur Erklärung der Himmelsbläue insbesondere folgende. Wenn im Winter bei niedrig stehender Sonne der Schatten der Bäume auf den Schnee fällt, so nimmt er die ganz eigenthümliche und sehr leicht kenntliche himmelsblaue Farbe an. Das wenige vom beschatteten Schnee reflectirte Licht erzeugt im Gegensoße des stärkeren vom

beleuchteten Schnee reflectirten diese Farbe vom hellsten bis zum tiefsten Himmelsblau. Auf gleiche Weise erhält das Auge von der höchst durchsichtigen, wegen des schwarzen Hintergrundes ungefärbten Luft so viel weniger Licht, je geringer die Menge der Dünste und der heterogenen Bestandtheile in derselben ist und um so dunkler muß daher die dem Schatten wie der Atmosphäre eigenthümliche himmelsblaue Farbe seyn. Am reinsten, schönsten und für Ort und Höhe ungewöhnlich tief erscheint sie daher zwischen den einzelnen weißen Wolken. Ich glaube jedoch, daß auch diese Erklärung der Natur wenig entspricht. Entweder wir nennen diese Farbe im engern Sinne subjectiv, oder wir stellen sie mit den gefärbten Schatten zusammen; im ersten Falle, wo das Blau durch einen vorübergehenden Eindruck hervorgerufen wird (gerade so wie z. B. das weiße Papier eines Buches mit grünem Schnitt mehr oder weniger röthlich erscheint, wenn wir darin blättern, so wie wir nach anhaltender Färbung eines gelben Kreises auf weißem Papier auf einem zweiten weißen Blatte einen blauen Kreis zu sehen glauben), sieht man nicht ein, worin dieser frühere Eindruck besteht. Aber auch gefärbte Schatten büßen wir hier nicht annehmen. Lassen wir das Licht einer Kerze durch rothes Glas, das einer zweiten durch grünes Glas hindurch gehen und stellen Kerzen und Glasfäßen dergestalt, daß die durch letztere roth oder grün gefärbten Strahlen einen rechten Winkel mit einander bilden, so können wir hier die einfachste Entstehungsart gefärbter Schatten mit Leichtigkeit beobachten. Ein zwischen beiden Tafeln befindlicher Strab weist natürlich vermöge eines jeden Lichtes einen Schatten, der Schatten des rothen aber erscheint grün, der Schatten des grünen erscheint roth. Die Fläche, auf welche beide Schatten projectirt werden, hat eine Farbe, welche zugleich durch die auffallenden rothen und grünen Strahlen bedingt wird. Nach der Stelle oder, wohin das rothe Licht den Schatten wirft, gelangen nur grüne Strahlen, es muß dieser Schatten also grün erscheinen (s. Schatten, gefärbte). Und ganz etwas Ähnliches findet bei dem Schatten Statt, welchen ein Körper auf eine von der Sonne beschienene Schneefläche wirft. Diese Fläche wird ebenfalls von zwei Lichtern beschienen, dem blauen Himmelslichte und dem weißen Lichte der Sonne. Hiernach würde die Schneefläche mehr oder weniger blau erscheinen, sie sieht aber weiß aus, weil das Licht der Sonne unendlich viel stärker ist. Wenn dagegen die Sonne nach einer Stelle nicht scheinen kann, so muß der bloß vom blauen Himmelslichte erleuchtete Raum blau erscheinen ¹⁸⁾.

Hiernach also scheint gerade der Versuch, auf den sich Munde bei seiner Hypothese stützt, zu beweisen, daß wirklich blaue Lichtstrahlen von dem Himmel zu

14) Humboldt's Voyage II. 122. 15) Experimenta nova Magdeburg p. 142. 16) Priestley's Geschichte der Luft m. Künigl. S. 328. 17) Schweigger's Jahrbuch XXX, 83. und Gehler's Wörterbuch n. A. 1. 504.

18) Munde hatte in seiner früheren Abhandlung noch den Versuch erwähnt, daß der Himmel durch ein schwarzes Gitter nicht erscheint, dagegen bemerkt Brander (in Gehler's Wörterbuch n. A. 1. 11.) nach Munde (ib. I. 504.) richtig, daß eben dieses auch erfolge, wenn man ein blaues Band anhaltend durch eine solche Gitter betrachte.

uns gelangen; zu läugnen aber ist es nicht, daß dieselben Ursachen, welche die Entfärbung der subjectiven Farben im engeren Sinne bedingen, die gewöhnliche Färbung des Himmels abändern können. Hieher gehört zuerst der von Rande erwähnte Fall, wonach der Himmel zwischen weißen Wolken (meinen Erfahrungen zu Folge zwischen scharf begränzten und silberglänzenden Cumulus des Howard'schen Systems) weit dunkler erscheint; durch den Contrast wird hier das Blau eben so hervor gehoben, wie eine schwarze Fläche neben einer weißen weit dunkler erscheint als neben einer grauen.

Wirklarer dagegen wird dieser Umstand dann, wenn gefärbte Wolken am Himmel stehen. Wenn namentlich im Herbst und Winter tief rothe Wolken am Horizonte sind, so erscheint der reine Himmel meistens mehr oder weniger grün. Eine große Zahl von Beobachtern hat dieses Phänomen, welches sich auch in der Nähe von Glühern zeigt, die von der untergehenden Sonne beschienen werden, bemerkt und es ist keines Weges eine so große Seltenheit, als wohl öfter geglaubt worden ist. Es ist dieses Grün weiter nichts als die geforderte Farbe des Roth, welches wir in den Wolken bemerken, also rein subjectiv. (f. Farben).

Die Ansicht von Newton scheint diejenige zu seyn, welche der Natur am meisten entspricht ¹⁹⁾. Darnach sind die Theile der Luft zwar sehr durchsichtig und lassen einen großen Theil der Lichtstrahlen hindurch; wenn aber weißes Licht ankommt, so verschlucken sie einen Theil der Strahlen, während sie einen andern reflectiren. Aber wie die meisten nicht vollkommen durchsichtigen Körper wirken die Lufttheile nicht auf alle farbigen Strahlen mit gleicher Stärke, sie reflectiren vorzugsweise die blauen Strahlen, während sie die rothen hindurch lassen. Daher ist der dünnste Himmel blau, statt daß er weiß seyn würde, wenn alle Farbenstrahlen gleich gut zurück geworfen würden, und wir schließen daher mit Recht, daß die durchgelassenen Lichtstrahlen ein eben solches Übergewicht an Feuerroth zeigen müssen, wie es die zurück geworfenen an Blau zeigen ²⁰⁾. Wenn uns aber das Sonnenlicht bei höherem Stande der Sonne nicht röthlich erscheint, so liegt der Grund darin, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Lichtstrahlen verloren gegangen ist und daß die Mischung der noch übrigen Strahlen eine dem Weiß nahe kommende Farbe gibt. Wenn dagegen die Sonne niedrig steht, wenn also der Weg des Lichtes durch die Atmosphäre sehr lang ist, dann wird die Zahl der verloren gegangenen blauen Strahlen bedeutender, die Sonne erscheint mehr oder weniger roth. Versuche, welche Hassenfratz über die Beschaffenheit des prismatischen Spectrums anstellte, bestätigen dieses vollkommen ²¹⁾. Die niedriger stehende Sonne gab nämlich allemal ein Farbenbild, in welchem die blauen Strahlen mehr oder weniger fehlten. Das Spectrum hatte unter übrigens

gleichen Umständen bei höherm Stande der Sonne eine Länge von 185 Millimetern, verkürzte sich aber immer mehr, je tiefer die Sonne sank, so, daß die Länge zur Zeit des Unterganges nur etwa 70 Millimeter betrug. Diese Verkürzung aber entstand aus Mangel der blauen Strahlen, die bei der letzten Messung so sehr fehlten, daß das Spectrum fast nur rothe, orange und grüne Strahlen enthielt; ein Beweis, daß die blauen und violetten durch Reflexion verloren gegangen waren.

Daß aber das von der Atmosphäre zu uns gelangende Licht wirklich reflectirtes sei, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß dieses Licht mehr oder weniger vollständig polarisirt ist. Wenn wir durch eine Platte von Bergkrysal, welche senkrecht auf die Aze geschnitten ist, einen Strahl hindurch gehen lassen, welcher von irgend einem Theile des Himmels kommt, und sodann diesen Strahl von einem geschwägten Glaspiegel unter dem Polarisationswinkel ins Auge reflectiren lassen, so zeigen sich fast stets gefärbte Ringe. Ich stelle den Versuch meistens dergestalt an, daß ich ein achromatisirtes Prisma von Kalkspath zunächst ans Auge halte, und unmittelbar hinter dasselbe die Bergkrysalplatte lege. In diesem Falle läßt sich der Zustand des Himmels in Beziehung auf diesen Punkt mit Leichtigkeit untersuchen. Nimmt man irgend einen größten Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Sonne hindurch geht, so sind die Ringe in der Nähe der Sonne sehr matt und kaum wahrnehmbar; je weiter man sich aber in diesem Kreise von der Sonne entfernt, desto zahlreicher und lebhafter werden die Ringe, bis der Farben glanz bei einem Abstände von etwa 90° von der Sonne sein Maximum erreicht. Je größer hierauf der Abstand wird, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit der Ringe ab. Daß hier aber reflectirtes Licht die Hauptrolle spielt, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß es in einem Abstände von 90° von der Sonne, also dann vollständig polarisirt ist, wenn der einfallende und reflectirte Strahl mit der Reflexionsebene einen Winkel von etwa 45° bilden; in diesem Fall aber steht der reflectirte Strahl senkrecht auf dem geradlinig seinen Weg fortsetzenden, ganz so wie es nach dem allgemeinen von Brewster gefundenen Gesetze der Fall seyn muß ²²⁾. Man kann nach einer mündlichen Mittheilung von Quetelet in Brüssel das Gesetz für die Polarisation des Himmelslichtes auf folgende einfache Art ausdrücken: In einem größten Kreise der Himmelskugel, dessen Pole die Sonne und der 180° von ihr entfernteste Punkt bilden, ist das Licht vollständig polarisirt, gehen wir aber von diesem Kreise gegen die beiden Pole, so nimmt die Menge polarisirter Strahlen immer mehr ab, bis sie in beiden Polen ganz verschwinden. Schon Brewster folgerte aus dieser Eigenschaft mit Recht, daß das von der Luft zu uns gelangende Licht wirklich reflectirtes sei ²³⁾.

19) Newton Optice L. II, prop. 7. p. 197. 20) Franzes in Scherler's Wörterbuch. I, 4. 21) Annales de chimie LXVI, 60.

22) Brewster in Philos. Transact. 1815. p. 127. 23) Ejsund. Treatise on new philos. Instr. p. 350.

Dieses Blau wird durch niedergeschlagene Dämpfe mehr oder weniger modificirt. Je größer die Anzahl dieser Dämpfe ist, desto weißer erscheint der Himmel. Die Nebelbläschen reflectiren alle Strahlen mit gleicher Leichtigkeit und senden daher neben den blauen Strahlen viele weiße ins Auge, so daß der Himmel dadurch ein weißliches Ansehen bekommt. Hieraus ergibt sich dann auch, weshalb der Himmel zwischen den Wendekreisen, wo die Zahl niedergeschlagener Dämpfe geringer ist als in höheren Breiten, dunkler erscheint, als hier; weshalb er im Innern der Continente weniger blaß ist als am Meere; auch die Abhängigkeit der Farbe von den Tageszeiten ist eine nothwendige Folge hiervon, da die niedergeschlagenen Dämpfe mit der Zunahme der Tageswärme durch aufsteigende warme Luftströme aufgelöst werden. Um jedoch zu begreifen, weshalb der Himmel aus hohen Bergen oder im Zenith dunkler erscheint als in der Tiefe oder im Horizonte, müssen wir noch einen andern Umstand berücksichtigen.

Da die Dämpe mit der Höhe abnimmt, so wird begreiflich, daß die Menge elastischer oder niedergeschlagener Dämpfe in demselben Raume desto geringer wird, je weiter wir uns von der Erde entfernen, so daß die Höhe der Dampfatmosphäre weit kleiner ist, als die der Gasatmosphäre.

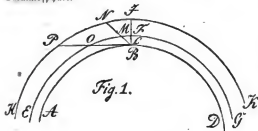


Fig. 1.

Bezeichnet daher ABD (in vorstehender Fig. 1.) einen Bogen eines größten Kreises der Erde, so können wir annehmen, daß EFG die Gränze sei, über welche hinaus die Menge der Dampfbälchen so unbedeutend ist, daß wir sie übersehen können, während HIK die Gränze der Gasatmosphäre ist. Ziehen wir von B eine Linie BI bis zum Zenith, so bekommt das in B befindliche Auge nur blaue Strahlen aus dem Raume IF, dagegen blaue und zugleich weiße Strahlen aus dem Raume FB, nach dem Verhältnisse dieser Strahlen wird dann der Himmel mehr oder weniger blau erscheinen. Erheben wir uns hier aber bis zu dem Punkte L, so nimmt die Zahl der weißen Strahlen weit schneller ab, als die der blauen, und der Himmel erscheint also dunkler. Eine einfache Rechnung wird hinreichen, die Richtigkeit hiervon zu begreifen. Setzt es sei FI = 2 FB und es kommen aus FB 100 blaue, und IF 200 blaue, außerdem von FB 100 weiße Strahlen ins Auge, so wird die Farbe des Punktes I durch die Mischung von 300 blauen

und 100 weißen Strahlen bestimmt. Geht der Beobachter nach L und setzen wir BL = $\frac{1}{4}$ FB, so kommen zu dem Punkte L noch 200 blaue Strahlen aus IF, dagegen nur 50 blaue und 50 weiße Strahlen aus LF, in Allem also erhält das Auge 250 blaue und 50 weiße Strahlen. Während also die Zahl der blauen Strahlen an der Oberfläche der Erde nur 3 mal größer war als die der weißen, ist sie in der Höhe BL schon 5 mal größer und der Himmel muß hier mithin dunkler erscheinen.

Und derselbe Umstand macht es auch begreiflich, weshalb der Himmel mit der Entfernung vom Zenith immer heller wird. Je weiter wir uns vom Zenith entfernen, desto größer wird die Anzahl von Lufttheilen, welche Licht in unser Auge schicken, indem die Linien BN, BP immer größer werden, bis sie im Horizonte ihr Maximum erreichen. Wären nun die Luftbläschen bis zur Gränze der Atmosphäre eben so wie die Lufttheile gleichförmig vertheilt, so würde bei jedem Zenithabstande das Verhältniß zwischen den weißen und blauen Strahlen gleich seyn, der Himmel also einerlei Farbe zeigen. Wenn dagegen die Dampfatmosphäre sich bis zu einer Höhe erstreckt, welche viel geringer ist als die der Gase, so wird zwar die Linie BN mit der Entfernung vom Zenith größer werden, aber die Linie BM wird wegen des geringeren Abstandes viel schneller wachsen. Eine ausführliche Untersuchung des Gegenstandes würde hier zu weitläufig werden²⁴⁾, daher will ich bei dem obigen Beispiele stehen bleiben, wo BF = $\frac{1}{3}$ FI. Behalten wir die in der Zeichnung gegebenen Dimensionen und ziehen die Horizontallinie BP bis zur Gränze der Atmosphäre, so wird OP sehr nahe $\frac{1}{3}$ FP, OB = $\frac{1}{5}$ BF; nehmen wir also an, daß eben so wie im Zenith aus jedem Stüde, welches gleich FB ist, 100 Strahlen ins Auge gelangen, so erhalten wir aus OP 300 blaue, aus OB 500 blaue und 500 weiße, in Allem also 800 blaue und 500 weiße Strahlen. Im Horizonte verhält sich also die Zahl der blauen Strahlen zu der Zahl der weißen wie 8 : 5, während dieses Verhältniß im Zenith 3 : 1 war, dort also muß der Himmel viel weißer erscheinen als hier²⁵⁾.

24) In dem zweiten Bande meines Rechenbuches der Metrozoologie werde ich diesen Gegenstand ausführlicher behandeln. 25) Es ist begreiflich, daß diese ganze Rechnung nur annähernd sein kann, da bei einer genaueren Untersuchung noch darauf Rücksicht genommen werden muß, daß die Strahlen, welche aus dem Ziele O P kommen und den ganzen Weg O B zurück legen müssen, auf diesem Wege noch einen bedeutenden Verlust erleiden, während die Schwächung des weißen Lichtes durch die kürzere Strecke O B geringer ist. Offenbar wird hiernach das weiße Licht noch ein größeres Übergewicht erlangen. — Da die Atmosphäre eine Höhe hat, welche in Vergleich mit dem Durchmesser der Erde sehr klein ist, so können wir bis zu einem Zenithabstande von etwa 80° annehmen, daß die Gränze der Atmosphäre eine mit dem Horizonte parallele Ebene bilde; dann wohnen die Linien BN wie die Entitäten des Zenithabstandes; nach dieser Voraussetzung hat Priscott (in Gilberts Annalen XXIV, S. 69) die Gränze von Cassiope berechnet; ich selbst habe auf eine ähnliche Art die Messungen von Humboldt untersucht.

Es ist noch eine andere Hypothese aufgestellt worden, um das Blau des Himmels zu erklären. Nach L. Euler, welcher dieselbe ausführlicher entwickelt hat ²⁶⁾, sind die Lufttheilchen selbst schwach blau gefärbt; wir bemerken diese Färbung aber erst dann, wenn wir große Luftmassen sehen, gerade so wie wenige Tropfen einer schwachen Indigoösolution kaum blau erscheinen, während ein großes Gefäß eben dieser Lösung mehr oder weniger dunkelblau aussieht. Im Grunde fällt diese Erklärung, welche sehr viele Anhänger gefunden hat, mit der obigen zusammen. Gefärbte Körper erscheinen uns nur deshalb gefärbt, weil ihre Oberfläche so beschaffen ist, daß sie einige Strahlen vorzugsweise reflektiren, während sie die übrigen entweder durchlassen oder absorbiren. Ein blaues Papier ist also blau, weil es die blauen Strahlen in größerer Menge reflektirt, als die rothen und da dieses auch bei der Luft der Fall ist, so ist offenbar die Hypothese Newtons identisch mit der von Euler und nur der Ausdruck weicht von einander ab.

Wenn wir den Himmel betrachten, so zeigt der Augenblick schon, daß auch abgesehen von der Färbung die Helligkeit des reflektirten Lichtes nicht allenthalben gleich groß ist. In der Nähe der Sonne ist das von der Luft reflektirte Licht so hell und blendend, daß wir es kaum ansehn können; im Zenith ist es meistens nicht so hell, als am Horizonte. Wären hierbei nur die direkten Strahlen der Sonne wirksam, dann ließe sich das Geseh, nach welchem die Stärke des reflektirten Lichtes in einem Kreise, welcher durch die Sonne geht und mit dem Horizonte parallel ist, sehr leicht bestimmen. Da nämlich von dem ankommenden Lichte eine desto größere Menge von Strahlen reflektirt wird, je größer der Einfallswinkel wird ²⁷⁾, so muß die Stärke des reflektirten Lichtes desto geringer werden, je weiter wir uns von der Sonne entfernen. In der Nähe von dieser werden die meisten Strahlen reflektirt und daher erscheint dieser Theil des Himmels so hell; dagegen mußte der Punkt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist, am dunkelsten seyn. Wenn wir jedoch erwägen, daß die von einem Lufttheilchen zu einem andern reflektirten Lichtstrahlen die Helligkeit des letztern vergrößern, so wird begreiflich, daß die eben erwähnte Vertheilung des Lichtes dadurch abgeändert wird; da alle aus die Atmosphäre fallenden Sonnenstrahlen als parallel angesehen werden können, so werden sie von den Lufttheilchen vorzugsweise nach dem Punkte reflektirt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist und daher muß dieser heller erscheinen, als es nach dem vorher Gesagten der Fall seyn sollte. Direkte Messungen von Bouguer bestätigen dieses vollkommen. Bei einer Höhe der Sonne von 25° war die Helligkeit einer Stelle, welche 8 oder 9° von der Sonne entfernt war, viermal stärker als an einer Stelle, die von der Sonne einen Abstand von 31 oder

82° hatte. Hatte die Sonne eine Höhe von 15 bis 20°, so nahm die Stärke des Lichtes mit der Entfernung von der Sonne in einem durch diese hindurch gehenden Horizontalkreise immer mehr ab, und späterhin wieder zu, so daß wir darin zwei Maxima und zwei Minima der Erleuchtung haben; die ersten lagen in der Sonne und dem ihr gegenüber liegenden Punkte; die beiden letzteren schienen einen Abstand von 110 bis 120° von der Sonne zu haben ²⁸⁾.

So wünschenswerth es auch wäre, eine größere Zahl von Messungen dieser Art zu besitzen, so steht die von Bouguer doch noch völlig isolirt. Eine häufige Wiederholung derselben von einem Beobachter, der mit Leichtigkeit auf einem vollkommen freien Horizonte beobachten kann, würde uns interessante Aufschlüsse über das optische Verhalten der Atmosphäre geben. Eben dieses gilt von einigen Untersuchungen, welche A. Fraunhofer über gefärbte Schatten angestellt hat. Wenn wir erwägen, daß der Himmel bald heller bald dunkler blau ist, daß die Luftmassen neben der Sonne bald vollkommen weiß, bald gelblich oder röthlich sind, so wird begreiflich, daß die gefärbten Schatten im Freien nicht zu allen Zeiten einerlei Ansehen haben können. Während uns das Gyanometer die Farbe von einer Stelle des Himmels zeigt, so gibt uns der farbige Schatten die Summe der Farbe und Stärke aller vom Himmel kommenden Lichtstrahlen an. Darnach hängt die Farbe des Schattens ab vom Zustande der Atmosphäre, von der Breite des Ortes und von der Declination und Höhe der Sonne. So ändert sich derselbe in Paris beim Aufgange der Sonne in verschiedenen Jahreszeiten von schwach grünlich blau bis zu violettblau, erstere Farbe findet im Winter, diese im Sommer Statt. Zur Zeit der Äquinoccien ist der Schatten beim Aufgange blau, dieses Blau ändert sich so wie die Sonne höher steigt, wird indigo, später violett und bei der Culmination schwärzlich violett ²⁹⁾.

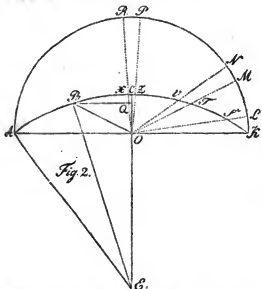
Wäre die Atmosphäre nicht vorhanden, so würde der Himmel die Gestalt einer Halbkugel haben. Die Erfahrung zeigt, daß dieses nicht der Fall ist. Bestimmen wir uns auf einer Ebene, so hat er die Gestalt eines eingebrühten Gewölbes. Es scheint der im Zenith liegende Punkt weit näher an uns zu liegen, als ein im Horizont befindlicher. Diese Gestalt aber ist nicht zu allen Zeiten gleich. Wenn der Himmel heiter ist und eine tiefe Farbe hat, so hat mir das Zenith verhältnißmäßig stets weiter geschienen, als bei klarem Ansehen desselben, namentlich dann, wenn seine Circi gleichmäßig über den ganzen Himmel verbreitet waren und diesem ein mehr oder weniger milchartiges Ansehen gaben. In letzterem Falle schien mir der Himmel das Ansehen einer fast flachen Scheibe zu haben, welche sich gegen den Horizont hin plötzlich mit starker Krümmung in die Tiefe senkte; im ersten Falle schien die Gestalt der eines

26) L. Euler Briefe an eine deutsche Prinzessin von Kriek, 1777. 27) Lambers photometria p. 192. Bouguier Optice. p. 59.

28) Bouguier Optice. p. 34. 29) Journal de l'Ecole polytechnique. T. IV. p. 273.

Kugelsegmentes näher zu kommen. Wenn man den Himmel in der Nacht ansieht, so hat die Schwächung des Sternlichtes an dieser Täuschung den größten Antheil. Die Sterne scheinen an dem scheinbaren Himmelsgewölbe befestigt zu seyn; wenn diese aber tiefer stehen, so geht ihr Licht durch eine größere Luftmasse, es wird dadurch mehr geschwächt und da wir alle Gegenstände für desto entfernter halten, je undeutlicher sie erscheinen, so glauben wir, daß die tieferen Sterne und mithin die Theile des Himmels, an denen sie stehen, weiter entfernt seien, als in der Nähe des Zeniths. Dieser von L. Euler ³⁰⁾ angegebene Grund ist jedoch am Tage unwirksam. Dann scheint die ungleiche Farbe des Himmels in verschiedenen Höhen die Hauptrolle hierbei zu spielen. Wir sind es gewohnt, gefärbte Körper für desto entfernter zu halten, je matter die Farbe wird; da nun das Blau des Himmels desto mehr getrübt wird, je näher der Punkt am Horizonte liegt, so scheint der Himmel desto entfernter, je näher wir an den Horizont kommen. Da die Grade des Gyanometers bei weißlichem Ansehen des Himmels weit schneller abzunehmen scheinen als bei sehr heiterer Luft, so glauben wir, daß das Gewölbe dann weit mehr eingedrückt sei.

Aus dieser ersten Vorstellung folgen noch mehrere andere Täuschungen, welche wir an dem Himmel wahrnehmen. Suchen wir in Fig. 2.



den Punkt B auf, welcher in der Mitte zwischen dem Zenith und Horizonte liegt, so sollte dieser eine Höhe

von 45° haben. Da wir aber diesen Punkt dadurch finden, daß wir die Ecken bestimmen, welche so liegt, daß die Bogen AB und BC gleich sind, so wird es greiflich, daß die Winkel AOB und BOC nicht gleich seyn werden, da wir uns nicht im Mittelpunkte dieses scheinbaren Kugelsegmentes befinden. Smith hat gefunden, daß der Bogen BC stets kleiner schien als der Bogen AB, wenn die Sonne eine Höhe von 80° hatte; hatte die Sonne eine Höhe von 23°, so schien AB = BC zu seyn; betrug die Höhe nur 13 bis 20°, so war AB kleiner als BC ³¹⁾.

Hierin liegt auch der Grund der bekannten Erscheinung, daß die Sonne und der Mond im Horizonte weit größer erscheinen, als dann, wenn sie einen hohen Stand haben. Es bezeichne zu dem Behufe AK den Horizont, in dessen Mitte O sich der Beobachter befindet, ACK das scheinbare Himmelsgewölbe und ARK die über dem Horizonte befindliche Halbkugel des Himmels, deren Mittelpunkt wir in O annehmen können. Die gleichen Bogen LK, NM, RP mögen den Durchmesser des Mondes bezeichnen. Fällt der untere Rand des Mondes mit dem Horizonte in K zusammen, so schneidet der vom oberen Rande L kommende Lichtstrahl LO den Bogen SK auf dem Himmelsgewölbe ab; ist der Mond bis NM gelangt, so ist der vom Monde abgeschnittene Bogen VT, im Zenith wird dieser Bogen XZ. Aus der Zeichnung aber sieht man bereits, daß der Bogen SK weit größer ist als VT oder XZ und daß wir mithin urtheilen, daß der Mond im Horizonte weit größer sei, als wenn er einen höheren Stand hat.

Nehmen wir an, es sei ein durchs Zenith gehender Durchschnitt des scheinbaren Himmelsgewölbes im Kreis segment ACK, dessen Mittelpunkt unter dem Horizonte in E liegt, so können wir bestimmen, wie groß der Halbmesser des Kreises sei, in welchem die Bogen AB und BC gleichen Centriwinkel entsprechen. Smith hat an der angeführten Stelle diese Rechnung angegeben und Kästner weiter ausgeführt.

Es sei nämlich OB = e, der Halbmesser des Kreises BE = x, sin. BOA = s und sin. BOC = c; dann wird

$$B2 = BO \cdot \sin. BOC = e \cdot c, \quad OQ = BO \cos.$$

$$BOC = e \cdot s \sin. BEC = \frac{BQ}{BE} = \frac{e \cdot c}{x}$$

$$\sin AEC = \sin. 2 BEC = \frac{2ec}{x} \sqrt{1 - \frac{e^2 c^2}{x^2}} \\ = \frac{2ec}{x^2} \sqrt{x^2 - e^2 c^2}$$

$$AO = x \sin. AEC = \frac{2ec}{x} \sqrt{x^2 - e^2 c^2}$$

$$AO^2 = \frac{4e^2 c^2}{x^2} (x^2 - e^2 c^2)$$

30) L. Euler Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Mathematik I, 516 fg.

31) Smith's Optik von Kästner. S. 56.

In dem rechtwinkligen Dreiecke AEO ist

$$EO^2 = AE^2 - AO^2 = x^2 - \frac{4c^2 e^2}{x^2} (x^2 - e^2 c^2) \\ = x^2 - 4c^2 e^2 + \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$EO = x - \frac{2c^2 e^2}{x}, \text{ mithin}$$

$$CO = CE - EO = \frac{2c^2 e^2}{x}$$

Eben so ist $CO = CQ + OQ = x - \sqrt{x^2 - e^2 c^2}$

Es genügt die beiden Werthe von CO einander gleich,

$$\frac{2c^2 e^2}{x} = x - \sqrt{x^2 - e^2 c^2} + es$$

$$\sqrt{x^2 - e^2 c^2} = x + es - \frac{2c^2 e^2}{x}$$

$$-e^2 c^2 = 2esx + e^2 s^2 - 4c^2 e^2 - \frac{4c^4 e^4}{x^2} \\ + \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$0 = 2esx + e^2 s^2 - 3c^2 e^2 - \frac{4c^4 e^4}{x^2} + \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$0 = x^3 + \frac{es^2 - 3c^2 e}{25} x^2 - 2c^2 e^2 x + \frac{2c^4 e^3}{8} \quad (1)$$

Es genügt hier $e = 1$ und beachten ferner, daß in Smith's Beispiel $\angle AOB = 23^\circ$, $\angle BOC = 67^\circ$ war, so wird $c = \sin. 67^\circ$, $s = \sin. 23^\circ$, so wird $0 = x^3 - 3,058 x^2 - 1,695 x + 3,675$

Eine der Wurzeln dieser Gleichung ist $x = 3,23$ und diese ist die für unser Beispiel gehörige, da eine den beiden andern nahe + 1, die zweite aber negativ ist. Es ist mithin der Halbmesser $EC = 3 \text{ O B}$. Hieraus können wir nun mit Leichtigkeit das Verhältniß zwischen den Größen OC und AO herleiten.

$$\text{Es genügt nämlich in den Ausdruck } CO = \frac{2c^2 e^2}{x}$$

die eben gefundenen Werthe, so wird $CO = 0,52$ für $e = 1$; ferner ist $BQ = e \cdot c = 0,9205$; daraus wird

$$\sin. BEC = \frac{BQ}{BE} = \sin. 16^\circ 34', \text{ mithin } AEC$$

$= \sin. 33^\circ 8'$ und $AO = AE \cdot \sin. 33^\circ 8' = 1,7655$; es verhält sich mithin $CO : AO = 0,52 : 1,7655 = 1 : 3,4$. So also erscheint uns das Himmelsgebölde, daß der im Horizonte liegende Punkt 3,4 Mal weiter von uns zu seyn scheint, als der im Zenith liegende.

Da uns jetzt diese Verhältnisse bekannt sind, so können wir für jede Höhe MOK berechnen, wie groß

der Bogen VT am scheinbaren Himmelsgebölde ist, welchen die Linien NO und OM abschneiden, wenn der Winkel dieser beiden Linien stets derselbe bleibt, wie es beim Durchmesser des Mondes der Fall ist. Smith hat diese Rechnung vorgenommen. Wird die scheinbare Größe des aufgehenden Mondes mit 100 bezeichnet, so ist dieselbe nur 68 in einer Höhe von 15° , 40 in einer Höhe von 45° und 50, wenn sich der Mond im Zenith befindet.

Die Bestimmung dieser Verhältnisse setzt voraus, daß das Himmelsgebölde wirklich die Gestalt eines Kugelsegmentes habe. Zwar bemerkt Smith, diese Vorstellung sei seinen Beobachtungen völlig naturgemäß; er habe nämlich zu verschiedenen Zeiten in der Nähe des Horizonts und Zeniths je zwei Sterne aufgefunden, deren scheinbare Weiten gleich waren und wenn er dann diese scheinbaren Abstände mit den wahren verglich, so zeigte sich stets, daß die Hypothese richtig sei. Jedoch bemerkt Brandes mit Recht, daß man in diesem Falle sehr viele Vergleichen anstellen müsse, um ein brauchbares Mittel zu erhalten ³³⁾.

Da es sich hier um eine bloße Täuschung handelt, so ist begreiflich, daß nicht alle Beobachter eine vollkommen gleiche Gestalt finden werden, ja es möchte diese wohl bei jenem Zustande der Atmosphäre eine andere seyn. Was mich betrifft, so scheint mir ein Durchschnitt des Himmelsgeböldes weniger ein Kreissegment als eine Ellipse zu seyn, deren kleine Axe durchs Zenith, deren große durch den Horizont ginge. Legen wir dann Smith's Beobachtung, daß die Gesichtslinie von einer Höhe von 23° den Bogen zwischen Zenith und Horizont halbt, zu Grunde, so läßt sich das Verhältniß zwischen beiden Axen und die scheinbare Größe des Mondes in verschiedenen Höhen bestimmen. Die Durchführung dieser Rechnung muß hier unterbleiben, zumal da die Axen dieser Ellipsen gewiß zum großen Theile vom Zustande der Atmosphäre abhängen, was Smith auch schon von dem scheinbaren Durchmesser des Mondes behauptet ³⁴⁾. Da diese ganze Täuschung von der ungleichen Erleuchtung des Himmelsgebölbes abhängt, so wird begreiflich die Gestalt nicht immer dieselbe seyn können. Wenn an heiteren Abenden nach dem Untergange der Sonne der Erdschatten am östlichen Horizonte (s. Dämmerung) eine Höhe von etwa 5 bis 10° hatte, so schien es mir häufig, als ob das Gebölde hier plötzlich eine andere Gestalt annehme. War zu eben dieser Zeit der Erdschatten bis über das Zenith gegangen, dann schien mir der östliche Horizont viel weiter entfernt als der westliche. Und hieraus scheint auch zu folgen, weshalb gerade der aufgehende Vollmond so ungewöhnlich groß erscheint, während der Mond in den übrigen Phasen nach der Bemerkung von Kämpel ³⁵⁾ dieses Phänomen nicht zeigt. Da der Vollmond meistens zur Zeit der Dämmerung aufgeht, so wird die weitere Entfernung

32) Kämpel gibt für den Koeffizienten von x^2 die Größe $e^2 - 4c^2 e^2$, aber offenbar ist durch einen mehrmals wiederkehrenden Druckfehler der Koeffizient e^2 o 4 statt 3 genommen, da das Resultat richtig ist.

33) Geßler's Meteor. n. X. V, 261. 34) Smith's Optik. S. 416. 35) Früherer Geschichte des Optik. S. 510.

des östlichen Horizontes zur Vergrößerung dieser Täuschung etwas beitragen. Wenn der Mond zur Zeit des Perseus in der Nähe des Horizontes steht, dann erscheint er nach den Bemerkungen von Brandes ebenfalls größer. Soll das Phänomen recht auffallend hervortreten, so scheint es stets erforderlich, daß das Himmelsgebilde schwach erleuchtet sei; ich darf nur an das Ansehen des Mondes erinnern, wenn er als schwache Sichel erscheint; dann scheint diese Sichel zu einer weit größeren Kugel zu gehören als der übrige, vom reflectirten Erdbilde erleuchtete Theil der Mondscheibe. Wenn daher der Mond während der Nacht auf dem dunkeln Gewölbe des Himmels aufgeht, so ist das ganze Himmelsgebilde weit weniger sichtbar, wir achten mehr auf den wahren Durchmesser des Mondes als auf diese Projection.

Für diese Täuschung sind noch mehrere andere Gründe angeführt worden. Mehrfach ist es aus der Strahlenbrechung hergeleitet worden; da jedoch die Refraction sich in der Nähe des Horizontes sehr schnell ändert: so werden die vom untern Rande des Mondes kommenden Strahlen stärker gebrochen als die vom obern Rande, und der Durchmesser müßte hiernach verkürzt werden, der Mond kleiner erscheinen, als in bedeutender Höhe, ganz der Erfahrung zuwider. Andere, und unter diesen namentlich Bessel¹⁶⁾ und Euler¹⁷⁾ glauben, der Mond sehe im Horizonte deshalb größer aus, weil die von ihm kommenden Strahlen bei ihrem Durchgange durch einen größeren Theil der Atmosphäre gingen, also schwächer erscheinen, weshalb man glaube, der Mond sei weiter entfernt, folglich größer. Wenn auch nach den Bemerkungen von Brandes nicht zu läugnen ist, daß dieser Umstand zur Vergrößerung der Täuschung beitrage, so ist es gewiß, daß die obige Hypothese von Smith weit naturgemäßer ist. Ware nämlich diese Meinung richtig, so müßte der Mond bei Tage größer sein, weil er dann matter ist; eben so müßte der aufgehende Mond weit größer erscheinen als die aufgehende Sonne, Beides der Erfahrung zuwider. Smith fügt zu diesen beiden Bemerkungen noch hinzu, daß uns auch der Mond zur Zeit einer totalen Verfinsternung weit größer erscheinen müßte als sonst in gleicher Höhe, was aber ebenfalls nicht der Fall sei.

Aus der scheinbaren Gestalt des Himmelsgebildes ergeben sich noch mehrere andere, von Smith bereits erwähnte Erscheinungen¹⁸⁾. So sehen die farbigen Streifen der Regenbogen und die Weile zwischen beiden Regenbögen unten dünner aus als oben; wenn die Sonne eine Höhe von 25° hat, so berührt der untere Theil eines Hofes mehr den Horizont, während der obere noch einen bedeutenden Abstand vom Zenith hat, so daß der Hof nicht kreisförmig erscheint, wie dieses namentlich Whiston und Halley bemerkt haben.

(L. F. Kämtz.)

In der Kindheit der Astronomie betrachtete man

die Himmel als wirkliche feste Kugelschalen, indem für jede besondere Bewegung der Planeten sowohl als der Fixsterne, die man nach und nach entdeckte, zur Erklärung derselben ein besonderer Himmel angenommen wurde, und die Anzahl der hierzu erforderlichen durchsichtigen Kugelschalen nahm zuletzt bis auf 70 zu. Die äußerste Kugelschale umgab der so genannte empyrische Himmel. Sobald man aber von der Bewegung der Kometen in Bahnen, welche sehr von der kreisförmigen Gestalt abwichen, und sich jenseits der Bahnen der Planeten erstreckten, überzeugt wurde, sah man sich genöthigt, diese kristallinen Himmel zu verwerfen, um sie vor der Gefahr des Zerbrechens zu bewahren, so daß wenn man jetzt von am Himmel befindlichen Körpern spricht, dieß eben so wie der Untergang und der Aufgang der Gestirne als ein bloßer Sprachgebrauch angesehen werden muß. Die eingebrückte scheinbare Gestalt des Himmels, vermöge welcher die dem Zenith näher liegenden Punkte und weniger entfernt vorkommen, als die um den Horizont liegenden Theile des Himmels, kann für ungebildete Augen bei der Schätzung von Höhen der Gestirne über dem Horizont eine Ursache bedeutender Irrthümer geben, indem die nach dem Augenmaße geschätzte Höhe eines Himmelskörpers immer viel größer angegeben werden wird, als die wirkliche Messung zeigt. Man hat über die krumme Linie, welche die scheinbare Form der Himmelskugel darstellen soll, mancherlei Meinungen aufgestellt; am zweckmäßigsten ist diejenige Annahme, nach welcher der Durchschnitt einer durch das Zenith senkrecht auf den Horizont gelegten Ebene mit der Himmelskugel einen Kreisbogen bildet, und nach Robert Smith's Bemerkung muß derselbe so beschaffen seyn, daß eine Linie, welche vom Orte des Beobachters aus unter einem Winkel von 23½ Grad gegen den Horizont gezogen wird, denselben halbirt. Nicht man dann nach einem andern Punkte des Himmels vom Beobachter eine Gesichtslinie, so gibt das Verhältnis des Kreisbogens, welcher von diesem Durchschnittspunkte bis zum Horizont geht, zu dem ganzen Kreisbogen die scheinbare Höhe, der Winkel hingegen, welchen diese Linie mit dem Horizonte bildet, die wirkliche Höhe an. (D. Eduard Schmidt.)

Über den Bau des Himmels s. d. Art. Weltgebäude. (R.)

II. Archäologie und Mythologie. Die Vorstellungen der alten Welt vom Himmel sind von den sinnlichen Anschauungen entlehnt, und, wie diese selbst sich nicht gleich bleiben, schwankend. Hier kann daher nur von einigen, j. B. den Vorstellungen der Hebräer und Griechen, des alten Nordens, der Kraker, die Rede seyn. Der ewige Wechsel der Wollen und ihrer Farbe, die Veränderung der Erscheinungen am Himmel, bald stille Ruhe, bald Kampf, bald Sternenshimmer, freundlich und dem Auge wohlthuend, bald furchbar das dunkle Himmelsgebölde durchkreuzende Blitze, bald Wolle und Klawheit, bald Finsterniß und Dunkel führen die der Natur des Himmels unkundigen Völker zu dem Glauben an mehrere Himmel. Darum gebraucht 1) der Hebräer zur Bezeichnung des Himmels in der Regel

16) P. Smith Deit. Z. 418. 17) R. Euler Briefe I, 520. 18) Smith Deit. Z. 28.
X. Carpent. P. W. u. R. Berthelet. VIII.

die Pluralform רָמֹתַי), betrachtet ihn als ein über der Erdoberfläche ausgedehntes rundes¹⁾, festes Gewölbe (רָמֹתַי 1. Hof. 1, 14. 15. 17.; *Fulgat*, das firmamentum und Luther daher firmament²⁾), über welchem nach Gen. 1, 7, ein oberes Meer, ein Himmelsmeer, sich ausbreitet³⁾. Die vermeintlichen Öffnungen des Himmels, aus welchen sich der Regen ergießt, werden bald Thüren (Ps. 78, 25.), bald Fensterregier (1. Hof. 7, 11. 2. Kön. 7, 2. 19.) genannt. Die sinnliche Anschauung mußte sich das Himmelsgewölbe fest gegründet denken; daher läßt es der Hebräer auf Säulen (רָמֹתַי 1. Hof. 26, 11. Ab. 1, 5.) wie auf sichern Grundfesten ruhen. Die Himmelskörper, welche am Himmel schweben und von ihm herab leuchten (1. Hof. 1, 14—17.) machen ihn so hell und klar wie Krysal (Ezech. 1, 22. רָמֹתַי 1. Hof. 26, 11.). Dichter vergleichen wohl auch den Himmel mit einem Teppich, mit einem Zelte, welche des Schöpfers Macht ausspannt (Jes. 40, 22. 44, 24. Ps. 104, 2.). Sie reden von 4 Binden und Enden des Himmels, und wollen nur sagen, daß er am Horizonte allenthalben auf der Erde zu liegen scheint (Jes. 49, 36.). Befremden muß es, daß schon Job 26, 7. die richtige Ansicht vom freien Schweben der Erde und also wohl auch des Himmels in der freien Luft gefunden wird, die auch Cicero⁴⁾ bekräftigt.

Wenn Himmel und Erde alles Schicksal, das Weltall, die Welt umfaßt, 1. Hof. 1, 1. 2. 14, 19. 22. so deutet die erweiterte Redensart: die Himmel und die Himmel der Himmel 5. Hof. 10, 14. 1. Kön. 8, 27. 2. Chron. 2, 5. den höchsten, erhabensten Himmel oder Gegenstand an, wo Gott seinen Thron gesetzt und von wo aus er die ganze Welt überherrscht und regiert, 2. Hof. 20, 22. Ps. 2, 4. 11, 4. Diese Ansicht theilen auch die Verfasser der Apokalypsen, Weisb. 8, 10. Job. 5, 16. 2. Makk. 15, 4. Sir. 1, 8. und die neuteamentlichen Schriftsteller erweitern sie, wie überhaupt die alttestamentliche Vorstellung nach der unter ihren Zeitgenossen gewöhnlichen Modifikation. Man dachte sich drei Himmel, einen Luftmittel, aerium, mit drei Luftschichten, einer oberen, mittleren und unteren, die Atmosphäre mit den Wolken umfassend, einen Sternenhimmel, an welchem Sonne, Mond und Sterne glänzten, das ganze Erdenrund erleuchtend, einen dritten als Gottes Sitz und Aufenthalt der Engel und Seligen⁵⁾.

Mit dem Worte οὐρανός , oder dem Hebräischen analog mit עֲוָרָנוֹס ⁶⁾ bezeichnen die neuteamentlichen Schriftsteller Alles, was am Himmel sichtbar ist (Hebr. 1, 10. 12, 25. Act. 2, 5. 4, 12. 10, 2.) und gebrauchen für das ganze Weltall, Universum οὐρανός καὶ ἡ γῆ oder $\text{οὐρανός καὶ ἡ γῆ καὶ ἡ θάλασσα}$ (Matth. 5, 18. 11, 25. 28, 18. Act. 4, 24.) für alle Himmelserscheinungen: Wind, Regen, Donner, Blitz als Ereignisse der oder aus den Wolken (Matth. 3, 16. 17. Ezech. 12, 28. 29. Mark. 1, 10. Luk. 5, 25.) und Sterne $\text{τὰ ἀστέρων τοῦ οὐρανοῦ}$ (Mark. 13, 25. 30. Hebr. 11, 12.) und die Wohnung Gottes, den Aufenthalt der Engel und aller von der Erde geschiedenen Frommen, die bei Gott sind. (Matth. 5, 34. Luk. 6, 12. Matth. 16, 19. 22, 30. Röm. 10, 6. 2. Kor. 5, 1. 2. Kor. 12, 2. ἐν τοῖς οὐρανοῖς .) Später haben die Rabbinen von sieben Himmeln gesprochen. Ihre Namen zählt Betslein zu 2. Kor. 12, 2. auf, und nach andere Eintheilungen des Himmels führt Schöttgen in Horhebr. Tom. I. p. 718. an. Eine ausführliche Beschreibung enthält das Testament der zwölf Patriarchen⁷⁾: Der erste Himmel ist der Raum zwischen Erde und Wolken; der zweite der Sitz der Wolken und des Wassers, des Hagels und der bösen Geister; der dritte ist glänzender und unendlich höher und Sitz der himmlischen Heerscharen, der Engel, denen die Bekräftigung der bösen Geister am Gerichtstage übertragen ist; im vierten sind die Heiligen; im fünften die höheren Engelsordnungen, welche für die Sünden der Gerechten fürbitten; im sechsten die Engel, die den Engeln des Angesichts die Antwort auf ihre Fürbitten überbringen; im siebenten die Engel, welche Gott ohne Unterlaß in Hymnen preisen⁸⁾. Der kühnlich sinnlichen Vorstellung der Hebräer vom Himmel und seinen Stufen schließt sich 2) die der ältesten Griechen an, welche ihn für ein festes, am Rande des flachen Erdkreises auf Bergsäulen ruhendes, ehernes oder eisernes Gewölbe hielten⁹⁾. So stellte sich ihm Homer und sein Zeitalter und nach ihm Desiod vor¹⁰⁾:

Aber die Erde durch erzeugte, ähnlich sich selber, Ihn, den herrlichen Himmel, daß er ganz um sie liebreich.

Desiod will aber nicht, wie Theon¹¹⁾ erklärt, damit den Himmel als kugelförmig bezeichnen, sondern als an gerundetem Umfange der Erde gleich¹²⁾. Dieses Gewölbe ruhte auf Bergsäulen. Denn vor der Wohnung der Nacht trägt Apollon Sohn, Atlas, das Gewölbe des Himmels, hoch dastehend, mit Haupt und

1) *Geometrisches Weltgebäude* unter רָמֹתַי — 2) οὐρανός ist *universum* Ezech. 43, 12. *Circulischer* Job 24, 8. σφαῖρα οὐρανοῦ coelum rotundum, quod in circuli forma apparet, unde *versus* cum *teatris* comparatur, quod *expanditur* *extensumque* de *cunctis* h. i. dicitur *expanditur* 1. *expandi* in *circulum*. —

3) LXX: *οὐρανός*, *ἄλτι*, Ezech. 43, 1. 9. — 4) *Pl.* 101, 3. 148, 4. *Pott* *Welches* und *Welche*, keine *Geologen*. E. 213. —

5) *apocryphus* und *apocryphus* bezeichnen das *heile* und *klare* Bild, 1. Hof. 31, 40. Jer. 36, 30 und a. a. D., aber auch den *Ursprung*, wie hier. Dasselbe Bild in der *Apokalypse* 4, 6. *ὡς θάλασσα ὑαλίνης, ὅπου ὑψίστατος*. Rosenmüller *Schol.* in Ezech. 1, 22.; *Dan.* 12, 3. — 6) *Tuscul.* V. 24. *Rosenmüller* *Schul.* in Job. I. l. *schreibt*: sed haec velut vacuum et nihilum olli, hemisphaerium, quod a nobis conspiciatur, velut super iocane extrinsecus esse, tertium autem apparetur super nihilum, quia ponderibus liberata via, veluti nihilum hinc, quasi seipso soluit, quum in centro mundi praeter coelum undique circumsumum habens arcum, in motu mundi sine ulli fulcro pendeat. 7) *Fulleri* *Miscellan.* sac. 1, 15. —

8) *Schleusner* *Lex.* s. v. *οὐρανός*. *Fischer* *de vitiis* *Lex.* *Prolog.* VI. p. 161. — 9) *Fabricius* *Coel. pseudopigr.* *res. Test.* *Tom.* I. p. 545 ff. — 10) *Plutarchus* *de quibus* *Plut.* *De* 473. *Daß* *sol* *die* *Stelle* *eingefallen* *seien*. 11) *Böckler* (über *Donnerstags* *Geographie* und *Weltkunde*. *Donnerstag* 1830. S. 4 ff.) vergleicht alle *Stellen* *Homers*, in welchen *οὐρανός* genannt wird *οὐρανός*, *τῆς*, *παλαιᾶς*, *οὐρανοῦ*. *Eben* und *el* *seien* *ähn* *zu* *den* *unvergänglich* *und* *ewig* *Welt* *der* *Götter* *an* *sehen*. *Nach* *einer* *aller* *Zege* *war* *ἀπὸς*, *Amos*, *der* *Vater* *des* *Himmels*, *Stroph.* *De* u. t. 8. *arum*. 12) *Theog.* 125. — 13) *Arati* *Phaenomen.* 22. — 14) *Uter* *Scopaphis* *De* *U.* *u.* *Deim.* *De* 1. *Act.* 2. S. 14. —

unermüdeten Armen¹⁾). Nache bestimmt schon Homer die Gegend, wo der Himmel auslief und wie²⁾). Am Westende der Welt, wo das Mittelmeer beengt ist und der Ocean anfängt, also in dem an Fabeln und Wundern so reichen und dem Griechen dunkeln Abendlande, wohin man Alles verschiebe oder dachte, was man nicht genau kannte, soll das Himmelsgebölge auf Säulen ruhen, die Atlas nach beiden Seiten, d. h. aus einander hält (*augies Epavoi*³⁾). Vergl. den Art. Atlas (1ste Sect. VI, 198 ff.). Atlas tritt also im ältesten Mythos nicht als Bergsäule auf, vielmehr er ihn auch eine Säule nennt, *Akshylos*⁴⁾ den Himmel ihn tragen läßt, Hesiod⁵⁾ ihn zur Säule macht und Herodot⁶⁾ ihn eine Himmelsäule von den Anwohnern nennen hörte, sondern als Mensch, der die Säulen des Himmels aus einander hält. Die ältesten Dichter lassen es unentschieden, ob aus dem Himmeltragenden Gebirge Atlas — der Tragende, Duldende — der Sternforschende, und weil Sternkunde die Schiffsahrt bedingt, der funkbige Ozeanfaher⁷⁾ geworden, oder ob der Dichter einen Naturgegenstand in eine Menschengestalt umgebildet. Wie finden unbedenklich, mag die innigere Poesie und Mythographie die Ansicht noch so sehr verunsichert haben, darin oft die Vorstellung, daß das Himmelsgebölge im Abendlande von Säulen getragen werde. Nach der Volkssage, wie sie Pinbar⁸⁾ aufbewahrt, ist auch der Ätna eine Himmelsäule, die Anfangs nahe am Erdrande stand, später weiter zurück wich. Als östliche Säulen nennt man den kolchischen Kaukasos, den höchsten der Berge mit dem sternhellen Gipfel⁹⁾. Apollonios von Rhodos singt¹⁰⁾:

..... zwei Pfeiler stehen es, heilige Säulen
hoch aufragender Berge, des Gedrängs Quell, wo Helios
selbst Wacht sich auch mit den jungen Strahlen daher gießt.

Auch über die Beschaffenheit dieses ehernen Himmelsgebölges wissen die Dichter zu berichten. Der Götterberg Olympos ragt hoch empor bis in den Himmel, über ihm ist in demselben eine Öffnung, durch welche die Götter in den Himmel steigen. Außer dieser sollen noch zwei Thore in denselben führen, welche die Horen öffnen und schließen¹¹⁾. So scheint es aber nur; denn nicht in den Himmel, sondern in die Wetterburg auf dem Olympos öffnen sie den Eintritt. Dem Bewohnere der Bergthäler ist auch beim heitersten Wetter der Gipfel hoher Berge durch Nebel und Wolken verbüllt; zertheilen sich bisweilen die Wolken, so öffnet sich ihm ein Thor,

durch welches er die Spitze sieht. Die auf dem Berge wohnen, wie die Götter auf dem Olymp, können auf das Thun und Treiben der Thalbewohner achten und ihre Umgebungen, wie in die Ferne; schauen¹²⁾.

Nicht in dem Himmel, sondern auf dem Olympos, wohnten die Götter, und Dichter sprechen nur von den himmlischen Wohnungen derselben, weil der Berggipfel in die Wolken hinein ragte¹³⁾. Wie hoch der Himmel oder wie weit er von der Erde entfernt sei, geben Dichter verschieden an. Hesiod¹⁴⁾ läßt einen Ambros bis zur Erde 9 Tage und Nächte fallen und am zehnten sie erreichen. Demokritos wird von Zeus auf die Erde herab geworfen, und kommt aus ihr nach einem ganzen Tage an¹⁵⁾. Die Äliden wollen die Himmelsburg erstürmen, und meinen, wenn sie den Ersa und Pelios auf den Olympos setzten, den Himmel wohl zu erreichen¹⁶⁾. Vergl. den Art. Olympos.

Als die frühesten und rohesten Vorstellungen dürften diese zu betrachten sein, und von den Philosophen war zu erwarten, daß sie durch Forchen und Denken richtigere Kenntniss des Himmels verbreiteten¹⁷⁾. Thales von Milet, welcher die Kugelgestalt der Erde zuerst lehrte¹⁸⁾, dachte sich den Himmel gleich der Schale eines Eies, welche die Erde einschließt¹⁹⁾. Anaximander, dessen Schüler, hielt ihn für ein Gemisch von Barmem und Kaltem, das in Form einer Kugel die Erde umringe²⁰⁾. An Thales schlossen sich die meisten Philosophen der Griechen und Römer an; die spätern theilten den Himmel in Kreise und durch einen Gleicher in zwei Hälften. Eine genauere Entwicklung der verschiedenen Ansichten der ältern Zeit findet man bei Ukert in der Geographie der Griechen und Römer I. Abt. 2. Abth. S. 3 ff. Vergl. auch die Art. Uranos und Erde. (Schincke.)

3) Vorstellungen des alten Nordens. In der Urzeit fand sich nicht Erde noch Himmel²¹⁾, sondern an ihrer Stelle war Ginnungagap (gähnender Abgrund). Doch gab es sichtlich das von Surtur bederrschte Muspellheim, die Welt des Feuers, des Lichtes und der Wärme, und viele Jahrhunderte, ehe die Erde geschaffen ward, entstand im Norden Niflheim (Nebelwelt), die Welt des Frostes. Die aus ihm strömenden Eilivogar (Flögen des kalten Sturmes) verthärten sich in Ginnungagap zu Eis, und eine Kugel derselben schob sich über die andre. Die aus Muspellheim herüber fliegenden Funken gaben dem Reife Leben, und es entstand aus ihm der Urriese Ymir. Aus dem zerhmolzenen Eise erhielt auch die Kuh Audumbla, deren Milchströme

15) Hesiod, Theog. 739. — 16) Odys. I. 54. — 17) Bug Unter, über d. Myth. S. 215. „Denn so wohl, daß der Mensch in Bergeshöhe mit allen Verhältnissen der andern lebenden Wesen heraus trat, und machte Atlas nicht zur Stütze selbst, sondern der himmle ihn, die Stütze zu halten.“ Siehe Witsch Anmerk. zu b. Zi. 18) Aeschyl. Prometh. 337. 349. — 19) Theog. 617. — 20) IV, 184. — 21) Des himmlischen Gewölbes scheint auf dem Meere zu ruhen und dem Struere seinen Lauf zu schicken. Atlas hat beidergetrennt, hält Erde und Himmel aus einander bis dahin, wo der Himmel sich an den Ocean angeschlossen scheint. Witsch d. Mythol. d. Jovet. S. 60. — 22) Psyl. I, 36. — 23) Aeschyl. Prometh. 718. — 24) III, 139. — 25) II, V, 749. — 754. VII, 393. — 395.

26) Witsch d. homer. Geographie S. 16. — 27) Strabon. S. 9. 17. 19. — 28) Theog. 712. — 29) II, 1, 594. — 30) Odys. XI, 315. — 31) Cic. de nat. deor. I, 4. Tuscul. quest. V, 4. 32) Aristotel. de coel. II, 12. 13. Met. I, 3. Senec. Quaes. nat. III, 3. VI, 6. — 33) Galen. c. XXI, §. 2. Varro apud Prob. ad Virgil. Ecol. VI, 31. Macrobi. Saturn. VII, 17. — 34) Aeschyl. Ecol. phys. I, 24.

*) Die merkwürdige Uebereinstimmung des Erdbrennens bei beten 1 — 5 mit der Volupia III — IV zeigt, daß auch die Zeitrechnung (in engerem gewöhnlichem Sinne) mit den Westmanen gleiche Entstehungsgänge hatte.

den Riesen nährten, ihr Dasen. Sie legte die mit Reif belegten Salzsteine, und es entsand aus ihnen Burn, Wör's Vater. Wör's und Besl'a's Söhne Dvin, Wili und W. tödteten Wmir, brachten ihn mitten hinaus nach Sinnungogog, und schufen aus seinem Fließte die Erde, aus den Gebirgen die Felsen, aus den Haaren die Gewächse, und aus dem Blute das Meer, aus den Augenbraunen Widgar für die Menschen, aus dem Gehirne die Wollen, und aus dem Schädel den Himmel, und erhoben ihn über die Erde an vier Ecken. Unter jede Ecke setzen sie einen Zwerg, Nordri (Nord), Sudri (Süd), Austri (Ost), Vestri (West). Die vom Nusspellheim ausgehenden Funken setzten sie als Sterne an den Himmel, und wiesen ihnen ihren Lauf an, so wie sie auch aus Nusspellheims Funken den Sonnenwagen gebildet hatten. Von der Erde zum Himmel schufen sie die Brücke Wistross, von den Menschen Regenbogen genannt. Das Rost in ihr ist Feuer, damit die Begrienen den Himmel nicht erklimmen. Über diese „Asenbrücke“ reiten täglich die Götter (aus Asgaard, der Götterburg auf Erden) an die vornehmste und heiligste Stelle des Himmels bei der Eiche Yggdrasil, die (ein Bild des Weltalls) über den Himmel hinaus reicht. Bei Wistross am Anfang des Himmels ist Himniborg (Himmelsburg) des Göttermächtlers Heimdall. Dem Land der Asen und Allen benachbart liegt Thrudheim, Thor's Wohnung. Himmlische Wohnungen sind ferne Wastir, Wler's Sitz, Wala-stialf, wo der Eberzig Dvin's, Hleffstiaf, ist, von dem aus er die ganze Welt überschaut, Saucquabel, wo Dvin und Saga froh zusammentrinken, Gladsheim, wo Walhölz weiß sich erhebt, Weidabill, die sauberste Wohnung, Wadur'n gebörend, Felloang, wo Freya waltet, Gittinir, wo Forseti die Streitige schlichtet, Roatun, Wior's hochgezimmertes Heiligtum, und Widar's mit hohem Grafe bewachsenes Land. Am Ende des Himmels sitzt der Riese Präfwelgr (Reichenschweiger) in Adlergestalt, und aus seinen Schwingen wehen alle Winde über die Menschen. Beim Untergange der jetzigen Welt, wenn Nusspell's Söhne zum Kampfe mit den Göttern reiten, geht Wistross, die Asenbrücke, unter ihnen in Trümmer, der Himmel selbst auch berstet, und aus ihm verschwinden die hriteren Sterne. Doch süßlich und oberhalb von diesem Himmel gibt es noch einen andern, der Anlang (der weit Athmende) heißt, und in Anlang befindet sich der Himmel Vidbläinn (Weitblau), wo Gemi ist. (Vollspä, Grimmsmal, Valthrudnismal, Edda Snorra). Ein altes Lied zählt neun Himmel auf. Der und nächste ist Wundbläinn (der Wundblau, Luftblau), auch Heythyrvir (der Heiterthürmige) und Hreggiminnir (Regen-Wimir, Regengeist) genannt, der zweite Anlang (der Weitathmende), der dritte Vidbläinn (der Weitblau), der vierte Wldfudmi (der Weitbüssige), der fünfte Wridr (der Kalte), der sechste Wlynni (der Warme), der siebente Gynr (der Gährende), der achte Wodmimir (Wetter-Mimir, Wettergeist), der neunte über den Wollen stehende und alle Welten umgebend Ski-tyrnir (Wolkenthürmer). Unter

den Synonymen wird im Wäidmal aufgeführt, daß der Himmel bei den Menschen Wmian (Himmel), bei den Göttern Wlynnir (Wärmer), bei den Vänen Wundolinnir (Windweder), bei den Sölen Wppheimr (Obenweit), bei den Älten Wägr Ralle (gähnende Erde), bei den Zwergen dinnr salr (Eräufelsaß) heiße. — Auf den Einsitz des Himmels bei der Göttercämmerung oder dem Untergange der jetzigen Welt bezog sich auch wohl der fctischen (germanischen) Gefandtschaft Erwidrerung auf die Frage des damals an der Donau stehenden Alexanders des Großen, was sie am meisten fürchteten, „daß einmal der Himmel auf sie herab stürze“ (Arrianus Expedit. Alexandri). — Nach der Darstellung der Finnen entsand der Himmel aus dem oberen Theile des Eies, welches die Wasserhenne in Wainu-möinen's Schoß gelegt, und das, als dieser sich regte, zerbrach, während aus dem untern Theile die Erde, und aus andern Flüssigkeiten die Sterne wurden (Lied bei Topelius, Suomen Hanjan Wanhaja Runa, I, S. 25). (Ferinand Wacher.)

4) Nach den Angaben des Korans breitet sich der Himmel wie ein Dach über die Erde, ruht aber nicht auf der Erde, sondern wird, damit die Erde fest stehe, fast schwebend gehalten. Sur. XXXI. Sieben Himmel erheben sich über einander, wie Geschosse eines Hauses. Sur. II. Arabische Astronomen sprechen von neun Himmeln nach dem Planetensystem des Ptolemäus, von einer Sphäre des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, der Fixsterne, des Azierkreises, von einem Feuer- und Krystallhimmel. Der Koran begreift mit dem siedenten zugleich den achten und neunten der Astronomen. (Wahl zum Koran Sur. XXIII. S. 299.) Diese sieben Himmel sind auch mit sieben Erblörpern verbunden. Man scheint zu glauben, daß die Erde aus sieben Gefloeden oder Schichten bestehe, die stufenweise über einander sich thürmen, und dann müßte jede einen besondern Himmel haben, wie man von sieben Meeren sabelt. (Sur. LXV. Wahl S. 603.) Wollen bilden den Himmel, von Regen schwanger. Sie gießen ihn auf die Erde herab, daß sie beschränkt werde und Menschen nähere. Sur. LXXI. und LXXVIII. Der Himmel ist schwer, eine Feste (arapionna). Sur. LXXVIII, ruht aber nicht auf sichtbaren Pfeilern oder Säulen. Sur. XXXI. und XLII. Thore hat er und Pforten Sur. VII, unter welchen man die 12 Thierzeichen versetzen will (Wahl z. Koran. S. 206). In die Höhe gebaut wandeln an ihm die Sterne, deren ihre Bahnen, Sternkreise (Wolkenkreise) angewiesen sind (Sur. LI.). Jeder der sieben Himmel erfüllt seinen Zweck. Der Himmel für die Erde ist mit Sonne, Mond und Sternen geziert, zu erleuchten die Erde (Sur. XLII.). (Schincke.)

III. Dogmatik und Religionsgeschichte. Himmel, welches eigentlich jede, über einen Gegenstand in größerer oder geringerer Entfernung von ihm ausgebreitete Dede bedeutet, wozu noch jetzt die Ausdrücke Thronhimmel, Traghimmel, Bettzimmer u. s. w., wird insbesondere Alles das genannt, was hoch über dem

Haupt der Erdenbewohner sich aufgebreltet, und woran die Wolken, die Gestirne und die scheinbare Erde überwölbende, zusammen hängende, am Tage blaue, in der Nacht schwarze Decke in die Augen fallen. Es ist natürlich, daß diese wunderbare Erscheinung mit allen ihren Einzelheiten von jeder die Betrachtung der Menschen beschäftigte, und viele Aufgaben davor, in deren Auflösung eine große Verschiedenheit hervor treten mußte; daß überdies der Himmel, welcher hoch erhoben über dem Menschen schwebte, und so vieles Räthselhafte enthielt, der Ort wurde, wohin er die Gegenstände seiner Höher, zum Theil noch dunkeln Ideen versetzte. Schon für den Volksbeobachter war es schwierig, sich diese Erscheinungen, ihre Veränderungen und ihre Haltung in der Höhe zu erklären. Noch schwieriger noch dieß dem Beobachter der Gestirne, und man findet hinsichtlich dieser Gestirne in früheren Zeiten sehr verschiedene Ansichten. Eine solche Ansicht unter den Griechen, welche sich lange Zeit erhielt, war die, daß der Himmel aus mehreren über einander befindlichen Schalen, gleich den Schalen der Zwiebel, bestehe, die zwar fest, aber durchsichtig wären; daß von der untern der Mond, von den folgenden die Planeten nach ihren verschiedenen Entfernungen, von der obersten die Fixsterne geteget wären. Diese Schalen wurden vermehrt, je nachdem man neue Erscheinungen unter den Himmelskörpern gewahr wurde, zu deren Erklärung es der Annahme neuer Schalen bedurfte. Auch unter den arabischen Astronomen blieb diese Vorstellung, und von Menschen ist sie selbst noch nach Tycho's Zeiten beibehalten. Die Schalen wurden von Einigen sogar bis auf siebzig vermehrt.

Für die religiöse Betrachtung wurde im Allgemeinen der Himmel der Sitz der höhern Wesen, insbesondere der Gottheit. Wir wissen, daß für die Griechen und Römer die Götter ihre Wohnung im Olymp hatten, welcher über der Erde schwebte, und an den vermeintlichen Grenzen der Erdofläche auf Bergsäulen ruhte. Auch die vorhin erwähnten Astronomen dachten sich höhere Geister als Bewohner der verschiedenen Schalen, durch welche die Gestirne gehalten wurden.

Reiten wir besonders auf diejenigen religiösen Ideen, welche in näherer Beziehung auf uns stehen, und das heißt nicht allein auf die christlichen, sondern auch auf die früheren biblischen, aus welchen sich zunächst die christlichen entwickelten: so finden wir hier, daß schon früh der Himmel als der Sitz der Gottheit, und zwar des einen wahren Gottes betrachtet wurde, jedoch zugleich auch als der Aufenthaltsort der höhern Geister, der Engel. Er wurde nebst der Erde von Gott erschaffen; denn Mose sagt: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, was Himmel Alles bedeutet, was durch den Schöpfer außer und über der Erde vorhanden ist. Dunkel bleibt es, wann man sich die Engel erschaffen dachte. Wahrscheinlich soll der Ausdruck, im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, ihre Erschaffung summarisch mit begreifen, so daß die folgenden Verse des Mose nur von weiterer Ausbildung des Sichtbaren handeln, vor welcher die Engel schon da waren. Eben so ist es

dunkel, wo man sich den Aufenthalt Gottes vor der Schöpfung dachte.

Es konnte nicht fehlen, daß man die Beschaffenheit des Himmels näher zu bestimmen versuchte. Man dachte sich sehr bald mehrere Himmel über einander, deren höchsten und vollkommensten Gott bewohnte. Der Paulus redet von einem dritten Himmel (2. Kor. 12, 2.). Die jüdischen Philosophen, oder Kabbalisten, brachten es in ihren Hypothesen zu sieben Himmeln, von welchen immer der niedrigere aus dem höheren entspringen seyn sollte. Der oberste oder siebente war der Sitz Gottes und der höchsten Engel; die vier folgenden der Sitz verschiedener Klassen und zu verschiedenen Geschäften befusener Engel; der zweite von unten war der Volkshimmel, und der unterste den Raum zwischen den Wolken und der Erde. Doch wichen verschiedene Theorien hierüber in mehreren Stücken von einander ab, und wurden mit der Zeit immer wieder andrer modificirt. Auch die spätern christlichen Philosophen bildeten sich darüber ihre besondern Ansichten. Es kann hier nicht der Ort seyn, alle diese Theorien in ihren mannichfachen Umbildungen darzustellen, und zu zeigen, wie sie nach und nach durch Fortschritte in der Astronomie, in der Naturwissenschaft überhaupt, und in religiösen Begriffen sich verändert haben*).

Bei allen diesen besondern Vorstellungen vom Himmel blieb immer herrschende Idee, daß Gott und höhere

*) Sehr richtig bemerkt Bräsewäiler (Sensiblen an einem Statum, über die Frage: ob evangel. Religionen gegen den Nationalismus eingekehrt haben S. 70 ff.): „Auch die Astronomie, diese erhabene Wissenschaft — war es, welche in die Begriffe des Alterthums von Himmel, Erde, Hölle, Auferstehung, Gericht, Ende der Welt, die noch zur Zeit der Reformation unanverändert waren, auflösend eingriff. — Dem Alterthum war die Erde die Welt, und der Himmel nur die Einfassung der Erde, die Gestirne nur die leuchtenden Feuer an diesem Gewölbe, vorhanden nur, um die Erde zu erleuchten, zu erwärmen und die Reizen zu regeln. Man konnte daher auch denken, daß sie am Ende der Dinge auf die Erde herab fallen und zerstört würden, wie J. R. Michanthon glaubte, daß ein Komet, den er in Eridanum sah, in Uebren zur Erde gefallen sei. In dem Universum gab es für das Alterthum nur drei Wohnplätze: den Himmel, oder das die Erde umgebende Gewölbe für Gott und die Engel; die Erde für die lebenden Menschen; die Unterwelt (Hades) — von Uebren in der ersten Welt oft fälschlich Hölle übersezt) für die Seelen der Verstorbenen, sowohl der guten als der bösen. In diese Vorstellungen fügte sich recht gut eine Menge anderer Vorstellungen ein, nämlich von einem eigentlichen Wohnen Gottes im Himmel, von einem Herab- und Hinaufsteigen Gottes und der Engel, von einem Thron Gottes, den die Engel umgaben, von einem himmlischen Jerusalem und Auferstehung, dem Taps des bewußtlichen; ferner von einem Hinaufsteigen in die Unterwelt und einem Herabsteigen der Seelen aus ihr, von einem feurigen Inferno in der Unterwelt, dessen Schätze man die Hölle betrachtete, und es erklärt sich von selbst, wie die religiöse Idee der Unsterblichkeit sich als Auferstehung sehr gestalten konnte, nach welcher die Seelen aus der Unterwelt unterweil zurück in den Körper der Sinne wieder darauf kommen, den Leib wieder erhalten und auf der gleichfalls verwandelten Erde ein neues, herrliches Leben führen sollen. Diese Vorstellungen des Alterthums bekamen durch das Christenthum nur eine Veränderung von unentfesselter Wichtigkeit, nämlich die, daß die Auferstehenden nicht die Erde, sondern den Himmel zum Wohnplatz angewiesen erhalten.“ (R.)

Geister darin ihren Sitz haben; so wie es auch insbesondere zu den christlichen Ideen gehört, daß der Messias vor seiner Erscheinung auf der Erde in dem Himmel gewesen sei. Für die Bewohner der Erde dachte man sich dagegen, bis auf die Zeiten Jesu, auch nach ihrem Tode den Himmel unzugänglich. Für die Abgeschiedenen war der Hades oder die Unterwelt bestimmt, wo es zwar einen glücklicheren und einen unglücklicheren Aufenthalt für sie gab, das Paradies und die Hölle; wo sie doch aber nur ein unvollkommenes Leben führten. Erst durch den Messias, der vom Himmel gekommen war und dahin zurück lehrte, wurde seinen Getreuen auch der Zugang zu dem Himmel geöffnet, so daß von nun an sich ihre Blicke und Hoffnungen auf den Himmel richteten. Nahe dachte man sich in den ersten Zeiten nach der Rückkehr des Messias in den Himmel seine Wiederkunft zum Gericht und zur Einführung der Gerechten in den Himmel. Da würden dann, dachte man sich, die Leiber der noch Lebenden verwandelt und für den Himmel verklärt. Die aber bereits gestorben und in die Unterwelt hinab gestiegen wären, würden wieder auferstehen und mit verklärten Leibern in den Himmel aufgenommen werden. 1. Thess. 4, 13—18.

Von allen früheren Ideen, die Beschaffenheit des Himmels betreffend, ist hier wenigstens so viel geblieben, daß man sich den Himmel als irgend einen hoch über der Erde liegenden räumlichen Ort dachte, wo Gott und neben ihm der Messias mit den Engeln ihren Sitz hatten, und wohin sich einst alle Gläubigen in Christus zu ihnen versammeln, und mit ihnen in ewiger Gemeinschaft selig seyn würden. Lange blieb diese Vorstellung die geltende; auch noch jetzt halten sich Viele an sie, und für eine gewisse Bildungsstufe scheint sie unentbehrlich, wenn der Gedanke an das zukünftige Höhere einen lebhaften Eindruck auf das Herz machen soll.

Die Erweiterung des Gesichtskreises im Gebiete der Körperwelt, die deutlichere Erkenntnis des Wesens Gottes, richtigere Begriffe von dem Uebersinnlichen und von dem Zustande, welcher für unsere Geistl. ein seliger seyn soll, so wie auch von der innerwärtigen Ausenweisen Fortsicherung in unserer sittlichen Veredelung und also auch in der Seligkeit, haben bedeutende Veränderungen in jenen Ideen herbei geführt. Nicht als ob wir jetzt Alles verwürfen, was in jenen Ideen vom Himmel und von unsrer Hoffnung auf denselben lag; das Wesentliche, was in jenen Ideen eingehüllt liegt, bleibt uns immer wichtig und wahr; aber wir enthalten uns aller sinnlichen Gestaltung jener Ideen, malen und nicht mehr den Himmel aus mit sinnlicher Phantasie, sondern bleiben dabei, uns unter dem Himmel den vollkommenen Zustand nach Ablegung unsrer irdischen Hülle überhaupt zu denken; in diesem Zustande denken wir dann insbesondere ein immer weiteres Fortschreiten in unserer Veredelung; daher eine immer fortschreitende Annäherung an eine vollkommene Seligkeit; eben daher auch eine immer genauere geistige Vereinigung mit Gott und mit dem, der einst als eine in der Geschichte einige Erscheinung durch dieses Erdenleben ging, um uns zu dieser

Vereinigung zu führen; und so wie mit ihm, so hoffen wir auch eine künftige Gemeinschaft mit andern Geistesverwandten, und insbesondere mit denen, die hier schon unserm Herzen angehört.

Es gleich auf solche Weise der Tod auch des Verstorbenen unter uns, da er immer noch einer höhern Veredelung bedarf, nicht sogleich Übergang zu vollkommener Seligkeit, so beginnt doch wenigstens mit unserm Tode ein vollkommener Zustand, gleichsam der Anfang des Himmels, und daher begriffst das Wort Himmel den ganzen sich immer steigenden Zustand jenes Lebens bis in die Ewigkeit hinaus. Eine eigne Frage ist es aber noch, in wie fern Alle an diesem Zustande des Fortschreitens zum Höhern Theil nehmen; s. darüber den Art. Unsterblichkeit.

Da der Begriff Himmel den Begriff Seligkeit in sich faßt, so wird auch ein außerordentlich glücklicher Zustand schon in diesem Leben ein Himmel genannt. Man rettet von einem Himmel auf Erden bei sehr glücklichen äußerlichen Verhältnissen. Besonders aber auch von einem Himmel in unserm Innern, wenn man die Seligkeit eines frohen Gewissens genießt.

Von der Vorstellung, daß Gott seinen Sitz im Himmel habe, rührt auch der tropische Ausdruck her, daß man weilen unter Himmel Gott verbleibt, z. B. in dem Wunsche, der Himmel geleite dich, der Himmel gebe, daß es geschieht! Diese Art des Ausdrucks ist zwar von einigen neuern Eiferern sehr verdammt, weil sie dahinter eine naturalistische Ansicht verlegt glauben; allein eine solche folgt aus dem Gebrauche solcher Ausdrücke, als Tropen, keines Weges!).

Ultrigens nennt man auch jetzt das über der Erde erhabne Sichtbare den Himmel, und redet selbst in der Wissenschaft von Himmelskörpern, Himmelskörpern, Meteoriten am Himmel und vergleichen.

Man hat auch in der heil. Schrift den Ausdruck Himmel in der Bedeutung Judenthum (dem Heidenthume entgegen gesetzt) und Christenthum finden wollen; z. B. im A. T. Jes. 65, 17, als Judenthum, und eben dieß im N. T. Eph. 1, 10. Kol. 1, 16. Das Christenthum aber soll Himmel bedeuten in Luk. 10, 20, 1. Pet. 3, 22. Hebr. 8, 1, 9, 24, 10, 34, 12, 23. Möglich wäre dieß Gebrauch des Wortes Himmel, da es auch einen glücklichen Zustand bedeutet, und so der Jude und der Christ seine Verfassung Himmel nennen konnte, aber öfter derührt die Behauptung solcher Bedeutung auch auf einer gezwungenen Auslegung, welche die Zeitdeuten nicht anerkennen will. (Martens.)

Nicht bloß die christliche Welt betrachtet den Himmel als den Ort der höchsten Glückseligkeit und daher als Wohnsig der Gottheit, der vorzüglichern geistigen Wesen und der frommen Dahingewandenen unter den Menschen, sondern wir treffen auch in den meisten andern Religionsystemen ähnliche und verwandte Vorstel-

1) Es ist vielmehr ein ähnlicher Ausdruck wie die Juden ihrer mehrere Gebirge (z. B. 2. M. 27, 7 der Name), um Gottes Wohnort anzuzeigen. (M.)

lungen, oder doch Anklänge derselben. Und wo durch eigenthümliche nationale Gestaltung die Ansichten über den Zustand nach diesem Leben eine andere Richtung einschlagen, wo also der Himmel nicht, wie bei uns, der Complex aller frohen und tröstlichen Hoffnungen des Menschen nach dem Tode, der Ausdruck des höchsten uns erreichbaren Glückes ist, da ist wenigstens der Bedürfnis des höchsten Wesens in den Himmel verlegt. Man erinnere sich nur an die religiösen Ansichten von Griechen und Römern, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Vergl. die Art. Elysium, Olymp und Cynos. Es ist hier nicht der Ort, die mannichfachen Meinungen der verschiedenen Völker darüber im Einzelnen zu verfolgen, da die Art. Auferstehung, Seligkeit und Unsterblichkeit sich darauf beziehen. Es genügt, an einige Beispiele zu erinnern, da der menschliche Geist auch in dieser Beziehung fast überall auf ähnliche Weise sich kund gethan hat.

Die Jendobäer lehren eine Auferstehung, wo Einer den Andern wieder erkennt; wo die Gerechten von den Sündern geschieden, jene zum Himmel geführt, diese aber in den Duzacht gestürzt werden^{*)}. Aus verzehrender, leuchtender Flamme geht herrlich hervor die neue Schöpfung, wie sie Anfangs war, ehe das Böse in die Welt kam. Auf der neuen Erde lebt alles Reine wieder. Drumb, Akriman, die Anfschpanns und die Erzdeus werden mit heiligen Kleidern angehan Jervane Akereue wehren, und mit allen Tugend und Menschen in unendlich ewiger Glückseligkeit fortleben^{**)}. Hier ist allerdings der Himmel selbst, als D et gedacht, in den Hintergrund getreten, aber die Grundvorstellung der Befeligung liegt doch darin, wie in den christlichen Hoffnungen.

Nach dem Buddhismus hat Buddha das Geschick, die Geister zu bekehren und aufsteigen zu lassen; denn er ist König und Beherrscher des Himmels, der Taoatinsja. In der Mitte dieses Himmels, gerade auf dem Meer, liegt die große Stadt Napa-Subassana, deren Straßen mit Gold und Silber gepflastert, mit goldenen Mauern umgeben und die Thore mit den kostlichsten Metallen und Edelsteinen geziert sind. Gräben, Marmoräulen und Palmen, kleine Seen, mit goldenen und silbernen Booten gleichsam überseht, machen die Gegend überaus angenehm, und der Gesang der Vögel lebendig. Ein Wunderbaum, welcher statt der Früchte Kleider, Schmuck und köstliche Speisen trägt, wächst überall. Nach allen Weltgegenden hin dehnen sich Gärten aus, in welchen die herrlichsten Früchte wachsen und zur Nahrung dienen. Die Nats versammeln sich hie und da, singen, tanzen und sind, wenn sie Früchte gezeihen haben, vier Monate darselbst. Nordöstlich von dieser Hauptstadt ist eine große Halle, deren Dach, Mauern, Treppen und Säulen von Golde glänzen und deren Boden mit Krystall gepflastert ist. In der Mitte steht ein Herrscherthron, um diesen 32 andere für die Fürsten der Nats, Buddha's Gehüfen. Von der

Hauptstadt nach dieser Halle führt ein auf beiden Seiten mit Bäumen beplanzierter Pfad, der, wenn der große Herrscher ihn passiert, von den Blüten und Blättern der Bäume dicht bestreuet wird. Hier verehren die Taoatinsja ihren Beherrscher durch Musik und Gesang. Die vier Schutzgötter der Erde, wie Fürsten der Sabamarit, senden die unter ihnen stehenden Nats auf die Erde, zu erforschen, welche von den Bewohnern die besten Tugend und das Geseh beobachtet und Menschenliebe üben. Sie durchwandern so schnell, wie der Wind, alle Länder und schreiben die guten und bösen Thaten in ein goldenes Buch. Das Buch kommt in die Hände Buddha's, welcher seinen Inhalt mit lauter, über alle Himmel der Taoatinsja schallender Stimme verliest. Wenn die Nats nun hören, daß viele Menschen das Geseh beobachtet, gute Werke üben und Almosen geben, rufen sie aus: D nun werden die Höllen leer werden und die obern Wohnungen sich füllen! Findet aber das Gegentheil Statt, so sagen sie lachend: D unglückliche Menschen! Ahoren, welche schweigen für ein kurzes Leben und Sünden auf sich häufen, um welcher willen sie in der Zukunft unglücklich seyn werden! Dann sagt der große Beherrscher, um die Menschen zu einem tugendhaften, gerechten und liebevollen Leben aufzumuntern: Wahrlich, wenn Menschen das Geseh erfüllen, sie werden, was ich bin! Zuweilen kehrt er mit einem Gefolge von 36 Millionen Nats unter Musik nach der Hauptstadt zurück^{†)}.

Auch der Prophet der Araber hat den Himmel weniger geistig aufgefaßt, als der erhabene Stifter der christlichen Lehre. Ihm gilt er ein Werk des Mühseligen, geschaffen zugleich mit der Erde; schwebend wird er in der Höhe von Gott gehalten, auf daß er nicht über die Erde falle (Koran Sur. 22). Über Gottes Thron breitet sich das Himmelsgewölke aus; Allah herrscht über dasselbe und die an denselben leuchtenden Gestirne unumschränkt (Sur. 13). Die Sterne sind die Wächter gegen die abtrünnigen Teufel, welche sie zurück halten, damit sie die Gespräche der erhabenen Fürsten nicht hören (Sur. 51 u. 37). Wahrscheinlich entstand diese Ansicht aus Vermischung der beiden Begriffe der Sterne und ihrer Bewohner, so daß unter den Wächtern wohl Engel zu verstehen sind (vergl. Sur. 37). Nach dem Gesehen des Ewigen wandeln die Himmelskörper nach einem bestimmten Ziele, schnell und unwiederstehlich (Sur. 13 u. 21). Dieser Himmel und diese Erde verschwinden am jüngsten Tage, der Himmel wird zusammen gerollt, wie ein beschriebenes Pergamentblatt (Sur. 21), oder dann herrlich verwandelt in Gold und die Erde in Silber (Wahl's Übers. des Korans S. 204). Im siebenten Himmel ist der erhabene Himmelsaal el ghuruf, wo die beherrschenden Frommen sich versammeln und ewig freuen (Sur. 25). Das ist der Himmel der Himmel, das Paradies. Die Freuden, welche die Gläubigen einst genießen sollen, werden hier und da im Koran geschildert; vergl. darüber den Art. Paradies.

*) Bun - Debesch. XXXI. **) Rhede Beschlag. S. 406 u. 470.

†) Rhede über relig. Bildung, Werthol. u. Pflanz. der Hindus 17. S. 416 ff.

Über den Himmel überhaupt, in so fern darunter der Zustand der Frommen nach dem Tode verstanden wird, hat Meiners (Krit. Gesch. aller Religionen 2r Bd. S. 755 ff.) Vieles gesammelt. (Schincke.)

HIMMEL, bezeichnet 1) in der Sprache der Malerei denjenigen Theil eines Gemäldes, welcher den Himmel darstellen soll; von der größten oder geringsten Gesichtshöhe, welche der Künstler in dieser Partie seines Kunstwerks entwickelt, hängt für den Eindruck des Ganzen sehr viel ab. Es kommt hierbei nicht bloß auf das Colorit, oder auf Vertheilung durch Gemüth, sondern zugleich auch hauptsächlich auf die Verbindung des vorzustellenden Gegenstandes mit dem Himmel an. Denn es würde fehlerhaft seyn und die Illusion gänzlich stören, wenn der Himmel mit den Gegenständen, welche einen Theil desselben verbergen, zusammen zu hängen und nicht vielmehr hinter denselben gleichsam zurück zu weichen schien. 2) Wenn man so die beweglichen Deden, welche bei Feierlichkeiten über vorzüglich heiligen Gegenständen oder vornehmen Personen getragen werden oder über ihrem Plaze abgebracht sind; genauer daher Traghimmel, Thronhimmel, Prachthimmel, oder Baldachin; hieraus erklärt sich der bekannte Ausdruck: den Himmel herum tragen von selbst. Man sieht einen solchen Himmel am häufigsten bei Processionen der Katholiken über der Monstranz, über den Thronen der Regenten, über dem Sarge fürstlicher Leichen, und bei der Gedächtnißfeier über den Büsten fürstlicher Personen. Natürlich wählt man zu einem solchen Himmel in der Regel kostbare Stoffe. Die dazu gehörigen Vorhänge sind, wenn nicht besondere Gründe obwalten, ausgezogen. Wenn es zukommt, die Stangen, auf denen der Himmel ruht oder die an den Vorhängen befindlichen Schnüre zu tragen, ist durch das Gärmoniale der Kirche und des Hofes bestimmt; überall aber ist die Person von höherm Range, welcher die Schnüre anvertraut werden. 3) Beim Vogelfsteller werden gewisse Nester mit dem Namen Himmel belegt, welche bloß zum Abthalen, nicht aber zum Fangen bestimmt sind & B. beim Erdensfange, ferner an den Treibjagen und an der Schnerkhaube bei dem Fuchsfange. 4) In Salzbergwerken ist der Himmel die Decke der Kammern, in welchen das Salz ausgelauget wird. Die Sicherheit oder Festigkeit dieses Himmels hängt von der Beschaffenheit der Seiten jener Kammern ab; er muß stets wagerecht erhalten werden, weil sonst Brüche entstehen würden. (K.)

HIMMEL (freier), findet bei einem Steinbruche dann Statt, wenn die oberste Öffnung eben so breit ist, als der Grund desselben. Hat also ein Steinbruch freien Himmel, so ist nicht leicht ein Einsturz zu besorgen. (K.)

HIMMEL, 1) Friedrich Heinrich, geb. den 20. Nov. 1765 zu Treuenbriichen im Brandenburgerischen, der beliebte Musiker. Von seinen Jugendjahren ist nichts Werkwürdiges bekannt. Auf der Universität Halle, wo er bereits 2 Jahre Theologie studirt hatte, hörte ihn der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. Fortepiano

spielen und setzte ihm zur weiteren Ausbildung seines musikalischen Talentes einen Jahresgehalt aus. Auf Anraten seiner Freunde erlernte H. daher bei Naumann in Dresden einige Jahre lang die Harmonik, ging dann 1792 nach Berlin, von seinen erlangten Kenntnissen Rechenschaft abzulegen. Dort wurde sogleich sein in Dresden unter der Leitung seines Lehrers geschriebenes Oratorium von Metastasio „Iphig“ von der königl. Kapelle aufgeführt und so günstig aufgenommen, daß ihn der König mit 100 Friedrichsdor beschenkte, ihn zum Kammercomponisten ernannte und 2 Jahre nach Italien sandte. Vor seiner Abreise wurde noch in Berlin seine Kantate „la Danza“ im Concerte gegeben, gleichfalls mit Beifall. In Italien schrieb er 1794 für das Theater la Fenice in Venedig „il primo Navigatore“, und die Königin von Neapel beauftragte ihn zum Geburtsfeste ihres Gemahls mit der Composition der ersten Oper „Semiramide“ zum 12. Jan. 1795. Als der Kapellmeister Reichardt von Berlin abging, übertrug ihm der König die Stelle desselben, in welcher er bald Gelegenheit fand, sich thätig zu beweisen. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten der königl. preussischen Prinzessin mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde seine Semiramide in höchster Pracht gegeben; auch seine neuen Kantaten „Hessens Söhne und Preussens Töchter“ und „das Vertrauen auf Gott“ wurden mit großem Beifalle aufgeführt, wozu die Schönheit der Compositionen und der herrliche Vortrag der Kapelle gleich viel beigetragen haben sollen. Mehrere damalige Künstler sprachen von einer zu rauschenden Instrumentirung, was sie jetzt gewiß nicht mehr thun würden. In demselben Jahre hatte er noch auf das Ableben seines Königs eine Trauertantate zu setzen, die am 11. Dec. in der Domkirche von einem starken Orchester äußerst gehalten ausgeführt wurde. Das Werk (besten Theil von Herklotz) ist 1799 in Hamburg in Partitur gestochen worden. Das Jahr darauf im August 1798 wurde ihm in Pernaubau zur Krönung Friedrich Wilhelms III. ein Te Deum seiner Composition gegeben, worauf ihm der König auf einige Monate eine Kunstreise nach Stockholm und Petersburg bewilligte. In der Kaiserstadt des Nordens wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, für den folgenden Winter eine neue Oper zu setzen, was ihm von seinem Könige nicht verweigert wurde. Er schrieb dort die ungedruckte gediehene Oper Alessandro, reiste über Moskau und hielt sich den Sommer 1799 in Riga auf, wo er unter den angenehmen Verhältnissen mehrere Concerte gab. Über Stockholm und Kopenhagen reiste er dann nach Berlin zurück. 1801 brachte er auf Befehl seines Hofes die erste Der Vasco de Gama auf das große Theater, und ein Vieraktspiel „Freiheit und Schicksal“ nach Herklotz Dichtung wurde auf dem Nationaltheater gegeben; aber alle diese Compositionen sind, mit Ausnahme der Trauertantate, ungedruckt geblieben. Gegen den Mai 1801 reiste er nach Frankreich, England und Wien und kehrte erst 1802 wieder heim. Nicht von seinen Werken machte so großes Aufsehen, als sein Liederstück „Jandon, das Eiernädchen“,

was in verschiedenen Ausgaben geschoen worden ist; dann die Lieder und Gesänge aus Lieder's Urania. Von seinen gedruckten geistlichen Werken führen wir noch das Vater Unser von Wahlmann an, das in Partitur und im Clavierauszuge bei Kühnel (Bureau de musique) in Leipzig herauß kam. Sein Gesellschaftslied: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ ist noch in Lieder's Mann's Munde. 60 bis 65 Nummern meist Lieder und Gesänge, mehrere Pianoforte Sonaten, einige Quartetten, ein Tercett und ein Concert für Pianoforte sind im Druck erschienen. Ein ausführliches Register seiner Werke liest der Leser in seinem Verzeichnisse der Künstler.

War die Fertigkeit seines Clavierspiels auch nicht die größte, so war doch die Zartheit des Ausdrucks und die Zierlichkeit des Vortrags allgemein anerkannt; hauptsächlich bewunderte man dies in seinem Phantasiren, was ihm, namentlich in späterer Zeit, um so besser gelang, wenn ihn des Champagners flüchtige Geister aufgereizt hatten, mit denen er gute Bekanntschaft unterhielt. In Leipzig war er oft und gern. Im Allgemeinen haben seine Melodien etwas Jierliches und Einschmeichendes, wenn auch der Ausdruck der Sache öfter nicht so gewichtig hervortritt, als es z. B. bei Zumhagen und Sterkel der Fall ist. Fehlte auch seinen größten Werken ein fest und bestimmt durchdachter Plan und demnach auch eine treu gehaltene Durchführung: so hätten doch seine Opern Vasco de Gama und die Sylphen, ferner einige Psalmen, verschiedene Mäßen u. s. w. eine größere Theilnahme verdient, als sie fanden. Allerdings waren im Ganzen seine Anlagen bedeutender, als seine Leistungen; es fehlte, nach Raumann's sehr richtigem Urtheile über ihn, um den Meister zu vollenden, am frühen Fleiße und an der nöthigen Strenge gegen sich selbst. Sein Leben war zu äußerlich bei aller momentanen Tiefe des Gefühls. Schon war Himmel einmal todt gesagt worden und erlebte es, seinen angeblichen Hinterrück öffentlich bedauert zu lesen. Am 8. Junius 1814 starb er wirklich, gerade am Tage, wo seine Fanchon gegeben wurde. Gegen das Ende des Rundes sanges überreichte eine tief trauernde Muse in der Person der Dem. Eunide der Fanchon eine mit Trauerflor umwundene Lyra und Fanchon sang folgende, von Herklot's gedichtete Strophe mit sehr langsamem Accompanement:

Nach nun fühlst Fanchon's Brust
Ellett Frohsinn, klaffen Schmerz;
Theilt, Freunde, den Verlust,
Er trübt auch euer Herz!
Dies Saitenspiel
Wollt Saitenflücht,
Sein Sautenwerk verflang
Als Gratzelung
Des Schöpfers von Fanchon's Keit!

(G. W. Fink.)

2) Johannes, geb. zu Stolpe in Pommern im J. 1581, und gestorben als Doctor und Professor der Theologie zu Jena im J. 1642. Er hatte seit 1601, unter Hunnius und Hutter, zu Wittenberg Theologie, seit 1606 in Jena und seit 1608 in Gießen studirt. Juerß

wurde er Rektor am Gymnasium zu Durlach, dann Rektor und Professor an dem erneuerten Gymnasium zu Speier und nach 2 Jahren Oberpfarrer daselbst. Unter den beiden Anträgen, die ihm im J. 1617 als Professor der Theologie nach Altorf und Jena gemacht wurden, zog er den letzteren vor, und blieb auch daselbst bis an seinen Tod. Außer einigen ergetischen Schriften (A. B. Commentar. in Epist. Pauli ad Galatas et ad Philemonem. Jena 1611. 8.), so wie in Epist. ad Roman. eben das. 1626. 8.), und einzelnen Predigten, zeichnete er sich vorzüglich in der damals blühenden poetischen Theologie aus. Er gab im Jahre 1627 eine Methodus tractandarum controversiarum theolog. zu Leipzig heraus, und eine Menge Streitschriften, besonders gegen den Calvinismus. Wir nennen hier nur den Calvinus Papizans — die Concordia concors Papaeo — Calvinistica contra Coppensteinium — eine Schrift unter dem Titel: Calvinischer Schatzkeller und mehrere andere *).

(Lobegott Lange.)

HIMMEL. findet sich in einer Menge von zusammen gefassten Wörtern; man hat solche, wenn sie nicht durchaus eine eigene Behandlung erheischen, unter den einfachen Artikeln zu suchen, denen das Wort Himmel vorgesetzt worden ist.

(R.)

HIMMELBERG, 1) Dorf, Schloß und Herrschaft im Wilsbacher Kreise des öst. Gouvernements Laidach an der Feistritzquelle, hat Eisenhammer. 2) Eine freireit. Familie in Kärnten, deren Glieder schon im 10ten Jahrh. erwähnt werden.

(R.)

HIMMELBESSEN, in der Schiffersprache der Nordwestwind, weil er den Himmel gleichsam rein kehrt. (R.) HIMMELBETTEN, mit einem Himmel, d. i. einer erhabenen Decke versehen Bettgestelle (im Gegensatz solcher, welche offen und offen sind), waren ehemals in unserm Vaterlande sehr gewöhnlich, sind aber jetzt fast ganz aus der Mode gekommen; in Frankreich dagegen trifft man sie noch häufig. Auch auf ihre Gestalt und Verzierung übt die Mode ihren gewaltigen Einfluß aus; der Himmel ist nicht überall eben so groß, als die Bettlade, sondern besteht oft bloß aus einer kleinen runden oder halbrunden Scheibe, oder wohl gar aus einem bloßen Knopf, von welchem nach den vier Ecken der Bettlade Stäbe in schräger Richtung herab gehen, über welche Bettvorhänge oder Gardinen angebracht werden.

(R.)

HIMMELBLAU, ein der blauen Farbe des Himmels gleichkommendes Blau, bei den Malern bergblau genannt, f. Blau und Farben; über die Bläue des Himmels selbst und Mittel, ihre Modifikationen zu bestimmen f. im Art. Himmel.

(R.)

Himmelblau Tinte, f. Tinte.

Himmelblau Migniaturlfarbe, f. Migniaturlfarben.

Himmelblaues Kupfererz, f. Kupfererz.

*) Man f. Zaumer, Vitae Theolog. Jenens. — Die unparthei. Kirchenhistorik Alten und Neuen Testaments. (Nach J. G. Heinsius) fortgesetzt. 3r Th. S. 510.

Himmelblanmesser, Cyanometer, Kyanometer, f. unt. d. Art. Himmel.

Himmelbrand (Wollkraut), f. Verbascum.

Himmlbrems, f. Himbeere u. Rubus idaeus.

HIMMELBROT, ist Bezeichnung 1) des Manna (f. den Art.); 2) des Schwadenkrauts, Festuca stultana (f. Festuca) und 3) des Wiesenflees, Trifolium pratense (f. den Art.) (K.)

Himmeldill (Haarstrang), f. Peucedanum.

HIMMELERZ, nennt man solches Erz, welches zu Tage oder unter der Dammberde gebrochen wird im Gegensatz des in der Zeuse (Ziese) gebrochenen. (K.)
Himmelfaden, f. fliegender Sommer.

HIMMELFAHRT, bedeutet die Erhebung eines Menschen mit seinem Körper durch die Luft in den Himmel. Die Idee einer solchen Erhebung hängt mit den ehemaligen sinnlichen Begriffen von einem räumlichen Himmel zusammen. (f. Himmel). Man findet im Atestertume mehrere Erzählungen von einer solchen Aufstiege ausgezeichneten Menschen. Schon unter heidnischen Völkern findet man sie. Vom Romulus wird behauptet, daß er sichtbar in den Dymip übergegangen sei. In der Bibel 2 Kön. 2, 11. heißt es vom Elias ausdrücklich, er sei im Wetter gen Himmel gefahren und 1 Mos. 5, 24. von Henoch: Dieweil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen; auch dies wird als eine Aufnahme in den Himmel betrachtet. (Vgl. den Art. Henoch, 2te Sect. V, 399.). Es lag hierin eine Auszeichnung solcher Menschen, weil nach der ehemaligen Vorstellung die Menschen mit dem Tode nur in die Unterwelt hinabsiegen; jene aber auf solche Weise unter die Götter in den Dymip, oder in den Wohnsitz Gottes und der höhern Geister aufgenommen wurden. Später wurde auch von Mose behauptet, er sei gleichfalls gen Himmel gefahren.

Über die Wahrheit solcher Erzählungen kann unter Geschichtsforschern, welche den Ursprung früherer Berichte zu berücksichtigen verstehen, kein Streit mehr seyn. Eine empirische Wahrheit kann man ihnen in sofern zuschreiben, als sie zu den ehemaligen Begriffen von Himmel und Unterwelt sehr genau passen. Doch ist auch schon früh unter den Juden Streit darüber gewesen. Die Himmelfahrt des Mose wurde größten Theils gelugnet; die des Henoch und Elias modificirt; auch dachte man sich letztere beiden nicht allgemein in dem wirklichen Himmel, sondern nur in dem Theile der Unterwelt, welcher Paradies genannt wurde, doch mit vollem Leben, das den übrigen fehlt; denn nach dem Evangelium Nicodemus findet Jesus sie Beide in der Unterwelt.

Von der Himmelfahrt Christi f. den besondern darauf bezüglichen Artikel.

Außerdem wird in der katholischen Kirche auch noch eine Himmelfahrt der Maria angenommen, in deren Feier ein besonderes Fest angesetzt ist. Die Sage davon hat sich erst später genauer ausgebildet, und die in der römischen Kirche stimmt mit der in der griechi-

sehen nicht ganz überein. Darin treffen beide zusammen, daß Maria nicht unmittelbar aus dem Leben, sondern erst einige Tage nach ihrem Tode in den Himmel erhoben sei. Nach der römischen Sage schloß man auf ihre Himmelfahrt, weil ihre Kleider im Grabgewölbe leer gefunden wurden. Nach der griechischen Sage erschien die heilige Jungfrau nach ihrem Tode von Engeln begleitet den Aposteln unter einem Lichtglanze, welcher das ganze Jerusalem umgitterte, und verbieth ihnen ihren Beisand; sie war also im Himmel. (Vgl. den Art. Maria.) (Martens.)

Der Islam berichtet auch von einer Himmelfahrt seines Stifters, aber sie unterscheidet sich von den hier erwähnten darin wesentlich, daß Muhammed sie bei Lebens Ende unternahm und vom Himmel auf die Erde zurück kehrte (f. den Art. Muhammed). Man hat sie also in Parallele zu setzen mit ähnlichen Himmelfahrten der Heroen und andrer ausgezeichneten Personen, von denen die Religionsfrage verschiedner Völker zu erzählen weiß, oder auch mit den Visionen, in welchen sich Begeisterte zum Himmel erhoben glaubten oder in dichterischen Darstellungen erhoben geschildert werden, z. B. wie das Buch Henoch Kap. 17 ff. vom Patriarchen dieses Namens berichtet (vgl. 2te Sect. V, 401 ff.) und um ein noch näher liegendes Beispiel anzuführen, wie Daniel nach der seinen Namen tragenden Schrift Kap. 7. sich zum Himmel entrückt sieht.

(A. G. Hoffmann.)

HIMMELFAHRT CHRISTI, heißt die Apostelgesch. 1. erzählte eigenhändige Begebenheit der Entfernung Jesu von der Schauplatz seiner bisherigen verdienstlichen Thätigkeit. Jesus erschien, sagt Lukas a. a. D., nach seiner Auferstehung noch 40 Tage lang unter seinen Jüngern, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes, dann versammelte er sie und verbieth ihnen nochmals die Kraft des heiligen Geistes. Endlich heißt es nach Luthers richtiger Übersetzung: „da er solches gesagt, ward er aufgehoben und sahen, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.“

Diese Begebenheit war ganz den damaligen Begriffen vom Himmel angemessen (f. Himmel). Denn der Himmel war nach diesen Begriffen ein räumlicher Ort über den Wolken, in welchem nur Gott und höhere Geister, aber auch der Messias, ehe er auf die Erde kam, ihren Sitz hatten. Die Menschen gingen nach ihrem Abschiede von der Erde durch den Tod in die Unterwelt, den Hades, über. Erst der Messias bahnte auch ihnen den Weg zum Himmel, in welchen sie von ihm geführt werden sollten; die in den Hades hinab gestiegenen Todten nach einer Auferstehung, die zu der Zeit dieser Hinderführung nach Lebenden aus einer Verwandelung ihrer sterblichen Leiber. Jesus selbst starb

juerst gleich den Menschen, und ging so in den Hades über, wo ihm auch noch ein wohlthätiges Wirken beigelegt wird (1 Petr. 3, 19.) unter denen, die bereits abgestorben waren; (damit auch sie Theil an der dreifachen Auferstehung und der himmlischen Herrlichkeit nehmen könnten). Nun erkam er unter Allen zuerst aus dem Hades (1 Kor. 15, 20.) herab nicht wieder durch einen abermaligen Tod in denselben zurück, sondern erhob sich nun in den Himmel, wohin Alle, die an ihn glauben, einst ihm nachfolgen sollten.

Es sind, besonders in neuern Zeiten, gegen diese Begebenheit vielfach Zweifel erhoben, und diese beruhen nicht etwa nur auf der Schwierigkeit, dieselbe mit den bekannten Naturgesetzen zu vereinigen; denn wir sind jetzt dahin gekommen, uns zu bescheiden, daß unsere Bekanntschaft mit den Naturgesetzen noch sehr beschränkt ist; und Umstände, die uns nicht berichtet sind, können eine Erscheinung möglich gemacht haben, die uns unmöglich vorkommt. Der Hauptgrund unserer Zweifel sind unsre völlig veränderten Begriffe vom Himmel und von der Fortsetzung unseres Daseins nach dem Tode. So wenig wir uns jetzt den Himmel als einen eigenthümlichen räumlichen Ort über Wolken und Sternen denken können, eben so wenig auch eine räumliche Auffahrt Jesu zu diesem Orte; wir könnten also die Himmelfahrt desselben, wie sie die Erzählung gibt, doch nur als eine Erscheinung ansehen, die an sich zu dem wahren Übergang Jesu in den Himmel (woran wir nicht zweifeln), gar nicht gehört hätte, sondern nur bewirkt wäre, um an die damaligen Begriffe die Überzeugung des wahren Überganges zu knüpfen; und da dünkt uns diese Erscheinung nicht die einzige, auch nicht die den höhern Zwecken der christlichen Erleuchtung angemessenste, Weise zu seyn, wie solche Überzeugung hätte bewirkt werden können.

Werkwürdig bleibt es ferner hierbei, daß weder Matthäus noch Johannes, welche Augenzeugen dieser Begebenheit seyn mußten, derselben erwähnen, so sehr es auch ihren Zwecken entsprechen würde. In den Evangelien berühren sie nur Markus und Lukas. Ersterer sagt aber weiter Nichts, als: Jesus ward aufgerichtet aus dem Himmel und sitzt zur Rechten Gottes. (Mark. 16, 19.). Letzterer: Es geschah, indem er sie segnete, (sieh er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. (Luk. 24, 51.). Es ist dabei nicht aus der Acht zu lassen, daß Lukas ihn erst von den Jüngern schreiben, und dann in den Himmel übergehen läßt; und erst später in einer anderweitigen Geschichtsabfaffung erzählt er den Hergang, wie oben berichtet ist. Es muß also früher nur von einem Übergange Jesu in den Himmel überhaupt die Rede gewesen seyn, und so wird auch nur dieses Übergangs im Allgemeinen, ohne einer sichtbaren Auffahrt zu erwähnen, in den übrigen Schriften des N. T. gedacht, wobei keines Weges geläugnet werden soll, daß darin noch immer die Vorstellung eines Aufstiehs Jesu in einem räumlichen Himmel begriffen war.

So viel scheint gewiß, wäre Jesus von seinen

Jüngern nach 40 Tagen auf eine Art geschieden, wie Menschen im Zustande der Schwachheit auf dem Krankenbette sterben, hätten sie ihn so abermals sterben sehen: so würde gewiß der Eindruck, welchen seine Auferstehung auf sie gemacht hatte, dadurch, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr vermindert worden seyn. Von der Auferstehung an mußten sie ihren Meister nur lebend sehen und drüben, und nicht der leiste Schatten des Todes durfte wieder auf dieses Bild fallen. Die Sterbenden waren nach damaligen Begriffen auf dem Wege zum Hades; auf diesem Wege durfte sie ihn nicht wieder sehen; sie mußten ihn nur sehen auf dem Wege zum Himmel, um so mehr, da sie eine die damaligen Begriffe so sehr übersteigende Hoffnung eigner Nachfolge darauf gründen sollten. Es muß daher die letzte Abschiedsszene eine eigenthümliche, feierliche Scene gewesen seyn, bei welcher nur Übergang in den Himmel den Jüngern gleichsam vor Augen schwebte. Wer aber von uns vermag diese Scene, eine Scene gleichsam im geschlossenen Familienkreise, zu ermitteln, da sie selbst Nichts weiter davon verlauten lassen, als das Resultat: er ist in den Himmel übergegangen? Wohl konnten die Augenzeugen davon schweigen, weil sie, wie ihnen war, die Art, wie sie zu der festen Überzeugung des Überganges Jesu in den Himmel gelangten, Andern nicht begreiflich machen konnten. Es gibt Szenen, von denen wir schweigen, weil wir fürchten, sie werden Keinem durch unsre Beschreibung werden, was sie uns waren. Ist dieß vielleicht der Grund, warum besonders der tief fühlende Johannes ganz davon schwieg; so wie er auch von der Verdünnungsszene schweigt (Matth. 17.), von der er selbst Zeuge gewesen war, und über welche auch nur Nichtzeugen berichten?

War nun die Scene von der Art, daß die Jünger sagen konnten, wie waren Augenzeugen des Himm Überganges Jesu von der Erde in den Himmel: so war Nichts natürlicher, als daß sich daraus für solche, welche nicht Zeugen gewesen waren, die Vorstellung bildete, die in der Apostelgeschichte enthalten ist, und welcher die Jünger wenigstens nicht widersprechen durften, weil sie das Eigentliche mitzutheilen und gleichsam fühlbar zu machen nicht vermochten, und daher das wahre Resultat vernichtet haben würden. Nur eine sichtbare Aufahrt war begreiflich, weil man mit einer solchen schon durch die Erzählungen von der Himmelfahrt des Henoch und Elias vertraut war. Die Lehrweisheit fordert es, gleich ihnen, vor Menschen, deren Begriffe einer törrischen Himmelfahrt Jesu entsprechen, nicht gegen diese zu reben; jedoch immer nur, auch gleich ihnen, den Übergang Jesu in den Himmel im Allgemeinen auszusprechen.

Übrigens hat die Lehre von der räumlichen Himmelfahrt Jesu nicht allein feste Geltung in der christlichen Kirche behalten, und hat sie bei vielen sonst erleuchteten Lehrern noch immer fort; sondern sie ist auch hin und wieder durch manche Aufsätze erweitert. So behaupteten die Socinianer, Jesus sei zweimal, nämlich das erste Mal vor Antritt seines Legrants gen Himmel gefahren,

und der Engländer Bisth'on nimmt noch viel mehrere Auffahrten Jesu nach seiner Auferstehung an.

Immer behält die Lehre etwas Dunkles; ihr geistiger Kern aber ist eine klare, erhabene und wahre Idee. Wohl dürfte es immer eine Menschenfeste geben, für welche ihre Fülle nie ganz entbehrlieh wird. (Martens.)

Unstreitig war es schon frühzeitig in der christlichen Kirche gewöhnlich, das Andenken an diese Begebenheit festlich zu begehen, weil man in derselben nicht bloß das Ende des thatenreichen Lebens Jesu, sondern auch den Schlussstein des ihm von geprübten Vätern erblickte ¹⁾. Sind uns gleich aus den ersten 8 Jahrhunderten keine sichern Nachrichten über eine besondere Feier dieses Tages erhalten, so folgt doch daraus keines Weges, daß gar keine Fest gefeiert habe; denn dieser festliche Tag wurde zunächst zu der großen Linnquagesimalfeier gerechnet und ist wahrscheinlich deshalb bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern nicht besonders erwähnt und hervorgehoben worden ²⁾. Als das älteste zuverlässige Beugnis für die Feier der Himmelfahrt Jesu ist die Angabe der apostolischen Constitutionen (VIII, 33.), welche am Ende des 5ten, oder im Anfang des 6ten Jahrh. verfaßt wurden, zu betrachten; Augustinus ³⁾ erklärt diesen Festtag eben so, wie die Feier der Leiden, der Auferstehung Jesu und der Ausgießung des heil. Geistes als zu seiner Zeit allgemein angenommen, aber über den Ursprung dieser Feste wagt er Nichts zu bestimmen; er rechnet ihre Einföhrung zu ten vel ab ipsius apostolis vel plenariis conciliis — commendata atque statuta. Wir besitzen mehrere Homilien der Kirchenväter, welche an diesem Feste gehalten sind ⁴⁾; einige derselben hat Augustin ins Lateinische übersezt und dadurch bekannter zu machen gesucht ⁵⁾. Bevor das Himmelfahrtsfest ein allgemeines geworden, was im 4ten Jahrh. geschehen zu seyn scheint ⁶⁾, mag man es erst an einzelnen Orten eingeföhrt haben. Bei den griechischen Schriftstellern heißt es ἀνάληψις Ἰησοῦ, wofolb Theodoros Studita die ganze Woche, in welche es fällt, ἀνάληψις nennt. In Kappadokien war das gegen der Name ἡμερομηνία (bei Chrysostomus homil. 19. ad pop. Antioch. εὐαγγελιστὴν) dafür gebräuchlich ⁷⁾.

Das Himmelfahrtsfest gehört zu den beweglichen Festen und fällt immer auf den 40sten Tag nach Ostern. Wobolend des Mittelalters hatten sich allmählig allerlei lächerliche oder doch wenigstens der Würde des Festes nicht angemessene Gebräuche eingeföhrt, welche Thomas von Aquo (s. Kirchsmaier), Zeignesse Lutherus und Melancthon, in seinem Regnum papisticum anstößig. Die katholische Kirche hat diese Gebräuche zwar niemals förmlich gebilligt, aber doch ehemals nachgesehen. Bei feierlichen und prächtigen Gelegenheiten, welche an dem Tage angestellt wurden, mußte jeder Vögel einen ganzen Vögel verzehren (nach Einigen Hinbeutung auf die Taube des Pfingstfestes ⁸⁾; nach Andern darauf, daß Christus die Seelen der Menschen dem Teufel mit der Schnelligkeit eines Vögels entziffen habe ⁹⁾; in der Kirche zog man zur Veranschaulichung der Sache ein geschneitztes Bild Christi in die Höhe und warf dagegen eine scherzliche Frage, welche den Teufel vorstellte, und angeordnet war, von oben zur Erde nieder (Sieg Christi und Sturz des Satans). An diesem Tage vermählte sich auch der Doge zu Venedig alljährlich bis zur Auflösung der Republik (im Jahre 1798) mit dem adriatischen Meere ¹⁰⁾. Bei dem an diesem Tage gehaltenen Hochmisse wird in der katholischen Kirche, nachdem das Evangelium abgelesen worden, die Osterkerze ausgelöscht, weil Jesus an diesem Tage die Erde verließ. Der Papst hat an dem Feste einen feierlichen Segen zu sprechen; ehemals geschähe auch an demselben die Ercommunication der Keger, bis sie auf den grünen Donnerstag verlegt wurde.

Die Protestanten feiern das Fest durchgängig als einen ganzen Feiertag; unter dem Könige Friedrich II. wurde es in Preußen abgeschafft, aber unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wieder eingeföhrt ¹¹⁾. (A. G. Hoffmann.)

Himmelfahrtstafel (Kreuzblume), f. Polygala vulgaris Linn.

Himmelfahrts-Insel, f. Ascension (St.).

Himmelfahrtsnonnen, f. Haudreytten.

Himmelgalle, Himmelddill, f. Peucedanum.

Himmelgerste, f. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himmelgucker, f. Uranoscopus.

HIMMELHAUT (Technol.), heißt der leberne Überzug des Himmels (der Decke des Kastens) an einer Kutsche oder Kasse. Wenn der Kastenbimmel ver-spännet, d. h. mit dünnen, kaum $\frac{1}{2}$ Zoll dicken Spänen von Holz benagelt und mit Leinwand behäutet (über-

1) Constitut. Apostol. VIII, 33. Chrysost. Homil. in Ascensione. Christi Bernardi clarevall. Term. 2. a. d. Ascens. Dom. vgl. Binghami orig. eccles. XX, 6. §. 5. und Augusti Deutschr. vgl. d. christl. Archäologie. 2r Bd. S. 356 ff. 2) Joseph. Hildebrand de diebus festis. p. 82. Baumgarten's christl. Archäol. S. 268. Vgl. Augusti a. a. O. S. 351. 3) Epist. CXVIII. ad Januar. c. 1. (geschrieben nach dem J. 400). 4) Euseb. von Caesarea von Hieron. Hieronimus, Hieronimus, Augustin. 5) a. a. O. S. 358 ff. 6) Augusti a. a. O. S. 345 u. 353. 7) Gregor. Nyssan. Homilie in Christi ascensionem (Opp. T. II. p. 873. ed. Par. 1615). Leo Allati de dominica et hebdom. Graecorum. §. 28. Man ist über die Deutung des Wortes nicht ganz einig; vgl. Bingham a. a. O. T. IX. p. 127. Baumgarten a. a. O. S. 299 u. Augusti a. a. O. 1r Bd. S. 169. 70. Anmerk. ⁸⁾ u. 2r Bd. S. 355 ff. In wörtl. schriftlichen Texten ist es häufiger als (2. a. d.), in wörtl. durch den an ihm erfolgten Hingang Christi zum Vater die Zerlegung der Menschen gewiß geworden.

8) So Augusti a. a. O. 2r Bd. S. 357. 9) Vgl. tit. Act. 1819. S. 267 u. Hubermans' Sammler. der christl. Religi. u. Kirchengeh. 2r Bd. S. 307. 10) Augusti a. a. O. u. Hubermans a. a. O. S. 307. 8. 11) Vgl. außer den vorst. angeführten Schriften Horn über das Alter des Himmelsfahrtsfestes Christi in 88. gantig. liturg. Journ. 5r Bd. S. 214. S. 303 ff. Schmidt histor. festos. p. 139 ff. Schöner's Geschichtsforsch. 3r Bd. S. 293 ff. Gieseler's Himmelsfahrt der Sonne u. d. Erde. S. 125 ff. Böhm's Unterwelt der Urspr. . . der Sonne u. d. Erde. S. 117 ff. u. Rheinwald's christl. Archäol. S. 204. 1.

zogen) ist; so wird das geschmeidige Leder (die Himmelhaut) vom Sattler über die Verspannung aufgespannt und mit Nägeln angeschlagen. Gewöhnliche vierhörige oder ganz bedeckte Kutschen werden in dem oberen Kranze neben der Himmeldecke nur mit eingeschlagenen Pinnen (Himmelnägeln) verziert; Prachtkarossen aber und andere moderne Wagen erhalten dagegen einen vergoldeten oder versilberten Kranz von Bildhauerarbeit, welcher auf der Kutschendecke angeschraubt wird. In beiden Fällen befestigt der Sattler endlich noch die messingenen Himmelnäpfe auf die Decke, welche bloß mittels ihrer eisernen Dorne eingeschlagen werden. Soll die obere Hälfte des Kastens aber zum Zurück schlagen eingerichtet werden, wie solches bei den bedeckten zweiflügeligen und so genannten Halbkarossen meistens der Fall ist; so verfertigt man ihn nur zur Hälfte von Holz und setzt die obere Hälfte von eisernen Bügeln zusammen, welche an dem hölzernen Untertheile des Kastens durch Gewinde befestigt und mit Leder überzogen werden. Vergl. den Art. Kutsche. (Kr. Thon.)

Himmelkehr, f. Artemisia vulg.

Himmelnäpfe, f. ant. Himmelshaut.

Himmelkron, f. Himmelskron.

Himmelkuel, holosericeus, f. Acaeus.

Himmellereche, f. Alauda arvensis.

HIMMELNÄGEL, werden die kleinen eisernen Sattelnägel oder Pinnen mit runden messingnen Köpfen genannt, womit die Himmelhaut (f. den Art.) von den Sattlern angeschlagen, und der Himmel (die Decke) zugleich verziert wird. Man schlägt sie nämlich auf solche Weise ein, daß sie allerlei künstliche Figuren bilden. (Kr. Thon.)

HIMMELOFFEN, mit offenem Himmel, ein technischer Ausdruck der Belagerungskunde, wird von denen angewendet, welche beim Anrücken gegen den bedeckten Weg oder beim Herabsteigen in den Gräben von oben her nicht durch Haken u. s. w. gegen Kugeln und Steinwürfe gesichert sind. (K.)

HIMMELSFORTEN, Amt des Herzogthums Bremen, südlich vom Leininger-Moor, nördlich von Bremerswerde, wesslich fließt die breite, schiffbare und fischreiche Ahr, östlich ist das Amt Stade; mit 5700 Einn. in 1038 Häusern auf 2½ Kalenberger □ Meilen. Der Boden ist an der Ahr Marsch, oberhalb von derselben Gerst, im südlichen und nördlichen Theile des Amtes auch Moor; eben so verschleden sind Beschäftigungen und Lebensweise der Einwohner. Die meisten kleinen Flüsse des Amtes fließen der Ahr zu; einige Bäche auch der Schwinge, neben deren gekrümmtem Bette an der Schwinge der Andauerkanal sich hinzieht. Der Sitz des Amtes ist das Pfarrdorf Himmelshafen¹⁾ mit 74 Häus. und 418 Einn. ¾ Stunde östlich von Stade, mit einer Poststation an der Straße von Stade nach

Neuhaus und der Wohnung eines reitenden Försters. Von dieser Dittschast auf Gerstboden ging die Bewohnung dieser Gegend zwischen zwei Mooren aus. Der ursprüngliche Name war Eulstet; Himmelshafen (porta coeli) ist der Name des Cisterzienser-Klosters, welches schon 1255 blühte und von den Familien Broberg, Marschall, Hasehof u. A. reichlich beschenkt wurde. 1580 nahm das Kloster die lutherische Lehre an und behielt 14 adelige Konventualinnen; 1647 wurde es säkularisirt und dem schwedischen General Löwenhaupt geschenkt, dessen Familie es bis zur Reduktion von 1681 behielt²⁾. (Sonne u. Rotermund.)

Himmelreich (Theol.), f. Reich Gottes.

Himmelreich, Anfang des Breitgaus, f. Hölle, Höllenthal.

Himmelrod, Himmelroth, f. Himmerod.

Himmelsachse, f. Axe.

Himmelsanbeter, Coelicolae, f. Himmelsverehrer.

Himmelsangel, Weltpol, f. Pol.

Himmelsatlas, f. Atlas.

Himmelsaxe, f. Axe.

HIMMELSBURG, ein mit Laubholz bewachsener, oben mit Basalt verführer Aegel, im Kreise Fulda, unweit des Dorfes Giesel; ist wegen seines Koblenwerkes, das mächtig sich durch den ganzen Berg hin erstreckt, bemerkenswerth. Dieses wurde einige Zeit gebaut und eine Menge Kohlen aus demselben zu Tage gebracht. Da sie aber noch zu jung und fast bloßes bituminöses Holz waren, so ist der fernere Bau daselbst wieder eingestellt worden. Der Berg hat eine Höhe von etwa 1500 Fuß über dem Meere und ist mit dem näher nach der Stadt Fulda zu gelegenen Heimberge, eine merkwürdige Felsenkette; denn er wendet mit letzterem die am Vogelsgebirge im Oberwalde sich bildenden Gewitter und Hagel in der Regel von der Stadt Fulda und ihren Fluren ab, und sie ziehen sich, diese verschonend, langsam nach dem Rhöngebirge hin. Auch findet sich am Himmelberge, am so genannten alten Roten, Abon, aus welchem Schmelzriegel und schöne Gesteine gemacht werden können. (Schneider.)

HIMMELSBURG, der höchste Punkt des Landrückens, welcher die Halbinsel Jütland durchzieht, erreicht die Höhe 1200 Fuß über der Meeressfläche und liegt im Einste Talborg³⁾. (K.)

Himmelsbeschreibung, Angabe des Wertwürdigsten am Himmel, f. in den Art. Himmel, Stern- u. Weltkunde.

Himmelsbesen, f. Himmelbesen.

Himmelsbild, f. Stern.

Himmelsblatt, Himmelsblume, f. unter Fremella.

Himmelsbraut, Ronne, Klosterfrau, f. Kloster u. Mönchswesen.

1) Von diesem Pfarrorte hat es auch den Namen; es gehören dazu die Kirchspiel Himmelshafen, Dittenhof, Dorst und Gersleben. Dittenhof hatte bis zum J. 1712 einen eignen Vogt.

(Schlichthorst.)

2) Hier ist das Kloster, so wie über das jetzige Amt und Kirchspiel Himmelshafen, f. ein Verzeichniß der Practice im Alten u. N. Nr. XI. S. 263 ff.

3) Weim. Jahrb. 3te Hef. 1r Bd. S. 8 u. 111.

Himmelsbreite, f. Breite.

HIMMELSBROT, wird an mehreren Orten der luther. Bibelübersetzung (Ps. 105, 40. Hebr. 9, 4.) das Manna genannt, weil es nach dem Berichte des A. T. vom Himmel fiel und den Israeliten in der Wüste 40 Jahre lang als Speise (Brot) diente. Viele Pflanzen aber, namentlich: Citrus Aurantium, Juglans regia, Morus nigra, Ceratonia Siliqua, Ficus bengalensis, Phoenix dactylifera, Tilia europaea, Cistus ladaniferus u. a. m., schmecken in heißen Ländern, theils freiwüchsig, theils in Folge geschehener Verwundungen, eine zuckerartige, durch die Sonnenhitze und Luft sich nach und nach verbildende Substanz aus; vorzüglich aber geben einige Gattungen der Esche (Fraxinus), und unter diesen F. rotundifolia et Ornus, das meiste und beste Manna. Nach gewöhnlicher Annahme soll das Manna der Israeliten vom türkischen Hahnenkopfe abstammen. S. den Art. Hedyсарum alhagi (2te Sect. IV, 42.). Ehrenreich und Hemprich fanden auf ihren Reisen in Äfen und Afrika auf der Tamarix mannifer., einem Strauche auf dem Berge Sinai, ein kleines Insekt, Coccus mannifer., welches nach ihrer Meinung Aufschwärmung bewirkt. Der Coccus mannifer. bringt auch auf Bombay und Surate auf einer Gattung Saladin Manna hervor, und auf der Aeclepias proceera wird ebenfalls, durch den Stich eines Insekts, Manna erzeugt. Eben so liefert, außer dem Alhagi, eine Tamarispengattung in Syrien und Arabien, Manna. Von europäischen Pflanzen führen nicht allein der essbare Schwingel, auch Schwaden und Mannagras genannt (Festuca fluitans), sondern auch der Wiesentee (Trifolium pratense) u. a. m., in einigen Gegenden den Namen Himmelsbrot. Vergl. die Art. Himmelsthan, Manna, Mannit und Schwingel. (Fr. Thon.)

Himmelscharten, f. Himmelskarten.

Himmelschlüssel, f. Himmelschlüssel und Primula ver.

Himmelschreiende Sünden, f. Sünde.

Himmelsdiener, f. Himmelsverehrer.

Himmelsfernrohr, f. Fernrohr.

Himmelsfeste (die), f. Himmel.

Himmelsfürst, f. Freiberg.

HIMMELSGEGENDEN, WELTGEGENDEN.

1) Bei den neueren Völkern. Um die Lage verschiedener Punkte des Horizontes gegen den Beobachter anzugeben, hat man die Peripherie des wahren Horizontes in eine bestimmte Anzahl von Bogen getheilt; die Punkte, wo die verschiedenen Theile zusammen kommen, bestimmen die Himmelsgegenden; diese Punkte bilden die Mitte einer jeden Himmelsgegend; es ist Sitte, den ganzen Bogen von der Mitte je zweier solcher Theilungspunkte zu der zunächst liegenden Weltgegend zu rechnen.

Bei derjenigen Einteilung des Horizontes, welche nach dem Vorgange der holländischen Seefahrer fast allgemein angenommen ist, liegt der Meridian zu Grunde.

Der eine Punkt der Mittagslinie heißt Süden¹⁾ (Mittag), der andere Norden (Mitternacht). Zieht man in der Ebene des Horizontes eine Linie, welche auf der Mittagslinie senkrecht steht, so heißt der Punkt, welcher gegen den Aufgang der Sonne gerichtet ist, Osten (Morgen), der entgegen gesetzte Westen (Abend). Diese vier Weltgegenden werden gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben N, O, S, W bezeichnet; jeder Punkt hat von dem folgenden einen Abstand von 90°. Man nennt diese vier Weltgegenden häufig die Cardinalpunkte, Hauptweltgegenden.

Wenn man einen jeden der obigen Bogen halbt, so erhält man dadurch vier neue Bezeichnungen für Weltgegenden, von denen jede von der zunächst liegenden Hauptweltgegend um 45° entfernt ist. Die dadurch erhaltenen vier Punkte heißen die ersten Nebengegenden; ihre Namen sind aus denen der beiden zunächst liegenden Gegenden zusammen gesetzt, jedoch muß hier, nach dem eingeführten Gebrauche der Seeleute, stels der Name des zunächst liegenden Punktes im Meridian vorkommen. Es heißt also der zwischen N und O liegende Punkt Nord-Ost oder abgekürzt NO; eben so der zwischen O und S liegende SO; der zwischen S und W liegende SW, der zwischen W und N liegende NW. So häufig man namentlich bei Deutschen eine entgegen gesetzte Stellung der Buchstaben, also Bezeichnungen wie ON für NO findet, so scheint es mir doch am zweckmäßigsten, den Gebrauch der Schiffer beizubehalten; aus eigener Erfahrung weiß ich, wie leicht man sich irren kann, wenn die Ordnung der Buchstaben nicht gehörig in den Beobachtungen des Windes beachtet worden ist.

Bei den Aufzeichnungen des Windes begnügt man sich gewöhnlich mit diesen acht Weltgegenden; viele Beobachter halbiren jedoch einen jeden der obigen Bogen, dann steht jeder von dem folgenden nur 22½° entfernt. Diese Weltgegenden heißen die zweiten Nebengegenden. Ihre Namen sind zusammen gesetzt aus denen der zunächst liegenden Cardinal- und ersten Nebengegend; eingeführte Sätze der Schiffer ist es auch hier, den Namen der Cardinalgegend vorzusetzen. Es heißt also der zwischen N und NO liegende Punkt NNO, nicht NON; der zwischen NO und O liegende ONO; die übrigen sechs Punkte sind nach der Reihe OSO, SSO, SSW, WSW, WNW und NNW.

Die Schiffer pflegen bei den Angaben der Winde jeden dieser Bogen noch zu halbiren, dadurch erhalten sie 16 dritte Nebengegenden, von denen jede von der folgenden um 11½° abheilt. Es werden diese Weltgegenden dadurch bezeichnet, daß man den Namen der zunächst liegenden Hauptgegend und ersten Cardinalgegend durch die Spitze gen. verbindet und hier stels den Namen der zunächst liegenden von beiden vorseht, nur die den Hauptgegenden zunächst liegenden werden

1) Wahrscheinlich ist der Name Süden arabischen Ursprungs: Akaischa bedeutet mit dem Namen Schadschad das Südkant. G. Ritter Geogr. 1, 972.

durch diese bezeichnet, wobei stets der Name der nächsten Hauptgegend vorangesetzt wird. Es heißt also der Punkt zwischen N und NNO Nord gen W, oder abgekürzt NO° ; der zwischen NNO und NO liegende $\text{NO}^{\circ}\text{N}$; man folgen nach der Reihe $\text{NO}^{\circ}\text{O}$, O°N , $\text{SO}^{\circ}\text{O}$, $\text{SO}^{\circ}\text{S}$, S°O , S°W , $\text{SW}^{\circ}\text{S}$, $\text{SW}^{\circ}\text{W}$, W°S , W°N , $\text{NW}^{\circ}\text{W}$, $\text{NW}^{\circ}\text{N}$, N°W .

Will man den Horizont noch in kleinere Abschnitte theilen, so bedient man sich der gewöhnlichen Gradeintheilung, oder hier herrscht durchaus keine Uebereinstimmung in der Bezeichnung. Bei mehreren meteorologischen Untersuchungen werden häufig die Punkte des Horizontes dergestalt getheilt, daß man N mit O bezeichnet und sodann in der Richtung O, S und W bis 360° zählt. Andere rechnen diese Grade in derselben Richtung, oder zählen nur stets bis 90° , also ein Punkt, welcher um 80° von N gegen O entfernt ist, wird mit N 80° O bezeichnet; läge derselbe zwischen O und S und stände von letzterem um 10° , also 80° von O ab, so hieß er O 80° S oder S 10° O. Ich stelle hier gewöhnlich die im Meridiane liegenden Punkte vor und zähle von diesen bis 90° , also Punkte, welche zwischen S und W oder S und O liegen und 1° von O oder W abwärts, bezeichne ich durch S 89° W oder S 89° O. ²⁾

Die Richtung des Windes wird dadurch angegeben, daß man ihn mit derjenigen Gegend des Horizontes bezeichnet, aus welcher er kommt; ein aus der Nähe von NO kommender Wind heißt also NOwind. Es hängt von der Willkür des Beobachters ab, wie viele solcher Punkte er unterscheiden will, jedoch dürften 4 jedenfalls zu wenig seyn. Am zweckmäßigsten scheint es mir 16 Windrichtungen zu beobachten, dann aber diese auf 8 zu reduciren. Dieses muß dadurch geschehen, daß man die Zahl der Winde aus jeder zweiten Nebengegend halbt und den Quotienten zu der zunächst liegenden Cardinalen und ersten Hauptgegend addirt ³⁾. Macht also während einer Zeit N 26, NNO 20, NO 17 und ONO 10 Mal, so erhalten wir für N $26 + 10 = 36$, für NO $17 + 10 + 5 = 32$.

Meeresströmungen werden gewöhnlich nach der Richtung benannt, nach welcher sie gehen; also ein NOstrom ist nach eingeschobenem Gebrauche der Schiffer ein solcher, welcher sich nach NO bewegt. Jedoch herrscht hier keine allgemeine Uebereinstimmung, und manche Schiffer sagen daher zur Vermeidung von Zweideutigkeiten, der Strom geht nach NO oder kommt aus SW.

Die meisten Europäer haben die erwähnten Bezeichnungen für die Theile des Horizontes angenommen; da indeß die Franzosen Est und Ouest für Ost und West sagen, so muß man in französischen Schriften für die Abkürzungen E und O stets die deutschen O und W

nehmen ⁴⁾. Eben so bezeichnen die Engländer den Ostpunkt (Est) mit E, während der Westpunkt bei ihnen dasselbe Zeichen hat als im Deutschen. Nur italienische Meteorologen haben eine abweichende Bezeichnungssatz. Sie gebrauchen für N die Benennung Tramontane d. d. jenseits der Alpen. Eben so haben sie für die andern sieben Gegenden besondere, oder der Lage der Sonne nach ober des Auf- und Unteranges der Sonne hergeleitete Benennungen. Es ist nämlich Greco = NO, Levante = O, Sirocco = SO, Ostro = S, Garbino = SW, Ponente = W, Mastro = NW. Eben diese Benennungen habe ich auch in mehreren von Spaniern herrührenden Aufzügen in den *Annales de ciencias* gefunden.

Die Bergleute theilen den Horizont gewöhnlich in 24 Theile und nennen diese Stunden; s. Gänge.

In der Astronomie ist es gewöhnlich, den Abstand des Punktes, in welchem ein Stern auf- oder untergeht, von dem wahren Ost- oder Westpunkte mit dem Namen Morgenweite (Amplitudo ortiva) oder Abendweite (Amplitudo occidua) zu bezeichnen; man unterscheidet die südliche Morgen- oder Abendweite von der nördlichen; bei jener geht der Stern zwischen O und S oder W und S auf oder unter, bei dieser zwischen N und O oder N und W. Nur Sterne, welche im Aequator liegen, gehen genau in O oder W auf oder unter, alle diejenigen, deren Declination nördlich ist, haben eine nördliche Morgen- und Abendweite, bei Sternen, deren Declination südlich ist, wird diese südlich.

Die Morgenweite läßt sich vermittle der im Art. Himmel benutzten Formel leicht berechnen. Ist nämlich δ die Declination des Sternes, h seine Höhe, φ die Polhöhe des Ortes und t der Stundenwinkel, so ist

$$\sin. \delta = \sin. h \sin. \varphi - \cos. h \cos. \varphi \cos. t$$

In unserm Falle ist $h = 0$, der Stundenwinkel t gleich $90^{\circ} +$ Morgenweite $= 90^{\circ} + a$; setzen wir daher diese Werthe in diesen Ausdruck, so wird

$$\sin. \delta = \cos. \varphi \cos. (90^{\circ} + a) = \cos. \varphi \sin. a,$$

daraus ergibt sich

$$\sin. a = \frac{\sin. \delta}{\cos. \varphi}$$

Bei südlicher Declination ist δ negativ, also wird auch a negativ, es liegt der Aufgangspunkt zwischen S und O. Sind die absoluten Werthe der nördlichen und südlichen Declination gleich, so stehen die Punkte, in denen die Sterne auf- oder untergehen, gleich weit von O oder W ab.

Die Morgen- und Abendweite sind wegen des Nenners $\cos. \varphi$ nicht allezeit gleich. Da es wegen der folgenden Untersuchungen von Wichtigkeit ist, die Morgenweite der Sonne an den Tagen der Solstitien zu kennen, so gebe ich diese für Polhöhen von 10 zu 10 Grad.

²⁾ Kämt; Meteorologie, (Balle 1831, 8.) Bd. I, S. 165 und S. 216 ff. ³⁾ f. Meine Meteorologie I, 155.

⁴⁾ Es gibt wohl wenig Punkte, in denen die letzteren von Bezeichnungssätzen so häufig fehlen, als in diesen.

Polsöhe.	Morgenweite.
0'	23° 30'
10	23 53
20	25 7
30	27 25
40	31 22
50	38 15
60	52 54
66 30'	90 0
70	nicht mehr auf- oder untergehen.
80	
90	

Die Anwendung dieser Tafel ist sehr leicht. Beim Winterfolsitium liegt der Punkt, wo die Sonne aufgeht, in einer Breite von 60° am einen Bogen von 52° 54' von Osten gegen Süden, beim Sommerfolsitium um dieselbe Größe gegen Norden. In der Breite von 67° 30' würde die Sonne bei Uebersetzung der Refraction am Tage des Winterfolsitiums nicht mehr aufgehen, am Tage des Sommerfolsitiums nicht mehr untergehen.

Dieselbe Berechnung kann man für jeden Ort und jeden Stern vornehmen. Will man allgemein wissen, welche Declination ein Stern haben müsse, wenn er an einem Orte stets über dem Horizonte bleiben soll, so darf man nur $\sin. \alpha = 1$ setzen, dann wird $\sin. \delta = \frac{1}{\cos. \varphi}$; Sterne, welche eine größere Declination haben, gehen nie unter; ist δ negativ, so wird $\sin. \alpha$ negativ, und der Stern erscheint nie über dem Horizonte wenn $-\sin. \delta = \frac{1}{\cos. \varphi}$ ist. (L. F. Kämtz.)

Will man die Lage eines Himmelskörpers oder eines Meteor's durch die Himmelsgegend, nach welcher der Gegenstand erscheint, angeben, so muß man, wenn selbiger nicht im Horizont sich befindet, durch das Zenith und die angegebenen Punkte des Horizonts größte Kreise gelegt sich denken, und dann die Lage des Gegenstandes durch diejenige Himmelsgegend bestimmen, deren Verticalkreis derselben am nächsten liegt. In der Astronomie wird jedoch die Lage der Himmelskörper meistens Theils durch das Azimuth derselben angegeben, welches gewöhnlich von der Südseite des Meridians aus nach beiden Seiten bis 180 Grad östlich oder westlich fort gezählt wird, aus welchem, wenn man will, die Himmelsgegend leicht abgeleitet werden kann, nach welcher der Gegenstand erscheint. Denn gesetzt man wüßte, ein Gegenstand habe zu einer Zeit 130 Grad östliches Azimuth, so folgt hieraus sogleich, daß der durch ihn gelegte Verticalkreis den Horizont in einem Punkte schneidet, welcher 180 - 90 = 90 Grad vom Ostpunkt nach Norden zu liegt; je zwei auf einander folgende Punkte haben 11½ Grad Abstand, folglich wird der selbige Verticalkreis dem vierten Theilungspunkte zwischen Osten und Norden am nächsten liegen, und die gesuchte Himmelsgegend wird Nordost seyn. Zuweilen wird auch der Name Himmelsgegend mit Himmelsstrich oder Klima als gleich bedeutend gebraucht. (D. Eduard Schmidt.)

2) Bei älteren Völkern. Nach dem natürlichen Erscheinen der Sonne über der Oberfläche der Erde und ihrem Verschwinden von derselben richteten sich die ältesten Völker bei Bestimmung der Himmelsgegenden. Der Morgenländer wendete seinen Blick gegen den Ort des Sonnenaufganges und nannte diese Richtung vorn ($\alpha\pi\rho\varsigma$); was in seinem Rücken lag, nannte er hinten ($\epsilon\pi\iota\sigma\tau\epsilon\varsigma$, Job 32, 8. 9.). Rechts war ihm daher das, was wir Mittag, links, was wir Mitternacht nennen¹⁾. Die biblischen Schriftsteller begreifen oft alle Himmelsgegenden, wenn sie nur einige, z. B. Morgen und Abend²⁾, oder Mittag und Mitternacht³⁾ angeden. Erd- und Himmelsgegenden bezeichnen sie durch die Ausdrücke: vier Ecken der Erde⁴⁾, vier Säume, Ecken der Erde⁵⁾, Ecken⁶⁾ oder auch Winde des Himmels⁷⁾. Sonst heißt der Morgen auch Ausgang der Sonne, vollständiger Ort des Sonnenaufganges⁸⁾. Eben so auch wohl Untergang der Sonne für Abendgegend. Die Mittagseite hieß auch die sonnige, helle Gegend ($\alpha\pi\rho\varsigma$) oder nach dem Einfluß der Sonne auf den Erdboden die trockene ($\chi\alpha\lambda\iota$); Mitternacht dagegen das Verborgene, Verhüllte, Dunkle ($\sigma\tau\epsilon\gamma\alpha$).

Die Griechen gingen bei Bestimmung und Benennung der Himmelsgegenden ebenfalls von dem Auf- und Untergange der Sonne aus, wie der Name der Morgengegend $\alpha\pi\rho\varsigma \eta\mu\epsilon\varsigma$ $\tau\epsilon$ $\eta\lambda\iota\alpha\upsilon\tau\epsilon$ und der Abendgegend $\alpha\pi\rho\varsigma \chi\omega\gamma\omega\varsigma$ beweiset. Jene ist die Licht-, diese die Schattenseite⁹⁾. Der Bedeutung dieser Ausdrücke, (srem ich Strabon's und J. H. Voß Behauptung, daß $\alpha\pi\rho\varsigma \eta\mu\epsilon\varsigma$ $\tau\epsilon$ den Süden und $\alpha\pi\rho\varsigma \chi\omega\gamma\omega\varsigma$ den Norden bezeichne. Verführt durch 3 Stellen in Homers Gedichten¹⁰⁾, glaubte man, daß Helios zur Mittagzeit dem Süden näher sei, und $\alpha\pi\rho\varsigma \chi\omega\gamma\omega\varsigma$ mußte dem Gegenfatz bilden. Homer selbst oder sein Zeitalter habe und bezeichnete richtiger. Eos und Helios richteten sich alle Mal nach Morgen, $\alpha\pi\rho\varsigma \chi\omega\gamma\omega\varsigma$ zeigt immer nach Abend¹¹⁾. Die andern Gegenden werden durch die Beisätze deutlich, z. B. zur Rechten, zur Linken¹²⁾ oder $\mu\epsilon\tau\omega\kappa\alpha\tau\alpha$, hinten¹³⁾. Hiemeilen wird nur Morgen und Abend genannt und auch die Gegenden nach Mittag und Abendmitternacht darunter mit umfaßt¹⁴⁾. Diese Benennungen bedurften auch die spätern Dichter und Prosaiter bei, welche $\alpha\pi\rho\varsigma \eta\mu\epsilon\varsigma$ $\tau\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\eta\lambda\iota\alpha\upsilon\tau\alpha\varsigma$ im Gegensatz von $\tau\alpha$ $\alpha\pi\rho\varsigma \epsilon\pi\iota\sigma\tau\epsilon\varsigma$ ¹⁵⁾ schreiben.

1) Nach Walford (Asiat. Research. Vol. VIII. p. 275) bezeichnen die Hindu's die Himmelsgegenden auf ähnliche Weise, nämlic die Morgengegend Para oder Parra (vorn), Abend Apara und Paschina (hinten), Mittags Paschina (rechts), und Mitternacht Vama (links). — 2) Jer. 49, 6. Mal. 1, 41. Ps. 50, 1. 75, 7. 113, 8. — 3) Jer. 54, 3. Zachar. 8, 7. 12, 8. Ps. 88, 18. — 4) Apokal. 7, 1. 20, 8. auf $\tau\epsilon\sigma\sigma\alpha\varsigma \mu\epsilon\tau\omega\kappa\alpha\tau\alpha$ $\tau\epsilon\varsigma$ $\pi\acute{\alpha}\delta\epsilon\varsigma$. — 5) Jer. 11, 12. — 6) Jer. 49, 38. 1. Corin. 9, 24. — 7) Zachar. 6, 5. Ps. 139, 24. Ps. 139, 27. — 8) 1. Kori. 25, 18. 1. Sam. 13, 7. 9) Der Jünger wegen verworfen wird auf Bilder homer. Geographie S. 20-30. — 10) IL VIII. 68. XVI. 777. Odys. IV. 400. — 11) $\chi\omega\gamma\omega\varsigma$ erinnert an $\pi\eta\gamma\epsilon$ und ist in der Bedeutung gleich. Rosenmüller bibl. Geogr. I. 1. S. 159. — 12) IL XII. 239 sqq. — 13) Od. XIII. 241. 14) IL XII. 239. 15) Herodot. VII. 58. 1. 142. 201. II. 8. 17. 158. IV. 18. 22. VI. 129.

Die Himmelsgegenden wurden, wie die Winde, vervielfältigt. (Schinckr.)

Die Zahl der Winde, welche Griechen und Römer in späteren Zeiten annahmen, ist ungleich; sie nahmen 4, 8 und 12 Winde an, denen sie eigene Namen beileigten. Sie richteten sich dabei nach den Punkten, wo die Sonne im Sommer und Winter auf- oder unterging; es fielen demnach die von ihnen gegebenen Punkte des Horizontes nicht mit den unsrigen zusammen, und daher widersprechen sich die neueren Interpreten bei Erklärung einzelner Winde häufig. Nachdem die 4 Cardinalwinde auf dieselbe Art bestimmt waren, als dieses bei uns geschieht, nahmen die Alten auf der Südseite des Horizontes noch zwei Punkte an, wo nämlich die Sonne am längsten und kürzesten Tage aufging. Zwei eben solche Punkte wurden auf der Westseite angenommen. Nehmen wir an, die Breite von Griechenland sei 37°, so wird am Tage der Solstitien die Morgen- und Abendweite 29° 57', es steht also der Punkt des Horizontes, welcher die Mitte dieser Weltgegenden bestimmt, nahe 30° von O oder V entfernt; die Bogen von diesen Punkten bis zu N und S betragen 60° und diese werden halbiert, um vier neue Weltgegenden zu erhalten. Dadurch wurde der Umriss der Weltgegenden in 12 gleiche Theile getheilt. Daß dieses richtig sei, geht aus den Worten Seneca's hervor: "Quidam illos duodecim faciunt. Quatuor enim coeli partes internas dividunt et singulis ventis binos collectos dant."

Die Bezeichnungen der einzelnen Winde sind nicht bei allen Schriftstellern gleich; es genüge hier die Einteilung des Aristoteles (Metcor. II, 6.) und des Varro (bei Seneca l. I.) zu geben; die erste Verticalspalte folgender Tafel enthält den Punkt des Horizontes in Graden angegeben, die zweite und dritte die Bemerkungen des Aristoteles und Varro und die vierte diejenigen Punkte unserer Einteilung, mit denen die der Alten zunächst übereinstimmen.

	Aristoteles.	Varro.	
N	βορρῆας oder ἀναπύριος	Septentrio	N
N 30° O	πρηνες	Aquilo	NOg N
N 60° O	εὐρυπύριος	australis	NOg O
O	εὐπύριος	Subsolanus	O
S 60° O	εὐπύριος	Eurus, Vulturina	SOg O
S 30° O	εὐπύριος	Euronotus	SOg S
S	νότος	Notus, Austr	S
S 30° W	λαβριντος	Libonotus	SWg S
S 60° W	λίπ	Africus	SWg W
W	ζephyρος	Favonius, Zephyrus	W
N 60° W	εὐπύριος	Argestes, Corus	NWg W
N 30° W	εὐπύριος	Tharscias	NWg N

Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften befehlt man diese Abtheilung anfänglich noch bei; so befindet sich dieselbe in der Elucidatio fabricae usque astrolabii a Johanne Stofferino. 4. Oppenheim 1513. fol. XI.

Als sich jedoch in der Folge das Unbequeme dieser Einteilung in höheren Breiten zeigte, gab man sie auf und nahm die der Polländer mehr oder weniger allgemein an. (L. F. Kämtz.)

Himmelsgeisse, f. Scolopax gallinago.

HIMMELSGERSTE (die), Hordeum coeleste, auch Jerusalemgerste, Davidgerste, ägyptisches, wallahisches, sibirisches Korn, Weizengerste, Reisgerste genannt, ist eine Gerstenart, welche zu der unregelmäßig sechsseitigen gehört, deren Grannen bei der Reife abfallen, so daß die Ähren dann nackt stehen. Sie liefert ein gutes Mehl, welches mit Roggenmehl zum Brotdaden brauchbar ist, empfiehlt sich dadurch, daß sie als Sommergerste die Frühlingsfröste besser erträgt und schnell zur Reife gelangt, daher auf hohen Gebirgen (dem Himalaya in Asien) und in rauhen Gegenden (Norwegen) gebaut wird. Sie verdient, wegen ihres reichen Ertrages, besonders in den Gebirgsgegenden angebaut zu werden.

(Friedr. Heusinger.)

Himmelsgewölbe, f. Himmel.

Himmelsgeysir, f. Scolopax gallinago.

Himmelsgleicher, f. Äquator.

HIMMELSGLOBUS besteht in einer künstlich verfertigten Kugel aus Metall, Pappe u. s. w., auf welcher die Sterne in derselben gegenseitigen Lage verzeichnet sind, als sie am Himmel selbst besitzen, und er bietet daher eine Darstellung der Himmelskugel auf eben dieselbe Weise, als der Erdglobus eine Abbildung der auf der Erdoberfläche vorkommenden merkwürdigen Punkte und der Umrisse der Länder ausmacht. Durch diejenigen Punkte des Globus, welche mit den Polen des Himmels überein stimmen, geht eine Axe, die in einem messingenen Ringe, der die Kugel umgibt, und als der Meridian irgend eines Ortes angesehen wird, so besetzt ist, daß die Kugel sich leicht mit dieser Axe drehen läßt. Auf diesem Ringe ist noch ein kleiner Ring angebracht und mit erstem fest verbunden, dessen Lage mit dem des Äquators parallel ist, und in 24 Stunden eingetheilt wird. An die Verlängerung der Axe des Globus, die durch den Mittelpunkt des kleinen Ringes geht, ist ein Zeiger besetzt, der sich mit der Kugel zugleich bewegt, und eine solche Lage haben muß, daß wenn der Frühlingsäquinoccialpunkt des Himmelsglobus unter dem Meridian gebracht wird, derselbe auf Null zeigen muß. Führt man dann einen andern Stern unter den Meridianring, so gibt der Zeiger auf dem kleinen Ringe die gerade Aufsteigung oder Rectascension des Sterns in Zeit an. Genau genommen ist aber diese letztere Bemerkung ziemlich überflüssig, da der kleine Halbmesser dieses Ringes nur eine sehr ungenaue Zeitbestimmung zuläßt, und die gerade Aufsteigung sich viel besser auf dem in Graden getheilten, auf dem Himmelsglobus selbst verzeichneten Äquator ablesen läßt, indem der Punkt des Äquators, welcher mit dem Stern zu gleicher Zeit unter dem Meridianring sich befindet, die gerade Aufsteigung des Sterns in Graden angibt. Hierbei kann man, wenn der Globus nur eine mittelmäßige Größe hat, und die Bewegungen gut eingerichtet sind, ohne Mühe die Be-

1) Quest. ost. V. 16.

2) Quest. d. 22. u. 23. Jo. Jo. Jo. VIII.

und grobnarbig ist, gibt man demselben mehrere Anstriche mit Keimwasser, bis nichts mehr eintrifft und alle Poren wohl verschlossen sind; doch darf sich keine Keimrinne bilden. Das Keimwasser wird Anfangs sehr dünn und warm aufgetragen, damit es besser in das Holz einzieht und der Keim, wenn er trocknet, nicht wieder abspringt; dann wird das Keimwasser etwas verstärkt, um das Holz völlig zu sättigen. Auf diesen Keimgrund, wenn er völlig abgetrocknet und zuerst mit Schachtbalm oder Bimsstein, dann mit einem reinen Tuche gut abgerieben und polirt worden ist, wird nun ein weißer oder Kreidegrund ²⁾, und zwar 6, 8 bis 10 Mal mit einem feinen, doch etwas großen Borstenpinsel warm, dünn und gleich aufgetragen; ist jeder Auftrag gehörig trocken, so wird er mit Schachtbalm, welchen man vor dem Gebrauche in warmes Wasser getaucht und wieder abgetrocknet hat, damit er die zu große Erdöligkeit verliere, geschmelzter werde und weniger stark angreife, oder mit ganz fein pulverisirtem Bimsstein, den man vorher wohl ausgekühlt hat, abgerieben und geglättet. Man kann auch, statt der weißen Kreide, engländisches Bleiweiß oder, noch besser, Schieferweiß nehmen, solches mit Wasser fein abreiben, auf einer Glaskachel, in Häuschen gelicht, trocknen, dann wieder trocken abreiben, und mit Pergamentkeim, der durch lauwarmes Wasser temperirt worden ist, vermischen und damit wie mit dem Kreidegrund verfahren. Verschiedene Künstler tränken die natürliche Holzfläche der Kugel nicht mit Keim, sondern reiben eine Farbe, welche zur Grundfarbe dienen soll, gleich mit einem gut trocknenden Ölfirnisse ab und grundiren damit; oder sie tränken die Holzfläche zwar auch, aber nicht mit Keim, sondern mit kochend heißem Ölfirnisse, bereiten die Grundfarbe mit dem gleichen Ölfirniss, die Hauptfarbe aber mit einem Lackfirnisse. Jede dieser Behandlungen führt zum Zwecke; denn sowohl das Tränken mit Keimwasser, als auch mit Ölfirniss, verschließt die Zwischenräume des Holzes und bewirkt, daß der Lackfirnis, der sonst auf dem Hirsnholz oder auf überpflanzten Stellen einen Abstoß machen würde, besser deckt. Wenn aber Manche so gleich mit der Hauptfarbe anfangen, um dadurch Zeit, Mühe und Kosten zu ersparen, so ist ein solches Verfahren aus leicht zu begreifenden Ursachen nicht zu billigen. Wie aber auch die Kugel behandelt wird, so ist sie nach jedem Anstriche ein besonderes Schleifen nothwendig, weil bei aller Mühe und Sorgfalt, die beim Auftragen, sowohl der Grundfarbe, als auch der Hauptfarbe, angewendet wird, sich nur selten alle Erhöhungen ganz ver-

meiden lassen. Das Schleifen der Grundfarbe geschieht mit Bimsstein, Schachtbalm, Fischhaut, Trippe, geschlämmter Kreide oder weissem präparirtem Hirschhorn. Den Bimsstein glätt man im Feuer wohl aus, stößt ihn zu einem recht feinen Pulver und beutelt ihn durch ein sehr feines Haarsieb; den Schachtbalm behandelt man beschriebener Maßen. Nun spannt man die Kugel mit ihren beiden Enden in eine Drehbank, taucht in die Schleifmasse von Bimsstein, Fisch, dessen man auch zu gleichen Theilen ganz feines Ziegelmehl und pulverisirtes, weißes, präparirtes Dirschhorn, mit einander vermischt, nehmen kann, ein Stück weißen festen Filz und schleift damit die umlaufende Kugel entweder trocken, wenn mit Keim grundirt worden, oder mit Wasser, wenn ein Öl zum Bindemittel gedient hat, bis zur Glasglätte, während man den Abstoß mit einer weichen Bürste in dem ersten, oder mit einem nassen Schwamme für den zweiten Fall, fleißig hinweg nimmt. Um der geschliffenen Fläche die möglichste Feinheit zu geben, nimmt man ein Stuch festgewalkten, reinen, weißen Filz, drückt solchen in unvermishtes, weißes, fein pulverisirtes, präparirtes Hirschhorn und polirt damit die geschliffene Fläche so lange, bis sie glatt und glänzend geworden ist. Zuletzt polirt man mit feinem Haarpulver oder pulverisirtem und geschlämmtem Trippe mittels eines alten seidenen Tuchs die Arbeit nach, wodurch der höchste Grad von Feinheit hervorgebracht wird. Ist die Grundfarbe gehörig glatt und eben, dergestalt, daß sich nichts Raubes mehr, weder durch das Gefühl noch durch das Gesicht wahrnehmen läßt, so wird die Hauptfarbe, welche mit einem Lackfirnisse zubereitet worden ist, aufgetragen, und auch diese geschliffen. Zu diesem Schleifen stößt man ausgeglühten Bimsstein recht fein, reibt ihn auf dem Reibsteine, thut sodann die geriebene Masse in ein Geschir, gießt Wasser dazu, schlämmt sie ab, nimmt das Feine oben weg, bringt es in ein besonderes, mehr flaches Gefäß, rollt hierauf ein Stuch gut gewalkten Filzes fest zusammen, umwickelt ihn einige Male mit Bindfaden, damit er sich während der Arbeit nicht auflösen kann, und schleift mit diesem und dem Bimssteinwasser die schnell auf der Drehbank umlaufende Kugel auf dieselbe Art, als das erste Mal bei der Grundfarbe. Auch hier wird die Arbeit von Zeit zu Zeit mit einem Schwamme und Wasser wohl gereinigt und mit einem feinen Tuche abgetrocknet, um zu sehen, ob ein weiteres Schleifen nöthig ist. Zeigt sich die geschliffene Farbe nach der Reinigung mit dem nassen Schwamme glatt wie ein reines Glas und läßt sich durch das Gefühl nicht Raubes mehr wahrnehmen, so kann die Politur oder die völlige Glättung vorgenommen werden. Hierzu gebraucht man präparirtes, weißes Hirschhorn, ein Stuch ganz reinen Filz, der aber nicht zusammen gerollt wird, und hinlängliches Wasser, verfährt, wie schon gemeldet, reingest nach dem Schleifen den Farbangrund zuerst mit dem nassen Schwamme, dann mit einem weichen, leinernen, trocknen Tuche und zuletzt mit einem ebenfalls trocknen, weichen Stuch Hirsch- oder Rebleter, wo dann die Fläche wie ein geschliffenes Spiegelglas erscheinen wird.

²⁾ Um diesen zu erhalten, nimmt man feine, weiße Kreide, reißt sie zu Pulver, reißt dieses auf einem Reibstein trocken und so hart wie möglich ab, läßt das Reibpulver durch ein feines Haarsieb oder Zunderloch laufen, schiebt das Durchgelaufene in ein Reim, welchem flüssigeres und sehr feine Kreide durch ein feines Tuch. Diese Kreide bleibt nun beiseite so lange ruhig stehen, bis sich die Kreide völlig auf dem Boden des Gefäßes gelöst hat, worauf man das darauf ruhende helle Wasser behutsam abgießt und dem Bodenreste so viel Pergamentkeimwasser beimischt, als zur hinlänglichen Verdünnung erforderlich ist.

Bei diesem Abtrocknen muß man so recht genau darauf sehen, daß nichts von dem Abgeschliffenen zurück bleibt, weil es sich sonst, wenn die Linien, Kreise, Sterne und Sternbilder mit Lackfirnis aufgetragen werden, darunter ziehen und die ganze Arbeit verderben würde. Zieht erst kann das Erforderliche ausgeglichen und mit einem farbigen Lackfirnis ausgemalt oder illuminiert werden. Eine gute und richtige Himmelskarte kann hierbei zum Muster dienen. Die ganz vollendete Himmelskugel ist mit einem leichten Kopalackfirnisse zu überziehen *).

2) Benutzung hohler Kugeln zum Himmelsglobus. Sie werden auf folgende Weise zu Stande gebracht.

a) Über ein Gerippe. Man mache aus dünnen hölzernen Reifen, oder aus Ringen, welche von runden Schachteln abgeschnitten worden, oder aus Reifen, gut mit Leimwasser getränkten Papierstreifen über einen dünnen hölzernen Epinder, der an seinen beiden Enden mit einer angemessenen Wölbung versehen und wegen des nachherigen Auftragens verhältnismäßig kürzer ist, als die Ase oder der Durchmesser der Kugel werden soll, auch in der Mitte ein doppeltes Kreuz und einige andere Seitenarme hat, die sich genau nach der abfallenden Dicke der innenwärtigen Kugel richten, ein Gerippe, welches so ziemlich die Gestalt einer Kugel besitzt, überziehe es rund herum mit Tuch und schlage in die Mitte der beiden Hinterschalen des Epinders messingene Stifte ein, die einige Zoll weit hervorragen. Hieraus bereite man eine Reife, zähe Masse aus klar geschabter Kreide und Kleister oder Leimwasser, mische Kälberhaare darunter, belege damit die ganze Tuchfläche und drehe die an den beiden Stiften eingespannte Kugel so lange herum, bis der Beschlag trocken geworden ist, wenigstens nicht mehr abfließt. Statt der Kreide kann man auch weißen Thon oder gebrannten Gyps anwenden, den man mit Leimwasser zu einem steifen Breie anrührt. Oder man Kocht 4 Loth Zischlerlein in 1 Pfund Wasser; mischt, sobald Alles zergangen ist, 6 Loth Roggenmehl nebst 1 Fingershut voll Alaun darunter, und rührt Alles wohl zusammen, zuletzt bringt man kleine Stücke von etlichen Vögeln grauen Fälschpapiers neß einer hinlänglichen Quantität durchgesiebter Sägespäne in den Kleimleister und knetet Alles in einer geräumigen Schüssel zu einer konsistenten Masse, womit man das Tuch überlegt. Mehl, Kleister, Kohlenpulver, Kälberhaare und Leimwasser gibt ebenfalls eine brauchbare Masse, die, wie überhaupt auch jede andere, mit Kalksteinpulver, Wermuth, Aloe oder Koloquinten, gegen das Angehen der Würmer, verfest sein muß. Sobald der Beschlag ganz trocken ist, untersucht man die Rundung der Kugel in jeder Richtung entweder mit dem so genannten Zastlerzirkel, oder besser durch einen aus Pappe oder Blech geschnittenen Model, der eine vollkommen kugelförmige Öffnung hat, und füllt alle Vertiefungen mit der Masse gedrückt aus, bis die Kugel die gewünschte Größe und Rundung

erreicht hat. Es versteht sich aber von selbst, daß jede Lage erst völlig trocken werden muß, bevor eine neue aufgetragen wird. Zuletzt ist die ganze Kugel mittels eines zarten Pinsels mehrmals mit starkem Leimwasser oder dünnem Kleister zu überstreichen, und wenn auch dieser Grund gänzlich ausgetrocknet ist, die Fläche hinlänglich zu ebenen, fein abzureiben und auf allen Punkten vollkommen zu runden. Das Ebene geschieht mit einer Feile, das Abreiben mit Polirpapier, Fischhaut, Wismuth oder Schafstholm. Zum Abwischen des losgeschliffenen Unraths dient eine zarte Bürste. Das Abreiben der Kugelfläche läßt sich auch mit einer Mischung von sehr zartem Zieglmehl und pulverisirtem Firschartorne mittels eines Stücks weißen, festen Filzes bewerkstelligen. Erst wenn die Fläche der Kugel ganz eben, rund und glatt ist, kann sie mit einer Himmelskarte überzogen werden.

Eine andere Anweisung zur Verfertigung hohler Himmelsgloben von 1 Pariser Fuß im Durchmesser, und zwar über ein Gerippe, hat der Astronom Schröter in Bode's astronom. Jahrbuch für d. J. 1786 erteilt; das Wesentliche davon ist folgendes. Man lasse sich eine Ase von gehöriger Länge, vieredig, 1 Zoll dick, von Messing, neß einer dazu gehörigen etwas kürzeren, vieredigen, messingenen Scheide verfertigen, worin die Ase genau hin und her geschoben werden kann, und welche den ersten Grund des Kugelgerippes darstellt. An jedes Ende dieser Scheide wird ein rundes messingenes, 2 Pariser Elle im Durchmesser haltendes Blech gelötet, welches an seiner Peripherie 12 Löcher hat. In diese Löcher werden, oben und unten, 12 halbrunde Bügel von Eisenbrat dergestalt befestigt, daß diese erste Anlage des Skelets im Durchmesser nur etwas über 10 Elle hält. Durch diese 12 Bügel, welche man sich als Meridiane des Gerippes vorstellen kann, wird seiner Eisenbrat, 1 Zoll weit von einander so eingeschlotten, daß daraus gleichsam der Äquator des Gerippes mit seinen Parallelen entsteht. Hieraus wird durch die zwischen dem Draht befindlichen Quadrate Hebe oder großer Flachs eingeschlotten, hier und dort an den Draht angenäht und durch und durch mit ziemlich dickem Leimwasser zum öftern nach einander beneht. Auf diese erste kugelförmige Rinde, wenn sie trocken geworden ist, werden frische Lagen von Hebe oder Flachs gebracht und ebenfalls mit Leimwasser getränkt, bis die Kugel etwa 10 1/2 Par. Elle im Durchmesser hat. Nunmehr wird ein dicker Kitt, den man aus gebrannter, ganz fein geschosener Kreide mit gebleichtem, etwas dickem Leimwasser verfertigt hat, mit einem starken Pinsel lagenweise und so lange aufgetragen, bis die Kugel, welche während dieser Operationen auf einer Maschine beständig um ihre Ase gedreht wird, an allen Punkten ihrer Fläche genau 1 Par. Fuß im Durchmesser beträgt und eine zähe, zugleich feinharte, Rinde erhalten hat. Um das Spalten oder Reissen des Kittes zu verhüten, muß man jede Lage immer erst ganz trocken und hart werden lassen, bevor eine frische aufgetragen wird. Da ferner die Kantenstücke, wenn sie für eine Kugel von 1 Fuß Durch-

*) Vergl. hierüber meine vollständige Anleitung zur Radiustafel Nr. 12. Aufl. Jena 1825, 8.

messer bestimmt und eingerichtet sind, beim Aufziehen durch den naßen Anstrich mit Buchbinderleiste über 1 Linie länger und verhältnißmäßig breiter werden; so muß man die Kugel um so viel über das Maß von 1 Fuß vergrößern. Zu dem Ende wird die Kugel erst mit einer Feile und Bismutlein polirt, dann werden papierne Patronen, welche nach dem Verhältnisse der Kugel gerichtet und etwas kleiner als die Segmente der Karte sind, lagenweise, nach jedesmaliger Abtrocknung, fest über einander geleistert, so daß die folgende Patrone stets die Hälfte der vorher aufgestellten deckt, bis die Kugel auf ein Haar so groß ist, als die Kugelschnitte der Karte wegen ihrer Ausdehnung beim Aufziehen erfordern, welches leicht durch eine mit den Segmenten der Karte gleich große Patrone probirt werden kann. Jetzt wird diese feste Papierinde mit Bismutlein abgeschliffen, und zwar in kreisförmiger Bewegung. Die Segmente der Karte sind mit recht gutem, scharfem Buchbinderleiste das Genaueste aufzutragen. Auf den Leiste kommt viel an. Zuletzt wird die völlig fertige Kugel mit einem hellen Leimwasser von Hausenblase oder Pergamentschnitten sorgfältig, und wenigstens 2 bis 3 Mal überstrichen, wodurch die Farben der Karte gleichsam fest und die Zwischenräume des Papiers gegen das Eindringen des Laßs verslopfen werden. Ist der letzte Leimauftrag völlig trocken geworden, so wird ein sehr leichter, durchsichtiger Kopalalbsirnis so gleichmäßig wie möglich mit einem so genannten Fischpinfel, welcher aber nicht zu klein seyn darf, ein Mal oder mehrere Male aufgestrichen, um der Kugel theils Glanz und Schönheit zu geben, theils sie gegen nachtheilige Einwirkung einer abwechselnden Temperatur zu schützen, auch ihre Oberfläche mit einem feuchten Schwamme säubern zu können, wenn Staub oder Fingenschmutz solche verunreinigt haben.

b) Ohne Gerippe läßt sich eine hohle runde Kugel nach einem Modelle folgender Gestalt hervorbringen. Man nehme eine vollkommen runde Kugel, die sie gut ein, oder bestreiche sie überall recht stark mit Seife, damit kein Ankleben an die Form Statt findet, und belege sie rund herum und möglichst gleich mit einer ziemlich konsistenten, zähen und stark bindenden Masse, die dem Zeug der Papiermacher ganz gleich seyn, aber auch auf andere Weise bereit werden kann⁴⁾. Die Masse läßt sich dadurch abdärben, daß man dieselben entweder etwas überhaare und fein gefestete Eidespäne, oder ganz kurz geschnittenen Flach oder Hanf,

nächst dem auch bitre Sachen, als Wermuth, Roskassienpulver, Aloe u. dgl., gegen das Ankleben der Würmer, bestricht; auch ist es gut, die aufgetragene Masse an verschiedenen Stellen mit Abschnitten von hartem Papiere, das man gut in Leim- oder Gummivasser eingeweicht hat, zu belegen, damit sie fester zusammen hält und nicht so leicht abfällt. Hat die aufgetragene Masse durch das Austrocknen hinlängliche Stärke und Festigkeit erhalten, daß sich die Kugel auf der Drehbank abdrehen und weiter behandeln läßt: so wendet man Alles an, um ihr eine völlig runde und glatte Gestalt zu geben. Ist auch dieses geschehen, so wird der hornharte Überzug mit einem recht scharfen Messer genau auf der hohen Kante oder dem Äquator durchgeschnitten und das Model oder die Form, über welche die Kugel gebildet worden ist, heraus genommen. Um diesen beiden dadurch entstehenden Halbkugeln theils eine gemeinschaftliche Axe, theils auch zwei feste Punkte zu geben, um welche sich nachher die Kugel rund herum drehen läßt, wird eine hölzerner Welle mit einem doppelten Kreuze, deren Länge sich nach dem innern Durchmesser der Kugel richtet, in den hohlen Raum eingestiftet und durch den Überzug in jedes Hirnende der Welle ein runder Stift von Messing dergestalt vertikal eingeschlagen, daß die beiden Enden noch um einige Zolle fest heraus stehen, worauf dann die genau zusammen stoßenden Ränder der beiden Halbkugeln mit einem guten Leime zu einem Ganzen fest verbunden werden. Dem Schlußse mehr Festigkeit zu geben, reibt man nicht allein in die Fuge einen guten Kitt ein, den man aus Kleiweiss, Rennige, Umbram und ein wenig Silberglätte mit etwas warmem Leimwasser bereitet hat, sondern überlegt sie auch mit Streifen weissen, feinen Papiers, oder sehr zarter alter Leinwand mittels Leimes oder Kleisters. Die weitere Zubereitung stimmt mit den früheren Angaben überein.

c) Noch festere Kugeln aus Zeigmasse lassen sich in concaven Formen auf folgende Weise bilden. Man drehe einen hinlänglich großen vieredigen Klotz von hartem, festem Holze so aus, daß die Höhlung eine vollkommen runde und glatte Halbkugel vorstelle, die jedoch um eineg Zoll tiefer ist, als die halbe Kirtelform erfordert, damit der raube und ungleiche Rand der aus Teig fabricirten Figur auf der Drehbank später gehörig glatt und so weit es nöthig ist, abgenommen werden kann. Diese halbkugelförmige und glatte Vertiefung wird zuerst mit Seife gut eingerieben; dann drückt man in dieselbe von der zähen Zeigmasse so viel ein, als erforderlich ist, die ganze innere Fläche damit $\frac{1}{2}$ bis ganzen Zoll dick recht gleichförmig zu belegen; hierauf wird eine andere um so viel kleinere Form, die aber concau seyn und genau in die Vertiefung einpassen muß, ebenfalls mit Öl oder Seife bestrichen und auf die eingebrückte Zeigmasse gepreßt, wodurch diese einen festern Zusammenhang bekommt; zuletzt wird die trocken gewordene Halbkugel inwendig mit Papier oder Leinwand mittels guten Leimes ausgefüllt, aus der Form genommen und ganz ausgetrocknet. Hat man auf gleiche Weise auch eine zweite

⁴⁾ Man nimmt nämlich altes Pappe oder Druckmasulatur, kocht das eine oder andere in Wasser und rührt es mit einem harten Eisen Stab gehörig um, bis es seine Konsistenz verliert und sich in einen dünnen Brei aufgelöst hat. Dann gießt man das Wasser durch ein haarscharfes Sieb ab, läßt die zurück gebliebene Masse in einem großen, messingenen Weiser, oder in einer andern, gleicher Wirkung hervorbringenden Maschine, bis sie so weich und zart als möglich geworden ist, worauf man sie gut austrudert oder auspreßt und mit einem starken Gummi- oder Leimwasser bis zu einer dicken Konsistenz verdünnt, welche letztere so dann in einem schließlichen Gefäße langsam eingetrocknet wird, bis sie die rechte Konsistenz erhalten hat.

Halbkugel in derselben Form aus der Teigmasse gestaltet, und sind beide Halbkugeln vollkommen ausgetrocknet, so nimmt man ihre ungleichen Ränder auf der Drehbank so weit ab, daß durch Zusammenfügung derselben eine kugelförmige Kugel entsteht, in deren Hohlung, wie vorher beschrieben worden, ein Cylindrer eingepaßt und auf jedem seiner Stirnenden mit einem runden hervorstehenden Stifte versehen wird.

d) Statt einer Teigmasse kann man, sowohl über convexer, als auch in concaven Formen ebenfalls Kugeln aus ganzen Druckbögen, oder aus Streifen von präparierter Pappe verfertigen. Wenn man ganze Druckbögen anwendet, müssen diese durch ein warmes Leimwasser gezogen und blattweise auf oder in der Form über einander aufgelegt werden. Die Form bestreicht man zuvor, wie immer, mit Ei oder Seife, und den ersten Bogen zieht man durch kein Leimwasser, sondern durch ein lauwarmes reines Wasser; die übrigen Bogen müssen aber alle in warmer Leimbrühe etwas erweichen, damit sie sich kugelförmig biegen lassen, ohne viele Ruckeln zu machen. Jeder ausgezogene Bogen wird dann mit einem trockenen Tuche an allen Orten gut angebrüht. Je nachdem der Übergang viel werden soll, werden viele oder wenige solcher Bogen über einander aufgelegt, und, um die Festigkeit zu erhöhen, kann jedes Mal, so oft 6 oder 8 Papierbögen aufgelegt sind, ein Stück harter, dünne, alte Leinwand dazwischen aufgelegt werden. Ist die Kugel innerhalb mit einer Welle versehen, zusammen gelegt und ganz trocken, so wird ihre äußere Fläche auf der Drehbank vollkommen abgerundet und glatt gemacht. Soll dagegen eine künstliche Kugel mittels einer Form aus Pappe gebildet werden, so ist letztere erst so zuzubereiten, daß sie nicht allein fest, sondern auch glatt wird; also mit einer gewöhnlichen Zieh- oder Schabeklinge auf beiden Seiten abzuheben, damit die auf der Oberfläche befindlichen Erhabenheiten wegsfallen, dann mit einem ziemlich groben ebenen Stück Pimstein auf beiden Seiten so lange ab zu reiben, bis die Oberfläche hinlänglich geebnet ist. Haben sich aber Erhöhungen aus der Pappe heraus gearbeitet, so füllt man die Höher mit einer Masse von Kreide und Leim aus. Hierauf überstreicht man mit einem großen Pinsel die beiden Seiten der Pappe mit einem heißen Leimwasser, das wenigstens noch einmal so stark sein muß, wie zum Papierleimen oder Planiren, und reibt es, die Pappe auf ein ebenes glattes Bret gelegt, mit dem Pappeneisler oder Halzbein derb ein, wodurch nach dem Trocknen eine besondere Festigkeit und Stätte entsteht. Sind die geteilmten Pappen trocken, so schält man sie auf dem Steine, um eine gleichförmige Stärke zu erzielen, und überzieht beide Seiten mit dünnem Conceptpapier. Hierbei wird nicht die Pappe, sondern der Aufzug egal und nicht zu dick mit Kleister überzogen; man streicht diesen mit dem Halzbeine überall gut und scharf an, um alle Falten, Luftblasen und allen überflüssigen Kleister heraus zu bringen, welches am sichersten dadurch erreicht wird, wenn man einen trockenen Bogen übertreibt und auf denselben die Striche führt, denn sonst kann das ausge-

zogene Papier leicht vom Halzbeine zerreißen werden. Hierauf muß man die Pappe — um das Gefchäst zu beschleunigen mehrere — zwischen ebenen Brettern von gleicher Größe in die Presse stellen, aber nach einigen Minuten wieder heraus nehmen, auf einer Ebene zum Trocknen ausbreiten, und wenn sie noch etwas feucht ist, auf dem Schlagsteine auf beiden Seiten schlagen. Auch nach dem Schlagen stellt man die Pappen noch einige Zeit in die Presse und wendet sie einige Male, damit der Druck auf alle Seiten gleichförmig wirkt. Wenn dieß zu umständlich ist, kann die Pappen bloß mit Pimstein abreiben, schlagen, mit dem Glätzkolben oder einem Glätzglatte gehörig poliren und dann abpressen. Statt eigentlicher Pappe kann man auch aus feinem Schreibpapier, welches auch beschrieben sein kann, nur nicht mit Streusand belegt bleiben darf, sich selber eben so zweckmäßiges Material schaffen¹⁾. Um nun aus Pappe eine hohle Kugel zu bilden, mißt man mit einem Faden oder Pergamentstreifen den größten Umfang der als Form dienenden Kugel ab, bringt dieses Maß, dem man etwas zugibt, in einer geraden Linie auf eine Pappentafel, zeichnet darauf das Netz der Kugel ab, zeichnet die Zeichnung aus und leimt das pappene Netz, welches aus lauter Kugelschnitten besteht, die in der Mitte mit einander zusammen hängen und vereinigt eine ganz runde Figur bilden, auf der Form zu einem Ganzen zusammen²⁾. Zu dem Ende wird der erste Kugelschnitt

3) Man bestreicht nämlich einen Bogen dünn und gleich mit Kleister, legt ihn denselben einen zweiten ausbreitenden, reibt so eben mit der Hand oder mit dem Halzbeine überall gut an, bestreicht einen dritten Bogen wieder mit Kleister, legt ihn auf den zweiten, reibt ihn ebenfalls wohl an und fährt hiermit so lange fort, bis das Papier die erwünschte Stärke hat und zur Pappe geworden ist, welche unter einem trockenen Bogen gehörig ausgewaschen, hierauf in die Presse gestellt und nach kurzer Zeit heraus genommen, getrocknet, geschlagen, abgerieben und auf beiden Seiten geglättet wird. 6) Um das Netz der Kugel zu zeichnen, theilt man eine gerade Linie, welche drei Mal so lang als der größte Umfang der Kugel ist, in ungefähr 96 gleiche Theile und numerirt sie mit fortlaufenden Zahlen, legt dann den Zirkel in die Zahl 1 ein, eröffnet ihn bis zur Zahl 11 und macht durch diesen Theilungspunkt 11 einen Bogen, legt den Zirkel mit gleicher Weite in die Zahl 2 und beschreibt durch den zwölften Theilungspunkt ebenfalls einen Bogen und so weiter, bis zwölf solcher Bogen beschrieben sind. Dann legt man den unveränderten Zirkel in die Zahl 20 und macht einen Bogen, der den ersten in Nr. 11 durchschneidet, dann von der Zahl 21 einen vergleichen und so weiter, bis alle 12 Bogen in gleicher Entfernung von der geraden Linie durchschnitten sind. Ist die Zeichnung richtig, so muß die Länge eines solchen Durchganges, von einem Durchschnittpunkte bis zum andern, mit der Länge von 6 Theilen der geraden Linie des Netzes gleich sein, weil diese die Hälfte eines größten Kreises der wirklichen Kugel geben. Ist die Zeichnung des Netzes fertig, so werden die Kreislängen von der geraden Linie an, bis zu den Durchschnittpunkten, mit einem scharfen, an der Spitze etwas zurecht gebogenen Messer oder Schmeißer auf einem glatten ebenen Schmeldeblech den Kreisen oder Kreisbögen recht senkrecht ausgeschrieben, damit die Kreise gleich werden, weshalb die Scherheide des Messers weiter einwärts noch auswärts, sondern immer ganz gerade aufgeführt werden muß. Die Weinheit des Schnittes hängt übrigens größten Theils vom Winkel ab, welchen die Klinge des Messers beim Schneiden mit der Fläche der Pappe macht; denn hält man das Messer zu flach, so wird der Schnitt gewöhnlich unteu. Die Zeichnung des Netzes für eine Kugelgestalt ist an sich leicht, das Aus-

auf die hölzerne Form mit kleinen Brocken an mehreren Punkten so aufgenagelt, daß die beiden Spigen in die beiden Pole genau zusammen treffen; an diesen wird der zweite Kugelschnitt, dessen Rand oder Kante man mit gutem, nicht zu dünnem Leime bestrichen hat, genau angeschlossen und ebenfalls mit kleinen Nägeln angeheftet; an diesen reißt sich der dritte Kugelschnitt u. s. w., bis alle Kugelschnitte mit ihren mit Leim bestrichenen Rändern an einander gelegt und angeheftet worden sind, wodurch denn, nach der Form der Kugel, ein geschlossenes Ganzes entsteht, dessen Fugen zu größerer Festigkeit noch ausgefüllt werden. Will der letzte Kugelschnitt nicht gehörig schließen, weil er zu lang oder zu kurz, zu schmal oder zu breit u. s. f. ist; so kann leicht nach der Figur ein anderer geschnitten und eingefügt werden. Ist dieser erste Überzug von Pappe dann ganz trocken, und sind alle Nägel heraus gezogen; so wird nach dem Umfange der Kugel ein zweites Netz aus Pappe gezeichnet, ausgeschnitten und eben so aufgeleimt, nur ist dann nicht bloß der Seitenrand, sondern auch die eine Fläche, welche auf die Kugel zu liegen kommt, mit Leim zu bestrichen und so aufzuliegen, daß jeder obere Kugelschnitt die Fuge des untern zur Hälfte überdeckt. Je nachdem der Überzug von Pappe drei Worten soll, ist dieß mehr oder weniger oft zu wiederholen, wobei man nicht unterlassen darf, das Aufgetragene trocken werden zu lassen, ehe man die Arbeit fortsetzt, dann erst die Rinde auf der hohen Kante, welche den Äquator macht, mit einem scharfen Messer von einander zu schneiden, und die hölzerne Form heraus zu nehmen. Die beiden Halbkugeln werden innerhalb mit Papier oder Leinwand ausgefüllt, mit einer passenden armenigen Wolze und zwei Stützen versehen, gut zusammen gefügt, verklebt, außerhalb mit Papier überzogen, auf der Drehbank vollkommen abgerundet und polirt, bevor die Himmelskarte glatt und eben ausgezogen werden kann, sofern man der Kugel nicht einen weissen Kreidgrund geben und darauf aus freier Hand die Sternbilder, Sterne und was sonst noch erforderlich ist, abbilden will.

Schnitten und die Zusammenfügung derselben aber schwierig, weil alle Spigen, welche durch die zusammen lassenden Kreidbogen auf beiden Seiten der geraden, den Äquator vorstellenden Linie, gebildet worden sind, sich in die beiden Pole scharf und genau vereinigen müssen, es aber mühslich bleibt, den Schnitt ganz gerade zu führen und diese Spigen gegen die Pole hin gehörig und so gut mit einander zu verbinden, daß der Schluss eine vollkommen runde Kugel darstellt. Überließ dürfen die Kreidbogen, wo sie den Äquator schneiden, nur in einem Punkte mit einander zusammen hängen, wenn das Netz richtig gezeichnet und ausgeschnitten sein soll, mühsel ist kaum zu verstellen, daß das Netz, wo es so locker zusammen hängt, bei der geringsten Gewalt in diesem schwachen Punkte von einander reißt. Bei einiger Größe der Kugel sind auch gewöhnliche Papiere wegen oder Papp zu einem solchen Netze nicht groß genug; denn eine Kugel von nur 7 Zoll im Durchmesser hat schon einen Umfang von wenigstens 22 Zoll und erfordert zur Aufschneidung des Netzes eine fast drei Mal größere Länge. Es kann daher eine nur mäßig große Kugel von Pappe auf keine andere Art gebildet werden, als durch die Kugelschnitte, welche man durch die Zeichnung der Netze erhält, auf der beizugenen, mit Leim bestrichenen Form einlegen zusammen gefügt und mit einander zu einem Ganzen fest verbunden werden.

Mit Übergangung anderer Verfertigungsgarten massiver und hoher Kugeln bleibt nur noch zu erwähnen übrig, wie die Himmelskarte, welche aus Segmenten oder Kugelschnitten besteht, auszuheften ist. Es ist dabei vor Allem auf einen recht guten, völlig knollentfreien Klebster von der besten holländischen Weizenstärke, dem man etwas fein gestoßenen Alaun beigemischt hat, von der rechten Konsistenz, oder auch guten Leim von gleichen Eigenschaften zu sehen. Sind die Segmente gefestigt, oder ist das Papier stark und fleiß, so kann man Klebster nehmen; ist aber das Papier dünn, und soll es sich weniger ausdehnen, auch geschwinder anziehen und trocknen, so ist Leim besser⁷⁾. Mit dem einen oder dem andern Bindemittel werden nun die Segmente oder Kugelschnitte, die man verkehrt auf reine Pappe oder ein erwärmtes Bret legt, weder zu fest noch zu mager, und recht gleichförmig mittels eines guten und weichen, am Spitzende etwas rund zugeschnittenen Pinsels, der keine Haare oder Borsten fahen läßt, bestrichen, wobei man Verdrückung des Gegenstandes sorgfältig vermeiden muß, weil sonst das Unterteil schmutzig wird, daher man denselben mit zwei ausgebreiteten Fingern der linken Hand gut fest zu halten hat. Bei dem Bestreichen muß der Leim gehörig warm und flüssig seyn, und der Arbeitende sowohl im Anstreichen, als auch im Auflegen und Anreiben rasch zu Werke gehen⁸⁾. Um das mit Leim oder Klebster gehörig bestrichene Segment aufzuheften, hebt man es mit einem biegsamen, an der Spitze abgerundeten Messer vom Klebsterbrette in die Höhe, faßt es behutsam an der einen Spitze an, legt es so auf die Kugel, daß beide Spigen genau in den Punkt der Pole zusammen treffen, und drückt es mit einem reinen, weichen, trockenen Luche gut an. Erst wenn der Kugelschnitt etwas angezogen hat, nimmt man das glatte Holzbein oder einen gestafften Knauslein und reibt ihn auch damit überall an. Bei diesem Anreiben muß man aber niemals vergessen, ein reines Blatt Papier aufzulegen, theils um bei Anwendung des Kleisters, welcher das Papier sehr durchdringt, das Durchreiben zu verhindern, theils um das aufgetriebene Papier nicht zu beschmutzen und theils um Streifen zu vermeiden, welche außerdem bei einem mit Farben bedruckten Papiere leicht da entstehen, wo man das Holzbein etwas scharf anwendet. Ist der erste Kugelschnitt aufgeleimt und gut angezogen, so wird mit dem zweiten und allen folgenden eben so verfahren, wobei nächstherm genau darauf zu sehen ist, daß die Linien, Kreise und Sternbilder genau an einander passen, welches leicht durch das mehrere oder weniger Ausdehnen des mit Leim oder Klebster angefeuch-

7) Dieses Papier, das mit Farben bedruckt ist, verdrängt auch keinen Klebster, und jedes verliert damit mehr oder weniger von seinem Glanze, deshalb verhindert der Leim bei dem Aufkleben der Kartentheile in der Regel den Vorzug. 8) Viele Erleichterung bei dieser Art Arbeit verschafft ein Zimmer, welches einen gewissen Grad von Wärme hat und nicht so kalt ist, daß der Leim bald gerinnt, bevor man mit dem Anreiben fertig ist, kann fast verliert es seine Elastizität; auch muß Krebster nicht über Kohlen, sondern in einem Wasserbade in seiner rechten Wärme erhalten werden.

teten Papiers zu bemerkenswerthen ist. Überhaupt ist es gut, die Kugel vor dem Aufziehen in so viele Theile genau einzutheilen, als man Segmente der Karte zur vollständigen Befestigung nöthig hat, wodurch der große Vorteil entsteht, daß kein Kugelschnitt mehr als sich gehört, ausgedehnt wird. Ist die Kugel mit den Kartentheilen überzogen, welche ein genau passendes und geschlossenes Ganzes darstellen müssen, als wäre Alles, wie aus einem einzigen Stücke gegossen: so erfolgt die Lackirung.

Viele Künstler haben sich durch die Verfertigung großer und künstlicher Globen verdient gemacht; für den Handel liefern Nürnberg, nachstehend auch Augsburg, Wien, Berlin und andere Orte, Himmelskugeln in bedeutender Menge, welche sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Sticks vortheilhaft auszeichnen. Insbesondere zu erwähnen sind die von Bode besorgten Globen, welche seit 1792 zu Nürnberg (in der Schneiders- und Weigelschen Buch- und Kunsthandlung) erscheinen; ferner die der vorigen geschickten Künstler Bauer und Behringer, des Kunstinstituts von J. G. Franz jun. Man macht in dieser gewerbsleißigen Stadt sowohl kleine Globen von 1 bis 2 Zoll Durchmesser, als auch größere bis zu 12 Fuß und drüber im Durchschnitte, welche 1 bis 60 und mehr Gulden das Stück kosten. In Wien verfertigt vorzüglich die Tappanfabrik von Spöcklein und Rahn gute und brauchbare Himmelskugeln von 1 Fuß Durchmesser zu mäßigen Preisen, und in Frankfurt a. M. hat J. W. Albert folgende Preisbestimmungen: Erd- und Himmelskugeln, 1 Schuh im Durchmesser groß, in allen Stücken sehr fleißig und schön gearbeitet und das Gestelle von geschliffenem Mahagonibolze, das Par zu 110 fl., mit geringerem Gestelle 100 fl., mit geringerem Gestelle und die messingene Arbeit nicht so fein geschliffen zu 66 fl.; Erd- und Himmelskugeln von 9 Zoll Durchmesser von D. J. Sotzmann in Berlin, mit neuen geographischen und astronomischen Entdeckungen, Kompaß, Höhenquadrant, Meridian, Stundenring u. s., vortreflich von Messing gearbeitet, das Par mit allem Zubehör, 46 fl.; Erd- und Himmelskugeln von 12 Zoll Durchmesser nebst Höhenquadranten, Kompaß und Beschreibung zum Unterricht, 48 fl.; verschiedene kleinere Erd- und Himmelskugeln, das Par von 5 fl. 30 kr. bis zu 25 Gulden.

Himmelsgürtel, f. Zone.

Himmelshäuser, f. Naturitätstellen.

Himmelsheer, f. den Art. Heer (2te Sect. IV, 389.)

HIMMELSHERZ, heißt bei den Sternkundigen der Grad der Ekliptik, welcher zu einer gegebenen Zeit im Meridian steht. (R.)

Himmelshöhe, 1) f. Himmel. 2) f. Breite.

HIMMELSKARTEN oder STERNKARTEN, sind die Abbildungen der gegenseitigen Lage der Fixsterne in einer Ebene, und verhalten sich zum Himmelsglobus eben so, wie die Landkarten zum Erdglobus. Sie weisen den meisten Theils so gezeichnet, daß sie die hohle Seite

der Himmelskugel vorstellen; will man daher die darauf verzeichneten Sternbilder, mit denen am Himmel wirklich ihrer gegenseitigen Lage in Übereinstimmung bringen, so muß man diese Himmelskarten sich über den Kopf gehalten denken, und sie kugelförmig krümmen, so daß die bezeichnete Seite des Papiers die Höhlung bildet. So wie man Abbildungen der Erdoberfläche hat, welche die halbe Erdoberfläche vorstellen, und andere, die sich bloß auf einzelne Theile dieser Oberfläche beziehen, so gibt es auch Himmelskarten, welche theils die ganze sichtbare Himmelskugel, theils nur einzelne Sternbilder derselben darstellen. Für die Karten, welche den ganzen sichtbaren Theil des Himmels auf einer Ebene darstellen sollen, wählt man die Projection gewöhnlich so, daß der Nordpol in die Mitte der Karte fällt, und dehnt dieselbe über den Äquator hinaus noch so weit aus, daß alle Sternbilder, welche in unserm Gegenstand über den Horizont sich erheben, auf der Karte verzeichnet werden können. Unter den ältern Sternkarten sind zu bemerken, der Atlas von Bayer, Hamleeb, Doppelmayr; letzterer führte die Bezeichnung der einzelnen Sterne in jedem Sternbild durch griechische Buchstaben ein, welche Methode auch seitdem von allen Astronomen beibehalten worden ist. Jetzt gebrauchen die Astronomen meistens Theils Harbing's Sternkarten; jedoch wird von den berühmtesten Sternkundigen jetzt eine noch vollständigere Darstellung des Himmels bearbeitet.

(Dr. Eduard Schmidt.)

HIMMELSKEGEL oder STERNKEGEL. Dieses Hilfsmittel die Sterne kennen zu lernen, besteht in zwei ziemlich stumpfen hohlen Kegeln, auf deren innerer Fläche die Gestirne abgebildet werden, so daß ein jeder einzelne Kegel die Himmelskugel vom Pol bis zum Äquator darstellt. Sie enthalten eben so wie die Himmelskugeln nur die vorzüglichsten Sterne, da ihre Ausdehnung nicht erlaubt, die kleinern Sterne mit auszuzeichnen, und sind daher für den Astronomen, welcher die Bestimmung der Lage von so viel Sternen als möglich haben muß, und der sich daher bloß der Specialkarten zu bedienen genöthigt wird, von geringem Gebrauch. Auch selbst, um die Sterne erst kennen zu lernen, ist der Vergleich bei Weitem vorzuziehen, da auf diesem die Verzeichnung der Kreise, welche zur nähern Bestimmung der Lage der Sterne dienen, so wie auch die tägliche Bewegung des Himmels am natürlichsten nachgewiesen werden kann. (Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelskerze, die gemeine Königsferze, f. Verbacum Thapsus.

Himmelskönigin, f. Maria.

Himmelskorn, f. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himmelskörper, f. Weltkörper.

HIMMELSKREISE. Zur nähern Bestimmung der Lage der Gestirne an der scheinbaren Himmelskugel, in deren Mittelpunkt die Erde angenommen wird, ist es nöthig, durch diesen Mittelpunkt, welchen der Beobachter einnimmt, Ebenen zu legen, die bekanntlich die Himmelskugel in größten Kreisen schneiden müssen. Hierher gehören der Horizont, der Äquator, der Meridian, die

Elliptik, die Verticalkreise, die Stundenkreise, die Breitkreise, die Coluren. Andere Kreise gehen nicht durch den Mittelpunkt der Kugel, und sind daher kleinere Kreise, wie die Parallelkreise, die Höbenkreise, die Wendekreise. Die Erklärungen aller dieser einzelnen Himmelskreise kommen unter den zugehörigen Benennungen einzeln vor.

(Dr. Eduard Schmidt.)

HIMMELSKRON, auch **HIMMELSKRON** geschrieben, in ältern Zeiten Pretzenorden genannt, ein großes Pfaffenord im Landgerichtsbezirk Seefeld des bairischen Ober-Mainkreises, 3 Stunden von Baiereuth und Culmbach, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale am weissen Main, in welchem bis über Walzenhof hinaus Verleumuscheln gefunden werden, mit einem schönen landesherrlichen, und nun in Erbpaß gegebenen Schlosse, das ehemals den Markgrafen von Brandenburg, wegen der guten Lage zur Reiderböbe, zum gewöhnlichen Sommeraufenthalte diente. Außerhalb dem Hofgarten bis fast zum Dorfe Trebbast bestand hier eine vom Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg angelegte, 912 Schritt lange, aus 4 Reihen geschnittene Lindenallee, die allgemein bekannt und besucht war, aber zu einem eben so allgemeinen Bedauern durch eine unglückliche Finanzspeculation 1791 abgetrieben wurde. Am 28. Dec. 1280 stiftete Graf Otto I. von Drlamünde hier in seiner Feste Prehenbors ein abteliges Nonnenkloster Eistercienser Ordens, Himmelskron genannt (woher der nachherige Ortsname), welches vom Grafen Otto II. mit mehreren andern Orten 1338 den Burggrafen von Nürnberg überlassen, und von diesen 1669 secularisirt wurde. Die in der Stiftskirche des Orts befindlichen Monumente und Grabstätten von den Grafen von Drlamünde und den Markgrafen von Brandenburg werden von Reisenden, bei ihren Wanderungen ins Fichtelgebirge, stets besucht.

(Fenkohl.)

HIMMELSKUGEL, auch **Weltkugel** genannt, ist diejenige hypothetische Kugelschale, an welcher bei den Lehren der sphärischen Astronomie die Himmelskörper befindlich angenommen werden, und in deren Mittelpunkt die Erde verlegt wird. Vermöge der Umdrehung der Erde um ihre Axe, welche in 24 Stunden Sternzeit Einmal in der Richtung von Westen nach Osten vollendet wird, scheinen die Gestirne sich in derselben Zeit, aber in entgegen gesetzter Richtung, um die Erde zu bewegen, indem jeder Stern einen Kreis beschreibt, dessen Mittelpunkt in einer durch die beiden Weltpole gehenden Linie, der Weltaxe, liegt, welche mit der Umdrehungsaxe der Erde eine parallele Lage hat. Diese Erscheinung läßt sich nun am einfachsten dadurch erklären, daß man annimmt, alle Sterne seien aus einer mit beliebigem Halbmesser aus dem Ort des Beobachters als Mittelpunkt beschriebenen Kugelschale besetzt, welche sich in 24 Stunden um eine durch die Weltpole gehende Axe von Osten nach Westen zu drehet, und die Himmelskugel genannt wird. Die Richtigkeit, mit welcher sich unter dieser Voraussetzung die sphärisch-trigonometrischen Aufgaben der Astronomie, bei denen es nicht auf die wirkliche gegenseitige Entfernung der Him-

melskörper, sondern bloß auf ihre scheinbare, in Winkeln ausgebrückte Entfernung ankommt, auflösen lassen, hat die Astronomen bewogen, diese Hypothese als Grundlage der sphärischen Astronomie aufzustellen. Die Lage der Gestirne an der Himmelskugel wird entweder gegen den Äquator durch gerade Aufsteigung (Rectascension) und Abweichung (Declination) oder gegen die Elliptik durch Länge und Breite, oder endlich, wenn man die Veränderungen der Lage der Gestirne gegen den Horizont, welche durch die tägliche Umdrehung hervorgerufen werden, finden will, durch Azimuth und Höhe bestimmt. Übrigens versteht man unter Himmelskugel auch zuweilen die künstliche Darstellung der Gestirne derselben auf einer Kugel, oder den Himmelsglobus.

(Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelskunde, f. Stern- u. Weltkunde.

Himmelslänge, f. Länge.

Himmelslauf, Bewegung der Himmelskörper, f. Sterne u. Weltkörper.

Himmelsleiter, 1) f. Jakob (Patriarch). 2) Bot. f. Polemonium caeruleum.

Himmelslerche, f. Alauda arvensis.

Himmelslilie, f. Iris germanica.

Himmelsluft, f. Äther.

HIMMELSMANNA, wird von Muselmanen und Christen das auf den Gebirgen Emryan und Äth, bei Merdin, jedes Jahr fallende Alkag: oder Terenabimanna genannt, wovon sich die Bewohner der Gegend nähren *), vergl. den Art. Manna. (Th. Schreger.)

Himmelsmehl, f. Bergmilch (1ste Sect. IX, 127.)

u. Mehl.

Himmelspol, f. Himmel u. Weltpol.

HIMMELSPUR, auch **Schlagen** und **Fegen**, nennt man in der Jagdsprache das Reiben des Hirsches an Büschen und Stangen, um sein neu aufgesetztes und veredetes Gehörn vom Baste zu befreien. Dieß Zeichen hat der Weidmann bei hartem Boden, wenn die Fährte triegt, in der Versuche mit dem Leitbunde wohl zu beachten. Je stärker der Hirsch ist, desto höher und an desto stärkeren Stangen findet sich die Himmelspur.

(Benicken.)

HIMMELSRÄUME, sind die Ausdehnungen nach drei Dimensionen, in welchen die Himmelskörper ihre Bewegungen vollführen. Es ist von jeder viel darüber gestritten worden, ob dieser Raum leer oder mit einem widerstehenden Mittel angefüllt sei; denn daß die Zuvorkommenheit, Licht und Wärme, den Raum vorübergehend anfüllen müssen, sieht man sogleich aus dem Umstande, daß diese Materien sich von einem Himmelskörper zum andern fortpflanzen. Ist die Vibrationshypothese über die Bewegung des Lichts die richtige, so muß sogar der Raum stetig mit einem Mittel, dem Äther, welches die Schwingungen, die in unserm Auge die Empfindung von Licht hervorbringen, fortpflanzen

*) J. J. Wolf im Magaz. f. d. neueste Gesch. der evangel. Wissenschaften u. Bibeldienstsch. Basel 1835. S. III. S. 424.

im Stande ist, angefüllt seyn. Die Anhänger der Meinung, daß der Raum völlig leer sei, bringen zur Befestigung dieser Annahme den Umstand vor, daß alle Beobachtungen über den Stand der Planeten ihren Ort so angeben, wie ihn der Calcul, bei welchem kein widerstehendes Mittel als Element der Rechnung aufgenommen ist, zeigt. Allein hiergegen könnte man sehr sichtlich einwenden, daß die Reihe von Beobachtungen, denen in der Rücksicht auf ihre Genauigkeit ein besonderes Vertrauen geschenkt werden darf, noch keinen so großen Zeitraum umfassen, daß die geringe Veränderung der Bewegung, die durch den Widerstand einer im Raume verbreiteten Materie herbeigeführt werden könnte, unsern Sinnen merklich geworden wäre, ohne daß man jedoch die Möglichkeit läugnen könne, im Laufe der Zeiten werde sich die Wirkung dieser widerstehenden Kraft endlich noch bis zur Bemerkbarwerdung anhäufen. Außerdem scheinen neuere Beobachtungen wirklich ein widerstehendes Mittel im Raume nachzuweisen, indem z. B. bei dem Entsch'schen Kometen sich Veränderungen in der Bahn gezeigt haben, die auf keine Art durch die gewöhnlichen störenden Kräfte, die aus den Anziehungen der Planeten entstehen, genügend erklärt werden konnten, sondern auf ein widerstehendes Mittel, in welchem der Komet sich bewegt, hin deuten. Die Wirkung des Widerstandes muß sich übrigens bei der Bewegung eines Kometen viel schneller und stärker zeigen, als bei der eines Planeten, weil der erstere Himmelskörper bei einer bedeutenden Ausdehnung viel weniger Masse besitzt als letzterer, indem man bis jetzt noch bei keinem Kometen eine merkliche Masse hat nachweisen können. Da der Entsch'sche Komet bei seiner kurzen Umlaufzeit sehr oft wiederkehrt, so werden künftige Beobachtungen uns in den Stand setzen, genauer über das Daseyn eines widerstehenden Mittels urtheilen zu können.

Versteht man unter dem Himmelraum nicht den absoluten Raum, sondern bloß denjenigen, dessen Dimensionen sich zwischen den Gestirnen befinden, so drängt sich die Frage auf, ob dieser Himmelraum unendlich sei oder nicht. Schon Lambert und Kant haben sich für die Unendlichkeit der sichtbaren Welt erklärt, allein ohne daß sie durch wirkliche Beobachtungen ihre Meinung unterstützen konnten. Erst Herschel konnte es wagen, durch Hilfe seiner ausgezeichneten optischen Instrumente die Ausdehnung des Himmelraumes näher zu untersuchen, und aus der Erfassung entnommene Gesetze über die Vertheilung der Gestirne in demselben aufzustellen; und obgleich wohl unser Auge, selbst wenn es am besten bewaffnet ist, verhältnißmäßig nur auf geringe Tiefen in den Raum einzubringen im Stande ist, so darf man dennoch diesen Beobachtungen zu Folge mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Raum nach allen Seiten zu ins Unendliche hin mit Weltkörpern angefüllt seyn muß, da lichtstärkere Fernrohre an Strahlen neue Gegenstände zeigten, von denen durch schwächere Instrumente keine Spur zu bemerken war. So glaubte man in ältern Zeiten, daß an denselben Stellen des Himmels, wo die Milchstraße sich

in ihrem schwachen Schimmer zeigt, die Sterne in unendlichen Reihen hinter einander lägen, weil man damals auch durch die besten Fernrohre zwischen den Sternen einen schwachen Schimmer sah, bis es endlich Herschel gelang, vermittlest seiner großen Teleskope auch diese schwachen Schimmer in Sterne aufzulösen, und auf diese Weise den Himmelraum jenseits der Milchstraße zu erreichen.
(Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelsrose, f. *Agrostemma coeli rosa*.
HIMMELSSCHLÜSSEL, FRÖHLINGSCHLÜSSELBÜCHE, BATHENGEN u. s. f. (*Primula veris officinalis*), eine bekannte Pflanze aus der 5ten Klasse, welche bei uns häufig auf Wiesen, in Gebüschen und Hecken wild wächst, aber auch in Gärten mit vieler Liebhaberei gezogen, und wegen ihrer vielen Blumen und dauerhaften Natur geschätzt wird. — Die schwefelgelben, wohlriechenden, einen schleimig-süßlichen Geschmack besitzenden Blumentronen (*Flores paralyseos seu primulae veris*), geben im frischen Zustande einen angenehmen, gelblich-schweißtreibenden Beer, verlieren aber unter dem Trocknen fast allen Geruch und Geschmack. Als ein Mittel wider Krämpfe und Lähmungen, wofür sie sonst gehalten wurden, sind sie gewiß sehr unwirksam. Das Kraut (*Herba paralyseos*), und die zusammenziehende, etwas anisartig riechende Wurzel (*Rad. paralis.*) waren ehemals auch officinell. — Man darf diese Pflanze nicht mit einer andern ihr sehr ähnlichen, der *Primula veris elatior*, verwechseln, die man sonst für eine Varietät von jener betrachtete, jetzt aber für eine eigene Gattung hält, da sie sich durch größere Blätter, einen höhern Blumenschaft und geruchlose Blumen hindänglich unterscheidet. (Fr. Thon.)
Himmelschswertel, Schwertlilie, f. *Iris germanica*.

HIMMELSSEXTANT, ist ein neues, von Hevel auf dem Himmel eingeführtes Sternbild, welches nur kleine Sterne an der Zahl 54 enthält. Es befindet sich unter dem Vorderrheil des Löwen über der Walfischblase.
(Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelsphäre, f. Himmelskugel u. Himmelsglobus.

Himmelsspur, f. Himmelspur.
HIMMELSTADT, vormals ein Kloster, jetzt eine Domäne des Landberger Kreises im Königl. preuß. Reg. Bez. Frankfurt der Provinz Brandenburg. (R.)
Himmelsstängel, f. Herbstenzian u. Gentiana.
HIMMELSTEINE (*Palacont.*), eine ältere Benennung solcher Steine, worauf man Himmelskörpern ähnliche Zeichnungen fand, wie von Sonne, Mond, Sternen, Welken u. dgl.
(H. G. Bronn.)

Himmelsstrich, f. Klima u. Zone.
HIMMELSTÜRME. Als solche werden bei den Alten die Giganten bezeichnet. Es die Artifel Gigant und Ries.

Himmelstadt, f. Himmelsstadt.
HIMMELSTHAU, HIMMELTHAU, MANNASCHWINGEL, ESSBAREN SCHWINGEL, SCHWADENGGRAS, eine grasartige, 3, 4 bis 6 Fuß hohe,

mehrbährige Pflanze der 8ten Einne'schen Klasse, welche im nördlichen Europa auf niedrigen sehr feuchten Wiesen, in tiefen Sumpfen, an den Rändern der Seen und Moräste, in nassen Gräben u. s. f. wild wächst, aber auch häufig in Polen, in der Mark Brandenburg, bei Grätz in Steiermark u. s. f. mit Vortheil angebaut wird. (Ueber das Botan. f. Festuca hians). In den langen, ästigen, aufrecht stehenden, ährenförmigen Rispen befinden sich längliche, etwas zusammen gedrückte, auf der einen Seite erhabene, auf der andern in der Mitte etwas ausgefalte, glatte Samenkörner, welche von einer dünnen, braunen, sich leicht abblöthenden Schale umschlossen sind, und unter derselben eine weißgelbe mehligte Masse enthalten, welche einen süßlichen angenehmen Geschmack besitzt. In vielen Orten, namentlich in Pommern, Preußen, Polen, Schweden und Dänemark, in der Provinz Brandenburg, in Schlesien u. a. Gegenden, sammeln die Landleute den Samen von Johanniskraut bis in den Herbst auf eine sehr beschwerliche Weise mit Haarflecken, über welche sie die Halme biegen und abklopfen. Da aber der Same in den Ähren nicht auf einmal reif wird, und nach seiner völligen Reife bei der geringsten Erschütterung sogleich ausfällt; so benutzt man zur Einsammlung desselben am besten den frühen Morgen, ehe noch die Sonne den Thau abgetrocknet hat, weil zu dieser Zeit die Körner fester sitzen; dieß Einsammeln der Frucht im Thau hat den Namen: Himmelsstreu, der in mehreren Gegenden gewöhnlich ist, verlangt. Nach dem Einsammeln wird der Same zuerst auf einem Tuche ausgebreitet und an der Sonne getrocknet; dann schütet man ihn, mit etwas angefeuchtem Stroh oder Schilf vermischt in einen hölzernen Krog und stampft ihn mit einer hölzernen Keule, bis die Schalen abgegangen sind, worauf das Ganze geworfen oder gesiebt wird. Ein auf diese Art entküllter und gereinigter Same liefert die bekannte Schwaden- oder Mannagrütze, auch polnische Manna (Grana Mannae), welche eben so angenehmes, als gesundes und nahrhaftes Nahrungsmittel gibt, selbst zur Erholung für Wiedergenesende angewendet werden kann, doch mehr zu Suppen und breiartigen Speisen, als zu Backwerk dient, weil sie nicht gut gährt. Wegen dieser vorzüglichen Brauchbarkeit ist die Manna oder Schwadengrütze, die man auch zuweilen Himmelsstreu nennt, ein gangbarer Handelsartikel, welcher aus Polen, Lithauen, Preußen, Schlesien u. s. f. über Frankfurt a. M. Oder in Siedlen stark verkauft und zum Hausgebrauche in aufgehängten leinenen Beuteln verpackt wird. Noch dient der Same zum Futter für Anten, Gänse u. a. Wasservögel; auch lieben ihn die Fische, besonders die Forellen, und die Halme mit ihren Blättern können als ein gutes Futterkraut für Pferde und Kintvieh benutzt werden.

(Fr. Thun.)
HIMMELSTHÜR, katholisches Pfarrdorf im Amte Steierwald, 4 Stund. N.W. von Hildesheim, in einer fruchtbaren Gegend am Fuße des Arelia, weißb. Hilsbrheimer Bärre viele Landhöfe haben, 54 Häuser und 447 Einn. Dieser alte Ort wird in der Provinzial-

geschichte oft erwähnt. Bischof Bernward schenkte dieß sein Familiengut, Himbiburi, dem Stifte; 1022 erscheint dasselbe als Eigenthum des Klosters Michaelis; nachher war hier ein Landhaus des Bischofs Jobocus Edmund. Der jetzige Name ist bloß durch Syllabisation ohne Gleichheit der Bedeutung aus dem alten Namen hervor gegangen. (Sonne.)

Himmelsstreich, f. Klima u. Zone.

HIMMELSEREHRER, coelicolae, werden in einem Gesetze des Kaisers Honorius im J. 408 als eine religiöse Partei erwähnt, welche gleich den Donatisten und andern Ketzern ihre gottesdienstlichen Versammlungshäuser verlassen sollte *). Ihr Glaube wird in jenem Gesetze nicht näher bestimmt, sondern nur als Erneuerung bezeichnet; sie erhielten daher den Befehl, binnen Jahresfrist den wahren christlichen Glauben anzunehmen und werden für den Fall des Ungerhorsams mit den Strafen der Ketzerei bedroht. Es wurde ihnen hauptsächlich zur Last gelegt, daß sie einige Christen zum Judenthum verleitet hätten. Nach Augustinus **) traf man die Anhänger dieser Partei, welche auch eine eigene Taufe hatte, vorzüglich in Afrika. Gothofredus ***) unterscheidet tiefen sonst nicht weiter angeführten religiösen Irrthum einer scharfsinnigen Untersuchung; Johann Andreas Schmidt *) zeigt wenigstens, was man sich nicht darunter denken müsse *). Da von den Himmelsanbetern Christen zum Judenthum verführt wurden, so waren jene gewiß selber Juden, hatten aber vielmehr manches Christliche recipirt, so daß sie als Mischlinge gewisser Massen zwischen dem Christenthume und Judenthume zu stehen schienen; Himmelsdienst wird ihnen gewiß mit Unrecht zugeschrieben, denn sie mochten nur, wie die Juden überhaupt, den Gebrauch des Namens Gottes vermeiden und dafür der Himmel anwenden *), wie ja auch bei uns nicht selten geschieht. Bei der Ungläubigkeit der Nachrichten ist es sehr natürlich, daß sich sehr verschiedene Ansichten über diese Partei bildeten. Einige hielten sie für abtrünnige Christen, welche sich wieder zum Judenthume gewandt hätten, Andre für eine Abtheilung der Essener, noch Andre für solche Juden, welche sich auf Astrologie legten oder sich der Kabbala beflissen. (A. G. Hoffmann.)

1) Cod. Theodos. L. XVI. tit. 5. de Haeret. l. 43. Omnia, quae in Donatistas - in decretis sunt - in acretionem plenissimam - deducit, ita ut aedificia quoque vel heram, vel Coelicolorum etiam (quae nescio cujus dignitatis nomen conventus habens) ecclesiis vindicaret. Egl. tit. 8. l. 19. de Ind. Caec. et Samaritanis: Coelicolorum nomen inauditum quodammodo novum rimas superstitiosas vindicavit. Hi nisi infra anni terminos ad Dei cultum venerationemque christianam conversi fuerint, his legibus, quibus praecipimus haereticos adstringi, ac quoque advenit utinam. - Cod. Justin. l. 12. tit. 60. 2) Epist. 64. (ab. 183.) in Opp. Tom. II. p. 83. ed. Bened. Antwerp. 3) Commensur. ad l. 19. Cod. Theod. de Judaeis Caec. et Samaritanis: Coelicolorum. Helmut. 1704. 4) Christiani (Ishem) Jean-J. Balch (Histor. Patriarch. Judaeor. p. 7. ff.) führt mehrere andere Schriftsteller an, welche den Gegenstand behandelt haben. 5) Schröder's Christl. Alterth. 7c. Bd. S. 416. 6) Aug.

Himmelsvogel, f. *Paradisaea apoda*.

Himmelswagen, f. *Bär*.

Himmelswohnungen, f. *Himmel* (Dogmat. und Religionsgesch.).

HIMMELSZEICHEN, 1) *Astronomie*. Ist der zwölfte Theil der *Elliptik*, oder ein Bogen von 30 Grad dieses größten Kreises. Der Anfang der Theilung nach Himmelszeichen befindet sich immer im Durchschnittspunkte der *Elliptik* mit dem Äquator, und zwar in demjenigen, bei welchem die Sonne über den Äquator steigend sich dem Nordpol nähert, d. h. im Frühlingsäquinocialpunkt. Von hier aus zählt man immer östlich die 12 Himmelszeichen in der *Elliptik* fort, deren Namen mit den 12 Sternbildern des Thierkreises in Übereinstimmung stehen; sie sind der Reihe nach folgende: Widder (γ), Stier (τ), Zwillinge (II), Krebs (σ), Löwe (λ), Jungfrau (III), Waage (ω), Skorpion (IV), Schütze (σ), Steinbock (ζ), Wassermann (π), Fische (I). Die 6 ersten dieser Zeichen heißen die nördlichen, die 6 letzten die südlichen, indem die ersten in dem Theil der *Elliptik* sich befinden, der zwischen dem Äquator und dem Nordpol liegt, die letzten hingegen in demjenigen, der nach dem Südpol hin sich neigt. Man theilt sie auch der Bewegung der Sonne zu Folge in aufsteigende und niederstehende, indem die Sonne in den ersten sich dem Nordpol nähert, in den letzten hingegen sich von demselben entfernt. Die aufsteigenden Zeichen sind: Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge; die niederstehenden: Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze. Durch den Eintritt der Sonne in den Anfangspunkt oder Nullpunkt des Widders, des Krebses, der Waage und des Steinbocks, wird der Anfang der astronomischen Jahreszeiten bedingt. So gibt der Eintritt der Sonne in den Nullpunkt des Widders (Frühlingsäquinocialpunkt) den Anfang des Frühlings, in den Nullpunkt des Krebses (Sommerälitalpunkt) den Anfang des Sommers, in den Nullpunkt der Waage (Herbstäquinocialpunkt) den Anfang des Herbstes, in den Nullpunkt des Steinbocks (Winterälitalpunkt) den Anfang des Winters. Um die Reihenfolge dieser Zeiten besser zu behalten, hat man die lateinischen Benennungen derselben in folgende Verse gebracht:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Capre, Amphora, Pisces.

In frühern Zeiten bedienten sich die Astronomen bei der Angabe der Länge eines Himmelskörpers gemeinlich dieser Zeichen; war z. B. die Länge eines Sternes 68° 20' so schrieb man dieselbe so, II 8° 20', oder auch 2° 8° 20'; jetzt pflegt man aber gewöhnlich bei Angaben von Längen die 360 Grad in der *Elliptik*, eben so wie bei der geraden Aufsteigung die Bogen des Äquators vom Frühlingsäquinocialpunkt an fort zu zählen. Eine jede Bewegung, welche von Westen nach Osten nach der angegebenen Ordnung der Zeichen vor sich geht, heißt eine rückläufige oder directe; bewegt sich der Himmelskörper hingegen von Osten nach Westen gegen diese Ordnung, so heißt er rückläufig oder retrograd. Da der

Durchschnittspunkt des Äquators mit der *Elliptik* selbst eine rückgängige Bewegung auf der *Elliptik* besitzt, die ziemlich gleichförmig jedes Jahr 60" beträgt, die so genannte Präcession, so folgt hieraus, daß die Himmelszeichen sich nach und nach immer mehr von den gleichnamigen Sternbildern des Thierkreises, mit denen sie zu Hipparch's Zeiten am nächsten zusammen fielen, entfernen müssen. (Dr. Eduard Schmidt.)

2) *Jagdsprache*. Das Himmelszeichen macht der Hirsch mit seinem Gebörne, wenn er zu Holze zieht. Er streicht dann mit demselben oben an die Äste junger Laubböiger, so daß das Laub sich umkehrt, und umgewendet hängt, bricht auch wohl kleine Reiser mit dem Gebörne ab. (Benicken.)

Himmelsziege, Hoerschneppfe, f. *Scolopax galinago*.

Himmelthau, f. *Himmelsthaue*.

HIMMELWITZ, polnisch Jemielnica (sprich Jemielniza), säkularisiertes Gifergienferstift und Dorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, dem Reg. Bez. Oppeln, und von der Kreisstadt Großgörschitz 1½ Meile im D.; am Himmelwitzer Wasser. Im Dorfe sind 103 H., 1 herrschaftliches Schloß, 1 Vorwerk mit Schäferei, 666 Einn., fast sämtlich katholisch, 1 kath. Pfarr-, sonst Klosterkirche und 1 Begräbniskirche; 1 katholische Schule, 1 Brennerei, 5 Wassermühlen, 1 mit Bretschneider, 1 Mühle, 1 Rebenwaile, 1 Kalkofen, 1 Biegelei, 1 Zehrer, 1 königl. Unterförster bei der Inspektion Rybnik, indem der 4000 Morgen große Himmelwitzer und Gonschiorowitzer Forst, bei der 1817 vom Fürsten vorgenommenen Dismembration und Veräußerung des Vorwerks, Statseigenthum geblieben ist. In ihm werden die so genannten Hamburger Ballen geschlagen. — Das Gifergienferstift Himmelwitz wurde 1282 (Himmermann schreibt 1280) durch Herzog Boleslaus zu Oppeln auf 20 Erbenbrüder gestiftet; von den Pustiten 1425 — 28 zerstört; durch Brand 1617, und durch die Schweden im 30jährigen Kriege hart verwüstet, 1733 abermals ein Raub der Flammen, und hierauf, besonders aber die Kirche erweitert aufgebaut (Es stand auf der Stelle des jetzigen Thurms eine ganz abgeordnete Kapelle. In ihr wurde ein Höhenbild des Jesus aufbewahrt, was man beim Schmelzen des Leides gesungen. Man vergleiche Dr. Büsching's Abhandlung hierüber); 1810 aber den 24. Nov. säkularisiert. Das eigentliche Kloster ist verfallen und wird abgetragen werden. Im Prälaturgebäude steht jetzt das königl. Domänen-Aussichtamt, und seit 1828 auch der Pfarre. Das Kloster hat 40 Äbte gehabt. Bei der Stiftung schenkte ihm Herzog Boleslaus die Dörfer Himmelwitz, Zionslas, Kosniontan, Gostenia, Litmutz, Kadubitz bei Krappitz, Gogolin und Maline. Die ersten 6 gingen in den ersten 40 Jahren, man weiß nicht wie, verloren. Zum Ersatz schenkte 1325 sein Sohn Albert Herr zu Greibitz, das Dorf Lasska, später Dombrowa und Wierchlesie. Diese 3, von den Pustiten zerstört, wur-

den wegen Verarmung des Stifts von den Doppel'schen Herzogen wieder ausgebaut, aber nun auch als ihr Eigenthum behalten, und dem Kloster nicht wieder gegeben. Im J. 1364 kam das Gut Tritzm mit stiftl. Genehmigung von Margaretha Jaroslauß an das Stift, wurde aber 1783 zur Tilgung der Schulden aus dem 7-jährigen Kriege wieder verkauft. Kionklas wurde 1568 — 70 verpfändet und konnte nicht wieder eingelöst werden. 1641 schenkte Gottfried Juy v. Brücke dem Kloster zur Wiederaufrichte das Gut Januschowitz, und 1702 wurden Raschowa und Bielmergowitz dem Stifte erkaufte; eben so 1725 beide Antheile von Gonschiorowitz, und 1746 das Dorf Koffitz; doch mußte das Stift das Dorf Bielmergowitz veräußern. Daher besaß das Kloster bei seiner Auflösung im J. 1810 nur noch die 6 Güter: Himmelwitz, Rosniontau, Gostenia, Januschowitz, Raschowa und Gonschiorowitz. Bis 1817 war Himmelwitz königlich, seitdem ist die Gemeinde frei, das Vorwerk an Graf Renard auf Großschisch verkauft, und nur die Jurisdiction ist vom State vorbehalten.

(J. G. Knie.)

HIMMEROD, HIMMEROOTH, richtiger Hemmerodt (Hemmenrod), jetzt ein Hofgut, vormals aber eine ansehnliche und merkwürdige Abtei Cisterzienser-Ordens (im Kreise Bittlich des Reg. Bez. Trier); sie lag einsam und düster, in dem Umfange desormaligen trier'schen Amtes Manderscheid nordwestlich von Bittlich zwischen der Riefer und Salm und hieß am Orte abbatia de Claustro. — Ihre Entstehung fällt in dieselbe Zeit mit dem Ursprunge von Baldfassen in der Oberpfalz und mit Heiligtreu in Ostreich. Schon um das Jahr 1129 wurden von dem Erzbischof Reginerus einige Mönche dieses Ordens von Drval (im Luxemburg'schen) nach Trier berufen, und ihnen eine Wohnung nebst einer kleinen Kapelle angewiesen. Des Stadtlärmens bald müde, vertieften sie die Stadt, und bezogen eine Wohnstube an dem so genannten Winterbach, in einem angenehmen Thale zwischen Gerbel und Trang, an den Ufern der Rote, einige Stunden nördlich von Trier. (Aug. 1134). Auch diese Stelle scheint den strengen Mönchen noch zu lebhaft gemessen zu seyn; aber auch zu sehr beschränkt, da ihre Zahl aus dem Hauptkloster von Clairvaux immer mehr angewachsen gewesen seyn mag. Der Erzbischof Adalbero versetzte sie endlich *) im J. 1138 in jene waldige Gegend, wo man noch jetzt einen Theil der Bauten des Klosters sieht. Auf die Veranlassung des heiligen Bernardus nannte man diesen Ort Claustrum **), welchen Namen das Kloster in manchen Urkunden vorzugsweise führte; auch setzte man zuweilen hinzu Claustrum Himmerod (auch Hemmerod, Himmelrod, Haymerode). Der Rufus wurde später der Hauptname. Man hielt dieses Kloster, vor-

züglich im Mittelalter, hinsichtlich des sittlichen Zustandes, auch wohl der literarischen Beschäftigung, für eines der ausgezeichnetsten in dem Lande. An thätigen Vorsehern fehlte es nie an diesem Orte. Nach einer schriftlichen Note des Abtes Johann war in dem J. 1453 in diesem Kloster ein Handschriften-Vorath von 2000 Bänden †), allerdings ein Beweis von der thätlichen Thätigkeit der hiesigen Mönche. Ein zeitlicher Abt von Himmerod war ein Mitglied der kurtier'schen Landstände. Dieses Kloster wurde, wie alle übrigen des ehemaligen Erzstiftes, von den Franzosen aufgehoben. Die Vergierungen des Hochaltars in der Demkirche zu Trier, so wie der zur Seite stehende bischöfliche Sitz, sind Überbleibsel aus der sehr schönen Kirche von Himmerod, welche jetzt nur noch in traurigen Ruinen zu sehen ist. (Wyttenbach.)

Aus der Specialgeschichte dieser Abtei bemerken wir noch Folgendes. Unter den Schülern des heil. Bernhard, welche sich sein Jugendfreund, der trier'sche Erzbischof Adalbero, 1134 erbeten hatte, waren Rannulfus und Helias. Der zuerst erwähnte Ort Winterbach war deshalb nicht sehr glücklich gewählt, weil das enge, durch häufige Überschwemmungen noch mehr verengte Thal, nur färglichen und ungewissen Ackerbau versattete, auf welchen doch der Orden vornehmlich begründet, dann wurde das Kloster von Pöfel, wo der Erzbischof gewöhnlich weilte, und von Trier aus unaussprechlich mit Besuchen, die für Zucht und Aushaltung gleich hinderlich, bedrängt. Die Wahl von Haymerode wird so motivirt. Der heil. Bernhard war, als die Verlegung des kaum begründeten Klosters in Winterbach beabsichtigt wurde, selbst im Lande herumgewandert, um eine schickliche Stelle für seine Söhne aufzusuchen, und hatte bei dieser Gelegenheit auch den Kollwald gesehen, und wie er die einsame Stelle betrat, die von ihrem ersten Anbauer, von einem Hammo, den Namen Hemmerodt empfangen, da rief er, begeistert von der heiligen Stille, die nur des forstlich Rauschens unterbrechen durfte, und die ihn erinnerte an das jungfräuliche Kämmerlein, in dem die auserwählte Braut mit dem geliebten Bräutigam ohne Unterbrechung, und ohne Furcht einer Unterbrechung lesen darf, die vere Claustrum est beatae Mariae Virginis. Die Kolonie hatte aber auch in Himmerod manches Ungemach, und zumal in den ersten 2 Jahren nicht selten wirklichen Mangel zu tragen, bis unter Rannulf, des ersten Abtes weiser Leitung, die umliegende Wildnis sich allgemach in nahrungsreiches Ackerland verwandelte, was die nähere Bekanntheit mit den frommen, arbeitamen und miltthätigen Klaustrern die Herzen der Nachbarn erweichte. Geschenke von Bedeutung wurden dargebracht: so gab Fredelo von Bruch den Ort

1) *Hecoli Manipulus rerum memorabilium Claustrii Hemmerodensis etc.* p. 6 sq. — *Henricum* Hist. Trev. dipl. l. p. 538. 2) Da der Stiftungsurkunde Adalbero's heißt es: Locum illum Claustrum appellari fecimus, ob amorem et reverentiam praedicti venerabilis Abbatis (Bernardi).

3) Ein großer Theil derselben hatte sich früher durch Verleihen in die Ferne verlor; doch einige sind in unsern Tagen in die Bibliothek von Trier gerettet worden, unter welchen die Chartularium Himmerodense in drei Bänden vorzüglich merkwürdig ist.

Altenhamerod, die anrainende Bauerngemeinde in Letztlich ein beauftragtes Bevolzungungs- und Weiderecht aus ihrem Walde, Heinrich, der Herr von Kerp und Wanderfeld, sammt seinen Gemessen, Kabin von Esch und Theoderich von Raberg, ein nach ungut ausgebeutertes Weide- und Bevolzungrecht auf den Wald Hönfeld, und Papp Eugen III. konnte, als er am 27. Mai 1152 das neue Kloster mit allen seinen Besitzungen in Schutz nahm, deren bereits eine gute Zahl ausstehen. Kanulf starb im J. 1167, in dem nämlichen Jahre, in dem er von Albero's Nachfolger, von dem Erzbischof Hilin für sein Kloster die dem Erzbischof von dem Grafen Albert von Raberg anheim gefallenen Weinberge in Raimt erhalten hatte. Kanulf's Nachfolger, Giselbert, vollendete des Vorfahrers Schöpfung, ließ am 1. Junius 1178 vom Erzbischof Arnold I., der zu dem Ende ein ganzes Jahr in Himmerod zubrachte, die neu erbaute Kirche zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit und der jungfräulichen Mutter Gottes, und nach und nach auch ihre 27 Altäre einweihen, erhielt von dem nämlichen Erzbischof, unter andern, durch Urkunde vom J. 1181, das Alodium Rangsch, früheres Besitztum der Herren von Isenburg, schickte eine Colonie unter dem seligen Hermann aus, die das neue Kloster Stromberg, später Heisterbach, besiedelte, und starb in hohem Alter, um das J. 1189. Er war es, der wie aus Galsius von Heisterbach berichtet, einen Bruder, der vor der ihm angefahrenen Stunde verschieden war, durch die Nacht des Gephyrums in das Leben zurückrief, und sodann in Frieden entsieg, auch einem Besucher, der seine Verwunderung äußerte, daß Männer, die in der Welt das härteste Leben geführt hatten, wie Ulrich Käß, Gerhard Waschart, und andere Aelter, jetzt, als Klosterbrüder in Himmerod, ein so arbeitsreiches Leben führen, mit ungekosteten Kräutern, mit Erbsen und Linsen sich begnügen könnten, die merkwürdige Antwort gab: „ich füge diesen groben Speisen stets drei Pfefferkörner bei, die sie dergestalt würzen, daß niemals das Geringste in dem Teller übrig bleibt. Das erste Körnlein ist ein durch lange Ketten gedrogener Schlaf, das zweite ermüdende Handarbeit, das dritte die Bewußtheit, daß keine bessere Kost gereicht werde.“ Der vierte Abt, eben der fromme und hochbegabte Seher Hermann, der zuerst dem Kloster Stromberg vorgestanden, wurde von Erzbischof Johann I. von Trier nach Rom gesendet, um für ihn, aus des Papstes Clemens III. Händen, das Pallium zu empfangen (1190), und rief in dem Augenblicke der feierlichen Übergabe, gleichsam dem ihn umgebenden Kreise entrückt: „Gebenedeiet sei der Herr, heute ist die Dankchrift unseres Fluches zerfallen worden!“ Als nun der Papst die Deutung dieser Worte von ihm beehrte, entgegnete er, die heil. Hildegard habe vorhergesagt, die Krone der Herrlichkeit von Trier würde 7 Jahre lang zu Boden liegen, und der bewußte Tag erscheine ihm als der letzte dieser 7 unglücklichen Jahre, in denen Wolmar und Rudolf, sich um die trier'sche Inful streitend, die trier'sche Kirche und Landschaft mehr denn einmal an den Rand des Verberbens geführt hätten. Hermann,

der nach der Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrags zu schließen, zu den besten Freunden des neuen Erzbischofs gehörte, erhielt von ihm das römische Amphitheater zu Trier, den so genannten Kaseller (1211), von Kaiser Heinrich VI. im J. 1191 die Kirche zu Altrip, bei Speier, von Albero von Senheim, um 1204, ein Alodium, Haus und Weinberge zu Senheim, von den Sammtknechten des Dorfes Metternich, bei Gobleng, von den Grafen Heinrich und Walram von Nassau, von Anselm von Wolsberg und von dem Wolszgrafen Rudolf von Lützingen, auch von der Dorfgemeinde zu Metternich, einen öden Distrikt More genannt (1206), der aber bald, unter den Händen der fleißigen Brüder von Himmerod, sich in einen prächtigen Hof verwandelte, erndte, während einer grimmigen Hungersnoth viele tausend Menschen, und starb, voll der Verdienste, im J. 1225, nachdem er bereits 1215 die Regierung der Abtei niedergelegt, um für die neue Abtei Marienstatt, die zugleich mit seinen Schülern besetzt wurde, das was Kanulfus für Himmerod gewesen, zu werden. Dem zwölften Abte, Heinrich III. schenkte Graf Hermann von Birnenburg am 26. Nov. 1238 Güter in Thür und Roos, und Erzbischof Theoderich von Trier am 30. Dec. 1239 ein von Bonifacius, einem trier'schen Bürger, erkaufte Alodium in Kellen. Heinrich's Nachfolger, der Abt Konrad, erkaufte im März 1245, um 314 Mark kölnischer Pfennige, von dem Grafen Simon von Sponheim die Güter, Häuser, Zehnten und Weinberge in Urzig und Kachig, die früher des St. Georgenstiftes in Göln gewesen. Eine noch wichtigere Erwerbung machte der 15te Abt, Theoderich II., indem er der Abtei St. Trond sehr bedeutende Güter zu Briedel, Pommern u. s. w. im J. 1253 um 1160 Mark Sterlinge erkaufte, wogegen aber sein unmittelbarer Nachfolger, der Abt Paganus, mit Heinrich von Vinsingen, dem trier'schen Erzbischof, wegen der Privilegien des Klosters in sehr weit aussehende Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe Himmerod sogar von seinen Bewohnern verlassen werden mußte. Später wurde Paganus jedoch mit dem Erzbischof ausgeföhnt, und Heinrich begab sich in einer Urkunde vom 13. Okt. 1274 aller an das Kloster gemachten Ansprüche. Der 40te Abt, Wilhelm, aus Hilteheim, erhielt von Papp Leo X. am 27. Febr. 1519, für sich und seine Nachfolger, das Recht, sich der Inful, Smbalen und anderer bischöflichen Insignien zu bedienen, gerieth aber, sammt seinem Kloster, durch schlechte Haushaltung und des Erzbischofs Richard unablässige Forderungen, in solche Armut, daß zuletzt gar der Messenwein in Wittich geborgt werden mußte. Der 42te Abt, Johann VIII. von Briedel, erw. den 27. Okt. 1558, gef. 1571, den 25. Julius, ein trefflicher Vorsteher seines Klosters, ein ausgezeichnete Redner, betrieb nicht nur für seine Person die Wissenschaften mit Eifer und Glück, sondern war auch bedacht, sie Andern zugänglich zu machen: so zog er den nachmalig so berühmten gewordenen trier'schen Weihbischof Peter Winsiedel aus dem Stalle, um ihn studiren zu lassen. Der letzte Abt, Hubert Anselm von Pöschl, starb, 94 Jahre alt, den

3. Mai 1827. Außer diesen Abten hatte Himmeroth auch manchen andern berühmten Mann aufzuweisen, wie Peter von Goltzenz, der nach Piefand versendet wurde, um daselbst das Evangelium zu verkündigen, und der demnach mit Recht als einer der Apostel dieses fernan Landes betrachtet wird, wie den Wunderthäter Jordan, den Hlher Salomon u. s. w. Am berühmtesten ist indessen David, von Geburt ein Florentiner, † den 11. Dec. 1179, geworden. Sein Andenken wird am 11. Dec. mit einer eigenen Collecta Secreta und Post-communio begangen, und Hesius hat seiner Lebensbeschreibung 11 Foliosseiten gewidmet, während er von Agellius in einem eigenen Gebichte besungen worden. Unter den Reliquien der Kirche befand sich ein kostbares, aus dem Orient herflammendes Kreuz, auch die Stela und der Manipulus des heil. Bernhard, unter den Grabmonumenten waren die der trierischen Erzbischöfe Johann I. und Römund, der Grafen von Sponheim und Manderscheid, auch des Dichters und Geschichtschreibers Mathias Agritius († am Frohnleichnamabend 1613) zu bemerken. Töchter des Himmeroth waren die Abtissin Heisterbach und Marienstatt, außer welchen auch die Frauenklöster St. Thomas bei Koblenz, St. Helena auf der Ebernbrücke bei Trier, Nachern, Rosenthal, St. Katharina bei Linz, Niederwerth, Ballersheim, Allerheiligen zu Ebernfels, Rameyb (doch vorläufig eingezogenen) dem hiesigen Prälaten, als ihrem geistlichen Vater, unterworfen waren. Ubrigens dürfen wir, da Himmeroth dem Stifterseisenforde angehörte, kaum erlauben, daß solches ein in allen Dingen wohlgeordnetes und zugleich sehr reiches Kloster gewesen: es galt unter allen, in dem Umfange des Erzstiftes Trier begüterten Klöstern für das reichste (v. h. in Ansehung der im Lande selbst gelegenen Güter, denn die Abtei St. Maximin, die auch in den benachbarten Provinzen große Besitzungen hatte, war überhaupt reicher) und gab bereits im J. 1600 ein jährliches Einkommen von 519 Malter Korn, 4½ Malter Gerste, 164 Malter Hafer, 25 Malter Weizen, 6 Malter Erbsen, 30 Malter Speltz, 73 Fuder Wein (im J. 1599 aber 174 Fuder) und 105 Sackeln in Geld an; Alles nach einem 10jährigen Durchschnitt berechnet, wobei jedoch die von dem Kloster selbst bewirthschafteten Güter, und dieses waren die wichtigsten, nur zur Hälfte in Anschlag gebracht. Unter dem Besiggenen der Abtei verdienen die Prossieren Siebenborn, Pomern und Andernach, die Hofe Baillich, bei Bittlich, wo sie ihren besten Weinwachs hatte, Harth, Bornersdorf und Klein-Andernach, bei Bonn, besondere Erwähnung. Merkwürdig ist noch, daß in den dem Kloster anstossenden Gebüscheln beinahe niemals eine Nachtigall vorkam, und des annuhenigen Sängers Erscheinung daher immer als Bote eines nahen Unglücks, besonders eines Sterbefalles, vorzähle auch der gesammte Convent sich sogleich zum Tode bereitete, angesehen wurde, wie man glaubte, sollte der heil. Bernhard, den eine Nachtigall hier eines Tages in seinen Betrachtungen gestört, zur Strafe das ganze Geschlecht ausgewiesen haben. Seit mehreren Jahren ist das Klo-

ster, gleichwie die moderne und schöne Kirche abgetragen, ein Nebengebäude wird als Pachtshof benutzt *).

(v. Starnberg.)

Himmeroth, f. Himmerod.

Himmerthal (St.), f. Immerthal (St.)

Himmerveldun, f. Hemmerfeld.

Himmlische Heerscharen, f. Heer (2te Sect. IV, 380.).

Himmlische Hierarchie, f. Dionysius Areopag. u. Hierarchie.

HIMMLISCHE PHILOSOPHIE, philosophia coelestis, ἡ ἀνω φιλοσοφία, *Philosophia*, hieß bei den Kirchenvätern und Scholastikern vorzugsweise die christliche Lehre oder christliche Wissenschaft im Gegensatz gegen die natürliche Philosophie, welche die irdische oder weltliche Philosophie, philosophia saecularis, phil. mundana, genannt wurde. Dieß hing mit der Ansicht der Kirchenväter und Scholastiker von dem Verhältnisse der Philosophie zu dem Christenthum zusammen. Die Philosophie schlechthin, worunter sie zunächst nur die heidnische verstanden konnten, weil in der christlichen Kirche noch keine selbstständige Philosophie war, dachten sich die Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte immer in derselben Gegensatz gegen die christliche Lehre, wie Heidenthum und Christenthum. Daher, wie sie das Heidenthum bald als Erzeugniß der Welt, bald des Teufels vorstellten, das Christenthum als Werk Gottes, so leiteten sie auch die Philosophie bald von dem irdischen, weltlichen, natürlichen Denken und Forschen des Menschen, bald von dem Eatan und dessen bösen Eingebungen ab, im Gegensatz gegen den von Gott geoffenbarten christlichen Glauben. So herrschte unter den griechischen Vätern mehr die mildere Ansicht von dem Ursprung der heidnischen Philosophie aus der Welt, man gab hier sogar einen, nur dem Grad nach geringern Einfluß des göttlichen Geistes, des Logos, auf die heidnische Philosophie zu, oder man behauptete eine historische Abhängigkeit derselben von den Schriften des A. T., so wie z. B. Clemens von Alexandrien öfters von der „gestohlenen“ griechischen Philosophie spricht. Die lateinischen Kirchenväter dagegen, wie Tertullian, hegten mehr die strengere Ansicht von dem Ursprung der Philosophie aus der Hölle. Dieser heidnischen Philosophie entgegen verstand man noch in engerem Sinne unter christlicher Philosophie oder auch Philosophie schlechthin, auch ohne das Beiwort „himmlisch“ oder ein ähnliches: den einfachen christlichen Glauben, als praktische Gemüthsbeschaffenheit, dabey der Ausdruck: *o dei natura philosophia* eine gewöhnliche Benennung eines Christen war,

*) Vgl. außer der äußerst seltenen Schrift von Heesius (f. Anmerk. 1.), *Roberta Noz* (solus in Himmeroth) *vir* abbatem claustrum B. Mar. Virg. in Himmeroth, ac memorabilium sub ipso restorum. 1695. fol. ein Blatt, welches sich gegenwärtig in der trierischen Stadtbibliothek befindet. Ein anderes Blatt, Monasterii Hemmerodensis antiquitatum monumenta, auct. Math. Agritius, nach Gouthen's Ausdrück ein Opus insigne et amplum, scheint mit der Aufhebung des Klosters verfallen zu seyn.

und Clemens von Alexandrien die *geloosgia* immer dem jüdischen Geseß sowohl, als der christlichen *gnosis* entgegen setzt. Ferner verstand man darunter in noch engerer Bedeutung das strengere asketisch-christliche Leben, später ausdrücklich das Mönchsleben. So gebraucht Eusebius den Ausdruck *geloosgiōs bios kai askeia* für gleichbedeutend, und bei den Lateinern wurde öfter *philosophia*, *philosophari* u. a. geradezu für das Mönchsleben gebraucht. Es hatte daher sowohl eine theoretische, als eine praktische Bedeutung, es bedeutete sowohl die Lehre der Weisheit als das Leben nach der Weisheit, so wie auch schon bei den Griechen nicht allein Platon's Lehre, sondern auch des Diogenes Lebensweise philosophisch genannt wurden. (Heinr. Schmid.)

Himmliche Propheten, f. Wiedertäufer.

HIMMLISCHER SINN, eine in der christlichen Moral gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Gesinnung, nach welcher der Mensch in allen Verhältnissen und Anlässen des Lebens seiner höhern Bestimmung eingedenk zu bleiben und derselben gemäß zu handeln sich gewöhnt hat. Der Ausdruck ist aus einigen biblischen Stellen abgeleitet, welche wie Kol. 3, 1, 2, den Christen aufordern, das zu suchen, was droben (im Himmel) ist (*τὰ ὀρα*) oder wie Phil. 3, 20, das fromme, tugendhafte Leben einen Wandel im Himmel nennen im Gegensatz des irdischen Sinnes oder der Weltlichkeit. Jene Sinnesweise aber, welche überall und immer auf das künftige Leben, auf die einstige nähere Verbindung mit dem Urquell alles Guten, oder wie die Bibel sich gewöhnlich ausdrückt, auf den Himmel den Blick richtet, gibt unserm irdischen Daseyn erst seine wahre Weihe, den höchsten sittlichen und religiösen Charakter, und ertheilt auch den äußern Erscheinungen desselben eine gewisse Würde. Sie setzt natürlich eine feste und lebhafteste Überzeugung von unsrer Unsterblichkeit und dem innigen Zusammenhange des gegenwärtigen und künftigen Lebens voraus, so daß es nicht erst des Reflexirens bedarf, um sie hervor zu rufen; sie dringt sich vielmehr dem Geiste eben so unwillkürlich und unabweislich auf, als die himmlische Erscheinung unserm äußern Sinne. Man würde aber die Anforderung des Christenthums ganz verkennen, wenn man sich unter dem himmlischen Sinne ein gänzlichcs Zurückziehen von den irdischen Angelegenheiten, eine Verachtung der Freuden dieses Lebens u. s. w. denken wollte, (Äsketen und Mönche haben irriger Weise das wahre Christenthum in ein beschaufliches Leben gesetzt); nur das Uebermaß der Abhängigkeit an das Irdische und Vergängliche wird getadelt, und wie Zehrer sieht, mit vollem Rechte. Denn durch vorherrschendes und unverhältnißmäßige Hinnegung zu dem Sichtbaren ermattet und erschlafft gar zu leicht das Streben nach dem Unsichtbaren und der Mensch versinkt in das Niederere und Gemeine; wer aber nur in Dingen des gewöhnlichen Lebens etwas Höheres dem Geringeren aufopfert, setzt sich gerechtem Tadel aus, um wie viel mehr da, wo der Tausch ungleich nachtheiliger und verderblicher ist. Wer sich also den himmlischen Sinn aneignet hat, schätzt allerdings den Werth der Güter die-

ses Lebens, aber sie sehen ihm nicht so hoch, daß er darüber das für ihn Wichtigere hintansetzen und verlassen sollte, das Trachten nämlich nach dem, was allein bleibt und was an ihm eintreten soll offenbar werden. Jede Handlung und jeden Genuß, der damit unverträglich scheint, unterläßt er; was zu seiner Selbstveredelung dienen kann, gilt ihm mehr, als die vergänglichen Schätze dieser Erde, welche er nicht in ein anderes Leben mit hinüber zu nehmen vermag. Es erhebt demnach, von welcher Bedeutung eine solche Gesinnung für die Eitlichkeit des Christen sei; belebt und erhebt wird sie durch wiederholte Erinnerung an die von Gott und von geliebten geistigen und sittlichen Anlagen, und die dadurch bedingte Bestimmung, so wie an die kurze und uns unbekannte Dauer der Wallfahrt auf der Erde, durch den Gedanken an ein künftiges Leben und Beschäftigung des Geistes mit dem Höchsten im Gebet *).

(A. G. Hoffmann.)

Himmliches Reich, f. China, Himmel (Dogm.) u. Reich Gottes, Wiedertäufer.

Himmliche Zeichen, f. Himmelszeichen.

Himpe, f. Himten.

HIMPEL (Abraham ter), Zeichner und Maler in Flandern, blühte im 17ten Jahrh. Sein Talent im Zeichnen wurde vorzüglich zu Elfen benutzt, so seine Arbeiten zu tiefen von weißer und blauer Farbe angewendet wurden, auch besaßen seine Zeichnungen gegenwärtig noch solchen Werth, daß sie einzeln mit 20 und 30 Gulden bezahlt werden. Hellmanns hat nach ihm sechs Blätter geschnitten, und mit 1683 datirt, welche die Keitkunst und verschiedene Stellungen von Pferden zum Gegenstande haben *).

(A. Weiss.)

Himpeelbeeren, f. Himbeeren u. *Rubus idaeus*.

Himpham, Himphamp, f. im Art. Buchdruckerkunst. (2te Sect. XIV, 222.)

Himpte, Himpten, f. Himten.

Himss, f. Hems.

HIMTEN, der, (Landwirtschaft) ein Gemäth für trockne Dinge im Riederhörschen; im Braunschweigern machen 40 Himten einen Wispel (f. den Art. Wispel) im Hannoverischen 48 Himten, in Hamburg und Lübeck 40; in Hessen machen 4 Himten ein Viertel (f. d. Art. Viertel).

(Friedr. Heusinger.)

HIMUETACA, ein indianischer Stamm Amerika's, der am obern Marañon und in der Provinz Mainos haust.

(R.)

HIN (רִן), ein Maß der Hebräer für flüssige Dinge, beträgt den 6ten Theil des Bath, also 12 Log und ist nach Josephus Angabe *) gleich 2 attischen Nox d. i. 12 Sextarien (4 Mos. 15, 4 ff. 28, 5. 7. 14. Ezech. 4, 11).

(A. G. Hoffmann.)

Hinabscharen, bei den Hebrern, f. Scheren.

*) Regl. vordrücklich Reinhardt's Edst. der Hebr. Moral. 2r Th. p. 236. (S. 481 ff. der 4ten Aufl.)

†) *Pinak.* T. 2. S. 548.

‡) *Antiquit.* Jud. III, 9. §. 4.

Hinabstrich, f. Bogenstrich (1ste Sect. XI. S. 806.)

Hinagoa, f. Heneagos.

Hinaufstrich, f. Bogenstrich (1ste Sect. XI. S. 806.)

Hinanslegen, im Deichbau, f. Übersetzen.

HINCHA, 19° 3' n. Br., Ostfisch im Innern der Insel Haiti (St. Domingo) auf der Südseite des Flusses Guayamuco (Arm des Artibonite, welcher auf der Westseite der Insel ins westindische Meer fließt) mit 500 Häusern und 4500 Einwohnern, zum District Mirabalais gehörig, höchst paradiesische Gegend, sehr gesund, 12½ Meilen nordöstlich von Port au Prince, Haiti's Hauptstadt, und 11 Meilen südlich vom Cap Haïtien, Haupthafen an der Nordküste.

(C. N. Röding.)

HINCHING BROOK. Ortschaft und bedeutender Hafen am Ontario-See, unweit Kingston im Midland-District, britisches Gouvernement Ober-Canada. (Nord-Amer.) Von hier wird wichtiger Schleichenland in den gegenüber liegenden Sadet Harbour im State New-York getrieben.

(C. N. Röding.)

HINCHSIN BROOK. Insel des heiligen Geists Archipels (neue Hebriden) unter 17° 30' südl. Br. und 174° 10' östl. L. von Ferro, klein und unbewohnt.

(Bencken.)

HINKELMANN (Abraham), ein durch seine Beschäftigung mit dem Arabischen im 17ten Jahrh. in unserm teuthen Vaterlande ausgezeichneter Theolog, geb. den 2. Mai 1652 zu Döbeln, wo sein Vater Martin v. Apoltheker war, bildete sich zu Wittenberg, wo damals hauptsächlich Calovius durch seine Polemik berühmt und gefürchtet war und erhielt im J. 1669 daselbst das Magisterium, 1672 das Rectorat zu Gardelegen, bereits 1675 aber das Directorat am Gymnasium zu Lübeck. Später trat er von dem Schulamte zu dem geistlichen über, wurde 1685 Prediger zu St. Nikolai in Hamburg, zwar 1687 schon Generalsuperintendent, Oberhofprediger des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Honorarprofessor der Theologie zu Gießen, ging aber bereits 1688 nach Hamburg zurück als Pastor an der Karthauskirche und Scholarch. Inzwischen hatte ihm 1687 die theologische Fakultät zu Kiel ihre höchste Würde ertheilt. Sein Tod erfolgte am 11. Febr. 1695. Er hinterließ eine treffliche, auch durch viele, besonders orientalische Handschriften ausgezeichnete Bibliothek. Unter seinen Schriften hat ohne Widerrede seine Ausgabe des Koran's, weil sie die erste bekannte des Originaltextes ist *), den meisten Werth für uns; sie erschien unter dem Titel: Al-Coranus s. Lex Islamitica Muhammedia, Filii Abdullae, Pseudoprophetae ad optimum Codd. fidem edita ex Museo Abr. Hinkelmann. D. (Hamb. ex offic. Seluzio-Schilleriana

anno 1694. 4.). Ausführlich verbreitet sich Hirt *) über diese allerdings in vielfacher Beziehung unvollkommene Ausgabe, welche an Correctheit schon von der Martacci'schen bedeutend übertroffen wurde; die sehr weitschweifige Vorrede dreht sich meist in allgemeinen Sätzen herum. Eine lat. Übersetzung, welche er ebenfalls heraus zu geben beabsichtigte, erschien nicht, weil es ihm an der erforderlichen Kenntniß fehlte, die geoffene Unterstützung eines künftigen Erben aber ihm nicht zu Theil wurde *). In Handschrift soll er ein arabisches Verikon und manches andere nicht Unwichtige vollendet hinterlassen haben. Was sonst von ihm gedruckt worden, besteht vorzüglich in Dissertationen, welche sich einem großen Theile nach auf Bibelklärung, aber auch auf andere Zweige der Theologie, auf Philologie, Geschichte u. s. w. beziehen, aber heut' zu Tage nicht leicht mehr in Betracht gezogen werden *). Außerdem hat er viele Predigten, Casualreden und Streitschriften drucken lassen, welche aber wenig Interesse mehr haben. Erwähnung verdient nur noch seine Ausgabe von Tertullian's Apologeticus und des angebliehen Testamentum et pactiones inter Muhammedem et christianae fidei cultores, Arabisch mit lateinischer Übersetzung *).

(A. G. Hoffmann.)

HINCKLEY, 1) Geogr., f. Hinkley. 2) John H., ein engl. Geistlicher aus Warwickshire, geb. 1617 und gest. 1695, zuerst Vicar zu Drayton in Leicestershire, gab außer Four Sermons (Oxf. 1657. 8.) und der epistola veridica ad homines quilonquariorum (1659. 4.) einige kleine theologische Schriften heraus. Wichtiger aber ist sein fasciculus literarum (Lond. 1680. 8.); denn die erste Hälfte dieser Schrift enthält auch Briefe von Barter. Ein andrer John H., gest. 1814 hat sich hauptsächlich durch Übersetzungen teuthcher bekehriger Schriften bekannt gemacht. Er übertrug Lupinus Kinalto Kinalbini (1800. 3 Bde.), v. F. Linz's Reisen nach Portugal, durch Frankreich und Spanien (Kond. 1801. 8.), Fischer's Reisen in Spanien im J. 1797 u. 1798 (daf. 1802. 8.) ins Engl., und gab in Hildolfen's Journal X, 223, im J. 1805 eine Übersetzung des Art. Haring aus Krünich's Kon. Encyclopädie. Aus dem Italiänischen ist übersezt an accurate account of the fall of the Republic of Venice. Außerdem ist von ihm The People's Answer to the Bishop of Llandaff (1797. in 8.) und Emancipation or the complaint Answered, a poem (1812. 4. *).

(A. G. Hoffmann.)

2) Orient. und Orient. Bibl. 3r Th. S. 1 ff. Vergl. auch Moller Cimb. lit. T. II. p. 329 und Stedeler's Grundlage in einer hist. Ansicht, und Schriftstellergesch. 6e Bd. S. 27 ff. 3) Rich. Simon in nouv. biblioth. chinoise. Tom. II. p. 158. Vgl. Schnurrer a. a. D. p. 411. 12. 4) Ein Übersetzer derselben gibt schon Zacher's Geschichte. 2r Bd. 1613. 5) Vgl. aber Hinkelmann, überhaupt außer Moller und Zacher noch Pipping's memor. theolog., Eutopie's Schulhistorie, a Soelen Aethiopiae Libereues.

*) Watt's Bibl. Britana. Vol. I, 498. Crabb Univ. histor. Dictio. Vol. II. unt. d. ES.

1) Zwar hatte Pagninus zu Venedig bereits 1530 eine Ausgabe veranstaltet, welche aber, da alle Exemplare verbrannt sein sollen, kaum geschätzt werden kann. Vgl. Schnurrer's bibl. Arab. p. 402.

X. Gneiff. d. W. u. R. Zweite Sect. VIII.

Hinemar, Hinemarus, f. Hiukmar.

HIND, (هند), Indien, bei den Persern z. B. Hind und هندستان Hindostan) hat bei muslimischen Schriftstellern einen weit umfassendern Begriff, als bei uns, indem die Völkerschaften des ganzen südlichen Rostlandes des bewohnten Viertel (الربع السكون) ihrer nach 7 Klima's eingetheilten Weltkarte im Allgemeinen هنو d. i. Indier, heißen. Deshalb müssen sich selbst die Äthiopier gefallen lassen, zum Theil noch jetzt bei den Persern unter dem Namen schwarze Indier (سياه هندی) begrüßt zu werden. Daher kommt es auch, daß die Orientalen, wenn sie überhaupt eine weit entferntere Gegend erwähnen wollen, wie im Norden die Länder des Gog und Magog, so im Süden die Länder des بلال الهند وبلال السند das Ländergebiet von Indien und Sindien nennen. Dort am entlegensten Ende dachte sich die Fabelwelt die berühmten Ameisen, die größer und gefährlicher als die Hunde wären. Man sagte sich allgemein, daß diese bei dem höchsten Stande der Sonne sich in ihre Höher zurück zögen, und die Indier dann blitzschnell aus Furcht vor dieser Brut mit Kastilien in den jener Gegend befindlichen Goldsand herbei holten¹⁾.

Doch führten die orientalischen Geographen allerdings auch die Bedeutung des Wortes Hind sehr bald auf einen bestimmtern Begriff zurück, und bezeichneten, obwohl unter abweichenden Gränzbestimmungen im Norden, durch dasselbe das alte Indien. Als unzertrennlich rechnete man die بلال السند (das Ländergebiet am Indus) dazu, obwohl beide Reiche dem Namen nach verschiedene sind. Auch in ihrer Mythologie wird ihnen verwandter Ursprung beigelegt; denn von Hause aus sind nach ihnen beide Worte Eigennamen zweier Söhne Chams, Hind und Sind, deren Nachkommen sich in jenen Gegenden (bei den Franzosen les Indes Orientales) niedergelassen haben sollen. Andere dagegen, wie Bakui²⁾, sehen ihren Ursprung tiefer herab, und weisen beiden Brüdern in der Geschlechtertafel der Nachkommen Nochs ihren Platz an. Unter Sind aber denken sie sich denjenigen Theil der Vorländer Indiens, welche vom Indus, den die Alten³⁾ selbst Sind (sankrit. Sindhu, d. i. Fluß) nannten, quer durchschnitten werden, d. i. heut zu Tage das Gebiet der Seiks, so daß Sind und Hind im ersten, zweiten und dritten Klima zu liegen kommen. Kommt es auf die Bestimmung der Gränzen beider Länder an, so weicht Hadshi Chalsa⁴⁾ in seiner Angabe von früheren Geographen⁵⁾ Etwas ab. Indien, von ihm Indisches Klima (الکليم الهند)

genannt, läßt er durch den Fluß Hind im Westen, im Norden durch den Berg Laurus, im Osten durch den orientalischen Ocean, und im Süden endlich vom indischen Weltmeere begränzt seyn. Anders dagegen Ibn-el-Wardi⁶⁾. Ueberhaupt aber wird man durch die Angaben der Geographen und Geschichtschreiber auf eine doppelte Einteilung des großen Ländergebiets hingewiesen, jedoch so, daß es nach Beiden in drei große Districte zerfällt. Für die erste Einteilung deuten der freilich in Osten und Westen in Ungnade gefallene Ibn-el-Wardi als Gewährsmann. Nach ihm umfaßt der nördliche Theil Sindien und Muttan; der mittlere oder das eigentliche Indien die Länderstrecke von der südwestlichen Landschaft Gugarate bis quer durch die Halbinsel über den Ganges hinaus, und endlich das mittägliche oder das Reich Komar (قمار), das man fälschlich vom Vorgebirge Comorin (arab. Comhori (رأس قمبر) hat benannt wissen wollen. Bei Abul-feda⁷⁾ dagegen liegt, abgesehen von den Vorländern Indiens, folgende Einteilung zu Grunde: Das westliche Gugarate, Monibar (منیبار) im Osten und

Süden dieses Districts, und endlich der östliche Theil, genannt Mabar (مبار) Durchfahrt). Hier nun hat man vorzüglich auf den Unterschied der beiden letzten Benennungen zu achten⁸⁾. Das, was wir Malabar, d. i. die Westküste der Halbinsel nennen, heißt bei den arabischen Geographen Monibar oder das Pfefferland (بلال الفلفل); Bakui setzt noch ähnlicher ملبار, Melibar⁹⁾, da hingegen Malabar erst 4 Tagereisen östlich von Monibar beim Cap Comorin beginnt. Mabar (d. i. Durchfahrt) zwischen diesem Vorgebirge und der Insel Ceylan) ist demnach die Coromandelsküste von jener Meerenge an vielleicht bis zur Mündung des Ganges hinauf¹⁰⁾. Marco Polo nennt Mabar Großindien, im Gegenfalle der Küste von Malabar (Kleinindien), und es befinde sich dort nach ihm 5 Königreiche. Ibn-el-Wardi setzt dagegen die Zahl derselben auf der ganzen Halbinsel auf ungefähr zwölf. Unter den Waren aber, welche man von dort in die Halbinselnreiche und Sultanate einfuhrte, theilte man vorzüglich den Schmettern¹¹⁾ und Kleibern den höchsten Werth; außerdem kamen aber von dort Gold, Indien, Räucherwerk, Gewürze, Edelsteine u. s. w. Auch die Apotheken bezogen von daher Dend¹²⁾, Cassia¹³⁾ und Bananen¹⁴⁾.

6) Siehe die beiden angegebenen Stellen. 7) X. a. D. 8) Ad-allat auf Nilv. de Socy S. 111 fig. — 9) a. a. D. S. 418. — 10) Ad-allat, a. a. D. S. 112. — 11) Ubrigens des nicht das Dendern MS. des Bakui, sondern Monibar, nicht Monibar zu lesen. 12) Nicht sowohl im indischen Osten, als in der Küst der Niederländischen Schmettern lag bisher Dend. Bergal. Ibn-el-Wardi ed. Hyl. p. 174. — 13) Ad-allat. S. 75 fig. — 14) Eben das. S. 99. — 15) Eben das. S. 25. —

1) Bakui in Notiz. et Extr. Tom. II. p. 420. 2) Ergl. I. L. S. 413. — 3) Plin. VI. 20. — Pausan. p. Erythr. p. 163. — 4) Dschihannama und nach ihm Hist. prior. reg. Persar. Vienne 1782. p. 160. — 5) X. a. D. Extr. MS. N. 379 und Ibn-el-Wardi Not. et Extr. Tom. II. 45 sq. und Edit. Hyland. p. 220. —

Vor allen am mächtigsten war der Herrscher von Kannudsch (قنوج), dessen Reich nur nach einer

Reise von drei Monaten in der Länge und zweien in der Breite (nach damaliger Reisefahrt) durchschritten werden konnte. Er war vorzüglich reich an Goldaten und Elephanten, und die Ausfuhrung der mannichfachen Waren brachte ihm ungemeine Summen¹⁵⁾. Doch läßt sich die Lage der Residenz, wie Abulfeba ausdrücklich bemerkt, nicht bestimmt angeben. — Das Reich Komar (قومار) mit der Hauptstadt gleiches Namens, im zweiten Klima gelegen, lieferte das theure komarische Holz (العون القماري), eine Art Aloe. Auch das Gebiet von Mandel (مندل) fuhr eine sehr kostbare Gattung desselben (kurzweg المندلي) genannt) in die entferntesten Länder aus. Banfūr (قنصم) dagegen war durch seinen Kampfer (التنصوري), Kelba (كلبا), das auf einer schwer zugänglichen Anhöhe lag, durch die beste Gattung Schmetter berühmt. Kulem (كولم)¹⁶⁾, die entlegenste Stadt im Pfefferlande (في آخر بلاد الفلفل) hatte ausgezeichnete Kräfte und vorzügliches Porzellan. — Sumenāt (سومنا) am Meere gelegen und vom Sohne des Sebuctekins erobert, war reich durch seine reich geschmückten und prachtvollen Tempel, eben so Saasimor (صبيور) am Sind; und später erhob sich die große Stadt Mansfura (منصور), vom zweiten abbasidischen Kalifen erbaut und benannt. Andere Städte sind noch Multan, Manfir, Rahamar (لهايم), Banarā (بنارس) u. s. w. — Auch Cabulistan mit seiner Hauptstadt (كابل), und sogar die so genannten Türkenländer (بلاد الأتراك) rechnen Einige zu Hind.

So der geographische Abriss Indiens, vorzüglich nach arabischen Schriftstellern. Über das Geschichtliche v. d. Art. Indien. Hier werde nur erwähnt, daß der sechste ommajjādide Kalif, Relid, in die Türkländer Indiens drang, der Gauride Schehab-ed-din dort und tiefer hinein große Vermählungen anrichtete, und Mahmed, Sohn Sebuctekins daselbst bis zum Ganges hin eroberte. Handelsverbindungen aber untertheilten vorzüglich Ägyptens Ramlusen¹⁷⁾ Füssen, worüber die viel zu wenig gekannten Mémoires géographiques et historiques von Et. Quatremere, Tom. II, p. 284 bis 295 viel verbreiten. (G. Flügel.)

HIND, (مند), arabischer Frauennamen. Ihn führte unter andern die Mutter des Anir, der ein heftiger Feind der Darimiden war und öfters feindliche Züge nach Semama unternahm. Die Samasa ge-

denkt seiner wiederholt. Ferner hieß so die Tochter des Rachmiden und Beherrschers des Reichs von Hira, Mondhar Ben Ma' assem, der vom Ehemann Gaba des auf einige Zeit seines Thrones entsetzt ward. Überhaupt beweisen die Beinamen mehrerer Könige dieses Regentenstammes, daß der Name Hind in ihm fast erblich war. Auch Anru, der Steinseifer, hatte eine Hind zur Mutter. Vor Allen aber verdient ruhmvolle Auszeichnung

Hind, die geistreiche und fromme Tochter des Roman, Königs von Hira, der den Zunamen Abu Kasub führte und Christ ward. Sie war Gemahlinn des berühmten Dichters Abi, eines Sohnes des Zeit, der zugleich Dolmetsch und Secretär des Echosru Perwis war. Aus jählicher Liebe für ihre Freundin, die Schöne von Semama, genannt Anz (Sazelle) oder Berka (die blaueäugige) ward Hind, wie der Bericht sagt, als sie das tragische Ende derselben — sie war gebendend worden — erfahren hatte, Ranne, und baute ein Kloster, das ihren Namen trug, und wo sie bis an ihren Tod verweilte. Als unter dem Kalifat des Moawja der Statthalter von Kufa und Sohn des Schada, Mogaira, sie daselbst aufsuchte, um ihr seine Hand anzubieten — Hira, so wie das Kloster, lagen ganz in der Nähe von Kufa — erkannte sie nur zu wohl die Hauptabsicht, die dieser Werbung zum Grunde lag, indem Mogaira durch diese Verbindung sich ein Versehen auf das Gebiet ihres Vaters Roman verschaffen wollte. Da sie weder durch Jugend noch Schönheit ihm Liebe einflößen konnte, nöthigte sie ihn, ihre Abnung durch sein eigenes Geständniß zu bekräftigen. Das Gesuch lief mithin unglücklich ab, und dem Werber blieb Nichts übrig, als den Echarfenn der Hind und ihre Erbabenheit über eitle Wünsche im Stillen zu bewundern¹⁸⁾. Das von ihr erbaute Kloster ward überdies eine Begräbnißstätte heiliger Bischöfe¹⁹⁾. — Endlich ist noch zu erwähnen die kriegerische

Hind, Gattinn des Abu Soffjan, welcher als Oberhaupt der Koreischiden das Treffen bei Hobb gegen Mohammed gewann. Als diese Krieger von Mekka auszogen, begleiteten sie mit musikalischen Instrumenten 15 Frauen, unter denen jene Hind, die Tochter des Diba, durch wilden Mund und rohe Grausamkeit sich vorzüglich bemerkbar machte. Als die Koreischiden schon zu fliehen im Begriff waren, wußte sie durch ergreifenden Jurauf, indem nur die Wahl zwischen Schande und Tod frei stehe, ihre Kampflust von Neuem anzufeuern. Muthig zogen sie vorwärts und der Sieg war gewonnen. Auch war es diese Hind, die dem tapfern Oheim des Propheten, Hamza, als er gefallen, die Leber aus dem Leibe riß, in den Mund nahm und zu zerkauen versuchte, als sie aber die Unmöglichkeit hiervon einsah, sie wieder von sich warf²⁰⁾. (G. Flügel.)

15) Vergl. hier und da Abulf. und Ibn-el-Wardi a. a. D. S. 220. — 16) كوكم bei Asakuf S. 416 ist Fehler des MS.

17) De Sacy Chrest. Ar. Tom. II, p. 448. — 18) Assem. Bibl. Or. Clem. Vatic. Tom. III, p. 108 et 109. — 19) Abulf. Ann. Mosl. I, 94 sq.

HIND, Herred des königl. dän. Amtes Ringkøbing im Stiftet Ribe, hat $7\frac{1}{2}$ □M. mit 12 Kirchspielen mit den Inseln Holm, Hinoße, Steddele im Staeninge fiord ¹⁾.

(R.)

HINDARFIALL, (nord. Bygd.), von hind, Hindinn, und fiall, Gebirge, Weib der Hindinn (nach Andern von hindri, posterus, Hintergebirge), in Frankland, der Sitz der Brynhildur, wo sie von dem Vafur-logi (der schlappenden Flamme) umgeben und von Atlin in Schlaf gesetzt (ag, bis Sigurd sie weckte¹⁾). In der Nornageits-Saga v. heißt der Sitz der Brynhildur Hindarheidi, Heide der Hindinn. Hirsch und Hindinn waren ehrende Gleichnisse und Beinamen, so daß man durch Hindinn, wahrscheinlich vorzugsweise, die Brynhildur bezeichnete, ähnlich wie Thora von Gotthland Borgarhiortur (Hirsch der Burg) genannt war, „weil sie so alle Frauen übertraf, wie der Hirsch alle Thiere.“ Wahrscheinlich ist das Gebirge Hindar-fiall rein mythisch. Subm jedoch nimmt es für den Hundsrück, und leitet dieses von Hunnen ab. Von der Hagen²⁾ und Andere halten das Hindar-fiall für einesteil mit dem Feldberge auf der Spitze des Taunus, wegen des auf ihm befindlichen Brunnhildens-Bettes, Brunnhildens-Steines, Lectulus Brunnhildis, Brunnhildenstein in den Urkunden von 1043 und 1221 und anderswärts³⁾.

(Ferdinand Wächter.)

Hindau, f. Gartaan.

Hindbeere, f. Himbeere u. Rubus idaeus.

HINDBORG, Herred des königl. dän. Stiftes Bistborg auf Rütland, nur $1\frac{1}{2}$ □M. u. 2260 Einw. in 9 Kirchspielen ¹⁾.

(R.)

HINDELANG, ein kleiner Marktflecken an der Ostsee, zwischen hohen Bergen in einem engen Thale des Landgerichts Sonthofen im Königreiche Bayern, 4 St. von Immenstodt. Er enthält 1 königl. Schloß, welches von dem ehemaligen Fürstbischöfen zu Augsburg als Jagdschloß benutzt wurde, 114 Häuser, 1 Beizstation, 560 Einw. und hat vortreffliche Viehzucht. In der Nähe gibt es Eisengruben, und das dort bestehende Hüttenwerk liefert jährlich 20 Cent. Stabeisen (à 14 Fl. 85 Kr.) und 1660 Cent. Brüggeisen (à 13½ Fl.).

(Eisenmann.)

HINDELBANK, ein Pfarrdorf und bis zur Schweizerischen Staatsumwälzung (1798) Guttherrschaf der bernischen Familie von Erlach, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Bern. Das Dorf ist zu bemerken wegen des vom berühmten Bildhauer Stabl verfertigten Grabmalis der Gattinn des Pfarrers Langhans, welche mit ihrem Kinde im

Wochenbette farb. Gedanke und Ausführung sind gleich schön. Ein geborner Grabstein läßt die äußerst zart dargestellte Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme erblicken, wie sie am großen Auferstehungsberge aus ihrem Grabe hervor sähret. Die schöne Einfachheit des Werkes macht den überlirernden Prunk des nahen erlauchten Denkmals desto widriger. Schade, daß das herrliche Werk nur in welchem Sandsteine ausgeführt wurde; besonders wurde 1820 durch einen übermüthigen Engländer das liebliche Gesicht der Mutter verlest. (Escher.)

HINDELOFEN, ein niederländisches Dorf in Friesland, District Sneek, unweit der Südersee, mit einem hohen Thurme. Den Namen soll der Ort von dem Jagdbrevier erhalten haben, welches früher, ehe die Südersee durchbroch, hier gewesen seyn soll: (Hinde lopen oder laufen). Wenigstens war dies jezt im Boden der See versenkte Land früher sehr waldrich. Hinkelöfen und das benachbarte Wolqueren unterscheiden sich von den übrigen friesischen Dörfern durch eine ganz besondere Kleidung und Sprache, die dem Altfriesischen näher zu stehen scheint als das jeztige so genannte Wauer n friesische. Doch diese Eigenümlichkeiten werden immer mehr abgeschleift, ohne daß der Wohlstand des Ortes durch mehreren Umgang mit Fremden gewonnen hätte. Im Gegentheil sinkt dieser immer mehr. Den Namen einer Stadt, den Hinkelöfen früher trug, kann es jezt wohl nicht mehr führen, seine Bevölkerung ist bis auf 200 Seelen herab gesunken, und die vorher ziemlich blühende Schiffahrt ist ganz dahin: der Ort hat kein einziges Schiff mehr, da sich die Bewohner dürftig vom Landbau ernähren. Überhaupt hat die friesische Seefahrt, Hurlingen bloß aufgenommen, seit dem Emporkommen von Amsterdam ungemein viel verloren, das Binnenland hingegen hat sehr viel gewonnen.

(van Kampen.)

HINDENBURG (Karl Friedrich), geb. am 13. Jul. 1741 in Dresden, gek. als ordentl. Professor der Physik, Collegiat des großen Fürstencollegiums, Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften u. m. a. in Leipzig am 17. März 1803. Sein Vater, ein achtbarer Kaufmann, ließ den Sohn Anfangs durch Hauslehrer in den ersten Elementen unterrichten, brachte ihn hernach auf das damals sehr blühende Gymnasium zu Freiberg, wo es erste gelehrte Bildung besforderte wurde. Im J. 1757 kam er auf die Leipziger Universität um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, hörte deshalb bei J. C. Hebenstreit, Ludwig Zanke, Wose u. A., studierte daneben Philosophie, Physik und Mathematik unter J. H. Winkler, Heinrich und Rudolph, und wohnte den Vorlesungen J. A. Ernesti's und Gellert's über alle Literatur und schöne Wissenschaften bei. Nach vollendeter akademischer Laufbahn 1763 kam er durch Gellert's Empfehlung als Exorceder zu dem damals schon als außerordentliches mathematisches Genie sich auszeichnenden Drn von Schönberg, begleitete späterhin seinen Zögling auf die Leipziger Hochschule, wo er sich vorzugsweise mit Mathematik und Physik zu

¹⁾ Weim. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 139.

²⁾ Sigundar - Quida Fälskubana II. 42. Jüngere Edda X. Daemessaga 73. Volunga-Saga 29. ³⁾ Ragnar Lodbroks Saga 1. S. 123. Helga - Quida Hendingabana in Sidari 36. S. 166. Edda's, Forum der Kritik II. R. 1. A. S. 133. 3. Noth. Schenckmann V. S. 144. ⁴⁾ Weim. Handb. 3. Abth. II. S. 639. Gudenus, Cod. diplom. I. p. 479. Johann, rer. Mogunt. T. II. p. 514. Reuß, Alterthümer bei Hamburg vor der Abth. S. 6—8.

⁵⁾ Weim. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 123.

Fig. VII



C. H. H. H. H. H.

im
den
fiert

hin
(nat
in
dem
von
In
dur
hin
daß
Bry
lant
„
Abi
rein
rüd
gen
mit
des
den
stei
wär

borg
Ritt

Dft
des
4 E
wel
als
ftati
der
Gut
85

zerli
bert
Das
ten
des

Dem
Sage
E.
3) 8
n. 16
rer.
vor

befähigten veranlaßt, und außer dem Unterrichte auch eines vertrauten Umganges mit dem originellen Vork., damaligen Professor der Mathematik gewürdigt wurde. Auch in Göttingen war ihm Käfners Unterricht und Umgang von wesentlichem Nutzen. Im J. 1771 erhielt er das Magisterium in Leipzig, habilitirte sich, und hatte durch seine Vorlesungen und Schriften so vielen Beifall erlangt, daß ihm im J. 1781 eine außerordentliche Professur der Philosophie übertragen wurde. Wilh. H. durch seine *Animadv. philol. crit. in Blausaei de Herone et Leandro carmen* Lips. 1763. 4.; *Animadv. quibus Xenophontis Memorabilia Socratis dicitur, et suctor. libri emendantur et explicantur*. Lips. 1769. 8. seine Fähigkeit zur Verwaltung einer philosophischen Professur bekräftigt hatte: so glaubte er um die erledigte Professur der griech. und röm. Literatur (denn nach Clodius's Tode 1784 war Hr. Professor Reiz in die Professur der Poesie 1785 eingerückt) anhalten zu dürfen. Allein da der Lehrer der Mathematik Vork. im 73ten Lebensjahre stand: so glaubte die philosophische Fakultät für beide Ämter besser zu sorgen, wenn sie den Landesherren bittlich ersuchte, für die offene Stelle den gegenwärtigen Senior derselben, Hofr. D. Beck zu ernennen und dem Prof. Hindenburg die Anwartschaft auf die Prof. der Mathematik zu ertheilen. Die Genehmigung erfolgte; und da der Professor der Physik Ehr. Bened. Funk, 1786 ganz unerwartet mit Tode abging: so wurde unserm H. diese Professur mit dem Vorrechte der Anciennetät in der philosophischen Fakultät ertheilt. Vork. dagegen starb erst am 31. Januar 1799 im 86ten Jahre.

Als Erfinder der combinatorischen Analyse hat sich H. einen unsterblichen Namen erworben; das Nähere darüber s. im Art. Syntaktik. Seine sowohl eigens verfertigte, als heraus gegebene Schriften in deutscher und latin. Sprache *) sehen vollständig verzeichnet in Meusel's gelehr. Anzeig. Bd. 3. S. 335 — 337; Bd. 9. S. 694. 6ter Ausg. Auch in seinen ehelichen, väterlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zeigte H. einen gleich liebenswürdigen Charakter. Die von ihm hinterlassene Sammlung physikalischer Instrumente ward von dem Könige Friedrich August von Sachsen nicht nur für die Universität angekauft, sondern auch zu deren fortwährender Verbesserung, und für die Erhaltung derselben durch Fikrion eines Kapitals so wie durch Besetzung eines Unter-Inspectors, (Ober-Inspector ist der jedesmalige Professor der Physik) landesväterlich ge-

setzt. Auch auf ein anständiges Fokal ist bei dem vorhabenden Baue des alten Paulinums Rücksicht genommen worden. (Stimmel.)

Hindenburg's Luftpumpe, s. Luftpumpe.

HINDERAB, eine kleine Insel im persischen Busen vor der Mündung von Rafeh *).

HINDERHAUSEL (Friedrich), ein 1708 in einem Alter von 72 Jahren verstorben Kunstfleißer zu Nürnberg, von welchem diese Stadt mehrere sehr geschickt ausgeführte Grabmäler und Bilder besitzt *).

HINDERNISS (von hindern, d. h. zurück treiben, machen, daß eine Person oder Sache hinten bleibe oder hinter sich gehe, daher es Einige „hintern“ schreiben), dasjenige Ding oder diejenige Kraft in demselben, um deren willen eine andere Sache oder Kraft nicht zur Wirklichkeit oder Äußerung kommen kann; insbesondere wenn die Bewegung dieser andern dadurch gehemmt wird. Hindernisse können geistiger und körperlicher Art seyn, da es sowohl geistige als körperliche Kräfte, Wirkungen und Gegenwirkungen gibt. Zu den erstern gehören z. B. die Hindernisse geistiger und sittlicher Ausbildung (wie schlechtes Beispiel, üble Gewohnheit und Erziehung, Faulheit); ferner Hindernisse in Hinsicht der Erlangung oder Ausübung eines Rechts (wie z. B. Ehehindernisse). Unter den Hindernissen der zweiten Art sind besonders die in der Kriegswissenschaft vorkommenden Hindernisse zu bemerken, worunter man Gegenstände versteht, welche den Feind hindern, sich einer bestimmten Stelle, namentlich einer Verschanzung zu nähern; die Hindernisse sind theils natürliche, d. h. von der Natur selbst geschaffene (z. B. sumpfiges Terrain, steile Abhänge) theils künstliche. Vergl. über letztere den folgenden Artikel. (Dr. K. H. Scheidler.)

HINDERNISSE, künstliche (Kriegsbauw.), heißen in der stetigen Befestigungskunst (fortification permanente) diejenigen Mittel, deren man sich bedient, um den Feind bei seinen Versuchen auf das Glacis, den besetzten Weg, oder überhaupt auf alle die Werke, welche entweder keinen Graben oder doch in selbigem keine Futtermauer (Mauerbekleidung, revêtement) haben, zum Verweilen innerhalb des Bereichs der Feuerabwehrung der Belagerten zu zwingen. Haupthindernisse der Art sind:

a) Schanzpfeile (Palissaden), 5, 6 bis 7 Ellen lange, runde, auch dreie- und vierseitige Stambolpfähle mit einem Durchmesser von 6, 8 bis 12 Zoll und einer Spitze am schwachen Ende, während sie am starken Ende senkrecht mit ihrer Axt abgefaßt sind. Vergl. die hierzu gehörige Tafel Fig. 1—III. Sie erhalten ihren Platz auf dem Bankett des Glacis (a. Fig. II.), hinter dem Bankett, zwischen den Traversen (Querbällen) des besetzten Wegs, im Graben (Fig. III.), in den Grabengängen (Coffres ou Caponnières) u. Ein mit Schanz-

*) Wir erwähnen hier bloß: *Methodus*, einer ganz neuen Art, nach einem bekannten Geiste folgende Zahlen durch Abzählen oder Abrechnen bequem und sicher zu finden: — mit eingeschreuten, die Zahlenrechnung überhaupt betreffenden Aemerk. Epi. 1770. 8. — *D. Methodus nova et facilia arithmetica infinitar. exhibendi dignitates exponentis indeterminate*. ib. 1770. 4. — *Novi systematis permutationalium* — *primae lineae* etc. ib. 781. idem lib. duplo auctior editus, additis tabular. specimin. ib. co. 4. — *Comml. combinatorisch-anal. Abhandl. u. u. 2r Th. Leipzig. 1796 u. 1800. 8.* — *Über combinator. Analysis und Degradat. Calcul. Gen. daf. 1803. gr. 8.*

1) Weim. Dankb. 4te Abth. 2r Bd. S. 638.

2) Jösl's Kunstseker. 1r Bd. S. 320 und Doyenmeyer's Nachr. von d. Nürnberg. Mathem. u. Künstl. S. 306.

pfählen umgebener Raum, gleichviel, ob er in den ein-
gehenden Waffenplätzen oder im Innern eines andern
Werkes liege, wird *Lambour* genannt. Die Schanz-
pfähle werden 1½ bis 2 Ellen tief mit dem starken Ende
in die Erde eingegraben und so dicht an einander gesetzt,
daß man kaum einen Gewehrlauf durch die Zwischen-
räume stecken kann. Zu besserer Verbindung wird noch
oft 6 Zoll von dem untern Ende der Spitze eine Latte
innenwärts quer angenagelt (Fig. 1.). Schanzpfähle in
wagerechter oder noch tieferer Linie, z. B. auf der obern
Grabenbreite zwischen der äußern Befestigung des Haupt-
walltes und der Escarpe eingeseht, heißen *Sturmpfähle*
(*fraises*), s. c. Fig. II.

b) *Spanische Reiter* (*chevaux de frise*), vgl.
Fig. IV. Es bestehen solche aus 4, 6 oder 8seitigen,
6, 7 bis 8 Ellen langen und 6 bis 8 Zoll starken Bals-
ten (*corps*), welche von 6 zu 6 oder von 12 zu 12 Zol-
len über's Kreuz durchbohrt werden, worauf in diese
Löcher 2 bis 3 Ellen lange, 5 bis 4 Zoll starke, zuge-
spitzte und an den Spitzen mit Eisen beschlagene Pflö-
he (*ferens*, *lances*), eingetrieben und so mit dem Baite
verleimt werden, daß stets 2 Spizen in dem Boden fest-
stehen, während die andern beiden eine Wehr bilden.
Man verschleißt mit diesen spanischen Reitern einzelne
zugängliche Stellen der Werke.

c) *Verhaue* (*Abattis*), vergl. Fig. V—VII.
Sie werden dadurch gebildet, daß man Bäume fällt,
das Laub und die Zweige entfernt und die übrig ge-
bliebenen Äste aufspizt, dann sie so zubereitet dergestalt
unter einander legt, daß die Äste dem Feinde zu gerich-
tet sind, die Stämme aber über und neben einander
zu liegen kommen, und — um das Aufsteigen nach
Möglichkeit zu erschweren — durch Pflö-
he, Stricke und Ketten mit einander verbunden werden.
Reihen die Bäume am Häuforte als Verbau liegen, so heißt dies
fer ein natürlicher (Fig. V.), falls sie aber an einen an-
dern Ort gebracht sind, ein künstlicher oder geschickter
Verbau (Fig. VI und VII.). Man schließt mit ihnen
zugängliche Stellen, Wachen etc.

Diese künstlichen Hindernisse müssen dem feindlichen
Geschützfeuer nach Möglichkeit entzogen und stattdurch
Gewehrfeuer vertheidigt werden, weshalb sie auch ihre
Plätze, wo eben gesagt, nur an zugänglichen Orten,
d. h. hinter dem Glacis, im bedeckten Wege, im troc-
kenen Graben, in den Grabengängen, in den Abschnitten
der Waffenplätze etc. erhalten. In den nassen Gräben,
wo durch das Wasser schon der Zugang schwieriger ist,
dem Feind aber dennoch die Übergangsanstalten erschwert
werden müssen, gelten für Haupthindernisse:

d) Die *Barre* (*bardeaux*), vergl. d. d. Fig. II.
Dies sind Steine, eine kleine Öffnung (Schleuse,
céluse, vergl. e. Fig. II.) enthaltende Dämme, welche,
mit einem Schutzbrette (*pole*, *vanne*) versehen, die Be-
setzung in den Stand setzen, das Wasser im Graben
nach Willkür anzuspinnen, abzulassen und eine Strö-
mung zu erregen (Wasser-Mäander). Man legt sie in
Hauptgeraden auf solchen Punkten an, wo sie, der Ver-
theidigung am wenigsten hinderlich, dem Geschützfeuer

des Feindes von Weitem nicht ausgesetzt und überall
ihm unvorteilhaft sind. Hat man durch dies oder sonst
ein von der Ortslage abhängiges Kunstmittel das Aus-
treten eines Flusses aus seinen Ufern dergestalt bewirkt,
daß dadurch der Zugang zu den Werken einer Festung
verhindert wird, so tritt dies Verfahren unter dem Na-
men *Überschwemmung* (*inondation*) in die Reihe
der künstlichen Hindernisse.

Die künstlichen Hindernisse durch Schanzpfähle, spanische Reiter und Verhaue sind auch bei der Feldbefestigung (*fortification passagère*) anwendbar. (*Benicken*.)

HINDERNISSE (im Verbaue), f. unter den ein-
zelnen Gegenständen, welche als Hindernisse des Ver-
baues betrachtet werden können. (R.)

Hindernisslast (Maschinemo.), f. Last.

HINDI (der Indier). Unter diesem Namen sind
mehrere große Schriftsteller der Araber bekannt. Ebenan
steht Schehab-ed-din Ahmed Ben Schems-ed-din
Ben Omar aus Dewletabad, der noch vor dem Sten
Jahrh. der Hidschrah außer andern Werken eine gram-
matikalische Anleitung unter dem Titel *Irschad fi en-
nawn* (إرشاد في النون) schrieb, die wegen der Tiefe
ihrer Gedanken und um ihrer geschickten Anordnung willen
allgemein geschätzt ward, und an Abu-l-fahd El-
Chatib El-Kazruni (الكازروني) einen sehr gewand-

ten Ausleger fand. Auch commentirte El-Hindi die
bekannte Grammatik *Kasije*, welche Arbeit wiederum
von mehreren Gelehrten näher erläutert und vielfach ver-
mehrt ward. Ein anderer

Hindi ist Seradsch-ed-din Abu Hafas Omar
Ben Ishak, der 773 der Hib. (1374 n. Chr. G.) starb,
nachdem er als ein warmer Vertheidiger des im Ke-
gers-
geruch stehenden Dichters Ibn-el-faredhi (gest. 676
der Hib. 1180 n. Chr. G.) in einem Commentare auf-
getreten war, den er zu dieses Mykists Gedicht mit

der Aufschrift *Tajiz* (تأجيل) das an Ta ausgehende
geschrieben hatte*). — Über Kenke (کنک) El-
Hindi, Temtem (ططم) El-Hindi, Naufeschal
(نوشال) El-Hindi und Andere f. unter ihren Ei-
genamen. (G. Flügel.)

HINDI, Hindi-Sprache, f. indische Sprachen.

HINDIA, HINDIAH, 1) ein in Khandesh (Gan-
deish) gelegener District des Maharattenfürsten Sindia,
gränzt in N. an Bopal, in D. an Kerich, in S. an
den Fluß Taptur und in W. an Bejapour, ist gebrügl-
lich südöstlich Zweige des Gaijonngebirges, wird von
der Nerubudda und ihren Nebenflüssen bewässert. 2)
Hauptort dieses Districts auf der Südseite der Ner-
budda, der Stadt Rewanur gegenüber und mit der-
selben durch eine Brücke verbunden, wichtig durch sein
den Paß über die Nerubudda schützendes Fort †). (R.)

*) Z. Heftich Ghalifa's Bibl. unter Tajiz.

†) Vgl. in. Handb. der Asien. Bd. 2. S. 313. *Reis Cyclop.*
Vol. XVIII.*

Hindinn, Hirschkuh, f. Hirsch.
Hindina (die kerynische), f. Herakles (2te Sect.
& Bd. S. 17).

Hindischan, f. Hindians.

Hindi-Sprache, f. indische Sprachen.

HINDLÄUFTE (Confectio Cichorii), nennt man die frischen Cichorienwurzeln, welche in lange dicke Stücke zerhackt und mit Zucker überzogen sind nach Art des überzuckerten Kalmus. Wenn diese Confitur gut seyn soll, so müssen dazu starke, schöne, gesunde Wurzeln genommen, diese nicht bloß mit weißem Zucker durchaus überzogen, sondern auch von demselben ganz durchdrungen, auch trocken seyn, ohne jedoch die gebührige Geschmeidigkeit zu verlieren. (Fr. Thon.)

Hindmünd, f. Hilmend.

HINDO, eine fast 9 Meilen lange und über 4 Meilen breite Insel, an der Küste des norwegischen Eistees Nordland, die größte der norwegischen Inseln. (Dr. v. Schubert.)

HINDOLE, ein im District Guttal der Provinz Driffa belegen, den Engländern tributäres Fürstenthum, dessen Semindar 176 Rupien Tribut zahlt; die Bevölkerung nähert sich meist durch Verfertigen von Pailanfen *).

HINDON, Burgheden in England, in Wiltshire, mit 600 Einw. und dem Wahlrecht für 2 Parlamentsglieder. Episkopatssitz.

HINDOSTAN, HINDUSTAN, f. am Ende dies. Bandes.

Hindostani, f. Indische Sprachen.

Hindostanisch, f. Indisch.

Hindostanische Menschenrace, f. Menschenraceen.

Hindowan, Hindowani, f. Hinduwan.

HINDS, Canton im Mittelpunkt des Staats Mississippi, 64 teut. Meile lang und breit, am Quell des schiffbaren Pearisflusses (merikanischer Meerbusen, Nordamerica's Südfeste), ein ziemlich fruchtbares, noch wenig angebautes Ländchen, von den Ebedow-Indianern 1801 der Union überlassen. 1825 6 Dampfschiffe, 1698 Einwohner, worunter 368 Farbige und Sklaven. Hauptort Jackson, 184 Meile nördlich von Natchez, Haupthafen des Staats am Mississippi und 85 teut. Meilen nördlich von New Orleans. (C. N. Rüding.)

Hindechkraut, f. Solanum Dulcamara L.

HINDSIAN, HINDISCHAN oder ANGAR, eine Insel im persischen Meerbusen, dicht unter der Insel Deschfrei Diras oder Kischm *).

HINDSTENT, Herrsch des Amtes Kalborg im königl. dänischen Stifte gleiches Namens, 9 □ Meilen groß mit 6000 Einw. in 14 Kirchspielen, unter welchen Wice nebst dem Herrenhofe Dalsgaard am Mariagerfjorden mit 4 Landungsplätzen und Fischeri *).

Hindu, Geographie, Geschichte, Literatur u. f. w., f. unter Indien.

Hindugebirge, f. Himalaya u. Salomonsgebirge (Soliman Koh.).

HINDUGHE, ein bei dem Sultan Dabur ben Daisanfor vielgeliebter Magnat, f. über ihn 1ste Sect. VII. Bd. S. 18; er wurde sammt seinen Kindern auf Befehl des Abu Said Mirza 865 oder 866 der Hidsch. hingerichtet, nachdem er sich mehrfache Beweise der Untrüeb gegen diesen Herrscher hatte zu Schulden kommen lassen *).

(A. G. Hoffmann.)

HINDUKHO }, f. am Ende dieses Bandes.

HINDUKUSCH}

HINDUSCHAH BEN SENDSCHER (هندو شاه)

arabischer Schriftsteller. Er verfaßte für Nassar ed-din Ahmed (Ben) El-Fadhlewi das Geschichtswerk Tedscharib es-selef (تجارب السلف) „Erfahrungen der Vorfahren“. Sein Todesjahr fällt um 700 der Hid. oder 1327 n. Chr. Geb.; f. Hadschi Chalifa im Assami el-kotob. (G. Flügel.)

Hinduschah (Mohammed Kasim), f. Firischte.

Hind u Sind, f. Hind.

HINDUSTAN, f. Hindostan am Ende dies. Bandes.

HINDUWAN (هندوان), ist Name eines Stadt-

viertels von Balkh, der Hauptstadt in Khorasan, aus welchem der Geschichtsschreiber el Hindowani (الهندواني)

gebürtig war *). Sein vollständiger Name ist Abu Dschafar Mohammed ben Abdallah ben Omar *). Er erlangte einen so hohen Ruf bei seiner Sekte, daß ihm die Würde eines Mufti nicht nur zu Balkh, sondern auch für ganz Transoxanien ertheilt und der Ehrenname Abu-Hanifa der Jüngere beigelegt wurde. Wunderlich ist die Sage, daß an seinem Todestage wegen seiner Frömmigkeit und Enthaltensart eine große Anzahl Juden und Anhänger des Parismus zum Islam übergetreten wären. Er starb zu Bokhara im J. 362 d. H. (973 n. Chr. Geb.) *).

(A. G. Hoffmann.)

Sein gründliches Wissen bewies Hinduwani unter andern durch den Commentar, den er zu dem Werke: Verhaltungsregeln des Richters nach der Ansicht des Abu Hanifa (ابن القاضى على) (منهجه ابي حنيفة) schrieb, welches fast kanonisch gewordene Compendium den eifrigen Cadhi Abu Jusuf

*) Wenn D'Herbelot unt. d. BB. Hindughe erzählt, daß er sich gegen Dabur empört habe und von ihm getödtet worden sei, so ist das eine Verwechslung, welche schon Settle a. h. E. berichtigt hat; vgl. D'Herbelot selbst unt. d. Artikel Abu Said Mirza.

1) Firuashadi Camus ed. Calcutt. p. 433. 2) D'Herbelot Hist. Biblioth. 2r Bd. S. 720. 3) D'Herbelot a. a. D. unt. d. BB. Hindowan.

*) Beim. Dantb. 4te Abth. 2r Bd. S. 369.

+) Beim. Dantb. 4te Abth. 2r Bd. S. 658.

1) Dals. 3te Abth. 1r Bd. S. 118.

Jacob Ben Ibrahim, der 182 b. J. (798 n. Chr. Geb.) farb, zum Verfasser hatte; f. Hadschi Schalis im Asami el-kotob. (G. Flügel.)

Hinduani, f. Hinduwan.

HINEINBRECHEN, sagen die Bergleute statt wie der ins Gestein hinein arbeiten; Hineinbruch oder Reibbruch ist in ihrer Ausdrucksweise das erste auf Herausschlagung des Gesteins verwendete Tagewort, womit in der Mitte des seigern Erzflusses begonnen wird. (K.)

HINESBOROUGH, Dorfschaft im Kanton Chittenden, Staat Vermont der vereinigten Staaten von Nordamerika, am Lewis Creek, der westlich in den Champlainsee abfließt, 1820 mit 1380 Einwohnern, in fruchtbarer Gegend, $5\frac{1}{2}$ Meilen von Montpelier, der Hauptstadt des Staats. (C. N. Röding.)

HINESDALE, 1) Dorfschaft im Kanton Verks, Staat Massachusetts der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit 822 Einw., hart an der Gränze des Staats New-York. 2) Dorfschaft im Kanton Chespire, Staat New-Hampshire der vereinigten Staaten von Nordamerika, auf der Ostseite des schiffbaren Connecticut-Stroms, Brattleborough im State Vermont gegenüber, 940 Einwohner, Holzhandel, $7\frac{1}{2}$ teut. Meilen von Northampton im State Massachusetts. (C. N. Röding.)

HINESTROSA oder HINESTROJA (Ludovicus Venegas de), hat 1557 zu Alcalá de Henares herausgegeben Tratado de Cifra nueva para Tecta, Harpa y Vigneta, Canto llamo, de Organos y Contrapunto. in fol., nach Forkel und Gerber. Auch Dr. Pietro Clementhal, der jene beiden Männer benutzte und Nachträge des Neuren und Ältern lieferte, hat in seinem Dictionario e bibliografia della musica (Mil. 1826) nichts weiter von ihm. Nach einigen kurzen Andeutungen scheint das Werk der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher der Tonkunst werth zu seyn. (G. W. Fink.)

Hinfahrt, Hinfahrts, Hingang, f. Fahrts.

Hinfällige Haut des Eies, f. Ei.

Hinführende Blutgefäße, f. Venen.

Hinfluss, f. Aegopodium.

Hingang, f. Fahrts.

HINGANSTSCHEU, eine chinesische Stadt 2ten Ranges am Hantjan in der Provinz Schensi unter $32^{\circ} 31' 20''$ der Br. und $127^{\circ} 0' 41''$ der Länge *). (R.)

HINGEGOSSEN, nennt der Vater eine liegende Figur, wenn ihre Stellung natürlich, ungewungen und schön ist. (R.)

HINGFUHIEN, chinesische Stadt dritten Ranges in der Provinz Szechuen *). (R.)

HINGHAM, $70^{\circ} 52' 54''$ n. l. l. b. Gr. $42^{\circ} 15' 25''$ n. Br. Hafen am Einflusse des Westflusses in die Sübseite der Bostonbucht (Massachusetts Bai, atlantisches Meer, Nordamerika's Ostküste, Kanton Boston (nicht Plymouth), Staat Massachusetts, vereinigte Staaten

von Nordamerika, 4 Kirchen, 1 Akademie, Postamt, 3764 Einw., 3 Säge- und 1 Malmühle, bedeutender Stochfisch- und Makrelenfang. Der Ort liegt $2\frac{1}{2}$ t. Meil. südöstlich von Boston und steht mit diesem Haupthafen in täglichem Verkehr (1828 wurden von dort 54 Fahrzeuge, jedes mit 8 Mann auf diesen Gang ausgesandt und es wurden 33,313 Faß gepackt. Von 1818 bis 1828, dieß Jahr eingeschlossen, wurden 225,331 Faß Makrelen gepackt und dabei 45,559 Tonnen Salz verbraucht). Es erscheint dort eine Zeitung: Hingham-Gazette. (C. N. Röding.)

HINGHER (Johann Christoph), angesehener Geistlicher des 17ten Jahrhunderts, ist geb. den 2. Januar 1604 in dem württemberg'schen Dorfe Bittershausen, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er seine Studien in Tübingen vollendet hatte und einige Zeit Vikar gewesen war, lernte ihn der berühmte schwedische Feldmarschall, Graf Gustav Horn, der mit Gustav Adolph nach Teutschland gekommen war, kennen, und ernannte ihn zu seinem Feldprediger und zum Vorstand des Feldconsistoriums. Als Horn in der Nordlinger Schlacht 1634 in kaiserl. Gefangenschaft gerieth, kam Hingher nach Stockholm, und war daselbst Prediger, bis ihn, nach 19 Jahren, Herzog Eberhard nach Stuttgart rief. Er war daselbst Consistorialrath, Hof- und Stiftsprediger, zuletzt Prälat und Generalsuperintendent, und starb den 15. Mai 1678. Gedruckt sind von ihm meistens Predigten, deren er 5851 eigenhändig zu Papiere brachte *). (Baur.)

HINGHIEN, chinesische Stadt dritten Ranges am Yufuentu in der Provinz Schensi *). (R.)

HINGHUFU, ein Hafen des chinesischen Meeres an der Cerropung Kosten *). (R.)

HINGKU TSCHEU, eine chinesische Stadt zweiten Ranges in der Provinz Hu-Kang *). (R.)

HINGLAISGHUR, eine auf einer Anhöhe liegende, mit Mauern und tiefen Gräben umgebene Stadt der vorderindischen Provinz Malwa, und zwar in dem Holkar zugehörigen Districte Mundessor, bemerkenswerth wegen seiner sehr festen Citadelle *). (R.)

HINGLATZ, HINGLAZ, 1) einer der beiden Pässe, welche aus der von Bergen umgebenen Provinz Lu in Beludschistan nach der Provinz Makran führen; 2) berühmte Hintupagote, zu welcher viele Wallfahrten geschehen; sie liegt auf einer Anhöhe am Aggor mit dem Brunnen Unil *). (R.)

Hing-pu, f. China (1ste Sect. XXI. Bd. S. 166).

HING-SCHAN-HIEN, chinesische Stadt dritten Ranges in der Provinz Hufang *). (R.)

*) Fischlini memor. theol. württemberg. Jöcher's 6. Aufl. Seiten.

1) Schim. Hamb. 4te Abth. 4r Bd. S. 160.

2) a. a. D. S. 182.

3) a. a. D. S. 168.

4) a. a. D. 4te Abth. 3e Bd. S. 308.

5) a. a. D. 4te Abth. 2r Bd. S. 875 u. 877.

6) a. a. D. 4r Bd. 4te Abth. S. 168.

*) Schim. Hamb. 4te Abth. 4r Bd. S. 225.

2) a. a. D. S. 220.

HINGSTE, HENGSTE, SPRINGSTRAPPEN, sind kurze Taae (Pl. 1. der Cervossisch. Fig. 1. s. s.), welche von 6 bis 10 Fuß von einander um die Kaaen belegt oder besetzt werden, und am untern Ende ein Auge haben, wodurch die Pferde, Paarden (Fig. 1. s. s.) oder Taae gehen, worauf die an den Kaaen arbeitenden Matrosen stehen, und wodurch diese Taae gehalten werden, damit sie nicht niederhängen. Vormalß nannte man die Paarden auch Hingste. (C. H. Müller.)

HINGSTON (John), Schüler Orlando Gibbons, eines in England besonders durch seine Kirchenmusik berühmten Doktors der Tonkunst, war unter dem unglücklichen Karl I. Organist in London. Früher schon stand er mit Oliver Cromwell in einiger Verbindung durch den Unterricht, welchen er seiner Tochter ertheilte und trat nach Karls Hinrichtung in die Dienste des strengen Machthabers. Die Concerthe, welche er in seinem Hause hielt, sind unter Andern dadurch merkwürdig, daß sie der gestürzte Protector oft besuchte. Unter seinen Schülern hatte H. auch den Dr. Blow, der gleichfalls als Kirchencomponist von seinen Landsleuten, wenigstens von den weißen, in hohen Ehren gehalten wird. Das Bildniß Hingston's zielt noch jetzt die Erfinder Musikschule. (G. W. Fink.)

HING TSCHU, chinesische Stadt zweiten Ranges an einem Nebenflusse des Hoaiho in der Provinz Kiangnan ⁷⁾. (K.)

HINGUNGHAUT, eine Stadt in dem Distrikte Ragapoor der Deccan gehörigen Provinz Gundwana, dem Raja von Ragapoor unterworfen ⁸⁾. (K.)

HINHAIY DO RIO MANCO, Militärposten (Desamamento) zur Bewachung des Diamantendistrikts am nördlichen Abhange des Monte Etambi, 7 teutsche Meilen östlich von Triuto, Hauptstadt der Comarca do Rio frio, Provinz Minas geräs, Kaiserthum Brasilien. (Die Militärposten zur Beschützung des Diamantendistrikts sind jetzt schlecht besetzt und der größte Theil der gewonnenen Diamanten wird dem kaiserl. Schatz entzogen.) (C. N. Rodding.)

Hinhaltung, f. Suspension.

HIN-HOA-FU, eine chinesische Stadt der Provinz Szechuan an der Mündung eines Flusses mit Hafen und Handel, liegt unter 25° 25' 22" der Br. und 136° 56' 20" der Länge ⁹⁾. (K.)

Hinholz, f. Rhamnus frang.

HIN-KA, ein im Gouvernement Kirin gelegener Binnensee der Mandchurie, nimmt mehrere Flüsse auf, wie den Lesu Pira, den Utschibau Pira und hat seinen Abfluß durch den Sengatshan in den Ussuri. Um ihn herum wohnt die hauptsächlich von Fischerei sich nährend wilde Völkerschaft Ussurja ¹⁰⁾. (K.)

Hinkaert (Joh.), f. unter Rusbroch (Johann).

HINKAN, ein Gebirge in der Mitte des Gouvernements Tschifschir, welches den nördlichen Theil der Mandchurie bildet ¹⁾. Hinkan Tabahan, heißt ein Paß in der Scharramongolei, welcher durch die Mongolei führt ²⁾. (K.)

HINKELDEY, eine ehemalige patricische Familie aus Nördlingen, deren Stammvater Christian H. aus Wiesen an der Elbe bei Hamburg, sich in Nördlingen 1679 niedergelassen hatte. Sein Sohn Georg Wilhelm H., Diaconus zu Nördlingen († 1736) verfaßte ein Werk über sein Geschlecht: die Wüninger und Hinkeldeysche Descendenten (Nördl. 1726, in 8.) und hatte zwei Söhne, von denen Matthäus Wilhelm (geb. 1719, † 1801) Pfarrer zu Biele wurde und in seiner Ehe 24 Kinder erzeugte, Hieronymus Heinrich dagegen (geb. 1720) als Rechtsgelehrter sich auszeichnete. Der letztere besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, bezog 1739 die Universität Jena, um dort die Jurisprudenz, Staatswissenschaft und Philosophie zu studiren, practicirte dann einige Jahre in Nördlingen, wurde 1745 zum fürstl. Htingen-Wallerstein'schen Hofrath bei der dortigen Regierung ernannt und 1746 in Nassau-Weilburg'sche Dienste als Regierungsrath berufen. Doch 1750 nahm er schon seinen Abschied, ging nach Frankfurt a. M., wo er als Rath und Consulent mehreren Reichsstädten diente, bis er 1751 den Ruf als geheimer Hofrath nach Weirheim erhielt. Er stieg hier schnell von einer Ehrenstufe zu der andern, und erhielt 1753 die Stelle eines Hofkanzlers mit dem geheimen Rath's Titel. Während eines mehrjährigen Aufenthalts in Wien brachte er die Rodefort'schen Erbschaftsangelegenheiten seines Fürsten mit den Grafen von Stolberg, worüber schon seit hundert Jahren Streit herrschte, unter der Vermittelung des Reichsoberkanzlers Grafen von Colloredo und des Reichshofraths-Präsidenten Grafen von Harrach durch einen Vergleich 1755 glücklich zu Ende und wurde zur Belohnung auf Ansuchen des Fürsten vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Die ihm darauf angetragene Reichshofrathsstelle schlug er aus. Als Kreisgesandter hielt er sich einige Zeit in Nürnberg auf, wo er mehrere Deductionen schrieb; die: „pro domino contra subditos“ zog ihm und seinem Fürsten eine Abwendung des Kammergerichts zu. Im J. 1763 erhielt er die Stelle eines Regierung's- und Kammerpräsidenten zu Weirheim, 1775 aber veranlaßte ein in Weirheim ausgebrochener Tumult ³⁾ der Bürgerkath seine Entlassung mit einer Pension von 1000 fl. und einem Fuher Weir. Nachdem aber alle Differenzen beigelegt und die Bewohner der Einwohner beruhigt waren, wurde ihm 1780 das Directorium wieder übergeben; erst 1783 trat er mit der früher ausgesetzten Pension in völligen Ruhestand und begab sich auf sein Rittergut Sinnerhausen unweit Weiningen, welches er mit seiner zweiten Frau

⁷⁾ Melm. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 153.

⁸⁾ a. a. D. 4te Abth. 3r Bd. S. 504.

⁹⁾ a. a. D. 4te Abth. 4r Bd. S. 184.

¹⁰⁾ a. a. D. S. 237 u. 238.

¹¹⁾ Geogr. v. M. u. R. Fortis Eccl. VIII.

¹⁾ a. a. D. S. 259. ²⁾ a. a. D. S. 290.

³⁾ Veranlassung dazu gab, daß er auf Befehl seines kaiserl. Fürsten eine Procession in der protestantischen Stadt Weirheim angeführt hatte.

erpeirathet hatte, diente indeß auch hier noch mehreren Reichsfürsten, vorzüglich dem Landgrafen Adolf von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld als Consulent, und starb daselbst 1805 in seinem 85ten Jahre. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit religiösen Gegenständen; so entwarf er 467 Fragen, und ihre Beantwortung aus Stellen vieler geistlichen Schriftsteller und ließ diese Zusammenstellung unter dem Titel: „Gottselige Betrachtungen, bestehend in lehrreichen und vorzüglich erbaulichen Stellen aus gedruckten Predigten und Schriften in Fragen und Antworten gebracht,“ (Göhring 1804) auf eigene Kosten drucken. Unter seinen zwölf Kindern waren drei Söhne: 1) Christian Reinhard v. H., königl. franz. Hauptmann, unter dem Regiment Royal Anhalt, der in Strassburg 1776 ermordet wurde; 2) Carl v. H., kurfürstl. beifischer Geheimregierungsrath; und 3) August Heinrich v. H., welcher als großherzogl. badenscher Landesdirektions-Präsident in Mannheim starb. Die beiden Töchter haben Kinder hinterlassen, und ihr Geschlecht in 2 Linien fortgesetzt. — Das Wappen: im goldenen Felde ein Palmbaum, woran ein Einhorn sich lehnt; auf dem Helm das nämliche Wappen *).

(Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

Hinkelmann, f. Hünckelmann.

HINKEN (Claudication, Coxalgia), ist Folge einer Verletzung, Ausretzung, Verrenkung, eines Bruchs des Schenkelknochens oder eines Austritts des Kopfes des Schenkelhals aus seiner Pfanne. Bei Kindern kann es angeboren werden und selbst der Schenkelkopf fehlen. Das Bein wird kürzer, die Ferse berührt im Gehen nicht mehr den Erdboden, das Knie dreht sich einwärts, das ganze Bein wird mager und zehrt zuweilen ab.

Borelli und Venette (tableau de l'amour conjugal. p. 363) haben das Hinken erblich beobachtet. (Schneider.)

Das Hinken ist demnach keine besondere Krankheit, sondern die Wirkung einer Menge von Krankheiten oder Zufällen. Denn es kann von fehlerhafter Bildung eines Beines, von der Verkürzung oder Veränderung desselben, oder von fehlerhafter Bildung beider Beine oder des Beckens herrühren, desgleichen von Affectionen der Knochen, von Affectionen oder Wunden der weichen Theile des Beins, von großem Substanzverluste, von Schwärmung, von Schmerzen, von chronischem Rheumatismus in einem Bein. Ein verträmmtes Becken verursacht Hinken, wenn die Pfannen (cavitates cotyloideae) einander nicht genau entsprechen, wenn die eine höher oder tiefer liegt als die andere. Die wernatürlichen Gelenke, die Ankylosen bringen auch das Hinken hervor *).

Es erhebt hieraus, daß auch die Mittel, das Hinken zu beseitigen, sehr verschieden seyn müssen.

Mit dem Ausbruche Hinken der Kinder hat Ficer eine besondere Krankheit bezeichnet, welche von Andern mit sehr verschiedenen Namen belegt worden ist. Synonym damit sind unter Andern die luxatio spontanea, coxarthrocae etc. Obgleich sie nicht in die Klasse der Ärgen gebört, so hat man sie doch unter dem Namen Coxalgie beschrieben, auch wohl mit der Krankheit verwechselt, welche sciatica, ischias, dolor ischiaticus, ischiagra, malum ischiaticum, dolor coxendicis, morbus coxarius heißt, und in einer Affection des nervus ischiaticus besteht, während die Coxalgie mit einer Enzündung in den Knorpeln des Hüftgelenks beginnt *).

Nach Forb, Cooper und Monteggia werden die Kinder und nach Abers und Ficer wird das männliche Geschlecht häufiger von dieser Krankheit befallen; Völpi hat sie am häufigsten bei Erwachsenen beobachtet, es hauptet aber, daß kein Lebensalter davon frei sei. Das stadium invasionis derselben gibt sich durch weiter nichts zu erkennen, als durch ein fast unmerkliches Hinken, nebst geringer Schwäche des Glieds und geringem Schmerz bei den Bewegungen desselben, weshalb die Kranken häufig gar nicht darauf achten. Offenbaren sich die Zeichen der Coxalgie zuerst an dem äußeren Theile des Knie, indem dort Schmerz und Geschwulst entsteht, so ist es schwer, den wahren Sitz der Krankheit zu erkennen; geschieht es aber am Hüftgelenk, so zeigt zwar ein fester Schmerz hinter dem großen Trochanter sogleich den Sitz der Krankheit an, aber es wird dieser Schmerz, wenn er bei jungen Personen ohne Geschwulst und ohne Veränderung der Hautfarbe vorkommt, gemeinlich für unbedeutend, und bei alten Personen für einfachen Rheumatismus oder eine arthritische Affection gehalten. Hängt der Schmerz an bestiger zu werden, und zieht er sich längs dem musc. vastus externus nach den Knien zu, und von da längs dem äußeren Theile der tibia bis zum malleolus internus, so kann der aufmerksame und erfahrene Chirurg die Krankheit gar nicht verkennen. Sobald der Kranke ein wenig zu hinken beginnt, so findet man bei Untersuchung des Schenfels und des Unterschenkels der leidenden Seite, und Vergleichung derselben mit denen der gesunden Seite, daß die ersteren ein wenig geschwunden sind; das Hüftgelenk ist, weil es tief liegt, schwerer zu untersuchen als die anderen Gelenke. Am besten kann man sich aber von dieser Krankheit des Hüftgelenks überzeugen, wenn man sanft auf die äußere Seite der arteria femoralis drückt und zwar da, wo sie aus dem Becken heraus kommt. Denn hier wird dieses große Gelenk von vorn gedrückt, auf einer Stelle, wo es am wenigsten bedeckt ist, und wenn es afficirt ist, so verursacht der Druck einen bedeutenden Schmerz (Cooper).

*) Kommt auch außer Beischiags Krankheiten zur nächsten schon Geschichtskürze, auch hantkräftliche Krankheiten.

*) Vergl. Camper (Pet.), over de oorzaken van het monkaan der kinderen. 1782. Dylic (Dun.), du claudication; D. Lugd. Bat. 1798. 4. Ficer (Witth. Ant.), Deumt. der

Preisfrage: Worin besteht eigentlich die unter dem Namen Hinken der Kinder bekannte Krankheit? Wien 1807. 4. Krause (Ado. Gnst. Ferd.), de claudicatione Comment. med. chir. Lipsiae 1809. 4.

*) Da der Art. Coxalgie, Coxalgie zufällig übersehen worden, so wird hier das Nötigste darüber nachgetragen. (R.)

Wenn das hintende Glied etwas geschwunden ist, und der Schmerz durch den Druck auf den vorderen Theil des Gelenks sich vermehrt, so ist die Goralgie mit keinem anderen Ubel mehr zu verwechseln, zumal wenn das Glied im Anfange verlängert ist, was man leicht entdecken kann, wenn man die großen Trochanter, die Kniekehlen und die inneren Knöchel wechselseitig mit einander vergleicht. Die Ursache der Verlängerung des Glieds bis auf 2 bis 3 Zoll, eines wichtigen und beständigen Begleiters der Goralgie, ist zur Zeit unbekannt, und bleibt noch immer ein Gegenstand der Nachforschung. Falconer ist der Meinung, daß durch die Anschwellung der Knorpel und der Brünhaut des oberen Theils des Schenkelbeinkopfs und der Gelenkhöhle der Schenkelbeinkopf aus derselben heraus getrieben werde. Diese Meinung ist aber falsch, weil der Durchmesser des acetabulum nicht so groß ist, als die Verlängerung und weil bei der Verlängerung des Glieds der Schenkelbeinkopf das acetabulum fast noch gänzlich ausfüllt, folglich der Schenkelbeinkopf, so lange die Gelenkhöhle noch nicht zerstört ist, nur wenig in perpendicularer Richtung nach unten getrieben werden kann. Von der Erschlaffung der Ligamente kann man diese Erscheinung ebenfalls nicht herleiten; denn wenn sie auch Statt findet, so kann doch im gesunden Zustande des Hüftgelenks kein anderes Ligament, als das ligamentum transversum, welches über die incisura acetabuli wegläuft, die Austreibung des Schenkelbeinkopfs nach unten verbinden. Das ligamentum triangulare verhindert höchstens, daß der Schenkelbeinkopf nicht nach oben luxirt wird, indem es nach Valletta bloß dazu bestimmt ist, die natürlichen Bewegungen des Schenkelbeinkopfs innerhalb des acetabulum zu beschränken, nicht aber die Ausweichung desselben nach unten zu verhindern. Das ligamentum orbiculare, welches von Natur schlaff ist, so wie alle andere Kapselbänder, muß als ein Sacl betradtet werden, der mehr als zur Verstärkung des Gelenks, zur Einschließung der synovia bestimmt ist. Eben so ist auch Petit's und Gampfer's Erklärung dieser Erscheinung durch eine Anschwellung von synovia in der Gelenkhöhle falsch **). Denn wenn auch eine solche Anschwellung Statt findet, so senkt sich diese Feuchtigkeit zwischen den Schenkelbeinhals und die Falten des ligament. orbicularis, welches denselben umgibt, und welches hierdurch wohl ausgedehnt wird, und wodurch hydrops articuli — Boyer — entsteht; nicht aber ist diese Feuchtigkeit im Stande, einen harten und nicht nachgebenden Theil auszutreiben. Und wenn auch diese zwischen dem collum femoris und dem ligamentum orbiculare angehäufte Feuchtigkeit sich verdichtete, so müßte ja hierdurch der Schenkelbeinkopf noch mehr in seiner Höhle festgehalten werden. Irre ich nicht, so kann diese Erscheinung durch die Anschwellung der

Knorpel, welche das acetabulum und den Schenkelbeinkopf überziehen und durch den Übergang dieser Anschwellung auf die Knorpel des Kniegelenks ***) und des Hüftgelenks, also durch Anschwellung sämtlicher Knorpel dieser drei Gelenke am besten erklärt werden. Da nun durch die Anschwellung der Knorpel des Schenkelbeinkopfs und des acetabulum der Schenkelbeinkopf nach der Richtung des Schenkelbeinhals etwas von oben nach unten und von innen nach außen getrieben wird, so scheint uns auch hierdurch das Einwärtsstehen des Fußes sich erklären zu lassen.

Bald gewöhnen sich die an Goralgie Leidenden daran, daß die ganze Last ihres Körpers auf dem gesunden Gliede ruht, wobei bloß die Füßgelenke des kranken Glieds des den Boden berühren und der Schenkel desselben nach vorn gebeugt ist. Diese Stellung ist immer die bequemste, da hingegen die Ausstreckung des kranken Glieds Schmerzen verursacht. Dies sind die gewöhnlichen Kennzeichen des ersten Grades dieser Krankheit, in welchem der allgemeine Gesundheitszustand noch nicht beeinträchtigt wird. Selten sind in diesem Grade die das Gelenk umgebenden weichen Theile gespannt und schmerzhaft bei der Berührung, so wie auch die Farbe der das Gelenk bedeckenden Haut selten eine Veränderung erleidet. Wo dieses aber vorkommt, da ist es entweder dem Wuthwillen des Kranken zuzuschreiben, der das Glied, statt es in der Ruhe zu erhalten, bewege, oder den bürstigen Umständen desselben, die ihn zwingen, sich auf die Kniee zu machen und herum zu gehen.

Wird die Krankheit in dem ersten Grade vernachlässigt oder nicht richtig erkannt, so verlängert sich das Glied nach und nach immer mehr und das Schwinden des Schenfels nimmt immer mehr zu. Wenn man den Hinterbacken der leidenden Seite untersucht, wobei der Kranke aufrecht stehen muß, so findet man denselben statt convex etwas eben, weil der musculus glutaeus maximus geschwunden ist, und der Rand desselben an dem oberen und hinteren Theile des Schenfels nicht mehr eine so erhabene Linie bildet. — Ford. — Die Schmerzen im Hüftgelenk werden nun auch im Kniegelenk empfunden, wenn sie nicht zuerst dafelbst vorhanden waren. Häufiger werden diese Schmerzen, wenn das Hüftgelenk bewegt wird, während sie durch Beugung und Streckung des Kniegelenks, wenn der Schenkel dabei in der Ruhe erhalten wird, nicht sehr vermehrt werden. Diese Symptome bezeichnen den zweiten Grad dieser Krankheit und sind nach Verhältnis der erregenden Ursache und der Körperkonstitution des Kranken bald heftiger, bald gelinder, je nachdem die Entzündung acut oder chronisch ist. Wenn die Entzündung acut ist, so werden die das Gelenk umgebenden Theile gespannt und sehr schmerzhaft, die darüber liegenden Hautbedeckungen rosenroth gefärbt, und der Kranke bekommt ein sympathisches Entzündungsfieber. Dabei verlängert sich das

**) Diese Meinung stimmt fast mit dem älteren, was Hippocrates (sect. sept. LIX. u. LX.) sagt: Quibuscumque a coxarum morbo vixit, una excidit et rursus incidit, his maci accedunt. Quibuscumque a coxarum morbo duntaxat vixit, coxa excidit, his crura tabescit, si non aut ferit.

***) Ich verstehe hier nicht eine krankhafte Anschwellung des Kniegelenks und des Hüftgelenks, sondern eine Anschwellung der Knorpel dieser Gelenke, welche durch Mangel an Nahrung entsteht.

Glied immer mehr, so daß es bisweilen 3 Zoll länger als das gesunde wird, je nachdem der Entzündungsprozeß und die Geschwulst immer mehr zunehmen.

Im dritten Grade entsteht mit Abnahme des örtlichen Schmerzes Horiolation, und es bildet sich in der Nähe des Gelenkes eine Geschwulst, welche bald schwappend wird. Diese Geschwulst erscheint bald früher, bald später, je nachdem die Entzündung mehr oder weniger actio ist. Häufiges, von Zeit zu Zeit während dem Schlafen wiederkehrendes und nicht lange Zeit anhaltendes Muskelhüpfen am Schenkel, ist nach Einigen (Philot) das sicherste Zeichen der beginnenden Eiterzeugung in der Gelenkhöhle. Das unmittelbare Resultat einer activen Entzündung des Gelenkes ist eine sehr erhabene Eiterschwulst, welche mit heftigem, fliehendem Schmerz nicht allein der tief liegenden, sondern auch der das Gelenk bedeckenden oberflächlichen Theile verbunden ist, und welche sich bald öffnet. Wenn aber die Entzündung chronisch ist, so entsteht zwar eine sehr erhabene Geschwulst, sie öffnet sich aber nicht so schnell, die Schmerzen sind nicht so heftig und erstrecken sich nicht so weit als im ersten Falle. Endlich verküsst sich das Glied, wovon die Ursache eine von der Zerstörung der afficirten Knorpel, Ligamente und der Gelenkhöhle selbst herrührende Eruption des Schenkelabscesses ist. Zuweilen ist das Glied schon vor der Eiterzeugung in der Gelenkhöhle verküsst, doch findet das Segenheil häufiger Statt. Auch gibt es Fälle, wo der Schenkelabscess luvirt und dann anaplastisch wird, ohne das sich weder vorher noch nachher ein Abscess bildet. — Volpi. —

Zuweilen werden die Kranken vor der Eiterzeugung von allen Symptomen des heftigen Fiebers ergriffen, welche während der Eiterung den allgemeinen Gesundheitszustand des Kranken schwächen, oder nach Verhältnis der Intensität der örtlichen Krankheit denselben wohl ganz zu Grunde richten. Der Kranke versiert nämlich den Appetit, bringt die Nächte schlaflos zu, bekommt häufige Schweißse und einen häufigen Durchfall, welcher trotz der zweckmäßigsten ärztlichen Hülfe die schon geschwächten Kräfte des Kranken vollends aufreißt.

Der in der Gelenkhöhle erzeugte Eiter kommt entweder an dem oberen und äußeren Theile des Schenkels, oder in der Kreuzbeingegegend — Aiters — oder in der Leistengegend der leidenden Seite zum Vorschein. An einer von diesen Stellen bildet sich eine nicht sehr ausgezeichnete, bei der Berührung sehr schmerzhaft, in dem Mittelpunkt am meisten erhabene, und hier und da mit rothen und schmerzhaften Streifen bedeckte Geschwulst. Aus den Öffnungen, welche an verschiedenen Stellen dieser Geschwulst von selbst entstehen, quillt gewöhnlich lange Zeit eine Menge verdorbenen Eiters hervor. Alle diese Öffnungen stehen mit dem Gelenk in Verbindung. Die Ursachen der Entzündung des Hüftgelenkes sind uns noch unbekannt.

Ähnliche Krankheiten können sich auch in anderen Gelenken zeigen, weshalb sie Kuß unter dem Namen

der Arthroacac zusammen gefaßt hat. Es ist diese Krankheit identisch mit dem tumor albus.

Die gegenwärtige Behandlung dieser Krankheit unterscheidet sich wenig von der, welche die Alten anwendeten. Sie bedienten sich sowohl allgemein als örtlicher Blutentziehungen, und gebrauchten das cauterium actuale und potentiale, Klappenflaßer und andere Hautreize. (W. L. Brehme.)

Hinken der Uhr, s. Uhr.

Hinkender Jambus, s. Jambus.

Hinkeutschieb, s. Yuntai.

HINKLEY, Marktflecken in England, in Leicestershire, mit 10,000 Einw. Strumpfwirker, Strumpf, Biegel-, Steinsohlen- und Holzhandel. (Benicken.)

HINKMAR, Erzbischof von Rheims, einer der thätigsten und gebildetsten Cleriker des 9ten Jahrh., der in einem Zeitraum von beinahe 40 Jahren, unter den mannichfaltigsten politischen, hierarchischen und dogmatischen Streitigkeiten, fast an allen einen entscheidenden Antheil genommen hatte. Er war gegen das Jahr 806 geboren, und stammte aus einer angesehenen westfränkischen Familie. Frühzeitig kam er in das Kloster St. Denys bei Paris, und machte unter der Leitung des Abtes Hiluin, dem er auch in der Folge mit der größten Anhänglichkeit ergeben blieb, sehr bald so bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften, wie in den Tugenden des Klosterlebens, daß er dadurch, bei seiner vornehmten Abkunft, die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Hofes auf sich zog. Ludwig der Fromme zog ihn daher, neben anderen Bischöfen und dem Abte Hiluin, mit zu Rathe, um die verfallene Disziplin des Klosters St. Denys wieder herzustellen. Im J. 830 verlor Hiluin, der sich in den damaligen politischen Händeln mit mehreren Großen des Reichs gegen den Kaiser verbunden hatte, seine Äbteien, und Hinkmar wirkte bei seinem Hofe sich die Erlaubniß aus, ihn in sein Exil nach Sachsen begleiten zu dürfen, drachte es aber auch bald darauf bei dem Kaiser dahin, daß Hiluin seine Äbtei wieder erhielt. Nach Verlauf von ungefähr 10 Jahren übertrug König Karl der Kahle dem Hinkmar die Aufsicht über die Klöster zu Compiègne und Clair, und schenkte ihm ein Landgut; er wurde zum Priester ordinirt, und besand sich oft im Gefolge des Hofes. Auch gelang es nicht ohne Einfluß des Königs, daß er im Anfange des J. 845, unter voller Zustimmung des Klerus und der Gemeinde von Rheims, auf der Synode zu Meaux zum Erzbischofe von Rheims erwählt, und seine Wahl von den zu Paris versammelten Bischöfen bald darauf bestätigt wurde.

Nicht allein das hohe Ansehen, welches mit dieser Würde besonders in der damaligen Periode bei dem schnellen Wachsen des Einflusses der bischöflichen und dem steten Schwanken der politischen Gewalt verbunden war, sondern auch die Günst, in welcher er bei dem Hofe stand, seine Gewandtheit in der Föhrung der wichtigsten Kirchen- und Staatsangelegenheiten, der Auf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit — verschafften und

sicherten ihm nunmehr jenen bedeutenden Einfluß in den wichtigsten kirchlichen und Staatsgeschäften, den er fast bis an sein Ende zu behaupten wußte. Zwar erscheinen hierbei die Grundzüge, von denen er sich leiten ließ, zuweilen in einem zweideutigen Lichte, und sein Verfahren trägt oft den Schein der Halsstarrigkeit, der Härte, des Stolzes. Beurtheilen wir ihn aber im Geiste seiner Zeit, zumal einer in jeder Hinsicht so viel bewegten Zeit, wie die seinige war, so verdient es gewiß unsere Bewunderung, wenn wir sehen, mit welcher Standhaftigkeit, mit welchem Nachdrucke er für die Aufrechterhaltung der kirchlichen Gesehe, der Rechte der Synoden und der Bischöfe seines Reiches besorgt war, und mit welcher Unerschrockenheit und Beharrlichkeit er diese gegen die Eingriffe der päpstlichen Macht zu verteidigen suchte. Seine Gelehrsamkeit überließ freilich nicht die Ansprüche, die man in seiner Zeit an einen der gelehrtesten Kleriker zu machen pflegte; doch zeichnete er sich durch Belesenheit in den lateinischen Kirchenvätern, durch gründliche Kenntniß der Kirchengesehe, durch eine, mitunter schwächliche, doch sonst gewandte und leicht faßliche Schreibart, so wie durch seinen Eifer aus, durch gute Ordnung in den bischöflichen und Klosterschulen gebildete Kleriker und Mönche heran zu ziehen ¹⁾.

Unter den merkwürdigsten Ereignissen, deren Theilhaber er war, oder an denen er entscheidenden Antheil hatte, zeichnen wir bloß folgende aus ²⁾. Gottschalk, ein Mönch, früher im Kloster zu Fulda, dann zu Reims im Sprengel Soissons, bekannt durch die consequente Ausführung des Augustinischen Lehrgedankens von einer doppelten Prädestination, wurde unter Hinkmars Vorrede auf der Synode zu Quiersey (Carisiacum) im J. 849 als Keger verurtheilt, nachdem er vorher auf das grausamste gemißhandelt worden war, und auch späterhin wurde der Streit zwischen beiden fortgesetzt. Das Benehmen Hinkmars erscheint allerdings hierbei in hohem Grade hart und unmenslich; es verdient jedoch darum einige Entschuldigung, als Gottschalk bereits nach einer Wainer Synode, seinem höchsten Gericht, als ein höchst gefährlicher Irrelehrer überwiesen worden war ³⁾; und gegen einen Keger hielt man alle Mittel für erlaubt, um ihn zum Widerruf zu nöthigen. — Hinkmar führte auf mehreren Synoden der folgenden Jahre den Vorfall, und immer war er darauf bedacht, das Ansehen der Bischöfe im Reiche, so wie die Gültigkeit der kirchlichen Verordnungen zu behaupten und zu erhöhen; wozu ihm die Streitigkeiten der königl. Brüder so vielfache Gelegenheit darboten. Er wurde im J. 859 an die Spitze einer Gesandtschaft von mehreren Bischöfen an den deutschen König Ludwig gestellt, um diesen zur Buße wegen seiner Verbrechen gegen die Kirche zu ermahnen,

und ihm dann die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft zu Theil werden zu lassen. Hinkmar wußte diese Angelegenheit trefflich zu benützen, um das Ubergewicht der kirchlichen über die weltliche Gewalt geltend zu machen ⁴⁾, wiewohl auch König Ludwig sich durch eine kluge Antwort auf den wiederholten Antrag der Bischöfe aus der Verlegenheit zu ziehen verstand. Im J. 860 erhielt Hinkmar nebst anderen Bischöfen und Äbten und weltlichen Großen den Auftrag, zur endlichen Beseitigung der Zwistigkeiten der königl. Familie einen Vertrag zu schließen, und es gelang ihm, zwischen den beiden Brüdern Ludwig und Karl und ihren Vessern Ludwig, Lothar und Karl den berühmten *Condenzer Vertrag* abzuschließen ⁵⁾. In der Ehescheidungs-Angelegenheit des Königs Lothar von seiner Gemahlinn Theutberga, welche aus einer Synode zu Aachen im J. 862 von den Bischöfen wirklich von ihm geschieden worden war, wünschte man den Beitritt des Hinkmar zu den Beschlüssen dieser Synode; man legte ihm deshalb mehrere Fragen zur Beantwortung vor, er aber übernahm vielmehr die Vertheidigung der verstoßenen Königin in einer besondern Schrift, und durch die Einmischung des Papstes Nikolaus mußte Lothar bald darauf die *Walpraba* verlassen, und die frühere Gemahlinn Theutberga wieder zu sich nehmen. Man sieht aus diesem Verfahren Hinkmars, wie wenig er durch äußere Bestimmungsgründe von dem abzubringen war, was er für recht und den kirchlichen Verordnungen gemäß anerkannte. Diese Festigkeit seines Charakters bewies er noch nachdrücklicher in den Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle, welcher damals, nachdem man die *Decretalen* des Pseudoisidorus immer mehr zu verbreiten gesucht, und dadurch auch gallische Bischöfe für das Interesse einer absoluten päpstlichen Monarchie gewonnen hatte, eifrig darnach strebte, das Ansehen der Erzbischöfe und der von ihnen geleiteten Provinzialsynoden gänzlich zu untergraben ⁶⁾. Hinkmar hatte auf der Synode zu Soissons im J. 853 mehrere von seinem Vorhaben Eddo nach dessen Absetzung geweihte Priester ihrer Würde entziehen lassen; dieser Synodalbeschluss wurde von Benedikt III. und Nikolaus I., jedoch bedingungsweise, bekräftigt. Später beschloß Nikolaus eine neue Untersuchung dieser Angelegenheit, und Hinkmar übergab der deshalb versammelten Synode zu Soissons im J. 866 vier Aufsätze, in welchen er unter Anderem erklärte, daß er jene Geistlichen nicht wieder herstellen könne, wie Nikolaus verlangte, so gern er sonst dem römischen Stuhle geordnet wolle, daß auch die römischen Päpste Synodalbeschlüsse und *Decretalen* nicht übertreten dürften u. s. w. Die Synode fügte sich jedoch in den Willen des Papstes, aber mit der Bemerkung, daß diese Abweichung von der Regel nicht zu Mißbräuchen Veranlassung geben möchte; wodurch Nikolaus sehr aufgebracht wurde. Der Streit

1) *Man f. Flodoard. histor. Eccles. Rhemig. lib. III. ed. Simoni; le Hist. littér. de la France Tom. V. p. 344 sq.; du Pin Nouv. Biblioth. des auteurs eccles., Tom. VII. p. 12 sq. 2) H. veng. lib. 3. c. 6 f. Verurtheilungen aus dem Leben und Schreiben Hinkmars, Erzbischofs von Reims. Mit einer Vorrede von P. L. d. (Göttingen 1806. 8.) 3) S. Schradts Kirchengesch. XXIV. 2b. c. 5 f.*

4) S. *Acta Concil. ed. Hard. Tom. V. p. 477 sq.* 5) S. *Capitul. Regg. Franc. Tom. II. p. 137 sq. ed. Baluz.* 6) S. *du Pin de antiq. Eccles. discipl. diss. II. p. 131 sq.*

wurde durch den Tod dieses Papstes geschlichtet. Kräftiger noch als in dieser Streitigkeit wieserte sich Hinkmar demselben Papste in der Angelegenheit des Bischofs Rothad von Coissons, der an den päpstlichen Stuhl appellirt hatte ⁷⁾, und vertheilte die Rechte der Metropolitane im Sinne der alten Kirchenverordnungen. Dasselbe that er eben so nachdrücklich in einer anderen Schrift gegen seinen Knecht, den jüngeren Hinkmar, Bischof von Laon, und beauptete das Ansehen der älteren Synodalbeschlüsse gegen alle jene Decretalen, welche sich nicht auf diese Synodalbeschlüsse gründeten. Noch heftiger war das Schreiben ⁸⁾, welches Hinkmar vom Abbeim im Namen Karls des Kahlen an den Papst Adrian II. in derselben Angelegenheit abfassen mußte; es werten hier die Rechte der Metropolitane über ihre Diöcesanen, das Ansehen der königl. Gewalt, die Unrechtmäßigkeit der Appellation eines in seiner Diöcese kanonisch eingesetzten Geistlichen nach Rom in den bittersten Ausdrücken dargestellt; und der Papst wurde wirklich dadurch zum Nachgeben bewogen. Aber nicht bloß gegen die Anmaßungen der Päpste, denen er sich jedoch im Ubrigen als den Nachfolgern Petri gehoramt erwies, eiferte Hinkmar, um die Gültigkeit der kirchlichen Gesetze aufrecht zu halten; auch gegen die weltliche Nachsuche der Vorrechte des geistlichen Standes zu beaupten. Als König Ludwig III., nachdem die von Hinkmar im J. 881 gehaltene Synode zu Fimes den zum Bischof von Beauvais von dem Klerus und der Gemeinde gewählten Rodulf als untauglich verworfen, dieses Bisthum ohne Weiteres seinem Vorgesetzten Ddaker gegeben hatte, verwies Hinkmar dem Könige durch diesen Eingriff in die kirchlichen Rechte, und alle Bitten und Drohungen des letzten blieben fruchtlos; Hinkmar drohte dem Ddaker mit der Excommunication, wenn er, durch königl. Hilfe unterstützt, das Bisthum an sich zu reißen wage ⁹⁾. Wenn Hinkmar in mancher Hinsicht sich über den religiösen Aberglauben seiner Zeit nicht zu erheben vermochte, so denselben beförderte, z. B. durch seine Empfehlung der Gottesurtheile durch die Wasserprobe ¹⁰⁾, durch Unterstüßung der Lehre von der Broterwandlung im Abendmahle, durch Verbreitung abergläubiger Märchen, z. B. von der heiligen Elisasche zu Rheims ¹¹⁾, oder wunderbarer Visionen u. s. w., so verdient er deßhalb in sofern Entschuldigung, als dieß seinem Zeitgeiste gemäß war, und er selbst eine klostertliche Erziehung genossen hatte. Wie sehr ihn die gelehrtesten Männer seiner Zeit ehrten, sieht man aus den Urtheilen, welche Rabanus Maurus und Lupus von Ferrières über ihn fällen. Jener nennt ihn *reverendissimum et desideratissimum virum et merito rectos fidei venerandum*; dieser legt ihm in f. Briefen das Lob bei ¹²⁾: *Nobilitatem generositatis ornat*

eruditio salutaris; altitudinem officii commendat religio professionis. Daß ihn selbst die Päpste nicht bloß schätzten, sondern auch fürchteten, beweist die Nachgiebigkeit, die er ihnen bisweilen abthat; und Leo IV. erteilte ihm nicht ohne Grund das erzbischöfliche Pallium, mit dem außerordentlichen Vorrechte, es täglich tragen zu dürfen ¹³⁾, wiewohl Hinkmar aus Bescheidenheit nicht scheint Gebrauch davon gemacht zu haben.

Als die Normannen im J. 882 wiederum in Westfranken einbrachen, sah sich Hinkmar genöthigt, Rheims zu verlassen. Er nahm den Leichnam des heil. Remigius mit, und flüchtete in die Waldgegenden jenseits der Marne, wo er bald darauf zu Epernay starb. Er wurde neben den Gebeinen dieses Heiligen, beerdigt. Seine Schriften, theils Abhandlungen dogmatischen Inhaltes, unter denen sich die de praedestinatione Dei et libero arbitrio gegen den Römer Gottschalk gerichtete besonders durch Ausführlichkeit und eine vernünftige Ansicht von dem freien Willen des Menschen auszeichnet ¹⁴⁾, theils längere oder kürzere Briefe und Gesuchten, sammelte zuerst, jedoch unvollständig der Jesuit Job. Bnfäus (Maing 1602. 4.); dann der Kanonikus Job. des Cordes (Paris 1615. 4.). Am vollständigsten gab sie der Jesuit Jakob Girmond heraus (Paris 1645. 2 Bde. in Fol.). Außer den von ihm mitgetheilten finden sich noch mehrere Schreiben Hinkmars in des Vater Celler Concil. Duziac. p. 391 sq. (Paris 1658. 4.); ferner in den SS. Conciliis von Rabbe Tom. VIII., in Baluz. Capit. Tom. II. Man vergl. überh. die hist. littér. de la France Tom. V. p. 573 sq. Cave histor. script. eccles. littér. Tom. I. p. 278 sq. Daß übrigens manche Schriften Hinkmars entweder verloren gegangen oder noch ungedruckt sind, sieht man aus dem starken Verzeichnisse seiner Schriften, welches uns Flodoardus a. a. D. mitgetheilt.

(Lobegott Lange.)

HINKMAR der Jüngere, Bischof von Laon, ein Schweser Sohn des Vorhergehenden, vorzüglich bekannt durch seine Streitigkeiten mit demselben. Hinkmar von Rheims hatte sich seiner Erziehung angenommen, und nachdem sein Knecht erwachsen war, ihn an den königl. Hof durch Empfehlung gebracht, wo er in mehreren Geschäften, Gesandtschaften u. s. w. gebraucht wurde. Nachdem im J. 856 der Bischof Pardulus von Laon gestorben war, erhielt er im J. 859, besonders auf Verwendung seines Oheims, dieses Bisthum, und wurde in der Kathedrale zu Rheims ordinirt. Einige Zeit blieb er dem Erzbischof treu ergeben, und bemies dieß auf den Synoden zu Coissons in der Streitigkeit mit dem Bischofe Rothad. Nachdem er aber von dem Könige eine Hofbediennung, so wie eine außer seinem Sprengel gelegene Abtei erhalten hatte, und er sich öfters dahin ohne Einwilligung seines Metropolitane begab, was gegen die

7) S. Schröders Kirch. Gesch. XXII. Th. S. 143 fg. 8) In f. Werken. Tom. II. S. 701 — 706. 9) Die darauf bezüglichen Briefe Hinkmars liegen in f. Oper. Tom. II. p. 188 sq. 10) In der Schrift de divort. Lothari et Tetberge. Opp. Tom. I. p. 599 sq. 11) S. Tom. I. p. 744. 12) Ep. 42. p. 62.

13) S. Flodoard. l. I. lib. III. c. 10. 14) Einen Auszug derselben gibt Schröder a. a. D. Th. XXIV. S. 108 fg.

bestehenden Kirchengesetze war, kam er zunächst mit diesem, dann auch mit dem Könige in Zwistigkeit, welcher letztere ihm wegen seines trüglichen Benehmens die Hoffstelle und Abtei wieder nahm und die Einkünfte seines Bisthums einziehen ließ. Zwar nahm sich der Dheim seiner wegen dieses legten, in die kirchliche Gerichtsbarkeit einschreitenden Verfahrens, bei dem Könige an, und Hinkmar d. J. drohte selbst auf der Eidensverammlung zu Pîtres im J. 868 an den Papst zu appelliren, wenn ihm nicht Genugthuung würde. Dies ließ geschah, nachdem er dem Könige eine schriftliche Abbitte zugesandt hatte¹⁾. Doch bald suchte er neue Händel mit dem Könige, gestützt auf die Hilfe des Papstes, bis ihn der König durch Soldaten abholen lassen wollte, und er sich nur durch die Hingabe zu dem Altare rettete. Er wurde im J. 869 vor die Synode zu Verberie citirt, und da er hier an den Papst appellirt und im Sinne hatte, selbst nach Rom zu reisen, gefangen gesetzt, jedoch, nachdem er harte Verweise von seinem Metropolit an erhalten, wieder los gelassen. Er brach nun völlig mit seinem Dheim, erlaubte sich Angriffe auf seine Metropolitrechte, und behauptete, daß die Streitigkeiten der Bischöfe, wenn sie es begeherten, nicht erst auf einer Provinzialsynode, sondern sofort vor den Papst gebracht und entschieden werden dürften. Wegen der Erzbischof seine Rechte theilhaftig vertheidigte²⁾. Durch die Synode zu Attigny, im J. 870, wo Hinkmar d. J. wiederholt verlangte, nach Rom reisen zu dürfen, wurde er zwar etwas nachgiebiger, doch währte die Unzufriedenheit mit ihm von Seiten des Königs und des Erzbischofs fort. Desso härter wurde er im folgenden Jahre aus der Synode zu Douzi bei Moulon von beiden Seiten angegriffen; er appellirte abermals an die Entscheidung des Papstes (damals Hadrian II.), wurde aber dessen ungeachtet seiner bischöflichen Würde entsetzt³⁾. Man sand für gut, den Papst hiervon in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, falls er den Schluß der Synode nicht billigen sollte, die Sache in ihrer Provinz aufs Neue zu untersuchen, und zwar mit Hinzuziehung fränkischer Bischöfe. Der Papst aber forderte, weil Hinkmar an ihn appellirt habe, beide Parteien zu einer neuen Untersuchung nach Rom; dies reizte die abermals zu Douzi versammelten Bischöfe und selbst den König Karl den Kahlen, der ihm durch den Hinkmar von Rheims antworten ließ, zu ernstlichen und kräftigen Gegenmaßregeln, wodurch der Papst zu milderen Maßregeln gestimmt wurde. Hinkmar blieb seines bischöflichen Stuhls verlustig; er wurde aus seiner Provinz verwiesen, ins Gefängnis geworfen und selbst, des Auftrags verdächtig, auf Befehl des Königs gehängt. Erst nach dem Tode des Königs erlaubte ihm der Papst Johann VIII., der im J. 878 nach Frankreich gekommen war, und bei dem Hinkmar eine Klagschrift gegen seinen Dheim eingereicht hatte, die Messe lesen zu

dürfen, und einige Einkünfte aus dem Bisthum Laon zu ziehen. Er starb aber bald darauf noch vor dem J. 882, dem Todesjahre seines Dheims.

Übersicht man diesen kurzen Abriss der Schicksale Hinkmars⁴⁾, so berechtigt dies zu der Vermuthung, daß er, getäuscht durch die falschen Grundzüge der Decretalen des Pseudoisidor, dieselben gegen die in Frankreich noch bestehenden Kirchengesetze, welche an seinem Dheim wie an dem Könige, kräftige Vertheidiger fanden, geltend zu machen suchte, aber zu wenig Klugheit besaß, um den nachtheiligen Folgen, welche dieses bei solchem Widerstande für ihn haben mußten, vorbeugen zu können. Mehrere von ihm in diesen Streitigkeiten verfaßte Briefe und andere kleine Urkunden finden sich in den Sammlungen von Sirmund und Labbe.

(Lobegott Lange.)

HINKS (W.). Ein Künstler, welcher die Malerei und Kupferstecherkunst mit gleichem Erfolge übte, von dessen Leben aber nichts Näheres bekannt ist. Nach eigener Zeichnung hat er ein Blatt roth punktirt gestochen, welches die Umschrift darstellt; ferner die Cat. mit einer Stelle aus Tristram Shandy, wie auch 12 Blätter über die Pflanzung des Kaffees, und endlich eine Allegorie auf den Eid. (Füssli. Th. 2. S. 548.) (A. Weise.)

HINLOPEN (Hemlopen), 77° 32' 50" w. L. über Paris, 38° 46' 11" n. Br. südlische Einfahrtspitze der Delaware-Bai, nördlich von Kenton Kemistown (Stat Delaware, Verein. Stat. v. Nord-Amerika) auf Nord-Amerika's Ostküste am atlantischen Meere, 18 teut. Meilen südlich von Philadelphia. Das Cap hat einen Leuchthurm, und die Delaware-Bai aufwärts fahrenden Schiffe nehmen hier Vorrath ein; das Badwasser ist dort 4 Klafter tief, wenn man dasselbe in Entfernung von 1 Seemeilen umsegelt. Vom Cap May, der nördlichen Einfahrtspitze ist Cap Hinlopen 54 teut. Meilen entfernt. (C. N. Röding.)

Hinna (el), f. Henna (el) u. Lawsonia inermis L.

Hinnit, Hinnita, Hinnite, f. folg. Art.

HINNITES, deutsch Hinnit, f. Hinnite (Paleont.), ein Muschel-Geschlecht, von DeFrance¹⁾ gebildet, für einige mit Ofræa, Spondylus und Pecten verwandte fossile Arten. Gray²⁾ hat später eine lebende Art (Lima gigantea Gr., dann Hinnita gigantea Gr.) gefunden, und S. B. Sowerby³⁾ noch zwei lebende hinzugefügt (H. corallinus Sow. von der Ostküste Afrikas und H. pusio Sow. - Pecten pusio Lam. - Pecten distortus alior. aus dem Mittelmeere), wogegen endlich nach Deshayes⁴⁾ den H. sinuosus (Pecten sinuosus Lam.) von der britischen Küste gebracht hat. Der Ge-

4) Vollständig erzählt sie Schröter's Arch. Gesch. XXII. Thl. S. 176 fig.

1) DeFrance im Dict. d. science. nat. XXI. (1821) pag. 169. 170. DeFr. schreibt unrichtig H. Cortesyl. 2) J. E. Gray in Annals of philosophy 1826. XII. pag. 103 - 106. 3) G. H. Sowerby im Zoological Journal, Vol. III. pag. 67. 4) Deshayes im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Art. Hinnites.

1) Die betreffenden Schriften f. Hincmari Rheim. Opp. Tom. II. p. 316 sq. ed. Sirmund., Labbe. Concil. Tom. VIII. p. 1760 sq. 2) In den Art. Hinkmar v. Rheims. 3) El. f. Cellas Concil. Duclac. (Paris 1638. 4.) und Labbe L. I.

schlecht-Charakter wurde dadurch verbessert und vervollständigt, und der Name wegen der lebenden Arten von Gray⁵⁾ in *Hinnita* und endlich in *Hinnus* umzuändern vorgeschlagen. Ganz neuerlich hat *Marcel de Serres* einer lebenden Art von *Ile de France* erwähnt und zwei fossile Arten bekannt gemacht⁶⁾. — Die *Hinniten* sind anfänglich ganz wie die *Pecten*-Arten gestaltet, und auch mittels eines Byssus äußerlich so befestigt, daß sie sich etwas bewegen und regelmäßig wie diese ausbilden können. Etwas älter geworden verfließt sich jedoch die rechte Klappe gewöhnlich durch ein besonderes kältiges Bänder an ihrer äußeren Oberfläche mit dem fremden Körper, worauf sie liegt, mit einem Steine, einer andern Muschel u. dergl., daher wird ihre Oberfläche durch jenes Bänder theilweise bedeckt, die Muschel kann sich nicht mehr bewegen noch gleichmäßig entwickeln, sie wird unregelmäßig, der Byssus überflüssig, und die Ausrandung für dessen Austritt verliert sich oft. Daher hatte Gray die *Hinniten* anfänglich unter die *Spondyliiden* zwischen *Spondylus* und *Plicatula* gestellt, Sowerby jedoch sie dem Geschlechte *Pecten* wieder mehr genähert. Die neutre Diagnose des Geschlechtes ist daher: „Testa bivalvis, inaequalis, subinaequilatera, adhaerens, irregularis, radiata, subulbilis. Valvae auriculatae, radiatim striatae, asperae; utraque area cardinali subquadrangulata distincta; dextra adultior zona mediana camentum plerumque tecta. Sinus byssi parvus, sub auriculâ dextrâ. Cardio edentulus, cartilagine elasticâ, clavata in valvae utriusque sulco longitudinali profundo positâ. Ligamentum marginale, lineare, rectum. Impressio muscularis magna, postica, in palliâlem eum margine parallelam deorsum et antrotrorsum continuata.“

Die Textur und Zusammensetzung der Schale ist wie bei den *Austern*, daher sie sich mit diesen in Gebirgsschichten erhält, wo andre *Konchylien* aufgelöst worden und verschwunden sind. Vier fossile Arten.

1) *H. crispus* nob. — *H. Cortesii* Desf. (b. 61. fig. 1. 2.; *Blainv.*?) (b. 61. fig. 1. 2. *Ostrea crispata Brocchi*?). *H. testa* minus crassa, oblonga, valva dextra laminis laciniatis, concentricae circularibus, sinistra aculeis lingulatis radiatim dispositis. Long. 0, 140. In der Subapenninischen Formation am Castell⁷⁾ argenteo im Piacentinischen, im blauen Thone, wie im gelben Sande.

2) *H. Dubuissoni* Desf. — *J. Sow.*?) (b. 601. fig. 1. — *M. de Serres*. *H. testa* crassiuscula, oblonga, valva dextra convexa, atris incrementis concentricae circularibus, sinistra plauiore radiis elevatis,

numerosis, prope marginem imbricato-squamosis, squamis suberectis, senicilyndricis. Long. 0, 110. Zu Saint-Paul-Trois-Châteaux und zu la Chevrolière in regelmäßigen Gebirgsschichten, woraus die meisten andern *Konchylien* verschwunden sind. Im Calcaire moëllon in Südfrankreich; dann über dem London-Thone im Grag von Kamsholt in England.

3) *H. Brussoni M. de Serres*. testa oblique elongata, longitudinaliter costata et striata; costis inaequalibus, alternis minoribus, superne rugosis, inferne spinis spatulatis muricatis; auriculis subinaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 0-0. Lat. 0, 068. Im Calcaire moëllon in Südfrankreich.

4) *H. Leufroyi M. de Serres*. testa gibbosa, irregulari, oblique ovali; costis latis elevatis, acbrusculis, distantibusque; interstitiis lineis longitudinalibus, saepe vix distinctis, binis vel solitariis; lineis transversalibus concentricis, praesertim versus marginem; auriculis fere inaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 079; Lat. 0, 077. In Südfrankreich, am Calcaire moëllon der tertiären Periode¹⁰⁾.

(H. G. Bronn.)

Hinnom, f. Ge Hinnom.

Hinnulus *Nihsfeld*. (Insect.) vgl. d. *X. Tanymericus*.

Hinnus. 1) Petref. f. Hinnites. 2) Boet.

f. Maulesel.

HINO GAL. Villa der spanischen Provinz Estremadura, Partido de Caenes, unweit des Tajo. (Stein.)

HINOJARES. Villa der spanischen Provinz Bearn, auf dem linken Ufer des Gualquivir. (Stein.)

HINOJOS. Villa der spanischen Provinz und Tesoreria Sevilla. (Stein.)

HINOJOSA, 11° 35' E., 38° 28' N. adelige Villa in der spanischen Provinz Salamanca, unweit des Pletes, mit 4000 Einw. und einer Fabrik von groben Tüchern zu Transilvanerfutten. (Stein.)

Hinpu, f. Hing-pu im Art. China (1ste Sect. 21r Bd. S. 166).

HINRICHS (Joh. Christ.), geboren zu Hamburg, gehört unter die achtungswürdige Zahl erfahrner und für Tonkunst thätiger Dilettanten. Sein eigentliches Fach war die Statistik, die er in der Petrischule zu Petersburg lebte. Den Tonkünstlern hat er sich nützlich gemacht durch die Herausgabe einer Schrift über die neue, von Mareß erkundene russische Jagdmusik. Zu diesem Werke war er nicht nur durch einen fünfjährigen Umgang mit dem Erfinder dieser neuen Hornmusik und durch tägliches Hören derselben völlig geschäft, sondern er konnte auch ein von Mareß hinterlassenes Manuscript zur Ausarbeitung seines Buches benutzen, welches den Titel führt: „Entstehung, Fortgang und jetzige Beschaffenheit der russischen Jagdmusik. Petersburg, 1796. 4.“

5) J. E. Gray in *Annals of philosophy* 1826. XII. pag. 361.
6) *Marcel de Serres Géologie des terrains tertiaires* (1829) pag. 134. 135.
7) D. de Blainville, *Manuel de Malacologie* (1825) pag. 524.
8) *Brocchi Chamaeleologia fossile subapennina* II. (1814) pag. 567.
9) *J. Sowerby Mineral Conchology of Great Britain* (1829) pag. 209. 210.

10) Kuffer den in den Meilen 1—9 angeführten Werken sind zu vergleichen: *Sander Rang Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques* (1829) pag. 278. G. Cuvier *le règne animal*, 2. édit. III. (1830) pag. 124.

Die Größe der Hörner wird genau angegeben; es sind Kupfer davon geliefert, wie auch einige vollständige Partituren, die beweisen, mit welcher Vollkommenheit man solche Jagdmusik vortragen im Stande ist. (G. W. Fink.)

HINRICHTUNG, ist die Vollstreckung eines vom peinlichen Gerichtshofe gefällten Urtheils, welches gegen den verurtheilten Inquisiten die Todesstrafe erkannt hat. Es wird dieser Act der vollziehenden Gewalt auch eine *Execution* genannt. So lange das Todesurtheil nach der Landesverfassung noch einem ordentlichen Rechtsmittel unterworfen ist, darf es nicht vollzogen werden. Aber auch bei dem in letzter Instanz bestätigten Todesurtheile hat immer die deutsche Praxis aus der Anerkennung, daß hier die Entdeckung der Wahrheit nicht durch veremtorische Termine gehindert werden kann, angenommen¹⁾, daß jede Appellation oder Berufung an die Gnade des Regenten, wenn nur nicht dieß Mittel bereits nachgesucht und schon verworfen worden ist, ein Grund des Aufschubs werde, und den Richter verpflichte, die Gesuche des Verurtheilten zur höheren Kenntniß zu bringen, und weitere Befehle einzuholen. Dst kann auch die nur von einem zum Tode Verurtheilten eingeleitete Appellation den Richter verpflichten, die Vollstreckung des Urtheils an den übrigen Mitverbrechern auszusetzen²⁾. Das Streben nach materieller Wahrheit im Strafprozeß und die Rücksicht auf die Möglichkeit, daß der ewigwährende Widerruf des Geständnisses von Seite des Hingurichteten (in so fern dieser überhaupt in Betrachtung kommen kann), begründet sei, erfordert es, daß auch da, wo der Widerruf erst nach Publication des Urtheils und noch kurz vor der Vollstreckung vorgebracht wird, dieser nicht ganz unberücksichtigt gelassen³⁾, vielmehr durch genauere Erforschung der Umstände, welche der Widerruf seiner Befestigung seiner Aussage anführt, jeglicher Zweifel noch gehoben werde⁴⁾, der gegen die Gerechtigkeit des Urtheils gemacht werden könnte. Ueberhaupt ist die Entdeckung eines jeden neuen Umstandes, welcher die Unschuld des Verurtheilten oder seine geringere Strafbareit ergeben kann, ein Grund, die Hinrichtung zu verschieben, bis über den Einfluß des neu entdeckten Umstandes richterlich entschieden ist.

Daß eine zum Tode Verurtheilte Inquisitin bei einer wirklich vorhandenen Schwangerschaft nicht hingerichtet werden darf, ist eine Folge der Rücksicht auf die Lebensbedürftigkeit. Daher sollte einer Schwangeren ein Todesurtheil gar nicht verkündet werden. Da übrigens jede Strafvollziehung, folglich auch die Hinrichtung, unpassend ist an einem Verbrecher, der seines Bewußtseyns

beffen fähig ist, was um ihn vorgeht, so darf ein Todesurtheil nicht an einem Verurtheilten vollzogen werden, der erst später in den Zustand einer wahren Geisteskrankheit gerathen ist⁵⁾. Ein Grund des Aufschubs der Hinrichtung ist auch die Krankheit des Hingurichtenden, besonders wenn seine Schwäche der Besorgung Raum gibt, daß die Hinrichtung nicht mit Sicherheit oder ohne Grausamkeit vor sich gehen könne⁶⁾. Diese Rücksicht der Menschlichkeit wie der Straflugheit erkennen fast alle neuere Strafgesetzbücher, namentlich die österreichische⁷⁾, die preussische⁸⁾ und die bairische⁹⁾ an. Von anderen Gründen des Aufschubs der Hinrichtung, welche in früherer Zeit durch Mißverständnisse oder Vorurtheile herbei geführt worden waren, z. B. nicht erfolgte Reue des Verurtheilten, Verschönerung des geistlichen Aufspruchs oder Genusses des Abendmahles (vor der Hinrichtung), Anerbieten einer Weibsperson, den Verurtheilten zu heirathen, Verwehung des Stricks u. s. w.¹⁰⁾ kann keine Rede mehr seyn¹¹⁾.

Versahren bei der Hinrichtung. Das in der Carolina¹²⁾ vorgeschriebene, als ein Ueberbleibsel der alten öffentlichen Form des Prozeßes beibehaltene¹³⁾, bezieht sich eigentlich nur auf den Anklageprozeß. Es enthält eine öffentliche Recapitulation der Hauptacte des vordor gegangenen Verfahrens und ihrer Resultate¹⁴⁾. Auf unsern heutigen Untersuchungsprozeß paßt es nicht.

Nach der Carolina¹⁵⁾ wird dem verurtheilten Inquisiten bei Bekanntmachung des Todesurtheils der Tag der Execution zum mindesten noch drei Tage entfernt, bestimmt, und ihm nachmehr der Zutritt eines Geistlichen seiner Confession erlaubt¹⁶⁾. Auch wird ihm gestattet, sich wegen der oft noch notwendigen Besorgung ökonomischer Angelegenheiten mit seinen Verwandten und Freunden zu besprechen¹⁷⁾. Sonst war der Verurtheilte

5) *Reddingius de vi atque effecta mort. et demenciae cum in reor. damnat. tum in damnator. poemam.* Groning. 1823. p. 80 sqq. *Clarus* censuit. quant. 60. nr. 8. *Carpor.* Prax. qu. 145. nr. 22. *Machaei* de crim. Art. 48. tit. 3. c. 2. *Etüdel* c. a. D. §. 3337. *Ustr. Gesetzb.* §. 445. *Walen.* Criminal. §. 579. *Code pénal* Art. 27. 6) *Lutskorp* P. 2. §. 786. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3345. 7) *Titmann* *Handbuch* III. §. 647. 7) *Gesetzb.* Art. 445. 8) *Crim. D.* §. 336. 9) *Gesetzb.* Art. 579. wo jedoch der Fall nur angedeutet wird. 10) Gräulichkeiten solcher Art finden sich in *Passagiu* *Commentar* II. §. 470. *U. v. vergl.* *Sam. Fr. Willenberg*, de impenitentia ad mortem condemnato delinquentis. *Gedan.* *et Lips.* 1717. §. 24. *Jo. Chr. Hebenstreit* (*Resp. Plata*) de differendo impenitentis delinquentis supplicio. *Lips.* 1720. *Claprot*, *prin. Crim.* §. 169. *Pottmann* *alem. jur. crim.* §. 990. *Sam. Fr. Willenberg*, de poenit. poenitendo condemnatum ad mortem in meritum. *Gedan.* 1720. in dessen *Execrati. Sabbathini*. No. XXX. *Jo. Geo. Lehr. Wike*, de Virginiano Vestigium fore deprecati pro re. *Lips.* 1762. 11) *Etüdel* *Handbuch* III. §. 647. 12) *Art.* 79—102. 13) *Etüdel* *Handbuch* III. §. 647. 14) *Titmann* *Handbuch* III. §. 647. 15) *Titmann* *Handbuch* III. §. 647. 16) *Titmann* *Handbuch* III. §. 647. 17) *Titmann* *Handbuch* III. §. 647.

1) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 2) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 3) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 4) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 5) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 6) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 7) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 8) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 9) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 10) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 11) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 12) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 13) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 14) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 15) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 16) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342. 17) *E. Titmann* *Handbuch der Strafrechtswissenschaft* u. s. w. III. §. 646. *Etüdel* *Crim. Verf.* §. 3342.

dieselbe Weise verbüßen läßt, verletzt den naturgemäßen Gleichheitsinn; so wie die vorurtheilsvolle Gesetzgebung, die nach Gesellen Strafurtheile mehrte und erzwang, die Folter, das Rad, den Scheiterhaufen in Schutz nahm, unstreitig den Grundsat der Gerechtigkeit verletzt, dem gemäß die Strafe stets dem Verbrechen angemessen seyn und nie das Maß der Genugthuung überschreiten soll. Seitdem der philosophisch bestreende Menschengeist auf den Ruf der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen jene zwei Mißbräuche der Strafgesetzgebung in die Schranken trat, und über die Gleichheit der Bestrafung für Alle und hemmendes Wirken der Strafe ohne Grausamkeit entschiedener hatte; seitdem die Gesetzgeber die langwierigen Todesmartnen abgeschafft, die nothwendig erachtete Strenge von aller grausamen Willkür entleitet, und die Hinrichtungen auf den einfachen Tod zurück zu führen suchten, sieht man es als eine Art von Verbüßung für die Staatsgesellschaft an, daß ihr keines ihrer Mitglieder heimlich entgangen wird; daß selbst die Vollziehung des letzten tödtlichen Streichs mit der möglichst größten Öffentlichkeit geschieht. Eine wohl gewählte Todesstrafe darf in keinem auf Civilisation Anspruch machenden State ohne Zeugen vollzogen werden. Ob aber dazu ein zahlreich verammelter Hofstaat erforderlich werde, oder eine Audienz ausdrücklich hiezu eingeladener Staatsbürger genüge, ist eine zu schwierige und umständliche Frage, als daß sie hier besprechend beantwortet werden könnte.

Hinrichtungsorten. Es gibt eine einfache und eine geschärfte. Eine Eintheilung, wozu die lange Reihe qualvoller Todesarten Veranlassung gegeben hat, in denen sich die Barbarei des Mittelalters gefiel, und die auch noch heut' zu Tage von Einigen deshalb verteidigt werden, weil sie abschreckender seien³⁴⁾. Allein schon Michael de Montaigne, dieser ehrenwerthe Veteran der allgemeinen Literatur, aus dessen Essais, wie Hugo³⁵⁾ bemerkt, „noch viel mehr für die Rechtsphilosophie zu nehmen ist“, verwirft sie durchaus als Wirkungen der Nachahmung. „Alles, was über den einfachen Tod geht“, — sind seine Worte — „scheint mir grausam. Unsere Rechtsgelehrten dürfen sich nicht einbilden, daß derjenige, den das Schwert oder der Strang nicht von der Übelthat abhalten kann, sich durch den Gedanken eines langsamen Feuers, der glühenden Zangen oder des Rades werden abschrecken lassen³⁶⁾.“ Alle neuere Rechtsphilosophen sprechen sich in eben diesem Sinne aus³⁷⁾. Dennoch hat die Praxis beinahe aller Chris-

tlichen Länder von Europa bei außerordentlichen Verbrechen die Exekution bei der Hinrichtung bald mehr, bald weniger beibehalten.

Zu den einfachen Hinrichtungsarten rechnet man a) das Hängen (den Strang, *poena suspendii*), f. den Art. Henken. b) Die Entauptung durch das Schwert, oder durch das Beil³⁸⁾. c) Das Arkabü-

den Moment verdauern und verstärken, leisten mithin — wie hinzu gesagt wird — mehr als zur Vollziehung der Strafe nothwendig ist; sie überschreiten die Nothwendigkeit, die der Staat von seinem Willkür erhält, und sind mithin unnothwendig; sie sind unmoralisch, weil sie sich von dem Geiste der Strafe entfernen und den Stempel der Mache erhalten. Zwei ausgezeichnete Philosophen unserer Zeit lehren daselbst. S. Ernst Schulze (in f. Zeitschen der Entwicklung der philosophischen Principien des politischen und bürgerlichen Rechts. Göttingen 1818. fast S. 284: „Vermehrung nach Verlangung der bei der Hinrichtung nothwendigen Schmerzen ist überflüssig, aber zu große Möglichkeit gegen Selbstmord.“) Et hat blaug, es ist leicht vorherzusehen, daß, was davon in den Gesetzbüchern civilisirter Nationen noch übrig ist, nach und nach außer Gebrauch kommen werde.“ Wilhelm Traugott Krug (in f. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nach ihrer Literatur und Geschichte 2. B. S. 877) bemerkt: „Es muß bei der Einrichtung aller Schandstrafen, welche darauf ein Volkseffectus macht, und noch mehr als Barbarei und Grausamkeit vermieden werden, weil diese dem Menschen eutler und, fast Abscheu gegen das Verbrechen erregen, nur dazu dien, das Willkür für den Verbrecher in Anspruch zu nehmen.“

33) Erst, im Allgemeinen über die verschiedenen Arten der Entauptung: *Atrius, de poena gladii apud Romanos*. Lips. 1727. Schlosser, de uno gladii in supplicio apud Romanos. Francof. 1769. Wetters, über die Einrichtung mit dem Schwerte (in der Berliner Monatschrift von 1784. S. 408 — 422). Sommering sur les supplices de la guillotine (im Magazin encyclopédique, Tom. III. p. 473). — Gifford, über die Entauptung. Edinburgh, 1797. Gifford, über die Entauptung. Leipzig, 1799. Die Guillotine, verglichen mit andern zur Hinrichtung der Todesstrafe gedienten Instrumenten (in Grassmann's Willkür steht für die reine Rechtsphilosophie. Th. I. St. 1. S. 387 f.). Klein, über die Hinrichtung der Verbrecher (im Archiv des Criminalrechts. Bd. V. St. 2. u. 4.). Kleinschrod a. a. D. Th. III. S. 12 — 14. S. B. Böhmer in f. rechtlichen Auffass der Wahl der Todesstrafe (in neuen Archiv des Crim. Th. IV. S. 36 u. f. S. 343 u. f. S. 9.). Mit manchen durch das Schwert hingerichteten Delinquenten will man rabulische Szenen von Wust und Empörung nach der Trennung der Hauptes vom Stampe bemerkt haben. Das Maximum derselben soll nach einem, wahrscheinlich nicht übertrieben, Anschlag sich auf die Dauer von einer Viertelstunde belaufen können, während sie nach den Erhebungen, auf welche man sich beruft, kaum eine oder ein Paar Minuten ausfülle. Auf diese Unterstellung ist man gegen die galbanischen Verurtheile mit den Köpfen entaupteter Personen ebenfalls nicht gewohnt. Wichtig bleibt in dieser Hinsicht der fähig. preussische Specialgesetz d. d. Berlin den 21. März 1803. No. 10. April 1803, abgedruckt in Wusth's W. I. S. 202 u. 203, nach welchem auf den Grund eines Quatums des Ober-Collegii medici et Sanitatis, die galbanischen oder Kränkungsversuche mit dem Körper eines haupteter Personen und einzelner Theile derselben ohne alle Einschränkung verboten werden sind. Vergl. Reigebauer Sammlung derjenigen Gesetze und Verordnungen, welche die preussische Criminal-Ordnung erläutern oder abändern. (Bonn 1824. S. 201.) Die hieher gehörigen Abhandlungen und Schriften findet man anhangt von Böhmer in f. Quatour der Literatur des Criminalrechts, (Göttingen 1816. S. 704 u. f.). Kleinschrod's Aufsatz steht verdienstlich nach folgenden Schriften: 3. Böhmer, über die wahrscheintliche Fortdauer des Bewusstseins in einem vom Kumpf getrennten Kopfe, Berlin 1803. 3. Badig, Beweis, daß ein vom Kumpf getrennter Kopf gleiches das Bewusstsein verliere, nach Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten v. Loer wahrgenommenen

34) Vergl. Kleinschrod'sselbst. Entwicklung u. f. v. Th. III. §. 10 u. 11. 35) In f. Lebrbuch der civilistischen Literaturgeschichte §. 170. 36) Vergl. diese Stelle aus den Essais in den von Zusammenhänge der Chr. Ludov. Pissaloo observations auf des Boreau. Paris. I. obs. 15. p. 75 u. 76. 37) Der Verfasser in der bereits angeführten Abhandlung über die öffentlichen Hinrichtungen im hiesigen Magazin v. 1800. S. 1300. S. 1330, sagt: „Da das Leben des Menschen das höchste Eigenthum deselben ist, so muß die simple Verurtheilung davon auch seine höchste Strafe seyn.“ Alle Urtheile in dieser höchsten Strafe selbst, da man eine Todesstrafe wählt, die mit Qualen begleitet ist, welche

stets ist ihre Lösung von der öffentlichen Meinung noch nicht angenommen worden. In dreien hinsichtlich der Strafgesetzgebung voranschreitenden Staaten Europas ist diese Frage neuerdings wieder aufgenommen worden, und zwar keines Weges als heimlicher Sorgenpunkt einzelner Publicationen, sondern unter den Augen des Publikums als Untersuchungs-Gegenstand von Vereinen ernster und hoch erleuchteter Staatsbürger. In Frankreich hat die Gesellschaft für christliche Moral einen Preis auf das beste Werk über jene Frage gesetzt, ohne jedoch im Voraus über dieselbe zu entscheiden. In Genf, Dank dem hochsinnigen Eifer des Herrn von Sellon, ist eine Jury, reich an würdigen Namen, gebildet worden, um eine goldene Denkmünze dem Verfasser der besten Schrift zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe zuzusprechen, während in Amerika ein Gesetzgeber selbst dieselbe vorge schlagen hat. So stellt sich also diese Frage in dreifach geschiedener Stufenfolge dar: Frankreich wirft sie zur Lösung auf, Genf achtet sie für gelöst, Louisiana macht die Lösung zum Gesetzesvorschlag.

Die Tradition der Weltgeschichte beweiset, daß die Todesstrafe von den größten Gesetzgebern und von den mächtigsten Völkern eingeführt worden ist. Die neueste Polemik über ihre Legitimität beweiset, daß die Theologen ihre eigne Ansicht von dieser Frage haben, die Philosophen, Juristen und Diplomaten gleichfalls. Ihre Gründe für und wider s. bei dem Artikel: Todesstrafe.

(Alexander Müller.)

HINSBECK, Fabrikdorf im königl. preuß. Kreise Göttern, beachtungswürdig wegen seiner Manufakturen in leinenen Tüchern.

(R.)

HINSCH, 1) Alb. Anton, gebürtig aus Hamburg, ließ sich als Orgelbauer um das J. 1762 zu Grönningen nieder und machte sich in jener Gegend um namhafte Orgelwerke sehr verdient, vorzüglich um die berühmte Orgel in der Martinikirche zu Grönningen, die 47 Stimmen hat. Sie war 1479 von Rudolph Agricola, zugleich mit dem prächtigen 16 fäß. Principal angelegt und ist durch H. vortrefflich wieder hergestellt.

2) Kwald, wird von Matt hesson in seiner Ehrensporse S. 74 als Hoforganist in Kopenhagen um 1654 angeführt. Er war in Danzig geboren, von dem berühmten Froberger unterrichtet und von dem damaligen Kapellmeister in Kopenhagen, dem thätigen und reiselustigen Forster jun., der die dortige Kapelle in großen Flor brachte, sehr geschätzt.

(G. W. Fink.)

Hinsch, f. Hintsch.

Hinschkraut, f. Solanum Dulcamara.

Hinschlag, f. Herschlag.

HINSDORF, ein Anhalt-Deßau'sches Dorf im Fürststamme Quadenborn 2 Meilen von Deßau, 3 Stunden von Köthen entfernt, hat 1 Kirche (1781 neu erbaut), das Bildal von Quadenborn, 71 Häuser und 478 Einw. in 89 Familien; unter den Einwohnern befinden sich die notwendigen Handwerker, 1 Krämer, 2 Gastwirthe und 1 Pferdehändler, der bedeutende Geschäft macht. Der Boden (85 Jufen) ist größten Theils Mittelboden, aber durch fleißigen Anbau sehr verbessert, die Erbsen

und Linsen so wie Kohl und Rüben sind von vorzüglicher Güte. Den Mangel der Wiesen ersetzt der Ackerbau.

(H. Landner.)

Hinsmint (n. Geogr.), f. Sment.

HINSTRICH, 1) Musf. S. Bogenstrich, (1ste Sect. XI. S. 306). 2) In der weiten. Sprache das Hinwegziehen der Zugvögel, auch Rückstrich genannt. Er steht entgegen dem Herftrich oder dem Wiederkommen derselben.

(R.)

HINTER, findet sich in einer Menge von Compofitis; man hat, was hier nicht besonders behandelt wird, unter den Wörtern aufzusuchen, welchen das Wort hinter vorgesetzt ist.

(R.)

Hinterachse, f. Hinteraxe.

HINTERALP, salzburger Alpenfpige im Lungau, 5070 Fuß über dem Meere mit Eifengruben.

(R.)

Hinterarche, f. Gerinne.

HINTERARME, nennt man an einem Hinterragengefäße die unter einem Winkel gegen einander laufenden beiden Hölzer, welche zwischen der Hinteraxe und dem Samenhornel eingelassen und mit dem Lenkswagen von beiden Seiten verbunden sind. S. d. Art. Wagen.

(Fr. Thon.)

Hinterasien, f. Asien.

HINTERAU, Thal in Tirol, an der Ifer, von der Scharnitz östwärts, wo bei dem so genannten Kassen der Iferfluß seinen Ursprung hat. Der innere Theil heißt das Hinterfor.

(Rumy.)

HINTERAXE, HINTERACHSE, derjenige Theil an dem Hinterrwagen, um dessen Enden sich beim Fahren die Hinterräder drehen, und auf welcher das ganze hintere Wagengerüste ruhet. Man macht sie entweder von Holz oder von Eisen. 1) Die hölzernen Hinterraxen müssen eben sowohl als die Vorderaxe, da sie nicht selten viel zu tragen haben, aus den gesunden, reinen und besten Stämmen der besten und zätesten Holzarten, namentlich aus Weißbuchen, Rothbuchen, Eichen, Eichen- oder Weibholz, verfertigt werden. Die von Weiß- oder Eichenholz hält man für die besten. Da man aber von dieser Holzart selten Stämme von der gehörigen Stärke findet, und die Rothbuche bei uns am häufigsten ist; so wird diese am meisten gebraucht. Der Durchmesser des rohen Stücks muß billig 8 bis 12 Bollen betragen, damit es bei der Ausarbeitung, nach Hinwegnahme des Splints und jungen Holzes, die gehörige Stärke im reinen und guten Holze erhält. Diese Stärke richtet sich in reiner Arbeit nach der Größe des Fuhrwerks, und die Länge nach der Breite des in einem Rande übrigen Gleises. Im Allgemeinen beträgt die Stärke 4 — 6 Zoll ins Gevierte, und die Länge 6 — 7 Fuß. Die aus gespaltenem Holze verfertigten Axen sind, wegen ihrer größern Haltbarkeit, denen aus ganzem Holze zugerichteten, vorzuziehen. Ein Stamm, welcher so dick ist, daß er nur eine Ase gibt, ist daher nicht so gut, als einer, welcher der Länge nach gespalten zwei Axen gibt. Zu dem Ende nimmt man zur Aufspaltung derselben am liebsten

Röhre von 20 bis 24 Zoll im Durchmesser, und enthält daraus 4 Arenstübe; stärkere Röhre sind minder tauglich, weil sie älteres und darum meist weniger zähes Holz haben. Die Arenstübe werden dann mit den bekannten Instrumenten und Handgriffen gespalten, die Arenstübe aber zuerst mit dem Beile aus dem Groben vierkantig zugehauen, hierauf an ihren beiden Enden mit dem Schnitzmesser rund bearbeitet und zuletzt mit dem Hobel gehörig glatt und gleich gemacht. Was vierkantig bleibt, wird das Mittelfeld genannt; die beiden runden etwas abfallenden Enden heißen die Schenkel. Diese erhalten oben und unterhalb nach ihrer ganzen Länge, so weit nämlich die Nahe des Rades um sie herum läuft, eiserne, nach der Dicke abgerundete, völlig in das Holz versenkte und mit kleinen eingelassenen Nägeln besetzte Bleche (Ober- und Unterblech), damit die Arenschenkel durch die Reibung nicht leiden; auch pflegt man wohl bei einem Reisswagen, der viel aushalten muß, den ganzen Untertheil der Achse mit einem Stabe Eisen zu belegen. An jedem Ende der Arenschenkel befindet sich ein von oben nach unten durchlochter Schenkeltiring, durch dessen Öffnungen die deselförmigen Linsen gefest werden, die den doppelten Zweck haben, daß weder das Räderwerk ablaufen, noch in die Nahe abfallender Koth einbringen kann. Anstatt der Linsen bringt man auch wohl hinlänglich große Kapseln an, die vor das Rad geschnitten werden und so eingerichtet sind, daß sie den Eingang gehörig verschließen und gegen das Eindringen des Koths sichern. Hinten, wo die Schenkel sich mit dem Mittelfelde vereinigen, ist endlich die Achse mit einem Tragringe und Stoßbleche versehen, wider welches die Ringe und Büsche der Nahe stoßen, um das Abgleiten der Achse zu verhindern. 2) Die eisernen Aren sind erst in neuerer Zeit erfunden worden, werden aber jetzt fast allgemein an guten Kutschen, Chaisen, Cabriolets und Reisswagen angebracht, weil sie nicht allein weniger Dicke, sondern auch mehr Haltbarkeit als die hölzernen Aren haben, vorausgesetzt, daß sie gut und richtig gearbeitet sind. Da nun, nach den Gesetzen der Mechanik, die geringere Dicke eines in Pfannen oder Büchsen laufenden Cylinders, eine geringere Reibung verursacht, weil weniger Fläche auch weniger Friction hervor bringt; so müssen nothwendig eiserne Aren von weniger Umfang auch weniger Reibung veranlassen, als stärkere hölzerne Aren, die an mehreren Punkten der Reibung ausgesetzt sind. Noch mehr wird die Friction vermindert, wenn die eisernen Aren in Raben gehen, die mit Messing ausgebüchset sind; denn Eisen und Messing reibt sich nur halb so stark, als Eisen auf Eisen; auch ist die Reibung um so schwächer, je runder der Cylindrer ist. Nichtsdesto weniger verbietet das Einklinkern, daß die Ungleichheiten nicht so sehr in einander eingreifen. Eiserne Aren haben also entschiedene Vorzüge vor den hölzernen, sind aber nicht allein viel theurer, als diese, sondern springen auch gern in der Kälte, weil das Eisen dadurch spröder wird, und um so mehr, je schlechter das Eisen ist und je weniger Sorgfalt auf die Verfer-

tigung der Achse selbst verwendet worden. Eine Achse, welche aus einer einzigen eisernen Stange besteht, ist nicht so gut und haltbar, als eine aus 4 und mehreren Stangen bestehende, welche man zusammen geschweißt, nachher über einander gebogen, wieder zusammen geschweißt und so lang als die Achse werden soll, geschmiedet oder geredet hat. In England setzt man die Achse entweder aus 3 Theilen zusammen, und zwar das Mittelfeld aus Holz, und die beiden Schenkel aus Eisen; oder man macht sie aus Damastmasse, die bekanntlich aus einer gleichen Mischung von Stahl und Eisen besteht. Zu dem Ende werden gleich viel dünne, dem Eisenbrachte ähnliche Stäbchen Stahl und Eisen in ungleicher Mischung zusammen getzt und wie Stricke zusammen gedreht. Mehrere solcher zusammen gedrehter Stücke werden wieder auf diese und schnellste zusammen geschweißt. Den so erhaltenen Stab schmiedet man wieder möglichst dünn, schweißt ihn wieder mit andern eben solchen Stücken zusammen und wiederholt diese Operation wohl acht bis zehn Mal. Aus dieser Damastmasse lassen sich nun unvergängliche Wagenachsen fabriciren. Andere Verbesserungen an Wagenachsen bestehen darin, daß man Reibungsrollen rückwärts an der Schulter der Achse anbringt, und daß das Gestell, welches dieselben enthält, an der Achse selbst festgemacht ist; ferner in der Anwendung des beweglichen Ringes, zwischen den Reibungsrollen und der Achse, wodurch der Druck und die Friction an den Schmitzen der Aren, diese häufige Ursache des Brechens derselben, an dieser Stelle wesentlich vermindert wird. Diese Patentaren, welche Sicherheit mit Leichtigkeit in der Bewegung in einem höhern Grade, als irgend eine andere Art der bekannten Aren, vereinigen, sind vorzüglich für Diligenten brauchbar, welche oft sehr schwer bepackt werden, und doch sehr schnell fahren sollen; auch für Artillerie-Fuhrwerk, bei welchem Sicherheit und Leichtigkeit eben so wichtig ist, kann diese Erfindung mit Vortheil benutzt werden *).

(Fr. Thom.)

HINTERBACKEN (Gesäß, Arschbäcken, Cerebellen, Vellen, Asterspellen, Hinterbäcken, Achterbellen, Claves, Nates, Gluti, Glutia, Ephedraua, Sedilia, Ischia, Regiones natiui), die beiden gewölbten, ein Paar halbkugelige Höcker bildende, fleischige Erhabenheiten, welche sich an der hintern Fläche des Beckens, zu beiden Seiten des Kreuzbeins befinden. Sie verlieren sich in die Oberschenkel und die Lenden, neigen sich schief nach innen und bilden daselbst eine längliche Vertiefung (Arche, Crena ani), in welcher der Mastdarm nach außen sich öffnet. Sie werden vorn den Gesäßmuskeln und einer dicken Fettschicht bedeckt. Ihren obern Theil nennt man Epiglutis (επιγλυτίς), den untern in den Schenkel übergehenden Hypoglutis (υπογλυτίς, subnaticula). Den Theilen fehlen die

*) Duglès's poltechn. Journ. 1822, d. 3., u. G. Rautenberger's chymisch. Aren und andere Verbesserungen an Wagenachsen, mit Kupfern und franz. Uebersetzung. München 1819, 4.

Hinterbacken und *Xristoteles* (de partibus animalium IV, 10.), *Buffon* (histoire nat. T. II. p. 514), *Galen* (de usu partium XV, 8.), *Haller* (de corporis hum. functionibus. T. I. p. 54), so wie *Wienbach* u. A. hätten diese Auszeichnung des Menschen für ein Hauptunterscheidungs-Merkmal des Menschen von dem Affen *).

HINTERBACKEN DES GEHIRNS, die beiden hintern der Vierhügel des Gehirns. f. Gehirn.

(Wiegand.)

HINTERBACKENMUSKELN, Gefäßmuskeln, Glutäen, Ballenmuskeln, Ballenmäuseln, *Musculi glutaei*, s. *glutei*, s. *gloutii*, *Natium auctores*, die einander bedeckenden, breiten Muskeln, welche die äußere Fläche des Darmbeins einnehmen und von innen, hinten und oben, nach außen, vorn und unten zum Oberschenkel dorthin steigen. Sie bilden die Hinterbacken, strecken den Schenkel und rollen ihn zugleich etwas nach außen, entfernen ihn so von dem entgegen gestellten, und tragen im Stehen zu Aufrechterhaltung des Körpers bei. Man unterscheidet drei Hinterbackenmuskeln: 1) den großen (*Muscl. glutaeus magnus*, s. *major*, s. *maximus*, *M. glutio-femoralis magnus*, *Gloutius maximus et extimus*, *M. ilio-sacro-femoralis*, *M. sacro-femoralis*); er ist fast rautenförmig, liegt unter dem dünnern Theile der Schenkelbinde, größten Theils zwischen dem Kreuzknochen und dem obern Theile des Schenkelbeins, bedeckt verschiedene Muskeln, von welchen er durch ein lockeres, mit Fett angefülltes Zellgewebe geschieden ist, Gefäße und Nerven, kommt von dem äußern Knorren des Darmbeins, von dem untern Theile der äußern Fläche des Kreuzbeins, von dem Rande des Steißknochens, dem heiligen und Eighnbande, so wie von dem Eighnknorren mit kurzen schmägen Fasern, läuft als ein sehr dicker, starker Muskel, dessen Fleisch in viele beträchtliche, lose neben einander liegende Bündel getheilt ist, von innen und oben nach außen und unten und heftet sich durch eine sehr starke und breite Sehne, welche sich am obern Rande mit der Schenkelbinde verbindet, an die äußere Lefze der rauhen Linie des Schenkelbeins und an den untern Theil des großen Kollhügels. Mehrere schleimbildige liegen zwischen diesem und den nahen Muskeln. Außer der angeführten Wirkung spannt er noch die Schenkelbinde und zieht, nach unten wendend, das Hüftbein nach unten und innen und gleich dem Steißbein nach vorn.

2) den mittleren oder zweiten Hinterbackenmuskel, Gefäßmuskel von mittlerer Größe (*M. glutaeus medius*, s. *secundus*, *Gloutius medius et secundus*, *M. glutio-trochantericus medius*, *M.*

ilio-trochantericus, *M. ilio-trochantericus magnus*); er ist kleiner als der vorige, jedoch fester und dicker. Er entspringt von dem hintern Theile der äußern Fläche des Darmbeins und von der Schenkelbinde, und geht, indem seine vordern und mittleren Fleischbündel gerade, die hintern mehr schräg von hinten nach vorn abziehen, zum großen Kollhügel des Oberschenkels, an dessen äußere Fläche er sich durch eine kurze, breite, aber starke Sehne verbindet.

3) den kleinen oder dritten Gefäßmuskel (*Musculus glutaeus minor*, s. *minimus*, s. *tertius*, *Gloutius tertius et intimus*, *M. glutio-trochantericus parvus*, *M. ilio-trochantericus*, *M. ilio-trochantericus parvus*, *M. ilio-ischii-trochantericus*); er hat dieselbe Gestalt, wie der ihn bedeckende zweite, nur ist er kleiner. Er entsteht von der rauhen bogenförmigen Linie und dem vordern Theile der äußern Fläche des Darmbeins, seine Fasern haben dieselbe Richtung, wie die des vorigen, und heften sich mit einer kurzen, starken Sehne an den obern Rand und den obern Theil der innern Fläche des großen Kollhügels. Zwischen den Strecken und den Beugungsmuskeln haben der zweite und dritte Gefäßmuskel einen Schleimbalg.

Auch bei den Thieren findet man diese drei Muskeln, jedoch weichen ihre Ursprungs- und Befestigungspunkte und ihre Form von denen im Menschen in mancher Beziehung ab.

(Wiegand.)

Hinterbaum, f. Sattelbaum u. Weibstuh.

HINTERBEIN, das hintere Bein bei vierfüßigen Thieren im Gegensatz vom Vorderbein.

(Wiegand.)

HINTERBILSEN, Thal in Tirol, von St. Gertraud in Ulten, wo es mit dem Kirchbach zusammen fließt, westwärts gegen den Marteller Jener. Beide Bäche erzeugen den Zählauer Bach.

(Rumy.)

Hinterboden, f. Uhr.

HINTERBRAND, eine vorzüglich in Lähmung der Hinterfüße bestehende Krankheit der Schweine, f. den Art. Schwein.

(R.)

Hinterbug, f. Bug.

Hintercastell, f. Schanze.

HINTERCASTROL, heißt auf den Schiffen eine Erhöhung des Hintertheils, auf welcher die Wache sich befindet; ihm wird das Vordercastrol, eine ähnliche Erhöhung auf dem Vordertheile, entgegen gesetzt. (R.)

Hinterdiech, f. Diech.

HINTER DER HAND, nennen die Seeleute, welche eine Schiffsarbeit verrichten, alles, was sich hinter ihnen befindet; was vor ihnen ist, wird vor der Hand genannt. Doch bedient man sich statt hinter gewöhnlich des Plattentuschens oder holländischen Wortes *agter*, *achter*.

(C. H. Muller.)

HINTER DER HAND ARBEITEN, thut der Bergmann, wenn er mit dem Häufel (Schlägel, schweren Hammer), statt über die rechte Achsel, über die Brust und linke Achsel aufholt und auf diese Weise einen Schlag von der Linken nach der Rechten versüßt.

*) *Epilogi* (de corporis hominis fabrica. p. 9) weiß das sem Prädicate des Menschen und eines physisch u. theologischen Zweck abzugewinnen. Er sagt: *Solus homo ex omnibus animalibus comode sedet, cui carnosae at magae nates rotundae, et pro subternaculo pulvinarique, tomento repleto, inserviunt, ut citra molestiam sedendo, cogitationibus rerum divinarum animam rectius applicare possit.*

Es kommt namentlich nur dann vor, wenn der Raum die gewöhnliche Führung des Häufels nicht gestattet oder wenn etwas auf die Richtung des Schlags ankommt, z. B. beim Einbauen von Buchstaben. (Frieleben.)

HINTERE (der), **Hinterer**, **Aster**, **Steiß**, **Birzel**, **Gesäß**, **Auns**, **Anulus**, **Podex**, **Sedes**, **Posteriora**, **Culus**, **Infernum**, im Allgemeinen der hintere und unterste Theil des Stammes des Körpers, worauf sich beim Menschen im Stehen die Last des Oberkörpers stützt und der durch die Beckenknochen und die darüber gelegenen Weichtheile gebildet wird. Im engeren Sinne begriff man unter dem Hintern den Endtheil des Mastdarms und zugleich des gesammten Darmkanals, die Mündung des Mastdarms, **Ostium recti**, wodurch der Rückstand der dem Darmkanal einverleibten Stoffe ausgeleert wird. (f. Darmkanal u. Mastdarm.) (Wiegand.)

Hinterer Abwälzung, f. Uhr.

HINTEREBBE, die letzte Zeit der Ebbe.

(C. H. Müller.)

Hinterer Gaumenkanäle, f. Gaumenkanäle.

Hinterer Gegend des Schädels, f. Hinterhauptsgegend.

HINTEREISEN (das), nennt der Landwirth die Echar am Pflug im Gegensatz gegen das Vorderreisen oder das Pflügesch, welches die Erde senkrecht einschneidet, worauf die Echar wagerecht dieselbe durchschneidet und zugleich aufbebt. (f. Schor.) (Friedr. Heusinger.)

Hinterer, f. **Hintere** (der).

Hinterer Muskelbauch des Oberschädelmuskels, f. Hinterhauptsmuskel.

Hinteres Hauptstück, f. **Hinterhauptstein**.

HINTERFÄDEN, heißen die senkrechten, hinterwärts ausgespannten Kettenfäden eines hochschäftigen Weberstuhls, worauf hochschäftige Tapeten (Boutelisse), oder Teppiche mit richtigen Zeichnungen, Figuren, Landschaften u. f. von natürlicher Größe und Farbe gewebt werden. Da hier die Kette perpendicular gehalten wird, so kann der Unterschied der beiden abgespannten Fäden, welche das Fach machen und den Einschuß umfassen, nicht so, wie bei der horizontalen Lage der Kettenfäden, in Ober- und Unterfäde, sondern muß in Vorder- und Hinterfäden eingetheilt werden, und man sondert letztere von den Vorderfäden mittels eines Stricks, der von der Rechten zur Linken vor derselben durchgezogen wird, ab. S. den Art. Tapeten. (Kr. Thon.)

Hinterfährte, f. Fährte.

Hinterfessel, f. Fesselmuskeln.

Hinterflagge, f. Flagge.

Hinterfleck, f. Schuh.

HINTERFLETH, die hintern Rassen und der hintere Theil der Axtlage eines Schiffes.

(C. H. Müller.)

Hinterfries, f. Fries.

HINTERFUß, 1) bei vierfüßigen Thieren der hintere Fuß, im Gegensatz vom Vorderfuß; beim Menschen versteht man unter Hinterfuß, Fußwurzel, tarsus, den hintersten, stärksten und längsten Theil des

Fußes, welcher zwischen den Knochen des Unterschenkels und dem Mittelfuß liegt und von sieben, in zwei Reihen gelagerten Knochen zusammen gesetzt ist (vgl. Fuss). (Wiegand.)

2) Bei den Raborinnen heißt so eine Kante, wo mit eine Entlothe eingestrich wird. (K.)

HINTERGALLERIE, **BALCON**, 3 bis 4 Fuß vorspringende Mauer am Hintertheil großer Schiffe, welche gewöhnlich mit einem Überbau versehen sind; f. Pl. 1. F. 7. s und F. 16. d. d. — Sie werden oft mit Blei oder Kupferplatten belegt. — In neuern Zeiten hat man an Kriegsschiffen keine Hintergallerien angebracht, weil das Hinterteil der Schiffe dadurch geschwächt wird. (C. H. Müller.)

HINTERGANG, heißt 1) in der Sprache des Weidmanns das Gehen eines Wildes aus dem Walde ins Feld, der Ausgang; 2) im Diertheil, bezeichnet man mit dem Worte einen glüklichen Vergleich zwischen zwei streitenden Parteien, auch Anlaß genannt. (K.)

Hintergebäude, f. Wohnhaus.

HINTERGEBIRGE, nennt der Bergmann gleich jedem andern die hintere Reihe, den hintern Theil eines Gebirges im Gegensatz des Vordergebirges, der Vorberge, aber auch ein solches Gebirge, welches sich senkt. (K.)

Hintergehäse, f. Gehäse.

Hintergehen, f. Betrüg, Dolas u. Fälschung.

HINTERGESCHIRR, einmal das Geschirr der beiden hintern Wagen oder Aufschienpferde, welche an der Deichsel oder Stange gehen, im Gegensatz der Vordergeschirre, wenn nämlich der Wagen oder die Kutsche mit mehr als 2 Pferden bespannt ist; dann aber derjenige Theil eines Hintergeschirrs, welcher das Gefäß oder den Hintern der an der Deichsel gehenden Pferde umgibt, aus einem 4 bis 6 Zolle breiten, riemenartigen, starken, meistens doppelten Leder besteht, mit dem Seitenblättern und Brustblättern des Geschirrs fest zusammen hängt und dazu dient, daß die Deichselpferde bergunter besser ausfallen können, ohne in Gefahr zu kommen, das Geschirr abzuschleiben. Ein gewöhnliches Hintergeschirr besteht: 1) aus dem Kammdeckel mit seinen Theilen; 2) dem Oberblatte; 3) den Brustriemen oder Bruststricken; 4) dem Brustblatte; 5) dem Umgange; 6) dem Stößen mit Schmalen; 7) dem Bauchgurt; 8) dem Rückenriemen; 9) der gespaltenen Gabel; 10) dem hintern Oberblatte; 11) dem hintern Unterblatte; 12) den Bodenriemen; 13) den Strangschleifen; 14) den Schweifpappen; 15) den Zugtrüngen und 16) den Aufstellern. S. den Art. Pferdegeschirr. (Kr. Thon.)

HINTERGESCHLEPP, nennt der Landwirth die Hinterfüße und Hüften des Pferdes; man achtet vorzüglich auf die Stelle, wo der Schenkel mit dem Beine zusammen gesügt ist, welcher Theil nicht fett, sondern mager und gleichsam leer, nicht klein und schwach, sondern groß und nerkig seyn muß. (Friedr. Heusinger.)

Hintergeschuhe, f. Schuh.



Fig 1

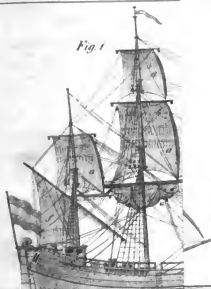


Fig 2

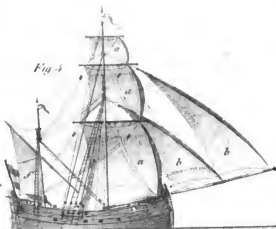
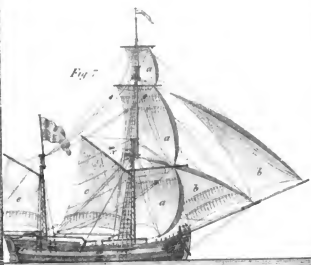


Fig 3



Fig 4



HINTERGESTELL, 1) des Pfluges, der hintere Theil des gemeinen Pfluges, besteht aus dem Grindel der Gries- oder Grefsfäule, zur Befestigung des Hauptes (Hofes) mit dem Grindel, dem Haupte, den beiden Sterzhölzern, dem Mählbret (Molkbret), dem Streichbret, dem Pflugbaumen zur Verstärkung der Befestigung des Hauptes mit dem Grindel, der Schelte, welche die 2 Sterzhölzer in der Mitte verbindet, der gesammten Schar und zwar an derselben aus dem Vorderseien, oder dem Sch, zum Abschneiden der Furche; und dem Hinterseien, zum Ausheben der Furche; den eisernen Beschlägen, der Kette, dem Stöpel, und endlich der Schleiße, der Stellvertreterin von 2 Rädern.

(Friedr. Heusinger.)

2) Eines Sattelbaumes bei den Sattlern, ist der hintere gekrümmte Riemen, welcher die beiden Seitenstücke hinten vereinigt und dem Kopfe gegenüber steht. (St.)

HINTERGEWICHT des Geschützrohres, nennt man den Druck des Überschusses, um welchen der hintere Theil desselben bis zum Lagerpunkte (s. d. Art.) schwerer ist als der vordere, aus die Richtmaschine (s. d. Art.). Es wird auch Hinterwichtigkeit und Hinterwucht genannt, und ist notwendig, um dem Rohr eine feste Lage in der Fassung (s. d. Art.) zu geben, das so genannte Buchen (Abwärtsbüßen des Rohrs beim Schusse) zu verhindern und das Hochrichten (Eleviren, Erhöhen) leichter zu machen. Ist aber das Hintergewicht zu stark, d. h. übersteigt obiger Druck $\frac{1}{2}$ vom Gewichte des Rohrs, so wird das Richten beschwerlicher und die Richtmaschine leidet durch das Uebermaß der Reibung.

(Bencken.)

Hinter-Glanche, f. Schönburg (Grafen von).
Hinterglied, f. Glieder (Log. u. Rhetor.) und Urtheil.

Hintergrans, f. Grans.

HINTERGRUND, nennt man bei einem Gemälde Alles das, was hinter den Hauptgegenständen derselben sich zu befinden und von diesen abgesondert zu seyn scheint. Er wird dem Vordergrunde, welchem das darzustellende Hauptobjekt einnimmt, entgegen gesetzt und ist mit ihm durch den Mittelgrund verbunden. Von ihm muß die Wirkung des Gemäldes notwendig unterstützt werden, wenn es für gelungen gelten soll; bei Landschaften hängt von der geschickten und künstlerischen Behandlung desselben vorzüglich viel ab (vgl. Malerei). Auf dem Theater heißt die hinterste Decoration, welche hauptsächlich die Ansicht von dem Orte der Handlung bildet und die Scene begründet, der Hintergrund. (K.)

Hintergurt, Kammerband, f. Kanoone.

Hinterhaar, f. Perrücke.

HINTERHALT (Zaft.), auch Versteck, nennt man eine Truppeneinstellung, welche von Terraingegenständen verdeckt und bestimmt ist einen anrückenden Feind zu überfallen, entweder während er stehend verfolgt (eigentlicher Hinterhalt d. i. Unterführung der Arriergarde oder eines sonst dem Feinde vorgeworfenen Truppentheils) oder um feindliche Truppen und Detachements, die läßtig werden, Hilfsmittel ausführen oder recognosciren, auch Courierte, reisende Officiere im Rücken des Feindes u. aufzuheben (eigentliches Versteck). Haupterfordernisse sind: Kenntniß von der Zugrichtung und Stärke des Feindes, günstiges Terrain, Geheimniß, Glück.

Allgemeine Regeln für Hinterhalte und Verstecke sind:

a) In Bezug auf die Örtlichkeit. Wald und Gebirg, wellenförmiges Terrain auf den Seiten einer Hauptstraße, die durch eine Ebene läuft, sind vorzüglich für Hinterhalte aus Kavallerie und Artillerie. Die Hinterhaltspunkte liegen dann am besten so weit von der Straße, daß das Feindes Seitenpatrouillen sie nicht berühren ($\frac{1}{2}$ — 1 Stunde). Für Verstecke reichen Feldhölder, Feden, Hohlwege, hohe Kornfelder, Scheunen in und an Dörfern aus. Bedeutende Hinterhalte legt man am sichersten 1000 bis 2000 Schritte vorwärts der Seiten eines Defile-Ausganges, weil der Feind in der Regel sorgloser wird, wenn er jenseit des Engpasses kein Menschenhinderniß antrifft, auch sich beeilt, den nächsten Sammelpunkt für den Marsch, z. B. Dorf, Paß u. zu erreichen, wo seine Vorsichtsregeln in Anwendung kommen, also Stützpunktpunkte für die Kolonne eintreten müssen. Endlich muß vom Hinterhaltspunkte aus ein Rückzug mit einiger Sicherheit genommen werden können. Im eul de sac ist ein entdedter Hinterhalt stets gefährdet, oft verloren. Gut ist es, wenn vom Angriffspunkte (d. i. von der Marklinie des Feindes) aus für den Fall der Abweisung des Angriffs ein Rückzugsweg außer auf den Hinterhaltspunkt zu vorhanden ist; mißlingt der Anfall, so muß das Feind seine Kräfte theilen; auch kann man mit der Hälfte der Hinterhaltstruppen dann die Spitze des Gegners anfallen, diese werfen, auf dem jenseitigen Fluchtwege das feindliche Unterstützungscorps nachziehen und so tief in die Schlinge locken, daß die im Hinterhalt gebliebene Reserve mit Erfolg ihn vom Rücken her anfallen kann.

Hat man einen nachlässigen oder flegelhaften Gegner, so lassen sich Hinterhalte mit Erfolg in der Nähe seiner Markschquartiere anbringen und kann er nach dem Einrücken im Orte selbst angegriffen werden.

b) In Bezug auf die Vertheilung und den Gebrauch der Truppen. Infanterie und leichte Kavallerie taugen am besten zu Verstecken; Hinterhalte werden, wenn das Terrain zum Verbergen und Feden irgend geeignet ist, am zweckmäßigsten durch Kavallerie und reisende Artillerie gebildet; nur da kann Infanterie Bedeutendes leisten, wo man sich nahe an den Feind legen und von Terrainverbindungen aus ihn mit Gewehrfeuer angreifen kann, oder Quartiere mit dem Bajonett sperren will, insofern Kavallerie dieselben säubert. Die Kavallerie eines Hinterhalts hat immer die Desfilenpartei des Unternehmens d. h. sie bricht ein, sprengt das Feindes Kolonnen, haut dessen Reiter und Artilleristen von den Pferden, macht Gefangene u. Infanterie und reisende Artillerie haben dagegen eine Desfilenauflage; beide sichern die Zugänge und weisen herbei eilende Unterstützung ab; diese schießt mit Kartätschen, jene durch

Massenfeuer' die Trupps zusammen, welche während des Angriffs der Kavalerie sich auf den entferntesten Kolonnenpunkten (Zete, Mitte, Queue) sammeln dürften. Feuergewehr zum ersten Angriffe taugt nicht, es schlägt gewöhnlich zu früh Lärm und schwächt oder vereitelt dadurch den Erfolg. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und reitender Artillerie ordnet man erstere in drei Haupttheile, deren erster (leichte Kavalerie) für die Schwärzmanns, deren zweiter (von dem ein kleiner Theil die Zugänge verrennt) zum geschlossenen Anfall auf widerstehende Trupps (schwere Kavalerie), der dritte zum Rückhalt für unvorhergesehene Zufälle bestimmt ist. Die Theilung der reitenden Artillerie wird zwar mitunter von der Zahl der Ausgänge vom Hinterhaltspunkte gegen den Kampflös abhangen; in der Regel aber reicht man mit drei Haupttheilen aus, deren erster (der stärkste) sich gegen den Anmarschpunkt des Feindes wendet und dort theils die Queue des angegriffenen Trupps theils zur Evacuation des Rückweges (Kartätschenfeuer), theils den Ausgang des Debouchés zur Hinderung ankommender Verstärkungen besetzt, während der zweite den vorwärts liegenden Zugang gewinnt und den Feind hindert, dort die Punkte von Wichtigkeit zu erreichen. Ein dritter Theil bleibt beim Kavalerie-Rückhalte. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und Infanterie übernimmt letztere bei gleicher Theilung die Partie der Artillerie.

c) In Bezug auf die Disposition für das Unternehmen. Hier erhält jeder Führer eines nach obiger Theilung selbstständig zu wirkenden bestimmten Trupps theils eine genaue Vorbeschrift über seinen Antheil und die Art der Ausführung desselben, wobei ihm jedoch die Freiheit nach den Umständen zu handeln für den Fall gelassen werden muß, daß entscheidende Zufälle den allgemeinen Plan verändernd eintreten sollten. Bestimmt und alle Willkür ausschließend aber wird festgesetzt: „was geschehen soll, wenn das Unternehmen gelingt; wohin der Rückzug gehen und wo das Ganze gesammelt werden soll, wenn es sehr schlägt; wann, wo und wie das Zeichen zum allseitigen Losbrechen gegeben werden soll“ (Signalraketen u.). Während des Angriffs ist von Befehlen an Einzelne nicht die Rede. Alles arbeitet auf den Zweck hin; der Führer des Ganzen bleibt beim Rückhalte, beobachtet den Gang des Gefechts und greift ein, wo es nöthig ist.

In Bezug auf die Ausführung selbst kann — da die Hauptsache nur an Ort und Stelle zu bestimmen ist — nur Folgendes angedeutet werden. Stille vor dem Angriffsmomente; Raschheit und höchste Kühnheit beim Angriff; Ordnung und Ruhe beim erwarteten Rückzuge; heimliches Fortgehen, wenn der Feind nicht kommt oder der Anschlag verrathen ist; möglichst schneller Übergang zur Offensive, wenn man einmal entdeckt und vom unbemerkten Entkommen nicht mehr die Rede ist *).

(Benicken.)

HINTERHALT nennt der Chemiker bei Schiedung des Silbers vom Golde auf dem so genannten nassen Wege dasjenige Silber, welches nach im Golde zurück bleibt (gleichsam im Hinterhalte liegt). Nach der Stärke des Scheidewassers ist dieser Hinterhalt größer oder kleiner; auf die Maß Geld beträgt er von einem halben bis zu einem ganzen Gran. — In den Salzflebereien heißt die Menge des Salzes, welche von der Salzwage beim Wiegen der Sole zu wenig angegeben wurde, ebenfalls der Hinterhalt, weil er sich gleichsam versteckt hält. (R.)

HINTERHAND, heißt 1) an Thieren, namentlich auch beim Pferde das Hintertheil im Gegensatz der Vorderhand (Vordertheil); 2) technischer Ausdruck im Spielen; f. Spiel. (R.)

HINTERHANG, ein auf der Weiser gebrauchliches Fahrzeug von 117 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, welches vorzüglich als Lichtschiff gebraucht wird. (R.)

Hinterhaupt, f. Kopf u. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptsgegend, f. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptsmuskel, f. Hinterhauptsmuskel.

Hinterhauptsaderngänge, Hinterhauptsaderhöhlen, f. Hinterhauptsblutleiter.

HINTERHAUPTSARTERIE (Hinterhauptsarterie, oder Schlagader, Pulsader des Hinterhaupts, Occipitalarterie, Arteria occipitalis u. occipitis), die aus der hintern äußern Seite der äußern Kopfschlagader, und nur selten aus der innern Carotis, entspringende und das Hinterhaupt versorgende Schlagader. Sie steigt nach außen und hinten in die Höhe, geht zwischen dem Querfortsatze des ersten Halswirbels und dem Bogenfortsatze des Schläfens durch, sendet auf diesem Wege zu den nahen Theilen Äste, und gibt die Arteriole der hinteren Hirnhautschlagader ab. Sobald sie den Raum zwischen den beiden Fortsätzen verlassen hat, theilt sie sich in einen tiefen und oberflächlichen Ast. Der oberflächliche Ast steigt am Hinterhaupte, unter der Haut verlaufend, bis zum Scheitel in die Höhe, verbindet sich mit dem der andern Seite, der Stirn-, der Schläfenschlagader, schickt Zweige durch die Knochen zur Diploe und der harten Hirnhaut und versorgt die Schädelhaube und die Occipitalmuskeln mit Blut. Mehrere theilen diesen Ast in einen hintern und vordern. Der tiefe Zweig der Hinterhauptsschlagader steigt zwischen den Nackenmuskeln, in denen er sich verästelt, oft bis zur Mitte des Rückens herab und anastomosirt mit dem der andern Seite, der Wirbel- und den Nackenzweigen der untern Schilddrüsen-Schlagader. In der Ausbreitung dieser Gefäße treten mannichfache Abweichungen ein. (Hiegand.)

*) Über Hinterhalt und Vertheilung vergl. v. Valentini, Ueber den Krieg; v. Deder, Ueber den Krieg; Desobry, Geschichte der verbündeten Waffen: Kavalerie und Artillerie; C. v. B. zeug.

ruß. Campagne von 1813 (Gefecht von Polnau); Nachrichten und Beschreibungen über die Thieren und Schiffe der Kaiserl. Fl. II. (Hefen von Heinen); C. v. B. zur Kriegsgesch. d. S. 1813 u. 1814 (Gefecht bei Enzes).

HINTERHAUPTSBEIN (Hinterhauptsknochen, Occipitalknochen, hinteres oder Hinterhauptstück des Grundbeins, Grundbein, Gebirn des Vorderkopfes¹⁾ oder des Hinterkopfes, Schiffsnabel, Bein des Hinterkopfes, viertes Bein, Gedächtnisbein²⁾, Menschenbein, Occipitalbein; Occiput, Os occipitis, s. occipitii, s. occipitale, Pars occipitalis ossis basilaris, Os tertium, Os quartum, Os sextum cranii, Os basilar, s. lambdoides, s. laudae³⁾, s. laude⁴⁾, s. lambdae, s. prorae, s. puppis (s. memoriae, s. pyxidis, s. pixidis, s. pyxis, s. nervosum; Inion, Inon, Opisthocranion, Conis, Os fibrosum, Os peloi-cephalicum). — Der unpaarige Knochen, welcher am hintersten Theile des Schädelsgewölbes und am hintersten und mittlern Theile des Schädelsgrundes liegt, und den größten Theil des Hinterkopfes ausmacht. Gewöhnlich wird dieser Knochen getrennt vom Keilbeine beschrieben, weil beide in jungen Subjecten von einander geschieden sind und bei manchen Thierarten durch das ganze Leben getrennt bleiben. Jedoch ist es richtiger, das Keil- und Hinterhauptbein als einen Knochen (als welchen wir sie bei Völkern, ja selbst bei noch nicht völliger Knochenentwicklung im Menschen treffen) zu betrachten. Sommering (Knochenlehre S. 109) und dann Fr. Meckel (Abh. d. menschl. Anat. II. 87 u. 88, S. 527. Anmerk.) haben dieses zuerst gethan und beide Knochen als ein gemeinschaftliches Grundbein (Os basilare s. Os spheno-occipitale) dargestellt, das der leichtern Übersicht wegen wieder in Keilbein- und Hinterhauptstück zerfällt⁵⁾.

Es erscheint der Hinterhauptsknochen in jeder Hinsicht als ein vergrößerter Wirbel; er stellt, wie alle Wirbel, einen Ring dar, aus einem dickeu vordern und einem dünnern hintern, (aber bei Weitem stärkeren, breiteren und höheren) Fortsätze abschließenden Theile gebildet ist (vgl. Meckel a. a. D. S. 629). Man unterscheidet an dem Occipitalknochen, nach dem im Fetuss verbindlichen, leicht von der Knochen zu trennenden Stücken desselben, den Basenthail, die Gelenktheile und den Hinterhauptstheil.

1. Der Basenthail (vordere oder Grundstheil, Grundfortsatz, Pars a. processus basilaris a. anterior ossis occipitis), der dickste, kleinste und schmalste Theil des Knochens, liegt zwischen den Gelenktheilen vor dem Hinterhauptstücke und steigt im Vorn der Hirnschale nach vorn in die Höhe. Er ist unregelmäßig

mäßig sechsseitig, an seinem hintern und untern Theile breiter und dünner, als an seinem vordern und obern und entspricht dem Körper der übrigen Wirbel.

Die vordere, untere oder äußere Fläche des Basilartheils ist etwas convex und krümmt sich zu beiden Seiten in die Höhe. In der Mitte derselben bemerkt man eine von vorn nach hinten über die ganze Fläche laufende linienförmige Erhabenheit, die zuweilen nur einen kleinen Hügel vorstellt und Kamm, Stachel oder Fächer des Grundfortsatzes (Spina s. cristata basilaris s. pharyngea, s. Tuberculum basilare) heißt. Es dient diese Erhöhung der bandartigen Spitze des Schlundkopfs zur Anlage. Zu beiden Seiten des Kammes sieht man zwei symmetrische, hinter einander liegende schiefe Linien und hinter der zweiten eine glatte Furche, an welche sich der kleine und große vordere, gerade Kopfmuskel anlegen; sie bildet die Gränze zwischen dem Zapfen und den Gehirnhäuten.

Die hintere, obere oder innere Fläche steigt von vorn nach hinten beträchtlich abwärts und ist in der Mitte, der Länge nach, von einer Seite gegen die andere ausgehöhlt; die Grube des verlängerten Markes, die Ausbuchtung für das verlängerte Mark, (fossa medullaris oblongata, s. pro medulla oblongata). Zwischen dieser, zur Aufnahme des verlängerten Hirnmarks bestimmten Grube und dem Seitenrande bemerkt man gewöhnlich eine schiefe Furche von dem hintern Hirnschleier (Sulcus sinus posterioris posterioris).

Außer diesen Flächen unterscheidet man noch folgende Ränder: a) den hintern oder untern Rand, welcher den vordern Theil des Umfangs des großen Hinterhauptstückes bildet; b) die Seitenränder (deren man auch wohl zwei hintere und zwei vordere annimmt, von denen jene von hinten und innen, nach vorn und außen verlaufen und mit den vordern Rändern der Gelenktheile zusammen fließen, während diese nach vorn convergiren) sind rauh, scharf und etwas ausgeschweifert, und geben in die Ränder der Gehirnhäute über; c) den vordern Rand, margo sphenooccipitalis, welcher rauh, breit, fast viereckig und in jüngern Subjecten durch Knorpelmasse, später aber durch Knorpelsubstanz mit dem Keilbeine verbunden ist.

II. Die Gelenktheile (Seitentheile, Jugalarprozeß, Partes articulares a. condyloideae, a. laterales, a. jugulares ossis occipitis) liegen zu beiden Seiten des Hinterhauptstückes, haben nach vorn den Basilartheil zwischen sich und gehen nach hinten und unten, allmählig an Breite zunehmend und sich verbündend, an das Hinterhauptstück. Man unterscheidet an ihnen die Flächen und die Ränder.

An der hinteren und unebenen untern oder äußeren Fläche bemerkt man auf jeder Seite eine längliche, schwach nach unten gewölbte, mit einer glatten, dünnen Knorpelschicht überzogene Erhabenheit, die von hinten und außen nach vorn und innen sich einander nähern, immer tiefer werden, je weiter sie nach vorn kommen und einen innern höheren und äußern niederen

1) Wegen der Ähnlichkeit des umschriebenen Schädelsgewölbes mit einem Kalne oder Schiffe, womit es die Araber verglichen; daher auch die Benennung Schiffsnabel, Os prorae, Os puppis (da man das Hinterhaupt gewöhnlich als Vorder- und auch als hinterstes dieses Schiffes betrachtet kann). 2) Ursprünglich von den arabischen Ärzten, welche diesen Theil des Kopfes für den Sitz des Gedächtnisses hielten. 3) Os laudae s. laude wörtlich dieses Part laudae von Mundial und Vesalius coram pui. 4) über die von Spiz (Cephalogenesis Monach. 1815. p. 16) gegen diese Ansicht ausgesprochenen Einwendungen s. Fr. Meckel a. a. D. S. 527. Anmerkung.

ren Rand haben. Sie nehmen den größten Theil dieser Fläche ein und heißen Gelenkknöpfe (*condyloideische Prozesse* des *Occipitalknöchens*, *Gelenkhügel*, *Gelenkfortsätze*, *Knöpfchen* oder *knopfförmige Fortsätze*, *Gelenkprozesse* des *Hinterhauptsbains*; *Processus condyloidei ossis occipitis*, *Condylil*, *Apophyses condyloideae*, *s. condylosae*, *Condylil oblongi*, *Capita*, *Appendices*, *Tubera*, *coronae ossis occipitis*). Sie ruhn in der Gelenkverfugung des ersten Halswirbels und dienen zur Articulation des Kopfes. Neben dem äußern Rande des Gelenkknopfes sieht man eine raue Furche, und neben dem innern eine raue Grube vor der Anlage der Gelenkbänder. Über demselben nach vorn und außen liegt die äußere Öffnung des vordern, von hier schräg nach innen verlaufenden, Gelenkkanals (*foramen condyloideum anterius*, *foramen canalis condyloidei anterioris*), durch welche der Zungenfleischsnerven aus dem Schädel geht. Dicht hinter jedem Gelenkknopf sieht man eine rundliche Vertiefung (die hintere Gelenk- oder Knopf- oder condyloideische Grube, oder hintere Grube des Gelenkfortsatzes des Hinterhauptbeins, *fossa*, *s. fossula* *o. forca condyloidea ossis occipitis*), bestimmt für die Aufnahme von Gelenkbrisen. Im Boden derselben bemerkt man ein größeres oder kleineres Loch (das hintere Loch des hintern Gelenkkanals, *foramen condyloideum posterius*), wodurch eine Rinne geht, welche die äußeren Blutgefäße des Kopfes mit den innern verbindet. Dieses Loch, welches zuweilen auf der einen oder der andern Seite fehlt, ist die hintere Öffnung des schräg von hinten und innen nach vorn und außen verlaufenden hintern Gelenkkanals (*Canalis condyloideus posterior*). Außerdem bemerkt man noch neben der stark hervor stehenden Ecke des Seitenrandes einen Höcker (*tuberculum jugulare* nach Hesselbach), welcher, wie die übrigen hier vorfindlichen Ungleichheiten, den Muskel zur Anlage dient.

Auf der obern oder innern Fläche ragt da, wo der Gelenkheil mit dem Basilartheile zusammen sitzt, auf jeder Seite eine kleine, längliche, hügel förmige Erhabenheit hervor, welche der ungenannte Höcker (*Processus clinoides*, *s. anonymus*, *s. medullae oblongatae*, *s. pro-medulla oblongata*, *Tuberculum basilare*, *s. jugulare*) genannt wird und die Lage des verlängerten Markes sichert. Unter dieser verläuft der vordere condyloideische Kanal, der sich hier durch ein Loch neben dem großen Hinterhauptslöche öffnet (innere Öffnung des vordern Gelenkkanals, *foramen canalis condyloidei anterioris*, *foramen condyloideum anterius*).

Ferner bemerkt man nach außen und hinten eine dritte kurze Furche (Furche des Querblutleiters *Sinulus sinus transversus*), welche schräg von außen nach innen bis zum ungenannten Höcker geht und das Ende des in einer Rinne am Schläfe- und Hinterhauptbeine sitzenden Querblutleiters ist und zwischen welcher und dem Höcker die vordere Öffnung des hintern

Gelenkkanals (*foramen canalis condyloidei posterioris*, *foramen condyloideum posterius*) sich befindet.

Am vordern Rande dieser Furche erhebt sich ein schmaler, nach innen und hinten gekrümmter, meist dreiseitiger Fortsatz, der Drosselfortsatz (*Processus jugularis*), auch Keilspitze, Jugularprozeß, Drosseladerfortsatz, Drosseladerknöchel, Dornfortsatz des Grundbeins, Dorn des Keilfortsatzes, (*Spina jugularis*, *Processus spinosus*, *Eminentia jugularis ossis occipitis*) genannt, dessen untere, schwach hervor stehende Ecke Drosselwinkel, *angulus jugularis*, heißt. Es nimmt diese Spitze nach innen und oben das Ende des Querblutleiters auf und stößt mit ihrer Ausbuchtung an der vordern Fläche an einen ähnlichen Ausschnitt am Seitentheile des Schläfebeins, wodurch ein gemeinschaftliches Loch (das Jugularloch, Drosseladerloch, Halsblutaderloch, zerrissenes Loch, Loch für die innern Halsnerven, *foramen jugulare*, *s. lacrum*, *s. disruptum*, *s. irregulare*, *Kima petroso-occipitalis*, *s. occipitali-petrosa*) gebildet wird. Dieses ist ungleich und bald durch eine Knochrne, bald durch eine membranöse Scheidewand in zwei Theile gespalten. In dem hintern größten Raume liegt der huls der innern Jugularvene, der sich mit den Querblutleitern vereinigt, aus dem vordern kleineren treten der Arum schweifende, der Zungenfleischknopf- und der Velnerne des Weils hervor.

Die Ränder der Seitentheile des Hinterhauptbeins sind folgende: 1) die äußern, welche mit einer starken Ausbuchtung (*Sinus jugularis*) am Ende der Furche für den Querblutleiter anfangen, hier am breitesten sind (nach Andern der vordere Rand) und in die zackigen Sitzgarben der (*Margines mammillares*) übergehen; 2) die innern Ränder, welche die Seitentheile des Hinterhauptlaches, das durch die von oben nach unten innen absteigende Fläche dieser Theile hier seine größte Weite erhält, bilden.

III. Der Hinterhauptstheil (Hinterhauptsfläch, Nackentheil, Schuppe, Körper, *Occipitaltheil*, *Pars occipitalis*, *s. nuchae*, *Squama*, *Corpus ossis occipitis*) ist der größte und dünnste Theil des ganzen Knochens, steigt von unten und vorn nach oben und hinten empor, hat eine fast dreieckige, muschelförmige Gestalt, und bildet den hintern, untern und mittlern Theil des Schädeldachbogens. Man unterscheidet an ihm zwei Flächen und fünf Ränder.

Die äußere, hintere, gewölbte Fläche ist convex, an ihrer obern schmälern Hälfte glatt und an ihrer untern breiteren (dem so genannten Nackenfläche) durch Erhabenheiten und Vertiefungen von der Anlage der Weichtheile uneben. Man bemerkt ungefähr in der Mitte dieser Fläche, da wo der glatte Theil aufhört, den äußern Hinterhauptshöcker (auch äußerer Hinterhauptsknöchel, *Occipitaltuberculum*, *Hinterhauptstuberosität*, *Hinterhauptsgarbe*, *Hervorragung des Hinterhauptes*; *Erhabenheit des Hinterkopfs*, *Hinterhauptserhabenheit*, *Budel des Hinterhauptes*, *Hinterhaupts-*

hügel, Tuberositas, s. Protuberantia, s. Spina, s. Eminentia occipitalis externa, s. Tuberculum occipitale externum genannt). Von dieser rauhen, bald stärkeren, bald schwächeren, durch das hier sich ansetzende Nackenband entstehenden Erhabenheit steigt eine erhabene Linie perpendicular zum Hinterhauptstoch herab, welche ebenfalls dem Nackenligamente zur Anlage dient, und Hinterhauptskamm, äußere Occipitalis, spina oder Hinterhauptleiste, Hinterhauptbeinstachel, Hinterhauptstachel, Hinterhauptslinie, (Crista, s. Spina occipitalis externa, s. Spina continua occipitis externa) heißt. — Ferner zeigen sich noch zwei halbkreisförmige, horizontal und parallel mit einander verlaufende, oben convexe, unten concave linienförmige Erhabenheiten, die halbkreis-, halbmonds- oder bogenförmigen Linien (Lineae semicirculares, s. semilunares, s. Arcus occipitales), von denen die obere (Linea semicircularis superior) vom äußern Hinterhauptshöcker zu beiden Seiten ausgehend sich gegen die Seitenwand herab krümmt und dem Hinterhaupts-, dem Wöschlapp-, dem zweibäuchigen und durchlöchernten Nackenmuskel, so wie dem Riemenmuskel des Kopfes und zum Theil dem Kopfnicker zur Anlage dient, während an der untern (L. s. inferior), — welche in einiger Entfernung von jenem, ungefähr in der Mitte der untern Hälfte liegt und gleiche Richtung mit jener hat, — der hintere, große, gerade und der obere flache Kopfmuskel sich befestigen. Durch den wulstigen hintern Umfang des Decipitalstochs, wo sich das zur Seite in die Seitentheile übergehende Hinterhauptstück endet, wird gewisser Massen eine dritte halbmondförmige Linie mit jener concentrisch und von gleicher Bildung herrührend gebildet. — Außerdem sieht man noch an der äußern Fläche hin und wieder kleine Löcher für Ernährungsgefäße des Knochens.

Die innere, vordere, concave Fläche, welche mit der harten Hirnhaut überzogen ist, zeigt, außer den Eindrücken und Erhabenheiten von der Anlage des Gehirns und den Furchen von Gefäßen, den innern Hinterhauptshügel (Protuberantia occipitalis interna), eine starke, stumpfe Hervorragung, welche in der Mitte liegt, und den Mittelpunkt von vier sich kreuzenden linienförmigen Erhabenheiten (kreuzförmige Erhabenheit oder Spina des Hinterhauptbeins, Kreuz, Kreuzgräthen oder Linien, Kreuzleiste, Kreuzende Leisten, kreuzförmige oder Tüförmige Erhebung, kreuzförmige Rinne, innere Kreuzstachel, gekreuzte Linien oder Kreuzleisten des Hinterhauptbeins, Spina cruciata ossis occipitis, Crux occipitis, Lineae cruciatae eminentes, Eminentia cruciata, Crues eminentes, Stillicidium cruciale, Eminentia cruciformis, Lineae cruciatae ossis occipitis genannt) abgibt. Diese laufen nach oben, unten und zu beiden Seiten, und haben auf eine sehr unbestimmte Art eben so verlaufende schwächere Erhabenheiten neben sich, wodurch Rinnen gebildet werden. An die obere Linie setzt sich der obere sichelförmige Fortsatz der Hirnhaut;

an die untere, abwärts in zwei Schenkel auslaufende, die Sichel des kleinen Gehirns und an die seitlichen das Zelt deselben. In der Rinne der obern Linie, welche meist auf der rechten Seite liegt, verläuft der obere Längsblutleiter, in denen der Seitentinnen der Quersblutleiter und in der untern, wenn sie da ist, der hintere Decipitalblutleiter.

Diese Linien theilen diese Fläche in vier große und breite Gruben (fossae majores); in den obern (L. cerebrales) liegen die hinteren Lappen des großen Hirns, während die untern (L. cerebelli) das kleine Gehirn aufnehmen.

Auch an der concaven Fläche sieht man viele Löcher für die Ernährungsgefäße.

Was die Ränder betrifft, so werden folgende unterschieden: a) zwei lambdabörmige (Margines lambdoides, s. parietales), auch die obern genannt, welche die obern Seitentheile des Knochens einnehmen, bei der stumpfen Ecke hinter den Zitzenrändern anfangen und oben in der Mitte in eine mehr oder weniger spitzige oder gespaltene Ecke zusammen kommen; sie haben saumförmige, gegen die äußere Seite breitere, nach innen schmälere Jodenz; b) zwei Zitzenränder (M. mammillares, s. mastoidei); sie sind nach innen halbmondförmig ausgefurcht, fangen beim Drosselwirbel an und endigen sich an der Gränze der Lambdarränder in eine stumpfe, zackige Ecke. An der hintern und untern Gegend des Randes findet sich ein oder mehrere kleine Löcher (foramen mastoideum s. mammillare), öfters vom Zitzenheil des Schlafheins oder von diesem und dem Hinterhauptbeine gemeinschaftlich gebildet, welches schräg nach vorn und innen zum untern Theile des Quersblutleiters sich fortsetzt und meist ein kleines Blutgefäß enthält. c) Der vordere, kleinste, halbmondförmige Rand bildet den hintern Umfang des großen Hinterhauptstochs und gränzt an die innern Ränder der Seitenleiste.

Das so durch diese drei Theile des Hinterhauptbeins gemeinschaftlich gebildete große oder Hinterhauptstoch (Decipitalloch, Loch des Hinterhauptbeins oder des Hinterhaupts, Loch für das Rückenmark, großes, abgerundetes Loch des Hinterhaupts oder der Hirnschale, größtes Loch des Hinterhauptbeins, foramen occipitale magnum, s. magnum, s. maximum, s. unicum ossis occipitis) ist bald rund, bald stumpfged, bald elliptisch, und dient zum Durchgang des verlängerten Markes, der Vertebralen und Spinalarterien, während der Weirure und die Vertebralarterie durch dasselbe in den Schädel treten.

Die Substanz des Hinterhauptbeins ist sehr verschieden; am dicksten sind der Kopfen und die Hinterhauptshügel, am dünnsten das Nackenstück.

Die Verbindung dieses mit sechs andern Knochen geschieht 1) hinten und oben in einer großen Strecke mit den Scheitelbeinen, wodurch die Lambdanacht entsteht, in welcher viele Zwickel oder Zwischenbeine sich vorfinden; 2) mit dem Zitzenheil und dem innern Seitenrande der Schlafbeine durch die Zigen- und Sei-

einander der Gelenktheile; 3) mit dem Keilbeine durch den Zapfenheil und 4) mit dem ersten Halswirbel mittels der Gelenknöpfe durch ein Geringelgeleit.

Die Bildung des Occipitalknöchels geschieht nach F. Meckel (a. a. D. S. 100—102, S. 543) aus 11 Knochenstücken. Erst bilden die Schuppe, die drei übrigen den Zapfen und die Gelenktheile. Zuerst erscheint im zweiten Monat das Rudiment der Schuppe unmittelbar hinter dem großen Loch als ein Paar getrennter, dreieckiger Knochenstücke, welche mit einander verschmelzen. Es kommen dann noch drei Mal zwei Knochenkerne paarweise nach einander von unten nach oben zum Vorschein, welche sich auf dieselbe Weise vereinigen und bis im fünften Monate der Schwangerschaft die Schuppe völlig gebildet haben. Nicht selten bleiben einzelne Knochenstücke, als Zwischenglieder, das ganze Leben hindurch vom Hinterhauptsknochen getrennt. Etwa später als die eigentliche Schuppe, aber früher als die obere Theile derselben, erscheinen die Gelenktheile als kleine, einfache, länglichrunde Knochenkerne, noch später der mittlere Zapfenheil. In derselben Ordnung, in welcher sie entstehen, verschmelzen sie unter einander und daher trifft man die Trennung des Occipitalknöchels in seine vier Theile selbst noch im reifen Kneis.

Das Hinterhauptskneis des Pferdegesichtes zeigt auf der äußeren Fläche eine große Erhabenheit, aus deren Mittelpunkt vier erhabene Linien entspringen, die ein Kreuz bilden und zwischen deren Winkeln eben so viele Gruben sich befinden, während man an der inneren Fläche eine Querslinie und mehrere unregelmäßige Erhöhungen, durch welche vorzüglich drei Vertiefungen gebildet werden, bemerkt. Neben dem großen Loch sind die Knöpfe des Hinterhauptskneis, und neben diesen nach außen die geraden Griffelfortsätze. Vor den Knöpfen liegen zwei Gräten, an deren Rand man ein für den Durchgang des neunten Nervenpaares bestimmtes Loch auf jeder Seite wahrnimmt.

An dem Occipitalknöchel des Rindviehes sind die äußeren Erhabenheiten minder beträchtlich als beim Pferde, die Knöpfe liegen mehr in die Lücke, das Hinterhauptloch ist größer, die Griffelfortsätze haben mehr eine Richtung nach innen und die Höcker für das neunte Nervenpaar liegen zwischen diesen und den Knöpfen.

Die Schafe und Ziegen haben ein kleines Hinterhauptskneis, das im Ganzen dem des Rindviehes gleiches kommt und nur durch seine verhältnißmäßig größeren Knöpfe sich auszeichnet.

Am Schweine besteht jeder Knochen aus zwei Theilen, die durch eine Quersnaht sich verbinden, das geräumige Hinterhauptloch ist fast dreieckig, die Knopf-fortsätze stehen mehr auswärts und die verhältnißmäßig langen Griffelfortsätze haben eine gerade Richtung.

Bei dem Hunde und der Katze sehen wir äußerlich eine starke Hervorragung durch drei einander berührende Gräten gebildet, von denen die eine nach oben, die beiden andern seitwärts verlaufen. An derselben Stelle der inneren Fläche findet sich eine dünne knöcherne Hervorragung, welche das große Hirn vom kleinen Schei-

del und in der Lücke stärker ist als im Hunde. Die Knöpfe sind flach und die Griffelfortsätze kurz.

Beim Geflügel besteht das Hinterhauptskneis in der ersten Zeit aus vier getrennten Stücken, die später unter sich und mit dem Keilbeine und dem Gelenktheile des Schläfens verwachsen. Der Hinterhauptstheil ist wulstförmig und bildet nach unten eine Gräte, die zu beiden Seiten eine dem Zigen- und Griffelfortsatz der Säugethiere ähnliche, bei den Schwimmvögeln am stärksten sich vorfindende Hervorragung bildet. (F. J. D. Busch's System der Thierheilkunde Bd. I. S. 108 fig. Marburg 1819.) (Wiegand.)

HINTERHAUPTSBLUTADER (Hinterhauptskneisvene, Decipitalvene, oberflächliche Hinterhauptskneisvene, flache Nackenvene, Vena occipitalis, V. occipitis superficialis), die unter der Haut des Hinterkopfs gelegene, kegelförmig mit der andern Seite, so wie mit den Sinus- und Schläfblutadern sich verbindende und das Blut vom Hinterkopfe in die äußere Drosselvene zurück führende Blutader. Redel unterscheidet eine obere oberflächliche Hinterhauptskneisvene (Vena occipitalis superficialis superior) und eine untere (Vena occipitalis superficialis inferior). Jene steigt zwischen der Haut und dem Hinterhauptsmuskel herab und senkt sich in geringer Entfernung unter der hintern untern Ohrblutader in die äußere Jugularvene; während letztere, hinter der obern entspringen, zwischen dem Kappen- und den Kausmuskel, in einiger Entfernung hinter der äußeren Drosselader nach unten herab läuft und sich am untern Theile des Halses in letztere ergießt. (Wiegand.)

Hinterhauptskneisblutadern, f. Hinterhauptskneisblutleiter.

HINTERHAUPTSBLUTLEITER (Hinterhauptskneisgänge, Grundbeinblutleiter, Hinterhauptskneisblutleiter, Hinterhauptskneisblutleiter, Hinterhauptskneisblutleiter, Blutgefäße des Hinterkopfs, Aderblutleiter am Hinterkopfe, Decipitalsinus, Sinus occipitales, Sinus basillares), die auf dem Grunde des Hinterhauptskneis gelegenen, zum Rückflusse des Blutes aus dem Gehirne bestimmten Kanäle der harten Hirnhaut. Man unterscheidet die vordern, hintern und den kreisförmigen Blutleiter des Hinterhauptskneis.

1) Die vordern Hinterhauptskneisblutleiter (vordere Grundbein- oder Zapfenblutleiter, vordere Hinterhauptskneisgänge, Sinus occipitales anteriores, s. inferiores, a. laterales inferiores, a. basillares) zerfallen in einen oberen und zwei untere.

a) Der obere vordere Hinterhauptskneisblutleiter (oberer Zapfenblutleiter, Sinus occipitalis anterior superior, Sinus phoenoidalis, S. transversus, S. transversus conciliator, S. basillaris anterior) ist ein einfacher, an der Verbindungsstelle des Hinterkopfs mit dem Keilbeine, hinter der Sattelkneis, gelegener, und von dem einen hintern Zapfenblutleiter quer zum andern gehender Sinus, der sich mit dem

keisförmigen Blutbehälter des Ridley und den Zellblutleiter verbindet.

b) Die untern vordern Hinterhauptsbloodleiter (untere Zapfenblutleiter, Sinus occipitales anteriores inferiores, Sinus basilares, Sinus basilares anteriores) liegen auf dem Zapfen des Hinterhauptbeines vor dem großen Hinterhauptsfloche, also tiefer, als jener, ist unabhängig und stehen mit dem vorigen und dem Ridley'schen Sinus in Verbindung. Ihr Blut ergießt sie in den Kreisblutleiter des Hinterhauptsfloches.

2) Die hintern Hinterhauptsbloodleiter (Hinterhaupt- oder hintere Grundbeinblutleiter, Sinus occipitales posteriores, Sin. occipitales, Sin. basilares posteriores) liegen längs der Eichel des kleinen Gehirns jeder in seinem Gehnrl, Reigen von der Mitte der kreisförmigen Erhabenheit des Hinterhauptbeines nach unten zum hintern Theile des Umfangs des Hinterhauptsfloches und stehen mit den beiden Quersblutleitern und dem geraden, so wie mit dem Kreisblutleiter des Occipitalfaches, in Verbindung. Nicht selten finden sich bloß ein hinterer Hinterhauptsbloodleiter vor; bisweilen ist er in seinem obern Theile doppelt, in der Mitte vereinigt, und trennt sich dann wieder.

3) Der kreisförmige Blutbehälter oder Kreisblutleiter des Hinterhauptsfloches (Sinus circularis foraminis magni) umgibt das foramen occipitale und kann als eine Fortsetzung des vorigen und des untern vordern Hinterhauptsbloodleiters angesehen werden. Er ergießt sein Blut in die Vertebralesvenen.

(Wiegand.)

Hinterhauptsbuckel f. unter Hinterhauptsbain.

HINTERHAUPTSDRÜSEN, Nacken- oder Occipitaldrüsen, Glandulae cervicales a. occipitales, die am Hinterhaupte gelegenen lymphatischen Drüsen (f. Lymphdrüsen).

(Wiegand.)

HINTERHAUPTSECKE DER SCHEITELBEINE, auch Hinterhauptswinkel, hinterer oberer Winkel des Scheitelsknochens, Ede des Scheitelsknochens mitten am Hinterhaupte, Angulus occipitalis bregmatis, Angul. posterior superior ossis bregmatis u. f. w. genannt, die durch das Zusammentreffen des obern (Pfeil-) und des hintern (Hinterhaupt-) Randes des Scheitelsknochens gebildet hintere und obere stumpfe Ede dieses Knochens. S. Scheitelbeine.

(Wiegand.)

Hinterhauptserhabenheiten, f. unter Hinterhauptsbain.

HINTERHAUPTSFONTANELLE (fontanella a. fonticulus occipitalis), auch hintere, kleinere oder dreieckige Fontanelle (f. posterior, minor, a. triangularis) genannt, — der bis zur vollendeten Knochenbildung bei Kindern vorfindliche häufig knorpelige, dreieckige Zwischenraum zwischen den noch stumpfen hintern obern Ecken der Scheitelbeine und der noch unausgebildeten Spitze des Lambdacrantes des Hinterhaupttheils des Occipitalknochens (f. Fontanelle).

(Wiegand.)

Hinterhauptsgcburt, f. Geburt und Kopfgebur.

HINTERHAUPTSGEGEND (Hinterhauptsgcgend, hintere Gegend des Schädels, Hintertheil des Hauptes, Occipitalregion, Hinterkopf, Hinterhaupt, Hinterhauptscrvlet, Nacken, Regio occipitis a. occipitalis s. occipitii a. postica capitis, Occiput, Occiputium, Cotis, Iacon), derjenige Theil des Kopfes, welcher an die Schläfe, den Scheitel und Nacken gränzt und größten Theils durch das Hinterhauptbein gebildet wird. Man hat diese Region des Kopfes noch in eine obere, die eigentliche Occipitalgegend (Regio occipitalis superior) und in eine untere oder die Nackengegend (Regio occipitalis inferior, Nucha, Regio nuchae) eingetheilt, von denen jene durch die äußere Hinterhauptserhabenheit und durch die obere halbkreisförmige Linie, diese durch jenen Höcker und nach unten etwa durch die Mitte des Nackens begränzt wird. Besonders hat Rosenthal in seinem Handbuche der chirurgischen Anatomie (Berlin, 1817. §. 7 u. 8) diese, wie die übrigen Kopfgegenden genau bestimmt.

(Wiegand.)

Hinterhauptsggrähen f. unter Hinterhauptsbain.
Hinterhauptsgruben f. unter Hinterhauptsbain.

HINTERHAUPTSHAARE, auch Kopfhaare, Crines (im engeren Sinne) oder Chaete (von *χαίρη*, juba, Wermähne) genannt, die am hintern Theile des Kopfes hinter den Vorderhaupte und zwischen den Seitenhaaren befindlichen Haare.

(Wiegand.)

Hinterhauptshöcker, f. unter Hinterhauptsbain.
Hinterhauptshöhlen, f. Hinterhauptsbloodleiter.
Hinterhauptshügel, f. unter Hinterhauptsbain.
Hinterhauptskamm, Hinterhauptskämme, f. unter Hinterhauptsbain.

Hinterhauptsknochen, f. Hinterhauptsbain.
Hinterhauptsteile, f. unter Hinterhauptsbain.

HINTERHAUPTSLINIE, HINTERHAUPTSLINIEN, 1) die Linsen am Hinterhaupt, f. Hinterhauptsbain. Ferner 2) versteht man unter Hinterhauptslinie, Occipitallinie, Linea occipitis, in der Anthropometrie eine vom Scheitel bis zum ersten Halswirbel herab in gerader Richtung gezogene Linie, welche den Abstand beider Punkte bestimmt und wonach man die relative Größe anderer Körperteile angeben kann. Zu dem wohl proportionirten Kopfe eines Erwachsenen entspricht diese der Gesichtslinie (Gesichtslänge) und der gut gebaute und vollkommen proportionirte menschliche Körper enthält in seiner Höhe diese Linielänge zehn Mal.

(Wiegand.)

Hinterhauptsfloch, f. unter Hinterhauptsbain.
Hinterhauptsmäuslein, f. folg. Art.

HINTERHAUPTSMUSKEL (Hinterhaupt- oder Occipitalmuskel, Hinterhauptsmäuslein, hinterer Muskelbauch des Oberstschädel- oder Schädelhautmuskels, Musculus occipitalis, M. occipitis, M. occipito-verticalis, M. supercilium retrahens) ein dünner, dreieckiger oder länglich-viereckiger Muskel, welcher von den Zienfortsätze des Schläfens und der obern halbkreisförmigen Linie des Hinterhauptbeins mit kurzen, sehnigen Fasern ent-

springt, bald fleischig wird, auf dem Hinterhauptknochen in die Höhe steigt und (mit einem wieder sehnigen, oben gewölbten Rande) an dem convexesten Theile des Hinterhauptes in die Schädelhaube übergeht. Er ist parig. Beide Muskeln ziehen die behaarte Haut des Kopfes und die Haut der Stirne nach hinten. *Columbus* (do re anatomica lib. 5. cap. 7. 1559) und *Faloppia* (observat. anatomic. in *Vesalii opera* etc. T. II. p. 709. 1561) erwähnen dieser Muskeln zuerst. (Wiegand.)

HINTERHAUPTSHAHT (*Lambdaphant* oder *Lambdaphantur*, dreieckige oder lambdabörmige Naht, Naht des vorderen Schiffes, lambdabörmige Einziehung, Winkelnah, *Sutura occipitalis*, s. *lambdoidea*, s. *lambdoides*, s. *lambdisformis*, s. *lambdoidalis*, s. *loboides*, s. *lambdalis*, *Sut. angulosa*, s. *angularis*, s. *ypsigloides*, s. *transversa posterior*, s. *prorae*, a. *lamdae*, s. *lamdi*, a. *laudae*, s. *hypsi*), die durch die Verbindung der obern Ränder des Occipitalstüdes des Hinterhauptknochens mit den hintern Rändern der beiden Scheitelbeine gebildete, saumförmige Naht, welche sich in Form eines griechischen Λ am hintern mittleren Theile des Hirnschädels von einer Seite zur andern erstreckt. (Wiegand.)

HINTERHAUPTSNERVEN (*Occipitalnerven*, *Nervi occipitales*), die an dem Hinterhaupte gelegenen Nervenäweige. Als solche sind aufzuführen: 1) der große Hinterhauptsnerv (großer Hinterhauptsnerv, *Nervus occipitalis magnus* a. *maximus*), welcher aus dem hintern Aste des zweiten Halsnerven entsteht, den zweibäuchigen Nackenmuskel durchbohrt, am Hinterhaupte, als der stärkste der Occipitalnerven, bis über die Lambdaphant hinaus in die Höhe steigt, sich in der Haut und in den Hinterhauptsmuskeln verzweigt und mit den folgenden anastomosirt. 2) der kleine oder vordere Hinterhauptsnerv (*Nervus occipitalis parvus* s. *anterior*), der aus dem vordern Aste des dritten Halsnerven herorkommt, mit dem Nerven durch den Mönchshappennast geht, an dem Hinterhaupte in die Höhe steigt und sich in der Haut und den Occipitalmuskeln, so wie gegen den Zigenfortsatz und den obern hintern Theil der Ohrmuschel verbreitet. 3) Der Hinterhauptsaß des hintern Ohrnerven vom Antlitznerven (*Ramus occipitalis nervi auricularis posterioris nervi facialis*). Er entspringt aus den tiefer liegenden Ästen des hintern Ohrnerven, steigt auf dem Zigenfortsatz empor, verbreitet sich in der tiefen Fortsatz bedeckenden Haut und den Hinterhauptsmuskeln und verbindet sich mit den Zweigen der vorigen*). (Wiegand.)

Hinterhauptsulsader, **Hinterhauptschlagader**, f. **Hinterhauptsarterie**.

Hinterhauptsrevier, f. **Hinterhauptsgegend**.
Hinterhauptschlagader, f. **Hinterhauptsarterie**.
Hinterhauptsstachel, **Hinterhauptsbeinstachel**, f. **unter Hinterhauptsbein**.

Hinterhauptsstück des Grundbeins, f. **unter Hinterhauptsbein**.

Hinterhauptsstuberosität, f. **unter Hinterhauptsbein**.

Hinterhauptsvene, f. **Hinterhauptsblutader**.

Hinterhauptswinkel der Scheitelbeine, f. **Hinterhauptssecke**.

Hinterhaus, f. **Wohnhaus**.

Hinterhäuser Bergwein, f. **Weine**.

HINTERHERD nennt der Hüttenmann denjenigen Theil des Schmelzofens, welcher unter die Formmauer reicht. (R.)

HINTER-HERMSDORF, Dorf im Amte Hohnstein im Weisker Kreise des Königreichs Sachsen, fast ganz Enclosé in Böhmen, hat gegen 900 Einw., Posthaus, Solleinahme, Fabrication von hölzernen Wägen (Wägen), Sandsteinbrüche, ansehnliche Weiden. (G. F. Winkler.)

Hinterherschuppen, f. **Drechsler u. Schruppen**.

HINTERHIRN, ältere Benennung des kleinen Gehirns, z. B. bei Ambrosius Pareus (Bundarzneikunst, übersetzt von Uffenbach. Frankfurt a. M. 1601. S. 184). (Wiegand.)

Hinterhof, f. **Hof u. Wohnhaus**.

Hinterhof, f. **Huf**.

Hinter-Indien

Hinterindische Inseln } f. **Indien**.

HINTER-KAISER, sehr hohes und raubes Kalkgebirge in Tirol, nordöstlich von Kuffstein, im Kuffsteiner Landgericht, an der Nordseite des Kaiserthals, nicht zu verwechseln mit dem Kaiserberg, einem hohen, weitläufigen Kalkgebirge, nördlich von Eimau im Landgericht Kuffstein, welches sich gegen Osten bis in die Gegend von St. Johann erstreckt. (Rumy.)

HINTERKASTELL wird in Büchern die Schanze oder das hintere halbe Werk genannt, worunter sich die Kajüte befindet; f. Pl. 1. F. 7. x. und F. 14. S. 8. (C. H. Müller.)

Hinterknie, **Hinterkniebänder**, **Hinterkniemuskel**, f. **Knie**, **Kniebänder**, **Kniemuskel**.

Hinterkopf, f. **Kopf** und **Hinterhauptsgegend**.

Hinterkor, f. **Hinterarm**.

Hinterlage, f. **Depositum**.

HINTERLASS heißt beim Hirsche die Eigenheit des Ganges, wenn er mit den hintern Füßen nicht bis zum vordern Tritt gelangt, sondern dahinter zurück bleibt (der Hirsch hinterläßt). Je größer der Hinterlaß, für desto feister gilt der Hirsch. Erfüllungsgang bezeichnend dasselbe, wie **Hinterlaß**. (R.)

Hinterlassenschaft, f. **Verlassenschaft**.

HINTERLASTIG nennt man Schiffe, die hinten tiefer wie vorn im Wasser liegen. (C. H. Müller.)

*) Ältere Bergarbeiter nannten den ersten Halsnerven, welchen sie noch zu den Gehirnnerven zählten, den Hinterhauptsnerv, weil der Nerven aus dem Hinterhaupte (*Nerv. occipitalis*, s. *infraoccipitalis*, s. *infraspinalis*), weil er zwischen dem Occipitalknochen und dem ersten Halswirbel herorkommt.

HINTERLATERNE, wird eine Laterne genannt, welche oben in der Mitte des Hals (s. Pl. I. F. 7. n. u.) am Hals eines Schiffes (s. o.) auf einer eisernen Stange oder Arm, dem Jexer, befestigt ist (s. Fig. 7. s. und Fig. 8. s.). (C. H. Müller.)

HINTERLAUF, in der Jägersprache Hinterfuß; f. den Art. und Lauf. (R.)

Hinterleck, f. Hinterlyk.

Hinterlieder, Hintergeschühe, Hackenleder, f. Schnh.

Hinterlegen, Hinterleger, f. Depositum.

Hinterlegte Muthzettel, f. Muthzettel (verlängerte).

Hinterlegungscontract, f. Depositum.

Hinterlehne, f. Rücklehne u. Stuhl.

HINTERLEIB, ABDOMEN, 1) der Arachnides. Der Hinterleib der spinenartigen Thiere unterscheidet sich nicht durch seine Lage, indem er ebenfalls die hintere Körperabtheilung ist, wohl aber durch seine Beschaffenheit von dem der Crustaceen und Insekten. Besonders zeichnet er sich dadurch aus, daß bei der Mehrzahl die Geschlechtsheile sich nicht an seinem hinteren Ende, sondern am vordern und zwar an der untern Seite befinden und daß an dieser sich auch die wenigen Öffnungen befinden, welche der Luft den Eintritt in die Tracheen gestatten, auch daß er nicht, wie bei den Crustaceen und Insekten Füße trägt, die dagegen lediglich dem Thorax angehängt sind. Er ist in der Regel weich, ohne besondere Abtheilung in Segmente, oft auch dem Thorax so enge verbunden, daß er mit demselben nur ein Körper zu sein scheint.

Bei den Araneiden ist dieser Hinterleib meist weich, deutlich vom Thorax gesondert und hat am hinteren Ende, unter dem After 4 bis 6 Warzen, Spinnewarzen genannt, welches kegelförmige oder cylindrische, gegliederte, am Ende fleischig, nahe an einander stehende Erhöhungen sind, deren Endglied mit vielen kleinen Löchern durchbohrt ist, aus denen die Materie heraustritt, welche ausgezogen und mit den Füßen des Thieres zusammen gedreht, die seidnenartigen Fäden liefert, aus denen die meisten Arten ein mehr oder weniger künstliches Gewebe machen. Bei mehreren bemerkt man auf der Rückenseite eingetragene Punkte, deren Anzahl und Stellung verschieden ist. Léon Dufour bemerkt, daß diese Einbrüche von Muskelfasern herrühren, welche innerhalb an diesen Stellen befestigt sind, und durch die Leder hindurch gehen. An der untern Seite sieht man nahe an der Verbindung mit dem Thorax ein Paar gelbe oder weißliche Flecken, welche die Stelle andeuten, wo inwendig die Lungenhöhlen liegen.

Bei den Scorpionen (Scorpio L.) ist der Hinterleib dicht mit dem Thorax verbunden und läuft hinten in einen gegliederten Schwanz aus, der am Ende mit einem Stachel und einer Giftdrüse versehen ist. Mit Einschluß der sechs Schwanzringe zählt man am Hinterleib zwölf Ringe. Der erste derselben ist in zwei Theile getheilt, an dem vordern von diesen sitzen die Geschlechtsheile, am folgenden zwei eigentümliche Organe, die so

genannten Kämme, deren Nutzen man noch nicht kennt. Diese Kämme bestehen aus einem schmalen, langen, gegliederten, an der Basis beweglichen Hauptstück, welches längs der untern Seite mit einer Reihe kleiner Blättchen besetzt ist, die mit ihm durch eine Gliederung zusammen hängen. Sie sind schmal, lang, innen hohl, stehen unter einander parallel und stellen also die Figur eines Kammes dar. Die Zahl dieser Blättchen ist mehr oder weniger beträchtlich und weicht nach den Arten, ja auch bei diesen und vielleicht mit dem Alter ab. An den vier folgenden Reibesringen stehen die Lustlöcher. Bei den Arachnides trachearias erscheint der Hinterleib zum Theil auch geringelt, namentlich bei den Familien Pseudoscorpiones und Pycnogonides. Bei der Familie Holaria aber ist Thorax und Hinterleib unter einer Derrhaut vereinigt, doch zeigen sich auf letzterem oft Spuren von Ringen, von denen indessen bei der Tribus Acariis wenig zu bemerken. Bei einigen Arten dieser letzteren ist der Hinterleib mit einer starken ledernen Haut bekleidet, so daß es schwer hält, sie durch einen Druck zu zerstoren.

2) Der Crustacea. Bei den Crustaceen, so wie auch bei den Insekten ist dieß der hintere oder Endtheil des ganzen Körpers, der bei den erst genannten Thieren auch wohl der Schwanz genannt wird. Er umschließt vorzüglich das hintere Ende des Darmkanals, auf seiner untern Seite am Ende befindet sich der After, mitunter sitzen an derselben Seite Kiemenfüße. Bei den meisten Crustaceen enthält er auch die Geschlechtsorgane und bei vielen befinden sich an seinem hinteren Ende verschiedene Anhängsel, welche meistens Schwimmwerkzeuge sind. — Bei den sechsfüßigen kurzschwänzigen Crustaceen ist der Hinterleib meist klein und besteht wenigstens aus 4 und höchstens aus 7 Ringen (Segmenten). Diese Ringe erscheinen mehr oder weniger platt gedrückt, an den Rändern schneidend und bestehen aus 2 Schalenstücken, einem obern und einem untern. Sie weichen in Länge und Breite sehr ab, nach Gattung, Art und Geschlecht, und sind besonders bei den Weibchen immer viel breiter, als bei den Männchen. — Bei den eben genannten Crustaceen ist dieser Hinterleib ober Schwanz beständig unter den Vorderleib eingebogen und bedeckt die Längsfurche an der Unterseite des Brusttheils. Mit derselben bildet er eine Art Bedäknis, in dem die Eier bis zur Gezeit aufbewahrt bleiben. Bei den Männchen legt sich der ganze Schwanz in die gedachte Furche. An beiden Geschlechtern ist das letzte Segment zugerundet oder dreieckig ohne weitere Blättchen oder andere zum Schwimmen dienende Anhang. — Bei einigen Gattungen z. B. Alpheus, Hippa etc., welche den Übergang von den Brachipoda (kurzschwänzigen) zu den Makrouren machen, ist der Schwanz ziemlich klein, ausgebreitet und hat am Ende fast rudimentäre Schwimmabhängel. — Die Makrouren haben ihren Namen von der Länge ihres Schwanzes (Hinterleibs). Er ist bei denselben bald weich, fast ohne deutliche Ringe, wie z. B. bei der Gattung Pagurus, bald sehr fest, und sehr muskulös, wie bei Astacus, Palaeomon u. f. m. —

Die Paguren verbergen ihren weichen Hinterleib immer in leeren Schneckenhalen (Einsiedlerkrabben!), um ihn gegen Verletzungen von außen sicher zu stellen, und er verliert dadurch seine symmetrische Gestalt, indem er sich in die Windungen dieser Schalen fügt. Die Anhängsel an dem Ende derselben haben eine hakenförmige Gestalt und dienen dazu, den Krebs in seiner Wohnung zu befestigen. Der Hinterleib der andern Krabben ist immer doppelt so lang, als der vordere Körpertheil, hat an seinem Anfange die Richtung von diesem, ist aber an seinem hintern Ende nach unten umgebogen. Dieses Ende hat unten fünf einfache oder doppelte Schwimmschildchen (vergl. die Aselen Crustacea zur 1sten Sect. Bd. XX u. XXI), die sächerförmig ausgebreitet sind und mittels gleichzeitiger Bewegung zum Schwimmen dienen. Die Anzahl der Segmente beläuft sich auf zehn. Ihre obere Fläche ist gewölbt, halb cylindrisch oder halb elliptisch, die untere dagegen ist flach. Sie erscheinen der Ausdehnung nach oben länger als unten und nehmen von vorn nach hinten überhaupt an Größe ab. Die Seitenränder derselben sind bald eckig, bald zugrundet. Bei manchen Gattungen sind sie der Gestalt nach unter einander sehr ähnlich, aber bei vielen (Palaeomon, Penaeus) bemerkt man, daß der zweite Ring an seinen Seiten mehr als in der Mitte entwickelt ist und daß diese Seiten in Form von Lappen den vorher gehenden und den folgenden Ring bedecken. — Diese Hinterleibsringe haben an jeder Seite einen kleinen ziemlich einfachen Anhang, den man als einen Afterfuß (latzcher Fuß) betrachtet und der bei dem Weibchen dazu bestimmt ist, die Eier zu halten.

Bei den Squillen sind die 6 vordern Ringe des Schwanzes platt gedrückt, länger und breiter als diejenigen, welche den eigentlichen Körper bilden. Die 5 ersten haben an jeder Seite kurze zusammen gedrückte Füße mit blattförmigen Gliedern, welche die Kiemen tragen, am sechsten stehen rechts und links eine, aus mehreren, sehr zusammen gelegten Platten bestehende Flüsse und zwischen diesen Flüssen findet sich das Endglied (das siebente), welches breit, glatt und schildförmig ist, es ist auf der obern Fläche gekielt, an den Rändern mehr oder weniger gezähnt und flachelig und auf der untern Seite derselben sitzt der After. — Die andern Stomatopoda haben einen Schwanz, der mit dem angegebenen in der Zusammenfassung ziemlich überein stimmt, nur ist er im Verhältnis zum Körper bedeutend kleiner. — Der Schwanz der Gattungen Cymothoa, Asellus, Armadillo und anderer ist kurz und besteht aus 5 bis 6 Ringen, ohne Seitenstücke, von denen die ersten kürzer sind, und welche unten blattförmige Kiemen tragen. Das letzte Glied, meist breiter, als die andern, ist mit 2 oder 4 sehr verschieden gestalteten Anhängeln versehen, welche bald kegelförmig, bald einfach oder gespalten, bald zusammen gefest sind, bald aus 1 oder 2, oder 3 u. f. w. Gliedern bestehen. Bei der Gattung Caprella ist der Schwanz sehr kurz oder fehlt, bei Bopyrus ist er nach der rechten oder linken Seite gebogen, bei Nebalia, Branchipus und Apus ist seine Gestalt kegelförmig,

seine Ringe sind mehr oder weniger zahlreich, und das letzte Glied trägt entweder 2 lange borstenförmige Fäden, manchmal 2 am Rande gefranzte langetzförmige Platten, manchmal auch, außer den Fäden zwischen ihnen eine kleine, kurze, am Ende abgestutzte Platte. — Bei Limulus ist der eigentliche Körper mit dem Hinterleibe oder Schwanz unter dem zweiten Schild des Bruststücks verwachsen, welches an seiner untern Seite runde, über einander liegende Blätter hat, zwischen denen die Kiemen liegen. Der lange, begenförmige Fortsatz am hintern Körperende ist aber als einziger Fortsatz des Schwanzes zu betrachten. — Bei Daphnia und Cypris muß man das hintere, nach unten gekrümmte Körperende, welches die beiden Vorsten trägt, als den Schwanz betrachten.

3) Der Insekten. Bei den Insekten ist der Hinterleib theils deutlich gesondert vom Thorax, theils ist er mit demselben gleichförmig gebaut, so, daß ein strenger Unterschied nicht zu machen ist, wie bei den Myriapoden. Deutlich gesondert ist er bei allen den Insekten, welche nur 6 Füße haben. Er enthält den Darmkanal, die Zeugungsorgane, einen Theil der Athmenwerkzeuge und besteht aus 9 bis 10 Ringen, von welchen meistens manche mitunter sehr verborgen oder verkürzt sind. Bei den meisten Insekten liegen die Zeugungsorgane am hintern Ende, wovon jedoch die Gattungen Julus und Libellula Ausnahmen machen. Bei manchen Weibchen bilden die letzten Leibringe einen eigenen Kanal zum Ausführen der Eier, auch zeigen sich bei mehreren Männchen besondere Anhängsel an der Umgebung des Zeugungsorgans. — Bei den Myriapoden wächst die Anzahl der Leibringe mit dem Alter des Thieres, wodurch sie sich hauptsächlich von den andern Insekten unterscheiden, so wie dadurch, daß an jedem Leibringe Füße stehen. Bei mehreren dieser Insekten liegen die Geschlechtsheile am Ende des Körpers, bei einigen finden sich die männlichen Organe am sechsten oder siebenten Körpersegment hinter den Füßen, die weiblichen am Ursprunge des zweiten Fußpaares. — Bei der Familie Lepismenae ist der Hinterleib unten auf jeder Seite mit füsformigen Anhängen versehen und an seinem Ende stehen gegliederte Vorsten. Die Insekten der Familie Podurellae aber haben an seinem Ende eine unter den Leib gebogene Gabel, mittels der sie sich in Sprüngen in die Höhe schnellen. — Die übrigen Insekten haben den Hinterleib von der verschiedensten Form, immer aber besteht er aus 6 bis 7 Ringen, mit dem After und den Geschlechtsheilen am Ende, die Fußlöcher (Stigmata) an den Seiten. (D. Thon.)

Hinterlist, f. List.

Hinterlocken, f. Locken u. Perrücken.

HINTERLYK oder LECK, ein Tau, womit die hintere Seite eines Saagbriet, Gaffel u. a. Segels eingefast ist. — Das Ley ist Pl. I. II. a. a. und Fig. 13. a. a. zeigt, wo das Hinter-Lyk eines Houarsegels ist. (C. H. Müller.)

HINTERMÄNNER, im Gegensatz der Vornänner, heißen 1) alle Anbothenen, wie sie bei einem Wechsel, von Remittenten bis auf den letzten Inhaber, hinter einander folgen. 2) In der Sprache der Seeleute wird ein Beifahrer oder ein solches Schiff, welches dem Flaggenschiffe als Beistand zunächst folgt, mit dem Namen Hintermann belegt. 3) Beim Militär heißen so die Soldaten im zweiten und dritten Gliede.

(Fr. Thon.)

Hintermauer, f. Meissen.

Hintermittelsperthölzer, f. Hintersperthölzer u. Katsche.

HINTERNAH, Dorf des Kreises Schleusingen im königl. preuß. Reg. Bez. Erfurt, $\frac{1}{2}$ Stunde östlich von Schleusingen an der Rad an der Öffnung eines Grundes freundlich gelegen mit etwa 200 Einw. in 64 Häuf., mit Eisenhammer, viel Fuß- und Eisenschmiede, Weinhandel.

(R.)

Hinternaht, f. Nähen u. Schub.

HINTERNIEDERLASS, nennt der Jäger das vöslige zu Boden Treten einer Sau mit dem Hinterfuße.

(R.)

HINTERPFANNE, heißt die Grabirpfanne, weil sie sich hinter der Siedepfanne befindet.

(R.)

HINTERPFÄNNIGE, sind Hölzer, welche hinter dem Gewiere eines Schachtes in beide Stöße gelegt werden; zwischen ihnen und dem Gewiere bleibt Raum für Pfähle von 4 Zoll Dide.

(R.)

HINTERPFÜCHT, der hintere bedeckte Theil eines offenen Fahrzeugs.

(C. H. Müller.)

Hinterplatte, f. Eisenfrischgestelle.

HINTERPOMMERN. Nach Saxo Grammaticus (Anfangs des XV. Buchs) werden die Landstriche, welche die Pommern bewohnten, in inferiora et superiora eingetheilt, auf dessen Auctorität hin auch wohl Crantz (Wandalia L. III. Cap. 29.) sich so ausdrückt: *Warcislaus princeps praeerat superiori Wandaliae*. Wenn wir auch mit A. B. Schwartz (Geographie des Nordsee-Zustandes, S. 45) glauben, daß es im 12ten Jahrh. noch kein Land Pommern gab, soll also seine Eintheilung in dieser früheren Zeit in Ober- u. Niederpommern wohl anders hätte stellen müssen: so geht doch aus Saxo hervor, daß es Obere und Niedere Landstriche der Pommern gab. Diese Bezeichnung hat sich verloren. Statt deren ward Vor- und Hinterpommern üblich, seit wann aber, läßt sich jetzt wohl schwerlich mehr ausmitteln. Joh. Bugenhagen in seiner Pomerania debent sich nur, z. B. S. 154. 174. 187, des Ausdrucks Pomerania superior. Th. Kantow aber in seiner Pomerania schon häufig der Ausdrücke Vor- und Hinterpommern — ein Beweis, daß Anfangs des 16ten Jahrh. diese Benennungen im gewöhnlichen Leben schon üblich waren; jedoch in den damaligen Urkunden mochten sie sich schwerlich finden. Selbst in der jasnitzschen Erbvereinigung von 1569 und in den Regimentsverfassungen des letzten pommerschen Herzogs, Bogislaw XIV., wird nie Vor- und Hinterpommern erwähnt, sondern nur der wolgallischen und altsittinischen Lande

und Regirungen. Erst im odenbrück'schen Friedens-Instrumente vom J. 1648 im XIII. Artikel im §. 2. steht: *Primo Totam Pomeraniam citriorem, vulgo Vor-Pommern dictam* — *Adhuc e Pomerania ulteriori Stettinum, Gartz, Dam, Gollnau et Insulam Wollin* — und nun heißt es in allen folgenden, ähnlichen Urkunden, Gränzrecessen u. s. w. (ursprünglich also) *Vors- und Hinterpommern*. Im J. 1648 rechnete man Stettin, Damm, Gollnow und die Insel Wollin zu Hinterpommern. Die Lande Lauenburg und Bülow waren zu der Zeit polnisch und gehörten zu Pommernellen. Seit dem Stockholmer Friedensschlusse vom J. 1720, in welchem Schweden an Preußen Vorpommern bis an die Peene abtrat, rechnete man Stettin, Damm, Gollnow und die Insel Wollin zu Vorpommern. Im J. 1777 wurden die Lande Lauenburg und Bülow als ein eigener Kreis und im J. 1816 die neumärk'schen Kreise Schiefelbin und Dramburg mit Hinterpommern vereinigt. Seit nun Pommern erst in 2, seit 1815 in 3, Regierungsbezirke getheilt ist, macht unbeskränkt die Eder und deren einer Ausfluß, die Diwelow, wie auch schon früher im gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Gränze zwischen Vor- und Hinterpommern. Ersteres begreift also jetzt in sich 7 Kreise des Reg. Bez. Stettin, nämlich die Kreise Greiffenhagen, Pyritz, Saatzig, Rugard, Kammin, und die 9 Kreise des Reg. Bez. Köslin, nämlich: die Kreise Schiefelbin, Dramburg, Ruckstettin, Belgard, Fürstentum, Schlawe, Rummelsburg, Stolpe und Lauenburg-Bülow.

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

Hinterquartier, Hinterleder, f. Schuh.

HINTERRAD, 1) der Stellmacher, ein Rad am Hintergestelle eines Wagens oder andern vierräderigen Fuhrwerks, welches, wie das Vorderrad, aus der Nabe, den Speichen und Felgen kreisförmig zusammen gesetzt und gewöhnlich mit eisernen Reifen oder Schienen und Ringen versehen ist. Von den vielen Gattungen der Hinterräder sind vorzüglich folgende zu bemerken: a) die hintern Kutfchen oder Chaisenräder, welche gemeinlich 6 Fuß im Durchmesser, folglich 15 Fuß 8½ Zoll Peripherie haben, während die vordern Kutfchenräder nur die halbe Höhe, ungefähr 7 Fuß 10½ Zoll äußern Umfang, erhalten. Sie werden in der Regel aus 7 Felgen zusammen gesetzt, wovon jede 2 Zolle dick und 6 Zolle breit ist; demnach muß das vierkantige Felgenstück 2 Zolle im Binnen stark, 5½ Zolle breit, und 2 Fuß und 2 Zolle lang seyn. Das erwähnte Verhältniß zwischen den Vorder- und Hinterrädern findet deshalb Statt, einmal, weil der Wagen dadurch eine Reigung von hinten nach vornen erhält, dann aber, weil die kleinen Vorderräder ungehindert unter den Wagenbaum laufen können, und demnach das bequeme Umdrehen auf einem kleinen Raume möglich machen. b) Die hintern Passwagenräder, welche nicht mit Eisen beschlagen, und nur bei schlechten Wagen an solchen Orten, wo keine schweren und steinigten Wege angetroffen werden, üblich sind, haben 5 Fuß 3 Zolle im

Durchmesser oder 10 Fuß 2½ Zoll äußern Umfang, und bestehen aus 6 Ketten, deren jede 4 bis 4½ Zoll breit und 3 Bolle stark ist, daher das rohe gepaltene Kettenstück 7 3. breit, 3 3. stark und 1 8. 3. lang seyn muß. c) Bei der Artillerie haben die Hinterräder zu 33 — 36 Pfundnern 4 8. 10 3., zu 24 Pfundnern 4 8. 8 3., zu 12 — 16 Pfundnern 4 8. 2 3., zu 4 — 8 Pfundnern 4 8., an Prognädern 3 8. 3 3. im Durchmesser. d) An Bauernwagen sind die Räder weniger abweichend, und die Hinterräder verhalten sich gegen die Vorderräder bald wie 3 zu 2, bald wie 4 zu 3, oder wie 5 zu 4 und es walten hierbei in verschiedenen Ländern große Verschiedenheiten ob. Über den Bau der Wagenräder und deren vielfältige Verbesserungen, s. d. Art. Rad. 2) Das Hinterrad der Seiler ist ein Rad, worauf die Seiler und Keschläger, mit Beihilfe des Vorderrads, aus Flach oder Hanf, auch Berg, einzelne Fäden spinnen und diese zu Windfäden, Seilen, Striden, Tauern u. s. f. in runder Form zusammen drehen. Es besteht aus einem hölzernen, aus zwei Rollen oder Walzen gebendem Gestelle, in dessen Mitte ein senkrecht 4 Fuß großes hölzernes Rad hängt, welches über die hohe Kante eine Rutz zur Aufnahme der Schnur hat, durch eine Kurbel umgedreht werden kann und oben mit einem Hakenkopfe versehen ist, der aus zwei bogigen, mit einander verbundenen, senkrechten Hölzern besteht, welche auf der Stirne in gleich weiter Entfernung 4 Pfannen und in jeder derselben einen eisernen Haken haben, der aus zwei Theilen, einer eisernen, am vordern Ende hakenförmig gekrümmten Spille und einer hölzernen, auf der Mitte der Spille besessenen Rolle, gebildet ist. Eine Schnur vereinigt die Scheibe mit den zwischen den beiden Hölzern des Hakenkopfs liegenden vier Rollen, und das bewegliche Gestelle rückt während des Gebrauchs in dem Grade fort, wie die Fäden durch das Zusammenziehen der Maschine kürzer werden. Vgl. den Art. Seiler.

Hinterrangen, f. Perrücke.

Hinterrangenmass, f. Perrücke u. Rangenmass.

HINTERRAST, HINTERRUH, heißt bei einem Gewehrpfusse der hinterste Einschnitt in der so genannten Rast, in welchen der Stangenschabel greift oder einrastet, wenn der Hahn des Schloßes ganz zurückgezogen und die Schlagfeder dadurch aus höchster gespannt wird. Diese Hinterrast oder Hinterruh darf nicht sehr tief, sondern muß flach eingeseilt seyn, damit der Stangenschabel durch einen mäßigen Druck aus der Rast oder Ruhe gehoben werden kann, weil ein erschwertes Abdrücken nachtheiligen Einfluß auf die Festigkeit des Schloßes und dessen Lage hat, wovon doch die Gewisheit des Schusses abhängt. (Fr. Thon.)

HINTERRAUFWOLLE, nennt der Wollkämmen diejenige brauchbare Wolle, welche nach dem Kämmen hinter der Kämmlingswolke, nach dem Stiele des Kamms zu sitzt; ihr Name ist davon entlehnt, daß sie hinterwärts vom Kamme abgerast wird. (R.)

HINTERRHEIN. Der südlichste Arm des Rheines in Graubünden, der sich bei Reichenau mit dem Vordertheime vereinigt. Er entspringt in der Alpe zur Post 6780 Fuß über der Meeresebene aus einem prachtvollen Gletscher. Von demselben hat das Dorf Hinterrhein, auch Rheinalp genannt, seinen Namen. Doch bezeichnet letzterer Name eigentlich die ganze Gegend oder das Hochgericht (S. den Art. Hochgerichte). Das Dorf Hinterrhein liegt sehr hoch, so daß nur noch etwas Sommergerst und Flach gezogen wird. Frucht-bäume gibt es nicht mehr; Tannen hingegen findet man noch auf einer Höhe von 6100 Fuß. Der Ort ist sehr alt und die Kirche, die Mutterkirche des ganzen Thales, ist wegen ihrer alterthümlichen Bauart merkwürdig. Die vor einigen Jahren neu angelegte fahrbare Straße über den Bernhardinerberg nach Bellinzona und Mailand führt durch dieses Dorf. (Kachler.)

HINTERRIEGEL, ist das entweder gerade oder gekrümmte, oft auch mit Bildhauerarbeit oder aus anderer Art verzierte Querholz, welches die beiden Hintersassen (s. d.) im Hintertheile eines Stuhls oder Kanapees mit einander gehörig verbindet und zu dem Ende mit denselben gut zusammen gepaßt ist. S. den Art. Stuhl. (Fr. Thon.)

Hinterrorst (Büchsenm.), f. Rost.

Hinterrücken, f. Rücken.

Hinterruh, f. Hinterrast u. Schloss (des Gewehrs).

Hinterruhen, f. Rammee.

HINTERSASSEN, heißen a) im Mittelalter, alle diejenigen Personen, welche in der bürgerlichen Gesellschaft, vermöge ihres Standes, durch einen Schutzherrn vertreten werden. So verschied die Entstehungsgründe der Schutzherrschaft (Vogtei, advocatia) waren, und so verschiedenartig sich dieselbe im Zeitverlaufe gestaltete und ausbildete, eben so mannichfaltig waren auch der Ursprung, die Arten, und das Abhängigkeitsverhältniß der Hintersassen. Daß besonders kommen auch moralische Personen, namentlich Städte, als Schutzberechtigte so wohl, als in der Eigenschaft von Schutzbefohlenen oder Hintersassen vor ¹⁾. b) Im praktischen Recht bezeichnet der Ausdruck diejenige Klasse von Dorfgemeindemitgliedern, welche (auch Gärtner, Hinterfiedler, oder Brinkfänger genannt) zwar Häuser und Gärten, auch wohl etwas Feld, allein von letzterem nicht so viel besitzen, um Zugvieh zu eigenem landwirthschaftlichen Bedürfnisse zu halten, oder nach Landesgesetzen oder Lokalverfassungen halten zu dürfen, eben deshalb aber auch nur Handtrohne verrichten ²⁾. Den Gegensatz von diesen bilden die so genannten Hüfner (Hänsdörner, Pserbner), welche vermöge der Größe und Verfassung ihrer Besitzungen Zugvieh halten und Spannrohne verrichten. Neben diesen, kommt auch zuweilen eine

1) Vergl. Eichhorn's teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. f. 343. Den Begriffen dieser Ständen f. Schmidt's teutsche Statist. f. 228. 2) f. Pagemann's Landwirthschaftsrecht. f. 55.

dritte Klasse von Gemeindegliedern vor, die so gen. Häuser (Koffassen, Coffassen), welche bloß mit Wohnhäusern angelesen sind. Alles dies kommt vorzüglich bei der Verteilung der Gemeindevorteile und Gemeindefasten in Betracht. In der letztern Hinsicht werden z. B. im Königreiche Sachsen regelmäßig vier Differenzen oder acht Häuser einem Hüfner gleich gerechnet ²⁾. Eine eigene Gemeinde bilden die Differenzen so wenig, als eine der übrigen Klassen von Dorfbewohnern eine solche ausmacht. Nur in einer Beziehung sind sie nach der kurfürstlichen Erl. Proc. Ordn., wie jede andere dieser Klassen, der ganzen Gemeinde rechtlich gleich gestellt; in Ansehung des Rechts nämlich, Eide durch drei oder vier ihres Mittels an leisten.

(B. Emminghaus.)

HINTERSÄSSIGKEIT, nennt der Hüttenmann die überhängige oder schiefe Lage eines Flussofens, worin Eisenschmelze geschmolzen wird. Eine solche Beschaffenheit des Ofens ist nothwendig, um die Form zu schützen, vergl. den Art. Flussofen. (R.)

(R.)

Hintersattel, f. Sattel.

Hintersattelholz, f. unter dem 2yt. Wagen.

Hintersättler, f. Hintersassen.

HINTERSATZ, 1) Grammat. f. Periode u. Satz. 2) Log. f. Glieder, Urtheil (hypothetisches) und Schluss. 3) In der Sprache der Orgelbauer das im hintern Theile alter Orgeln befindliche Pfeifenwerk, welches wie die Mixturen beim Anschlage jeder Taste zusammen anspricht. (R.)

(R.)

Hintersäulen, f. Kutsche.

HINTERSCHALE. Die Masten auf großen Schiffen bestehen aus mehreren der Länge nach mit einander verbundenen Stücken; das am hintern Theil des Mastes befindliche wird H. genannt. (C. H. Müller.)

(C. H. Müller.)

Hinterschanze, f. Schanze.

Hinterschenkel, f. Schenkel.

HINTERSCHIFF, der Theil eines Schiffs hinter dem großen Mast. (C. H. Müller.)

(C. H. Müller.)

Hinterschneeberge; f. Schneeberge.

HINTERSEGEL, heißen die Segel des großen und bei Dreimastern auch die des Befahnmastes. (R.) Hinterseite, s. Aschenseite.

Hinterseite, f. Aschenseite.

HINTERSEITENTAKEL, die an jeder Seite des Befassmaßs (f. Pl. 1. F. 7 ss.) befindlichen Flaschenzüge oder Takel. (C. H. Müller.)

(C. H. Müller.)

Hintersiedler, Kossat, f. Hintersassen.

Hinterspan, f. Sogspan.

Hinterspätig, f. Tuchseiden.

HINTERSPERRHÖLZER, heißen die hintersten Luerhölzer einer Kutschendecke, welche in die hintern Ecksäulen des Kutschkastens eingezapft werden, und mit den beiden Mittelsperrhölzern und dem Vorderpersperrholz die Decke oder den Himmel aufmachen, dessen oberer Theil mit Leder, der so genannten Himmels-

haut (s. d.) überzogen wird, dagegen die Zwischenräume der Seitensflächen, so weit als nöthig ist, ausgetafelt werden. S. Kutsche. (Fr. Thon.)

(Fr. Thon.)

HINTERSPILL, großes auf dem obern Verdeck eines Schiffs hinter dem großen Mast stehendes Gangspill. Auf großen Schiffen ist es doppelt oder auf dem obersten und zweiten Verdeck; s. Pl. 1. F. 9. 10 u. 15.

(C. H. Müller.)

Hinterspitzen, f. Sattelbaum.

Hintersporn, f. Drahtplatten.

Hinterstab. f. Kanone.

HINTERSTÄNDER oder HINTERSTAUDEN, im Gegenseite der Vorderstauden, heißen 1) die hinteren Pfosten in einem Papiergerüste, zwischen welchen, je zwei und zwei das „Hintertheil der Schwinge oder des Stiels der mit Eisen beschlagenen Stampfer oder Hämmer mittels eines Bolzens dergestalt befestigt ist, daß die Schwinge oder der Hammerstiel sich ungehindert um diesen Nagel herum drehen läßt, während der Vordertheil der Schwinge, durch die hübsige Welle zwischen den Vorderstauden in die Höhe gehoben, in den Stampftrichter niederfällt. Vgl. Papiermühle. 2) Am Stuhl f. Hinterstapfen u. Stuhl. (Fr. Thon.)

(Fr. Thon.)

HINTERSTAPFEN, HINTERSTÄNDER oder **HINTERZAPFEN**, heißen die beiden hintersten Gefäße eines Stuhls, Kanapees oder Sophas, welche die beiden Hinterfüße und zugleich die gefürschte Rückenlehne, überhaupt dem Hintertheil in völliger Höhe bilden und durch drei Kiegel: den obern oder das Kopfsüß, den mittlern oder den Unterkrumpf und den untern oder den Hinterriegel mit einander mittels Zapfen verbunden werden. Beral. den Art. Stuhl.

(Fr. Then.)

Hinterstauden, f. Hinterständer.

HINTERSTEINAU, Dorf im Amte Steinau der
kurhess. Provinz Hanau mit fast 900 Einwohnern in
111 Häusern *). (R.)

(R.)

HINTERSTEINER SEE, See in Tirol, nordöstlich von Söll, am Fuße des westlichen Arms vom großen Kaiserberg, im Landgericht Ruffein. (Rumy.)

(Rumy.)

HINTERSTES BAND, nennen die Seeleute den hintersten Balken in der Artilleriekammer eines Schiffes, welcher zur Befestigung des Hintertheiles des Schiffes dient. (R.)

(R.)

HINTERSTEVEN, ACHTERSTEVEN, AGTERSTEVEN (belegl. Pl. 1. F. 7.). Ein von beiden Seiten löffrecht gericht. etwas hinten überliegendes gerades Stüd Holz, o auf dem hintersten Ende des Kingles a woran das Steuer d mit Haden und Fingerringe e e e e e hängt. Der stumpfe Winkel, den der Kiel mit dem Steven bildet, das Fallen des Hintersteven genannt, beträgt gewöhnlich den vierten, höchstens den dritten Theil des Überhängens des Vorsevens oder zwischen 98° u. 105°. Auf dem Kiel steht der Steven gewöhnlich mit einem eingelegten Zapfen, - auch nur zwei

3) Haubold's Lehrb. des königl. sächs. Privatr. 2te Ausg. S. 454.

^{*)} Weim. Handb. d. Nat. 5. Abh. S. 206.

schen den Planen, derselbe wird durch das Stempeln g und mehrere gegen Steven und Kiel besetzte Knir, auch eiserne Schleifen, welche unter dem Kiel und hinter dem Steven gelegt sind, so wie durch eiserne Bolzen besetzt; auch wohl durch Winkelseifen auf beiden Seiten gegen Steven und Kiel genagelt. Innen ist der Binnenseifen i i und auf sehr großen Schiffen auswendig der Butenseifen oder lose Hinterseifen k k mit dem Hinterseifen verbolzt. Das untere Ende l wird die Hielung genannt. Der Hinterseifen muß sehr stark verbunden seyn, weil alle hinten Enden der Außenplanen sich darauf endigen, auch die Heckbalken l und Spiegel-Borpen m m daran besetzt sind. Zur bessern Befestigung der Außenplanen ist der Steven mit einer Sponning h. h. h., auch Fig. 1: h. h., Kerbe oder Vertiefung an den äußeren Seiten dreieckig eingehauen, worin die Planen eingepaßt werden, versehen. Gewöhnlich ist an beiden Seiten des Hinterseifen, die Fußmaße vom untern Ende des Kiels gerednet, bemerkt, um sehen zu können, wie tief das Schiff im Wasser liegt, oder wie viel dessen Wassertracht beträgt. (C. H. Müller.)

Hinterstich, f. Nähen.

Hinterstrass, f. Hinterarten.

Hinterstrich, f. Apostroph.

HINTERSTÜCKE, Kanonen in der Konstelabelkammer, ganz hinten im Schiff unter der Kajüte, um ein Schiff von hinten zu vertheidigen. — In Pl. 1. Fig. 14 u. 16 sind diese Läden oder Pforten gezeichnet. Auf Kriegsschiffen pflegen die Kajütenfenster so eingerichtet zu seyn, daß man sie auch wie Kanonenporten gebrauchen kann, besonders an den seit einigen Jahren gebauten Kriegsschiffen mit rundem Hintertheil.

(C. H. Müller.)

HINTERSTUDEL, heißt bei einem franz. oder engl. Verließ- oder Schlüsselstosse, im Gegenseite der Gewehröffnungen, der starke Eisenstreifen, welcher mit dem Umschweife, oder der vordersten Seitenwand des Schlüsselstossens, gleiche Höhe hat, und letztern in zwei ungleiche Abtheilungen theilt. Vergl. Schloss.

(Fr. Thon.)

HINTERTAU, ein Tau, welches dazu dient, den hintern Theil eines Schiffes am Lande, an einen Pfahl oder andern Gegenstand zu befestigen. (C. H. Müller.)

HINTERTHEIL EINES SCHIFFS, wird besonders der Platz hinter dem Besammsal benannt; vergl. Pl. 1. Fig. 7 as.

(C. H. Müller.)

Hintertheil des Hauptes, f. Hinterhauptsgedeng.

HINTERTREFFEN (das), mit unteutchem Kunst- ausdrücke Reserve genannt, ist — dem Namen gemäß — eine Aufstellung (ein Treffen) hinter dem in Schlachordnung befindlichen Heere, bestimmt zu dessen Eicherung und Unterstützung im Allgemeinen, zur Vervollständigung und Benutzung des Sieges, zur Drückung des Rückzugs ic.

Wichtige Feldherrn, die den Schlachtengrundsatz — Vernichtung des Feindes — kannten und handhabten, betrachteten stets das Hintertreffen als Hauptstück ihrer

Schlachordnung. Bei den Römern, dem Kriegsmuster-volke des Alterthums, bildeten die Triarii — der Kern der Legion — daselbst; mehr als Einmal scheiterte der abendländische Rittermuth in den Kreuzzügen an dem stets sorgfältig gesparten Hintertreffen der Moslimheere, die — selbst nach den Beugnissen christlicher Chronikschreiber — aus den trefflichst berittenen und bewaffneten Reiterescharen bestanden. Der 30jährige Krieg hat mehrere Beispiele von Entseidungen durch Hintertreffen; Heinrich IV. von Frankreich, die Feldherren Ludwigs XIV., Eugen und Marlborough kannten deren Werth, und die beiden größten Heerführer unserer Zeit — Friedrich II. und Napoleon — haben, und zwar bei ganz verschiedenen Schlachordnungen und Hechtorten, sich in Anordnung, Auffüllung und Gebrauch der so genannten Reserven als Meister bewiesen.

Bei der alten Schlachordnung in Treffen und Hülge wurde gewöhnlich ein drittes Treffen als Hintertreffen und zwar 3 — 600 Schritt hinter dem zweiten Treffen aufgestellt; das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei — mehr leicht zum Verfolgen als schwere zum Entseiden — auf die Flügel gebracht; von Geschütz war nicht die Rede. Augenscheinlich konnte ein solches Hintertreffen seine mannichfachen Zwecke nur mangelhaft erfüllen; noch auffallender wurde diese Mangelhaftigkeit, als das unselige Gordonssystem nach Friedrich II. Lede aufkam, mittels dessen unfähige Feldherren die Truppen und mit diesen die Kräfte ihrer Heere zersplitterten, eine von ihnen zum Schirm eigner Unfähigkeit erkommene lahme Strategie mit Verläugnung aller durchgreifenden Taktik an die Spitze der Kriegführung stellten, namentlich in den Revolutionskriegen gegen Frankreich so zu sagen jede Kub decken wollten und ihren Fürsten Land und Leute, den Heeren schwer erworbenen und zum Theil lange bewahrten Ruhm, ihre eigene Ehre, kurz Alles verloren, was nur zu verlieren war; indes bei den Gegnern allmählig ein besseres Heersystem sich herausbildete. Erst als Napoleon den Heeren der Hauptmächte des europäischen Festlandes an Ort und Stelle bewiesen, daß ihre Schlachordnung, Hechtart u. f. w. nicht mehr taugte, d. h. sie vernichtet hatte, reorganisirte man in der Art des Meisters, und so entstand im europäischen Heersysteme die so genannte neue Schlachordnung auf der Grundlage der wechselseitigen Unterstützung durch selbstständige und bewegliche Truppentheile (Brigaden, Divisionen, Korps). Für die Beschreibung der Art und des Wesens dieser Schlachordnung vergl. die Art. Heere, Heeresabtheilung und Schlachordnung; hier nur von der Zusammenstellung und dem Gebrauch des Hintertreffens.

Es muß selbiges bestehen:

1) aus einem selbstständigen Korps, welches im Stande ist, ein Gefecht mit eigenen Kräften ohne Beihilfe zu liefern, folglich aus allen drei Waffen zusammen gesetzt seyn und unter Einem Befehlshaber stehen.

2) Aus Kerntuppen, die durch den Anblick geschlagerter Abtheilungen und die übrigen Schreden eines

Schlachtfeldes nicht leicht wandelnd zu machen sind, und zwar, weil es — gleich dem römischen Triartretreffen — erst gegen das Ende des Gefechts aufzutreten, zum Angriff über den Wahlplatz vorgehen und — selbst bei anfänglich ungünstigen Verhältnissen — einen günstigen Ausgang erzwingen soll. Napoleon's Hintertreffen bestand stets aus seinen zahlreichen, abgeleiteten und wirklich — nicht bloß äußerlich — ausgezeichneten Gardes.

3) Hauptsächlich aus vieler Kavalerie und leichter Artillerie; denn es soll — abgesehen von der Zweckmäßigkeit größter Schonung dieser beiden kostbaren Waffen — auch entferntere Theile des Heeres möglichst schnell unterstützen, überall rasch ankommen und eintreffen können.

Ferner muß das Hintertreffen so aufgestellt seyn, daß es im Stande ist, Plankenangriffen des Feindes zu begegnen, ohne durch zu große Mäße von der Hauptausstellung selbst in die Seite genommen zu werden, also 6 — 800 Schritt hinter dem zweiten Treffen. Obgleich vom Terrain und dem Schlachtplane abhängig, steht die Reserve meist hinter der Mitte, um a) den Hand zu seyn. Dort auch ist der gewöhnliche Platz des Oberbefehlshabers und Lenkers der Schlacht, weil sowohl sein Standpunkt als auch der des Hintertreffens nach gleichen Grundsätzen bestimmt werden, von beiden der Nachdruck in der Schlacht ausgehen muß und der Befehl zum Vorrücken dieses Truppentheiles der wichtigste und entscheidendste zu seyn pflegt, die Wahl des Augenblicks dafür überall von höchster Bedeutung ist und nie dem Zufall oder einschränkender Ansicht überlassen werden darf.

Beim ersten Anblicke scheint die Bestimmung des Hintertreffens — unerwarteten Erscheinungen zu begegnen — rein abwehrnder (defensiver) Natur zu seyn. Dieser Schein wird erzeugt durch die Stillstands-Augenblicke, welche — selbst in den meisten Angriffen (Offensiven) Schlachten — aus den Hemmungen hartnäckiger Gefechte entstehen. Aber gerade um aus solchen Stillständen das Angriffs-Verhältnis wieder herzustellen, den unerwarteten Widerstand zu brechen, bedarf es des angreifenden Einschreitens frischer Truppen, und diese — wie das Mittel um etwaigste Eigenthümlichkeit des aus dem ersten Angriff erst recht erkannten Schlachtfeldes (Terrains) zu benutzen, auch der sehr besser zu wägenden Aufstellung des Feindes den Vortheil abzugewinnen, ohne die eingeleitete Schlacht zu stören — liefert ein äußerlich und innerlich starkes, zweckmäßig zusammen gefaßtes und richtig aufgestelltes Hintertreffen. Ja, es ist ein solches — zu rechter Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Art gebraucht — allein geeignet, den Zufall zu durchbrechen, begangene Fehler des Feindes zu benutzen, eigene wieder gut zu machen, halb verlorne Schlachten noch zu gewinnen, gewonnene folgenreich zu machen, kurz eigenen Untergang zu verhüten, den feindlichen aber — das einzig rechte Ziel aller Kriegsführung — herbei zu führen.

Hieraus gehen folgende allgemeine Regeln für den Gebrauch des Hintertreffens hervor:

Das Hintertreffen darf nie früher gebraucht werden, als bis es entscheiden kann. Dieser Fall tritt ein:

1) wenn die lange Dauer eines Gefechts das Einschreiten frischer Truppen zur Entscheidung nöthig — d. h. unerlässlich — macht.

Je länger die Haupttreffen das Gefecht ohne den Beistand des Hintertreffens fortsetzen können, desto vortheilhafter; denn der Theil, der selbiges zuerst aufreißt, ist unbedingt schon dadurch im Nachtheil. Beispiele: Marengo für, Belle Alliance gegen Napoleon; am letzten Orte durfte nämlich das preuss. Heer als Hintertreffen (Reserve) Wellington's zu betrachten seyn.

2) Wenn ohne das Aufreten des Hintertreffens man befürchten muß geschlagen zu werden: z. B. bei Seiten- und Rückenangriffen. Sind Angriffe der Art — durch diesseitige Fehler oder nicht zu andernde Umstände — dem Feinde möglich geworden, so muß man ihm allerdings dann das Hintertreffen entgegen stellen, wenn er gleichzeitig von vorn angreift. Geschieht dieß nicht, so reicht meist eine Frontveränderung oder ein Angriff auf den entgegen gefetzten Flügel des Feindes aus — z. B. Austerlitz — und es kommt darauf an, wer zuerst Meßler wird. Bei dem Angriff des Feindes auf einer Seite, kann man zum Gegenangriff auf der andern um so sicherer das Hintertreffen verwenden, als durch das Zurückziehen der Flügeldivision auf der unangegriffenen Seite leicht ein neues Hintertreffen zu bilden ist.

3) Wenn der Feldherr den Entscheidungspunkt deutlich und zugleich erkannt hat, daß auf demselben der Sieg ohne das Einschreiten frischer Truppen nicht entschieden werden kann. Letzteres muß jedoch augenscheinlich seyn; denn so lange noch die Möglichkeit da ist, die Sache ohne des Hintertreffens Dazwischenkunft günstig zu entscheiden, soll man dasselbe nicht ins Feuer bringen. Dieß war ein Hauptgrundsatz Napoleon's; bei Marengo, Austerlitz, Jena, Bagram, Mosaisk und Ligny kam sein Hintertreffen nicht eher zum Gefecht, als bis die Sache schon mehrere Male schief gestanden hatte. Bei Belle Alliance zwang ihn die unvorhergesehene Erscheinung des Preussenhheeres in seiner rechten Seite mit einem Theile des Hintertreffens dieser entgegen zu wirken, während er mit dem andern die Entscheidung gegen die Engländer überreilen mußte. Folge davon war die gänzliche Flucht und Zerstreuung seines Heeres u. s. w.

Zeigt sich dagegen dem Feind ein offenbar nachtheiliges Verhältnis, das ohne frische Truppen nicht zu benutzen ist, so muß allerdings das Hintertreffen sofort auftreten, sobald dieß Verhältnis nicht den scheinlichen Charakter des Vorsehens für die wahrscheinliche Dauer der Schlacht angenommen hat. Ist aber dieß der Fall, dann ist es besser, nicht zu früh durch Vorbrechen den Feind aufmerksam zu machen. Beispiel: die Schlacht von Bagram, wo Napoleon erst mitten in der Schlacht das Corps von Drouot in die bloß gegebene linke Seite der Östreicher entsandte.

Hauptregel ist: das Hintertreffen nie für den möglichen Fall eines Rückzugs aufzusparen, sobald sich eine

Gelegenheit zum Erzingen des Sieges durch dasselbe darbietet. Der Rückzug ist — wenn er einmal angetreten werden muß — durch andere Mittel zu deden. Doch ist wohl zu berücksichtigen, daß, so lange der Feind sein Hintertreffen noch ungebraucht hat, lieber die einmal ins Feuer gebrachten Truppen geopfert, als die unangestraften des Hintertreffens ausgemendet werden müssen.

Die Art der Verwendung des Hintertreffens hinsichtlich der einzelnen Waffengattungen, aus welchen dasselbe besteht, hängt theilweis von den Umständen ab — gleichmäßig mit dessen Aufstellung zum Geschie. Sowohl das ganze Hintertreffen kann ins Feuer geführt als auch nach den Waffen getrennt und benutzt werden. So z. B. wenn der Feind in Unordnung gerieth oder eine seiner Seiten sehr schwach ist, kann die ganze Reiterei (Kavalleriereferve) in Masse zur Entscheidung vorgehen; ist irgendwo ein Durchbruch nöthig, so geht das Geschütz (Artilleriereferve) in eine oder zwei Batterien vereinigt vor, und die Reiterei folgt nur, bei der Erschütterung des Feindes durch jene zur Hand zu seyn; soll der fliehende Feind verfolgt werden, so unterstützen Kavalerie und Artillerie sich wechselseitig und das Fußvöll (Infanteriereferve) folgt geschlossen, um unerwarteten Widerstande durch Feuer und Bajonett zu begegnen und nöthigen Falls die zurück gebrängte Reiterei auszuheben oder dem bloßgestellten Geschütz Schirm zu gewähren. Auch zur Unterstützung einzelner Theile der Linie oder selbst des Vortrabs (Avantgarde), oder wenn auf legend einem Punkte Geschütz verloren gegangen ist, kann von den Artilleriereferven entsendet werden. Die Hauptaufgabe des Fußvölls vom Hintertreffen bleibt immer das rasche und geschlossene Heranrücken zur Unterstützung der geschlagenen Punkte unserer Schlachtstellung. Muß der Feind zu diesem Mittel greifen, so ist es ratsam, die diesseitige Infanteriereferve jener Schlachtstellung besonders dann entgegen zu stellen, wenn selbige zu nahe heran ist, als daß es vor ihrem Einrücken in die Schlachtlinie der Kavalerie und Artillerie des Hintertreffens geschehen dürfte, den angegriffenen Theil der feindlichen Stellung zu übermächtigen. Kann aber — unbeschadet der Schlagfertigkeit, die das Hintertreffen unter allen Umständen der Armee aufrecht erhalten muß — die Kavalleriereferve im Vereine mit reitender oder sonst leichter Artillerie den geschlagenen Feind auf dessen anrückendes Hintertreffen werfen, so ist damit ein bedeutender Theil der Wirksamkeit desselben gehammt und das entscheidende Geschie leicht. (Benicken.)

Hinterverdeck, f. Verdeck.

HINTERWAGE auch EINHÄNGSEL, an einem Wagen oder einer Kutsche, der hintere aus den Armen der Vorderaxe entweder bewegliche oder unbewegliche hölzerne Balken mit seinen an den beiden Enden befindlichen Drühsen, woran die hintern Pferde durch Stränge oder Riemen angepaßt werden, um das Fortwärt in Bewegung zu setzen. Soll die Hinterwage beweglich seyn, wie es bei gewöhnlichen Lastwagen meistens

der Fall ist, so spielt der Wagebalken oder Einhängsel mit seinem Mittelpunkt in dem Wagennagel, der auf der Mitte der vordern Axenarme befindlich ist und eine etwas nach hinten zu geneigte Lage hat; soll sie aber unbeweglich seyn, welche Einrichtung gewöhnlich die Kutschen haben, so wird sie mit zwei Schrauben auf den beiden Axenarmen an- und festgeschraubt. Die Drühscheite, welche an den beiden äußeren Enden des Hauptwagebalkens angebracht werden, stehen mit demselben durch eiserne Gelenke (Ringe und Bänder) in Verbindung. Sowohl der Wagebalken, als auch die Drühscheite, müssen aus gutem, festem und dähem Holze so stark und dauerhaft gearbeitet seyn, daß sie die Gewalt des Widerstandes der Last, ohne zu zerbrechen, aushalten können. Gewöhnlich wird der Wageneinhängsel oder Wagebalken aus 4 bis 5 Fuß langen Röhren, 4 Zoll stark ins Gevierte gespalten und dann ausgearbeitet; die Drühscheite hingegen werden 3 Fuß lang, zu Kutschen 3 Zoll ins Gevierte, weil man sie rund ausarbeitet, zu Wagen, Karren und dergl. 3 Zoll breit und 2 Zoll dick, im Rohen ausgegallt. (Fr. Thom.)

HINTERWAGEN (der), der Theil eines vierrädrigen Fuhrwerks, welcher mit den 2 hintern Rädern zusammen hängt; bei dem Aderswagen besteht er aus der Hinterraxe mit den beiden Hinterrädern, mit einem Schemel und 2 Kungen auf der Axe und 2 Armen, die zur Verbindung mit dem Vorderwagen dienen; bei einem Lufrswagen, hat die Hinterraxe noch den Winderflos, welcher hinter der Axe zwischen den Wagebäumen und den 2 Krenlöchen liegt, um das Axenbret auf den Bäumen zu tragen, und gerade zu richten. (Friedr. Heusinger.)

Hinterwasser, f. Schwellwasser.

Hinterwucht { f. Hintergewicht.

HINTERZACKEN (Hinterzapfen), ist diejenige der vier, aus Eisenplatten (Bäden) bestehenden Seitenwände eines teufenden Eisenschürbels, welche sich der vordern Seite, an welcher der Arbeiter steht, gerade gegenüber befindet. Er steht meist nicht vertikal, sondern mit seiner obern Kante etwas aus dem Herde hinaus geneigt, weil hierdurch das Aufbrechen des frischen Eisens erleichtert wird. Vergl. auch den Artikel Aschenseite. (Friedrichsen.)

HINTERZANGE, nennt der Schreiner oder Tischler, im Gegenfatz der Vorderzange, die hintere kleinere Schraube an einer Hobelbank, womit man die Bank gegen den eisernen Bankbalken längs der Bank gegen den zu hobelnden Gegenstand anzutreiben, und letztern gehörig zu befestigen, im Stande ist. S. den Artikel Hobelbank. (Fr. Thom.)

Hinterzapfen, 1) f. Hinterzacken; 2) Zechmol. f. Hinterstapfen u. Stuhl.

HINTERZARTEN, HINTERSTRASS, Vogtei und großes Pfarrdorf auf dem Schwarzwalde, zwischen dem Titisee und Feldsee, im größt. badenschen Konbamt

Freiburg fast 5 tausend. Weilen südöstlich von der Amtsstadt, ist aus vielen Zinken oder Weirten, Birkenreute, Bräderthalen, Büßen, Dorned, Erlenbrud, Feldberg, Kürsack, Hinterdorf, Hinterstas, Rinken, Rothwasser, Windel, Winterthalen und in der Zarten zusammen geschlossen, welche aus einer großen Anzahl auf einer Meile Wegs verbreiteten Weirten, Büßen und zerstreuten Häusern bestehen. Sie werden von 1240 Karthäusern bewohnt; Hinterstas mit 351 Einw. bildet jetzt eine eigene Vogtei und gehört zur Pfarrei St. Märchen. Der neuere Name dieses Kirchspiels ist von dem Weirte in der Zarten, ehemals in der Zarta, seit ungefähr 40 Jahren entstanden; vorher hieß die ganze Gemeinde Hinterstas, zum Unterschiede der Gemeinden Breitnau und Stalg, welche bis zur Theilung der Eidgenossen und Pfürlichen Herrschaften im J. 1651 die Gemeinde Vorderstas ausmachten, und jetzt beide, Breitnau mit 500 Seelen, und die dem Freiherrn v. Wangen als Grundherren zuständige Vogtei Ober- und Unterstalg mit 507 Einw., alle kathol. Confession, in den genannten Dörfern- und vielen dazu gehörigen zerstreuten Weirten ebenfalls dem groß. badenschen Land- amte Freiburg zugetheilt sind.

Hinterstas und Vorderstas waren in älteren Zeiten eine Besingung der Herren von Falkenstein. Kunli von Falkenstein verkaufte im J. 1403 die Vogtei h., welche aber damals noch sehr wenig bebaut und bevölkert war, an Haman Scherwin von Landegg. Mit Jakob von Landegg, dessen Geschlecht die meisten falkenstein'schen Besingungen an sich gebracht hatte, erlosch der Mannstamm; durch seine Tochter Anna, welche 1588 an Friedrich Freiherrn von Sickingen vermählt wurde, kamen alle landegg'sche Besingungen an das gräfliche Haus Sickingen. Endlich 1808 verkaufte Graf Wilhelm von Sickingen-Hohenburg die Vogteien Hinterzarten und Breitnau, und noch viele andere Besingungen an das Großherzogthum Baden.

Der Gemeindegann, der an den Litzsee und Feldberg stößt, ist gederig, das leichtste Boden, nur für Hafer, Sommerroggen und Grundbirn tauglich, die und da ganze Strecken von Sümpfen und Moos, aber gute Weiden, besonders um den Feldberg, wo auch Heilkräuter. Bei Rothwasser an der Gutsch und bei Birkenreute waren ehemals Silberbergwerke. Bei dem letztern ist auch ein altes Schloßchen, einst der Sitz der Herren von Frankenstein zu Birkenreute, jetzt die Wohnung eines Stadt-Freiburg'schen Forstbes. Die Pfarrkirche ist in der Zarten, wurde 1416 gegründet, und war ursprünglich eine Wallfahrtskirche. Man vermutet, daß der biesige ehemals stark gebrauchte Schwefelbrunnen die zahlreichen Wallfahrten dahin veranlaßt habe, und daß durch die heilenden Wirkungen seines Wassers der Ruf des wunderthätigen Marienbildes erhöht worden sei. Konrad Kiefer hatte es gekauft und den Anfang der Kapelle gemacht. Bischofen und Vermächtnisse, an deren Ephe Graf Heinrich von Fürstberg und sein Bruder Egon v. Gersfeld. d. M. u. R. B. v. d. G. VIII.

standen, gaben der Kirche ihr Daseyn; 1732 wurde sie erweitert, der Thurm erhöht, und 1800 zu einer selbstständigen Pfarrkirche erhoben, während sie früher Filial von Breinau gewesen: Der Ort Unterstalg mit der uralten St. Oswaldskirche und 180 Pfarrkindern wurde ihr einverleibt; 1813 auch ein Schulhaus erbaut. — Diese ganze Pfarrgenossenschaft nähert sich hinlänglich von Viehzucht, vom Verfertigen hölzerner Uhren und Köffel, von Holzverkauf, Handel mit Glas, Uhren und hölzernen Geschirre*).

(Thomas Alfred Leger.)

HINTERZEUG, heißt der starke lederne Riemen, durch dessen eines Ende, welches die Gestalt einer hinlänglich großen Schlinge oder Hse hat, der Schweif des Pferdes gesteckt, das andere Ende hingegen entweder bei Reitpferden hinten an den Sattel, oder bei Zugpferden an das Derbielt, mittels einer Schnalle mehr oder weniger straff angeknüpft wird. Es ist also das Hinterzeug, in dem einen oder andern Falle, nichts Anderes als eine Art Schwanzriemen, welcher den Schweif des Pferdes mit dem Hintertheile des Sattels, oder mit dem Kamm in Verbindung setzt, und bewirken soll, daß weber jener, noch dieses vordrücken kann. (Fr. Thon.)

Hinterzinnwald, f. Zinnwald.

Hintong, f. Kintam.

HINTSCH, HINSCH, HINDSCH, nennt man im gemeinen Leben, besonders der Landmann, die Engbrüstigkeit, das Schwermüthigen und Trüben, den so genannten Dampf; der Ausdruck ist vorzüglich vom kochenden Windstich im Gebrauch und ist unstreitig von dem Raute entlehnt, welchen die Engbrüstigkeit veranlaßt. (R.)

Hintsch (Joh. Georg), f. Hinz.

HINTSCHEU, Name dreier chinesischer Städte zweiten Ranges in den Provinzen Kiannan, Schansi und Honan¹⁾. (R.)

HINTSCHU, Name einer geschätzten Heilquelle Chinas, welche alsunhaltig ist und zum Baden benutzt wird²⁾. (R.)

Hinzech, f. Hinz.

Hinulus (Hinnulus), [f. Euculionides u. Tany-mecus.

Hin und Herarbeit, f. Fussarbeit, Weben, Weberstühle u. Zwillichweben.

Hin und Herreinspinnern, f. Weben.

Hin und Herreiben, f. Fussarbeit, Weben, Weberstühle u. Zwillichweben.

Hinunterstreich, f. Bogenstreich.

HINVERNADERO, Schirze zu der großen cambrifischen Bergseite gehörig in der spanischen Provinz Galicia. (Stein.)

HINWEIL, auch HUNWEIL, ein sehr großes, stark bevölkertes Kirchspiel, das aus mehreren zerstreuten

*) Weissen nach Kell in dessen von Großherzogthum Baden, II. Art. Hinterzarten.

1) Weim. Handb. d. Neth. 4r Bd. S. 150. 160 u. 164.

2) o. o. D. S. 19.

Gemeinden besteht, im zücker'schen Oberamte Geininsgen. Neben sehr guter Landwirtschaft nähren sich die Einwohner besonders auch von Fabrikarbeiten in Seide und Baumwolle. Die ausgezeichnete schöne Lage der Kirche gewährt eine herrliche Fernsicht nach Süden und Westen. Über derselben auf einem Hügel stand die Stammburg des adeligen Geschlechtes von Hinweil oder Hünweil, welche aber schon im 14ten Jahrh. zerfiel, und deren Trümmer zu Erbauung des Kirchthurmes verwendet wurden. Dieses Geschlecht erscheint urkundlich schon vor der Mitte des 12ten Jahrh., und gehörte im 13ten zum höhern Adel; in einer Urkunde vom J. 1260 wird Walther nobilis de Hunwile genannt, der Titel nobilis aber bezeichnete damals noch Freireiten; erst später erhielt denselben auch der niedere Adel. Im 14ten Jahrh. erscheinen die Edlen von Hinweil als habsburg'sche und östreich'sche Vasallen. Mehrere von ihnen waren Burggräve zu Rapperschwiel, seit Österreich in den Besitz dieser Stadt und Grafschaft gekommen war. Sie stehen daher auch in den östreich'schen Herren gegen die Eidsgenossen; in der Schlacht bei Blöchl (1388) fielen sieben aus diesem Geschlechte. Um diese Zeit scheint die Stammburg in Verfall gekommen zu seyn. Die Hünweiler finden sich im 15ten Jahrh. auf den benachbarten Rügen Werdegg und Greifenberg. Allein wie andere Geschlechter sanken sie durch die Kriege der Östreicher immer tiefer; besonders war der so genannte alte Zürichkrieg in der Mitte des 15ten Jahrh. verberlich für sie, indem damals ihre Besigungen verwüstet und Werdegg verbrannt wurde. Sie erwarben indessen noch die Herrschaft Elgg in der Grafschaft Kyburg, und im Anfang des 16ten Jahrh. durch Heirat Humbazried in Schwaben, wo dann der Stamm im J. 1586 mit Hans Ulrich von Hinweil erlosch. (Facher.)

HINWICK, Dorf in England, in Bedfordshire, mit 1000 Einw., Manufaktur für Spigenzwirn.

(Bencken.)

HINZ oder HINTZSCH (Johann Georg), ein aus Hamburg, wo er noch 1670 lebte, gebürtiger und daselbst gestorbener geschickter Maler, welcher nicht bloß historische Stücke und Bildnisse mit dreistem Pinsel und angenehmem Colorit ausführte, sondern auch Früchte, goldne und silberne Gefäße, Wälder und Schwärme mit vieler Wahrheit darstellte. Letztere kamen in der Ausübung den Arbeiten des Cornelius de Heem ziemlich nahe, und fanden in Hamburg und Niedersachsen viel Beifall. Von den erst genannten Darstellungen findet man noch in den Kirchen Hamburgs Denkmale seiner Kunst *).

HINZE (Heimbert Johann), bekannter kameraristischer Schriftsteller, ist geb. zu Haffelseld im Fürstenthum Kantenburg den 28. Julius 1730. Nach Vollendung der Studienjahre wurde er Auditor beim Residenzamt in Wolfenbüttel, kam 1761 als Secetär in die geheime Rathsküche zu Braunschweig, und wurde

darauf Präbendarius am Stifte St. Blasii, Klostersath und Hofcommissär daselbst. Da er 1779 seiner Dienste entlassen wurde, begab er sich nach Helmstädt, lebte daselbst als Advokat, Notar und Privatlehrer der Kamerarwissenschaften und der Ökonomie, bis er am 4. März 1802 starb. In den Fächern, in welchen er mündlichen Unterricht ertheilte, zeichnete er sich aus als Schriftsteller rühmlich aus, und seine literarischen Arbeiten empfehlen sich besonders durch solennatische Ordnung, klare Darstellung und Vollständigkeit der Gesichtspunkte, aus welchen jeder Gegenstand betrachtet werden kann. Die bedeutendsten sind: Über Pachtabnahme und Ubergabe. Gotha 1781. 8. Beobachtungen und Reflexionen über den Ackerbau und dessen Beförderung. Dessau 1782. 8. Beiträge zur Ökonomie, Kameral- und Polizeiwissenschaft. Eben das. 1782. 8. Über die Befriedigung der Getreidefelder: eine Preisschrift, welche 1784 von der göttingen'schen ökonomischen Societät das Acedemist erhielt, und im Leipziger Magazin zur Naturkunde und Ökonomie 1 St. 1786 abgedruckt wurde. Grundsätze des landwirthschaftlichen Rechnungswesens. Helmst. 1800. 8. Sehr viele Aufsätze in Journalen, zum Theil gesammelt unter dem Titel: Auswahl einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Landwirtschaft, Polizei und des Kameralwesens. Helmst. 1801. 8. *). Er war auch Mitarbeiter an der allgemeinen teutschen Bibl. und der allgem. Literat. Zeit. im ökonomischen und kameralistischen Fache, und ein Mitglied der landwirthschaftsgesellschaft in Gelle **).

(Baur.)

HINZERS, russischer General, welcher sich 1821 in Kischinen, einem Gränzorte des russischen Reiches nach der Weibau zu befand, als Ophilianti's Aufstand gegen die Türken erfolgte. S. den Art. Lisgaras.

(Dr. Carl Iken.)

Hinzuan, f. Anjuan im Art. Comorren (1ste Sect. XVIII. S. 563).

HJO (Hschow, Jö), eine alte Landstadt in der schwedischen Provinz Westgotland, am See Wetteren, im J. 1815 mit 438 Seelen. Kammeri, Fischeri, besonders Lachsang und Ackerbau, die 4 Jahrmärkte, sind Nahrungsquellen der Stadt.

(v. Schubert.)

Hio (Geogr.), f. Eyoa.

HIOB. Unter den Hagiographa des A. T. (f. diesen Art.) findet sich ein Buch, in welchem die Geschichte eines Mannes im Lande Us, der aus einem sehr glücklichen Zustande in das größte Elend versetzt wurde, kurz in Prosa erzählt wird, woraus dann die in den höchsten Schmutz der dichterischen Rede eingeleiteten Klagen desselben über die Ungerechtigkeit seines Schicksals nebst den Gegenreden Anderer, die ihn trafen, belehren und zurechtweisen, angeführt werden: diesen Rebeskampf endigt denn eine prächtige Rede des erscheinenden Gottes, welcher den kühnen Ankläger seiner Verrech-

*) Die Inschrift ist vollständig angegeben in der neuen allgem. teutsch. Bibl. 3te Bd. 263 — 272. **) Neu (16) gelehrtes Teutschland.

*) Homburgs Kunstnachr. S. 91 u. J. d. d. i. Kunstlerischen. Th. 2. S. 348.

tigsteit des Unverständes reißet; und eine kurze Erzählung, wie der schwer Geprüfte zuletzt wieder glücklich geworden, beschließt das Ganze.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Inhalt und Zweck des Buches teleologischer Art sei, oder die Frage über das Verhältnis der sittlichen Würdigkeit des Menschen zu seinem Glückszustand oder die Vergeltungslehre betreffe. Hieb klagt Gott an, daß er den Unschuldigen, wie den Schuldigen, tilge, daß er den Jammers der Unschuldigen spotte, daß die Erde den Gerechten Preis gegeben sei, daß er den Wid der Richter Verdüßle (Kap. 9, 22 — 24.); seine Gegner dagegen, daß die so Böses pflanzen und Unheil säen, es ernten (Kap. 4, 8.), daß die Hoffnung des Gottlosen schwinde, daß Gott den Frommen nicht verwerfe, und den Bösen nicht die Hand reiche (Kap. 8, 13, 20.). Mithin schließt sich das Buch offenbar an die teleologischen Psalmen 57 u. 78. an, und muß mit diesen aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden, welcher folgender ist.

Vergeltung, Befriedigung des nach Ruhe und Gerechtigkeit strebenden Gemüths, ist das Ziel jedes menschlichen Strebens, mithin auch des sittlich frommen Glaubens und Handelns; und jede nur einiger Maßen auf die Ansprüche des menschlichen Geistes Rücksicht nehmende Religion muß eine Vergeltung verheissen. Die mosaische that es; aber indem sie das sittlich religiöse Leben noch nicht rein geistig faßte, und keine stoffe Unsterblichkeit und keine Entlohnung und Vollendung des geistigen Lebens in der Ewigkeit kannte, sondern Tugend und Gottesfurcht als eine innerhalb der engen irdischen Schranken eines politisch-religiösen Volkslebens zu lösende Aufgabe darstellte, verhiess sie bios eine irdische Vergeltung. So sehr sie auf die Erfüllung der wichtigen Pflicht der Altersliebe den Lohn eines langen Lebens in dem väterlichen Lande, und öfters verheißt sie dem Volke für die Haltung des Gesetzes Glück und Segen, wogegen sie den Übertretern desselben mit Strafe und Elend drohet. In diesem Sinne preist der erste Psalm den Gottesfürchtigen glücklich, und verheißt ihm Wohlstand und Gedeihen, dem Gottlosen hingegen drohet er Untergang. Es ist nun wahr, daß Tugend und Frömmigkeit, in sofern sie eigentlich nichts sind, als der Einklang der Gesinnung und des Handelns mit dem Gesetze der Welt, auch meistens den Einklang des menschlichen Zustandes mit der Natur mit seinen innern Trieben und Wünschen, d. h. Glückseligkeit, herbei führen, wie es denn wahr ist, daß sie anglich die höchste Klugheit in sich schließen. Aber theils ist doch kein Mensch im Stande, sich in vollkommenen Einklang mit der Welt zu setzen, mithin auch nicht, sein Glück sich zu gründen; theils steht der Mensch als Einzelwesen unter dem Spiele des Zufalls, oder richtiger betrachtet, unter dem Einflusse der Bewegung des Weltganzen, welche oft eben so sehr seine Wünsche als sein Handeln durchkreuzt; und so geschieht es oft, daß die besten Menschen, welche nach den besten Grundsätzen lebten, und sich durchaus nicht mit den Gesetzen der Welt in Zwiespalt setzten, sehr unglücklich sind. Die blinde Kraft der Elemente zerstört

eben so gut das Glück des Frommen, wie des Gottlosen; der Tod rafft den edelsten Menschen die Geliebten von der Seite, und die großen Bewegungen des Volkslebens zerstören das Glück der Unschuldigen. Ja, gerade die Treue des Guten gegen das, was er für wahr und recht hält, ruft die Leidenschaften der Bösen gegen ihn zum Kampfe auf, und das, was ihn glücklich machen sollte, macht ihn gerade unglücklich. Das Letztere erfahren die Frommen im Volke Israel so gut, wie alle andere Frommen; die Gesesfreunde, die Verklünger der Wahrheit, die Zuhler der herrschenden Ungerechtigkeit (die Propheten) wurden von den Ungerechten und Gottlosen verfolgt. Daher die vielen Klagen in den Psalmen über Befindung und Verfolgung und die Bitten um Ruhe und Hilfe. Diese Klagepsalmen stehen im Widerspruch mit den Verheissungen des Pentateuchs und dem ersten Psalm; und daher entstanden in der Seele vieler Zweifel über dieses Widerspruchs, welches die oben angeführten Psalmen zu lösen suchten. „Weinde nicht die Ungerechten“, sagt Ps. 37., denn wie Gras weissen sie schnell; die Bösen werden ausgerottet, und die auf Jehova hoffen, besigen das Land.“ Ps. 73.: „Ich eiferte über die Übermüthigen, weil ich das Glück der Freier sah: also vergeblich hielt ich rein mein Herz, und bin geschlagen allmählich? Ich dachte nach, dieß zu begreifen, bis ich Ach batte auf jener Ende. Ja, auf schlüpfrige Art hast du sie gestellt, du lässest sie fallen in Gruben.“ Aber befriedigend gelöst waren diese Zweifel auf solche Weise keines Weges; denn die Behauptung, daß es den Gerechten am Ende doch immer schlecht gehen müsse, wurde unstreitig oft durch die Erfahrung widerlegt. Der Verf. des Buchs Hieb versuchte eine umfassendere und gründlichere Lösung derselben in einem großen Lehrgedicht. Aber es hält schwer, den Plan derselben und die darin durchgeführte Idee zu begreifen. Es finden sich offenbar widerstrebende Bestandtheile in ihm vereinigt, wie dieß eine Inhaltsangabe lehren wird.

In der geschichtlichen Einleitung Kap. 1 — 8. wird erzählt, daß der Unheilsfister und Ankläger der Menschen die Tugend des glücklichen Hieb in Gottes Augen verdächtig zu machen, und ihn zu bewegen gewußt habe, ihm denselben zur Prüfung Preis zu geben, und ganz unglücklich zu machen; Hieb aber sei Gott treu geblieben, und habe voll Ergebung das Schlimme, wie das Gute, aus Gottes Hand empfangen.

Mit dieser frommen Ergebung reimt es sich nun übel, daß Hieb in verzweiflungsvollen Klagen über sein Schicksal ausbricht, und Gott sogar der Ungerechtigkeit und Härte gegen sich anklagt. Es folgt nämlich nun von Kap. 9. an der Wortwechsel des Unglücklichen mit seinen Freunden, den wir genauer zergliedern müssen. Zuerst verwünscht Hieb den Tag seiner Geburt, und wünscht sich den Tod (Kap. 3.). Sodann tritt Eliphaz auf, straft ihn wegen seines Verzagens, und erinnert ihn an die Wahrheit, daß nie ein Unschuldiger ungelommen, die Bösen aber immer den Lohn ihrer Thaten eingeerntet hätten; er gibt ihm zu verstehen,

daß, da kein Sterblicher vor Gott rein sei, er sich sein Unglück wohl selbst als eine Züchtigung zugezogen haben möge, und er solle sie nur vertrauensvoll annehmen (Kap. 4. 5.). Hiob ist gekränkt durch diese Rede, beschuldigt seine Freunde der Treulosigkeit, bejammert aufs Neue sein Unglück und das Elend des menschlichen Lebens überhaupt, und beklagt sich gegen Gott, daß er ihn, obgleich einen sündigen Menschen, doch so hart behandelt (Kap. 6. 7.). Bildad sagt es nun weit deutlicher, daß der Grund von Hiobs Unglück in seiner und seiner Söhne Sünde liege, und klagt sich auf die anerkannte Wahrheit, daß der Gottlose unglücklich sei. (Kap. 8.). Hiob erwidert, mit Gott könne der Mensch freilich nicht rechten, denn er gebe keine Antwort, selbst der Unschuldige müsse vor ihm verstummen: Unschuldige, wie Schuldige, treffe das gleiche Schicksal, und er, obgleich ungeschuldig, müsse doch schuldig seyn, wenigstens trafe Gott seine Schuld adju hart (Kap. 9. 10.). Zophar spricht geradezu die Beschuldigung aus, Hiob leide für seine Sünden, und werde noch gelinde genug bestraft; er solle nur Buße thun, so werde er wieder glücklich werden (Kap. 11.). Hiob behauptet dagegen, die Gottlosen seien gerade die Glücklichen, obgleich er wohl wiße, daß Gott, der Weise und Allmächtige, solches ordne; aber immer müsse er sich gegen ihn beklagen, daß er ihn so hart behandelt, da er zwar nicht von Helden rein, aber doch ohne Schuld sei, so wie überhaupt das Menschenleben jammervoll und ohne Hoffnung sei (Kap. 12—14.).

Nun beginnt der Kampf von Neuem. Eliphas spricht sich jetzt auch deutlicher aus: er beschuldigt Hiob, daß er sich durch seine vermessenen Reden selbst anklage; vor Gott sei kein Mensch gerecht, und es sei nur alte Erfahrung, daß der Freveler unglücklich sei (Kap. 15.). Hiob erwidert: sein Unglück zeuge gegen ihn, obgleich kein Unrecht in ihm sei; so hart er sich von Gott behandelt fühle, so sucht er doch bei ihm Schutz gegen die Treulosigkeit seiner Freunde (Kap. 16. 17.). Bildad wiederholt die Behauptung, daß der Sünder seiner Strafe nicht entgehe (Kap. 18.). Hiob beklagt sich bitter über die kränkenden Urtheile seiner Freunde; Gott habe ihn ungeschuldig so elend gemacht, aber von ihm selbst hoffe er die Rettung seiner Unschuld (Kap. 19.). Zophar wiederholt ebenfalls die alte Behauptung, daß der Freveler unglücklich sei (Kap. 20.). Hiob setz dagegen die Behauptung, daß die Freveler glücklich leben, und widerlegt den gegen ihn so boshaft geltend gemachten Satz, daß sie entweder selbst oder in ihren Kindern gestraft werden (Kap. 21.).

Die dritte Wechselrede beginnt Eliphas mit der unvorhergesehenen Beschuldigung, Hiob habe sein Unglück selbst verschuldet, verweise ihm mit Härte die Klagen über Gottes Weltregierung, und ermahnet ihn zur Buße (Kap. 22.). Hiob wird dagegen nur desto kühner, spricht seinen Wunsch aus, mit Gott rechten zu können, der freilich in seiner Allmacht thue, was er wolle, und schildert die in der Welt herrschende Ungerechtigkeit (Kap. 23. 24.). Bildad antwortet kurz: vor Gott, dem All-

mächtigen, sei kein Sterblicher gerecht (Kap. 25.), und Hiob stimmt, ihn verspottend, daß er so wenig Treuens des gefagt, in das Lob der Allmacht Gottes, die er noch herrlicher schildert, ein (Kap. 26.).

Zophar bleibt die Antwort schuldig, und Hiob behält allein die Rede. Aber nunmehr scheint er, und der Dichter mit ihm, sich selbst zu widersprechen. Denn nun behauptet er, was er immer gegen seine Freunde geläugnet, und was er, ohne sich zu beschuldigen, nicht wohl zugeben zu können scheint, daß der Gottlose wirklich immer seine Strafe finde. Noch bleibt er sich im Anfange der Rede gleich: „fern sein von mir, euch Recht zu geben; bis zum letzten Hauch bleib' ich bei meiner Unschuld“ (27. 5.); aber die Kap. 27. 7. beginnenden Äußerungen müssen Jedem auffallen: „Es gebe, wie dem Freveler, meinem Feinde; denn was ist des Gottlosen Hoffnung? — Dieß ist das Los des Frevelers vor Gott: mehren sich seine Söhne, so sind sie fürs Schwert — er baute der Wotte gleich sein Haus — der Reiche liegt und wird nicht begraben (vergl. Kap. 21. 32. Im Leichenzuge wird er zu Grabe getragen, und auf dem Hügel lebt er fort) — Gott schließt auf ihn ohne Schonung“ u. s. w. Hieraus folgt Kap. 28. ein Lob der Weisheit, welche aber den Menschen verborgen und nur bei Gott zu finden sei, weswegen die wahre Weisheit in der Zukunft Gottes bestehe. Passender ist die Rede Kap. 29—31., wo Hiob die Tage seines frühern Glücks mit der unglücklichen Gegenwart vergleicht, über die gewaltthätige Behandlung Gottes klagt, seine Unschuld und Gerechtigkeit rühmt, und Gott herausfordert, mit ihm zu rechten. (Nur die Verse 31. 38—40 schließen nach, und stehen wahrscheinlich nicht an ihrer Stelle.)

Nun tritt ein neuer Wortkämpfer, Elibu mit Namen, auf, der in der geschichtlichen Einleitung gar nicht erwähnt war, und über welchen jetzt in einem kurzen Vorwort Nachricht gegeben wird. (Kap. 32. 1—5.) Er ist unzufrieden mit Hiob und seinen bisherigen Gegnern, und weiß es besser, als sie alle, wie man die Sache zu beurtheilen habe (Kap. 32. 6—22.). Er tadelt Hiob, daß er sich für unschuldig halte, Gott der Härte gegen ihn anklage und mit ihm rechte: Gott sei zu erhaben, als daß der Mensch mit ihm rechten könne, und er sende das Unglück nur, um zu züchtigen, wenn der Mensch seinen leiseren Warnungen nicht gehorche (Kap. 33.). Es sei Lästerung, wenn Hiob Gott der Ungerechtigkeit anklage; Gott sei gerecht und übe Vergeltung, aber wohl nicht gerade nach Hiobs Sinne (Kap. 34.). Er widerlegt die aus Hiobs Reden gezogene Folgerung, daß die Frömmigkeit dem Menschen nichts nütze; der Mensch nütze und schade sich selbst durch sein Betragen, nicht Gott; wenn Gott die Klagen der Bedrängten nicht immer höre, so liege die Schuld an diesen, indem sie Gott nicht immer demüthig ansiechten; auch müsse man sein Gericht mit Geduld erwarten (Kap. 35.). Gott beglücke nicht die Freveler, und lege das Leiden nur zur Besserung auf; erkenne man dieß, so werde man wieder glücklich; wo nicht, so sinke man in

Verderben. Eine Schilderung der Allmacht Gottes in der Natur beschließt seine Rede (Kap. 36, 37.).

Endlich erscheint Gott im Gewitter, und verweist den, der seinen Rathschluß mit unverständigen Reden verdunkelt, zur Demuth, da er ja die Weisheit des Schöpfers nicht begreifen könne, was Hioh auch demüthig anerkennt (Kap. 38—40, 5.). Zu derselben Anerkennung nöthigt er ihn, indem er seine Allmacht als Schöpfer der menschlichen Dohnmacht gegen über schildert (Kap. 40, 6. — 42, 6.).

In einem geschichtlichen Nachwort wird erzählt, daß Gott die drei Freunde Hiohs, „weil sie nicht recht von ihm geredet, so wie Hioh“ zu einem Sühnopfer, welches Hiohs Gebet wohlgefällig machen solle, verurtheilt, und daß er diesem alles Verlorne doppelt ersetzt und ihn glücklicher, als er vorher gewesen, gemacht habe (Kap. 42, 7—17.).

Schwerlich kann Jemand von geradem, unbefangenen Sinne mit dieser Behandlung der Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt, zufrieden seyn. Es gibt zwar Beurtheiler, welche Alles zusammenstimmend finden, und diejenigen, welche anders urtheilen, beschuldigen, daß sie nicht tief genug einzubringen wüßten*); aber diese sich selbst so nennende Tiefe möchte wohl nichts seyn, als Mangel an gesundem Urtheil.

Halten wir uns an die hervorstechenden Hauptgedanken des Buches, so scheint es, daß der Dichter die Zweifel an der Gerechtigkeit der Weltregierung in ihr härtestes Licht stellen, und die Schwäche der gewöhnlichen Vergeltungslehre zeigen wollte (diese legt er den Freunden des Hiohs in den Mund, jene Hioh selber); und daß er, die Lösung derselben mittels des Verstandes für unmöglich haltend, die einzige Befriedigung des beunruhigten Gemüths in der demüthigen Unterwerfung unter die erhabene Weisheit und Allmacht Gottes suchte. In diese Idee fügen sich nun diese Theile des Gedichtes: der dreifache Wortwechsel Hiohs mit seinen Freunden, Kap. 3. bis 26, jenes Schlussrede, Kap. 29—31. und die Rede Gottes nebst Hiohs Bekenntniß, Kap. 38—42, 6., vortrefflich. Nachdem der Knoten dialektisch geschürzt ist, wird er herrlich gelöst durch den Sieg des frommen, demüthigen Gesüths.

Geldamt aber wird dieser Gang erkens durch die Rede Hiohs, Kap. 27. 28., wo das zugegeben wird, was die Gegner bisher behauptet haben, und die Hinweisung auf Gottes Weisheit eher die Demuth, als den Trost begünstigt, welcher doch noch bis jetzt in Hiohs Gemüth herrschend seyn muß. Man hat diese schon längst gefühlt. Kennicot (Diss. gen. in V. T. ed. Bruns p. 639.) und Eichhorn (Conjecturen über das Buch Hioh in f. bibl. Bibl. d. bibl. Liter. II, 613.) theilen Kap. 27, 13—28. dem Zophar zu, der das dritte Mal nicht aufgetreten ist; Stuhlmann (Anmerk. zu seiner Übers. S. 76 ff.) gibt ihm auch noch die vorhergehenden

den ebenfalls störenden Verse B. 11. 12., und Kap. 28. läßt er noch von Bildad sprechen (S. 68.); Bernstein (über das Buch Hioh in Keils und Tischner's Analekten I. B. S. St. S. 134.) hält Kap. 27, 7—28, 28. für ein späteres Einschleichen, indem er Kap. 27, 2—6. an Kap. 29. anreihet, und diese Verbindung mit Recht passen findet. Aber daß jenes ganze Stück von einer spätern Hand eingeschaltet sei, ist schwer zu glauben, da es des Dichters nicht unwürdig ist. Bernstein findet im 28. Kap. den Bombast der Reden Elihu's, und glaubt denselben Verfasser zu erkennen; und in der That ist die Rede etwas spielend und überladen; jedoch ist der Unterschied nicht so auffallend, wie bei jenen Stücken. Schwerlich hätte wohl derjenige, der Elihu's Reden einschaltete, auch diese Einschaltung gemacht, da er damit etwas Überflüssiges gethan hätte. Das Stück Kap. 27, 11—23. oder B. 13—23. kann nicht wohl dem Zophar zugehört werden. B. 11. 12. wird die Rede nicht an Hioh, sondern an Mehrere gerichtet; und passen auch B. 13—23. in Zophars Mund, so konnten sie eben so gut von einem andern Gegner Hiohs gesprochen werden. Zophar kann nicht wohl zum dritten Male auftreten, da ihm dann Hioh nicht antworten und gewissermaßen das Feld lassen würde; der Dichter hat, wie es scheint, absichtlich diesen Schwächsten unter den Gegnern Hiohs, als unermüdend, weiter etwas vorzubringen, die dritte Rede schuldig bleiben lassen.

Andere suchen die Schwierigkeit, die in diesem Stücke liegt, wegzudrücken. Mehrere glauben, Hioh wolle seine frühere Behauptung, daß es den Bösen in der Welt wohl gehe, einschränken, indem er zugebe, daß sie oft gestraft werden. Allein das sagen die Verse Kap. 27, 13 ff. keines Weges, sondern sie sprechen allgemein. Rosenmüller löst die Schwierigkeit so. Die Gegner Hiohs hätten behauptet, die Frommen büßten immer noch bei Lebzeiten; Hioh aber sage hier nur, die Frommen würden nach ihrem Tode gestraft. Allein Hiohs Gegner hätten auch behauptet, daß die Frommen in ihren Söhnen gestraft würden (Kap. 5, 4. 15, 30. 34. 18, 19.) und Hioh hatte dieses als etwas Ungenügendes abgewiesen (Kap. 21, 19.); wie kann er dies nun hier selbst mit so großem Nachdruck behaupten, als berichtige er dadurch die Ansicht seiner Gegner? Und dann behauptet er hier auch noch, daß der Fromme selbst durch einen schnellen Untergang gestraft werde (Kap. 27, 20 ff.). Umreii (Übers. u. Ausleg. v. Buchs Hioh S. 212) sagt: Hioh habe bisher nur im Widerspruch mit seinen Freunden, welche das Unglück des Gottlosen immerfort ausmalten, um dem Lebenden zu beweisen, daß sein gegenwärtiges Glend auf begangene Sünden schließen lasse, die entgegen gesetzte Lebenserfahrung, wie es gerade dem Bösen am besten gebe, ausführlich dargelegt; jetzt aber, nachdem die Freunde zum Schwerein gebracht worden, gebe er ihnen, um sie auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung seiner Leiden zu führen, ihren Lieblingsatz zu; nur, meine er, sei für sie dadurch Nichts gewonnen, denn seine Unschuld stehe eben so fest, als die Behauptung von den unglücklichen Folgen der Nachlässigkeit.

*) S. Rein über den Inhalt und Geist, so wie über den literarischen Werth des Buchs Hiohs, in Bengel's Archiv IV, 2, S. 363, 373.

Daher, weil auch der Zugenbaste leide, müßte es noch andere gebirnissvolle Gründe des menschlichen Glends geben, als verübtes Unrecht. Auf diese Weise, meint U., komme der ganze Streit erst zu einer Entscheidung, die doch im Plane des weisen Verfassers liegen müßte. Ohne diesen scheinbaren Widerspruch in Hiobs Reden wäre der Wortwechsel ins Unendliche fort gegangen. Im Kap. 28. findet nun dieser Gelehrte die Lösung des ganzen Räthsels von Hiob anticipirt. Da auch der Zugenbaste zuweilen leide, so müsse der Mensch eine höhere Weisheit in der Leitung der irdischen Dinge anerkennen, die er aber nicht zu durchdringen vermöge. — Aber diese Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist höchst willkürlich, und daß jetzt schon die Lösung des Räthsels gegeben seyn soll, verträgt sich nicht mit der Herausforderung, welche Hiob Kap. 31, 35 f. ausspricht, und schadet dem Eindrucke, den die Reden Gottes machen sollen. Wie kann Gott sagen, Hiob verfinstere seinen Rathschluß durch Reden ohne Verstand, wenn er schon das Richtige getroffen hätte? Nach Kern (a. a. O. S. 362 ff.) will der Dichter die höhere Ansicht vorbereiten, und darum mildert er das Schrofie, das in der dem Hiob in den Mund gelegten Ansicht als einer antithetischen liegt. Aber dieses Mildern ist nichts als ein Schwächen und Lähmen. Dieses Gelehrten Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist übrigens die alte längst verworfene, daß nämlich Hiob seine frühere Behauptung über das Glück der Frevler beschränke, und jetzt zugebe, daß sie oft die Strafe treffe (S. 387).

Das Mindeste also, was man über diese Rede Hiobs zugeben muß, ist, daß sie den Plan des Ganzen stört, und wenn sie vom Dichter selbst herrührt, dieser einen schweren Fehler gegen die Anlage des Ganzen verschuldet hat.

Zweitens vertragen sich auch die Reden Elihu's nicht mit dem Plane des Ganzen. Sie drängen sich schon durch ihre Stellung sordend zwischen die Herausforderung Hiobs und die Erscheinung Gottes, wodurch dem Eindrucke der letzteren geschadet wird. Man vergißt unterdessen, was Hiob gesagt hat, und doch bezieht sich die Rede Jepova's ganz darauf. Auch erscheint Hiob als widerlegt, da er nicht auf Elihu's annehmende Beilegung antwortet. Sodann geben diese Reden die Lösung der Aufgabe im Voraus, und zwar auf dem Wege der Erkenntniß durch die Behauptung, daß die Ubel ein Züchtigungsmittel und Verbesserungsmittel in der Hand Gottes seien. Zwar ist diese Lösung nicht ganz neu, da schon Hiob's erste Gegner Ähnliches behauptet haben, und keines Weges tief und erschöpfend; aber sie enthält doch viel Wahres, und hat den Schein einer Lösung (wenn man nämlich nicht auf den Prolog Rücksicht nimmt). Selbst die Hinweisung auf die göttliche Allmacht nehmen sie vorweg, so daß die nachherige Rede Gottes geschwächt und überflüssig erscheint. Elihu's Reden sagen dasselbe, was diese, ja noch mehr. Wozu, wenn man weiß, daß die Ubel nützlich sind, die Forderung, sich der Allmacht und Weisheit Gottes unbedingte zu unterwerfen? Es ist gerade so, als wenn man nach

Darlegung einer klaren Erkenntniß von einer Sache hinterher forderle, man's sollte nicht erkennen, sondern bloß glauben. Nach Stäudlin (über die Philosophie, den Zweck und den Ursprung des B. Hiob in f. Beiträgen zur Philol. u. Gesch. d. Relig. u. Sittenl. B. II.) enthalten Elihu's Reden die Entscheidung des Streites, die nur in den Reden Jepova's die Bestätigung erhalte: in der That müßte sie der Dichter so haben geben wollen, wenn sie echt sind, zumal da sie unwiderlegt läßt; insofern wird in den Reden Gottes bloß Hiob's Unverstand getadelt, Elihu's Weisheit aber auf keine Weise berückichtigt, mithin auch nicht bestätigt.

Auf die Gefahr hin, nach zu erscheinen, muß ich die Rede Elihu's als ein falsches, störendes Einschleichen ansetzen, auch kann ich die nach Eichhorn's, Stuhlmann's und Bernke's Vorgang geduldeten Zweifel gegen ihre Echtheit noch nicht zurück nehmen, obgleich Umbreit's Einwendungen fast allgemeine Zustimmung geworden ist. Der Haupt-Zweifelsgrund liegt allerdings im Inhalte dieser Reden; und wenn man das Unpassende darin läugnet, so kann man leicht füglich für widerlegt halten. Ein anderer Grund liegt in dem aufwallenden Abfich der Schreibart, welche äußerst matt, gesucht und weisfchwellig ist, ja selbst einen zum Theil verchiedenen Sprachgebrauch hat (was schon Michaeis Einleit. ins A. T. S. 113 bemerkt). Dagegen behauptet man, das sei Alles auf Rechnung der Kunst des Dichters zu setzen, welcher diesen Redner besonders habe charakterisiren wollen, so wie er auch die früheren zum Theil in der Art zu reden ausgezeichnet habe. Warum aber hob er gerade die Eigenthümlichkeit des letzten so sehr heraus? und warum auf eine so nachtheilige Weise? Man sollte denken, er wolle dadurch das, was er sagt, als verwerflich bezeichnen; und doch müßte man mit der Echtheit dieser Reden auch zugleich annehmen; daß der Verf. das darin Gesagte für richtig habe geben wollen, da er keine Gegenthele anführt. Man wendet zwar dagegen ein, der Verf. habe den Elihu gerade als einen Schwärmer, der keine Antwort verdiene, darstellen wollen. Aber dann hätte er ihn durch Hiob wenigstens abweisen lassen sollen. Doch scheint uns gegen die Echtheit dieser Reden zu sprechen, daß Hiob darin genannt wird, was in keiner der andern Gegenreden geschieht, und daß weder der Prolog noch der Epilog Elihu's Erwähnung thut; woraus zu folgern ist, daß diese Reden später eingeschaltet sind.

Aber auch gegen jene geschichtlichen Stüde lassen sich Zweifel erheben. Nach ihnen hätte Hiob's Leiden in der Abficht Gottes, ihn zu prüfen, seinen Grund gehabt, und es wäre durch eine spätere Vergeltung wieder gut gemacht worden: mithin behielte die gemöhnliche Vergeltungslehre der Hebräer wenigstens zum Theil Recht. Hiob's Leiden wäre zwar keine Strafe für sein Uebelthun gewesen, aber es bliebe doch die Wahrheit stehen, daß der Fromme immer wieder am Ende glücklich werden muß. Wozu nun der Aufwand von Redekunst, um den Zweifeln der demüthigten, unbedingten Unterwerfung unter Gottes Weisheit und Allmacht zu bewegen? Aber

außerdem daß diese Stücke sich nicht zur Idee des Ganzen schicken, stehen sie noch in andern Hinsichten in Mißverhältniß. Hiob wird in der Einleitung als ganz Gott ergeben geschildert, und dann empört er sich doch gegen Gott. Er soll allein recht geredet haben, und doch hat er Gott der Ungerechtigkeit angeklagt. Es wird in diesen Stücken ein hoher Werth auf Kypser gelegt (Kap. 1, 5. 42, 8.), und im ganzen Gedicht ist von solchen Gebrechen keine Rede, wie denn überhaupt alles Theokrastische vermieden ist. Weniger will bedeuten, daß diese Stücke in Prosa geschrieben, daß darin der Name Jehova's anstatt des in der Rede üblichen Namens Eloha gebraucht ist, und der Satan vorkommt. Das Geschichtliche mußte in Prosa geschrieben seyn (wie z. B. in dem Abschnitt von Bileam die Erzählung in Prosa und die Rede im Rhythmus geschrieben sind); den Namen Jehova hielt der Dichter nicht für schädlich im Munde der redenden Personen, welche nicht Hebräer, sondern Araber sind, und daher Jehova nicht kennen; und am Satan hat man bloß Anstoß genommen, weil man dem Gedicht ein so hohes Alter beilegte, als ihm aus andern Gründen nicht zukommen kann. Immer aber hat man Grund genug, mit Haßse (Vermuthungen über d. S. Hiob in f. Magaz. f. d. bibl. orient. Literat. I, 162 ff.), Etzschmann und Bernstein an der Echtheit dieser Stücke zu zweifeln, wenn man auch sich nicht bemogen fühlt, sie geradezu zu verworfen.

Uns scheint, daß das Buch Hiob in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht aus einer und derselben Feder gestossen ist. So wie mehrere Bücher des A. T. verschiedene Bearbeitungen erfahren haben, so auch dieses. Der letzte Bearbeiter fand wahrscheinlich mehrere Vorarbeiten vor; Reden dieser Art und dieses Inhalts waren vielleicht von mehreren Dichtern niedergeschrieben worden; die Geschichte Hiobs hatte mehrere Fälsche und Veränderungen erfahren; und er, der Idee nicht mächtig, bildete aus dem überlieferten Stoffe dieses unzulammensinnende Ganze. Ein Beispiel von noch weit größerer Verwirrung bietet das Hohelied dar, in welchem Bruchstücke eines alten Gedichtes, oder mehrerer verwandter, an einander gereiht sind.

Daß dieses Buch ganz der didaktischen Dichtungsort angehöre, ist in unserer Zeit keinem Zweifel mehr unterworfen. Ehedem hielt man den Inhalt für geschichtlich: diese Ansicht streitet mit dem guten Geschmack, der das Dichtersische, zumal in den Reden, nicht verkennen kann. Manche unter den Neuern nehmen an, der Dichter habe einen geschichtlichen Stoff benutzt; Hiob habe wirklich gelebt und diesen Glückswechsel erfahren: das kann seyn und nicht seyn; aber daß Alles, auch die vorausgesetzten Thatfachen der Dichtung angehören, möchte wohl überwiegend wahrscheinlich seyn. Der Name Hiob bezeichnet einen Besessenen (חַיִּיב = חַיִּיב), und ist daher wohl, wie die Person selbst, erdichtet. Wenn man im Morgenlande Hiobs Grabmal aufweist, so will dies gar Nichts bedeuten, da man weiß, daß der Legenden-Geschmack der Morgenländer mehrere solche Denk-

mäler biblischer Personen geschaffen hat; überdies werden sechs verschiedene solcher Gräber gezeigt (s. Jahn Einleit. ins A. T. II, 761). Die alexandrinische Uebersetzung hat am Ende des Buchs eine genealogische Nachricht von Hiob, nach welcher er Eine Person mit dem Könige der Edomiter, Jobab, der 1. Mos. 36, 33. vorkommt, gewesen seyn soll; aber diese Nachricht ist in jedem Fall zu jung, um Glauben zu verdienen, und beruht wohl nur auf der geringen Ähnlichkeit der zwei Namen Job und Jobab. Das Tristigste, was man für die Geschichtlichkeit der Person Hiobs anführen kann, ist die Stelle Esch. 14, 14. 16. 20., wo er neben Noach und Daniel genannt wird; aber dieser Prophet konnte wohl eine dichterische Person neben geschichtlichen als ein Beispiel von Tugend anführen; auch konnte er das Dichterische für geschichtlich nehmen. Es ist gewiß kein geringer Beweis für den dichterischen Charakter des Buchs, daß der Talmud den Hiob für einen Maschal (ein Geicht) erklärt (Bava Bathra fol. 15 c. 1.). Vgl. Heilmann de libro Jobi, zum sit historia, an fictio? Erlurt. 1792. 4. Bernstein ist noch dem Beispiel von Warburton und Hermann von der Hardt so weit gegangen, den Hiob für eine symbolische Person, nämlich für das Sinnbild des Volkes Israel zu halten; aber wenn gleich die Beziehung auf die theologischen Zweifel der Israeliten, mithin auch auf ihr Schicksal, nicht zu verkennen ist: so hat der Dichter doch die Sache freier behandelt, als jener Gelehrte annimmt. Man muß insofern gegen diese Ansicht nicht einwenden, daß das Volk Israel schuldig, Hiob aber unschuldig gelitten habe; denn Hiob würde immer nur das Sinnbild des besseren Theiles des Volkes, der Frommen, seyn.

Der Prolog setzt den Helben des Gedichtes in das Morgenland, in das Land Uz, welches nach der besten Meinung im nördlichen Arabien zu suchen ist. S. Spanheim hist. Jobi c. III. p. 35 sqq. Rosenmüller prolegg. in Job. §. 5. Gesenius u. d. B. Er macht ihn zu einem reichen Hirtenfürsten, und nach Kap. 42, 11., wo er eine nur 1. Mos. 33, 15. und Jos. 24, 32. vorkommende Art von Geld anführt, scheint er ihn in das patriarchalische Zeitalter zu setzen, wozu auch dessen hohes Lebensalter stimmt. Im Gedicht aber wird die Farbe dieser Lebensart und dieses Zeitalters keineswegs festgehalten. Einiges kommt vor, was aus Hiobs Hirtenleben" schließen läßt (Kap. 5, 22 ff. 21, 10. 29, 6. 30, 1.); dagegen aber wird in vielen Stellen ein städtisches Leben und ein hoher Grad von bürgerlicher Ausbildung vorausgesetzt (Kap. 5, 4. 15, 28. 12, 12. 29, 7 f. 39, 7. 3, 14. 12, 18 f. 31, 35. 20, 24. 39, 21. — 20, 15. 22, 24. 23, 10. 27, 16. 28, 1 ff. 16 ff.): daher Bernstein nicht ohne große Wahrscheinlichkeit behauptet hat, die im Prolog zum Grunde gelegte und von Eschhorn besonders lebhaft ausgemalte Situation sei dem Gedichte selbst fremd (wozu ein neuer Zweifelsgrund gegen die Ursprünglichkeit des Prologs und Epilogs liegen würde). Der Dichter könnte sich einen reichen Hebräer gedacht haben, welcher zwar Verachtung trüb, dem städtischen Leben aber nicht fremd war.

Die Krankheit, an welcher nach dem Prolog Ijob leidet, ist wahrscheinlich für die schlimmste Art des Ausschages, die so genannte Elephantiasis, zu halten (sie hat den Namen von dem Anschwellen der Beine), welche vorzüglich in Ägypten zu Hause und 5. Mos. 28, 27. mit dem Namen *עֲרָפָה* bezeichnet wird. Darüber ist Michaelis Einleit. ins A. T. I, 58 ff. am ausführlichsten. Bernsteini vermutet, daß, wenn das Gedicht selbst Ijob als krank schildert, dieses nur keine bildliche Bezeichnung seines Leidens sei, wie es denn bei den hebräischen Dichtern nicht ungewöhnlich ist, Krankheit und Wunden als Bild des Leidens zu gebrauchen (vgl. Jes. 53, 3 ff. 10. Ps. 6. u. a. Ps.). In der That stimmt die im Prolog gegebene Schilderung des Unglücks, das Ijob betroffen haben soll, nicht überall zum Gedichte selbst. Was Ijob Kap. 50, 1 ff. von der Befehdung und Verspottung sagt, die er von gewissen verächtlichen Menschen erlachte, scheint andere Verhältnisse voraus zu setzen, als die im Prolog voraus gesetzt werden, wo er mit Niemandem als mit seinem Weibe und seinen Freunden zu thun hat. Inseß kann der Dichter die vorausgesetzte Situation nicht ganz fest gehalten haben, wie er denn in einer Stelle von der Befragung der Söhne Ijobs spricht (Kap. 8, 4.), und in einer andern (Kap. 19, 17.) sie noch am Leben seyn läßt.

Daß das Gedicht zur Klasse des Epihgedichts gehöre, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, und diejenigen, die es für eine Epopee halten (*Ilgen Jobi antiquissimi carminis hebraici natura atque virtus*. Lips. 1789 u. A.), können schwerlich von dieser Dichtungsart einen richtigen Begriff haben; auch ein Drama ist es nicht, wofür es Ältere gehalten (wie Bezza, Tod. Gerhard u. A. vergl. *Corpus* introd. p. 70.), denn es fehlt ihm das wesentliche Merkmal des Drama's, die Handlung. Inseß ist diese Meinung richtiger als jene, da die im Drama, besonders in der Tragödie, hervor tretende Idee der Zweckmäßigkeit und des Widerstreites die Seele unseres Gedichtes ist, so daß man es eine diletantische Tragödie nennen könnte. Da aber der Zweck der einer religiös-philosophischen Überzeugung ist, so thut man am besten, bei dem Begriff eines Lehrgedichtes zu bleiben.

Nun ist noch von dem Ursprung des Buches zu reden. Die Person des Verfassers, welche nicht genannt ist, zu bestimmen, liegt eigentlich nicht im Bereich der Kritik, welche nur allgemeine Merkmale aufzählen kann. Mirin sollte nur die Frage zu beantworten seyn, aus welcher Zeit das Gedicht seyn möge. Denn daß es im Schoße der hebräischen Nation entsprungen sei, scheint kaum dem Zweifel zu unterliegen, da es hebräisch geschrieben ist und ganz den Geist der hebräischen Poesie atmet, dessen ungeachtet hat man es für ein auswärtiges Werkzeug gehalten. Aben Esra (im Comment. zu Ijob II.) glaubt, es sei aus einer fremden Sprache übersetzt, und daher so voll Schwierigkeiten. Der Zusatz der LXX am Ende nennt eine syrische Quelle (sichlich verschieben die Mehrere nur von der genealogischen Nachricht, die dieser Zusatz enthält); und dieser Mei-

nung ist auch der Verf. eines fälschlich dem Drigenes zugeschriebenen Commentars (vgl. *Corpus* introd. p. 52). Hr. Spanheim (hist. Jobi c. 13. p. 221 sqq.) hält die Urschrift für arabisch, wie auch J. Gerhard Exegese. L. II. de script. a. u. Calov. Bibl. illustr. Zu den gleichen Annahmen fand man sich veranlaßt theils durch den Prolog, der die Scene des Gedichtes ins Ausland setzt, und die kindliche Vorstellung, daß Ijob oder Elibu selbst das Buch geschrieben habe, theils durch die Sprachschwierigkeiten, die es enthält, und die man fälschlich besonders aus dem Arabischen erklären zu müssen glaubte. Aus dem Grunde, weil man in dem Buche keine Beziehungen auf Moses Befehdung und die Geschichte der Israeliten zu finden glaubte (was Michaelis Einleit. ins A. T. I, 47 ff. besonders ins Licht gesetzt hat), nahmen Herder (Geist der hebr. Poesie I. Th. 125 ff.) und Ziegen (de Jobi antiqua. carm. hebr. virt. p. 28) einen Ijobard und Riemeyer (Charakteristik der Bibel II, 480 ff.) einen Nachkommen des Ador als Verfasser an; und Eichhorn (Eint. III, 569 ff.) glaubte aus demselben Grunde auf einen Verfasser raten zu müssen, der, ein Hebräer von Geburt, in der Gegend von Trumada in Arabien und zwar vor Mose gelebt habe. Allein man hatte Unrecht, zumal unter der Voraussetzung der Echtheit des Prologs und der in das Morgenland gesetzten Scene des Gedichtes, dergleichen Beziehungen zu erwarten, und nicht dem Dichter so viel Kunst zuzutrauen, daß er sich auf ein allgemeineres Gebiet zu stellen vermocht habe. Überhaupt ist das Theokratische und Volkstümliche außer den geschlichen und geschichtlichen Büchern der Hebräer nicht so vorherrschend, wie man voraus zu sehen scheint. Die Psalmen enthalten nicht immer theokratische Begriffe und volkstümliche Anspielungen, und die Sprüche und der Prediger Salomo's tragen noch mehr ein allgemein menschliches Gepräge. Aber das Buch Ijob steht gar nicht so weit ab von dem Gedankenkreis der Hebräer. Kap. 22, 15—17. ist eine Anspielung auf die Sündfluth; Kap. 40, 23. wird der Jordan genannt; von Gott, als dem Schöpfer und Herrn der Natur, wird ganz im Geiste des israelitischen Glaubens gesprochen Kap. 9, 5—9. 12, 10. 15, 7. 26, 5 ff.; eben so von der Natur des Menschen Kap. 4, 19. 10, 9. 27, 3., von dessen Vergänglichkeit und Zustand nach dem Tode Kap. 7, 7—10. 21, 10. 21 f. 14, 10—14. 16, 22. 30, 23. 33, 17. 8, 12 ff. 26, 5. von dessen stichtlicher Schwaffenheit Kap. 4, 17 ff. 9, 2 ff. 13, 26. 14, 4. 15, 14. 25, 4.; von den Engeln Kap. 4, 18. 5, 1. 15, 15. 21, 22. 38, 7. und von der Unrechtmäßigkeit der Berechnung der Sterne Kap. 31, 26. 27. Ubrigens stellt sich das Gedicht durch seinen Inhalt ganz in den Kreis der religiösen Weisheit der Hebräer, denen Nichts so sehr am Herzen lag, als die Vergeltungsgedichte, welche hier behandelt wird. Das ganze Gedicht ist vom hebräischen Geiste durchdrungen, wie es denn auch ganz seiner volkstümlichen Form nach das Gepräge der hebräischen Poesie trägt. Selbst in einzelnen Stellen besteht zwischen ihm und den Psalmen und Sprüchwertern eine große Verwandtschaft, wovon man bei Rosenmüller

ter Prooem. in Job. p. 32 seqq. die Nachweisung finden. Die hebräische Ursprünglichkeit unseres Buches ist heut' zu Tage so gut als allgemein anerkannt, und es bedarf eigentlich dafür keines Beweises mehr.

Es bleibt sonach nur noch die Untersuchung übrig, in welches Zeitalter die Abfassung zu setzen sei. Es ist eine in der That sehr sonderbare Erscheinung in der Geschichte der alttestamentlichen Kritik, daß so Viele dem Buche ein höheres Alter, als allen andern Büchern des A. T. zugeschrieben haben. Nicht nur Ältere, wie Carpzov u. A., die er p. 53 anführt, sondern auch noch Eichhorn, Jahn, Stuhlmann, Bertholdt nehmen eine vormosaische Abfassung an. Die Gründe des Letztern sind folgende. 1) Der Verfasser kenne noch keinen Priesterstand (Kap. 12, 19 soll jrd eine andere Bedeutung haben), und Hiob opfere selbst nach Patriarchensitte. — Aber die Freiheit zu opfern bestand trotz dem gesetlichen Verbote noch lange nach Mose (vgl. d. Wette's Archäol. §. 222. 226 f.), nicht zu gedenken, daß der Dichter diese Sitte der angenommenen geschichtlichen und geographischen Verhältnisse wegen beobachten konnte. 2) Gott sei nicht als König, sondern als Emir oder Hausvater gedacht. — Dieß bezieht sich untreulich auf die Scenen im Himmel im Prolog. Ich finde aber die 1. Kön. 22, 19 ff. geschilderte nicht sehr verschieden. 3) Damals, als das Buch geschrieben worden, habe man noch den Glauben an Göttererscheinungen gehabt; die Theophanien in den Psalmen dagegen seien nur poetische Form. — Wer aber beweist, daß die Erscheinung Gottes im Buche Hiob etwas Anderes sei? 4) Bräuhätre Männer hätten hier noch das Ansehen, wie in der Patriarchenwelt; ihr Wort entscheide Alles; derjenige Stamm sei der weiseste, der die ältesten und meisten Geisse zählte. Nach Moses Zeit hingegen sei das Gesch Gottes als die einzige Quelle der Weisheit angesehen worden. — Dann müßte auch die Einleitung zu den Sprüchen Salomo's, wo alles Wahre und Gute auf die Weisheit zurückgeführt und nirgends auf ein gegenwärtiges Gesch Gottes hingewiesen ist, vormosaisch seyn. Ubrigens ist jene Behauptung keines Weges genügend belegt. Die angeführten Stellen Kap. 4, 8. 6, 3. 27, 13, 26. beweisen gar Nichts; in andern Kap. 8, 8. 12, 12. 20. 15, 10. 18 f. berufen sich die Gegner Hiob's allerdings auf die Erfahrung der Alten, weil sie eben die gemeine Ansicht behaupten; aber Kap. 32, 6 f. läßt der Dichter im Widerspruch gegen diese Verurteilung den echt hebräischen Satz ausfallen, daß nur der Geist Jehovah's Weisheit verleihe. 5) Nirgends sei von einem bestimmten Gesetze Gottes die Rede. — Eben so wenig Spr. 1—9. 6) Das Eigentümliche im Gebrauche gewisser Wörter sehe die Abfassung des Buches in die Zeiten vor Mose hinaus. — Aber alles zum Beleg Angeführte hält die Prüfung nicht aus, und ist in jedem Fall unbedeutend gegen die Menge von Beispielen eines viel späteren Sprachgebrauchs, welche man nachgewiesen hat. 7) Der Charakter der Alterthümlichkeit lasse sich im Buche Hiob nicht verkennen. Eine ganz andere Welt siehe dem Verfasser vor Augen, als wie von Davids Zeit an gew.

wesen. Die häuslichen Sitten seien nicht die der spätern Jahrhunderte, sondern der vormosaischen Zeit, und insbesondere spiegle sich das alte Ägypten und noch mehr Arabien so kenntlich ab, daß man nicht glauben könne, ein späterer Israelite habe sich in die vormosaische Zeit versetzt, sondern annehmen müsse, er habe selbst darin gelebt. — Es ist schon bemerkt, daß im Gedicht selbst nie und da ein hoher Grad von bürgerlicher Ausbildung voraus gesetzt wird; wäre aber auch das patriarchalische Leben wirklich deutlich voraus gesetzt, so muß man nicht denken, daß dieses den Hebräern in der spätern Zeit ganz fremd geworden sei, da sie, zumal im Süden und Osten, immer fort Viehhucht trieben, und mit dieser stets die alte einfache Lebensart verbunden ist. Die Kenntniß Ägyptens und Arabiens konnte unter den spätern Hebräern nicht fehlen, da sie mit diesen Ländern, besonders mit Ägypten, häufig im Verkehr standen, und wenigstens immer Einige Reisen dahin gemacht haben müßten.

Die Behauptung, daß dieses Gedicht vormosaisch oder auch nur mosaisch sei (wie letztere im Tr. Bava Bathra fol. 15. und von andern Rabbinen [vgl. Houtingh thes. philol. p. 499. Wolf Bibl. Hebr. P. II. p. 102.] von Pseudo-Origenes, Ephraem. Syr., Huet, De monstr. evang. IV. 2. und Wicacell's Einl. ins A. T. §. 11—17. aufgestellt worden ist), muß in der That dem Kenner der hebräischen Literatur ein Lächeln abnöthigen. Ein Gedicht, das mit den Psalmen und Sprüchen Salomo's so viele Verwandtschaft hat, soll vielleicht um 500 J. oder noch früher abgefaßt seyn!

Diejenigen, welche die Abfassung in Salomo's Zeit alter setzen, wie R. Nathan (Tr. Bava Bathra f. 15. c. 1., Gregor. Nazianz. Orat. IX., Luther Tischreden, Harduin. Chronol. V. T. p. 533, Reimarus Einl. zu Hoffmann's neuer Erklärung des B. Hiob, Döderlein Schol. in libros poet. V. T. p. 2, Stäudlin Beitr. z. Phil. und Gesch. der Rel. II., Richter de aetate libri Jobi desinenda, Rosenmüller prooem. in Job. p. 55), treten der Wahrheit schon weit näher, zumal wenn man, wie Letzterer, nicht zu besimmt verfährt, und nicht, wie Stäudlin u. A., Salomon selbst für den Verfasser hält, sondern auch noch die auf Salomo zunächst folgenden Zeiten mit in den Kreis der Vermuthung zieht.

Aber man muß die Abfassung noch weiter herab setzen. Gesenius Gesch. der hebr. Sprache S. 33 ff. und Bernkein a. a. D. S. 49 ff. (Letzterer mit zu wenig strenger Auswahl der Beispiele) haben gezeigt, daß der Sprachgebrauch des Buches sich sehr zum Aramäischen hin neigt und daher auf der Gränze zwischen dem alten rein hebräischen und dem spätern chaldäischen Sprachgebrauche steht. Dazu kommen die Spuren späterer reißiger Vorstellungen, nämlich einer weit mehr ausgebildeten Engelgelehrte, als in den frühern Büchern vorkommt. Nicht nur kommt im Prolog der Satan vor (welchen Eichhorn und Herder fälschlich für etwas Anderes als den eigentlichen Satan halten wollen), sondern auch im Gedicht selbst finden sich eigenthümliche, wahrscheinlich spätere Vorstellungen von den Engeln:

diese werden nämlich als Vermittler zwischen Gott und Menschen gedacht, Kap. 5, 1. 33, 23. Selbst der Götterrath im Prolog Kap. 1, 6. 2, 1. scheint eine spätere Vorstellung zu sein, vergl. 1 Kön. 22, 19 ff. Vorzüglich aber spricht die Beziehung des Gedichtes auf die Leiden des israelitischen Volkes und die dadurch veranlaßten Zweifel und der unverkennbare Fortschritt in dieser Art des Philosophirens für die spätere Abfassung. Sonach muß man annehmen, daß das Gedicht in der chaldäischen Periode abgefaßt ist: welche Meinung auch nicht aller Auctoritäten entbehrt, wenn man darauf einen Werth legen will. Die Rabbinen Juchanan und Eleasar (s. Bava Bathra fol. 15. Hieron. Sota f. 20. c. 3.), die christlichen Gelehrten Hermann von der Harbt (Comment. in Jobum a. historia populi Israelis in Assyria exilii. Helmst. 1728), Clericus (Vet. Test. libri Hagior. Amstel. 1731. fol.), Warburton (göttl. Sendung Moses — er hält Esra für den Verf.), Thom. Heath (an Essay towards a new English Version of the Book of Job. 1755), J. Garnett (a diss. on the book of Job. 1751 — er hält Eschiel für den Verf.) haben diese Meinung aufgestellt, und Meurer, wie Gesenius, Bernheim, Umbreit haben sie kritischer begründet. Man könnte dagegen einwenden, daß das chaldäische Zeitalter schwerlich ein so vortheilhaftes Gedicht habe hervorbringen können; aber wir brauchen uns nur auf Habakuk's Weissagungen, das Schöpfung, was die prophetische Literatur der Hebräer aufzuweisen hat, und die ebenfalls sehr schön geschriebenen Weissagungen des Pseudo-Isaia (Kap. 40—66.) zu berufen, um diesen Einwand zu entkräften.

Das Buch Job ist unstreitig eines der trefflichsten Hervorbringungen der hebräischen Literatur. Die Sprache ist zwar etwas chaldäisch gefärbt, aber die Schreibart ist sehr kräftig und körnig; der Rhythmus musterhaft; die Bilder sind mannichfaltig, frisch und blühend, und nicht selten sehr ergaben; die Gedanken zeugen von einem hohen und reichen Geist, und nehmen oft den erhabenen Flug. Alle Augenblicke der hebräischen Dichtkunst finden sich in diesem Werke vereinigt; aber auch die Fehler derselben. Nicht selten fehlt es an Klarheit und bündigem Ausdruck, so wie an richtiger Gedankenfolge. So wie die hebräischen Dichter selten Etwas im Ganzen richtig gestalten und fast immer gegen die Einheit und das Ebenmaß fehlen: so auch der Dichter des Job. Einige Reden sind musterhaft gearbeitet und schließen sich harmonisch ab (Kap. 3. 6. 7. 9. 10.), aber gegen das Ende hin wird die ewige Wiederholung des schon Gesagten lästig, und wie das ganze Gedicht sich gleichsam mit Kap. 26. auflöst, so hat man auch schon früher Gelegenheiten, die Erschöpfung der Dichterkraft zu bemerken. Mit geringer Mühe ließe sich durch Weglassung und Zusammenbringung aus diesem Gedicht etwas ganz Vortreffliches gestalten, das einen Leben ansprechen müßte *).

(de Wette.)

HIOB gilt den Muhammedanern, welche ihn Ejub-

(أيوب) den Gerechten oder den Schuldigen nennen, als historische Person; sie lassen ihn in völliger Uebereinstimmung von Esau (إدريس), abstammen, indem sie als seinen Vater Müss (موسى) und seinen Großvater Zerah (زهرج) aufführen, und betrachten seine Mutter als eine der Nachkommen Lot's *). Haddsch Chasib in seinen zu Konstantinopel gedruckten chronologischen Tabellen bestimmt sogar das Jahr seines Geburt (3435 nach Erschöpfung Adams) und seines Todes (3642 nach Adam), und macht ihn zum Zeitgenossen Abraham's, Isaak's und Jakob's *). Mohammed, der, wo er konnte, christliche und jüdische Sagen aufsaute, stempelte den Job zu einem Propheten, und führt ihn in der Reihe der Patriarchen auf *). Deshalb läßt auch noch heute wie in der Schrift, so gedruckt jeder fromme Muslim dem Namen Ejub ein: „Heil sei über ihm!“ folgen. Der ihm angewiesene Wohnort ist das im Distrikte von Damascus *) gelegene

Bathenia (البثنية), welches er ganz besaß. Kurz ist seine Geschichte nach dem Koran, Mirschon, Kesra'i (Cod. Dresd.), Kusseba und Andern folgende: Gott ließ ihn, um seine standhafte Treue und wahre Frömmigkeit auf die Probe zu stellen, zuerst ganz arm werden, und suchte ihn alsdann durch eine furchtbare Krankheit, die durch Eiterbeulen und Wärmereisföste seine gänzliche Auflösung herbei führte, heim. Als er endlich in seinen Schmutz dahin gestreckt einen Ge-

bei Rosenmüller im Elenchus interpr. Jobi vor seinen Scholien und im Auszuge bei Umbreit und in de Wette's Einleit. zu finden ist. Sie begnügen uns, die berühmtesten und beachtenswerthen unter den älteren und die neueren anzuführen: die Commentare von W. B. Butler (1528), J. D. Scaliger (1532), Victorius Strigel (1571), J. W. Merck (1651), Joh. de Plinco (1597, 1601), G. Sanctius (1625), Joh. Druhus (1686), Sebast. Schmid (1670), J. D. Michaele (neit. aber, in I. Jobi in Vol. II. Annotat. in Hagior.), Al. Schultens (Comment. L. B. 1737. 2 Voll. d. in comp. red. Fagel 1773. 74. 2 Theile. A. Animadvers. philol. Opp. min. 1769.), D. H. Boullier (observat. misc. to I. Job. Amst. 1758), J. D. Vellein (schol. in libr. V. T. post. Hal. 1778. 4.), G. W. Mann (Übers. 1778. Animadvers. 1779), Reiske (Conject. in Job. et Prov. Sal. 1779), G. H. Schultens u. d. Mantingahe (das Buch Job aus dem Hebr. mit Zumerl. Leipz. 1797), G. H. C. Rosenmüller (Schol. in V. T. P. V. Vol. I. II.), W. F. Stahmann (Übers. und Zumerl. Hamb. 1804. 8.), G. H. C. Umbreit (Übers. und Ausl. Schrib. 1824.), die Übersetzungen von S. Wendus (Pest 1767. 4.), J. D. Cube (Weil. 1769. 71. 3 Theile. 8.), D. W. Wolfenbaur (Leipz. 1769. 81. 2 Theile. 8.), W. F. Fagel (Weil. 1778), D. J. F. Fagel (Zab. 1784. 8.), G. H. Fagel (Weil. 1797. 8.), A. E. Hod (Rond. 1797. 8.), J. G. Eichhorn (Leipz. 1800. 8.), Alig. Bibl. X. 579.), G. H. Fagel (Zab. 1800. 8.), J. F. Schöcher (Bern 1818. 2 Theile. 8.), G. H. Fagel (Weil. 1821. 8.), A. F. Weisbach (Mannh. 1823. 8.).

1) Cod. Bibl. Dresd. 343. fol. 122. Modifikationen dieser Chronologie siehe bei de Wette. 2) Takwin-et-tewarich. S. 14. 15. 3) Euseb. 19. a. 38. 4) Sichert nicht auch das Jahr ist, der in der Bibel angegebene Aufenthalt des Job, von einigen Auslegern verlegt.

*) Die Schönheit und Schmelzigkeit des Buches hat zu einer Menge von Bearbeitungen veranlaßt, deren Aufzählung vollständig

such von sich gab, der jedes lebende Wesen von ihm entfernte, blieb ihm nur sein Weib Rahma (رحمة), d. i. Milde, Erbarmung, getreu und pflegte ihn. Endlich ließ Gott, um seine Prüfung zu vollenden, auch diese durch den bösen Geist zum Abfall vom wahren Glauben versuchen, indem dieser ihr den frühern Besitz ihres Mannes vorkührte und wieder zu geben versprach, wenn sie statt Gott ihn anbeten wolle. Schon bittet sie den geduldeten Hiob um Erlaubnis dazu, er aber im Zorne über ein solches Ansuchen schwört, nach seiner Wiedergewinnung mit 100 Streichen diesen Frevel an ihr zu strafen. Nach dieser Legende, glücklich bestandenen Versuchung gibt ihm Gott seine Jugend und Schönheit und die frühern Besitzthümer in doppeltem Maße zurück, und seine reiche Nachkommenschaft, 26 Söhne, wovon der älteste Bischof, mit dem Beinamen Dhu'l Keff (ذو الكفل der Bürgschaft leistet *), das Prophetenamt ererbt, und ebenfalls in Syrien lebte, steigerte seine irdische Glückseligkeit zu einer nie gekannten Höhe. Damit er aber seines Schwures, die 100 Streiche betreffend, entbunden werde, befehlt ihm Gott mit einem Palmenzweige von 100 Traubenstämmen ober Blättern sein Weib, die auf gleiche Weise ihre frühere Jugend und Schönheit wieder erlangt hatte, zu bekränzen.

Im Widerspruch mit Hadschi Chalka gibt ihm Abulfeza nur 93 Lebensjahre. Andere wieder anders. Noch heute werden verschiedene Orte des Orients, als ob sein Grabmal daselbst vorhanden, andächtigen Muslimen zu Wallfahrten empfohlen. So Rema, eine Tagereise von Damascus *), ferner Kudben oder Grabdenkmäler bei Hems (حمص) in Syrien *), im glücklichen Arabien auf dem Wege von Sana nach Sida 2 bis 3 Stunden östlich von letzterer Stadt *), auf der Ostseite von Arabien dicht am Euphrat nahe bei Helle, d. i. eine Stunde nach Süden von Babylon *), in Persien auf der Straße von Isfahan nach Schiras *). Auch zeigte man Nirubun eine halbe Stunde südlich von Helle eine Quelle, mit einer Kuppe überbaut, bei welcher der Nebi Ejub (Prophet Hiob) gewohnt haben soll *). Auch bemerkt man hantfürstlich eine syrische und arabische Biographie desselben *), und der Araber nennt noch heute sprichwörtlich das Kamel um seiner

Gebuld willen Vater des Hiob (أبو أيوب) *).

Conß vergl. man noch d'Herbelot Orient. Bibl. unt. dem Art. Ajub, Abulfeza Annales Antisemici (ed. Fleischer), p. 26 sq., Hottingeri Hist. Orient. u. Thea. philol. p. 504, Wahf's Übersetzung des Korans.

S. 283 u. 453 (i). Abul Pharaj Hist. Dynast. compend. p. 19. (G. Flügel.)

Hiob, f. Ejub im Art. Constantinopol (1ste Sect. XIX, 149.).

Hiobabad, f. Wiesenbad.

HIÖBPOST, nennt man im gemeinen Leben jede traurige Nachricht, wie sie Hiob nach der biblischen Erzählung (Hiob 1.) beim Hereinbrechen seines sprichwörtlich gewordenen Unglücks mehrfach erlebt. (R.)

HIÖBSTHRANE (Bot.), f. Coix Lacrima (1ste Sect. XVIII. S. 223). Die Samenkörner dieses Gewächses, die Wassertropfen oder Thränen ähnlich sehen, werden zu Paternostern gebraucht, auch in Wehl verwandelt und zu Brot verbacken, oder eingeweicht und gekaut genossen; in Teutschland säet man die Samenkörner im Frühling in ein Weisseb, versetzt die aus denselben hervorkommenden Grösplänzchen in ein feines wohlzubereitetes Sand und erntet die reifen Früchte gegen Michaelis; die amerikanische rohrartige Art (Seminibus angustis), wird in Ägypte gesät, im Winter in Tobtreibhäusern erhalten, und im folgenden Sommer zum Reifen gebracht. (Friedr. Heusinger.)

HIOMYAO, Stadt oder Flecken des Gouvernements Mufden (Hon-lien) in der Mandchurei, liegt am Nerbuden See. Hiomyao pira ist ein Küstenschiff desselben Gouvernements, welcher in den erwähnten Golf mündet *). (R.)

Hionna, f. Yonne.

HIONGHEN. Chinesische Stadt der Provinz Petscheli mit 2 Vorstädten, 1 Pagode und 2 Triumphbögen *). (R.)

Hiongnu, f. Hunnen.

HIONGTSCHUEN, Stadt der Provinz Tuenlo, welche den südlichsten Theil von Korea (Kaoi) bildet *). (R.)

Hionna (Leutina), f. Yonne.

HIÖRDISUR, von Hördröys, Schwertdyse, kammt von Eilimi. Als zwei Könige, Sigmund und Eingra um ihre Hand warben, ließ ihr Vater sie frei wählen; sie vermählte sich daher mit dem Erstern, der zwar älter, aber seiner Thaten wegen berühmter war. Der dadurch beleidigte Eingra überzog den König Eilimi und Sigmund mit Krieg, tödtete seine Feinde und siegte. Hiödrisur, ohne Schutz und Hilfe, wollte sich vor den Nachstellungen desselben durch Übernahme der Rolle ihrer Dienerin retten, verriet sich aber durch ihr freieres Benehmen und ward durch Alf, Hiöfreds, Königs von Dänemark, Sohn geraubt und seinem Vater als Gemahlinn zugeführt. Die Augen ihres Sohnes Eighurds, des Kassirerstöders, verriet den Hiöfred seine künftige Größe. (Schlacke.)

HIÖRING (Andreas Matthias), Hospitallprediger in Kopenhagen, geb. um 1609, und gest. 1679, hat die schwedische Belagerung von Kopenhagen im J. 1658

5) Vergl. Wahf's Übers. des Korans. S. 454 (1), Hotting. Hist. Or. unter أيوب. 6) Martil. Hist. S. 358. 7) Xenien. Noct. Bd. 2. S. 363. 8) Niebuhrs Reisebesch. Bd. 1. S. 406. 9) a. d. D. in der Ann. 10) Chardin Voy. Tom. II. p. 136. 11) Niebuhr's Reisebesch. Bd. II. S. 291. 12) Aweranui Bibl. Orient. Tom. I. p. 585. Tom. III. p. 256. 13) Hariri Makam. ed. de Socy. p. 581.

*) Beim. Dantö. 4te Abth. 4r Bd. S. 253 u. 254.

**) a. d. D. S. 144.

†) a. d. D. S. 308.

in 2 kleinen Schriften (Leyers-Brands d. i. Lagerkrantz, und des Lagers Polig) beschrieben, und handschriftlich eine Lebensbeschreibung König Christians IV. hinterlassen, die sich wahrscheinlich in der Bibliothek zu Kopenhagen befindet ¹⁾.)

HJORLEIF, 1) ein norwegischer König von Rogaland und Hordaland, ganz der Gegendzeit angehörend, mit dem Beinamen hin quennasmi (mulierosus), Hior's Sohn und Nachfolger, unternahm, um seine Vermögensumstände, die er durch zu große Freigebigkeit zerrüttet hatte, eine Seefahrt nach dem Biarmaland. Auf dem Eilande Niardv (jezt Nordö) wurde er von dem aus königlichem Geschlecht entsprossenen Hogni von Niardv herrlich bewirthet, sah dessen schöne Tochter, Hildur hin Miosa (die Jorte), und verliebte sich so in sie, daß er sie heirathete, ungeachtet er schon eine Frau Asa hin lösa (die lichte, weiße) zu Hause hatte. Als er von der Seefahrt nach Biarmaland, während welcher er auf der südlichen Seite von Finnmarken zu Gardsargheim einen Riesen erlegt hatte, mit seiner neuen Gemahlin glücklich heimkehrte, freute sich Alles, nur Asa nicht, welche vielmehr über ihre Nebenbuhlerin erbittert auf Rache sann, wozu sie sich auch nur zu bald Gelegenheit fand. Hogni segelte zur Versammlung der Könige auf der Konghedda (dem Königseisen). Hier hatte er seine Zelle neben denen des Königs Freidar von Seeland, wurde mit dessen Sohne Heri vertraut, und Heri drang so lange in seinen Vater, bis dieser Hogni zu sich nach Seeland einlud. Hier sah Hogni Freidar's überaus schöne Tochter Hringia, entbrannte in Liebe gegen sie, und erlangte sie durch Heri's Verwenden vom Vater. Aber als er heimsegelte, starb die neue Gemahlin auf dem Schiffe, wurde in einem Sarge in die See geworfen, welche sie an Seeland's Strand trieb. Da argwohnte Freidar, daß sie Hiorleif umgebracht haben könnte, segelte, um sich zu rächen, mit großer Kriegsmacht gegen Hiorleif, umzingelte seine Wohnung, warf Feuer hinein, und Hiorleif konnte sich nur dadurch retten, daß er über die Feinde hinweg sprang, wobei er Heri tödtete, und in den Wald sich flüchtete. Von hier sah er, wie die Königswohnung in Asche verwandelt, und seine beiden Gemahlinnen Asa und Hildur von Freidar hinweg geführt wurden. Er schnaubte vor Grimm über das von seinem Schwiegervater ohne Verschulden erlittene Unrecht, landete wohlgerüstet so bald als möglich am Abend in Seeland, ließ seine Krieger beim Schiffe und ging allein in Freidar's Frauenwohnung. Hier fand er nur Asa allein noch im Bette, und er dat sie, ihn zu Freidar zu führen. Sie stellte sich bereit, ihm zur Ausführung seiner Rache beistehend zu seyn, und bewog ihn, damit er nicht entdeckt würde, sich in eine Kiste einzuschließen zu lassen. Der Untreue derselben eingedunkelt verrieth sie ihn an Freidar, und dieser ließ ihn in dem königl. Hofe zwischen zwei brennenden Feuer mit seinen eignen Riemen an ein Kreuz

heften. Nachdem das Hofgesinde gejubelt und sich fassend gesehen, ging es hinweg. Nur des Unglücklichen Gattin Hildur blieb, löschte, da sie noch Leben in ihm bemerkte, das Feuer, und gerschnitt die Bande; der Besessene überließ jetzt den schlummernden König von Seeland, welchen Asa in ihren Armen hatte, erschlug ihn, eilte zu seinen Kriegen, überraschte mit ihnen die Königsburg, fing das Hofgesinde, schenkte ihm jedoch das Leben. Siegrich heimgekehrt ließ er Gerücht über Asa halten; sie wurde verdammt im Sumpfe ertränkt zu werden. Jedoch Hiorleif, seiner eignen Schuld eingedenk, trennte sich nur von ihr. Sein ganzes Leben that er durch Thaten verherrlicht, trieb Seeräuberei und fiel in einer Schlacht. Von Hildur der Barten hinterließ er zwei Söhne: Hiorvolf und Alf. Asa's und Hiorleif's Sohn Oblad wurde Vater Dnygg's, dessen Tochter Signa von Drog Kibill Gniifa gebar, einen der berühmten ersten Anbauer Islands ²⁾.

2) Einer der ersten berühmten Bebauer Islands, siehe unter seinem ursprünglichen Namen Leif.

(Kerndand Vachter.)

HIÖRRING, 1) Amt des königl. dän. Stifts Aalborg, bildet die nördlichste Spitze von Jütland, hat auf fast 60 □ M. gegen 40,000 Seelen. Im N. und W. bilden das deutsche Meer, in D. der Kattegat, in S. das Amt Aalborg seine Gränze; Deide und Morsø nehmen einen großen Theil des Areals ein. Das Amt wird in 6 Herreder getheilt und umfaßt 4 Städte, 85 Kirchspiele und 59 Edelhöfe. 2) Amtssitz in dem gleichnamigen königl. dän. Amte unweit einer Aae, mit 1 Kirche, gegen 470 Einw. in 133 Häuf., war ehemals viel bedeutender ³⁾.

(R.)

HJORT (Victor Christian), geb. den 13. Okt. 1765 zu Gunderslevholm in Seeland, besuchte das Gymnasium zu Dnenseer und die Hochschule zu Kopenhagen, wurde 1791 Prediger zu Aarslev auf der Insel Amas, erhielt 1796 eine Predigerstelle in Kopenhagen, wurde im Jan. 1811 Ritter des Dannebrog, im Mai Bischof in Ribe, und starb daselbst den 26. Julius 1818. Als Prediger sehr beliebt, hat er sich auch als Dichter und gemeinnütziger Schriftsteller in dänischer Sprache rühmlich bekannt gemacht. Schon während seiner Kandidatenjahre ließ er eine Sammlung geistlicher Lieder drucken, von denen späterhin die meisten in das öffentlich eingeführte evangelist. kirchliche Psalmbuch aufgenommen wurden, und später gab er drei geschätzte Liederfassungen heraus: für junge Mädchen in den Arbeitsschulen; für die Handwerker in den Sonntagsschulen; und für den Soldatenland. Einen originalen Dichtergeist besaß er nicht, aber eine reine Sprache, ein leichter Reim, eine gesunde Moral und der wohlgetroffene Volksston zeichnen alle seine dichterischen Arbeiten aus, und sichern ihnen eine lange Fortdauer. Er schrieb auch ein Andachtsbuch für Seefahrende, nahm thätigen Antheil an den Kibben-

1) Bartholin da scriptor. Dan.; R. Slangen's Geschichte Christian's IV., deutsch v. J. D. Schlegel 1r Th. 21.

*) Islands Landnámabók. II, 19. S. 121. Torfaeus Hist. Norv. I, 8 — 10. 180 — 85.

**) Heim. Landb. 1r Bd. S. 114.

havanne lærde Efterretninger, in denen sich von ihm (unter den Zeichen α, π) eine Menge Recensionen findet, besonders im Fache der Homiletik, und war ein geschätzter Mitarbeiter an den Zeitschriften: Iris, Borgens, Morgenspost, Midtidsposten, und den von Paulsen heraus gegebenen Neujahrsgaben 4). (Baur.)

HJORTER (Olof), geb. 1696 in der schwedischen Provinz Jämtland; 7 Jahre alt (1703 den 13. Dec.), sah er einmal in der Morgendämmerung bei klarem Himmel, auf den Mond hin und bemerkte, daß er gar dunkel scheine. Erstochen eilt er zu seinem Großvater, einem Prediger, bei welchem er sich eben besand und bittet ihn, er möge heraufkommen und sehen. Der Großvater, der eine Mondsinnsfarnis erkannte, beruhigte ihn, der Mond werde bald wieder hell werden; zeigte ihm auch den Kalender, worin die Sinnsfarnis, auch Tag und Stunde, vorher angezeigt war. Als nun der Schein des Mondes zurück kehrte, verwunderte der Knabe sich darüber, daß ein Mensch so etwas voraus sagen könne. Von dieser Zeit an interessirte ihn nichts mehr als die Kalender, deren er alte und neue sammelte, und konnte nie des Anschauens des Himmels satt werden: oft kletterte er Nachts auf Dächer und betrachtete da mit großer Anacht den Himmel; machte in kindlicher Einfalt, selbst schon Versuche in Beziehung auf Stellung und Berechnung der Himmelskörper. 1718 kam er nach Upsala, und seit der großen Sonnenfinnsfarnis 1715, wo er aber Hauslehrer in Kerike war, hielt er regelmäßige und sorgfältige Ohservationen. 1722 wollte er eine Astronomia Atlantica drucken lassen; was er indeß aufgab. 1723 trat er, mit einem jungen de Geer, eine ausländische Reise an; 4 Jahre hielt er sich in Utrecht auf, wo er emsig Astronomie, Physik und Geschichte studirte; in Amsterdam hielt er für junge Seelute Vorlesungen über Astronomie und Steuermannskunst. Dann kehrte er nach Schweden zurück und ward Astronomiae Docens in Upsala. Als die große Sonnenfinnsfarnis 1733 bevorstand, gab er seinen deutlichen Unterricht, wie ein jeder diese Sonnenfinnsfarnis beobachten könne" heraus. Die Societät der Wissenschaften in Upsala ließ diese Schrift auf ihre Kosten drucken und im Reiche vertheilen. Mehr denn 140 Ohservationen gingen ein, von denen 60 in den Acten der Societät für das Jahr 1735 abgedruckt wurden. 1739 machte Hjorter auf eigene, und 1749, auf Kosten des Landmeßers, Comtoirs Reisen durch Uppland, Westmanland, Rerikso, Dalarna und Grästrikland, zur Bestimmung der Polhöhe der bedeutendsten Orte; wodurch es möglich ward, genaue Provinzialkarten heraus zu geben. 1746 ward er zum königl. Ohservator an der Sternwarte zu Upsala ernannt, starb aber schon 1751. Seine und seines Schwagers, Professors Andr. Celsius, mathematische und physikalische Bibliothek von etwa 1500 Bänden und Instrumenten, wie eine Geismenne zur Vermehrung der Bibliothek schenkte er der Sternwarte. Er hat mehrere Jahrgänge Kalender aufgear-

beitet. Über seine Ohservationen vergl. die Acten der Societät der Wissenschaften zu Upsala 1734 bis 1737.

(v. Schubert.)

HIORTHOLM, eine kleine Insel im RD. der zwischen Öresund und Lütland gelegenen dän. Insel Samsoe *).

HIORTHIMUL, eine der Västkyren, die Schwerts klirrende, Schwerdtkörnerrin, f. Valkyren. (Schincke.)

Hjortoe, f. Södra Tjusto.

Hjortoe, f. Juvöe.

HIORVARD, HIORVARDR (nord. Mythol.), von hior, Schwerdt, und varda, Wachen, Wächter des Schwertes, Name nordischer Könige: 1) H., König von Norwegen, hatte das Glückselbst gethan, daßjenige weibliche Wesen sich zur Frau verschaffen zu wollen, welches er als das schönste kennen lernte; so bekam er nach und nach vier Frauen. Die Vielweiberei war zwar bei den Germanen nicht verboten, doch hatte die Eitle Monogamie zur Regel gemacht (Tacitus Germ. 88.); H's Verfahren ist also bloß als Ausnahme zu betrachten, welche in einer Mythe um so weniger Anstoß gab. Hiorvard hatte schon Asfridur, Mutter Hebin's, Särleidr, Mutter Humlung's, Einrioth, Mutter Hymling's, als er erfuhr, daß Sigurtin, die Tochter des Königs Eswafnir von Eswaland, die schönste aller Frauen sei. Er sandte Atli den Sohn seines Jarls Jemund dahin, daß er für ihn um sie werbe. Eswafnir's Jarl Frommar aber, der Sigurtin in seiner Pflege hatte, rieth, sie ihm zu verweigern. Hiorvard zog daher selbst nach Eswaland, welches eben ein andrer Freier Sigurtin's König Hrodmar verheirathet, und den König Eswafnir idbete. Atli fand ein Haus, auf welchem ein großer Vogel saß, es hütend. Atli schoß den Vogel, welcher eingeschlagen war, todt, und traf in dem Hause Sigurtin, die Königs Tochter, und Atli, die Tochter des Jarls Frommar, welcher Miergestalt angenommen und sie vor dem feindlichen Heere beschützt hatte. Atli führte die Mädchen fort, und Hiorvard nahm Sigurtin, und Atli Aof. Hiorvard und Sigurtin wurden die Aelteren des berühmten Helgi, der seinem Vater Vorwürfe machte, daß er ungerechte Kriege führe, und Eswafnir's Tod nicht rache. Da gab dieser ihm Truppen, worauf er Hrodmar erlegte *).

2) H., des Königs Hundung von Hundland Sohn, verlangte nebst seinen Brüdern Atli, Gelf und Havarat von Helgi dem Hundingskötter, Sühngeld. Helgi verweigerte es; als Schlachtfeld wurde daher das Gefilde bei dem Logastoff bestimmt. Hier wurden Hiorvard und seine Brüder von Helgi erlegt *).

(Ferdinand Wacher.)

*) Meim. Handb. der Myth. 1. Bd. S. 81.

1) Quitha Helga Haddinglaskata, gr. Zug. der Eider: Elda II. S. 26 — 26. Wacher, Forum der Kritik I. Bd. II. X. S. 96 — 99. 2) Helga—Quitha Hundingabana en fyrri XII. XIV. S. 61 — 63. Helga—Quitha Hundingabana en sidari. S. 93. Wacher, Forum der Kritik I. Bd. II. Myth. S. 108. II. Bd. I. Myth. S. 129. Volsunga—Saga 16. S. 25, wo aber Hiorvard Dagbard genannt wird.

Hipanis, f. Hypanis.

HIPERIOS, hieß einer der vielen Söhne des Ares.
(Schincke.)

Hiphil, Hifil, f. Species Verbi.

HIPHINOOS, einer der Kapiten, welcher auf der Hochzeit des Peiritheos von Peleus getödtet wurde *).
(Schincke.)

Hiphon, f. Nipon.

HIPIO, *Hübner* (Insecta), eine Gattung der Tag-schmetterlinge mit edigen Flügeln; auf den vordern derselben steht oben ein doppelter, großer, schwarzer Augenfleck. Es gehören dierher *Papilio Constantia Cramer* nidschisch. Kapellen. t. 133. A. B. und *Papilio Leda*, L. *Cramer* 196. C. D., siehe *Hübners* Verzeichniß bekannter Schmetterlinge. S. 56.
(D. Thon.)

Hipoepa, f. Hypaepa.

Hipothebae, f. Hypothebae.

Hipothoontis, f. Hypothoontis.

HIPPA, nach Ptolemäos eine Stadt im Innern von Mauritanien. César. unweit Baniatä zwischen den Flüssen Kampaga und Gulus.
(R.)

HIPPA (*Ixna*), eine Nymphe, welche ein orphischer Hymnos *) nach Phrygien, dem Ida und Amolos versetzt, empfängt auf Zeus Befehl den Dionysos zur Pflege und Erziehung. Nach der bekannten Hieroglyphe des Pferdes, welche das Wasser bezeichnet, läßt sich nicht zweifeln, daß *Ixna* für *Ixnia* steht. Im orphischen Hymnos wird sie *χθονίη μήνηρ*, *basilissa* genannt, und also als Erdmutter gegeben *). Auf dem Gemälde des unter dem Namen des Taufgottes von Gaeta *) bekannten Gefäßes kommt Hermes und überbringt einer Nymphe den kleinen Dionysos, die aber, wie Welcker *) entscheidet, nicht gerade Ino, Kaktis oder Hippa seyn muß, sondern Repräsentantin der übrigen, welche gewöhnlich die dionysischen Ammen genannt werden, und welche als die, so das Wasser in der Erde und ihren Quellen bedeuten, mit der Leukosthea, dem Urhorn, dem Meer zusammen gehören, und mit den gleichfalls zu dem Dionysischen Ammen gerechneten Hyaden *) und Plejaden im Wesentlichen des Gefühls übereinstimmen *).
(D. Schincke.)

HIPPA, *Fabricius* (Crustacea). Diese Krebsgattung gehört nach Latreille's Anordnung (*Cuvier regno animal.* ed. 2. IV. 74.) zur Ordnung Decapoda, *fam. milia macroura*, in *Fabricius* System steht sie in der Ordnung Exochinata, und Desmarest rechnet sie eben dahin, wozu Latreille sie ordnete. Sie hat folgende Kennzeichen nach dem Umfange, den man ihr jetzt gibt, wenn von den ihr von Fabricius zugeheil-

ten Arten sind mehrere Typen neuer Gattungen geworden, er selbst sonderte vier als Gattung Albunea ab. Die zwei vordern Füße endigen in eine sehr zusammen gedrückte, fast eiförmige, fingerlose Hand; die seitlichen Füßer sind viel länger als die mittleren und gebogen. Diese letzteren laufen in zwei kurze, kumpfe, auf einander stehende Faden aus; die Augenflecke sind lang und fadenförmig; das dritte Glied der Kiemenfüße ist sehr groß, plattenförmig, ausgerandet und bedeckt die folgenden Glieder. Die Schale des Vorderkörpers ist fast eiförmig, gewölbt, an beiden Enden abgeflacht. Das zweite, dritte und vierte Fußpaar endigen in ein plattes, fischel- oder halbmondförmiges Glied. Der Hinterleib ist an seiner Basis an beiden Seiten gleichsam ausgerandet, und endigt in ein langes, breites, schmales Glied, welches auf jeder Seite, nahe an seiner Wurzel eine kleine, gekrümmte oder gebogene, an den Rändern gefranzte Schwimmpolze hat. Die Augen stehen vorn am Kopfe einander genähert. Man wußte von der Lebensweise dieser Thiere nur wenig. Sie hatten sich im feuchten Sande der Seeflächen auf, auf dem sie, in der Bai von Rio Janeiro, von den Fischen täglich ausgegraben werden, um sie als Köder zu gebrauchen. Man kennt nur wenige Arten.

1) H. emerita, *Fabric.* (auch dessen Hippa a-dactyla, *Emerita Gronov.* *Gazophyl.* t. 17. f. 8. 9. *Herbst* Krebsf. t. 22. f. 3. *Desmarest* *Considérations générales* sur la classe des Crustacés. t. 29. f. 2.). Der Rücken schild ist fein in die Quere gestreift, vorn mit 4 sehr deutlichen, eingebrachten Quertlinien, am vorderen Rande mit 3 Zähnen, die Füße behaart. Länge 2½ Zoll. Lebt an den Küsten von Brasilien.

2) H. coerulea, *Risso.* (*Crustacés de Nice.* p. 50.) Ob diese schöne Art wirklich dieser Gattung angehört, ist noch zweifelhaft. Sie ist länglich, im Umfresse des Körpers gelblich, in der Mitte schön ultramarin blau. Die Schale des Vorderkörpers ist eiförmig, länglich, vorn ausgerandet, die Augen stehen auf kurzen Stielen; die äußern Füßer sind sehr dick, die innern kurz; der Hinterleib glatt; am ersten Fußpaar sind die Glieder etwas breiter als an den übrigen, und die letzteren haben keine Klauen. Die Schwimmpolzen des Schwanzendes enden in eine nach unten gebogene Spitze. Diese Art lebt in den äußern Fächern der Schale der Kustern, auf denen sie sehr häufig herum läuft. Länge 6, Breite 2 Linien. Am Nizza.
(D. Thon.)

Hippace, f. Coagulum.

Hippaconistae, Hippaconistien, f. Hippaconistien.

Hippacra, f. Hippakra.

Hippacura, f. Hippokura.

Hippades (*Innaeus, αἰλας*), f. Attika (ist Sect. VI. Bd. S. 241).

HIPAGOGOI oder AMPHIPPOI, waren Reiter der Griechen, welche zu mehrerer Bequemlichkeit zwei Pferde hatten, um sich deren bei weiten Wärschen abwechselnd bedienen zu können. Es scheint der Gebrauch von 2 Pferden durchaus nur aus dem Nothfalle, nicht

*) Ovid. *Metam.* XII. 379.

1) XLVII. (49.) *Fragm.* CLIII. 3. 4. oder XXX. 2) *Schönard* *Griech. myth.* Antheil. S. 165. 3) *Span* *Miscellan.* II. p. 25. *Montfaucon* *Tom.* I. 142. 1. von der *Pede* Zagebuch auf einer Reise (von Böttiger) 4r Th. S. 12; am besten getechnet in *Welckers* *Beitrag.* Bd. I. 3r. d. Taf. V. Fig. 23. 4) Eben das. S. 504. 5) *Schol.* ad *Hesiod.* 92. *Thon* ad *Aes.* *Phaenomen.* 177. *Hayne* ad *Apollodor.* p. 223. 6) *Apollodor.* III. 4. 3.

aber in der Schlacht selbst Statt gefunden zu haben. Denn, obgleich die Griechen schon zur Zeit des Sängers der Iliade geschickte Reiter waren und mit Leichtigkeit von einem Pferde auf das andre sprangen, so hätte doch der Gebrauch und das Leiten zweier Pferde in der Schlacht nur hindern können. Bei Erius (XXXV, 28, 29.) kommen Reiter vor, die tarentinische heißen und zwei Pferde haben, doch wird nichts Näheres über sie von ihm angeführt.) (Carl Wilhelm Müller.)

HIPPAGONISTAE, HIPPAGONISTEN, sind eine Art leicht bewaffneter Reiter der Griechen, welche Wurfspeise abwarfen, sich aber nur im Nothfalle in ein eigentliches Handgemenge einließen, da ihre Bewaffnung zu leicht war, als daß sie den Hieben der Feinde hätten Widerstand leisten können. Sie waren mit den Reitern, welche tarentinische genannt werden, wohl einerlei; (vergl. unter Hippagogo). (Carl Wilhelm Müller.)

Hippagreta, f. Hippo Zarytos.

HIPPAGRETAE, HIPPAGRETEN, hießen bei den Spartanern die Commandeure von einer Centurie Hippeis, deren es drei aus den würdigsten Epheben bestehende gab. Diese Hippeis dienten aber nicht alle zu Pferde, wie man aus dem Namen schließen könnte, sondern als Schwerbewaffnete *), und ihre Führer, die Hippagreten, wurden von den Epheben aus den verdienstlichen Bürgern erwählt, und hatten nicht nur das Recht, die besten Epheben unter die Hippeis aufzunehmen, sondern auch von den Hippeis selbst die 6 ausgezeichnetsten jährlich zu entsenden, welche dann den Namen ἀγαθοὶ ἐπὶ ἵπποις erhielten. Bei Περίοδος heißen die Hippagreten auch Πάδαγρεται (παδαγρέται); im Texte steht fälschlich παλαγρέται **).

(Carl Wilhelm Müller.)

HIPPAKONTISTEN (Speerwürger zu Kasse), leichte Reiter im makedonischen Heere, meist Thraker und Pannonen, leicht geharnischt und mit Lederhelmen bedeckt. Sie führten kurze Wurfspeise mit Schäften von Hagedornholz als Hauptwaffe, daher ihre Benennung. Vgl. Arrian. II. IV. v. an mehreren Stellen. (Benicken.)

HIPPAKRA, HIPPAKRA, Stadt im Karthagergebiete in Nordafrika, unweit von Utika. S. Polyb. I. Ob insof nicht Hippakra mit Hippo-Zarytos einerlei und hier bloß eine Namensumgestaltung vorhanden sei, bleibt immer zweifelhaft. (Benicken.)

Hippakura, f. Hippokura.

Hippalime, f. Hippalimus.

HIPPALIMUS, ft. Hippalime (Palaeont.). Lamouroux *) hat dieses Geschlecht für eine fossile Polypartemart gegründet, welche in der Ordnung Sarcoporeae Bronn, Familie Actinariae Lamouroux gehört; und bisher beibehalten worden ist *). „Polyparium fossile,

fungiforme, pedicellatum, planum, inferne poris destitutum, superne lacunis superficialibus irregularibus porisque parum distinctis sparum; Osculum terminale cylindricum, profundum, poris intus carens. Pediculus magnudricus, crassus, brevis.“

Die einzige Art ist H. fungoides Lam. Tf. 79. Fg. i. Bronn. *) Tf. VI. Fg. b. Sie ist 0,070 hoch, und 0,100 breit. Vorkommen mit andern Polyparien in einer Bank blauen Mergels, welche zur Bildung der steilen Seeclüften im Calvados-Departement beiträgt, und deren Alter nicht angegeben wird. Nach Lazard, Doujouan und Negrel *) findet sie sich auch im Rhone-Departement, angeblich in einer Schichte, welche aber viele tertiäre Verkeimungen enthält, was daher noch weiterer Untersuchung bedarf. (G. H. Bronn.)

HIPPAKIMOS (Ἰππακίμος), 1) einer der Argonauten *). Hippalkmos *) und Hippalkos *) hält man für dieselbe Person. 2) Ein Sohn des Pelops *). 3) Ein Sohn des Iteobos, Enkel des Dädalos und Bruder des Elektron, welcher Penelopeus, den Argonauten zeugte *).

(Schincke.)

Hippalkmos } , f. Hippalkimos.
Hippalkos }

HIPPAKIMOS, ist wahrscheinlich der von Apollodor *) erwähnte Vater des Penelopeus (Ἰππακίμος Παλαίμνος). (Schincke.)

HIPPALOS, ein griechischer Seemann, dessen Zeitalter ungewiß, jedoch vor dem der ersten Ptolemäer zu suchen ist, war der erste, der von der Küstenschiffahrt abgehend und seinen wahrscheinlich in Ägypten erworbenen nautischen und astronomischen Kenntnissen vertrauensvoll, zuerst die Fahrt auf hoher See im indischen Ocean wagte, dabei mit den dort wehenden Passatwinden (Monsoons-Etesien) bekannt ward, diese zur Hin- und Herfahrt zwischen Ost und West flüchtig benutzte, dadurch Gründer eines neuen nautischen Systems wurde und eines so ausgedehnten Ruhmes genoß, daß der Süd-West-Wind nach seinem Namen Hippalos genannt wurde *).

(Benicken.)

HIPANA, Stadt auf Sicilien, zwischen den Flüssen Himera und Menas gelegen, jetzt ein Trümmerhaufe nördlich von Vicari in der Intendanz Palermo. Polyb. I. gebirgt über.

(Benicken.)

Hippanakra, Hippanakra, f. Hippakura.

Hippanthropen, Hippanthropi (ἵππανθρωποι), Pferdemenfchen, f. Kentauren.

ant. XXI. (1821) p. 171. 3) H. G. Bronn, System unvollständiger Pflanzenwelt (1825), S. 14. 4) Fillenau Statistique du depart. des Bouches du Rhone I. 328 - 457.

1) Hygin. Fab. XIV. 2) a. a. D. Fab. XIV. 3) Apollodor. I. 9, 16. 4) Schol. Pindar. Olymp. I. 144. Munier ad Hygin. Fab. XIV. p. 50 a. 180. ed. von Staveren. 5) Diodor. Sic. IV, 67. aus dazu Hesseling. Heyne ad Apollodor. I, 9, 16. p. 75.

1) Apollodor. I. 9, 16. §. 8.

1) Plin. VI, 25, 26. Arrian. Peripl. mar. erythr. p. 27. Geogr. Diodwell. Dias. de Peripl. mar. erythr. Vincent. voy. of Nearch. p. 75.

+) Regil. Victor. var. lect. 9, 8. Lipsiae de milit. Roman. 3, 8. Grevol. ad Cic. ad Attic. 5, 19. Suid. s. v. ἵππακοντα. Pollux. onomast. I. c. 10.

*) Heyrich. s. v. ἵππακοντα. Strabo X, 481 d. *) Vid. Manse's Sparta I, 1. p. 153.

1) Lamouroux exposition methodique des Genres de l'Ordre des Polypteres (1821) p. 77. 2) DeFrance im Dict. d. sciences.

Hippaphasia, f. unter Heteren (2te Sect. VII. Bd. S. 227).

Hipparch, f. Hipparchos.

HIPPARCHIA, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Tagfalterlinge, schon von den Verfassern des Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend, in der Familie F aufgestellt, von Schrank früher (Fauna boica II, 1. S. 70) *Maniola* genannt, welcher Name indessen nicht, wie Einige meinen, den Vorzug verdient, indem unter ihm auch die Gattung *Apatura* begriffen ist. Latreille rechnete die Hipparchiden früher zu seiner Gattung *Nymphalis*, jetzt aber (*Cuvier régno animal*. V.) nennt er sie *Satyrus*. Man sieht hiernach, daß der fabricius'sche Name der Gattung den Vorzug verdient und ihm Dufschneider mit Recht angenommen hat. Meigen hat aus Hipparchia, wohl ohne Noth, da wesentliche Unterschiede nicht Statt finden, die Gattung *Melanargia* gebildet. (Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge I, 88. Hft.). Nach Fabricius (Auszug aus dessen *Systema Glossatorum* im 6ten Bande von Illiger's Magasin für Insektenkunde) sind die Kennzeichen folgende. Zwei Fächer (Palpen), welche lang sind, zusammen gedrückt, nach außen länger gesenkt und dreieckig sind. Das dritte Glied ist kurz, eingekrümmt, spitzig, unter der Spitze eingelenkt, die Fühler sind nach außen bider, spitzig. Die vordern Füße sind Pufffüße. Dufschneider, bei welchem diese Schmetterlinge, bevor er im 4ten Bande seines Werks, »die Schmetterlinge von Europa«, eigentliche Gattungen aufstellte, die Familie der »randbaugigen Falter« bildeten, gibt folgende nähere Kennzeichen an. Die Falter haben nach außen verdickte Fühler und das erste Fußpaar ist nur halb so groß, als die übrigen. Die Flügel sind meist bräunlich auf denselben, gewöhnlich nahe am Außenrande einige kleine Augenflecken oder runde schwarze, zuweilen bloß eingelassene Flecken, mit einem weißen Mittelpunkt. Der Hinterleib der Raupen endigt sich immer in zwei kleine Spizen (Zweifelhäuten). Ihr Kopf ist fast kugelig, nur vorn etwas gedrückt. Die weissen sind mit feinen weissen Haaren besetzt und der Längs nach abwechselnd heller und dunkler gestreift. Die Verwandlung geschieht gewöhnlich frei, bei einigen Arten indessen unter der Erde. Die Puppe hängt mit dem Hinterleibe fest, ist kurz und hat vorn zwei kleine von einander stehende Spizen. — Von den Längshornen der Vorderflügel sind nur bis drei an der Wurzel aufgeschwollen *). Die Mittelzelle an den Hinterflügeln ist geschlossen. Die vordern Füße sind

bei beiden Geschlechtern kurz. — Die Raupen leben sehr verborgen und gehen meist nur des Nachts ihrer Nahrung nach, die Falter, deren man auf 200 Arten zählt (*Gadart* in *Encyclopédie méthodique*, Entomol. tom. IX.), sind fast in allen Gegenden der Erde verbreitet, sogar noch in Kappland einheimisch, und leben vorzugsweise trockne, grasreiche Gegenden, Gebirge, Wiesen, fliegen schnell und ruckweise und in der Regel nicht sehr hoch.

Dufschneider hat die ebenfalls bedeutende Anzahl der europäischen Arten (etwa etliche Achtzig!) der leichtern Übersicht wegen in sieben Familien getheilt, welche aber einer genauern Sichtung bedürfen oder die man am zweckmäßigsten ganz unbeachtet läßt, da die Übergänge zu sehr in dieser Gattung herrschen, als daß es möglich wäre, die genauen Grenzen der Abtheilungen anzugeben.

Bei der großen Menge, selbst europäischer Arten, können wir nur einige der letzteren, als Typen der Gattung auswählen.

1) *H. Proserpina*, Wiener Verzeichniß (*Hübner* Papil. t. 26. f. 119. Männchen f. 120. 121. Weibch. Text. S. 21. n. 1. *Ej. Larvae Lepidopterorum* I. Pap. I. Nymph. f. fig. 1. a. b. *Mösel's* Insektenbeschreibungen IV. t. 27. f. 3. 4. *Pap. Circe*. *Fabr.* Entom. System. III. 1. 233. *Boisduval* Conspectus p. 19**) der *Kuchgrasfalter*.

Die Grundfarbe dieses Schmetterlings ist ein sammtartiges Schwarz oder Schwarzbraun, welches aber, nach längerem Sitzen oder bei den Exemplaren der Kabinette verbleicht. Durch alle Flügel zieht sich eine breite, milchweiße, auf beiden Seiten scharf begränzte Binde, welche auf den Hinterflügeln von den schwarzen Adern durchschnitten wird, auf den vordern aber aus stärker abgesetzten, nach außen spitzig zulaufenden Flecken besteht, in deren erstem am Vorderrande ein schwarzes Auge steht, das zuweilen eine kleine, weiße Pupille hat. Der an den Hinterflügeln fast geradlinige Saum ist schwarz und weiß gescheckt. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel dunkel schwarzbraun, der Vorderrand zur Hälfte und die Spitze nebelgrau mit dunklern Schüppchen bestreut, die weiße Binde ist breiter, der weiße Fleck, in welchem das Auge steht, das immer eine weiße Pupille hat, läuft in den Vorderrand aus, an dem gegen die Wurzel noch zwei weiße, längliche Flecken liegen. Die Hinterflügel sind nebelgrau, durch schwarze und dunkelbraune Schüppchen, welche zum Theil in unbedeutliche Wellen zusammengebrängt sind, marmorirt. Durch die Mitte zieht eine breite, stark gezackte, weiße Binde, welche nach innen scharf begränzt, nach außen schwarzbraun besprenkt ist, mit einem kleinen, weiß gekielten Auge gegen den Innenwinkel. Zwischen ihr und der Wurzel steht ein weißer, gebogener, nur bis in die Mitte reichender Streif. Die Raupe lebt auf Kuchgras (An-

*) Meigen erhebt diese Anschwellung (s. a. S.) zu Kennzeichen der Gattungen *Melanargia* und *Maniola* und zwar soll bei der ersten nur die vordere, bei der letzten aber die vordere und die zweite Längshorn aufgeschwollen seyn. Eine nähere Beschreibung teilt jedoch, daß dieses Kennzeichen nicht überall anzuwenden ist. Bei *Man. Phloxaria*, *Dejandri*, *Maera* u. a. ist die erste Horn an der Wurzel stark, die zweite und dritte kaum aufgeschwollen, dagegen sind bei *Pamphilus* u. a. alle drei stark aufgeschwollen. Nirgends finden bei trocknen Exemplaren die 2te und 3te Aufschwellung leicht ein.

**) Der Name des Wiener Verzeichnisses ist ähren, verleiht also den Vorzug vor dem des Fabricius, den *Boisduval* annimmt.

thoxanthum odoratum). auf Rold (Lolium), Aedre (Bromus) und andern Gräsern. Der Kopf ist elfenbein weiß, mit 6 dunkelbraunen, welligen Strichen vom Scheitel gegen den Mund. Der Leib erscheint bunt gestreift, vom Rücken aus folgender Massen gezeichnet. Über die Mitte des Rückens läuft ein tief schwarzer Strich; an diesen stößt eine milchweiße Linie, dann folgt ein beigeäures, mit Braun gestittetes und gerandetes Band, an diesem zieht sich ein blaß mennigrother, dann ein dunkelbrauner und zu unterst ein odergelber, oben und unten weiß begränkter Streif, in welchem die schwarzen Luftstriche stehen, hin, die Brustfüße sind gelblich, die Bauchfüße und die ganze untere Bauchseite sind kaffeebraun, sammtartig matt. Der ganze Körper ist glatt und haarlos. Diese Raupe lebt am Tage zwischen dünnen Grasblättern, nahe an der Erde und kriecht erst Abends nach Sonnenuntergang ganz langsam höher an die grünen Halme hinauf. Man findet sie im Junius. Im Anfang des Julius kriecht sie zur Veranbarung unter die Erde und wird zu einer glänzenden kastanienbraunen, vorn stumpfen, in der Mitte sehr biden und hinten zugespitzten Puppe. Der Falter erscheint im Jul und August und fliegt im mittlern und südlichen Deutschland, in Südfrankreich und in Italien.

2) H. Briseis. Linné (Hübner Pap. t. 28, f. 180. 131. Weibchen. Zert. S. 21. v. s. t. 118. f. 604. 605. Pap. Pirata. Varietät des Weibchens. Esper Schmetterlinge I. t. 26. f. 1. Janthe major, fig. 2. Janthe minor, t. 100. f. 3. Pirata. — Bergsträfers Rosennatur. t. 94. f. 1. 2. Pape. Daedalus. f. 4. 5. Janthe. t. 96. f. 1. 2. Briseis. t. 127. f. 4. 5.). Der gemeinlichste Falter, braungraue grünschillernde Falter.

Die Flügel sind gezähnt, braungrau ins Grünliche schillernd. Die vordern haben eine aus 6 länglichen, gelblich weißen, abgeforderten Flecken bestehende Binde; der erste und vierte führen ein schwarzes Auge, welches zuweilen eine weiße Pupille hat; das letztere fehlt manchmal bei dem Männchen und ist viel kleiner. Auf den Hinterflügeln steht eine breite weiße Binde, welche sich nach beiden Seiten in die Grundfarbe verliert. Die Vorderflügel sind auf der Unterseite gelblich weiß, am Außenrande und gegen die Wurzel grau Braun schattirt und haben außer den schwarzen Augenflecken am Vorderrande noch zwei schwarzbraune Fiedeln. Die Hinterflügel sind bei dem Weibchen nebligrau, bei dem Männchen gelblich weiß, schwarzbraun besäubt, mit einem dunkeln, großen Flecken am Vorderrande und einem dergleichen in der Mitte. In einiger Entfernung vom dem Außenrande läuft eine dunkle Wellenlinie, welche einen schwarz- oder braungrauen Schatten begründet, der sich nach der Wurzel zu in die Grundfarbe verliert. Von diesen Schmetterlingen finden sich viele Varietäten und besonders, hinsichtlich der Gestalt der weißen Binde auf den Hinterflügeln und der Unterseite derselben, welche zuweilen gegen den Innenwinkel ein oder zwei kleine Augen bald mit bald ohne weiße Pupille führt. Die bemerkte Varietät Pirata unterscheidet sich nur durch die braungelbe Farbe der Hinten auf der Oberseite. Sie

ist in der südlichen Schweiz, in Piemont und Langue-dol zu Hause und hier ziemlich häufig. Die Raupe dieses Falters ist noch unbekannt, der Schmetterling selbst fliegt in felsigen Gegenden und an trocknen, dürreren Anhöhen auf deren Mittagsseite. In Deutschland, im südlichen Europa, Frankreich und Rußland im Julius und August.

3) H. Hermione. Linné (Hübner Pap. t. 27. f. 122. Männchen, 123. 124. Weibchen. Zert. 22. n. 4. Larvae Lepid. IX. Cap. I. Nymph. f. 2. a. b. Scopoli Pap. Fagl. Esper's Schmetterlinge I. t. 8. f. 3. Weibchen, Hermione major. t. 70. f. 4. Var. des Männchens). Der Roggrasfalter, die Weißbinde, der Cremi, deutscher Atlas, Eisvogel, Wiesentagsvogel.

Dieser Falter ist mit dem folgenden so nahe verwandt und so häufig mit demselben verwechselt worden, daß es nöthig ist, die Beschreibung beider zu vereinigen, um auf diese Weise die unterscheidenden Kennzeichen desto besser angeben zu können.

Hermione ist beträchtlich größer und die Hinterflügel sind bei dem Männchen mehr in die Länge gestreckt, als bei Aleyone. Die Grundfarbe ist bei erstem tief schwarzbraun; die Binde, welche durch die Vorder- und Hinterflügel zieht, bei dem Männchen düsterer und gleichsam mit Rauchfarbe überzogen, verläuft sich allmählig in den Außenrand. Bei Aleyone hat die weiße oder vielmehr bräunliche Binde auf den Hinterflügeln nicht die beinahe gerade Richtung, wie bei Hermione, sondern bildet in der Mitte nach innen einen deutlichen Winkel oder wenigstens stärkeren Bogen. Beide Arten haben auf den Vorderflügeln gegen die Spitze derselben einen schwarzen augenförmigen Fleck mit oder ohne weiße Pupille, Aleyone immer noch einen kleineren blinden gegen den Innenrand, der bei Hermione nur äußerst selten und kaum als Punkt sichtbar ist. Auf den Hinterflügeln hat der letztere auf beiden Seiten gegen den Innenwinkel ein schwarzes Augenfleckchen mit weißer Pupille, Aleyone meistens nur auf der Unterseite. Diese ist auf beiden Arten auf den Vorderflügeln gleich, schwarzbraun mit einer gelblichen Binde, in der gegen die Spitze ein schwarzer Augenfleck mit weißer Pupille und weiter unten, gegen den Innenrand, zuweilen ein kleinerer Fleck. Die Hinterflügel weichen wesentlich ab. Bei Hermione ist das schwarze Feld von der Wurzel bis zur Mitte sehr stark mit weißgrauen Stäubchen marmorartig gemischt und auswärts von einer zwar sehr stark gezähnten, aber besonders bei dem Weibchen fast gerade laufenden schwarzen Linie begrenzt. Bei Aleyone ist dieses Feld reiner, schwarzbraun und die Randlinie weniger gezackt und bildet in der Mitte einen busenförmigen, starken Ausschnitt, welcher sich niemals bei Hermione findet. Die Binde der Hinterflügel ist bei Aleyone nach innen immer reiner weiß, dagegen bei Hermione stark mit braunen Stäubchen vermischt.

Die Raupe von Hermione ist röthlich grau, mit odergelbem, schwarz gestrichtem Kopf, schwarzem Rückenstreif und feinen dergleichen Querlinien. Sie überwin-

text und man findet sie im Mai und Junius auf dem Honiggrasse (*Holcus lanatus*); zur Verwandlung geht sie in die Erde und wird zur dunkelbraunen Puppe mit helleren Flügelcheiden. Der Schmetterling fliegt im Julius und August, in Wäldern auf Waldwiesen an Bäumen und ist im südlichen Teutschland, in Frankreich und Italien einheimisch.

4) H. *Aleyous*. Wiener Verzeichniss. (*Hübner* Pap. t. 27. f. 125. 126. Männchen. Zert. S. 22. n. 5. Herbst Schmetterlinge VIII. t. 215. f. 1. 2. *Hermione* mas. *Esper* Schmetterlinge. t. VII. f. 2. *Hermione* minor.). Der Honiggrassfalter, der dunkelbraune, bläugelbrennige Falter ist im nördlichen und südlichen Teutschland, in Osterreich, auf den Pyrenäen, einheimisch, bei Dresden und in Thüringen oft häufig und fliegt im Julius.

6) H. *Allionia*, *Cyrrill* (Entomol. Neapol. Spec. I. t. II. f. 13. Herbst Schmetterlinge. VIII. t. 201. f. 5. 6. *Allionius*, t. 200. f. 1. 2. *Fidia*, mas. *Esper* Schmetterlinge. I. t. 52. f. 4. *Fidia*, Var. t. 95. f. 2. 3. *Arachne*, t. 105. f. 4. *Allionia*. *Hübner* Pap. t. 32. f. 145. 146. t. 100. f. 510. 511. Fauna. Zert. S. 23. Anmerk. zu *Arachne*.)

Dieser Schmetterling ist mit *Fidia* und *Statilinus* nahe verwandt und mit beiden öfters verwechselt worden, ja Boisduval sieht ihn nur als Varietät des Letztern an, welcher ihm die eigentliche Stammart ist. Die Grundfarbe der Oberseite ist schwarzbraun, ins Grünliche schillernd, der Saum weißgrau, an den Vorderflügeln schwarzbraun gefleckt. Auf diesen stehen in einem etwas helleren Grunde zwei schwarze verloschene Augen, deren oberes nur äußerst selten eine weiße, kaum sichtbare Pupille hat, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte. Unten sind sie von der Wurzel bis zur Mitte braungrau, am Vorderrande zeigen sich zwei schwarze Striche, und durch die Mitte zieht eine schwarze bogige Querlinie, die nach außen in ziemlich der Breite weiß angelegt ist. Zwischen ihr und dem Außenrande, vor welchem eine schwärzliche, gegen den Innenrand etwas abgesetzte Linie verzieht, stehen zwei große, schwarze, gelb umzogene Augenflecken, deren oberer nur eine weiße Pupille führt, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte, der erste in dem Ringe des oberen Auges. Die Flügelspitze ist hellgrau angelegt, welches einwärts ins Weiß übergeht. Die Hinterflügel sind stark gezähnt, führen gegen den Innenwinkel einen kleinen schwarzen, meistens blenden Augenfleck, und längs dem Außenrande 3 oder 4 weiße Pünktchen. Auf der Unterseite sind sie von der Wurzel bis zur Hälfte braungrau, nur sehr selten weißlich bestäubt, mit zwei ganz durchziehenden, schwärzlichen, wellenförmigen Querlinien, wovon die äußere in der Mitte einen starken Vorsprung bildet, und eine weißliche, ansehnlich breite Binde begründet, die nach außen in die dunklere Grundfarbe verläuft. Vor dem Aufstante steht eine schwärzliche Bogenlinie, zwischen ihr und dem Saume ist der Grund lichtgrau und verloschen dunkler gefleckt. Das kleine Auge gegen den Innenwinkel und die weißen Punkte sind wie oben vorhanden. — Das

Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind stärker gezähnt, es ist von der Wurzel, die etwas heller bräunlich ist, bis zur Mitte schwarzbraun, von da bis gegen den Außenrand heller gefärbt, welches den Flügeln das Ansehen einer verloschenen, fast odergelben Binde gibt. Die vorderen führen in derselben zwei schwarze, gelblich umzogene Augen, die größer und deutlicher sind, als bei dem Männchen; das obere ist gewöhnlich länglichrund, beiden fehlt meistens die Pupille, und zwischen ihnen zieht sich die dunklere Grundfarbe bis an die beiden weißen Punkte. Der Außenrand hat hellere, verloschene Flecken, die durch eine schwarze Bogenlinie von der Grundfläche getrennt sind. — Dieser Falter ist in Portugal, Italien und im südlichen Frankreich einheimisch und fliegt im August.

6) H. *Statilinus*, *Hufnagel* (im Berliner Magazin 2. S. 84 ist also der älteste Name. Fauna. Sulzer Geschichte II. t. 17. f. 8. 9. *Hübner* Pap. t. 100. f. 107. Männchen 108. Weibchen. Zert. S. 22. *Arachne*). Die Fauna, der eirundbügige Falter.

Nach Dörfenheimer unterscheidet sich dieser Schmetterling so von dem vorigen: 1) ist er durchgehends kleiner und die Hinterflügel sind minder stark gezähnt; 2) die Grundfarbe der Oberseite ist etwas heller, bei dem Weibchen schmutzig grau braun, die Zeichnungen sind dieselben, nur hier mehr verloschen; 3) den auffallendsten Unterschied gibt die Unterseite der Hinterflügel, welche hier durchaus rüthlichgrau ist, mit dunklern Schuppen stark bestäubt und in der Mitte und am Außenrande nur selten einen durchziehenden, unbedeutlichen, kaum etwas hellern Streifen hat; 4) dieser Schmetterling bleibt sich in allen seinen Abänderungen gleich. Er findet sich in mehreren Gegenden Teutschlands, ist bei Dresden und Berlin nicht selten, wo man indessen nie einen der vorigen Art gefangen hat. Er fliegt im August in Tannenwäldern. Dörfenheimer fügt sich bei der Trennung dieses Falters von dem vorhergehenden als einer eigenen Art auf die Vergleichung einer großen Menge von Exemplaren, bei welchen sich ein Übergang durchaus nicht fand, dagegen ist wieder Weigen (europäische Schmetterlinge I. S. 115), nach Vergleichung einer großen Menge Exemplare, wobei sich eine Menge Übergänge: gefunden, geneigt, beide Falter zu einer Art zu rechnen. Wollte Aufklärung ist wohl nur von der Entdeckung der Raupen zu erwarten.

7) H. *Phaodra* Linné (*Hübner* Pap. t. 28. f. 127. Männchen 128. 129. Weibchen. Zert. S. 22. Larva Lepidopterorum I. Pap. I. Nymph. F. f. 3. a. *Esper* Schmetterlinge I. t. 6. f. 1. Brissei. t. 40. f. 1. 2. *Dryas*), der Hahngrafsfalter, der kleine Krieger.

Die Grundfarbe ist bei dem Männchen schwarzbraun, bald heller bald dunkler, mit einem schwachen, grünlichen Schiller, bei dem Weibchen, welches um vieles größer ist, braun grau. Auf dem kaum gezähnten Vorderflügeln stehen zwei schwarze Augen, mit hellblauen Pupillen, das obere ist kleiner und bei dem Weibchen beide beträchtlich größer und mit verloschenen, oder getilgten

Ringeln umzogen. Die Hinterflügel, welche stärker gezähnt sind, haben oben ein kleines Auge, welches unten nur als ein Punkt erscheint. Die Unterseite ist heller, auf den Vorderflügeln sind die Augen größer und stehen in gelblichen Ringen. Das Weibchen führt zwischen denselben nach dem Außenrande zu zwei weiße Punkte. Die Hinterflügel zeigen mancherlei Varietäten; durch die Mitte zieht sich gewöhnlich eine wellenförmige, nur nach innen scharf begrenzende, etwas verloschene, weiß bestäubte Binde, nach der Wurzel zu zeigt sich der Anfang einer zweiten und zuweilen ist von beiden kaum eine Spur sichtbar. — Die Raupe ist aschgrau, mit zwei Reihen schwarzer, länglicher Flecken über den Rücken. Sie lebt auf dem Haselgras (*Avena elatior*), und der Falter fliegt in Deutschland im Julius und August in Wäldern auf der gemeinen Haide (*Erica vulgaris*).

8) H. Semole, Linné. (*Hübner*, Pap. t. 31. f. 143. 144. Männchen. t. 168. f. 832. 833. Männchen. 834. 835. Weibchen. t. 167. f. 826. 827.). Der adlerbraune, safrangelbfliegende Falter.

Die gezähnten Flügel sind bei dem Männchen oben schwach schwarzbraun, bei dem Weibchen mehr braungrau mit einem grünlichen Schiller. Eine aus roth oder ockergelben, länglichen Flecken von ungleicher Größe bestehende Binde zieht durch die Vorder- und Hinterflügel, erstere haben zwei schwarze Augen mit kleinen weißen Pupillen, letztere ein ähnliches, aber kleineres im Innenwinkel, welches unten oft nur als ein weißer Punkt erscheint. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel aus rothgelb, mit einer ockergelben, bei dem Weibchen deutlicher abgezeichneten Binde, in der die Augen wie auf der Oberseite stehen und mit braungrauem, weißem und schwärzlich bestäubtem Vorderrande. Die Hinterflügel sind von der Wurzel bis zur Mitte dunkelgrau, durch hellere und schwärzliche Schuppen und Striche marmorartig gemischt, von da, wo eine schwarze, stark gezackte Bogenlinie durchzieht, weißlich und gegen den Außenrand, vor dem eine schwarze abgesetzte Linie herläuft, dunkler schattirt. Einige Abänderungen sind durchaus marmorirt, so daß man gar keine Zeichnung wahrnimmt. Der Saum ist weiß und schwarzbraun gefleckt.

Die Raupe findet sich, erwachsen, im Mai und Juni auf der Bergschwiele (*Aira montana*) und ist gelblich weiß mit bläubraunen Längsstreifen. Der Schmetterling fliegt im Julius und August an hohen, dünnen, felsigen Steilen.

9) H. Arethusa, Wiener Verzeichniß (*Hübner*, Pap. t. 34. f. 154. 155. Weibchen. Art. S. 26. t. 115. f. 591. 592. Männchen. Erythia. Art. S. 29. Aristea, Bonelli. Anthelia? *Hübner*, t. 174.). Goldbrauner, orangeflehtiger Falter.

Die gezähnten Flügel sind auf der Oberseite braungrau, jeder hat 4 orangefarbene Flecken vor dem Außenrande; gegen die Spitze der Vorderflügel steht ein schwarzes Auge, das auf der Unterseite, welche braungelb und dunkelbraun gerandet ist, eine weiße Pupille führt. Die Hinterflügel haben oben gegen den Innenwinkel einen

schwarzen Punkt, unten sind sie nebelgrau, in der Mitte, in Form einer Binde, etwas heller. Der Saum ist hellgrau und dunkelbraun gefleckt. Das Weibchen ist heller gefärbt, die Flecken der Oberseite sind ockergelb und hängen mehr zusammen, so, daß sie gleichsam eine Binde ausmachen; auf den Vorderflügeln steht noch ein schwarzer Punkt (zuweilen auch ein dritter), gegen den Innenrand, der unten gewöhnlich eine kleine weiße Pupille hat, und hier zeigen sich unter dem oberen Auge zwei kleine weiße, kaum sichtbare Punkte. — Die Varietät *Erythia* kommt sowohl im südlichen Frankreich, als in Rußland vor, der Falter selbst ist im südlichen Deutschland, Frankreich, Sardinien, Ungarn und Rußland zu Hause.

10) H. Janira Linné. (*Janira Linné* und Anderer ist das Männchen, *Jurtina* das Weibchen. *Hübner* Pap. t. 36. f. 161. 162. Weibchen, *Jurtina*. Art. S. 28. Janira. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. f. 2. a. b. Maniola Lemur, *Schrank* Faun. boic. II. t. S. 175. — Variet. *Hispulla* *Hübner* Pap. t. 116. f. 593. 594. Männchen. I. 595. 596. Weibchen. Art. S. 27.). Der niedrigfliegende, gemeine Wiesenvogel, braunes, gelbes Sandauge.

Die beiden Geschlechter dieses Schmetterlings sind so verschieden gefärbt, daß sie früher für zwei Arten gehalten wurden. Das Männchen ist dunkelbraun, zuweilen mit einer gelblichen Mischung gegen den Außenrand der Vorderflügel, welche gegen die Spitze auf beiden Seiten ein schwarzes Auge mit weißer Pupille führen, das auf der Oberseite in einem rothgelben Ringe steht. Unten sind sie ockergelb mit bräunlichem Außenrand. Die gezähnten Hinterflügel sind oben einfarbig, unten von der Wurzel bis zur Mitte graubraun, von da bis zu dem dunklern Außenrande in Form einer Binde heller gefärbt, in welcher 2 oder 3 schwarze Punkte in gelben Ringen stehen. Das Weibchen ist größer und hat auf den Vorderflügeln ein bald größeres, bald kleineres, roth- oder ockergelbes, durch die Grundfarbe unterbrochenes Feld, in welchem der Augenfleck steht, der noch einen kleineren unter sich hat, mit dem er zusammen geschlossen ist. Die Hinterflügel führen meistens vor dem Außenrande eine verbläute, oft kaum sichtbare Binde und sind auf der Unterseite braungrau mit einer deutlichen, weißlichgrauen oder gelblichen Binde, ohne alle Punkte.

Über den unter dem Namen *Hispulla* bekannten Falter, aus Portugal, sind die Meinungen noch sehr getheilt. Der Entdecker desselben, Graf von Hoffmannsegg, behauptet in Illiger's Magazin, daß er bestimmt eine eigene Art sei, dagegen will die Dörsenheimer nicht gelten lassen, indem er weder in Gestalt noch Zeichnung ein anderes befandenes Merkmal gefunden haben will, als die ausgezeichnete roth- oder ockergelbe Binde auf der Oberseite der Hinterflügel bei dem weiblichen *Hispulla*, wovon sich bei dem weiblichen *Janira* zwar öfters deutliche Spuren zeigen, aber niemals von der Lebhaftigkeit, wie bei jenem. Nach ihm ist es allen portugiesischen Schmetterlingen, welche zugleich in

Teutschland zu Hause sind, eigen, sich durch härtere Farben und vorzügliche Größe auszuzeichnen. In einer Vertheilung des Dörfenheimerschen Werks wird hingegen behauptet, daß *Hispulla* auf der Unterseite der Hinterflügel zwischen der zweiten und dritten Flügelader in dem Bogen einen Zahn habe, der bei *Janira* fehlt. Meigen findet ebenfalls keinen Unterschied zwischen beiden Schmetterlingen und führt sogar ein in Teutschland gefangenes Exemplar der *Janira* an, welches auf der Oberseite völlig der *Hispulla* gleicht, auf der Unterseite aber wie eine gewöhnliche *Janira* aussieht.

Die Raupe der *Janira* lebt auf dem Kiedgrase (*Poa pratensis*) und andern Grasarten, ist grün mit einem weißen Seitenstreif und kurzen feinen Härchen, überwintert in halber Größe und wird im Anfang des Jun. zu einer gelblich grünen Puppe, mit schwarzbraunen Streifen auf dem Bruststück und auf den Flügeldecken und mit 2 Köpfpfeilen. Der Falter fliegt oft schon Anfangs Jun., in der Regel aber vom Jul. bis in den Herbst, auf freien Wäldplätzen und Wiesen, ist nirgends in Teutschland selten und überhaupt fast überall in Europa einheimisch.

11) *H. Hyperanthus*, Linné. (Hübner Pap. t. 39. f. 172. 173. Weibchen. f. 173. * Var. Zert. S. 28. Pap. Polymeda. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. f. a. b. f. 2. a. b. — Muller Faun. Friedr. n. 330. Pap. Arete. p. 331. Pap. Vidua.). Der Hirsengrassfalter.

Er erscheint in den mannichfaltigsten Varietäten, deren Verzeichniß man bei Borkhausen, Herbst und Bergsträßer findet und von denen manche sogar als eigene Arten angesehen wurden. Sie beziehen sich meistens auf die Zahl und Gestalt der Augen, in welchen die vorzüglichsten Exemplare überein kommen. — Auf der Oberseite sind die Flügel braunschwarz, bei frischen Exemplaren dunkler und blau schillernd, sonst auch zu weilen braungrau, die vordern haben 2 oder 3, die hintern, welche etwas gezähnt sind, gewöhnlich 2 Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen. Doch weicht die Zahl der Augen ab, oft fehlt die Pupille, zuweilen fehlen die Augen ganz. Unten ist die Grundfarbe heller, bräunlich oder gelblich grau; auf den vordern stehen 2 oder 3 schwarze Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen; die hintern, die von der Wurzel, bis über die Mitte hinaus, etwas dunkler gefärbt sind, führen in der Regel 5 derselben, wovon 2 am Vorderrande und 3 gegen den Innenwinkel stehen.

Die merkwürdigste Varietät ist die unter dem Namen *Arete* angeführte, bei welcher die Flügel oben keine Augen und auf der untern Seite fast derselben nur weiße Punkte haben. Dörfenheimer führt noch eine Varietät an, welche oben auf dem Hinterflügel gegen den Innenwinkel 2 weiße Punkte, unten auf dem vordern 2, auf den hintern 5 derselben in eben der Lage wie bei den gewöhnlichen Exemplaren hatte. Auch kamen ihm Exemplare vor, wo Punkte und Augen unter einander standen, so wie ein anderes mit folgender Zeichnung. Die Oberseite wie gewöhnlich, mit 2 Augen auf

den Vorder- und 3 auf den Hinterflügeln, welche etwas größer und mit stärkeren, weißen Pupillen versehen sind. Auf der Unterseite stehen auf den Vorderflügeln 3, auf den hintern 5 Augen von besonderer Größe, eiförmig, oder gelb eingesäht; die schneeweißen, anfänglich Pupillen sind in die Länge gezogen, und an beiden Enden, oder nur auswärts, zugespitzt.

Die Raupe ist weißgrau, mit einem bräunlichen, schmalen Rückenstreif, der sich auf dem ersten Ringe nur verliessen zeigt und mit kurzen feinen Härchen, lebt auf dem Hirsengras (*Milium effusum*) und dem gemeinen Grase (*Poa annua*), überwintert, und kommt nur am Abende zum Vorschein. Die Puppe ist rund, mit langen Flügeldecken und kurzen Hinterleibe, hellbraun, mit dunkleren Streifen und Schattirungen. Der Falter fliegt im Julius, August und September, allenthalben in großer Menge, auf Wiesen, in Wäldern.

12) *H. Dejanira*, Linné. (Hübner Pap. t. 38. f. 170. 171. Weibchen. Zert. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. f. a. b. f. 1. a.). Der Taumelgrasfalter, die Bacchantine.

Die Flügel sind etwas gezähnt und auf der Oberseite graubraun; auf den vordern stehen gegen den Außenrand 5 sammetfarbene Augen mit gelben Ringen, wovon die beiden gegen den Innenrand die größten sind. Auf den Hinterflügeln zeigen sich 2 gleichfarbige, große Augen, nicht weit vom Innenwinkel, und eins oder zwei kleinere, oft verliessen, nach dem Vorderrande zu. Die Unterseite ist heller gefärbt, die Vorderflügel haben gewöhnlich 5 Augen wie oben, alle, oder einige mit weißen Pupillen und breiteren hellgelben Ringen. Auf den hintern stehen vor dem Außenrande in einer weißen Binde 6 schwarze, sehr geringte Augen, mit weißen Pupillen; das letzte am Innenwinkel scheint aus zweien zusammen geflossen, das dritte vom Vorderrande her ist das kleinste, und fehlt öfters. Vor dem Saume aller Flügel läuft eine dreifache, dunkelbraune Parallellinie her. Die Raupe ist hellgrün, mit dunkleren Längsflecken und feinen Härchen, und lebt auf dem Taumelgras (*Lolium temulentum*). Der Falter zeigt sich in Teutschlands Wäldern von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Julius, im Fluge gleichsam tangend, auf- und niederfliegend.

13) *H. Maera*, Linné. (Hübner Pap. t. 39. f. 174. 175. Weibchen. Zert. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. f. 1. 2. a. Klee-amer Insektenbeobachtung. t. 45). Der Kiepengrassfalter.

Die Flügel sind auf der Oberseite dunkelbraun, die vordern haben bei dem Weibchen gegen den Außenrand ein breites, roth- oder braungelbes Feld, das meistens von breiten Seiten scharf begrenzt ist, wobei die von der Grundfarbe gebildete Einsenkung bei dem Weibchen kaum gebogen ist und sich schief gegen den Innenrand zieht. Die innere Gränzlinie der rothgelben Binde steht sehr von der Mitte des Vorderrandes bis in die Nähe des Innenrandes unmittelbar fort. Bei dem Männchen, welches fast zugespitzte Vorderflügel hat, stehen die Fledern nur verliessen aus der Grundfarbe heraus. Am Vorderrande

zeigt sich ein großes, schwarzes, gelb eingefasstes Auge mit starker, bläulich weißer Pupille, das nach unten etwas in die Länge gezogen ist und hier öfters noch ein kleines, mit ihm zusammenhängendes Auge, mit einem bläulich weißen Pünktchen führt. Näher gegen die Flügelspitze steht noch ein kleines, schwarzes, weißgekerntes Auge. Die Hinterflügel sind an beiden Geschlechtern stärker gezähnt als die vordern, einsfarbig dunkelbraun und haben gegen den Außenrand, in braungelben Ringen, 2 bis 3 schwarze Augen von ungleicher Größe mit hellblauen oder bläulich weißen Pupillen. Zuweilen stehen gegen den Vorderrand noch ein oder zwei braungelbe Flecken, mit verloschenen, kleinen Augen. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel längs dem Vorderrande bräunlichgrau angeflogen, welche Farbe von dunklern Linien durchzogen, von der Flügelspitze längs dem Außenrande sich herunter zieht. Die Augen erscheinen in eben der Lage und Gestalt wie auf der Oberseite; das Mittelfeld bis zum Innenrande ist braungelb und am Vorderrande wie oben, aber nicht so deutlich in einzelne Flecken abgetheilt. Die Hinterflügel sind rötlich aschgrau, an der Wurzel dunkler und von gezackten und wellenförmigen Quertlinien durchzogen, welche Farbe vom Außenrande sehen 6 schwarze Augen von verschiedener Größe mit bläulich weißen Pupillen in gelben Ringen, wovon das letzte, am Innenrande, mit einem kleinen zusammen hängt. Die Raupe erscheint zweimal im Jahre; einmal im Junius, worauf der Falter im Julius und August fliegt. Seine Brut überwintert nach der zweiten Häutung, und gibt dann den Falter zu Ende des Mai. Die Raupe nährt sich von mehreren Grasarten, dem Rispengras (*Poa annua*), Schwingelgras (*Festuca luitans*) und der Käusegerste (*Hordeum murinaum*), ist hellgrün, mit einigen weißlichen Längsstreifen, einer dunklern Rückenlinie, und feinen weißlichen Härchen. Die Puppe ist stumpf, schwärzlich oder bläulichgrün. Der Falter ist in mehreren Gegenden von Europa zu Hause; manchen indeß fehlt er ganz.

14) H. *Megaera*, Linné. (*Hübner* Pap. t. 39. f. 177. 178. Männchen. Zert. S. 29. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. f. 1. a. b.). Schwingelgrasfalter.

Er ist dem vorigen in mancher Hinsicht ähnlich, so daß seine Varietäten wohl mit jenem verwechselt wurden, aber durchgehends kleiner und die Hinterflügel weniger gezähnt. Die Grundfarbe ist oben schwärzbraun, welche aber besonders bei dem Weibchen nur am Rande und in einzelnen Streifen durch das ockergelbe Feld durchscheint, womit die Vorder- und Hinterflügel beinahe bedeckt sind. Das Männchen hat vor dem Außenrande eine breite, aus ockergelben, gegen den Innenrand stark abgesetzten Flecken bestehende Binde, in der am Vorderrande ein schwarzes Auge mit weißer Pupille steht, das viel kleiner ist, als bei dem P. *Maera*. In der Mitte erscheint die Grundfarbe als ein breiter, dunkelbrauner Querstreif, welcher mit dem gleichfarbigen Vorderrande einige ockergelbe Flecken einschließt. Die Hinterflügel haben ein ockergelbes, durch die Grundfarbe gelbliches

Querband, in welchem 4 oder 5 schwarze Augen von verschiedener Größe stehen. Das Weibchen ist viel heller angelegt, und auf den Vorderflügeln bildet die Grundfarbe verschiedene schmale Querstreifen. Das Auge am Vorderrande ist etwas größer als bei dem Männchen. Auf der Unterseite sind beide Geschlechter übereinstimmend gezeichnet; auf den Vorderflügeln scheinen die Zeichnungen der Oberseite verloschen durch, die Augen haben ockergelbe, dunkelbraun eingefasste Ringe und weiße Pupillen, und über einem kleinen an der Flügelspitze steht zuweilen ein noch kleineres, kaum bemerkbares. Die Hinterflügel sind griesgrau, gegen die Wurzel dunkler, in der Mitte mit einigen gelblichen Einmischungen, übrigens wie bei dem P. *Maera* von schwärzbraunen, gezackten und wellenförmigen Quertlinien durchzogen, mit 6 kleinen, schwarzen, weißgekernten und gelbgeringten Augen von beinahe gleicher Größe, wovon das letzte am Innenwinkel doppelt ist.

Die Raupe ist schlanker, als die von *Maera*, metzgrün mit 3 dunkeln Streifen, wovon einer über den Rücken und einer an jeder Seite dicht über den Fuß verläuft. Sie lebt von mehreren Grasarten und findet sich schon erwachsen und überwintert im März unter breitblättrigen Gewächsen z. B. dem Wollkraute; eine zweite Generation ist im Sommer vorhanden. Die weibliche Puppe ist grün, die männliche schwarz, mit hellen Knospen. 2 stumpfen Kopfsitzen und einer erhabenen stumpfen Spitze auf dem Rücken, welche bei der Puppe von *Maera* fehlt.

15) H. *Egeria*, Linné. (*Hübner* Pap. t. 40. f. 181. 182. Männchen. Zert. S. 30. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. f. 1. a. b.). Queckengrassfalter.

Die Flügel sind oben dunkel oder olivenbraun, mit gelben oder weißlichen Flecken; auf den vordern steht gegen die Spitze in einem länglichen gelben Flecken, welcher zwischen 2 kleineren liegt, ein schwarzes Auge mit weißer Pupille, und auf den hintern, die gezähnt sind, 3 derselben, mit gelben Ringen, längs dem Außenrande. Unten sind die Vorderflügel wie auf der Oberseite gezeichnet, aber die gelben Flecken sind größer. Die Hinterflügel sind gelbbraun, gegen den Außenrand rothbraun gefärbt, mit 2 gezackten Wellenlinien durch die Mitte, zwischen welchen zuweilen die Grundfarbe dunkler erscheint und eine breite Binde bildet. Vor dem Außenrande zeigen sich statt der Augen 4 oder 5 weiße, dunkel umschattete Punkte. Mehrere Schriftsteller betrachten H. *Meona* als Varietät dieses Falters, der sich jedoch nach Dufscheneimer durch folgende Merkmale unterscheidet. 1) Die Flügel sind stärker gezähnt, besonders die vordern, welche auch noch am Außenrande tiefer eingeschnitten sind. 2) Der Außenrand der Vorderflügel ist von der Spitze gegen den Innenrand zu bis über die Hälfte rothgelb angelegt, da sich bei dem P. *Egeria* hier nur in der Mitte ein gelber Flecken zeigt; vor dem Saume zieht eine zarte braune Linie her, die sich gegen den Innenrand in die Grundfarbe verliert und bei dem P. *Egeria* beständig fehlt. 3) Die rothgelben Flecken auf dem schwarzbraunen Grunde sind größer und deut-

licher. 4) Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel bis zur Mitte gelb angelegt, und vor dem Saume zeigt sich die zarte braune Linie, wie oben. 5) Die Hinterflügel sind unten dunkler, hier und da rötlich gemischt. 6) Sollen sich gar keine Übergänge finden. Boisduval rechnet Meone zu Egeria und auch Meisgen stimmt für die Vereinigung, da so viele der angegebenen Merkmale sich auch bei dem letzteren finden; doch bekannt ist, Meone nicht in Natur gesehen zu haben, indem alle ihm unter diesem Namen vorgekommenen Falter zu Egeria gehört hätten. Auch habe ich bei Eisnach im Frühjahr ausdrücklich an einer besondern Waldstelle, sonst aber nirgends, einen Falter gefangen, der bis auf die bläuliche, gelbe Farbe ganz mit Meone überein kommt, zwischen welchem und Egeria, welcher im August häufig und überall, weniger aber an jener Stelle flog, ich keine Übergänge habe finden können. Übrigens entspricht er mehreren Abbildungen der Egeria, namentlich der von Epp gelieferten und ich mag daher nicht entscheiden, ob er bloß Varietät von dieser oder von Meone oder vielleicht gar eigene Art ist, da er auch mit der letztern in der Farbe nicht überein kommt.

Die Raupe von Egeria ist mattgrün, mit dunkeln grünen und weißen Streifen und zarten weißen Härchen. Sie lebt auf der Kucke (*Triticum repens*) und mehreren anderen Gräsern. Die Puppe ist eiförmig, bald hell, bald dunkelgrün, oben bräunlich. Der Falter fliegt im Frühjahr und dann wieder im Julius und August in Deutschland, Frankreich und Italien. H. Meone findet sich in Italien, dem südlichen Frankreich, Portugal, und nach neuern Nachrichten auch in Ägypten und Tirol. Esper, Hübner und Boisduval, dieser mit ? citiren den Pap. *Xiphia Fabr.* E. S. III, 1, 93. 294. zu dem H. Meone, allein nach der Versicherung des Dr. v. Hoffmannsegg, der den P. *Xiphia*, aus Madeira besitz, ist dieser ein ganz anderes Thier und noch einmal so groß (Dörsenheimer).

16) H. Galatea, Linné. (Hübner Pap. t. 41. f. 183. Männchen, 184. 185. Weibchen. Art. E. 30. Var. A. *Leucomelas*. Hübner Pap. t. 102. f. 517. 518. Var. B. *Procidia*. Herbst Schmetterlinge. t. 183. f. 6. f. 6. Hübner Pap. t. 130. f. 658. 659. Männchen. *Galateoera*, Esper Schmetterlinge. t. 111. f. 6. Var. C. *Galene*, Esper Schmetterlinge. t. 124. f. 1. Männchen. f. 2. Weibchen). Rischgrasfalter, Schachbret, Damenbret.

Die gezähnten Flügel dieses Falters sind schwarz, mit weißen oder gelblichen Flecken, welche in der Mitte der Hinterflügel eine gebogene Linie bilden. Auf den vorderen steht gegen die Spitze ein verloschenes, oft kaum sichtbares schwarzes Auge, und vor dem Außenrande der hinteren zeigen sich gewöhnlich in der schwarzen Grundfarbe 2 oder 3 verbliebene Augen mit bläulich weißen unregelmäßigen Pupillen. Der Saum ist weiß und schwarz gefleckt. Auf der Unterseite sind die weißen Flecken der Vorderflügel größer, und gegen die Spitze, welche weiß oder gelblich angelegt ist, steht ein

schwarzes, bläulichweiß gekerntes Auge. Die Hinterflügel sind weiß, oder gelblich und schwarz gebändert; durch die Mitte zieht eine schwarz angelegte, von den Adern in mehrere Flecken abgetheilte Binde, und vor dem Außenrande stehen in einem schwärzlichen Schatten 6 schwarze Augen mit gelben oder weißen Ringen und bläulichen Pupillen. Das letzte am Innenwinkel hat einen doppelten Kern, und die beiden äußeren stehen abgesondert am Vorderande. Vor dem Außenrande aller Flügel läuft eine gezackte schwarze Linie her, die mit den Adern und der Randlinie die Grundfarbe einschließt. Das Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind unten gelb, mit bräunlich angelegten Schoten und Adern, und meistens verloschenen Augen.

Was die angeführten Varietäten betrifft, so ist darüber, ob sie nicht wenigstens zum Theil eigene Arten sind, noch nicht entschieden. Dörsenheimer sieht sie für erstere an, so auch Boisduval. Dagegen sieht sie Meigen alle und auch Esper's *Electra*, t. 111. f. 4., welche Dörsenheimer mit ? zu Var. B zieht, als eigene Arten auf. Ein Art. der Schmetterlinge berichtet, daß *Galene* nur Varietät sei, bleibt aber über *Procidia* zweifelhaft, nicht so über *Leucomelas*, den er mit einem andern *Rec.* desselben Werks für eigene Art hält.

Von *Leucomelas* sagt Dörsenheimer: „er ist nur in Ungarn zu Hause, und unterscheidet sich stets durch die Unterseite seiner Hinterflügel, die ohne alle Zeichnung, weiß oder gelblich gefärbt ist, und die schwarze Grundfarbe der Oberseite scheint nur verloschen durch. Auch die Adern sind nicht einmal dunkler gefärbt. Alle angeführten Abbildungen stellen Weibchen vor, und die Exemplare, welche ich besitze oder gesehen habe, sind es ebenfalls. Einen ähnlichen Mann kennt man seit jetzt nicht, und daher möchte, da überdies kein Übergang sich finden will, die Artverschiedenheit zur Zeit noch unentschieden bleiben.“

Von *Procidia* berichtet Meigen: „Die Oberseite kommt in der Zeichnung mit dem vorigen überein, nur ist die schwarze Farbe stärker verbreitet und daher sind die weißen Flecken kleiner. Auf den Hinterflügeln zeigt sich keine Spur von Augen. Unten sind die Vorderflügel schwächer angelegt als bei der gemeinen Art; die hinteren zeigen keinen erheblichen Unterschied, nur sind die Augerringe deutlicher und das letzte Auge ist nicht doppelt. Dieser Falter findet sich in Kroatien“ (und in Italien?).

Und von *Electra* sagt derselbe Schriftsteller: „Die Grundfarbe dieses Falters ist ein sehr dunkleres Schwarzbraun; die Flecken sind sehr erhöht gelb, die am Außenrande der drei vorigen Arten befindlichen, fehlen hier gänzlich, oder es sind an der Spitze der Vorderflügel nur ein Paar verlorne Flecken geblieben. Auf der Unterseite weicht die Zeichnung der Vorderflügel ganz ab; sie ist schwarz mit gelben von den Adern durchschnittenen Flecken; die Hinterflügel sind gelb; Binde und Augen wie bei *Galatea*, doch haben die Augen keine blassen Pupillen, sondern nur einen schwarzen Mittelpunkt.“

Dieser Falter wurde in mehreren Exemplaren bei Katsch in Kroatien gefangen.

Döscheneimer, der Galena Anfangs als eigene Art auführte, gibt davon folgende Beschreibung: Größe und Gestalt des P. Galatæa, auch die Zeichnung der Oberseite, aber außer einem schwarzen Pünktchen gegen die Spitze der Vorderflügel, zeigt sich auf den hintern keine Spur von Augen. Die Unterseite der vorderen ist wie bei P. Galatæa, nur fehlt das Auge. Die hintern sind gelblich weiß, die Adern schwarz; durch die Mitte zieht eine schwarz angelegene Binde und vor dem Saume steht eine schwarze Aedenlinie; über derselben, nach innen, bei dem Manne eine unterbrochene Reihe schwarzer Flecken, ohne Augen; bei dem Weibe ist der Raum zwischen der Mittelbinde und der Randlinie ganz ungeteilt. Dieser Falter fand sich in mehreren ganz übereinstimmenden Exemplaren im Julius auf den Sabiner Gebirgen in Italien.

Die Raupe ist lebhaft grün, vor der Verwundlung gelblich, mit bräunlich rothem Kopf, einer dunklern Rücken- und zwei helleren Seitenlinien. Der Leib läuft hinten wie bei allen Ruppen dieser Gattung in 2 Epochen aus, auf denen 2 rotte Dörnchen stehen. Sie lebt im Mai auf dem Wiesenflügelgras (Phleum pratense). Die Puppe ist glatt, eiförmig, gelblich, mit langen Flügelstücken und zwei schwarzen, augenähnlichen Punkten an den Seiten des Kopfes. — Der Falter fliegt im mittleren und südlichen Europa im Julius und August auf Berg- und Waldwiesen.

17) H. Epiphron, Knoch. (Beiträge IV. t. 6. f. 7. — Jauché Hübner. t. 44. f. 202. — Egea Wortaufen europ. Schmetterlinge I. S. 77. II. S. 202.)

Die ungezähnten Flügel sind auf der Oberseite schwarzbraun, mit einem grünlichen Schiller; auf den vorderen steht gegen den Außenrand eine gelbrothe Quersbinde, welche durch die Adern in mehrere Flecken abgetheilt wird, und in dieser befinden sich 2, 3 oder 4 schwarze Augen, die bei dem Weibchen größer und weißer gefärbt sind, meistens aber nur als schwarze Punkte von verschiedener Größe erscheinen, jedoch bei keinem der vielen Exemplare, die Döscheneimer vor sich hatte, gänzlich fehlten. Die Hinterflügel sind länglich rund, bilden in der Mitte des Außenrandes eine hervorstehende, stumpfe Spitze, und führen längs dem Saum 3 oder 4 gelbrothe Flecken, die öfters in eine nur durch die Adern unterbrochene Binde zusammen geflossen sind, — und darin wie auf den vorderen, schwarze Punkte oder Augen, zuweilen mit weißen Pupillen. Die Unterseite ist wie die obere gefärbt, aber ohne Schiller; auf den Vorderflügeln ist die gelbrothe Binde nur nach außen scharf begrenzt und verläuft einwärts in die Grundfarbe, wodurch sie die ganze Fläche bis an die Wurzel, mehr oder weniger gelbroth erscheint. Die Punkte oder Augen sind wie oben, und eben so auch auf den Hinterflügeln. Die Hübner sind oben braungrau, unten weißlich. Dieser Falter ist nur auf dem Farze zu Hause.

18) H. Medusa, Linné. (Hübner Pap. t. 45. f. 103. 104. Männchen. Text. S. 34. Larv. Lepid. I.

Pap. I. Nymph. f. d. f. 1. a. — Ligea Esper Schmetterlinge I. t. 7. f. 2. — Medea Wortausen europ. Schmetterlinge. I. S. 74. 235. II. S. 201). Blutgrasfalter.

Die ungezähnten Flügel sind schwarzbraun und haben auf den vorderen oben und unten eine aus rotgelben Flecken zusammen gesetzte Binde, in welcher am Vorderende 2 schwarze Augen mit weißen Pupillen sehr nahe beisammen stehen und oft zusammen geflossen sind. Die übrigen Flecken sind bald mit, bald ohne Augen, und führen zuweilen nur schwarze Punkte. Die Hinterflügel haben gewöhnlich oben 3, unten 4 oder 5 von einander absteigende rotgelbe Flecken, mit schwarzen, weißgekernten Augen. Abänderungen kommen häufig vor und beziehen sich meistens auf die Zahl und Gestalt der Augen und der rotgelben Flecken, in denen sie stehen. Die Raupe ist hellgrün mit weißlichen und dunkelgrünen Ringstreifen und seinen Härchen. Sie lebt auf dem Blutwurzgras (Panicum sanguinale). — Der Falter fliegt im Mai und Junius, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Wäldern.

19) H. Medea, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 48. f. 220. Männchen. 221. 222. Weibchen. Text. S. 37. — Blandina, Fabr. Ent. Syst. III. 1. 236. — Aethiops Esper Schmetterl. I. t. 25. f. 3. t. 63. f. 1.). Hundgrasfalter.

Die Flügel sind gezähnt, und bei dem Weibchen weiß und dunkelbraun gefärbt. Die Grundfarbe ist dunkelschwarzbraun, die Vorderflügel haben oben eine rothfarbene, unten öfters rotgelbe Binde, mit 3 oder 4 schwarzen, weißgekernten Augen, wovon die beiden ersten zusammen geflossen sind, — die hintern oben 3 oder 4 Augen in rothfarbenen Flecken, die zuweilen eine Binde vorstellen. Unten sind sie bei dem Männchen schwarzbraun, mit einer helleren verloschenen Binde gegen den Außenrand, in welcher 2 bis 4, oft kaum sichtbare, kleine schwarze Augen mit weißen Pupillen stehen. Die Wurzel ist manchmal etwas heller gefärbt. Das Weibchen ist auf der Unterseite der Hinterflügel viel abweichender gezeichnet: die Wurzel ist weißlich grau oder bräunlich gelb bestäubt, hierauf folgt eine breite, dunkelbraune, nach außen bogig ausgeschnittene Binde und zwischen dieser und dem gleichfarbigen Außenrande zeigt sich eine weißgraue, oder ockergelbe Binde, in welcher 3 oder 4 kleine weißgekernte schwarze Augen zu sehen sind, die auch eben so oft gänzlich fehlen. Dieser Falter ist in den meisten Gegenden Deutschlands in Wäldern zu Hause, im August an Fahrgewegen. Seine Raupe lebt nach dem Wiener Verzeichn., auf dem Hundgras (Dactylis glomerata).

20) H. Ligea, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 49. f. 225. 226. Männchen. f. 227. Weibchen. Text. S. 36. Pap. t. 47. f. 218. 219. Weibchen. Text. S. 37. Philomela. — Alexis Esper Schmetterlinge. I. t. 44. f. 1. Philomela t. 54. f. 2. Var. t. 116. f. 4.). Kupferbrauner Falter.

Die schwarzbraunen Flügel, besonders die hintern, sind gezähnt und der Saum ist immer weiß und schwarz-

braun gefleckt. Durch die Vorder- und Hinterflügel zieht eine kupferbraune, rostfarbene oder rothgelbe, durch die Adern getrennte Fleckenbinde, in welcher bald mehrere, bald weniger schwarze Augen, mit oder ohne weiße Pupillen liegen, wovon die beiden ersten auf den Vorderflügeln nahe beieinander stehen. Auf der Unterseite sind die vorderen etwas heller gefärbt und öfters am Vorderrande über der rostfarbenen oder rothgelben Binde weißlich bestäubt, übrigens aber wie oben gezeichnet. Die Hinterflügel kommen in sehr mannichfaltigen Variationen vor, deren auffallendste hier folgen. 1) Die Grundfarbe ist ein schwärzlich-braun, gegen den Außenrand sieben 3 oder 4 größere oder kleinere Augen mit oder ohne weiße Pupillen im rothgelben oder rostfarbenen Ringen. In der Mitte zeigt sich am Vorderrande ein milchweißer Flecken, der sich zuweilen bis in die Mitte des Flügels zieht. So ist fast durchgehend das Männchen gezeichnet. 2) Die Augenflecken stehen in einer hellere, mehr oder weniger weiß bestäubten Binde, die nach innen scharf begränzt ist, starke Zacken bildet und nach außen in die Grundfarbe verläuft. 3) Die Wurzel ist in ziemlicher Breite mit gelblichen oder weißlichen Atomen angefüllt, und gegen den Außenrand zeigt sich eine, nach innen milchweiße, nach außen braune oder ockergelb bestäubte Binde, in welcher die oft kaum sichtbaren Augen stehen und die Grundfarbe erscheint dadurch in der Mitte des Flügels als eine breite, sehr zackige Binde. (Hübners Philomela. f. 219). 4) Die Wurzel ist ockergelb angelegt und braun bestäubt und die Binde vor dem Außenrande ockergelb ohne weißliche Einmischung, nach innen scharf begränzt, nach außen in die Grundfarbe verlaufen. — Der P. Ligae ist in Teutschland, der Schweiz, Italien und Schweden heimisch. Die Raupe ist nach den Hübnerschen Abbildungen grün, mit einer schwarzen Rückenlinie und mehreren weißlichen Längsstreifen. Der Kopf ist rothgelb.

21) H. Davus, Fabr. (Tullia, Hübner Pap. t. 52. f. 243. 244. Zert. S. 41. — Philoxenus Esper L. t. 54. f. 3. t. 78. f. 3. — Musarion u. Laidion, Wolfhausen I. S. 91. 92. 244. H. C. 208).

Dieser Falter hat die größte Ähnlichkeit mit dem P. Pamphilus, aber er ist beträchtlich größer. Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist ockergelb, bei dem Männchen etwas dunkler. Die vorderen führen gegen die Spitze ein schwarzes kühnes Auge, oft nur einen Punkt und zuweilen noch einen zweiten undeutlichen gegen den Innenrand. Unten sind sie rötlich gelb, an der Spitze und längs dem Außenrande aschgrau; eine gelblich weiße, nur nach innen scharf begränzte Binde zieht sich vom Vorderrande bis in die Mitte, ein schwarzes, weißgeklebtes Auge steht in einem hellgelben Ringen und gegen den Innenrand ein zweites oder drittes kleineres. Die Hinterflügel haben oben 2 oder 3 schwarze Augen in verloschenen gelben Ringen, unten sind sie aschgrau, dunkler bestäubt, am Außenrande heller. Durch die Mitte geht eine weiße, stark unterbrochene Binde, von der oft nur 2 Flecken sichtbar sind, und vor dem

Außenrande läuft eine Reihe von 5 oder 6 schwarzen, weißgeklebten und gelbgeringelten Augen her, wovon das am Vorderrande das größte, und das am Innenwinkel zuweilen doppelt ist. Der Saum ist hellgrau. Der Falter fliegt in mehreren Gegenden Teutschlands auf feuchten Wiesen häufig.

22) H. Pamphilus, Linné. (Nephole, Hübner Pap. t. 51. f. 237. Männchen. f. 238. 239. Weibchen. Zert. S. 40). Kammergrasfalter.

Die ungezähnten Flügel sind oben ockergelb oder bräunlich, am Rande dunkler, auf den vorderen mit einem schwarzen, blinden Augenflecken, der sich auch unten, jedoch größer, mit einer weißen Pupille und einem gelben Ringe umzogen, zeigt. Die Grundfarbe ist hier dunkler, an der Wurzel graubraun, an der Spitze und dem Außenrande aschgrau. Die Hinterflügel sind unten graubraun, in der Mitte mit einer verloschenen, unterbrochenen, weißlichen Binde, und 3 oder 4 verblinden kleinen Augen. Die Raupe nährt sich von weichen Grasarten, vorzüglich von dem Kammergras (Cynosurus cristatus), ist grün, nackt, mit einer dunklen Rückenlinie und einer weißen Seitenlinie. Die Puppe hängt gesürzt, ist grün und ohne Spigen an Kopf und Leib. Der Falter ist im Mai, Julius und August allenthalben in Europa häufig.

23) H. Iphis, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 53. f. 249. Männchen. f. 250. 251. Weibchen. Zert. S. 40. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. f. a. f. 2. a. b. Hero, Fabr. Ent. Syst. III, f. 1. 22. — Tiphon. Herbst Schmetterl. VIII. t. 189. f. 1 — 4). Bittergrasfalter.

Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist bei dem Männchen oderbraun, bei dem Weibchen im Mittelfelde ockergelb, der Außenrand der vorderen, und die hintere dunkler. Letzteres hat an der Flügelspitze ein kleines Auge. Auf der Unterseite der vorderen zeigt sich zwischen einem verblinden, oft kaum sichtbaren, weißlichen, abgefügten Streif und dem lichtgrau angelegten Außenrande ein einzelnes, kleines Auge, das auch öfters fehlt. Die Hinterflügel sind grau, zuweilen bräunlich oder grünlich, mit einer unterbrochenen weißen Binde und sechs kleinen Augen mit weißen Pupillen, wovon einige zuweilen bei dem Weibchen oben durchscheinen. Vor dem Außenrande läuft eine zarte, oft kaum sichtbare, silberfarbene Linie her, und hinter ihr ein rothgelber, schmaler Streif, der aber nicht immer ganz durchzieht. Die Raupe ist nach der Hübnerschen Abbildung dunkelgrün, mit einem bläulichen Kopfe und schmalen, dunklen Rückenstreifen. Sie lebt auf verschiedenen weichen Gräsern. Die Puppe ist dunkelgrün mit hellen Flügelscheiden. — Der Falter fliegt im Junius und Julius, in lichten Wäldungen, überall in Teutschland.

24) H. Hero, Linné. (Hübner, t. 53. f. 252. 253. Weibchen. t. 172. f. 849. 850. Var. Zert. S. 42. — Sabaeus, Fabr. Ent. Syst. III, t. 222.). Scheinfalter.

Die ungezähnten Flügel sind braun, meistens mit Schwärzliche fallend; auf den vorderen zeigt sich an

beiden Geschlechtern, öfter aber bei dem weiblichen, ein schwarzer Punkt in einem rothbraunen Kreise, und zu weilen noch ein kleines rothbraunes Pünktchen gegen den Innenrand. Unten ist die Grundfarbe ockerbraun; zwischen einem verbläulichen, abgebrochenen, weißlichen Streif und einer silberfarbenen Linie, welche vor dem rothgelben Außenrande steht, zeigt sich ein schwarzes Auge mit weißer Pupille in einem rothgelben Ringe, — selten noch ein zweites blindes gegen den Innenrand. Die Hinterflügel haben oben 2 bis 3 schwarze Augen, — von denen die beiden mittleren die größten sind, — in rothgelben Ringen, zuweilen eins oder das andere, selten aber alle, mit gelblichen kleinen Pupillen. Im Innenwinkel steht noch ein schmales, abgebrochenes, rothgelbes Randstreifen. Unten sind sie graubraun, mit einer gränzlischen Wischung an der Buzel: in der Mitte liegt eine gekrümmte, weiße Binde und hinter dieser 6 schwarze, glänzend weißgekernte Augen in rothgelben Ringen. Vor dem rothgelben Außenrande läuft eine silberne, oder vielmehr bleisarbene Linie der, und der Saum ist weißlich. Der Falter ist Ende Mai, im Junius und Julius in Teutschlands Laubwäldern auf Birken nicht selten.

25) H. Arcania, Linné. (Hübner Pap. t. 51. f. 240. Männchen. f. 241. 242. Weibchen. Zert. S. 42. Larv. Lepid. I. Pap. l. Nymph. F. c. f. 1. a.). Perigrassfalter.

Die Vorderflügel sind auf der Oberseite rothgelb, mit einem breiten schwarzen Außenrande, in welchem zu weilen, besonders bei dem Weibchen, ein kleines verloschenes Auge steht, das sich unten größer und deutlicher, mit weißer Pupille und einem gelben Ringe, sehr oft in einem gelblichen, bindenartigen Streife zeigt, und seltener ganz verbläulichen ist. Die hinteren sind oben schwärzlich, unten graubraun, mit einer ungleich breiten weißen Binde, vor welcher ein einzelnes, schwarzes, weißgekerntes Auge in einem gelben Ringe steht. Hinter ihr zeigen sich 4 ähnliche, wovon die beiden lehteren die größten sind, die zuweilen auf der Oberseite durchscheinen. Vor dem rothgelben Rande aller Flügel läuft eine glänzend bleisarbene Linie der *). Die Raupen ist grün, der Kopf eingekröpft, das Maul roth. Über den Rücken zieht eine dunkelgrüne, zu weilen Seiten desselben eine weißgelbe und nahe über den Hüften eine gelbe Linie hin. Die Afterspigen sind am Ende röhrllich. Sie lebt auf dem Perigrasse (*Melica ciliata*), und verschiedenen andern Grasarten. Die Puppe ist breit, stumpf, am Hinterende röhrllich, mit weißlichen, röhrllich eingetauften Flügelstreifen. Der Falter entwidelt sich nach 3 Wochen und fliegt im Junius und Julius in Laubwäldern; in Teutschland, Schweden, Frankreich und Italien.

(D. Thon.)

*) Berth. P. Naidon. S. 91. n. 28. Tab. adj., wozu auch Gerth's P. Naidon. Tab. 188. f. 3. 4. (eine Geyle) VII. Th. S. 47 gehört, dürfte wohl, da er nur ein einziges Mal gefangen werten, und Berth. selbst davon nicht überzeugt war, ob er eine eigene Art bilde, als bloße Varietät anzusehen sein. (Dessens bimer. t. d. V.)

X. Concl. b. W. u. R. Brevit. Sect. VIII.

Hipparchia (Gatlinn des Krates), f. Krates.

Hipparchie Diagramma, f. Hipparchos.

HIPPARCHIE (die), eine selbständige Abtheilung von Reiteri bei den Griechen (vergl. Hipparchos). Bei den Makedoniern, welche die ausgebildetste Reiteri hatten, war diese Abtheilung etwa unser heutiges Brigade gleich.

(Benicken.)

Hipparchisches Diagramm, f. Hipparchos.

HIPPARCHOS (der), Hipparch, Befehlshaber der Reiteri (Marshall in der alten Bedeutung) bei den Griechen. Die Athener, denen der gänzliche Mangel an Reiteri nach Beendigung des ersten Perserkrieges (500 v. Chr.) zuerst fühlbar wurde, errichteten Anfangs eine Schwadron (Phyle) von 300 Pferden, bald nach drei von gleicher Stärke, wovon zwei und zwei ein Regiment (Taxis) bildeten, die von einem Taxisarchen im Frieden und besonders in Bezug auf Verwaltung und Disciplin befehligt, vor dem Feinde aber von einem Hipparchen geführt wurde. In der Schlachordnung hatten die beiden Hipparchen ihre Standorte auf den Flügeln der Phalanx in der Regel; selten war die Reiteri vereinigt. Auch bei den Makedoniern blieb der Anführer der ebenfalls nicht zahlreichen, aber in Alamen (Büge) von 50 Pferden getheilten Reiteri, der Hipparch; Hipparchen wurden aber bei ihnen die drei Schwadronen des 800 Reitergarden der makedonischen Könige genannt. Bei der zahlreichen Reiteri der Makedonier gebührte der Titel des H. auch den Anführern der einzelnen Hipparchien *).

(Benicken.)

HIPPARCHOS, HIPPARCHUS, 1) Sohn des Pisistratos, des Ordners und Beherrschers von Athen (reg. v. 561 — 528 v. Chr.), erbt mit seinem Bruder der Hippias die Herrschaft des Vaters, in dessen Geiste er durch Gerechtigkeit gegen Jedermann, klugen Gebrauch seines Reichthums, Liebe für Kunst und Wissenschaft, Beriesamkeit und Bittlichkeit, die ungetrigelte Freisinnigkeit der Athener zügelte, ihren Kunstsinne lauterte, sie dem Wohlstande durch Anregung der Beriesamkeit zuführte und mit Hilfe der Weisheit Solons regierte. Der Privatfeindschaft indes konnte er nicht entgehen; am feste der Panathenäen fiel er durch Peisichonides (f. d. Art. Harmodios und Aristogiton 2te Sect. II. Bd. S. 295) auf dem friedlichen Zuge zum Tempel der Pallas Athene (514 v. Chr.). Plato nennt ihn einen der vollkommensten Sterblichen und setzt in seine Regierungszeit die Wiederkehr des goldenen Weltalters. Den Anakreon und Simonides zog er nach Athen, und beschränkte dort die Lunde von Homers Dichtungen. (Benicken.)

2) H. aus Rikaa in Bithynien *) ist der Va-

*) Vergl. Xenoph. Rep. Lac. IV. 3.; hist. graec. III. 8. 9.; mag. equit. 5. Polyen. Strateg. I. 43. I. Arrian. IV. 4. 27.

1) Eubias (auch voce *Imagoc*) nennt ihn einen Weiser; dagegen wird Hipparch auf dem Titel seines Commentars über Krates ein Bithyner genannt, so auch vom Strabo (lib. XII. cap. 3.). Manche neuerer Schriftsteller nennen ihn Hipparch von Rhodes und berufen sich deshalb auf Plinius, der indessen (Hist. nat. lib. II. cap. 12 et 16.) den Hipparch ohne solchen Beinamen nennt, so wie auch Ptolemaeus (*sup. orient. lib. I.*

ter der eigentlichen wissenschaftlichen Astronomie. Seine aus und genommenen Beobachtungen geben von der 154ten bis zur 163ten Olympiade, er blühte also in den Jahren 160 bis 125 vor Anfang unserer Zeitrechnung. Seine meisten und besten Beobachtungen hat er auf Rhodos angestellt, einige vielleicht auch in Alexandria²⁾; frühere jugendliche Versuche scheint er schon während seines Aufenthalts in Bydionien gemacht zu haben. Über Hipparch's Lebenslauf ist und keine weitere Nachricht aufbehalten; was seinen sittlichen Charakter betrifft, so schreibt ihm Ptolemäos unermüdblichen Fleiß und strenge Wahrheitsliebe zu (*μυαλ. οὐραλ. βιβλ. γ' κεκαλ. β'* und an vielen andern Stellen) und dafür, so wie für das, besonders von Plinius, hochgepriesene Genie desselben sprechen auch seine Arbeiten. — Hipparch's früheste astronomische Beobachtungen scheinen, nach der Gewohnheit seiner Zeit, nur den Auf- und Untergang der Gestirne betroffen zu haben. Darüber verfaßte er entweder zu Rhodos oder in Bydionien einen Commentar zum Aratos (vgl. den Art. Aratos). Er bemerkte nämlich viele Unrichtigkeiten in den Angaben des Eudoros und Aratos über die Lage der Gestirne; erst später aber scheint er entdeckt zu haben, daß der Aratos oder vielmehr seit Eudoros, welchem Aratos in seinem Gedichte folgt, die ganze Lage der Himmelskugel sich geändert haben müsse. Seine Liebe zur Wahrheit und zur genauen Erforschung desselben veranlaßte ihn nun, die gesamte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung zu unterwerfen und zwar mußte es ihm zunächst am Wichtigsten seyn, die Lage der Äquinoccien- und Solsticialpunkte und die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um von dem einen jener Punkte zum andern zu gelangen, mit Einem Worte also, die Länge des Jahres, und seine Theile scharf zu bestimmen. Er verglich, um sicherer zu gehen, seine eigenen Beobachtungen mit den älteren und entdeckte, daß die bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Länge des Sonnenjahrs um ungefähr 6 Minuten zu groß sei. Schon vor Hipparch's Zeit hatte man bemerkt, daß die vier Theile, worin das Jahr durch die Solstitien und Äquinoccien getheilt wird, keineswegs einander gleich seien, und hatte, indem man übriges, wie alle Astronomen vor Kepler, keine andern als kreisförmige Bahnen der Himmelskörper gelten ließ, diese Erscheinung durch die Annahme erklärt, daß die Erde sich nicht genau im Mittelpunkte der Sonnenbahn befinde, so daß sie stets gleichförmiger

Geschwindigkeit, welche man ebenfalls vor Kepler für jeden Himmelskörper annehmen zu müssen glaubte, die Sonne doch scheinbar in kürzerer Zeit den südlichen Theil der Ellipse als den nördlichen durchlaufe. Nur über die Größe dieser Excentricität der Sonnenbahn und über die Lage der Apelinlinie (d. i. nach der ältesten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche den Punkt, wo die Sonne der Erde am nächsten ist, mit demjenigen verbindet, wo sie am weitesten von der Erde entfernt ist), war man nicht einig. Hipparch schloß aus seinen Beobachtungen, daß die Größe der Excentricität, d. i. der Abstand, von der Erde vom Mittelpunkte der Sonnenbahn, $\frac{1}{2}$ vom Halbmesser dieser Bahn betrage und daß die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24sten Grade des Zeichens der Zwillinge steht. Lange Zeit legte man diese Annahmen bei Berechnung der Sonnenstafeln zum Grunde, bis man erst durch fortgesetzte Beobachtungen mit vollkommenen Instrumenten fand, daß die Excentricität etwa um den sechsten Theil kleiner angenommen werden müsse. Mit gleichem Fleiße und Scharfsinne bemühte sich Hipparch, die freilich noch viel schwieriger Theorie des Mondes auf eine mehr wissenschaftliche Form zu bringen. Durch Vergleichung älterer Beobachtungen von Verfinsterungen mit seinen eigenen suchte er die Dauer eines Mondumlaufs genau zu bestimmen, und benutzte diese Bestimmung zur Verbesserung der Kalipp'schen Mondperiode (vgl. den Art. Kalippos). Auch suchte er die Excentricität der Mondbahn und ihre Neigung gegen die Ellipse, so wie die Bewegung der Äpfeln nach der Dröhnung der Zeichen, und der Knoten in der entgegen gesetzten Richtung, genauer anzugeben. Hipparch berechnete nun die ersten Sonnen- und Mondstafeln, deren in der Geschichte der Astronomie Erwähnung geschieht, welches wahrscheinlich die mit H.'s anderweitig bekannter Vorstift nicht wohl vereinbare und daher vermutlich übertriebene Äußerung des Plinius³⁾ veranlaßt hat: Hipparch habe den Lauf jener beiden Gestirne auf 600 Jahre vorausgesetzt. — Über die Theorie der Planeten scheint Hipparch Etwas zu bestimmen nicht gewagt zu haben, weil er die auf ihn gekommenen älteren Beobachtungen derselben als zu mangelhaft erkannte. Er begnügte sich daher, jene Beobachtungen in eine bessere Form zu bringen und zu zeigen, daß die von früheren Astronomen aufgestellten Hypothesen nicht genügen, die beobachteten Erscheinungen der Planeten zu erklären⁴⁾. Dagegen unternahm es Hipparch, die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes zu bestimmen, worin er freilich, wie sich bei der Unvollkommenheit seiner Instrumente nicht anders erwarten läßt, noch sehr von der Wahrheit entfernt blieb, aber doch alle seine Vorgänger übertraf. Scharfsinnig ist die

μυαλ. ε') nur sagt, daß Hipparch in Rhodos beobachtet habe. Ganz irrig unterrichten Niccolini (Chronie. p. 36) und Gassendi (Opp. T. V. p. 377) Hipparch den Schüler von Hipparch dem Bydioner. — Die Araber schreiben den Namen dieses Astronomen *الحارث*, woraus Lafontgier Abrahäus gemacht haben.

— Die Echtheit *Υμνωνος* findet sich, meines Wissens nur in Theon's Commentar über den Ptolemäos 2. B. lib. I. cap. 9., damit ist Psallus zu verstehen, welcher beständig Hipparchus schreibt. 2) Ob Hipparch jemals in Alexandria beobachtet habe, ist ungewiß, obgleich es von den meisten neuen Astronomen angenommen wird. Vgl. darüber Delambre Hist. du Patron. ancienne. T. I. p. XXI u. ff.

3) Hist. nat. II, 12. *utrinque sideris cursum in sexcentis annis praecinit Hipparchos.* Schon die fast periphrastische Sprache läßt der einzigen Uebersetzung vermuten. Auch diese *sexcentis* bekanntlich oft, wo nicht gerade die Zahl 600, sondern nur irgend eine große Zahl gemeint ist. 4) Problem. IX, 2.

von ihm, in Ermangelung direkter Methoden, angewandte indirekte Verfahrungsweise, welche in der Astronomie unter dem Namen *Diagramm des Hipparch* bekannt ist, und in einer Vergleichung der scheinbaren Durchmesser, der Horizontalparallaxen und der Entfernungen und Größen der Sonne und des Mondes mit dem Durchmesser des Erdschattens an der Stelle, wo ihn der Mond in den Mondsfinkernissen durchschneidet, besteht. Hipparch glaubte auf diese Art zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde ungefähr 1200 Erdbahnmesser, ihre Horizontalparallaxe etwa 3 Minuten, und die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde 59 Erdbahnmesser betrage, woraus er schloß, daß der Durchmesser der Erde 3½ Mal so groß als der des Mondes, und der Durchmesser der Sonne 5½ Mal so groß als der der Erde sei. — Ein seltsames Phänomen, das sich indessen bekanntlich auch zu Tycho's und Kepler's Zeiten ereignet hat, nämlich die Erscheinung eines neuen Sternes, soll, nach Angabe des Plinius (Hist. nat. II. 26.), den Hipparch veranlaßt haben, ein für seine Zeitgenossen kaumwerthes Unternehmen, nämlich eine Zählung sämtlicher Fixsterne und, mittels eigens dazu von ihm erfundenen Instrumente ¹⁾, eine genaue Bestimmung ihrer Orte und scheinbaren Größen zu wagen, um dadurch die Astronomen späterer Zeiten in den Stand zu setzen, zu erkennen, nicht nur ob Sterne verschwinden und neue entstehen, sondern auch ob sich die Lage der Fixsterne gegen einander nicht ändere, und ob ihre scheinbare Größe nicht zu oder abnähme. Dies mag den Hipparch darauf gebracht haben, Manigkloß zu konstruiren, eine Erfindung, welche Synesios ²⁾ ihm zuschreibt. Noch wichtiger aber war die Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen, worauf Hipparch durch seine Arbeiten über die Fixsterne geleitet wurde, indem er seine Beobachtungen mit den anderthalb hundert Jahre früher angestellten des Aristillus und Timocharis verglich und bemerkte, daß alle Sterne seitdem um ungefähr zwei Grade in der Ordnung der Zeichen vorgerückt seien. Hipparch vermutete Anfangs, wie Ptolemäos erzählt, daß nur die im oder nahe am Äquator liegenden Sterne dieser Bewegung unterworfen wären, fand aber bald, indem er die Orte der andern Sterne verglich, daß die Bewegung allgemein sei. Dennoch kündigte er, die geringe Genauigkeit seiner Vorgänger erwägend, seine Entdeckung nicht mit großer Zuversicht an, hinterließ aber, um die Nachwelt zu einem bestimmten Urtheile zu befähigen, eine große Anzahl eigener Beobachtungen über die Fixsterne, mit deren Hilfe späterhin Ptolemäos sich sowohl von der unveränderlichen Lage der Fixsterne gegen einander als von der Bewegung der ganzen Sphäre um die Pole der Elliptik überzeugete. Um die Geographie erwarb sich Hipparch gleichfalls großes Verdienst,

indem er die eigentliche wissenschaftliche (mathematische) Geographie dadurch begründete, daß er darauf drang, die geographischen Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Orten auf der Erdoberfläche anzuwenden, zur Bestimmung der Längen die Monatsfinsternisse gebrauchte ³⁾. Freilich machte die große Unvollkommenheit der damaligen praktischen Astronomie es unumgänglich, schon zu jener Zeit von den an sich trefflichen Principien Hipparch's den rechten Vortheil für die Erdkunde zu ziehen; doch gebührt ihm die Ehre, die Polhöhen und Längen scharfer als Ptolemaos oder irgend ein anderer seiner Vorgänger bestimmen gelehrt zu haben. Mit Unrecht tadelt daher wohl Strabon Hipparch's nur aus Wahrheitsliebe entspringende Strenge gegen den Eratosthenes, für welchen Strabon offenbar partiell ist, während er doch oft selbst dem Hipparch gegen Eratosthenes beizutreten genöthigt ist ⁴⁾. — Hipparch besaß, wie man aus dem, was er geleistet hat, schließen muß, schon ziemlich vollständige Kenntniß der ebenen und sphärischen Trigonometrie, und wußte dieselbe geschickt anzuwenden, obgleich es ihm freilich an den jetzigen, besonders durch die Logarithmen so sehr vervollkommenen trigonometrischen Hilfsmitteln noch fehlte. Er selbst hat, nach dem Zeugnisse des Theon ⁵⁾, über die, damals die Stelle der Sinus vertretenden, Sechnen ein Werk in 12 Büchern verfaßt. Die Schriften des Hipparch, welche von Ptolemäos, Theon, Suidas und andern alten Schriftstellern angeführt werden, aber leider fast alle verloren gegangen sind, haben folgende Titel: 1) *Τὸν Ἀστρον καὶ Εὐδοξου παρανομίαν ἐξηγητικὴ βιβλία γ'.* 2) *Ἀστρονομίαι* oder *αἱ ἀστρονομίαι*. Diese beiden Werke sind die einzigen uns erhaltenen, und sind zuerst zu Florenz im J. 1567 in fol. von Peter Victorius heraus gegeben, später ist das erst genannte auch von Petavius in seinem Uranologium (Paris. 1630. fol.) mit lateinischer Uebersetzung erschienen, das letztere aber weggelassen worden, weil es fast wörtlich auch im siebenten Buche der Syntaxis des Ptolemäos steht; das jetzt gedachte Werk, welches ein Fixsternverzeichnis ist, steht vermutlich unter dem von Suidas angeführten, offenbar von Abschreibern verderbten, Titel *αἱ τοῦ ἀστρον καὶ* und ist, wie es scheint, mit dem jetzt zunächst zu erwähnenden einerlei. 3) *Ἡπείρου ἀκρωτὶν ἀναγραφαί*, welchem Werke Pto-

¹⁾ Strabon's Geogr. lib. I. p. 7. ed. Paris.

²⁾ Den größten Erdkreis bestimmte d. auf 275,000 oder 276,000 Stadien (1 Stadium). Bei Abschätzung des bekannten bewohnten Landes nahm er für die Länge des Weltkreises 70,000 Stadien für richtig, für die Breite, in 31 Parallelen vom Äquator bis Thule 40,000 Stadien an. Den Hauptmeridian des Weltkreises (durch Okeos, Syene, Alexandria, Rhodes, Karion, Jonien, Troas, den Hellespont, Persien und die Mündung des Persischen) hielt er als der Wahrheit am nächsten kommend bei; auch den Hauptparallel bestimmte er — wie jetzt — durch Arabien. Taprobane galt ihm nicht als Island, sondern als Anfang eines andern Welttheils. Seine mathematische Strenge in den eigenen Forschungen wie in der Beurtheilung seiner Vorgänger hat ihm den Ehrennamen des ersten festen Stübens der Geographie erworben. (Bencken.) ³⁾ Comm. in Aris. lib. I. cap. 9.

⁵⁾ Es sind dies die unter dem Namen *Astrofabium* und *Diotra* bekannten astronomischen Werkzeuge, welche jetzt freilich außer Gebrauch sind, zur Erhebung der Genäuerer aber sehr nützlich waren. ⁶⁾ De dono astralib. p. 310. edit. Passari.

temas im siebenten Buche seiner Synaxis folgt, - und welches vermuthlich dasselbe ist, das von Euidas unter dem Titel *peri tēs tōn anōtanōn syntaxis* und *τῶν κατὰστροφῶν ἐκδοχὴ* wird. 4) *Ἱππάρχου καὶ ἀποστροφῶν* (scil. ἡλίου καὶ σελήνης). 5) *Ἱππάρχου κατὰ πλάτος μηνιαίας τῆς σελήνης κινήσεως*. 6) *Ἱππάρχου μηνιαίου χρόνου*. 7) *Ἱππάρχου ἐνιαυτοῦ μηνιαίου*. 8) *Ἱππάρχου μεταστροφῶν τῶν τροπικῶν καὶ ὁμομενῶν σημείων*. 9) *Ἱππάρχου τῆς πραγματικῆς τῶν ἐν κύκλῳ εὐδαιμονίας βιβλίου*. 10) *Ἱππάρχου τῶν ἑρατοσθένους καὶ τὰ ἐν τῇ Γεωγραφίᾳ αὐτοῦ λεγόμενα*. 11) *Ἱππάρχου περὶ τῶν διὰ πάρους καὶ γενομένων*. — Außerdem soll Hipparch nach dem Zeugnisse des Pappus *) ein Buch de duodecim signorum ascensione, und, nach Plutarch **) auch eine Kritik der Geschichte haben, so wie ihn ferner Philostratus Tattios **) zu den Schriftstellern rechnet; welche *peri ἀστρονομίας ἡλίου κατὰ τὰ ἐν αὐτῇ κλίματι* geschrieben hätten **).

3) H., ein Philosoph der pythagoräischen Schule, lebte um J. 380 vor unserer Zeitrechnung, was man daraus erkennt, daß Eryth, welcher ein Schüler an ihm richtete, des Epaminondas Lehrer war. Hipparchos war der erste, welcher aufhörte, das von Pythagoras aufgestellte und von dessen Schülern fortgepflanzte philosophische System, als Geheimlehre zu behandeln; denn er machte es in einer deutlich abgefaßten Schrift zu einem Gemeingute. Der obgedachte Eryth tabete ihn

bewegen in einem an ihn gerichteten Briefe sehr bitter *). Clement von Alexandrien **) sagt hinzu, die Pythagoräer hätten ihn wegen dieser That aus ihrer Verbindung ausgeschlossen und ihm eine Todtenstrafe gesetzt, um ihn hiermit gleichsam für todt zu erklären. Ein Fragment aus seiner Schrift von der Elenodie, *peri eudaidōnias* ist im Stobaios *** noch aufbewahrt.

(Pet. Friedr. Kanngiesser.)

4) H., ein Dichter der alten Komödie, ist wenig bekannt. Nach Euidas handelte seine Satire von den Hochzeiten (*peri γαμῶν*), und Athenos führt drei derselben namentlich an: die Geretteten (*ἀνταναμύνοι*) XI. p. 477, Thais XI. p. 484 und die Nachtfeier (*narvezis*) XV. p. 691. Ob die ägyptische Thais, welche von Athenos IX. p. 393 auch einem Hipparchos beigelegt wird, von demselben Dichter der alten Komödie herrührt, wird bezweifelt.

(Pet. Friedr. Kanngiesser.)

Hipparchos, Hipparchus (der Dialog), f. Platon. HIPPARENUM (Naarda beim Pol. (II.), Naarda b. Joseph. (XVIII.), Naharra auf der Tab. Peutinger, Naharda bei Abulfeda und Nahardagha bei Benjamin von Tudela), ein vom Plin. (VI, 26.) unter diesem Namen aufgeführter Ort in Babylonien, gelegen am Raamallah (Königskanal), der den Euphrat mit dem Tigris oberhalb Babylon verband. Plinius a. a. D. nennt den Kanal einen Fluß Namens Narra. Amman. (XXIV, 2) gibt wahrscheinlich demselben Ort den Namen Harparacta. Jedenfalls ist er in der Gegend der medischen Rauer und der Asphaltquellen, viel leicht in dem Jannopolis des Isidor., dem 36 Harod's (I, 179.), dem heutigen Hitt, selbst, oder doch in dessen Nähe zu suchen.

(Benichen.)

HIPPARINOS, Halbbruder des Tyrannen Dionysios II. von Syrakus, trat gegen Kalippus, von welchem Dion, nachdem er den Dionysios vertrieben und die Zügel der Regierung ergriffen hatte, verdrüsslicher Weise getödtet worden war, auf und entfiel ihm im J. 354 vor Chr. den Thron, welchen er hierauf 2 Jahre inne hatte, starb aber eines gewaltsamen Todes *).

Hipparis, f. Camarina.

HIPPARITES, worauf 1ste Sect. XIX. E. 330 unt. d. Art. Cornu copiae verwiesen worden, ist Hippurites, welches nachzusehen.

(K.)

HIPPARMOSTES, hieß der oberste Befehlshaber des spartanischen Corps der Hippieis, deren 3 Abtheilungen unter der Anführung der 3 Hippagreten standen, so daß ihm die Hippagreten untergeordnet waren.

(Carl Wilhelm Müller.)

HIPPASOS (Ἰππασός), HIPPASUS, hieß 1) der Vater des Argonauten Hektor *. 2) Ein Sohn des Königs Kyr von Trachin, welcher mit vielen Andern Herakles auf seinem Zuge gegen Eurystos und dessen

9) Collect. math. IV, 59., welches Wort ebenfalls bis jetzt nur in der lateinischen Uebersetzung Comm. aubin's herausgegeben ist. 10) De Stoicorum repositiōnibus. p. 1047 der Ausgabe des Fabricius. 11) Isagoge in Arati phaenomen. cap. 19. 12) Vergl. Ptolem. Syntaxis mathem., welches Werk sich durchgängig auf Hipparch's Schriften und Beobachtungen stützt, an den oben angeführten und an vielen andern Stellen; Theon Comment. in Ptolem.; Galeus III. *peri apolūmōn hypōt.* Tom. III. opp. p. 415. Suidas a. a. D. Strabo a. a. D. und an mehreren andern Stellen. Plin. hist. nat. a. a. D. und auch lib. II. cap. 108. Proclus hypotypos. astron. cap. 5. p. 364. Synopses a. a. D. Cleomed. cycl. theol. lib. II. cap. 1. Gerh. Joh. Fossz de univ. Mathes. natura etc. cap. 33. §. 4 u. 5. Pfeiffer hist. astron. p. 140 u. ff. Heilbronner hist. mathes. p. 283 u. ff. Fabricii biblioth. graeca ed. Hartsel Vol. 4. p. 26 ff. Boyle dict. hist. T. 2. Montcaul hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 257 - 266. Baily hist. de l'astron. moderne T. I. p. 77 u. ff. Wefel ist bei einer allgemeinen Geschichte der Math. oberst von Bl. Th. Reimer et. Th. I. S. 235 ff. Delambre Hist. de l'astron. anc. T. I. p. 6. 106 ff. und Disc. pré. p. XXI. T. II. p. 189. 193. 240 u. ff. m. Verweise in der Biogr. univ. T. 20. Art. Hipparchus. — Schickel merke hier noch bemerkt, daß neuerer Ueß im Frontonius J. B. P. Marcon in einer Schrift, die er Astronomie solaire d'Hipparche soumise à une critique rigoureuse et critique renvoie à sa vérité primordiale. (Par. 1828. in 8.) behauptet, den Hipparch für den Erbauer derer um übertragener astronomischer Kenntnisse ausgiebt, welche diesem aber fürsorglich verhehle. Marcon fñhet durch geringwone Erklärungen, indem er tem dñsarch behauptende Doppeldeutigkeit und absichtliches Verstecken gibt, in den Worten derselben soll alle getauerten Kenntnisse der neuen Astronomie. Grñndlich inbetrachtet werden die Behauptungen von Letztem im Journal des Savans 1835 u. 1839 Janu. ferner von Ellrow in den Mñner Jahrb. 1839 Januar - März. Vergl. auch Leipz. Literaturz. 1830. Nr. 12. und Bulletin univ. de Fñrsace. Sect. I. 1838. Nov. p. 290.

*) Diog. Laert. VII. 1. 22.

**) Strom. V. p. 374.

***)

Serm. CVI. p. 571. ed. Basil.

†) Polyæn. lib. V.

‡) Apollodot. I, 9, 16. §. 8.

Söhne begleitete, Trachin erobern half, aber blieb und von Herakles beerdigt ward *). 3) Ein Kentauros, welchen Theseus aus Peloritissos Hochzeit erlegte *). 4) Eurystos Sohn, welcher dem Herakles als die Jagd des kalpodonischen Ebers folgte *). 5) Einer der zahlreichen Söhne des Priamos, welchen er mit einer Weiskläftein erzeugte *). 6) Ein Sohn der Eratippe, einer Tochter des Königs Nippos von Driomenos *), welche mit ihrem Schwager (die von Daidalos, Antonia, Liberal, *) und Pitarachos verschiednen angegebenen) verheiratet: Arkippe (Arkippis) und Alkathos, das Heft des Dionysos zu feiern veräumte, in Babylonien verfiel und den Bruder zerriß. (Schincke.)

HIPPASOS, HIPPASUS, Schriftsteller, 1) ein Kakedamonier, hat 5 Bücher über den Tod der Kakedamonier (*Ἰακωβίων πολιτείας*) geschrieben, die aber verloren gegangen sind. Auch wird von ihm erwähnt, daß er den Spartanern die Erfindung des sogenannten Spärentanzes und der Gymnastien (*τὴν οὐκρινὴν δια σφαίρας καὶ τὰ γυμνασία*) beigelegt habe *). (Pet. Friedr. Koeniglester.)

2) H. aus Metapont nach der gewöhnlichen Angabe, nach Andern aus Kroton oder Epharis gebürtig, von ungewissem Zeitalter, wird von den spätern Berichtserkältern *) der pythagoreischen Schule zugeschrieben, vielleicht nur seines Vaterlands wegen. Hiermit verbindet sich dann die Nachricht, daß er Stifter der afamatisschen Sekte der Pythagoreer, welche den Wahrheitsfiktoren als Eroterikt gegenüber gestellt zu werden pflegt, gewesen sei *). Diese Sekte soll gelebt haben, daß die Zahl das durchheilende Werkzeug Gottes bei Bildung der Welt und das Vorbild derselben sei *), eine Ausdrucksweise, welche schon sehr nach platonischer Lehre schmeckt und von dem symbolischen Auswurf der Pythagoreer, die Zahlen seien das Wesen der Dinge, aufstehend abweicht. Einer ältern Nachricht zu Folge *), gehörte er zu denen, welche wie Herakles das Feuer für den Urstoff der Dinge hielten, dessen größerer Theil zur Erde werde, welche dann vom Feuer aufgelöst sich in Wasser verwandle, welches verdunstend zur Luft werde, und daß die Welt und alle Körper in periodischer Umwandlung wieder in Feuer aufgelöst werde *). Hiermit stimmt nun nicht recht die Angabe der Späteren, die ihn zum Pythagoreer machen und erzählen, er habe zuerst pythagoreische Lehren verbreitet, oder die aus

12 Pentagonen bestehende Sphäre bekannt gemacht *) und sei zur Strafe im Meer untergegangen; zumal da er, nach einer andern, nicht minder glaubwürdigen Nachricht gar Nichts geschrieben haben soll *). In einer andern Stelle wird von einem Hippasos *) gesprochen, der dem Pythagoras eine Schrift *λόγος ἀριθμῶν* untergeschoben habe, von welchem wir aber Nichts weiter wissen, weshalb wir auch nicht beurtheilen können, wie sie sich zur pythagoreischen Lehre verhalten habe. Einige nehmen auch hier verschiedene Personen an. (A. Wendl.)

HIPPE oder auch MENALIPPE, eine Tochter Ekeirons, liebte die Jagd und ward auf dem Pelion geschwängert. Ihr Vater war darüber sehr traurig und die Götter verwandelten sie in ein Pferd *). (Schincke.)

Hippo, f. unter Meläros (2te Sect. VII, 227.)

Hippe (Fabian), f. Hippian.

HIPPE, 1) Lechnol f. Hepe. 2) In Thüringen und Franken nennt man Hippe oder Hippel eine Art harten Kuchens, welcher nicht viel dicker als Lbste ist und in einem befondern, fast wie eine Bange gestalteten Eisen (dem Hippenzisen) gebacken wird. (R.)

HIPPEASTRUM. Unter diesem Namen hat Eimö aus einigen Arten der Pflanzengattung Anaryllis L. (namentlich A. maroccan Ker. und squamula Ker.), eine besondere Gattung aufgestellt, die aber wegen des unbedeutenden Unterschiedes von der Gattung Anaryllis mit dieser zusammen fallen muß. (Spengel.)

HIPPELA, eine Tochter des Antippos und Gattin des Glotus aus Theffalien, gebar Polypheemos, welcher in den Reichen der Krösos stand. (Schincke.)

Hippeis, f. Hippementas, Reiter, Ritter und Sotoniachos Gesetzgebung.

Hippeis (des Trisophanes), f. Aristophanes (1ste Sect. V. Bd. S. 269.)

HIPPEIS (Münz), hießen bei den Griechen die Silbermünzen der Könige von Makedonien nach dem gewöhnlich auf dem Avers befindlichen Bilde eines Reiters, welcher in jeder Hand einen Wurfspeer trug und einen Hut als Kopfbedeckung hatte. Auf dem Revers dieser Münzen ist gewöhnlich ein lebiges Ross angebracht. (R.)

HIPPEL (Theodor Gottlieb von), war den 31. Januar 1741 zu Bayreuth in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Rektor an der dortigen Schule war. Ein großer Theil der Eigenthümlichkeit dieses Mannes, dem Hippel die ersten Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften verdankte, ging auch auf ihn über: Seine Geleite, seine Art zu studiren, sein ausgebildeter Verstand mit Gott und der Weltverwelt überhaupt vertrieben früh die ungewöhnlichste geistige Organisation. In Königsbereg widmete er sich seit seinem 15ten Jahre, nach sei-

2) Apollodor. II, 7, 7, f. 8. 3) Ovid. Metam. XII, 352. 4) H. VIII, 313. 5) Hygin. Fab. XL. 6) Ovid. Metam. IV, 1 ff. 7) c. X.

*) Diogen. Laert. VIII, 6. Achanasis J. p. 14.

*) Sämlich, die vita Pythag. I. XVIII, 81 u. 82. 2) I. L. auch bei Polluxion aeneid. II, p. 216. 3) Schol. ed. phys. ed. Heeren p. 862 heißt es: er habe die Sekte genannt *αἰσίωνος σοφιστῶν* oder *αἰσίωνος*, indem er die Zahl auf dieselbe anwende; bei Sämlich, in Nicom. p. 112 aber als deren derselben angeführt *ἀσπιδίου*, *ἵππου* nach *αἰσίωνος* *σοφιστῶν* und *αἰσίωνος* *σοφιστῶν* oder *αἰσίωνος*. 4) Arist. Met. I, 3. 5) Sext. Empir. adv. math. IX, 360. und X, 313. Stob. eclog. phys. p. 304. 562. ed. Heeren.

6) Nach Demetrius bei Diog. Laert. VIII, 84. Vergl. Boeth. de mus. II, 18. Einige vermuthen hier eine Namensverwechslung mit Hipparchos. 7) Jambl. vit. Pyth. p. 81.

8) Diog. L. VIII, 7.

*) Pollux. IV, 141.

*) Hygin. Fab. XIV. Apollod. Schol. I, 1241.

nes Vaters Wunsch, der Theologie, Philosophie und Mathematik. Besonders nützlich und lehrreich war dort für ihn der Umgang mit dem Justizrath Woyt, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm seinen Sohn zur Kuchstube anvertraute.

Im J. 1760 begleitete Hippel den russischen Lieutenant v. Kaiser, den er in Königsberg kennen gelernt hatte, nach Petersburg. Mit diesem Eintritt in die große Welt wurden neue Ideen, Pläne und Bedürfnisse in ihm rege, die auf sein späteres Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. Es erstreckten sich ihm dort manche günstige Ausichten für die Zukunft. Aber die Liebe zum Vaterlande bewog ihn, wieder nach Königsberg zurück zu kehren, und eine Hauslehrerstelle bei einer sehr gebildeten adrigen Familie zu übernehmen. In dieser Zeit reifte sein Plan, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, zu welcher Woyt die erste Neigung in ihm gewirkt hatte. Der Gedanke, einst einen bedeutenden Wirkungskreis, verknüpft mit Reichtum und Würden, erreichen zu können, gehörte längst zu den höchsten Wünschen, die er im Stillen nährte. Die Liebe zu einem Mädchen von bedeutendem Stande und Vermögen steigerte diesen Wunsch zu einer so unwiderstehlichen Ebnstsucht, daß er im J. 1762 seine Hauslehrerstelle aufgab, und, alle Hindernisse besiegend, die ihm Armuth und Mangel an Unterstützung in den Weg setzten, mit unglaublicher Aufopferung und dem angekrengtesten Eifer die rechtswissenschaftliche Laufbahn einschlug. Er zeigte sich von nun an durch sein ganzes Leben als einen Mann von ausgezeichnetem Talent, seltener Beharrlichkeit und praktischer Klugheit, der fast Alles, was er wollte und unternahm, durchsetzte und erreichte. Er befriedigte seine leidenschaftliche Ehr- und Geldliebe, indem er sich hohe Würden und großen Reichtum erwarb. Dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, entsagte er nur, um im ehelichen Stande seinen politischen Plänen und Zwecken ganz leben zu können.

Im J. 1765 ward er Rechtskonsulent in Königsberg. Seine Einsicht, Gewandtheit, Thätigkeit und Umsicht in allen Geschäften erwarb ihm bald allgemeinen Ruf. Er erstieg eine Ehrenstelle nach der andern, bis er 1780 dirigirender Bürgermeister und Polizeidirektor mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Stadtpresidenten ward. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Daß der kühne Plan, Minister zu werden, fehlgeschl, trug wahrscheinlich in Verbindung mit seinen übrigen Leidenschaftlichkeiten und mit der unruhigen und beständigen Betriebsamkeit, die ihm eigen war, zu seinem Tode bei, der den 23. April 1796 erfolgte.

Durch seine seltenen Geisteskräfte, die sich über das Gewöhnliche erhoben, erwarb sich Hippel als Gelehrter und als Geschäftsmann einen gleich großen Namen. Gewandtheit, Umsicht, rastlose Betriebsamkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zeichneten ihn in der Verwaltung seiner Staatsämter aus. Charakteristisch war die schlaue, despotisch strenge Behandlung der unter ihm stehenden Personen. Als Bürgermeister war er die

Seele des Collegiums, das durch ihn zu rastloser Thätigkeit gespannt ward. Indem er auch die kleinsten Umstände, durch die eine Stelle gehoben werden kann, nicht leicht überfab, machte er jedem Vollen, den er beehrte, Ehre. Außer der Wiederbelebung des Magistrats, ließ er sich die Regeneration des Stadtraths, des Commers- und Admiraltäts-, des Bett- und Handlungserichts sehr angelegen seyn. Mit den ihm obliegenden Geschäften war er am Schlusse eines jeden Tags so völlig im Reinen, daß er wohl zu seinen Freunden sagen konnte: „Sobald ich die Feder aus dem Rathhaufe niederlege, hab' ich Alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen, ohne mit irgend Etwas rückständig zu seyn.“

Mit großer Leichtigkeit entwarf er die umfassendsten Pläne, und zeigte die ihrer einfachen Ausführung eine unerschütterliche Beharrlichkeit. Gemein und gewöhnlich war Nichts an ihm. Mit den Tugenden eines Genies theilte er auch dessen Fehler. Aufklärung des Verstandes vereinte sich in ihm mit Gefühlsschwärmerei und mit einem Hang zum Aberglauben. Eine von Andacht nicht entfernte Frömmigkeit und innige Liebe zur Tugend und Pflicht wohnte in demselben Herzen, das sich auch nicht selten unanthen Leidenschaft und der Einlichkeit hingab. Sein Gefühl für schwärmerische Freundschaft schloß planmäßige Verfechtung gegen Menschen, die ihm die theuersten zu seyn schienen, nicht aus. Humanität war bei ihm mit Despotismus, leidenschaftliche Liebe für die Natur und ihre Einsalt mit Künstlichkeit in seinem ganzen Thun und Lassen verbunden.

Sein Haus war mit Meubeln, Gemälden, Vasen und mancherlei Seitenarbeiten bis zur Überladung decorirt, ohne daß er eigentlich auf den Namen eines Kunstkenners Anspruch machen konnte. Indes wußte er über jede Verzierung in seinem Hause eine Rechenschaft zu geben, die sich wenigstens hören ließ, so wunderbar jene Zusammenstellungen und Anlagen oft auch ausfielen. Desto einfacher war gewöhnlich seine Kleidung. Doch puzte er sich für vornehme Aselen bestmöglichst. Ungachtet sein Äußeres angenehm und, wenn er wollte, selbst voll Würde war, konnte er doch eine gewisse Nachlässigkeit sowohl darin, als in seinem Gange nicht läugnen. Den Besuch der Hödren wußte er gern aus. Die Wahlgelten, die er kleinen Firteln gab, waren hinlänglich, nie verschwenderisch. Im Allgemeinen sparsam, war er nie karger, als wo es auf die Vermehrung seiner Bibliothek ankam. Er kaufte fast gar keine Bücher, und in Auctionen gab er die allerwünschtesten Aufträge. In dicht verschlossenen Schränken befanden sich die wenigen Bücher, die er besaß. Mehrere darunter waren incomplet. Sein Hang zur Verschlossenheit und zum Grübeln über manche Dinge, die sich vielleicht gar nicht ergründen ließen, machte ihm die Einsamkeit, nach der mit seinem Amte verbundenen Unruhe, doppelt werth. Ungern ließ er sich, selbst durch seine vertrautesten Freunde, in seiner Einsamkeit hören, in der ihn oft das Singen geistlicher Lieder, mit Clavierbegleitung, erheiterte.

Stelle seiner Lebendigen und oft satirischen Darstellungen anzuflößen. Er glaubte daher nicht sicher auch der Möglichkeit des kleinsten Vorwurfs ausweichen zu können, der ihm von irgend einem seiner Uebren wegen der durch schriftstellerische Arbeiten herbei geführten Vernachlässigung seiner Amtspflichten hätte gemacht werden können²⁾.

(Heinr. Döring.)

Hippel, f. Hippe.

Hippellaphus (Mammalia), f. Cervus Aristotelis (1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C.).

Hippeneisen, f. Hippe.

HIPPERLING, nennt man, z. B. in Thüringen, eine nicht völlig ausgewachsene Feder, deren Spule noch Eint enthält. Geschichte des Federreißens von mehreren jungen Leuten beiderlei Geschlechts in Gemeinschaft, so nöthig eine scherzhafte Volksfeste die Person, welche den Hipperling findet, sich bei dem Nachbar oder der Nachbarin durch einen Fuß auszuüben. Der Ausdruck wird auch bildlich gebraucht von einem kleinen, sehr beweglichen Menschen; endlich bezeichnet er auch so viel als Höpser oder Höpsergärtner. (R.)

HIPPERSDORF, ein Raststeden an der obern Schmeiba, in dem Kreise unter dem Harzberge des östreich. Landes unter der End. (R.)

HIPPEUS (Ἰππεύς), geboren dem Herakles von einer der Töchter des Königs Theopios von Thebais³⁾.

(Schliack.)

HIPPI (Ἰππῖ), wurden an der Küste Kleasiens vier Inselchen genannt, welche vor dem Hafen der ionischen Stadt Erythra (jetzt Ephesus) lagen. (Strabo XIII. p. 644.)

(Kannegiesser.)

HIPPIA, Ἰππία, wurde Athene genannt⁴⁾, weil

sie in der Gigantomachie auf einem zweifelhaflichen Streichwagen auf den Enkelados einrang, und unter diesem Namen bei den Bewohnern von Ranturea verehrt, auch als Statue dargestellt. Andere leiten den Beinamen anders ab. Hippia ist wohl einetlei mit *zai-virya* (Jägerin, Kämpferin), wie Athene auch heißt, weil sie dem Veltropheos den Pegasos einzuflößen beihilft war, wie bei dem Beschauerin aller Heilen ist⁵⁾. Ihr Vater Poseidon ist Schöpfer der Pferde, daher ἵππιος; sie mußte also wohl Ippia seyn. In der Nähe Athens an der Straße nach Aeben standen dem Poseidon Hippios und der Athene Hippia geweihte Heiligtümer; der Ort, wo sie standen, *Kolymos* ἵππιος, verbandt seinen Namen den rings umher sich ausdehnenden vortrefflichen Pferdeweiden. Im benachbarten Demos Akarasia wurde Athene auch als Hippia verehrt⁶⁾. Als Göttinn des Krieges bediente sie sich der Schlachtrosse⁷⁾, der Waffen⁸⁾, der Keiterei und des Fußvolkes⁹⁾, und stand sie auf der olympischen Rennbahn neben Ares ἵππιος. Auch konnten Poseidon und Athene als Schirmgötter des attischen Ritterstandes, welcher die Pferde liebte, ἵππιος¹⁰⁾ heißen. Dagegen erhielt sie diese Epitheton wohl nicht als Göttinn der Zimmermannskunst, deren Erfindung ihr allerdings zugeschrieben¹¹⁾ wird, wie auch Hermer¹²⁾ singt: *ἔπεια* habe das attische Ross unter Pallas Athene's Aufsicht gebaut, weshalb die abziehenden Griechen es ihr weihen, wenn es nicht, wie Bölder¹³⁾ meint, geschah, um sie als *Ἀθῖνα* Ippia zu ehren. Vergl. Pallas Athene.

(Schliack.)

HIPPIA L. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae und der vierten Ordnung der 19ten Eintheilung Klasse, deren Charakter in einem dachziegelähnlichen pigen gemeinschaftlichen Kelch, weiblichen, fast krongelähnten, allein fruchtbaren Strahlenblümchen, röhrenförmigen, männlichen Scheidenblümchen, einem nackten Fruchtbehälter, und Samen ohne Krone besteht. 1) *H. frutescens* L. Suppl., krautartig und zottig, mit halbgliederigen Blättern, und doldentraubigen Blüten. Im südlichen Afrika. (Tansacetum frutescens L. Sp. pl.) 2) *H. bogotensis* Kunth. Syn., krautartig und unbehaart, mit zweimal halbgliederigen Blättern, eingeschnitten-gelähnten Blättern, und am Ende stehenden, wenigblumigen Doldentrauben. In Neu-Granada. 3) *H. pedunculata* Kunth. Syn., krautartig, stielrund, und unbehaart, mit buchtig halbgliederigen, scharf gezähnten Blättern, und einzeln oder in Doldentrauben am Ende stehenden Blütenstielen. In Luito. 4) *H. integrifolia* L. Suppl., (nicht *Alt. Kew.* und *W. Sp.*

9) E. Schlichtgrülls Metrol. auf d. 3. 1796. Bd. 2. S. 171 — 246, auf d. 3. 1797. Bd. 1. S. 123 — 414. Nachrichten und Bemerkungen den geb. Kriegsrath v. Hippe betreffend, ein Nachtrag zu seiner Biographie im Metrol. von Ed. C. Kerber. Königsb. 1802. Epistolische Section für den Geographischen Anzeiger in Berlin; dessen Nachtrag zur Biographie dieses Schriftstellers. Berlin 1804. E. C. Poromelos: über das Autorschaft des Verfassers des Buchs über die Güte, der Einkünfte in ausgießender Linie u. m. g. Königsb. 1797. (Satzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Zeitgenossen des 18ten Jahrs. Th. 2. S. 590 u. f. Gedruckt's literar. Nachrichten von Preußen. Th. 1. S. 57 u. 236. Th. 2. S. 35 u. f. Koch's Genugenium der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 267 u. f. Meusel's Leben der vom 3. 1750 — 1800 verstor. Schriftsteller. Bd. 5. S. 233 u. f. S. Bauers Gallerie histor. Gemälde aus dem 18ten Jahrs. Th. 4. S. 147 u. f. Dessen interessante und bezeugende der verdienstlichen Personen des 18ten Jahrs. Th. 3. S. 364 u. f. Dessen neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 747 u. f. Dessen's Verzeichnis berühmter Dichter und Prosaischen. Bd. 2. S. 403 u. f. Bd. 6. S. 333 u. f. Götter's Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 1056. Meusel's Geschichte der Poesie und Poesiehistorie. Bd. 11. S. 474. 501. Tr. Döring's Poesie und Poesiehistorie der Deutschen. Bd. 3. S. 295 u. f. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. (2te Umarbeitung). Th. 3. S. 321. Schumann's literar. Handwörterbuch. der vornehmsten Dichter. S. 273. Kunstsch. Handbuch der deutschen Sprache und Literatur. Th. 1. S. 63 u. f.

1) Apollodorus II. 7. 8. 1.

2) Pausanias VIII. 47. 1. und dazu Niebuhr's Tom. II. p. 342.

we behauptet wird, *Amos* sei richtiger, wie auch *Xmas* u. d. d. d. d.

fest zu haben scheint. 2) Pindar. Olymp. XIII. 90. 3) Sophocles Oedip. Kol. v. 1070. 4) Cic. de nat. Deor. III. 21. inventis bellis. 5) Platon. Timaeus. 6) Aristidis Orat. in Miness. p. 11 ff. 7) Aristophan. Equit. 551. Nat. 1766. 8) Diodor. Sic. V. 73. Orat. Fast. III. 825. 9) Odyss. VIII. 492. 10) Virgil. Georg. IV. 38. 11) Virgil. Georg. IV. 38. 12) Virgil. Georg. IV. 38. 13) Virgil. Georg. IV. 38.

pl. mit den Synonymen, welche zu *Cotula bicolor* Roth. gehören, traubartig und häckerig, mit eiförmigen, gefüllten, fünfzähligen Blättern, und am Ende stehenden Blütentrauben. In Ostindien. — *H. stolonifera* Boott. fl. lusit. und minuta L. Suppl. gehören zu der Gattung *Gymnastyles* Juss. — *S. Spr. Syst. III, 487.*

(Sprengel.)

HIPPIADEN, HIPPIADES, sind Statuen weiblicher Personen zu Pferde z. B. der Amazonen. (K.) HIPPIAS, 1) des Pisistratos Sohn, Bruder und Mitregierer des Hipparchos über Athen. Als der Leptere durch Privatratte gefallen war, suchte Hippias seine Herrschaft auf Furcht zu gründen, und regierte streng. Die Alkmaoniden, vom Pisistratos vertrieben, benutzten die ob des Gebietes Strenge vielfach aufgeregte Unzufriedenheit des Volkes, lehrten mit zahlreichen Heeremacht, und auf des belphischen Drafels Befehl von Sparta unterstützt, unter dem Klisthenes, des Megakles Sohn, plötzlich zurück und vertrieben mit Hilfe des Volks den Hippias (510 v. Chr.). Dieser entflohen nach Persien zum Könige Darius I. (Hippias), reizte diesen, — der um der Verbrüderung von Sardes und des dem empörten Mitiern geleisteten Beistandes willen den Athenern obnehin abhold war — zur Rüstung wider Griechenland, rückte mit dem Perserheere, nach Verödung der Stadt Milet, in Griechenland ein, verlor aber sein Leben schon in der ersten für die Griechen siegreichen Schlacht von Marathon (490 v. Chr.).

(Benicken.)

2) H. aus Elis, einer der berühmtesten und eitelsten Sophisten zu Sokrates Zeit. Plato legt seiner offenbar etwas übertriebenen Schilderung dieses Sophisten in den beiden Dialogen, welche den Namen des Hippias als Titel führten, einige historische Züge unter, wie z. B. den, daß Hippias sich, als er nach Olympia reiste, nicht nur zu Elis bereitwillig erklärte, über jeden aufgegebenen Gegenstand zu sprechen, und auf alle ihm vorgelegten Fragen zu antworten *), sondern auch sich aller Geschicklichkeiten gerühmt und auf dem Markte in Olympia behauptet haben soll, er trage Nichts an seinem Körper, was er nicht mit eigener Hand anfertigt habe, bis Siegelring, Schuh und Mantel *). Auch wird ihm große Practische *) beigelegt. Daß er hauptsächlich mit Naturkunde beschäftigte und die Elementarkenntnisse seinen Schülern vortrug, scheint aus mehreren Stellen zu erhellen; der große Ruf des Mannes aber scheint zu bestätigen, daß er auch viele Griechensamen wirklich besaß. Er stellte das Gesetz im Gegensatz der Natur und mit ihr streitend dar, was sich wohl daraus mit Sicherheit ergibt, daß sowohl Plato *) als auch Xenophon *) diesen Gegenstand berühren. (Wendt.)

3) Zwei griechische Mathematiker dieses Namens werden in den alten Schriftstellern erwähnt: der eine,

Hippias von Elea, hat nach Proklos (ad Eucl. lib. I. p. 9) Curven erfunden, vermittlel welcher man die Theilung des Winkels in drei und mehr gleiche Theile zu bemerkstelligen suchte; der andere, welchen Montucia Hippias von Sebaste *) nennt, war ein geschickter Architekt und Mathematiker, auf welchen Eutachius eine eigene Eobrede unter dem Titel *Ἰππίας ἡ παλαιότης* geschrieben hat, worin er die treffliche Einrichtung eines von diesem Hippias erbauten Bades preist, und zugleich die ausgezeichneten Kenntnisse des Erbauers in der Musik, Astronomie, Mechanik, Optik und in der Verfertigung von Sonnen- und Wasseruhren rühmt. Dieser letztere Hippias lebte entweder zur Zeit des Eutachius oder kurz vor ihm, also etwa im Anfang des 2ten Jahrh. nach Christi.

(Garz.)

4) H. aus Erythra, ein Geschichtsschreiber, welcher Historien seines Vaterlandes *τῆς πατρίδος ἱστορίας* v. i. seiner Vaterstadt Erythra, abgefaßt hatte (*Athenaeus* VI. p. 258), ist nicht weiter bekannt.

(Pet. Fr. Kannglessler.)

5) Hippias von Rhegium, f. Hippias.

6) H. ein Bildhauer, dessen Zeitalter sich nicht bestimmen läßt, und der nach *Pausanias* VI, 13. 3. die im heiligen Haine Altis bei Olympia gefestete Bildsäule des jugendlichen Kainkämpfers Duris aus Samos verfertigt haben soll.

(J. Horner.)

7) H. ein Bildhauer, den *Dion Chrysostomos* (Orat. LV. T. II. p. 282) als den Lehrer des Phidias nennt.

(J. Horner.)

8) H. ein Maler, dessen Zeitalter sich nicht bestimmen läßt, und der nach *Plinius* XXXV, 11. 40. durch ein Gemälde des Poseidon und der Rixe berühmt wurde.

(J. Horner.)

Hippias (die Dialogen), f. Platon.

Hippiater (Rosarzt), f. d. folg. Art.

HIPPIATRIK, Pferde- oder Rosarzneikunde, ars hippiatrica, hippiatra, Part hippiatricus, ist ein Hauptzweig der Thierheilkunde, und beschäftigt sich ausschließlich mit der Verhütung, Erkennung und ärztlichen Behandlung der Krankheiten und Gebrechen des Rosses. Gleich der Erforschung und Heilung der Krankheiten unserer übrigen Haus- und Nuthtiere hat auch die Hippiatrik auf der einen Seite ihre großen, und zum Theil mehrere und wichtigere Schwierigkeiten, als die Menschenheilkunde, aber auf der andern Seite wird sie auch wieder durch manche Umstände nicht wenig begunstigt und erleichtert.

Die Hauptschwierigkeiten dabei möchten sein, daß 1) das Thier vernunft- und sprachlos ist, wenigstens sich uns nicht verständlich genug machen kann, daß mithin der Arzt, durch Fragen, über die Natur der Krankheiten, über deren Sitz, und die Auseinanderfolge der Zufälle seinen gehörigen Aufschluß erhalten kann, sondern aus den stummen, äußerlichen Kennzeichen und Erscheinungen Alles schließen muß, wie der Kinder- und Irrenarzt; 2) daß das Thier, wegen seiner geringern

1) Plato Hipp. min. p. 363 C. ed. Steph. 2) Hipp. min. p. 363 C. vergl. Cic. de orat. III, 32. Pausan. V, 25. 3) Plato Protage. p. 315 C. 4) Protageoras p. 357 D. 5) Memorab. Socr. IV, 4, 14.

z. Cassell. f. B. u. S. Zweite Sect. VIII.

*) Im Lufian findet sich dieser Name nicht.

Empfänglichkeit für Körperleiden, das aufkeimende Ubel leichter erträgt, und nur erst dann verräth, wenn dieses zu einem hohen Grad gestiegen ist; 3) in wiefern bei mancher Thierart der Eigenheit ihrer Organisation wegen manche Arzneimittel nicht wohl anwendbar, wenn auch dringend angezeigt sind, wie z. B. Brechmittel bei den Wiederkäuern u., denn nur in höchst seltenen Fällen will Grevé beim Rinde eine Art Erbrechen, und nur von einigen kleinen Haarballen bemerkt haben, wenn es nicht ein bloßes Aufstoßen (ructus) war. — So wirken Jalappe, Senna, Kacabarber u. bei den Grassessern nicht so, wie beim Menschen, purgirend, sondern erregen leicht Krämpfe und Entzündungen. So bringt Opium, auch zu 2 — 4 Drachmen in Substanz, bei denselben keinen Schlaf hervor, wohl aber bei dem Hunde und der Katze, und es scheint hier überhaupt mehr auf die Muskeln als die Nerventhätigkeit zu wirken. So sind Essig, Weinslein u. a. Pflanzensäuren dem Pferde und Schafe gleichfalls Gift, aber nicht dem Rinde. Dagegen können Essigsalz und dessen Präparate, so wie manche andere mineralische Arzneimittel die Herbivoren weit besser vertragen, als die Carnivoren. So erweitert beim Pferde das Belladonnaextract die Augapupille eben so stark, als beim Menschen u.

Leichter ist aber auf der andern Seite die Behandlung der Thierkrankheiten, sofern vermöge der einfachen Lebensweise unserer Hausthiere und ihrer, außer bei Schweinen, Hunden und Katzen, alleinigen Pflanzennahrung, ihre Krankheiten einfacher, weniger anomalisch und complicirt, mithin den Mitteln nachgibtiger sind, wiefern eben deshalb die Thiernatur unverdorben, folglich kräftiger ist, um theils den Krankheitsursachen thätiger entgegen wirken, theils die Wirkung der Kräfte mächtiger unterstützen zu können.

Wesfen wir nun einen Blick in die Kulturgeschichte der Thierheilkunde im Allgemeinen und der Hippiatrik insbesondere, so findet sich bald, daß je nachdem die Menschen in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen sich von jeher, bildend oder verfallend, auf mannichfaltige Weise veränderten, dieselben auch auf ihre natürlichen Klauen, die Hausthiere, bedeutenden Einfluß haben mußte. In dieser Hinsicht zeigt sich bei beiden eine gewisse Quelle der Krankheiten. Solche nämlich, deren Entstehung nicht sowohl von irgend einer besondern Anlage, als vielmehr von gemeinschaftlichen und beständigen Außenreizen abhängt, konnten und mußten schon damals sich offenbaren, als bei einer noch unverfälschten Lebensart das Thierleben bei dem freien Walten der Natur gemäß Energie und Ausdauer zu erreichen pflegte. Hierher gebören theils die chirurgischen, theils die epidemischen Krankheiten oder Seuchen, deren auch schon die ältesten geschichtlichen Urkunden erwähnen. Eine zweite Quelle von Krankheiten, und zwar von solchen, die auf irgend eine besondere, selbst schon abnorme Disposition sich gründen, liegt in dem immer despotischen und vielseitigen Zwange, worin die Hausthiere unter der Herrschaft des Menschen gerathen. So lange er noch Nomade war, lebten sie, wiewohl ihm unterthan, doch in

einer ziemlich ungehinderten Freiheit, in einer Ketten, willkürlichen Bewegung, waren an den Witterungswechsel, dem sie immer fort ausgesetzt blieben, gewöhnt, und ihr Futter auf freien Weideplätzen suchend, konnten sie ungehindert ihrem Instincte folgen, der mit aller seiner wohlthätigen Naturkraft die Wahl ihrer Futterkräuter leitete. Allein mit dem Ubergange zum Heidebau, und dem davon ungetrennten engeren geselligen Leben mußte sich auch ihr Geschick verändern. Zu Arbeitsthieren bestimmt, wurden sie in ihrer Freiheit und Nahrungswahl ungleich mehr eingeschränkt, sie wurden bei zugemessenem Futter zu anhaltenden, unfreien Bewegungen angekrengt. Somit sank die energische Thätigkeit ihres Instincts, ihre Leibesconstitution änderte sich verchiedentlich, ihre Empfänglichkeit für äußere Schädlichkeiten nahm durch Entwöhnung zu, und in eben dem Maße gesellten sich dazu neue, in der gezwungenen Lebensart gegründete, am so häufiger, je mehr allmählig Vorratheile, abergläubische Begriffe u. s. w. sich in die Behandlung der Thiere einmischten. — Gleichgültig, wie auch auf jene seiner Hausthiere aufmerksam werden, und deshalb möchte Thier- und Menschenheilkunde wohl auch gleichzeitigen Ursprungs seyn, oder vielmehr erfleht mit dem Gebrauche der Hausthiere begonnen haben. Wahrscheinlich aber trat die Hippiatrik später auf, weil die Züchtung der Rasse später erfolgte. Wie die Menschenheilkunde durch Priester, so wurde die Thierheilkunde durch Hirten zuerst getrieben. Und, wenn wir von einem Volke bemerkt finden, daß es vorzüglich für seine Nuchthiere sorgte, so läßt sich schließen, daß auch die Thierheilkunst unter ihm ausgebüht wurde.

Bei den alten Griechen erhielt diese um so früher eine wissenschaftliche Gestalt, in je höherm Ansehen unter ihnen mannde Hausthiere, und besonders die Pferde standen. Schon Homer (über 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung) rühmt die Griechen wegen ihrer guten Wartung der Pferde, und deren sorgfamer Aufzucht zum Wettrennen, beschließigen Festen, Herodot, Pindar u. A. Schon 400 Jahre vor Chr. Geschrieb Kenophon eine eigene Abhandlung über die Reitkunst, in welcher er einige noch ältere Schriftsteller dieses Fachs, z. B. Simon von Athen u., anführt, der vorzüglichste aber scheint Melampus von Argos zu seyn. Hippokrates aus Kos, noch mehr Demokritos beschäftigten sich schon mit Thierergliederung, und machten davon, wie späterhin der Römer Galenus u., Anwendung auf den Menschenkörper. Außerdem gab das Schlachten der Thiere zu friedlichen Opfern und zum Wahrsagen aus deren Eingeweiden, Gelegenheit zu manchen zoologischen Kenntnissen, auf der andern Seite aber auch nicht selten Anlaß zur Übertragung feuchensartiger Krankheiten von den Opfertieren auf die Priester. Eine Menge Beobachtungen über die Hausthiere, ihren Bau, ihre Lebensart und Krankheiten findet sich bei Aristoteles.

Die thierärztlichen Kenntnisse der alten Römer, größten Theils von den Griechen entlehnt, enthielten die

landwirtschaftlichen Schriften eines Cato, Varro, Columella, Palladius, Gargilius Martialis u. A. Valerius (im 1sten Jahrh. nach Chr. Geb. zur Zeit des Kaisers Tiberius) erwähnt insbesondere eines Veterinarius (equarius medicus), mit Namen Herophilus. So finden wir die Ausdrücke: Medicus veterinarius, ars a. medicina veterin. schon beim Columella; sie stammen ab von den lateinischen Wörtern: veterinariae sc. pecudae beim Varro, oder veterinaria animalia, auch wohl genus veterinum (Rast- oder Zugvieh) beim ältern Plinius.

Auch gab es, wo nicht früher, doch wenigstens seit dem 7ten Jahrh. so genannte Hippiaten (von ιππος Pferd, und ιατρος Arzt), die für die Gesundheit der griechischen und römischen Streitkräfte sorgen mußten. Inbegriff waren sie alle, wie man aus ihnen, in den zwei Büchern der Medicina veterinaria, von Sim. Grapnandus zu Basel 1537 drukt, gesammelten Schriften schließen muß, Leute ohne alle wissenschaftliche Bildung. Der älteste Heilsumelios von Theden, und noch der gelehrteste, dem alle Übrigen sich wörtlich nachsprechen, scheint Asporus von Prusa gewesen zu seyn. Alle lebten in dem Zeitraum vom 7ten bis 10ten Jahrhundert.

Im 15ten Jahrh. schrieb Jordan Ruffus seine Hippiatra, deren erste italienische Übersetzung 1492 zu Venedig erschien; der erste vollständige und korrekte Abdruck des Originals ward von Hieron. Morelli zu Padua besorgt. In dieses Zeitalter gehört auch die Ars veterinaria s. mulomedicina des Vegetius Renatus von 1528 in 4 Büchern, welche zuletzt zu Mannheim 1781 wieder abgedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt ist, aber eine bloße, zum Theil elende Übersetzung der griechischen Hippiatiker seyn dürfte, welche ein unwissender Römer in Italien etwa im 12ten oder 13ten Jahrh. veranlaßt hat. Schneider's Commentar, ad Vegetii Renati mulomedicinam Libb. VI. kam zu Leipzig 1791 heraus.

Die Einfälle roher Völker im Mittelalter mußten, wie auf alle griechische und römische Wissenschaften, so auch auf die Thierheilkunde den ungünstigsten Einfluß haben. Am meisten mußten noch die Araber, welche schon damals sehr viele Liebhaberei mit Pferden trieben, für die Ausbildung der Rossarzneikunde gewirkt, und diese später auf die Spanier übertragen haben. Auch finden sich unter beiden Nationen die ersten Scheidungsuren des Faches eines Thierarztes von dem des Fuchsen- oder Grobschmied's.

Wessen ungeachtet fand man zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften immer noch sehr Wenig für die Thierheilkunde gethan, und theils des langsamen Fortschreitens der Wissenschaften im Allgemeinen, theils wohl auch der wenigen Pferde wegen, die damals noch gehalten wurden, entging sie der nähern Aufmerksamkeit denkender Ärzte. Mit dem jetzt allgemein eingeführten Fußschlag kam auch die Ausübung der Hippiatik in die Hände der Fuchschmiede.

Im 16ten Jahrhundert, das so günstig für die Cultur aller Wissenschaften war, wurde zwar auch die Nothwendigkeit einer thätigen Bearbeitung der Thierheilkunde fühlbar, aber doch nur theilweise realisirt. Der Arzt Ruellius überlegte die früher durch des griechischen Kaisers, Constantin Porphyrogeniten, veranlaßte Sammlung aller ältern thierärztlichen Schriften aus dem Griechischen auszugeweiht ins Lateinische, Paris 1530. fol.; bald nachher wurde sie auch in die italienische, französische und teutsche Sprache übertragen. Die letzte Ausgabe erschien zu Nürnberg 1570. — Contr. Gesner sammelte eine weitläufige Geschichte der Thiere von Aristoteles, Plinius, Aelian, Oppian, Varro, Columella, Vegetius u. A., bereicherte sie mit vielen neuen Bemerkungen, und gab sie 1551 heraus; eine zweite Ausgabe erschien 1670 in fol., und eine teutsche Übersetzung von Horst zu Frankfurt 1669. fol. — In diesem Jahrh. gab der Italiener Bianconi ein latin. Werk über Thierheilkunde heraus. Ferner erschienen: Libro del marchio del cavalli. Vened. 1588. Hipp. Bonacosa tractat. Equorum. Vened. 1590. L'Hippostéologie par J. Bernard, à Paris. 1594. Von Leonardo da Vinci haben wir treffliche Handzeichnungen aus der Menschen- und Thieranatomie, die Chamberlain daraus gegeben hat.

Auch im 17ten Jahrh. machte die eigentliche praktische Thierheilkunde noch keine bedeutende Fortschritte. Noch immer ward sie bloß Ackerärzten ausschließlich überlassen. Während dem erschienen mehrere Abhandlungen über die Krankheiten der Thiere, und die Mittel sie gesund zu machen, im Druck, welche von Hoffmann und schiefen Ideen strotzen. Nur wenige Autoren, wie ein Ramazzini, ein Gasar Fiacchi, der ein ital. Werk über die Reitkunst schrieb, worin auch eine sehr verdienstliche Abhandlung über den Fußschlag der Pferde enthalten ist, schöpften aus der Fülle ihrer eigenen Erfahrung, alle Übrigen schrieben die Fehler aus den Schriften der Alten ab. Auch ward damals bei sorgfältigerer Cultur der Anthropometrie die Zoometrie nur zu sehr vernachlässigt, mithin konnte auch von dieser Seite die Thierheilkunde zu keiner wissenschaftlichen Form sich erheben. Um so größer war das Verdienst von Carlo Ruini zu Bologna, der 1618 zu Venedig eine Hippotomie mit sehr herrlichen und genauen anatomischen Zeichnungen herausgab, wovon Snaps, Gibbon und fast alle französische Schriftsteller die Iriden haben kopiren lassen. — Im J. 1654 erschien zu Paris ein von mehreren bearbeitetes großes und nicht unwerthenliches Prachtwerk: le grand Maréchal françois dettielt. — Gerard Blasius gab 1675 zu Amsterdam eine Zergliederungsschnitt des Pferdes mit Kupfern heraus, die nicht ohne Werth ist. — Noch mehr gewann in manchem Betracht die Wissenschaft durch Solleysfel's, des Stallmeisters von Ludwig XIV., zu seiner Zeit klassisches Werk: le véritable parfait Maréchal, à Paris. 1664, neuen Ausgaben 1677. 1698. 1746. 1754. 4. 2 Vol., davon wir teutsche und engländische Übersetzungen besigen. Schade, daß Solleysfel nicht zugleich Thier-

arzt im eigentlichen Sinne des Wortes war. Indes scheint er doch genaue Kenntniss vom äußern Baue des Pferdes gehabt zu haben, und seine Bemerkungen darüber sind sehr schätzbar. Als ein scharfsinniger Beobachter sah er manche Fehler in der thierärztlichen Praxis ein, und rügte sie öffentlich: So war er der Erste, welcher sich dem Reiten des Frosches, einer Entzündungsgeschwulst unter der Junge des Pferdes, als einem atzenden und gefährlichen Verfahren, laut widersetzte. Er verworf zuerst den Aderlaß im Gaumen, nicht nur als unnütz in Fiebern, sondern auch als schädlich, weil dabei so leicht die Gaumenschlagader verwundet werden kann. Er widerrieth das Einbringen reizender Mittel mit Heferschwingen in die Nase, weil die dadurch erregte Entzündung Geschwüre, und selbst den Hock hervorbringen könnte u. s. w. — Ubrigens waren auch in manchen andern naturhistorischen und medizinischen Werken, so wie in wissenschaftlichen Wörterbüchern bereits einige Elemente der Thierheilkunst enthalten, allein so durch einander geworfen, und unbestimmt ausgebrückt, daß man daraus leicht den nur geringen Aufschwung unserer Kunst abnehmen kann.

Selbst bis in die Mitte des 18ten Jahrh. reiste sie nur langsam ihrer Vervollkommenung entgegen. — Ein blühender Handel vermehrte jedoch den Reichthum, und dieser erzeugte Luxus, mit ihm wuchs auch die Zahl und der Werth der Pferde. Dies und zugleich die schrecklichen Niederlagen, welche eine aus dem Oriente nach Europa eingeschleppte Viehseuche (Rinderpest, Rinderdruce u. c.), zumal in der ersten Hälfte dieses Zeitraums überall anrichtete, trugen viel zu der vermehrten Aufmerksamkeit bei, welche man auf die bisher noch mehr, als die Hippatrik selbst, vernachlässigte übrige Veterinärkunde verwandte. Von dieser Zeit an gewann diese überhaupt durch die sowohl allgemeine, als theilweise Bearbeitung von Ramazzini, Lancisi, Sauvages, Camper, Hatter u. A. immer mehr an Form und innerer Gestalt, wechselte aber auch um so öfter mit den mancherlei Ansichten und Systemen, je mehr sich die Thierärzte von den medizinischen Zeittheorien beherzigen ließen. — Gleichwohl begünstigte der wissenschaftliche Fleiß des 18ten und 19ten Jahrh., vorzüglich d'Aubenton's, John Hunter's, Monro's, Camper's und Vicq d'Azyr's zoologische Untersuchungen, und Buffon's Naturgeschichte, die dadurch gemachten Vorarbeiten für die weitere Ausführung der vergleichenden Anatomie durch Blumenbach, G. Home, Cuvier, Atber, Rudolphi, Fr. Meckel u. A., nicht wenig die weitere Entzwickelung und Pflege der Thierheilkunde. — Bourgelat war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Franzosen der Erste, welcher diese den Händen der Unwissenheit entriß, und sie zu einem gewissen Grad größerer Vollkommenheit erhob. Ihm verdanken wir den ersten mehr wissenschaftlichen Unterricht in derselben durch seine *Art vétérin.* à Par. 1767. 4. und in seinen *Elém. d'Hippiatr.* à Lyon. 1750 — 58. 4. Auch gründete er die erste Thierärztzschule zu Lyon (1762), wozu jedoch viel früher

schon Goethenius in Berlin die Idee angegeben hatte. — Bourgelat's Schriften enthalten leider! zu wenige reine Beobachtungen an den Thieren selbst, ein Vorwurf, der auch zum Theil die spätern vorzüglichsn Werke Biter's trifft, z. B. dessen *Médec. vétérin.* III. à Par. 1770. Lyon 1771., verestuft von Erleben. 3 Bde. Lemgo 1773 — 76. 8. — Gleichzeitig mit Bourgelat lebte der ältere La Fosse, von dem viele Entdeckungen und Verbesserungen in der Thierheilkunde ausgegangen sind. Seine, wie dessen Sohnes hippiatrische Werke: *Cours d'Hippiatrique*, und *Diction. hippiatr.* etc. in ihrer Art einzig, verdienen für ihre Zeit alle Bewunderung.

So ist die Veterinärkunde auch in Frankreich immer mehr geblüht, und durch eine Menge neuer Aufschlüsse, und eine größere Einsicht in der Methode u. zu dem Grade von Ausbildung gelangt, wozu die Naturwissenschaften überhaupt seit einigen Jahrhunderten nach und nach erreichen konnten, durch die vorzüglichsten Bemühungen eines Gilbert, Girard, Gabert, Landrin, Huzard, Tessier, Vatois, Arbuthnot, Esblanc, Dupuy, u. a. neuerer ausgezeichneten franz. Thierärzte.

In England war die Thierheilkunde vor nicht zu langer Zeit noch ziemlich unvollkommen, und manche ihrer Verbesserungen kamen dahin erst vom Festlande. Während des 17ten Jahrh. war dort kunstmäßiges Reiten sehr allgemein, und dieß Vergnügen zog viele russische und französische Reiter- und Stallmeister herbei, von welchen nicht nur die fehlergerichte Bewegung der Pferde, sondern selbst deren Gesundheit abhängig wurde. Nach dem aber Pferderennen und Jagden mehr zu Rationalitättheilen geworden waren, vernachlässigte man die Reitbahn. Die Behandlung der Pferdekrankheiten blieb in den Händen der Schmiede und Reutische, wodurch die Wissenschaft selbst einen Schritt rückwärts that, und nur selten sah man einen schwachen Versuch, sie von gänzlichen Untergange zu retten.

Bundevill ist der erste engländische Schriftsteller unter der Regierung der Elisabeth, der sein System aus ältern thierärztlichen Werken zusammen floppelte. Eben so bedeutend sind Mascat, Martin, Clifford, Burdon und einige Andere. Fast zu derselben Zeit lebte Warham, dessen Abhandlung über Pferdegeschloß empirisch ist. Das erste veterin. Originalwerk hat de Grey zum Verfasser. Nach diesem gab Sney sein *Anatomical — Treatise on the horse etc.* heraus mit Nachbildungen von Ruini und Saurier.

In der Mitte des 18ten Jahrh. trug Gibson durch manche verständige Winke und Vorschläge in seinem *Farrier's guide*, ohne sie doch selbst auszuführen, nicht Wenig zur Verbesserung der Wissenschaft bei. Gleichzeitig mit ihm lebte der berühmte Dr. Braden, dessen Werke mehrere Male wieder aufgelegt worden sind. Auf diese beiden folgte Bartlett, und vereinigte das Beste aus deren Schriften zu einem bündigen Ganzen in seinem *Gentleman's Farriery*; auch überließ er la Fosse's Schriften ins Engländische. Nach ihm folgte

Dömer, dessen verbesserter Fußbeschlagn mit Recht sehr geschätzt ist. Bald darauf schrieb Clarke zwei vortreffliche hippiatrische Werke: *Treatise on shoeing, and diseases of the feet, and their Prevention of the diseases of the horse*. Clarke's praktische Winke benutzte Lord Pembroke in seinem später erschienenen *veterin. Werke*. Zu derselben Zeit gab Stubbs, der berühmte Pferdemaalr, sein *Prachtwerk* heraus: *Plates of the Anatomy of the horse, worin aber der Schönheits zuweilen die Genauigkeit aufgeopfert ist*. — In die achtziger Jahre desselben Jahrhunderts fällt auch die von Charles Vial de Sainbel, einem Franzosen, zuerst vorgeschlagene Stiftung der Londoner Thierarzneischule, deren erster Lehrer er wurde. Sainbel's Abhandlung über den Fußbeschlagn ist sehr gut; weniger gilt dies von jener über die Krankheiten der Pferde. Jetzt ist Coleman würdiger Vorleser der Londoner Thierarzneischule, vortrefflich bekannt durch mehrere klassische Schriften. Marcroft, ein gleichfalls talentvoller thierärztlicher Schriftsteller, war sein Mitbewerber. Außer diesen Weiden zeichnen sich noch der Arzt Prosser, Freeman, der sich aus Viehhaberei mit der Hippiatrik beschäftigt, John und Rich. Lawrence, Haffner, White, Delabere, Blaine, Rich. Pewis, Thom. Pral, Budd u. A. unter den engl. Thierärzten neuerer Zeit aus.

Auch in Teutschland, Dänemark u. a. Staaten hat sich die Thierheilkunde erst in unsern Tagen von ihrem rohen Anfang besser gestaltet, und es ist seit dem so Mancherlei von ganz verschiedenem Gepräge erschienen, daß daraus nur durch eine scharfe Kritik, wie sie die *Märburg'sche Literaturzeitung für Medizin und Chirurgie* n. herausgegeben von J. H. Sternberg 1805. II. 1. St. 17 — 20 gab, das Bessere von dem Schlechtern gesichtet werden kann. Als thierärztliche Schriftsteller neuerer Zeit nennen wir: in Dänemark Abilaad und Viborg u., in Teutschland und seinen Nachbarstaaten: Adams, Ammon, Am-Bach, P. King, Bojanus, Bouwinghausen von Wallmerode, v. d. Brinlen, Brode, Brugmann, Busch, Daum, Dieterichs, Emmert, Edel, v. Erdelp, Fehner, Frenzel, Griske, Heutebrück, Greve, Havemann, Hering, v. Hochstetter, J. D. Hofacker, Jörg, Justinus, Kauf, Kerling, v. Knobelsdorf, Langenbacher, Lappe, Laudender, Lorinser, Lur, Metzger, Metzler, Rogalla, Rundiat, Raumann, Rebel, Riemann, Rössina, Pilger, Plank, Plouquet, Prinz, Reutter, Ribbe, Rohlfes, Rumpelt, Rysch, Sander, Schreber, Schwab, J. E. Seisfert, Sind, Sir, Sydow, Tappin, v. Tenner, Teuffel, Tögt, Tschulin, Veith, Vietz, Vint, Waldinger, G. E. Walther, Walz, Weidenfeller, Will, Willburg, Wolffstein, Zipf u. c.

Thierarzneischulen gibt es bis jetzt folgende: in Frankreich zu Lyon, Alfort, Charenton und Montpellier, in England zu London, in Italien zu Turin

und Padua, in Spanien zu Madrid, in Teutschland zu Wien, Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Hannover, Karlsruhe, Göttingen, Jena, Würzburg, Schwerin, in Böhmen zu Prag, in der Schweiz zu Bern und Zürich, in Dänemark zu Kopenhagen, in Schweden zu Stockholm, in Rußland zu Petersburg, Reskau und Rumburg).

(Th. Schreger.)

Hippica turris, f. Jerusalem.

HIPPICI MONTES, beim Ptolemäos (Sarm. asiat.) der nördliche Theil der Hügelkette, die als Waßerscheidung des Stromgebietes der Wolga (Rha) von dem des Don (Tanais) zwischen beiden Flüssen im heutigsten Gouvernement Saratow (Gebiet der Siraferen, Suraner, Sakaner, der Landschaft Mithridats k. beim Ptolemäos) vom Norden nach dem Süden ununterbrochen fortläuft, und sich unsern der Quellen des Danubius und der Ruma (Achardeus Strab. XI, 506, und Alonta Ptol. I. c.) beim Eintritt in Kaukasien dem Kaukasusgebirg anschließt. Den südlichen Theil dieser Hügelkette kannten, unter dem Namen Ceraunii montes, den auch Ptolemäos ihm gibt, bereits Strabo (I. c.), Mela (I, 19.) und Plinius (VI, 10.), nicht aber die Hippici montes. (Benicken.)

Hippicon, f. Hippikon.

HIPPIDES (Crustacea), eine von Latreille in seinen Familles du règne animal 1825 errichtete Familie der Crustaceen, welche die Gattungen Albunea, Hippa und Remipes umfaßt. In der neuesten, von diesem Naturforscher gelieferten Systematik (Cuvier règne animal éd. 2. tom. IV.) ist dieser Familie nicht mehr gedacht. (D. Thom.)

Hippikoi, f. Hippici montes.

HIPPIKON, ein Längenmaß der Griechen und vorzüglich der Athener, welches 4 Stadien (Plutarch. Solon. c. 25), also nach römischem Maße 2500 pedes betrug oder nach Eisen Schmidts Berechnung 198 Ruthen 3 Fuß 96 Linien rheinisch lang war. (Carl Wilhelm Müller.) Dieses griechische Maßmaß ist also = 3 dactylischen = 4 persischen = 6 kleinen Stadien (f. Stadium) = 24 Plethren = 240 Arden = 400 Dracmen = 960 einfachen Schritten (f. Passus) = 1200 heiligen Ellen = 1920 königlichen = 2160 olympischen = 2400 geometrischen = 2700 pythischen Fußes (f. Pes.) = 2072 1/2 Pagonen = 2133 1/2 Pagonen = 3200 Epithamen. Es war ferner = 342 Loten 2 f. 4 3. 8 l. Pariser Maß = 177 Ruthen 2 Fuß rhein. Decimalmaß. 11 1/2 Hippiken waren = 1 geogr. Meile. Seinen Namen erhielt es wahrscheinlich entweder von der Länge des Rennwegs zu Pferderennen, oder weil es selbst das Maß für die Rennbahn war. Vgl. Potters Archäol. III, 203. (Benicken.)

*) Vergl. G. F. Ludwigs tabell. überl. einer Geschichte der Thierheilkunde. Leipzig 1794. 8. J. 3. Schmidt überl. der sohen. Kultur d. Thierarznei. Stendal 1798. 8. Koch Hist. artis. veterinariae. (bis auf Karl V.) 1616. 1805. 4. über den Nutzen d. Wichtigkeit der Thierheilkunde; noch einer neuen geschichtlichen Darstellung derselben, von G. Franz Edcl. Wien 1823. 8. Gurt Sprenger's praegm. Gesch. d. A. II. c.

HIPPION. Spr. Syst. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianen und der ersten Ordnung der fünften Einreihigen Klasse, deren Charakter gegeben wird durch einen fünfspaltigen, zuletzt mit der Kapfel zusammen wachsenden Kelch, eine tellerförmige Krone, zweifächerige, nicht gedrehte Antheren, eine knospenförmige Narbe, und eine in zwei Hälften theils bare Kapfel mit einwärts gebogenen, die Placenten tragenden Klappen. 1) *H. viscosum* Spr. Syst., mit drehrundem Stängel, ablangem, nervenreichen, stielumfassenden Blättern, von denen die obersten pergamentförmig sind und den klebrigen Kelch einhüllen. Auf den karaisischen Inseln. (*Excaecum viscosum* Sm. Leon. Fasc. III. t. 18., *Gentiana viscosa* Ait. Kew.). 2) *H. verticillatum* Spr. Syst., mit vieredrigem Stängel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern, wirbelförmigen Büscheln, zurückgeschlagenen Kelchen, welche länger sind als die Kapfeln, und flachdrümpfen Kroneleihen. In Südamerika. (*Gentiana verticillata* L. Sp. pl., *Excaecum verticillatum* W. Sp. pl.). Diese Art ist noch zweifelhaft. 3) *H. hyssopifolium* Spr. Syst., mit vieredrigem Stängel, linienförmigen, nervenreichen Blättern, wirbelförmigen Büscheln, und Kelchen, welche kürzer als die Kapfeln sind. In Ostindien. (*Gentiana hyssopifolia* L. Suppl., *Excaecum hyssopifolium* W. Sp. pl.) Abgeb. in *Burm. ind. t. 74. f. 3.* — *Spr. Syst. l. 589.* (Sprengel.)

HIPPION (*Ἰππίον*), Koffeebänder, ein weit verbreiteter Beiname *Pseidonis*; f. den Artikel. (Schincke.)

Hippion (alte Geogr.), f. *Hypion* unter dem Art. *Hypia*.

Hippi promontorium, f. *Hippu akra*.

HIPPION (Fabian), HIPPE, ein in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. thätiger Lehrer der Leipziger Universitäts, geb. 1564 zu Stolpe, gest. den 12. Febr. 1599 *), studierte seit 1580 in Leipzig, wurde dort 1587 Magister, trat dann als Privatdocent auf und besetzte zu gleicher Zeit das Rectorat an der Thomasschule. Im J. 1596 war er Professor der philos. Fakultät geworden, 1598 aber Professor der physik. und legte nun seine Schulstelle nieder, ohne jedoch die durch ihn anhaltendes Arbeiten gestiftete Gesundheit auf die Dauer wieder gewinnen zu können. Außer einer *Diap. de corporis humani ex semine ortu* (Lips. 1597) schrieb er *Psychologia physica* in 4 Büchern, *Problemata physica u. logica peripatetica* **). (R.)

HIPPO (*ἵππος*), 1) eine Distanz *), deren Name deutlich auf das Pferd hinweist und von *Wälder* *)

als Beweis angeführt wird, daß Pferd und Schiff gleich bedeutend seien.

2) Unter diesem Namen, der von Andern auch in *Epone*, *Hippone* umgewandelt wird *), verehrten die Getreide in Rom ihre Schutzgöttin *), so wie die Römer die Schirmherrin ihres Viehes und ihrer Viehsälle *). Man stellte ihr Bild in den Ställen auf und befränzte es an bestimmten Tagen mit Blumen *). Ein später römischer Mythos erzählt, daß Julius Cäsar, Misogon, mit einer Statue Ungeheuer getrieben, eine schöne Tochter, *Epone*, gezeugt, und diese zur Schutzgöttin und Besorgerin der Pferde erhoben und verehrt worden sei *).

3) Hiess so eine Tochter des thespischen Fürsten *Thepsios*, mit welcher Herakles den *Pylos* zeugte *). (Schincke.)

Hippo (Gesh.), f. *Hippion*.

HIPPO (alte Geogr.), 1) eine Küstenstadt in Brutium, war eine Anlage der Etrsker und hieß eigentlich *Hippionia*, *Ἰππιονία*, woraus der verkürzte Name *Hippo* oder *Hippion* entstand, der auch dem Meerbusen, an dem die Stadt lag, die Benennung eines *Hippionates* verschaffte. Agathokles bemächtigte sich späterhin der Stadt und legte eine Schiffswerfte an, die sich auch noch in der Römer Zeit erhielt. Als die Römer Herrn des Landes wurden, verpflanzten sie 5000 Mann hierher als Kolonien, welche *Bibo Valentia*, auch *Schlechtbin Bibo* hieß. Bei dem Anonymus Ravennas heißt sie *Bibona Valentia*, woraus im Mittelalter *Bibona* entstand. Der Ort der Schiffswerfte heißt jetzt *Monte Leone* (Scylax. p. 8. *Sirabo* VI. p. 256. *Liv.* XXXV. 40. *Cic. pro Plancio* c. 40. *Plin.* III. 6.). (Kannegiesser.)

2) Ebne der Insel *Ros* (Gos), f. d. Art. (R.)

3) Ort in Hispania, den *Strabo* (XXXIX. 30.) nennt, südlich von *Toletum* (Toledo) gelegen. Wahrscheinlich *Mora* unweit des *Tagus*. (Banciken.)

Hippus (Hist. Nat. III. 1.) führt eine Stadt *Hippo nova* in Hispania baetica an, welche südlich vom Flusse *Batis* liegend, zwischen *Episirium* und *Iluro* genannt wird. (R.)

4) *H. Carausiarum*, f. *Hippo* in *Bátia*.

5) *H. Diarrhytus*, f. unt. Nr. 7.

6) *H. REGIUS*, Stadt in Numidien, Sitz der numidischen Könige (*Strabo* XVII. 832.), später christlicher Bischofssitz, berühmt durch den Kirchenvater *Augustinus*. Gegenwärtig ein Trümmernhaufen bei *Bona*, im Gebiet von *Constantine* *).

7) *H. ZARYTOS* (*ζαρύτιος*), feste Hafenstadt im Gebiete von *Karthago*, an einem schiffbaren See,

*) Gegen *Jöcher* (Gelehrtenlex. 2e Bd. 1618), welcher behauptet, er habe auch im J. 1617 gelebt, f. *Actus* von *Epino*, zu *Jöcher's* *Gelehrtenlex.* 2e Bd. 2017. **) Zwei Schriften müssen *Beitrag* gefunden haben, denn sie sind im 17ten Jahrh. im Druck wiederholt worden; vergl. *Abhandl.* a. d.

1) *Heusd. Theog.* 251. 2) *Wothol. d. Japet. Geschlechts.* S. 147.

*) *Turnebus aduersus*, XXIV. 4. *Ruperti ad Juv. emal.* Sat. VIII. 157. 4) *Ruperti* l. *Epone* des *multorum* et *quasi* *asina* *prociat* (*dicta* *ad tri* et *quatuor* *Hippone* vel *Hippo*).

5) *Collor*, ad *Minuc.* Octav. 28. 6) *Apulii* Met. III. 97. 7) *Plutarch.* *Agell.* c. 29. 8) *Apollodor*, VII. 7. 9) *Ergl. Kiner. Ant.* p. 42. *Proc. sp. Hessel.* ad *lt. Ant.* p. 20.

von dessen Verbindung mit dem Meere das Erscheinen der Ebbe und Fluth zeugt *). Unfreilich das heutige Bizerge an dem Bußen, den die Vorgebirge Blanco und Marabut im Gebiete von Zumis bilden. Hippagreta ist biermit nach Einigen einerlei; Andere combiniren es mit Hippanakra. (Benicken.)

Hippobdella (Annulata), f. d. Art. Hirudineae u. Hirudo.

HIPPOBOSCA (Insecta), Pferdeausfliege. Diese von Linné aufgestellte Gattung der zweiflügeligen Insekten ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, indem mehrere andere Gattungen aus ihr gesondert worden sind. Sie gehört nach Meigen¹⁾ zu dessen Familie Coriaceae in der Abtheilung Eproboscideae. Latreille ordnet sie *) in die Familie Pupipara. Nach Meigen¹⁾ sind die Kennzeichen folgende: die Füßler sind knospenförmig, an den Seiten des Untergesichts eingesetzt und haben eine nackte Endborste; die Punktaugen fehlen, die Füße haben zweifelhafte, gleich große Klauen. Die Flügel liegen parallel auf, sind stumpf und vieloberig.

Diese Insekten haben überhaupt einen merkwürdigen Bau. Der Kopf ist vom Mitteltheile (thorax) deutlich getrennt, flach und rund; die Stirn ist breit und die Punktaugen (ocelli) fehlen, die Rehaugen (oculi) sind länglich. Der vordere Rüssel ist schnabelförmig und besteht aus einer zweiflappigen, gabelförmigen Scheide, zwischen welcher die fadenförmige, hornartige, längere Zunge liegt. Das obere Klappenstück ist kegelförmig, haarig, das untere fleischig, stumpf, nur halb so lang als jenes. Die Tastler (Palpen) fehlen. Die Füßler, an den Seiten des Untergesichts eingesetzt, sind knospenförmig, klein, mit einer Borste aus der Spitze. Das harte, lederartige Rückenschild (thorax) ist flach, scheibenförmig, mit einer gebogenen, in der Mitte unterbrochenen Querradial- und vorne noch mit einer eingebrachten, quer liegenden Seitenlinie. Das Schildchen ist kurz, querlänglich. Der Hinterleib ist dünnlich, rund, vorne eckig. Die starken Beine haben drei Hüften, die Füße sind kurz. Die kleinen Schwinger (Schwingflügel) sind unter dem Schildchen verdeckt. Die lederartigen Flügel haben eine stumpfe Spitze und sind haarlos. Am Vorderrande derselben stehen einige starke Adern.

Am Ende des Leibes bemerkt man beim Weibchen zwei kleine, auf einander liegende jungensförmige Spitzen und an den Seiten zwei, mit Haaren besetzte Wargen. Der After verlängert sich in Gestalt einer kleinen Röhre. Wenn man den Leib des Männchens drückt, so zeigt sich über diesem After eine Warze, welche auf jeder Seite ein hornartiges Plättchen und auf dem mittleren Hauptkörper zwei gleichfalls hornige Spitzen

oder Zähne hat, welche wahrscheinlich dazu dienen, das Weibchen bei der Begattung fest zu halten. Im Innern des Bruststücks befinden sich nach Dufour²⁾ schlauchförmige und röhrenförmige Trachen, im Hinterleibe aber bemerkt man nur solche der letzteren Art. Derselbe Naturforscher will auch Speicheldrüsen, und eine Art Uterus in diesen Thieren entdeckt haben, welcher letztere in einem großen, häutig-muskulösen Sack bestehen soll, so wie Eierhöle, die gänzlich von denen anderer Insekten abweichen. Sie bestehen aus zwei röhrenförmigen, stumpfen, freien Körpern, welche mit einem weissen, homogenen Marke angefüllt, und an einem Ende zugedrückt sind, am andern aber in einen eigenen Kanal übergehen. Nach Dufour's Angabe sollen diese Ovarien durch Gestalt und Lage gar sehr denen des menschlichen Weibes ähnlich seyn. Der Uterus, welcher Anfangs sehr klein ist, erweitert sich während des Tragens nach und nach zu einer ungeheuren Größe, drängt alle Eingeweide aus ihrer Stelle, nimmt endlich die ganze Unterleibshöhle ein und erweitert sie sehr bedeutend. Die Fortpflanzung ist überhaupt sehr eigenthümlich und gewisser Maßen derjenigen der lebendig gebärenden Thiere höherer Klassen zu vergleichen. Die Larve schlüpft nämlich im Leibe der Mutter aus, nähert sich in demselben (wie?) und bleibt auch bis zum Nymphenstand in diesem Aufenthalt, dann tritt sie aber als solche in Gestalt eines länglichen Eies aus dem Leibe, das fast eben so groß, als dieser selbst ist. Die Farbe dieses Eies ist Anfangs milchweiß, an einem Ende desselben ist eine große, schwarze, wie Ebenholz glänzende Platte. Diese Nymphenhülle, gewöhnlich, wenn auch fälschlich Ei genannt, ist übrigens rundlich, platt, wie eine Linse, an dem Ende, wo sich die schwarze Platte befindet, ausgerundet, und bildet an diesem Theile zwei hornförmige, zugrundete Vorragungen. Einige Zeit nach dem Austritt aus dem Leibe, wird die Nymphenhülle schwarz, die glänzende Haut derselben widersteht einem starken Fingerdruck, sie ist bedeutend dick, hat eine knorpelige hornartige Beschaffenheit und ist selbst mit guten Scheren schwer aus einander zu schneiden. Die größte Breite dieser Nymphenhülle beträgt an der Mitte, die größte Tiefe fünf Viertel Linien. Die Stärke des Körpers eines Weibchens, welches gelegt hat, oder nicht trüchtig ist, ist kaum so groß, als eine solche Nymphenhülle, was allerdings als sehr merkwürdig erscheint, wenn nicht Beobachtung gelehrt hätte, daß die Hülle nicht so groß aus dem weiblichen Körper hervortritt, daß sie aber gleich nach ihrem Austritt aus demselben augenblicklich zu jener Größe heranzuwächst. Bei der harten Schale dieser Hülle, war eine Vorrichtung nöthig, um dem entwickelten Insekten den Austritt zu erleichtern und diese besteht in einer doppelten Klappe an dem einen Ende, welche sich schon mit einem Federmesser öffnen läßt.

Ritzsch hat *) die Gattung Hippobosca als Hauptgattung aufgestellt, und die eben abgehandelte

*) Plin. V. 8. Strabo XVII, 832. Plin. jun. ep. IX, 33. H. Anton., Tab. Pous.; vergl. Hessel, ad L. Ant. 22.

1) Systemat. Recheider der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. IV. S. 336. 2) Cuvier régime animal. Bd. 2. tom. V. S. 543.

3) Annales des Sciences naturelles. tom. VI. p. 299 seq. 4) Germar's Magazin der Entomologie III, 307.

Nirmomyia genannt, von welcher er mehrere Arten zu kennen scheint, als *Tapus* aber nur folgende allgemein bekannte anführt.

H. equina, Linné. (Mélén. l. c. t. 63. f. 15. Deger Mémoires VI. t. 16. f. 1 — 20. Panzer fauna VII. f. 23.). Stirne und Untergericht glänzend roßgelb; Augen schwarzbraun, Rücken Schild glänzend dunkelbraun, mit roßgelben Schultern, welche hellgelb eingefasst sind; vor dem Schilde mit drei gelben Flecken: der mittlere spitzig dreieckig; Schildchen gelb, mit schwarzen Seitenflecken. Hinterleib haarig, bräunlich grau. Beine roßgelb; die mittleren Schenkel und Schienen mit einem schwärzlichen Ringe, die hintere mit zwei. Springer schwarz; Flügel bräunlich, die vielen Randadern dunkelbraun. Auf Pferden und Rindvieh. Soll auch auf Kamelen leben, wenn diese nicht eine andere Art ist. Ränge 4 Linien. (D. Thon.)

HIPPOBOTON (ἵπποβοτον), ist ein Beinwort, welches von Homer besonders der Stadt und dem Gebiete Argos im Peloponnesos beigelegt wird. Die Gegend bot reichliche Weide dar und die Pferdezuucht daselbst war berühmte. Eben deswegen wird auch das Beinwort Hippion (ἵππιον) d. l. ritterlich, von Argos gebraucht*). An ähnlicher Weise führt Strabo (XI. p. 525) pratum hippoboton, λευκὸν ἵπποβοτον, eine Weide in Medien an, die Herodot (VII. 40.) ἡδίων Νισαίου nennt, auf welcher 50,000 Mutterpferde weiden und die größten und schönsten Pferde für den königlichen Dienst erzeugt wurden und nissäische hießen. Manche Geographen führen mit Beziehung auf Arian (V. H. VI) auch unter dem Namen Hippoboton ein Feld der Einwohner von Chalkis auf Euböa an, das die Abender ihren Kolonisten vertheilt hätten. Allein Arian hat offenbar aus Herodot (V. 77.) gefascht. Dieser erzählt aber, daß in Chalkis die reichen Leute, Hippobotá genannt, eine aristokratische Regierung gebildet hätten, von den Abendern aber besiegt und fortgeschleppt und auf deren Ländereien ἐν τῶν ἱπποβοτων τῇ γῇ 4000 athenische Kolonisten zurück gelassen wären. Schaeffer hat daher mit Recht im Arian statt ἱπποβοτων zu lesen angerathen ἱπποβοῶν. Vgl. Strabo X. p. 447. (Kanngiesser.)

HIPPOBOTOS, gehört zu den älteren Bearbeitern der Geschichte der Philosophie und liest vermuthlich, denn es fehlt an Angaben, um seine Zeit genau zu bestimmen, im ersten Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des zweiten unserer Zeitrechnung. Er hatte ein Buch von den Schulen oder Secten der Philosophen περί σχολῶν geschrieben, deren er nach Diogenes Laertios (Prooem. 13. vergl. Pythagor. 22.) und nach Eubäos (v. αἰσῶν) neun aufzählte. Porphyrios (de vita Pythagor. am Ende vergl. hiebei not. Ritterstusii), Jamblichos (a. 13.) und Clement von Alexandrien (Strom. I. p. 300) hatten seine Schrift vor Augen, führen aber von den Lebensumständen Nichts an. (Pet. Friedr. Kanngiesser.)

HIPPOBUS (Mammalia), die Alten belegten mit diesem Namen einen angediegenen Bastard von einem Pferde mit einer Kuh erzeugt. (D. Thon.)

Hippocampi pedes, Hippocampoosfüsse, f. Gehirn.

HIPPOCAMPUS, Cuvier (Pisces), Seepferdchen, eine, wie aus dem Namen fast schon erhellt, bereits den Alten — wegen ihrer eigenartigen Gestalt — bekannte Fischgattung. Linné stellte die hierher gehörigen Arten mit seiner Gattung Syngnathus zusammen in die Ordnung der Knorpelfische (Pisces cartilaginei), Cuvier trennte sie als eigene Unterattung, deren *Tapus* S. Hippocampus (unter dem 3. Arten vereinigt) war. Sie gehören nach der neuesten Einteilung Cuviers †) unter die Ordnung Lophobranchia (Lophobranchies — einen lat. Namen hat Cuvier nicht gegeben!), welche nur aus den drei Gattungen Syngnathus, Solenostoma und Pegasus besteht. — Mit der Hauptgattung Syngnathus haben sie folgende Kennzeichen gemein. Der Kopf ist in einen röhrenförmigen Rüssel verlängert, der zwar in einen geraden Mund ausläuft, am Ende aber fast vertikal gespalten ist. Das Kiemenloch steht gegen den Nacken. Die Bauchflossen fehlen. Hinsichtlich der Fortpflanzung besteht das Eigene, daß die Eier in einem Sacke ausschließen, der sich durch Erweiterung der Haut bildet. Die besondern Kennzeichen sind folgende: Der Körper ist seitlich zusammen gedrückt, und bedeutend höher als der Schwanz. Nach dem Tode krümmt sich der Kopf dergestalt nach dem Körper herab, daß das Thier das Ansehen eines ausgekümten Pferdes (im Kleinen) erhält. Die Röhre der Schuppen sind röhrenförmig erhöht, und ihre Enden in Dornen verlängert. Der Schwanz ist flossenlos. Die bekannte Art ist:

1) H. brevisrostris, Cuvier (l. c. 363. — H. vulgaris, Cloquet in Dictionnaire des Sciences nat. XXI. p. 178. — Syngnathus Hippocampus Linné, allorum. — Bloch Fische. t. 103. f. 3.). Wir können diese Figur nicht vergleichen und führen sie deshalb nurungsweise an. — Willughby Hist. Piscium. ed. Rojux. Oxonii 1686. Tab. I. 25. f. 3.). Der Rüssel ist kurz, über den Augen stehen fünf Höder, mit Höden versehen, die Augen selbst sind groß, silberfarben und glänzend. Am Schwanz stehen auf jeder Seite drei Stacheln, zwei nach oben, einer nach unten. Der Körper ist von 13, aus 7 Platten bestehenden Ringen umgeben, der Schwanz hat 55 — 58 vierplattige Ringe, auf jeder solchen Platte steht in der Diez ein, mit einem Haken versehener Höder. Die Farben dieses Fisches ändern sehr ab. Bald ist er bleifarben, bald braun, schwärzlich oder grünlich, immer aber ist er etwas weiß gestreift oder gesteckt. — Was den innern Bau betrifft, so hat er eine ziemlich große Lufthöhle, der Darmkanal macht fast keine Biegungen, der Magen ist weit, die Leber lang, schmal und blasig. Man findet die Fische fast in allen Meeren, im Ozean, im Mittelmeer, und in

*) Strabo VIII. p. 369. Plin. IV. 3.

†) règne animal. éd. 2. II, 361.

dem indischen Ozean. Nach Martens*) ist es ein munteres Thier, das sich häufig im Meere und in den Lagunen findet. Seine Größe steigt von sechs Zoll bis auf einen Fuß Länge. Es lebt von kleinen Meerwürmern, Weiserfischen und kleinen Fischelein. Man findet es wegen der sonderbaren Form, die es nach dem Tode annimmt, häufig in Kabinetten. — Man schrieb diesem Fische sonst große Heilkraft zu und noch jetzt sollen die venetianischen Fischer (nach Martens l. c.) thun, die Norweger ihn dagegen für Gift halten.

2) *H. foliatus*, Shaw. (General-Zoology V. pl. 180. — *Syngnathus taniolatus*, Lacépède in *Annales du Mus. d'hist. nat.* IV. p. 203. 211. pl. 53. f. 3.) Um den Augenkreis herum steht ein doppelter und vier einfache Stacheln, so wie eine Reihe kleiner Spigen. Ein langer, in ein häufiges Blättchen auslaufender Stachel steht oben auf dem Kopfe nahe am Nacken, ein anderer mehr nach hinten, zwei andere stehen nahe am After und drei Paar andere auf der obern Seite des Schwanzes. Alle diese Blättchen tragende Stacheln sind gezähnt. Der Körper und der vordere Theil des Schwanzes sind siebenförmig, die hintere Hälfte des Leibes ist vieredig. Die Farbe ist röthlich mit unregelmäßigen, weißlichen, sehr kleinen Fleden. Dieser Fisch, dessen Länge wenigstens einen Fuß beträgt, ward an der neuholländischen Küste (Meerenge Bass) durch die Expedition von Baudin entdeckt. (D. Thon.)

HIPPOCAMPUS (Palaeont.), Boccone (Museo di Fisica 281) versichert, den Eindruck eines Fisches dieses Geschlechtes auf einer Steinplatte gesehen zu haben. Vergl. *Syngnathus*. (H. G. Bronn.)

HIPPOCARCINUS (Crustacea), Xidropand bezeichnet mit diesem Namen Krebs, welche jezt zur Gattung Homala, Leach's gezählt werden. (D. Thon.)

HIPPOCASTANIN oder **ASCULIN**, ein eigener Stoff, den Hr. Kanoneri (f. Journ. der Pharm. 1825) in der Frucht des Rosskastaniensbaums (*Aesculus Hippocastanum*) fand, und für ein Kaloi ausbild, wofür aber noch mehrere Beweise erforderlich sind. Nach Guibourt erscheint zwar dasselbe auf die Art, wie das Chinin aus den Chinarinden durch Kalk dargestellt, als eine formlose Masse von gelblicher Farbe, Anfangs süßlich, nachher stechendem Geschmack, die sich in Alkohol und Äther löst, und mit Schwefelsäure krystallinische Nadeln bildet, im Feuer schmilzt, sich auflöst, und dann fast wie Öl aufflammt. Ganz kaltsie aber wirkt das Äsculin nicht auf blaue Pflanzensarben, und löst sich dann eben so wenig in Wasser auf. (Vergl. Pelletier's u. Caven-ton's Analyse der Rosskastanienrinde in Buchner's Rep. der Pharm. XII, 2.) (Th. Scherer.)

HIPPOCASTANUM VULGARE, *Aesculus Hippocastanum*, *Castanea equina* (gemeine Rosskastanie, affinis die wilde Kastanie), ein zur Gattung *Aesculus* gehöriger sommergrüner Baum, welcher über 100 Jahre alt wird, sich in einem angemessenen Boden

zu einer Höhe von wenigstens 60 Fuß erhebt und seine sparrigen Äste weit ausbreitet. (Vergl. den Art. *Aesculus Hippoc.*) Der Rutzgen, den dieser Baum leistet, ist sehr mannichfaltig, und es gibt wenig andere Bäume, welche ihn darin übertreffen. Denn das Holz, welches ziemlich dicht, fein langfasrig, nicht hart, aber zart und von Farbe gelblich weiß oder gelblich, nach dem Kerne zu bei alten Stämmen oft grau und bräunlich geflammt ist, gebrauchen die Schreiner und Drechsler, die Formschnneider und Bildhauer häufig, weil es sich wegen seiner Weich- und Zartheit wie Lindenhölz und fast noch besser bearbeiten läßt, Beize und Politur annimmt, und keinem Wurmsfraße unterworfen ist. Jedoch kann es die Risse durchaus nicht vertragen, weshalb man es überhaupt vor dem Wechsel der Temperatur durch einen guten Lackfirnis zu schützen sucht. Da die Wurzelrinde oft flammig und schön ausfallen, so werden in neuern Zeiten sehr feine Möbel daraus gemacht, denen man die englische Lackpolitur gibt. Zum Brennholz ist es minder gut; es besitzt nur geringe Hitzkraft. Seine Kohle aber kann man mit Vortheil zur Bereitung des Schießpulvers verwenden, die Asche gibt eine erprobt gute Lauge und mit Gyps vermengt ein vorzügliches Düngemittel. Die Rinde, welche am Stammholze bräunlich aschgrau, bei alten Bäumen aufgerissen, an den Ästen und Zweigen bräunlich ist, ist zur Färberei und Gärberei brauchbar, ertheilt dem wollenen Zeuge eine bräunlich-gelbe Farbe, und das damit gegerbte Leder wird fester, dauerhafter und geschmeidiger. Derselben eignet sie sich mit Essig ausgezogen zur Bereitung einer Ainte; die Flüssigkeit erscheint zwar Anfangs indigoblau, auf dem Papiere aber verwandelt sie sich und wird schön schwarz. Über den arzneilichen Gebrauch der Rinde, so wie der Früchte s. unter *Aesculus*. Nach andern Untersuchungen hat erstere ihre fiebervertreibende Kraft nicht denöthigt, auch ist kein dem Cinchonin ähnliches Alkali darin zu finden*), und gehört nur zu den abstrühirenden und der Hämorrhoiden widerstehenden Mitteln. Wegen ihrer scharfen Beschaffenheit ist sie schwer zu pulverisiren; ohnehin verliert das Pulver bald seine Kraft, während die Rinde in Stücken lange Zeit von guter Wirkung bleibt. Im J. 1826 kostete der Zentner 18 fl., im Pfunde 12 bis 16 Kreuzer**). Das Laub wird nicht allein im Winter vom Rothwild, sondern auch von den Hasen, Biegen und dem Rindviehe gern gefressen, auch kann man es nach Dambourne zur Färberei benutzen; als Streu ist es den Blättern der meisten übrigen Laubbölzer vorzuziehen. Die zahlreichen, schönen, auf weißem Grunde rosenfarbig und gelb gefleckten Blumen, die sich an den Spigen der Zweige in großen, aufrechten, pyramidenförmigen Trauben aus der ausgebreiteten, buschigen, schattenreichen Krone erheben, gewähren nicht nur einen sehr angeneh-

*) Vergl. *Zeitschrift für Naturg.* VI. 1. S. 218; Dessen *Lehrbuch* u. 1824. S. 1; Buchner's *Reper.* XII. S. 217; Berl. *Jahrb.* XXIV. 1. S. 77 u. f. **) Eine große Menge Schießpulver bereiten sich aber die Heilkräfte der Rosskastanienrinde, müssen aber hier übergehen werden.

*) Reise nach Bengel II. S. 410.

X. Gussf. b. III. u. S. Zweite Sect. VIII.

mit Anhid, sondern werden auch von den Bienen häufig besucht. Die Fruchtzapfen liefern, nebst dem Holze und der Rinde, einen vortheilhaften Gärstoff, in einem kalten Aufgusse mit Wasser sind sie zur Nahrung geeignet, und diese Infusion gibt mit aufgelöstem Eisenvitriole eine zum Schwarzfärben anwendbare Linte. Vorzüglich oder gewöhnlich die Früchte in mancherlei Hinsicht wesentliche Vortheile, und würden noch größern Nutzen schaffen, wenn man ihre starke Bitterkeit, welche von einem schleimig-harzigen Bestandtheile herrührt, auf eine leichte Art wegschaffen könnte. Nach von Bon lässt man, um dies zu erreichen, die geschnitten und in 4 Theile zerschnittenen Früchte 48 Stunden in einer Lauge von 3 Theilen Asche und 1 Theile mit Wasser gelöstem Kalk weichen, kocht sie dann in einem andern Gefäße 10 Tage lang mit reinem, täglich erneuertem Wasser aus, worauf sie getrocknet und zum Gebrauche aufgehoben werden. Die auf diese oder andere Weise ausgesetzten Früchte geben gutes und vieles Stachmehl, das sich wie Kartoffelstachmehl, mit Getreidemehl vermischt, zu Brod backen läßt. Geröstet und zu Pulver gemahlen, eignen sie sich vor vielen andern vorgeschlagenen Erismitteln zu einem Surrogat des Kaffers. Ausgesüßt, zu grobem Pulver gelassen und mit Weizenmehl vermischt, geben sie ein vorzügliches Futter für die Hühner, auch bitter, wie sie von Natur sind, lassen sie sich gekocht und ungekocht als ein nährhaftes Viehfutter anwenden, und, wie man glaubt, sollen sie bei den Schafen ein sicheres Mittel gegen das Fäulwerden seyn. Das nicht an ihren Geruch gewöhnte Viehdiebst geht zwar Anfangs schwer daran; allein wenn es einmal daran gewöhnt ist, so frisst es sie eben so gut, wie das Roth- und Schwarzvieh, für welches die wilden Kaffianenrassen eine annehmliche Nahrung sind. Nach Scopoli reinigen und heilen sie die Pferde, und Kroker behauptet, daß die Zerkleinerten und gemahlenern Früchte den Pferden, besonders gegen die Drupe, mit gutem Erfolge geben, daher Einige von diesem Gebrauche den Namen Hippocastanie beileiten, während Andere der Meinung sind, daß sie so viel als wild. Die zu Pulver gelassenen Hippocastanien dienen als ein kräftiges Niesmittel; auch sollen sich Haarpuder und Stäbe daraus fertigen lassen; das aus ihnen bereitete Mehl liefert ein der gewöhnlichen Mandelfleisch ähnliches Erismepulver zum Waschen der Hände und kann auch, wegen des zusammenziehenden, aluminartigen, salzigen und reifenreichen Stoffs, zur Reinigung der Leinwand, des wollenen Zeugens und der Seide angewendet werden*. Zum Bleichen hat man sie schon lange benutzt. In Stücke zerschnitten, getrocknet und gekochen, und dann auf die gewöhnliche Art bereitet, sollen sie einen feinen Wein geben; besonders hat man das Mehl der bitteren Hippocastanienmehle, unter der Buchbinderkleister gemischt, als ein Sugumittel wider den Bücherwurm empfohlen. Wegen der großen Bitterkeit hat man die Früchte auch statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt. Endlich hat man aus ihnen nicht allein Brantwein und

Öl, sondern auch ein zum Brennen taugliches Material. Selbst die Schalen der Früchte brennt man entweder in wohlverschlossenen butirten Gefäßen zu einer schönen schwarzen Farbe, oder benutzt sie durch wiederholtes Auskochen mit einem Aufgusse von Fottasche zum Färben der wollenen, mit Eisenvitriol vorbereiteten Lächer. Die Fruchtschalen sind auch zu Nachtheilen brauchbar, wenn man sie, nachdem ein Koch hinein geschlossen worden, wenigstens 24 Stunden in Ei legt, einen Docht durchzieht, in ein Gefäß mit Wasser setzt und den Docht anzündet*).

(Fr. Thon.)

Hippocentauren, Hippocentauren, f. Centauren. HIPPOCEPHALOIDES, von *ἵππος*, Pferd und *κεφαλή*, Kopf abgeleitet (Palaeont.), nannte man früher zuweilen in unwissenschaftlicher Weise irgend einen Stein, der mit einem Pferdeköpfe eine allgemeine Ähnlichkeit zu haben schien, und glaubte selbst einen solchen im versteinerten Zustande zu erkennen. (H. G. Bronn.)

HIPPOCHRENES, franz. Hippocrène, (Palaeont.) Denys de Montfort *) hat dieses Geschlecht für eine fossile Kongliariart aufgestellt, welche zu Lamarck's *) Kollarien gehört, jedoch an der füsselförmigen Ausbuchtung des äußern Mundsaumes nicht, wie andere Arten, mit Einschnitten versehen ist. Lamarck und de Kerusac *) hatten dieses Geschlecht nicht angenommen; in Bronn's Systeme *) war es beibehalten worden, weil es damals schien, daß die meisten fossilen Kollarien darunter bequemer zusammengefaßt werden könnten, und lebende Arten davon noch nicht bekannt geworden waren. Nachdem sich aber diese aufgefunden und Drance *) nachgewiesen hat, daß beide Genera ganz in einander übergehen, indem seine *Rostellaria costata* mit zweiflügeligem Flügel nur eine Varietät von *R. calcarata* Sow. *)

*) 1) Willden. *Bot. Baum.* S. 12; 2) *Eusd. Spec. plant.* p. 255, n. 524; 3) *Aiton herb. Kewen.* l. p. 493; 4) *Linne syst. ed. Reit.* II. p. 493; 5) *Hort.* op. 29; 6) *Roth bot. germ.* I. 434, II. 457; 7) *Hayen flor. Leyd.* 453; 8) *Hall f. herb.* o. 1029; 9) *Boehm.* d. Lips. n. 457; 10) *de Ham.* ar. l. 207; 11) *Clus. hist.* l. p. 7; 12) *C. Bauh.* p. 419; 13) *Joh. Bauh.* hist. l. p. 128; 14) *Scopoli f. carn.* l. p. 268; 15) *Reuss conc. bot.* p. 248; 16) *Willd. prodr.* Herol. n. 419; 17) *Leers fl. Herbora.* n. 283; 18) *Mosch. Hass.* n. 318; 19) *Reich fl. Moscoo-Franco.* n. 244; 20) *Schoder Barb.* n. 304; 21) *Hager prim. Bor.* Holst. p. 72; 22) *Dierren pl. Nass.* p. 252; 23) *Jacq. Viand.* p. 83; 24) *Nonne fl. Erford.* p. 209; 25) *Zinn fl. Götting.* p. 204; 26) *Schrank bav.* I. 636; 27) *du Roi herb. Baum.* I. S. 62; 28) *Wart. hauss. herbiflor.* S. 871; 29) *Deffen Heidenmühl. Solzest.* S. 49; 30) *Reichstein herbiflor.* I. S. 214 n. 553; 31) *Cartilg lech.* f. *Recher l. S. 63*; 32) *Gesner hauss. hauss.* V. 282 u. a. m. Abbildungen: a) *Cramer tab.* 23; b) *Schmidt herb. Baum.* t. 58; c) *Schubert n.* 104; d) *Körner t.* 304; e) *Reiter z. Ael t.* 1; f) *Knapf. cent.* III. o. 3; g) *Oelshaus l.* 37, 38, u. a. m.

h) *D. de Montfort Cochyliologie systématique* II. (1810). p. 522 — 524. i) *de Lamarck Histoire naturelle des animaux sans vertèbres.* VII. (1822). p. 191 — 194. j) *de Lamarck Tableaux systématiques des animaux Mollusques* (1822) p. XXXV. k) *H. G. Bronn System derweltlichen Knochentiere.* (1844) p. 13. l) *Drance in Dictionnaire des Sciences. natur.* XXI. (1821) 180, und XLVI. (1827) 296 ff. m) *Sowerby Mineral Cochyliology of Great Britain* II. 349, fig. 6, 7.

*) Vergl. Werner'schem. *Samml.* u. *St.* II. S. 943.

mit einlappigem Stängel sehr wohl auch mit bläulicher noch mit Blauville?), Range?) und Gviller?) Hippochrenes als Subgenus zu Rostellaria bringen. Der Charakter nach Montfort war:

„Testa libera, univalvis, fusiformis, spira elata decuta; Columella callosa; Apertura dilatata, basi in canalum acutum brevem terminata; Canalis alter e conjunctis duobus labiis superis oriundus in spira resurgens; Labium exterius in aliam dilatatum.“ Die von Montfort angeführte Art ist *H. macrophylla*; wozu noch zu bringen sein würden: *Rostellaria columbata* Lam., *R. fissurella* Lam. (*R. lucida* und *R. rimosa* Sow.), *R. labiosa* Desfr., *R. calcarata* Sow. *)

(H. G. Bronn.)

Hippoclid, Hippoclidés, f. Hippoklid, Hippoklides.

HIPPOCRATEA L. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Eintheilung Klasse bildet nebst der Gattungen *Tonella* Vahl., *Triceros* Lour., *Johnia* Roxb. (nach Cand. Prodr.) und *Trigonis* Vahl. eine eigene natürliche Familie, nämlich die der Hippocrateen. Der Charakter der Gattung Hippocrateen besteht in einem fünftheiligen, kleinen Kelch, fünf nachschalenförmigen Corollenblättern, an der Basis verwachsenen Standblättern, gegenüber trompetenförmig stehenden Antheren, einem einfachen Stempel, und drei zusammenhängenden, zweilappigen Kapseln mit zwei bis vier, an der Basis geflügelten Samen. 1) *H. arborea* Roxb. (corom. III. t. 205.) baumartig, mit stielenden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, borstig zugespitzten, feingekerbten Blättern, in den Blattachseln stehenden Dolentrauben, und linienförmig-ablangen, zweifamigen Kapseln. In Ostindien. (*H. disperma* Vahl. En.) 2) *H. excelsa* Kunth, Syn., baumartig, mit vierwinkeiligen Zweigen, elliptisch-ablangen, langzugespitzten, wellenförmig gekerbten Blättern, zweifachsternen, vielblumigen, palmig-verg-trummhaarigen Blütenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind, und meist mit vier Staubfäden in jeder Blume. In Mexiko. 3) *H. indica* W. Sp. pl., baumartig, mit stielenden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, stumpfen, feingekerbten Blättern, und in den Blattachseln stehenden Dolentrauben. In Ostindien. Abgeb. in Roxb. corom. III. t. 130. 4) *H. obtusifolia* Roxb. fl. ind., krautartig, mit gabeltragenden Zweigen, ablangen, stumpfen, glattrandigen Blättern, in den Blattachseln und am Ende stehenden Dolentrauben, und umgekehrt eiförmigen, vierfamigen Kapseln. Auf der Küste Koromandel. 5) *H. macrophylla* Vahl. En., mit ablangen, an der Basis abgerundeten, langzugespitzten, glattrandigen, oben widerstehenden Blättern. In Sierra Leone. Diese ist, wie die folgenden Arten, ein krautartiges Gewächs. 6) *H. pumiculata* Vahl. En., mit

ablangen; an beiden Enden verschmälerten, gekerbten Blättern, und aufstehender Rispe. In Sierra Leone und auf St. Domingo. 7) *H. ovata* Lam. (Blatt. I. t. 28. I. 2.) mit ablangen, ziemlich stumpfen, gekerbten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, in den Blattachseln stehenden, ausgebreiteten Rispen, und ovalen Kapseln. In Ostindien. (*H. volubilis* L. Syst., elliptica Kunth, Syn.) 8) *H. verrucosa* Kunth, Syn., kletternd, mit drehrunden, warzigen Zweigen, elliptisch-ablangen, etwas zugespitzten, entfernt feingekerbten Blättern, unbehaarten, den Blättern an Länge gleichenden Rispen, und umgekehrt eiförmigen Kapseln. In Neu-Granada und Mexiko. (*H. acapulcensis* Kunth.) 9) *H. celastroides* Kunth., Schlingpflanze mit drehrunden, unbehaarten Zweigen, ablang-lanzettförmigen, borstig zugespitzten, entfernt feingekerbten Blättern und gabeligen Rispen, welche länger als die Blätter sind. In Mexiko. 10) *H. antichlora* Less. (in Cand. Prodr.) mit ablang-ovalen, gekerbten Blättern, gabeligen Rispen, welche länger als die Blätter sind, zugespitzten Blumenblättern und umgekehrt eiförmigen Kapseln. Eben das. 11) *H. obovata* Lam. (Bl. I. t. 28. f. 1.) mit eiförmig-lanzettförmigen, gekerbten Blättern, in den Blattachseln offen stehenden Rispen und umgekehrt-berzförmigen Kapseln. In Südamerika. (*H. scandens* Jacq. am. t. 9.) 12) *H. laevigata* Vahl. En., mit eiförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, unentworflich gekerbten oben widerstehenden, unten, wie die Blätter, rötlichbraunen Blättern, und offen in den Blattachseln stehenden Rispen. In Capenne. (*H. ducolor* Meyer essequ.) 13) *H. viridis* R. et P. (Fl. per. I. t. 74. f. a.) mit ablangen, ziemlich stumpfen, unentworflich gekerbten, auf beiden Seiten glatten Blättern, wenigblumigen, in den Blattachseln stehenden, sehr kurzen Rispenstielen, und umgekehrt eiförmigen, ausgebreiteten Kapseln. In Peru und Brasilien. 14) *H. comosa* Sw. Fl. ind. oec., mit fast berzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, vielgekehlten, boar förmigen Blattstielen und eiförmig-ablangen, vierfamigen Kapseln. Auf St. Domingo. 15) *H. volutaria* Afzel. (in Spreng. Reven Entdeck.) mit ablangen, zugespitzten, sehr anzuftühlenden, glattrandigen, unten, wie die Zweige, rötlichbraun-baderigen Blättern, und in den Blattachseln stehenden, gabeligen Rispen. In Gujana, Brasilien und Guinea. 16) *H. emarginata* Rudg. (pl. guj. 10. t. 8.) mit umgekehrt-eiförmigen, ausgerandeten, glattrandigen, unbehaarten Blättern, raub anzuftühlenden Zweigen, in den Blattachseln stehenden Rispen und rundlichen Anthemen. In Gujana. 17) *H. uniflora* Less. (in Cand. Prodr.) mit berzförmig-ablangen, glattrandigen Blättern, einblumigen Blütenstielen und umgekehrt berzförmigen Kapseln. In Mexiko. — *E. Sp. Syst. I. 178.*

Hippocrates, f. Hippokrates.

Hippocrates Arnel, f. Hippokrates Arnel.

Hippocrateas facies, f. Hippokrateas Gesicht.

Hippocrateum vinum, f. Hippokrates.

Hippocratis Manica, f. Hippokrates Arnel.

HIPPOCRATIS VAPOR, Vapor: apimialis, und

*) D. de Blainville Manuel de Malacologie (1825) p. 395. 8.) Sander's Rarität. Manuel. Hist. nat. des Malacoges (1829) p. 221. *) 9) G. Gviller's Rarität. Hist. nat. des Malacoges (1829) p. 108. *) 10) J. Sander's Mineral Conchology of Great Britain (1829) p. 349. fig. 6, 7.

malischer Dunst, die im lebenden thierischen Körper, im Zellgewebe und auf der Oberfläche des Hautsystems abgesonderte dunstförmige Feuchtigkeit, welche die Theile weich und schüßig erdelt. Den Namen vapor Hippocreati erhielt dieses Secret nach einer Stelle im 8ten Kap. der dem Hippokrates zugeschriebenen Schrift „de arte“.

(Wiegand.)

Hippocrene (Alt. Geogr.), f. Hippokrene.

Hippocrène, f. Hippochrenes.

HIPPOCRENES (Palaeont.), ist zweifelsohne die richtige Schreibart für Hippochrenes, daher sie auch nach Montfort von allen Schriftstellern angenommen worden ist. Vergl. Hippochrenes.

(H. G. Bronn.)

Hippochrenes, Montfort (Mollusca) f. den Art. Rostellaria.

HIPPOCREPIS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Kinnischen Klasse, deren Charakter in einem fünfgedähten Kelch und einer zusammengebrückten Gliederhülse, deren Nabel düchtig ist, besteht. 1) H. balearica Jacq. (Icon. L. t. 149.); krautartig, mit winklig-zusammengebrückten Zweigen, linienförmig-ablangten, stumpfen Blättern, und doldenförmigen, langgestielten Blüten. Auf den balearischen Inseln. 2) H. barbata Lour. cochinch., krautartig, mit gebreiten, eiförmigen, unbearbarten Blättern, ahrenförmigen Blüten und bärtigen Gliederhülsen. Diese Art, welche in Cochinchina wächst, ist noch zweifelsfrei. 3) H. comosa L. Sp. pl., krautartig, perennirend, mit aufsteigendem Stängel, gestielten Blättern, umgekehrt eiförmigen, fest ausgerandeten Blättern und doldenartigen Blüten. Im mittleren Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 31. 4) H. multicaulis L., Sommergewächs mit spatelförmig-linienförmigen Blättern, doldenförmigen Blüten und ganz ebenen, am unteren Rande gleichförmigen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen von einander unterscheiden, ausgerandet sind. Im südlichen Europa. 5) H. glauca Tenor. neapol., perennirend, mit spatelförmigen, schwach ausgerandeten, schmelzgrünen Blättern, doldenförmigen Blüten und fast aufgeschwollenen, scharf anzufühlenden Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, fächer und etwas von einander entfernt sind. In Neapel und Sicilien. 6) H. biflora Jacq., aufrechtes Sommergewächs mit umgekehrt eiförmigen, flachstumpfen Blättern, zweiblumigen, abgefügten, in den Blattachsen stehenden Blütenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, fast vieredig und ausgerandet sind. Wahrscheinlich im südlichen Europa. 7) H. ciliata W. Desf. Mag., ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit spatelförmig-linienförmigen, fast ausgerandeten Blättern, zwei bis dreiblumigen Blütenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Samen am unteren Rande bärtig sind. In Spanien, bei Trevis in der Provenze, in Sicilien, Laurien und auf der Insel Melos im ägäischen Meere. (H. annua Leg., dicarps. N. B. taur. cauc.) 8) H. unisulcata L., ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit keilförmig-linien-

förmigen Blättern, sehr kurzen, einblumigen Blütenstielen und ebenen, aufrechten, auf beiden Seiten gesäugerten Gliederhülsen. Im südlichen Europa. — S. Spr. Syst. III, 823. (Sprengel.)

Hippocrepis - Natter, f. Coluber (1 Sect. XXI. Bd. S. 310.)

Hippocura, f. Hippokura.

Hippodam (von Nilet), f. Hippodamos.

HIPPODAMAS (Ἰπποδάμης), 1) Sohn des Acheloos und der Perimede **, soll nach Ovidius ** die Perimede erzeugt haben, welche vom Flügeltöchter Acheloos verführt wurde. Ihr Vater, darüber ergrimmt, fürchte sie ins Meer und Poseidon verwandelte sie auf des Vaters Bitten in eine der Chinablen. Der Nylus soll erklären, wie die fünf oder neun Inseln an der Mündung des Acheloos im ionischen Meere entstanden sind. Eine andere Sage macht Eurpys zur Tochter des Hippodamos und zur Gemahlinn des Portheon, welcher mehrere Söhne und Sierope, die Mutter der Seirenen von Acheloos, zeugte ***). 2) ein Sohn des Priamos, welchen Achilleus tödtete †).

(Schinck.)

Hippodame, f. d. folg. Art. Hippodameia.

HIPPODAMEIA (Ἰπποδάμεια), werden 1) zwei Töchter des Danaos genannt, deren eine sich mit Ifros, die andere mit Diokorys †) vermählte. Hyeme *) vermuthet den Namen der Gemahlinn des Diokorys bei Pausanias *) in Alceida oder Alceida, weil diese auch Danaiden sind. 2) hieß so nach Dittys II, 17) die Geliebte des Achilleus, welche von ihrem Vater Briseis auch Briseis genannt wird (f. den Art.). 3) Gemahlinn des Königs von Cremona, Amator, welche ihm Pödnis gebor. Eifersüchtig auf die Beschlägerinn ihres Gemahls, überredete sie ihren Sohn, dieselbe zu verführen. Bald erfuhr es der Vater und rief unter größtem Fluch

Doch nie fgen nicht auf seinen Kalen ein Söhnlein *),

die Erinnern. 4) Anchises Tochter, Schwester des Aeneas und Gemahlinn des Alkathos. In ihrem Hause wurde Aeneas erzogen †). Sie glänzte vor allen aufblühenden Jungfrauen an Schönheit, Kunst und Tugenden und ward darum die Gattinn des edelsten Mannes im zweiten Lande der Troer. 5) Gemahlinn des Epithenios, Tochter des Atrax oder des Alkastos *) oder auch des Adrasos †), welche von Menekros *) Desdameia und vom Propertius *) Iphomache **) genannt. Sie gebor ihrem Gatten den Polyphotes und starb in der Blüthe ihres Lebens **). Nach Ovid **) wollte Iphos Sohn Hippodame (so wird Hippodameia abgekurzt) heimführen und lud die troischen Kentauren zum gastlichen Mahle. Heftige Lust durchschallte die Königsburg; da wollte Eurpys (Eurpion bei Homerod), vom

*) Apollodor. I, 7, 5. **) Metam. VIII, 592. *** Apollodor. I, 7, 10. †) Apollodor. III, 12, 13. Rom. II, XX, 401.

*) Apollodor. II, 1, 4. Apollodor. I, 1, p. 122. 3) IV, 2, 2. 4) II, IX, 448. 449. 450. und hays, die Schif.

5) H. XII, 428. 6) Hygin. Fab. 35. 7) Burmann. ad Propert. II, 2, 61. 8) Thesaur. c. 35. 9) II, 2, 9. 10) von Iphos und pign, die Schifffahrt. 11) Diocor. Sic. IV, 65.

12) Ovid. Metam. XII, 209 — 235.

Weine glühend, die Braut und die seines Stammes die übrigen von ihnen erkornen Frauen entführen. Verwirrung entsteht und Theseus befreit die Jungfrau. Nun vergreift sich Eurystos an Theseus, wird aber von ihm durch den Wurf mit dem alterthümlichen Hochzeitskrüge zu Boden geschleudert. Seine Stammgenossen bereiten seinen Tod zu rächen, ergreifen als Wäffen, was zum fröhlichen Schmause vorhanden war; 55 Kentauren und 18 Lapithen kämpfen sichtbar gegen einander, der Sieg blieb lange unentschieden, bis erstere unterliegen. Diese härmliche Hochzeitsfeier, welche gewöhnlich zu den Kentauromachien gerechnet wird, ist von den alten Künstlern oft dargestellt worden. Pandos und Polygnotos haben sie mit dem Pinsel verfaßt. 6) eine Tochter des Enomaos, Königs von Pisa in Elis, und der Enarete, von Atreios stammend, auch Hippodameia genannt¹³⁾, eine Jungfrau von vorzüglicher Schönheit. Andere nennen ihre Mutter Atreos, Sterope oder Eurystha¹⁴⁾. Furcht vor der Zukunft, welche ein Drafelpruch, Enomaos werde sterben müssen, wenn seine Tochter sich vermähle¹⁵⁾, vergrößert hatte, oder wie von Andern erzählt wird, strafbare Liebe des Vaters zur Tochter¹⁶⁾, stellten den Bewerbern um ihre Hand die schwere Bedingung, im Wagenrennen den Vater zu besiegen oder als Besiegte den Tod zu erleiden¹⁷⁾; Phylla aber und Harpinna¹⁸⁾, seine Kasse, flogen schneller als der Nordwind¹⁹⁾. Dreizehn Freier waren schon durch seine Hand gefallen; doch wagte Antaios Sohn, Pelops, König von Elis, nachdem er dem Poseidon geopfert und um Sieg ihn angefleht hatte, mit ihm in die Schranken zu treten. Nach späterer Sage besaß er Myrtilos, den Diener (Stallmeister) des Enomaos, durch das Versprechen, ihm die Hälfte des Königreiches zu geben oder Hippodameia in der ersten Nacht zu überlassen²⁰⁾, was sogar diese selbst zugesichert haben soll²¹⁾. Treulos zog dieser nun die Nadel heraus, welche die Räder an der Achse festhielten und steckte dafür wasserne ein²²⁾; beim Wagenrennen fielen die Räder natürlich ab und Pelops erhielt die Jungfrau, fürzte aber den Myrtilos, als dieser den versprochenen Lohn forterbte, ins Meer, welches nach ihm das myrtilische genannt wird²³⁾. Hippodameia ward Mutter mehrerer Söhne: Hippalos, Alkeus, Thyestes²⁴⁾, und lebte mit Pelops höchst glücklich und stiftete der Here aus Dankbarkeit festliche Spiele²⁵⁾. Aber nicht freundlich behandelte sie den ihrem Gatten

von einer Beischläferin geborenen Sohn, Chryppos; er fand seinen Tod durch ihre Söhne²⁶⁾. Pelops empfand diesen Verlust so sehr, daß er sie verließ, weshalb sie nach Midea in Argolis flohe und dort entweder vor Kummer und Reue starb oder sich selbst den Tod gab²⁷⁾. Ein Drafelpruch erhob sie zur Ehre einer Heldin; denn Pelops mußte ihre Gebeine nach Elis bringen lassen, wo man sie verehrte. Zu Olympia fand ihr Tempel, *Ἰπποδάμιον*²⁸⁾. Dichtern und Künstlern gab die tragische Erzählung reichen Stoff zu Dramen und Denkmälern, und wie verschieden sie auch mitgetheilt worden²⁹⁾, das Siebelfeld der hinteren Seite des Zeustempels zu Olympia war, man weiß nicht von welchem Künstler, mit dem Wettkampf des Enomaos und Pelops geschmückt³⁰⁾.

(Schincke.)

Hippodameia (Geogr.), s. den folg. Art. Hippodamion.

HIPPODAMION (forum), *Ἰπποδάμιον ἀγορῆς*, *Ἰπποδμία*, war ein freier Platz in der athensischen Hafenstadt Piräus. Der Mäseer Hippodamos, welcher dort wohnte und ein geschickter Baumeister war, hatte diese Hafenstadt von Athen, mit welcher sie früher zusammen hing, gerisser Massen geschieden und daraus eine besondere Stadt gebildet. Er schenkte dem Gemeinwesen sein eigenes Haus und der von ihm angelegte Marktplatz erhielt von ihm den Namen. Die Bauart, welche er hierbei anwendete, war neu, und wurde die hippodamische, *ῥητορὸς ἰπποδάμιος*, genannt. Sämmtliche darauf bezügliche Stellen sind von Meursius in Atticis Lectionibus lib. V. c. 19. p. 282 gesammelt. (Kannegiesser.)

HIPPODAMISCH nennt man alles zur Pferdemalerei Gehörige; das Hippodamische der Stellung, ein besonders gern gebrauchter technischer Ausdruck, umfaßt Alles, was zur Charakteristik des Pferdes gerednet wird.

(K.)

HIPPODAMOS aus Milet. Nach Aristoteles (Polit. II, 8.) war er ein Zeitgenosse des Themistokles und bei der Anlage des Piräus beschäftigt³¹⁾. Aristoteles schildert ihn nach seinem Äußern als einen erbgelungen Conterling, und nennt ihn als den ersten, der ohne Staatsmann zu seyn, über die beste Staatsverfassung nachgedacht und die Einteilung der Staten erfunden habe. Er nahm drei Stände im State an: Künstler, Aderbauer und Krieger, und theilte das Gebiet in Privatgebiet, welches den Aderbauern gehören sollte, in öffentliches Gebiet, wovon die Krieger ernährt werden sollten, und in heilige

13) Hygin. Fab. 84. Virgil. Georg. III, 7. u. daf. Servius: *Græcæ quæ in æ æxant, planquius ipsam q̄ in I.4* (oder ein) solvant, ut Hippodame Hippodameia. Eustath. Schol. ad Dionys. p. 26. 14) Mancker ad Hygin. Fab. 94. ed. von Stavern. p. 160. 15) Diodor. Sic. IV, 75. Schol. Apollon. Rhod. I, 752. 16) Hygin. Fab. 253. Tzetzes ad Lykophr. 156. 17) Pindor. Olymp. X, 60. I, 112 — 143. 18) Lykophr. 106. Pausan. V, 21. 19) Hygin. Fab. 84. 20) Hygin. Fab. 225. Pausan. VIII, 14. 21) Servius ad Virgil. Georg. III, 7. 22) Tzetzes ad Lykophr. 156. Mancker ad Hygin. Fab. 81. p. 162. von Stavern. 23) Hygin. Fab. 84. Schol. ad Euripid. Oront. 982. Schol. Apollon. Rhod. II, 12. 13. Schol. ad Aristoph. Equit. 585. 993. 24) Hygin. l. I. und Mancker daf., welcher die Verschönerung der Namen der Söhne angibt. 25) Pausan. V, 26; s. den Art. Here.

26) Pausan. VI, 20. 27) Hygin. Fab. 243. 28) Pausan. V, 22, 2. 29) Wie nennen hier nur die wichtigsten. Neben Pausanias, Diodor. Sic., Strabon, Hellanikos und Thukydides Pindor. Olymp. I, 36 sqq. Schol. Apollon. Rhod. I, 752 sqq. Schol. Phædrus. Fragm. p. 89. Plutarch. in Helen. 45 sqq. Philophrates 30. Pseudoherodian. in Charid. Tom. III, p. 658. Tzetzes ad Lykophr. 156. Hom. Schol. II, 204. Ovid. Metam. VI, 401. 30) Meyer Geschichte d. bild. Künste. 2te Abthell. S. 81 ff.

31) Er war ein Baumeister aus Milet oder Thurion, der zur Zeit der Perseerkriege den Hafen Piräus bei Athen entweder selbst erbauete oder doch mit Maurern umgab. Hippodamion s. v. *Ἰπποδάμιος*. (J. Horner.)

Land, welches dem Götterdienst bestimmt seyn sollte. Ferner nahm er auch dreierlei Arten von Geschenken, und drei Gegenstände richterlicher Beurtheilung (Injurie, Schaben und Todtschlag) an. Aristoteles gebt diese und andere seiner Einrichtungen an dem angesehnen Orte ausführlich durch. (A. Wendt.)

HIPPODATES wird Kolos, der Gott der Winde, genannt, weil er ein Enkel des Hippotes war *).

(Schincke.)

HIPPODES, nach Jordanes **) eine Insel des indischen Ozeans, südwestlich, wie es scheint, von Zaptrobane gelegen. (R.)

HIPPODETES, Ἰπποδῆτης *), Hippodotos, Hip-podotos, der Pferdebinde, wie Herakles genannt *), weil er die Pferde der Eromenier, welche Theben bis auf 30 Stadien schon sich genähert hatten, an die Streitwagen so künstlich fesselte, daß sie nicht losgebunden werden konnten *). Unter diesem Namen verehrte man ihn in Votiven und erbaute ihm einen Tempel *). Wahrscheinlich hat davon der so genannte Heraklesknoten, eine alte, für den phöniciſchen Handelsmann unauflösliche Verriegelung oder Verschlüsselung, Ursprung und Namen *). (Schincke.)

Hippodiarrhytos, s. Hippo Nr. 7.

HIPPODIKE (Ἰπποδίκη), war eine der 50 mit verschiedenen Gattinnen erzeugten Töchter *) des Danaos, und zwar mit Herse erzeugt, welche sich mit Iktas verlobte und ihn ermordete. Vergl. Danaos. (Schincke.)

Hippodocus { s. Hippodotes.

Hippodotus {

HIPPODROME, 1) eine der 50 Töchter des Thebesios ++); 2) ein Fleden in Mauretanien. (R.)

Hippodromos. (alte Geogr.) s. Hypodromos.

HIPPODROMOS, Roßlauf, s. Rennbahn; über die beiden berühmtesten, den zu Olympe und den zu Constantinopel (s. Sect. XIX. S. 130). (R.)

HIPPODROMOS (Ἰπποδρόμος), ein Sohn des Herakles, mit Antippe, einer der 50 Töchter des Thebesios, gezeugt ++). (Schincke.)

HIPPODROMOS, Hippodromus, ein Theffaler, zu Ausgang des 2ten und im Anfang des 3ten Jahrh. unserer Zeitrechnung blühend, galt bei seinen Zeitgenossen für das Ideal eines Sophisten und stand deshalb in außerordentlichem Ruf. Die Eigenschaften eines solchen vollkommenen Sophisten waren eine unabhängige, freisinnige Denkart, welche sich nichts der Wahrheit ihr Recht gibt, ein richtiges Urtheil in Sachen des Geschmacks, eine ausgetreite Vielwisserei, besonders in der poetischen und

historischen Literatur, eine auf jeder Stelle fertige und fruchtbare Erfindungskraft, welche für jeden aufgegebenen Gegenstand sogleich den passenden Entwurf trifft und die angemessenen Ideen entwickelt; ferner die Geschicklichkeit, diese Ideen ohne Zerverlust und weitere Vorbereitung zweckmäßig und wichtig zu verbinden, geschmackvoll und geistreich einzukleiden und in einer aus dem Uebersicht gehaltenen Rede, mit Anstand und Würde und nach den Regeln der Deklamation so vorzutragen, daß sie den rauschenden Beifall der Zuhörer erwarde. Kam dazu, was bei Hippodromos der Fall war, eine durch Reichthum gesicherte, behagliche Lage als Bürger, so blieb Nichts zu wünschen übrig. Hippodromos hatte sich aller dieser Eigenschaften, die theils von der Natur und dem Glücke gegeben, theils durch Anstrengung erworben worden, zu erfreuen. Er war zu Larissa, einer blühenden Stadt in Theffalien, geboren, wo sein reicher Vater eine große Pferdebesitzung hielt, welche in Theffalien großen Gewinn brachte. Er studierte in Athen, wo der Sophist Chrestos sein Lehrer wurde. Späterhin ward er zweimal zu der Ehre berufen, den Vorsitz bei den poetischen Spielen zu führen. Hier übertrahnte er durch Reichthum und durch die auf die Spiele gemendete prächtige Ausrüstung seine Vorgänger und zeigte unbedingliche Gerechtigkeits in seinem Urtheile über die Leistungen der Preisringer. Unter Andern hatte ein Tragödienpieler aus Byzanz den Vorzug verdient, dieser ward ihm aber nicht zuerkannt, weil die Kampfrichter, aus Furcht vor dem Kaiser Septimius Severus, der die gegen ihn empört gewesene Stadt Byzanz halt befestigt hatte, ihm keinen Ruhm eindreuen wollten. Alle Hippodromos erklärte, daß er, trotz des meineidigen und ungerechten Ausspruchs der Kampfrichter, dem Clemens, denn so hieß der Schauspieler, den Preis zuerkenne, und er hatte die Genußnahme, daß der Kaiser sein Urtheil bestätigte, als ein anderer Schauspieler an denselben appellirt hatte. Er galt nun für den feinsten Kenner der Schöneiderei und für den untrüglichen Beurtheiler derselben, daher er überall, wo Sophisten ihre Reden hören ließen, eingeladen wurde, um über deren Werth zu entscheiden. Dieß that er vorzüglich in Athen und zu Olympia in einer Weise, daß er zugleich seine Meisterschaft zeigte. Denn wenn etwa ein Stümper sein Thema schlecht behandelte, äußerte er auf urbane Art sein mißbilligendes Urtheil und nahm seine Stelle ein, führte den Gegenstand nach seinem Sinne aus und zeigte in einer meisterhaften Rede, wie die Sache behandelt werden müsse. Er erhielt endlich selbst in Athen einen Beifall der Sophisten, allein weil sein Eigentum in Theffalien lag und seine Frau in ihm drang, denselben zu warten, gab er denselben nach vier Jahren wieder auf. Auch in Theffalien blieb er stän-dig Studien treu, besuchte die griechischen Hofbibliotheken und trug Prunkreden vor, um nicht unbekannt zu werden. Die deklamatorischen Übungen unterließ er weder auf dem Lande noch in der Stadt, auch nicht auf der Reise. Er hatte das Meiste und Beste der griechischen Literatur anwendig gelernt und sich durch vieles Lesen mit allen Gegenständen bekannt gemacht, wobei ihn ein

*) Ovid. Metam. IV. 668. XI. 431.

*) Ovid. Metam. IV. 668. XI. 431.

1) Ἰπποδῆτης; vulgo Ἰπποδῆτης, Hesych. und Phavorin.

2) Hesych. und Phavorin. s. v. Ἰπποδῆτης; Ἰπποδῆτης, ὁ δὲ Ὀλύμπου.

3) Pausan. IX. 28, 1. Polyam. 1. 3. Dindorf. Sic. XV. 79. Schol. Pindor. Olymp. XIV. 2.

4) Pausan. I. 1. 1. 5. Heisterger Annalib. 28. f. S. 112.

5) Apollodor. III. 1. 9.

6) Apollodor. II. 7. am Ende.

7) Apollodor. II. 7, 8.

glückliches Gedächtniß unterstützte. Hieburch hatte er sich in den Stand gesetzt, über Alles aus dem Stegreif zu reden und mit den Worten, Gebanken und Wendungen der berühmtesten Dichter und Redner seinen Vortrag auszumäulen. Einst besuchte er Smyrna und trat sogleich in die Schule des Megistias ein, dem er nach einer kurzen Unterredung und ohne sich zu erkennen zu geben, den Vorschlag machte, die Kleider zu wechseln. Als Hippodromos, statt seiner Gläubens, den Lehramtstand umgeworfen hatte, forderte er von Megistias eine Aufgabe zur Abhaltung einer Prunkrede. Kaum hatte er aber begonnen, so erkannte Megistias, welcher ihn Anfangs für wahnsinnig gehalten, in ihm einen Meister und bat sogleich dringend, sich zu nennen. Kaum hatte er seinen Namen angegeben und erklärt, daß sein Zweck sei, sich bei einem so berühmten Lehrer zu üben und die Art des ionischen Vortrags kennen zu lernen, als sogleich auf das schnell verbreitete Gerücht die Gebildeten der Stadt zusammen strömten, um den Hippodromos zu hören. Dieser wiederholte das, was er bereits vorgelesen hatte, aber auf neue Weise und erntete großen Beifall. Diese Leichtgläubigkeit, öffentlich zu sprechen, durch Talent unterstützt, war durch vieles Lesen und beständige Übung erworben worden. Man hatte etwa dreißig Prunkreden, unter welchen die mit dem Titel die Katanaxer, die Ephythos, und Demades, der nicht von Alexander, als dieser in Indien ist, ablassen will, die vorzüglichsten waren. Er hatte auch musikalische Compositionen verfertigt, nach denen gelungen wurde. Er starb im siebenzigsten Jahre seines Alters*).

(Pet. Friedr. Kannegiesser.)

HIPPOGLOSSUM oder **HYPOGLOSSUM**, nennen die Alten den Ruscus Hypoglossum (jungensblättriger Wäuselorn oder Zäpfleinbrusch). S. darüber den Art. Ruscus.

(Fr. Thon.)

HIPPOGLOSSUM, *Cuvier* (Pisces), eine Fischgattung, gesondert aus Linné's Gattung *Pleuronectes*, gehört nach Cuvier's neuester Anordnung unter die *Malacopterygii subbranchii* (lateinische Namen gibt dieser Schriftsteller nicht davon), und unter die Familie der *Poissons plats* (*Cuvier règne animal*, éd. 2de. II. 340). Nächst den Kennzeichen, welche sie mit der Gattung *Pleuronectes* (s. den Art.) gemein hat, unterscheidet sie sich durch folgende Kennzeichen. Ihre Rückenfloße geht nur bis über das obere Auge und läßt, so wie die Afterfloße, zwischen sich und der Schwanzfloße einen leeren Raum; die Form ist lang rhomboidal. Kinnladen und Kehlkopf sind meist mit starken, spitzen Zähnen besetzt. Die merkwürdigsten Arten sind folgende.

1) *H. septentrionalis*, *nobis* (*Pleuronectes Hippoglossus* L.) Bloch Fische Teufelsblaus II. f. 47. (die Farbe verfehlt) Faber Fische Islands S. 148. Derf. in Den's Jtis (XLI. S. 888.). die Heilbutte, Heilbuttscholle. Isländisch *Flydra* (in der Edda), *Heilvagn* Fisker, die jüngere Greipu-Lüda, *Sma Depla*. Dänisch

Hebllesonder, die jungen Roodmünd. Grönländisch *Retaryak*. Französisch *Le grand lésoau*, le Helbut.

Die Kennzeichen sind folgende. Der glatten, kleinen schuppigen Körpers Länge beträgt wenig über das Dreifache der Höhe; in den Kiemen stehen viele spitzige, gekrümmte, von einander getrennte Zähne. Die Seitenlinie macht über den Brustfloßen einen bedeutenden, vor denselben mehrere kleine Bogen. Vor dem etwas zur Rechten sitzenden After steht ein kumpfer, verdeckter Sackel. Es scheint, daß es von dieser Art zwei Varietäten gibt, von welchen Faber die eine als dänische, die andere als isländische beschreibt. Die dänische hat 5 Kiemenstrahlen, die Rückenfloße 102, die Brustfloßen 16, die Bauchfloßen 6, die Afterfloße 72 und die Schwanzfloße 17 Strahlen. Der Körper ist ziemlich schmal, dick, allmählig abnehmend, glatt, schleimig; die Schuppen sehr klein; der Oberleib gewölbt; der Kopf ist groß, zwischen und hinter den Augen glatt; die sehr starken Kiemen haben große Lippen; der Unterkiefer ist wenig länger, beide mit ziemlich starken, einwärts gebogenen, getrennten, losen und festen Zähnen zwischen einander. Der Gaumen und die schmale Zunge sind glatt; die Rosenlöcher sind doppelt, das vordere größer, weniger brüchig. Die in der Regel auf der rechten Seite sitzenden Augen sind blau und haben eine goldfarbene Iris. Der Kiemenbeutel ist gewölbt, doppelt, der hintere dreitheilig, und die Kiemenöffnung groß. Die Seitenlinie ist wenig erhaben, fängt bei der Schwanzfloße mit einer Furche an, läuft gerade aus, ist aber neben den Brustfloßen stark gebogen in mehrere Krümmungen und endet gegen den Anfang der Rückenfloße. Der Unterleib ist scharf. Die Bauchfloßen bedecken den offenen After, der nur einen sehr kurzen und oft verborgenen Sackel hat. Die Rückenfloße fängt sehr schmal unter dem vordern Augenwinkel an, wölbt in der Mitte hoch, nimmt dann ab und endet kurz vor der Schwanzfloße. Die Afterfloße fängt weit hinter dem After an, gleicht jener im Laufe und in der Gestalt; ihre Strahlen sind einzeln. Die hochsitzenden Brustfloßen sind wenig abgerundet, die Bauchfloßen kleiner und die Strahlen beider mehrtheilig. Die Schwanzfloße hat weitläufige Strahlen, scheint gerade abgeknüpfen, hat aber zusammengelegt einen kleinen Einschnitt. Die Farbe ist oben lebergelb mit dunklern Schatten, besonders am Kopfe und in der Mitte, der Unterkiefer und der Kiemenbeutel sind gelb, die Rücken- und Afterfloßen haben einen weißen Rand. Die Brust- und Schwanzfloßen sind grünlich, die Bauchfloßen hell fleischfarbig, die bunte Seite und der Mund sind weiß. Alle Floßen haben einen röthlichen Schein. Die Farbe weicht nicht selten ab. Ein viel größeres Individuum hat Stagen war dunkelbraun, oben mit hellerem Kopfe, weiß, unten mit einem großen schwarzbraunen Fleck auf dem Schwanz. Bisweilen ist die Unterfläche sehr schwarz gefleckt. Die gemeine Länge der jatländ. ist 19 Zoll, die Höhe kaum 6 Zoll.

In der Beschreibung der isländischen Heilbutte weicht Faber's Beschreibung in einigen Stücken von der obigen ab. Nach ihm haben die Kiemen 7, die Rücken-

*) *Philosophus de vita Sophiae*. II. p. 610. ed. Morell.

flossen 110, die Brustflossen 17, die Bauchflossen 6, die Afterflosse 82, die Schwanzflosse 19 Strahlen. „Der Körper lang, fast eiförmig, glatt, schleimig, mit sehr kleinen Schuppen; die Augen in der Regel rechts; die Mundöffnung ziemlich groß, mit starken, spitzigen, gekrümmten und getrennten Zähnen, welche im Oberkiefer 2 unregelmäßige, im Unterkiefer nur eine Reihe bilden. Dieser ist bei dem geöffneten Munde länger als der obere. Der Schwanz höher gebogen; die Zunge klein, keilförmig; die Nasenlöcher doppelt, rundlich; der Augenkreis glatt, die Augen mittelmäßig groß, dicht zusammen, das obere fast am Kopfe; die Iris goldfarben, der Kiemendeckel doppelt, der hintere dreitheilig; die Kiemenöffnung weit. Die Seitenlinie dem Rücken etwas näher, kaum erhoben, läuft gerade aus von der Mitte des Schwanzes bis über die Brustflossen, wo sie erst einen großen und dann mehrere Bogen macht, erstreckt sich längs dem obern Rande des Deckels, und verliert sich dicht hinter den Nasenlöchern. Die inneren 21 Strahlen der Kiemenhaut verwachsen; die Rückenflosse reicht vom vordern Winkel des obern Auges fast bis zur Schwanzflosse; die mittlern Strahlen sind die längsten. Ein stumpfer Stachel vor dem After, welcher ein wenig rechts sitzt, dicht hinter den Bauchflossen. Die Afterflosse hat dieselbe Bildung und denselben Lauf, wie die Rückenflosse; die Brustflossen halb viereckig mit mehrtheiligen Strahlen; die Bauchflossen zugespitzt mit zweitheiligen Strahlen; die Schwanzflosse kaum eingeschnitten mit mehrtheiligen Strahlen. Die Farbe aber graubraun mit wenigen hellern leberfarbigen Flecken; die Seitenlinie lichter; die linke Seite reinweiß und ungesteckt; die Brust- und Bauchflossen und die Seitenlinie unten bläulich, fleischfarbig, die übrigen Farben bleifarbig, blaß gerändert; Mund und Zunge blaß. Ein 6 Fuß langes Exemplar hatte eine Breite von 2 Fuß 8 Zoll; die jüngeren sind 20 Zoll lang und 8 Zoll breit.“ Bei Stagen wurde eine dänische Heilbutte, 6 Fuß lang und 20 Zoll hoch, gefangen, welche man als auffallend großes Exemplar ansah. An den isländischen Küsten wird dieser Fisch viel größer, und nicht selten 6 Fuß lang. Daß er berichtet von einem, der 10 Fuß lang war. Die isländischen Fischer versicherten Faber'n, daß sie so große Heilbutten fischten. Doch hat er solche selbst nicht gesehen, sondern 7 Fuß lang waren die größten, welche er sah. Anderson's Angabe, es habe ein Stüd 400 Pfund gewogen, ist übertrieben. Die Heilbutte also, und nicht die Steinbutte, ist ohne Vergleich die größte Scholle, hat unter allen Arten am wenigsten die Schollenatur und macht sowohl durch ihre Bildung als durch ihre Raubgier und mehr ausgebildete Schwimmfähigkeit den Übergang zu den wahren Raubfischen. Die dänischen Namen bedeuten Heilbutte, Kathäherren.

Die Heilbutte, sagt Faber a. a. D., ist eigentlich in dem Norden zu Hause, und geht über 70° n. B. hin-
auf; sie ist nicht selten an den grönländischen und sardi-
schen, und ziemlich häufig an den isländischen und nor-
wegischen Küsten bis zu Kinnmarken; sie ist gemein in
der Nordsee längs der westlichen Küste von Island und
auch ziemlich häufig an dessen nördlicher Spitze, Stagen,

geht aber nicht weit in's Kattegatt hinein, ist schon sel-
tener bei Dirschholm und Flakstrand, und wird nur
als eine Seitenheit an den südlichen ostjütändischen und
fäbischen Küsten erhalten; an Seelands Nordküste wird
sie doch ab und zu im Winter gefangen, nur ausnahms-
weise in der Ostsee, wie bisweilen bei Ederförde nach
Schönfeld. Um die jütändischen und isländischen Küsten
lebt sie das ganze Jahr, wird doch am ersten Orte meist
den Sommer durch gefangen. Sie liebt die Tiefe noch
mehr als die verwandten Arten, und wird also mit den
Dorsch an den Fischbänken angetroffen; im Frühling
kommt sie jedoch der Küste näher und sogar in die Ein-
mündungen der Flüsse, z. B. der Elbe, geht aber nie in
eine schmale Bucht hinein. Bei den Färöern erscheint sie
in manchen Jahren in Menge vom April an den ganzen
Sommer; bei Grönland im Frühling und Herbst. An
den Küsten Islands kommt sie je nach deren Lage zu
verschiedenen Zeiten an; gegen Süden und Westen mit
dem Kahlau im Anfange des März und in zunehmender
Menge den ganzen Sommer hindurch, am Nordlande vom
Mai bis Julius, am Ostlande vom Julius bis November,
und zeigt sich auch, wiewohl seltener, den ganzen Winter.
Sie zieht Lehm- und Moorboden vor, und ist deswegen
oft auf der blinden Seite sehr schädlich. Sie ist trüg-
lich und liegt oft am Boden des Meeres, verfolgt jedoch auch
ihre Beute bis zur Oberfläche, und schwimmt, wiewohl
nicht hurtig, doch weiter umher als die verwandten Arten.
Durch diese mehr ausgebildete Schwimmfähigkeit ist sie
im Stande, wenn nicht regelmäßige Wanderungen anzu-
stellen, doch als Strichfisch herum zu irren, auch eine
schwimmende Beute zu verfolgen. Es ist merkwürdig,
daß sie bisweilen in Landseen vorkommt, wie in dem See
Dasswatt in Island gegen Norden; auch in einigen
norwegischen Seen nach Pontoppidan. Sie ist ein
durch ihre Größe und Natur furchtbarer Räuber, und
würde es noch mehr seyn, wenn sie die Hurtigkeit des
Kahlau's hätte. In dem Magen eines Stüdes fand
Faber 3 große Schellfische, in einem andern mehrere
Zintenfische, Seestorpione u. s. w.; Fabricius mehrere
Dorscharten, den roten Schuppenfisch, kleine Rochen,
auch Gruslaccen; Daassen sogar Doly, Eilen und Polaris-
eis. Nach Bloch setzt sie den Laich in den Mündungen
der Flüsse im Frühling ab; doch fand Faber noch im
Mai Kogen in den meisten Weiden; an den isländi-
schen Küsten laicht sie von Junius bis August. Bei Stagen
sängt man sie mit den Schollen in Netzen, und die grö-
ßeren an den Kahlau-Angeln; in Island gemeinschaftlich
mit dem Kahlau den Sandfischziren, und im Som-
mer besonders an den kleinen Angeln der Robline. Der
Fang sängt bei Island erst an, wenn der Kahlaufang
aufgehört hat; besonders gegen Osten, wo dieser letztere
Fang oft mißlingt, ist die Heilbutte von größtem Nutzen.
Wenn eine alte Heilbutte die Angel gefaßt hat, so kann
sie nur mit Mühe herausgezogen werden; auch ist Vor-
sicht nöthig, da sie viel um sich schlägt und dadurch ge-
fährlich wird; die Fischer schneiden gemeinlich über dem
Schwanz ein, wodurch sie wegen des Blutverlustes ihre
Stärke verliert. Bei Grönland fängt man sie mit Fischleinen,

die von Sechshundsfell oder den Barden der Wallfische gemacht sind, mit Seeorpionen als Köder; nachdem die gefangene Heilbutte sich müde gearbeitet hat, wird sie drauß gezogen und mit Kopffleisch geröbdt. Die Heilbutte ist den jütländischen Fischern, die sie meistens ohne Salz trocknen, aber besonders den Isländern ein gar nützlicher Fisch. Das Fleisch der Alten ist ziemlich trocken und unvorzüglich, und eben nicht gesund, ob wir schon nicht mit Dassen einverstanden sind, daß es die im Norden herrschende Mortalität verursache. Die großen H. werden selten frisch genossen, außer ihr Kopf, welcher, besonders an seinen Knochen, eine sehr angenehme Festigkeit hat. In Island trocknet man das Fleisch, indem es in langen Streifen aus den Seiten geschnitten, umgekehrt und an der Luft gehört wird, was man Rödeling nennt. Die Kiossen sind sehr schmackhaft und fett, werden aber in Island öfterer frisch gegessen, selten, wie in Norwegen, ein wenig gesalzen, getrocknet und als Handelware unter dem Namen Wafälle verkauft. Auf Färöe gibt der Fisch eine gute Suppe. Die Leber hat wenig Abzang; er wird mit der Haut, wozu ein Zusatz von der Leber des Empetr. nigrum kommt, roh von den Grönländern gegessen. Diese Nation braucht auch seine Wagenbaut zu Fenster scheiben. Die Eier werden manchmal von den Isländern mit Wehl gemischt und in Brot gebacken, was ein bitteres und gar nicht angenehmes Essen ist. Er schadet durch seine Gefährlichkeit; sein hartes Fleisch kann wohl auch, zuviel genossen, Krankheiten veranlassen. Selbst eine Tyrannin der kleinen Fische hat die Heilbutte ihre Verfolger in den Gafchalotten und Eisbären, in deren Wagen man sie oft fand. Die kleinen Heilbutten werden von den Kochen und Dorfsen gegessen. Seltener wird sie von dem Fischhändler angegriffen werden, wie von *toppidan* berichtet; denn ihrer Natur nach ist die Heilbutte gewöhnlich am Boden des Meeres. Eingeweidewürmer und Ungeziefer plagten ihren Körper.

2) *H. macrolepidotus*, Bloch. (aufländische Fische t. 190). Hat eine längliche Gestalt, große Schuppen, eine schiefe weite Mundöffnung, die untere Kinnlade ist länger, die Seitenlinie fast gerade, die Brustflossen sind lang. In den Brustflossen stehen 14, in den Bauchflossen 6, in der Afterflosse 45, in der Schwanzflosse 17, in der Rückenflosse 69 Strahlen. Nach Bloch ist sie in den brautischen Meeren, nach Cuvier auch im mitteländischen Meere einheimisch. Sie ist viel kleiner als die vorige Art. (D. Thon.)

HIPPOGRYPH (Rossgriff); der Name widerspricht geradezu dem Verhältnisse, in welchem der Greif zum Koffe steht und läßt sich nur in der dichterischen und plastischen Darstellung Apollo's auflösen. Apollo's Sonnenwagen war zwar eigentlich mit geflügelten Rossen bespannt, und senkte sich mit diesem schnellen Fuhrwerke in die Fluthen des hesperischen Meeres *);

allein in der Nähe der westlichen Rhipiden gibt ihm der Künstler ein Greifengespann *) und Philostratos *) vier Greife zum Vorspann. Da die Rhipiden weiter nach Mitternacht versetzt worden, fährt Apollo mit gezäumten Graisen von den nördlichen Rhipiden nach Delphi *). Sie sollen mit den Rossreitenden Arimaspen zugleich das Gold der Rhipiden bewacht haben, aber in ewigem Kriege auch mit ihnen gelebt, daher pferdescheu wurden. (Ob doch verwandelt sich der Löwenleib des Greifs in einen Koffleib?) Woß *) will den Greif, heilig dem Apollo, erst in der spätern, vielfach umgebildeten Fabel finden. Könnten aber nicht Dichter oder das Mythos unkundige Künstler in dem Hippogryph eine Vereinigung der Arimaspen und Greife versucht haben? Oder, was wahrer Scheintlicher ist, vereinte man vielleicht die Sonnenpferde mit dem Greifenkopfe, nachdem Apollo als Sonnenpferd in der Nähe der Goldbewachenden Greife sich ins Meer tauchte *)? So ward nun der Hippogryph das Sonnenwie das Wustentross. Auf einer Gemme bei Deslori *) sieht Apollo, die Lyra spielend und vor ihm steht ein hochender Greif. (Die Gewalt der Musik zähmt.) Vgl. auch den Art. Gryphen. (Schlincke.)

Hippi, f. Hippi.

HIPPOKAMPE (ἵπποκαμπή oder ἵπποκαμπος), ein mythisches Seethier, dessen Name sich nicht auf die Gestalt seines Hintertheils bezieht, sondern aus dem Pferde, dem Symbole des Wassers, und dem Fische, dessen Gestalt es endet (καμπή), zusammen gesetzt ist. Seine eigentliche Gestalt zeichnet Philostratos *), indem er den Meerfahrten Poseidon in Homers Dichtung daneben stellt: „Dort erkennst du Landrosse, erzsüßig und rasch steigend und mit der Geißel gebauet; hier sind Hippokampen, das Geschenk, mit Hufen zur Wassersahrt, schwimmend, blauidugig und wahrlich! wie Delphine!“ Der Grammatiker Nonios erklärt das Thier durch Meerrosse, von der Beugung des Fischschwanzes genannt, und findet das Wort bei Menandros und dem Tragiker Ménios in der Stelle, wo die Sirenen, obgleich längst mit Rittigen begabt, dennoch ein schwimmendes Fuhrwerk lieben:

Die Sirenen ungesähm
Auf der Meerdelphine Wagen und der Hippokamp' in Rath *).

Man will in diesem Thiere das Seeperdchen, einen Meerfisch mit pferdebähnlichem Kopfe erkennen. Poseidon trägt bei Strabo *) einen H. in der Hand, welcher *αἰετοειδὲς κινετοὶ κινετοὶ γλαυκὸν* brist. Es ist also eine Art von Fischen nach Aelian *), vielleicht *Syngnathus hippocamp*. Linn. *). Sehr häufig findet man Hippokampen vor den Wagen der Meergötter; nach Woß *) sollen sich nur die unteren Götter mit diesen

1) Eurypid. Electr. 464. Oront. 1001. Ion. 102. Ovid. Fast. III. 416. II. 48 2) Statius Thebaid. III. 407.

X. Gnyfl. d. Th. u. R. Jovite Sect. VIII.

3) Spm. Miscellan. 3. 4) Vit. Apollon. III. 48. 5) Claudian. XXVIII. 30. 6) Mythol. Br. Th. 2. S. 163. 7) Erzte man doch verschiedene Thiere zusammen j. R. *ἵπποκαμπή* als Schiffszeichen. Aristoph. Ran. 933. *ἵπποκαμπή* *ποσειδών*. Foss Br. II. 2. 163. 8) Tom. II. Fig. 14.

1) Imagin. I. A. 2) Art. in Woß mythol. Br. Th. 2. S. 212. 3) Vill. 590. 4) Var. hist. XIV. 20. 5) Schenck der Wörterb. u. d. B. 6) Mythol. Br. Th. 2. S. 223.

ungefalteten Thieren, die oberen mit edleren bespannen, was aber nicht im Allgemeinen angenommen werden kann; die H. tragen auch die Thetis, die Nereiden, Venus marina oft auf ihrem Rücken?). Auf Kunstwerken sieht man diese mythologischen Thiere als Halbrosse, bald mit zwei Füßen die Wellen berührend, bald mit gespaltenen Flossfüßen schwimmend, bald über den ganzen Leib mit Schuppen bedeckt?). Auf einem Denkmale ruht eine Nereide auf zwei gezäumten Hippokampen, wovon der vordere den Kopfteil behaart und mit natürlichen Füßen, der andere flossartige Schwimmsfüße hat?). Euripides läßt Poseidon mit dunkeln Koffen die Salzwooge durchfahren¹⁰⁾ und Statius¹¹⁾ mit fischschwänzigen Hippokampen. Prosteus fährt bei Virgil¹²⁾ mit fischschwänzigen Hippokampen, Poseidon mit edleren Koffen, wie im Homer¹³⁾. Mehrere Denkmale, auf welchen H. vorkommen, findet man in Millin's Galerie mythol. (Schincke.)

Hippokampofüsse, f. Gehirn.

Hippokastanum, f. Hippocastanum.

Hippokentauren, f. Kentauriden.

HIPPOKLEIDES, HIPPOKLID, HIPPOCLID, HIPPOKLIDES, HIPPOCLIDES, 1) Archon zu Athen im 8ten Jahre der 54. Olymp., in welchem die panathenischen Spiele eingeführt worden sind. 2) Ein junger Athener, durch vornehmer Abkunft, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet, einer von den Bewerbern der durch ihre Schönheit berühmten Tochter des Königs Kleisthenes aus Siphon. Als letzter einfiel, nachdem er in einem Wagenrennen gefiegt hatte, den Freier seiner Tochter ein Gastmahl gab, tanzte H., in der Meinung, großen Beifall zu erlangen, den Tanz Kybikste (s. v. Art.). Kleisthenes fand aber den Tanz so unanständig, daß er ihm deshalb die Hand seiner Tochter versagte?). (Rauschnick.)

Hippoklid, Hippoklides, f. Hippokleides.

HIPPOKOON (Ἰπποκῶν), 1) Sohn des Eubaios und der Deteia, König von Kaledamon, hatte 12 Söhne: Dorykleus, Ektaios, Enarphoros, Eutyches, Eufalos, Ekton, Aebros, Hippoboros, Eurystos, Hippotrophes, Altimos, Alkon, welche von Pausanias und Herodotos verschieden angegeben werden?). Nach Andern soll er ihrer 20 gehabt haben?), nach Pausanias aber?) nur vier: Altimos, Enarphoros, Doreus und Sebros. Zenobios und Marlon, Stiefbrüder Hippokoons, (nach der kaledamonischen Sage) beherrschten Kaledamon, Hippokoos, von Nikostrate geboren, jagte sie aus der Stadt und nahm den Thron?). Die Wanderleben fanden Schutz beim König Thestios?). Wunderliche Gemarkthätigkeiten erlaubten sich die regierenden Brüder, —

welche? kann kaum bei der verworrenen Genealogie bestimmt werden — besonders gegen Herakles. Dieser wünschte nach dem Tode des Iphitos von ihnen gesühnt zu werden, und sie wiesen ihn ab. Nicht allein diese Verachtung, sondern auch die Verletzung der Gastfreundschaft, welcher sie sich an Donos schuldig machten, wachte gegen sie Herakles Haß. Donos, ein Sohn des Altimos, begleitete Herakles nach Kaledamon, das er noch nie gesehen. Als Beide an das Haus der Hippokontiden kamen, fiel sie der Haushand an. Donos warf ihn mit einem Steine todt. Vater und Söhne stürzten wüthend auf Donos und morden ihn. Auch Herakles wird dabei verwundet. Später kommt Herakles mit einem kleinen Heere vor Kaledamon und rächt den Tod seines Verwandten an seinen Mörtern. Zum Andenken an diesen Kampf errichtete man dem Herakles eine Bildsäule. Der Vater blieb im Kampfe, die Söhne nur zum Theil, und andere wurden Sklaven?). Einige dieser Söhne begleiteten Herakles gegen den Eber bei Kalydon?). 2) Ein Theilnehmer an der thebanischen Eberjagd, Sohn des Amytos?). 3) Ein Freund des Theseos, König von Thralien, welchen er nach Troja begleitete, als Polyphemos troyan. Als Ulysses den König und 12 seiner Begleiter, welche sämmtlich von der Reise ermüdet in tiefem Schlaf lagen, gefesselt und die schönen Pferde mit sich fort geführt hatte?), wurde Hippokoos von Apollo gewirrt und erfuhr, was geschah den?). 4) Begleiter des Theseos?), kamme von Hyrtakos aus Troja. In den öffentlichen Spielen, welche in Sicilien gefeiert wurden, errang er im Bogenschießen den vierten Preis?). (Schincke.)

Hippokontiden, f. Hippokoos, Nr. 1.

HIPPOKORYSTES, 1) ein Sohn des Ägyptos, mit Hephaistia gestugt, vermählte sich mit der Danaide Hyperippe und wurde, wie alle seine Brüder von den Danaiden, von ihr ermordet?). 2) Ein Sohn Hippokoons, Königs von Kaledamon, wurde von Herakles ermordet?). (Schincke.)

HIPPOKRAS, vinum hippocraticum, vor Alters ein mit Honig und Gewürzen vermischter Traubenwein, den man gewöhnlich, als Schlaftrunk, zu sich nahm.

(Th. Schreger.)

HIPPOKRASESENZ, eine zu schneller Bereitung des Hippokrat bestimmte auf mancherlei Weise zubereitete Essenz, von welcher 10 — 12 Tropfen hinreichend, um eine Flasche Wein damit anzuweichen.

(R.) **HIPPOKRATE,** eine Arzneipflanze, mit welcher Herakles den Hippolytos erzeugte?). (Schincke.)

HIPPOKRATES 1) von Chios, ein berühmter Geometer des Alterthums, der einige Zeit vor Platon blühte. Er war ursprünglich ein Kaufmann, jedoch

7) Olegarius ad Herola. Philostr. p. 729. Scaliger ad Parnis L. IV. p. 28. ed. Bipont. 8) Wünschmann Monument. ined. Nr. 131. 9) Monfaucon VIII. 1. 10) Andromed. 1012. 11) Thebaic. II. 45. 12) Georg. IV. 387. 13) Aen. V. 816.

*) Dividor. Sicul. Fragm. Lib. VIII. c. 13.

1) Heyne ad Hippoclon. III. 10, 5. 2) Dividor. Sic. IV. 33. p. 278. 3) III. 15, 1. 4) Apollodor. III. 10, 15. 5) Pausan. III. 1.

6) Apollodor. II. 7, 3. Pausan. III. 19. 7) Ovid. Metam. VIII. 314. 8) Hygin. Fab. 173. 9) Hom. II. X. 435. 10) II. X. 518. 11) Virgil. Aen. V. 492. 12) Hygin. Fab. 273. cervarit sagitta Hippocoon.

*) Apollodor. II. 1, 9. **) a. a. D. II, 7, 3. Pausan. III. 15.

†) Apollodor. II, 7. d. §. 7.

mangelte es ihm, wenigstens nach der Schilderung des Aristoteles, sehr an Weisflucht und Züchtigkeit zu den Geschäften des praktischen Lebens. Durch Betriegerie der Zollpächter (*παραγολεύων*) zu Phanaz verlor er den größten Theil seines Vermögens und ging darauf nach Athen, um dort seine zerrütteten Umstände wo möglich wieder in Flor zu bringen. Hier gerieth er zufällig in eine philosophische Schule und fand an der Geometrie, die er da vortragen hörte, so viel Geschmack, daß er sich ganz dieser Wissenschaft hingab, und späterhin selbst als Lehrer derselben auftrat. Er ließ sich aber seine Vorträge bezahlen und wurde deshalb von den Pythagoreern aus ihrer Schule gefloßen. Weiter ist von seinem Leben Nichts bekannt, desto mehr aber werden seine Verdienste um die Geometrie von den Alten gerühmt. Er war der erste, welcher ein System dieser Wissenschaft unter dem Titel *συντάξις* schrieb; außerdem aber bereicherte er dieselbe durch sinnreiche Entdeckungen, wozu besonders das von ihm benannte Mönchchen (s. den Art. Mönchchen) als der älteste und bekannteste Versuch eine krummlinige Figur genau zu quadrieren, und die Zurechtführung des delischen Problems auf die Aufgabe: „Zwischen zwei gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionalen zu finden“ (s. Delisches Problem und Wurfel) gehören. Daß Proklos in einer Stelle (in Euclid. lib. 2. cap. 6.) den Dinopides von Chios als Erfinder des Mönchchens nennt, während er und alle übrigen alten Schriftsteller diese Erfindung sonst immer dem Hippokrates von Chios beilegen, hat Veranlassung gegeben, daß Heinius (Mémoires de l'Académie de Berlin, T. 2. a. 1746) behauptete, Dinopides sei der eigentliche Erfinder, oder, was nicht ganz unwahrscheinlich wäre, Dinopides sei ein Beinamen des Hippokrates, wegen seines früheren Weinhandels; das gegen erklärt sich jedoch Gramer (Mémoires de Berlin, T. IV. a. 1748) und Cassirer (eben das. a. 1749) so wie auch Montucla *).

2) H. aus Kos. Das siebte Jahrh. vor unserer Zeitrechnung war von der Forschung dazu bestimmt, die menschlichen Wissenschaften und Künste auf eine Stufe der Ausbildung zu bringen, wie sie nur ohne Kenntniß der Natur erreicht werden konnte. Diese Vollenkung gab den menschlichen Wissenschaften und Künsten eine Nation, deren körperliche und geistige Erziehung, deren bürgerliche Verfassung, deren Feste und Spiele selbst zur Stärkung des Verstandes, zur Bildung der Urtheilskraft und zur Verfeinerung des Geschmacks abwarden. So geschah es, daß die praktische Vernunft von Sokrates als die einzige Lebensweisheit gelehrt wurde, während Anaxagoras, Empedokles, Leukipp und Demokrit,

Diogenes von Apollonia und Plato die ersten Gründe menschlicher Erkenntniß in ganz entgegen gesetzten Richtungen prälten. In demselben Jahrhundert erreichte die historische Kunst im Herodot und Thukydides, doch von jedem eigenthümlich bearbeitet, die höchste Stufe der Ausbildung. Unter den schönen Künsten wurden in der Bildhauerkunst von Phidias und Polyklist so große Meisterwerke hervorgebracht, als Aschylus, Sophokles und Euripides unergänglichen Ruhm in der tragischen Poesie erwarben.

In diesem Zeitalter nun ward auch die Kunst, Krankheiten zu heilen, gegründet, nachdem ganz rohe Anfänge derselben, als ein Theil des Götterdienstes, von den Priestern geübt worden und die Philosophen eben angefangen hatten, die Theorie des Lebens und der Krankheiten zu entwickeln.

Der Urheber dieser wohlthätigen Veränderung, wozu durch den Priestern ihr bisheriges Vorrecht, Krankheiten durch Charmonien und Gaudien zu heilen, entziehen und die Theorie der Medizin zur Gründung der Kunst benützt wurde, war Hippokrates, des Heraklides Sohn, von der Insel Kos gebürtig, der im J. 460 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde und während des peloponnesischen Krieges am thätigsten war. Über seine Herkunft und Lebensumstände werden von spätern Schriftstellern so viele zweifelhafte und selbst widersprechende Nachrichten gegeben, daß die Kritik sich vorzüglich in der Sichtung derselben, zur Unterscheidung historischer Thatfachen von fabelhaften Sagen üben kann. Plato, der nächste Schriftsteller nach Hippokrates, nennt diesen *τὸν τῶν Ἀσκληπιάδων*, einen der Asklepiaden *). Diese Benennung scheint er an einem andern Orte zu erklären *), wo er die Begründung des Askulap seine Nachkommen (*τοὺς Ἰχθύοντες*) nennt. Es war nämlich, wie überall im rohen Zustande der Nationen, auch im alten Griechenland Sitte, die erworbenen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten nur den Söhnen und nächsten Verwandten als Familiengeheimniß mitzutheilen. Solches Zeugniß hierüber ist entscheidend. Im Anfang des zweiten Buches von anatomischen Handreichungen sucht er zu erklären, warum die frühesten Alten nichts Schriftliches über Anatomie hinterlassen. „Sie lernten, sagt er, von Jugend auf, von ihren Vätern die Kunst zu zergliedern, und fanden es eben so unnöthig, darüber zu schreiben, als über die Schreibkunst selbst. Im Laufe der Zeiten aber fing man an, die Kunst nicht allein durch Erbschaft auf die Söhne und nächsten Verwandten fortzupflanzen, die dieselbe von Kindheit an üben mußten; sondern man theilte sie auch fremden, und solchen Männern mit, die sich durch gewisse Vorzüge auszeichneten (*οὓς τιμῶνται ἀρετῇ, ἔρετῃ, καὶ ἀπὸ τοῦ κατ' ὅλον τὸν σὸν εὐδοκίμωντας*).“ Diese nun, da sie nicht von Jugend auf geübt waren, bedurften einer schriftlichen Anleitung. Man sieht aus dieser Stelle, daß in der Familie des Askulap gewisse Kenntnisse und Künste, die mit der

*) Aristoteles Ethica ad Eudem. VII. 14. Eratosthenes apud Eutoci. in comment. Archimedi. Simplicius ad Aristot. Phys. I. fol. 13. edit. Aldi. Joh. Philopon. in Aristot. Phys. lib. I. p. 13. edit. Aldi. Jamblich. in lib. III. philo. Pythag. ex vers. Nic. Scutellii am Schol. des Buchs de myster. Argyr. p. 64. Proclus in Euclid. p. 19 et 59. edit. Basil. Nic. Theod. Reimer Hist. problem. de cubi duplicitione cap. IV. Montucla Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 151 — 155.

1) Phaedr. p. 211. Protag. p. 283. ed. Basil. gr. 2) De republ. 10. p. 464.

Medizin zusammen hängen, erblich waren, und als Geheimnisse bewahrt wurden. Nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit theilten sie die Väter ihren Söhnen mit; wie der Arzt bei Lukian sagt: „der heilige, geheimnißvolle Eidswur bindet mich: ich muß Schweigen; so will es der letzte Befehl des sterbenden Vaters“ ³⁾. In dem hippokratischen Gesetze kommt eine Stelle vor, die ebenfalls dierher gehört: „heilige Dinge werden nur Geweihten offenbart: Profanen aber dürfen sie nicht anvertraut werden, ehe diese in die Drogen der Wissenschaft eingeweiht worden.“ Nach Alexander von Tralles deutet im 6ten Jahrh. unserer Zeitrechnung diese Stelle so, indem er einen Laikman gegen Kolikschmerzen nur tugendhaften Personen, und die ein solches Geheimniß zu bewahren wissen, mitzuthellen empfiehlt ⁴⁾.

Die Inhaber solcher Geheimnisse und Künste, wodurch die Gesundheit wieder hergestellt wird, gehörten also ursprünglich zu Einer Familie, und nannten sich Asklepiaden, weil sie ihr Geschlecht von derselben Gottheit ableiteten, deren Dienst in den Tempeln mit der Ausübung jener geheimen Künste verbunden war. Durch Sagen erhielten sich Geschlechtserbzüger der Asklepiaden, die bis auf Askulap und Herakles hinauf geführt wurden, und von denen Aescles noch eine Probe erhalten hat ⁵⁾.

Aus solchem Geschlecht stammte Hippokrates. Aber, weit entfernt, wie seine Vorfahren, zum Tempeldienst und zur Gaukelei der Priester von Jugend an angeführt zu seyn, erhielt er eine Erziehung, wie sie der veränderte Geist der Zeit forderte. Schon sein Großvater, Hippokrates, des Gnosidifilos Sohn, war als Schriftsteller aufgetreten. Wenigstens führt Galen die Meinung Einige an, daß die Bücher von Gelenken und Beinbrüchen des Gnosidifilos Sohn zum Verfasser haben ⁶⁾.

Ja, es ist gewis, daß die Asklepiaden in dem benachbarten Knidos früher als selbst in Kos, Schriftsteller gewesen. Es gab nämlich zu Hippokrates Zeit ein altes Werk, welches er unter dem Namen der knidischen Sentenzen anführt, und dieses war von Neuem überarbeitet und mit manchen nützlichen Zusätzen vermehrt worden. Vielleicht rührt dieß Werk, welches längst verloren gegangen, von dem Knidier Eurypophon her, dem auch, wiewohl zweifelhaft, das Buch von der Lebensordnung der Gesunden zugegeschrieben wird.

Dem sei inbeß, wie ihm wolle, so ist so viel klar, daß des großen Hippokrates Geburt und Jugend in eine Zeit fiel, wo die Asklepiaden längst den Kreis ihrer Gaukeleien verlassen und aus dem Dunkel ihrer ererbten Geheimnisse hervor getreten waren. Sie waren aber dazu gezwungen, theils weil aus dem pythagorischen Orden, seit Auflösung desselben (J. 471) mehrere Ärzte, so genannte Periodeuten, hervor gegangen waren, die, wie Metrodorus aus Kos, Demokleides aus Kro-

ton und Akron von Agrigent, an keinen Eidswur mehr gebunden, die Kunst ausübten; theils hatte die Ausbreitung der Gymnasien die Errichtung von Kampfschulen in der unmittelbaren Nähe der Tempel des Askulap veranlaßt. In diesen Gymnasien nun fanden sich schon 80 Jahre vor Hippokrates Geburt Philosophen ein, welche den Jünglingen nicht bloß Lehren der Weisheit vortrugen, sondern sie auch in der mit dem Kampfsport gen notwendig zu verbindenden Lebensordnung unterwiesen. Die Sorge für den Körper der Jünglinge, besonders die Heilung mancher unvermeidlichen Verletzungen, übernahmen die Handlanger, welche Zatroloipen, und wie Plato ausdrückt ⁷⁾ bezeugt, auch Ärzte genannt wurden. Daher nun kam es, daß die Priester, wenn sie noch länger als Ärzte auf Verkrauten Anspruch machen wollten, genöthigt waren, ihre Kenntnisse und Künste, nach Art der Periodeuten, frei und öffentlich zu lehren und zu üben, und sich um Gründe zu deklamiren, die einige Philosophen schon vorgetragen hatten.

Daher ließen einige Asklepiaden selbst ihre Söhne die Schulen der Philosophen und Vorsteher der Gymnasien besuchen. Diesen Unterricht genoß auch unser Hippokrates. Wenigstens versichert der Koer Soranus, aus dessen Lebensgeschichte des Hippokrates wir einen Auszug in den hippokratischen Werken besitzen, daß, außer seinem Vater Heraklides auch Herodotos von Elymbrien, Gorgias von Leontium und Demokrit von Abdera Lehrer des Hippokrates gewesen seien. Auch Celsus führt die Nachricht Einige an, daß Hippokrates von Demokrit unterrichtet worden. Auch kann dieß sehr wohl seyn, da Letzterer um wenigstens 10 Jahre älter als H. war, und viele Jahre auf Reisen, selbst durch das innere Asien, zugebracht hatte.

Daß H. in jüngern Jahren bedeutende Reisen unternommen, ist wahrscheinlich, da zur Bildung als notwendiges Erforderniß der Besuch fremder Länder angesehen wurde. Wenn wir die genaue Schilderung der nord- und ostwärts vom Pontos Eurinos gelegenen Gegenden in seinem Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten vergleichen; so müssen wir fast als ausgemacht annehmen, daß er Kolchis, Skythien und Taurien besucht habe. Dazu bot sich ihm häufige Gelegenheit dar. Denn die Milesier hatten seit dem Ansange des 7ten Jahrh. vor unserer Zeitrechnung eine Menge blühender Kolonien und Stapelpätze für ihren ausgebreiteten Handel mit Getreide, Bauholz, Elaven und Bernstein angelegt, die von ihnen und andern ionischen Städten besucht wurden. Außer Herakles, Sinope und Anisob an der südlichen Küste des schwarzen Meeres, waren in Kolchis, Dioskurias und Paphos, am mädionischen See Tauris, auf der taurischen Halbinsel, Pantikapum und Theudossia, am Borsythrenes Dibia und Tyros an dem Flusse gleiches Namens, ihre berühmtesten Pflanzplätze und Stapelpätze. In diesen Ländern war es, wo H. den Einfluß des Bodens, des Klima's, der

3) Lucian. Tragopodagr. v. 270. 4) Alex. Trall. ed. Galeni. Auderi. lib. 10. p. 598. 5) Ptole. hist. 7. chil. 155. 6) Comm. in l. de diet. acut. p. 356, ed. Lips.

7) De legib. 4. p. 545.

Winkel und Wasser auf den körperlichen und geistigen Zustand der Menschen genau beobachtet. Der Unterschied zwischen Asien und Europa beschäftigt ihn vorzüglich. Er schildert den körperlichen Zustand der sythischen Nomaden, ihre Sitten und Gebräuche, besonders der Sauromaten, die an der Mäotis wohnten, deren kriegerische Weiber nur Eine Brust hatten, weil die linke in der Kindheit mit einem glühenden Kupferblech gebrannt wurde. In diesen Nachrichten, so wie in denen von den Anwohnern des Bospor, worin manche Uebereinstimmung mit Herodot und späteren Schriftstellern bemerkt wird, hebt Hippokrates Alles heraus, was auf Gesundheit und herrschende Krankheiten Bezug hat.

Nachdem er die Gegenden am Pontos und der Mäotis besucht, lebte er wahrscheinlich viele Jahre lang in Thrakien und Makedonien. Hier beobachtete er den Gang der Epidemien und einzelne Krankheitsarten. Er nennt ausdrücklich die thrakischen Städte Damos, Doriskos, Dienus, Kardis, Abdera und die an der Küste liegende Insel Thasos, ferner Makedonien's Städte Pella, Dionysus und Akanthus, als die Schauplätze seiner Beobachtungen und seiner Wirksamkeit. Daß er auch an den Hof des Königs Perdikkas von Makedonien gerufen worden, um diesen, der an der Auszehrung litt, zu heilen; daß er erkannt habe, es sei ein Selenelide, indem der Kranke in seine Stiefmutter Phila verliebt sei, wird auch von der Biographie erzählt. Doch gibt es keine weiteren Zeugnisse, die diese Nachricht bestätigen, oder widerlegen. Dazu kommt, daß dieselben Schriftsteller vieles Andere aus dem Leben des köstlichen Arztes berichten, was nicht leicht glaublich ist. Ein gewisser Andreas hatte erzählt, Hippokrates sei deswegen nicht so bald wieder in sein Vaterland zurück getehrt, weil er das Archio (*γαστρονομία*) in Knidos angestekt habe. Eine späte Sage, die deswegen sehr unwahrscheinlich ist, weil der Abscheu der Griechen gegen die Tempelräuber und Verleher der heiligen Rite durch mehrere Beispiele bewiesen wird.

Eine andere Nachricht hat ein scheinbares Zeugniß für sich. Demostri nämlich, der die Thorheit seiner Landsleute unaussprechlich verachte, ward eben deswegen von ihnen für wahnsinnig gehalten, und Hippokrates nach Abdera gerufen, um ihn zu heilen. Für diese Nachricht führt man den Briefwechsel des Hippokrates an, in welchem man die Sendschreiben des Senats von Abdera an Hippokrates, seine Antwort, und seine Berichte über seine Reise von Kos nach Abdera mit Verwunderung liest. Allein die Unachttheit dieses Briefwechsels geht schon daraus hervor, daß ein Schreiben des Hippokrates an Krates aus dem Rhigiotomen dabei ist, der bekanntlich zu Mithribatis Zeit, 800 Jahre nach Hippokrates, lebte. Aber auch keiner der übrigen bei dieser Gelegenheit von Hippokrates geschriebenen Briefe zeigt die geringste Spur von Echtheit, weder im Dialekt, der durchaus nicht rein ionisch ist, noch in der Schreibart, die in dem Schreiben an Dionys von Halikarnas sogar abgeschmackt wäre. Hippokrates blüht nämlich seinen Freund, während seiner Abwesenheit sein Hauswesen zu besorgen und besonders

genaue Aufsicht über seine Gattinn zu führen: denn, wenn Weiber nicht täglich beschnitten werden, so treiben sie, wie die Bäume, üppige wilde Schessen. (*εἰ μὴ καὶ ὑγιᾶς λαχούται, ὡς τὰ δένδρα καθύπευκα*). Nach Rhodos schreibt Hipp., und läßt sich von da ein schnell segelndes Fahrzeug kommen. Dieß Alles hindert uns, jene Briefe für echt zu halten.

Auf eben diesen Briefwechsel gründet sich die Sage, daß Hippokrates von dem Perser König Artaxerxes berufen worden, es aber abgeschlagen habe. Darauf eroberte der König den Koien mit Feuer und Schwert, wenn sie den Arzt nicht überliefern würden. Es erwieben aber die Bewohner von Kos; sie wollten lieber den schrecklichsten Untergang erleiden, als den Hippokrates herausgeben. In der That sieht man, daß der ganze Briefwechsel in Alexandrien untergeschoben ist, um die Zahl der hippokratischen Schriften zu vermehren. Dessen ungeachtet muß die Sage ziemlich allgemein gewesen seyn, da Galen darauf hindrückt: ein religiöser Arzt, sagt er, verachtet auch des Artaxerxes und Perdikkas Macht und Schätze. Vor jenem wird er sich nicht einmal setzen lassen: diesen wird er wohl heilen, aber nicht immer bei ihm leben wollen, sondern lieber den armen Bürgern in Kranoa und Thasos beistehn *).

Daß er nach Athen gerufen worden, um der Pest während des peloponnesischen Krieges Einhalt zu thun, erfahren wir ebenfalls aus jenem Briefwechsel. Dieser enthält auch den Beschluß des athenischen Senats, wodurch Hippokrates Verdienste um den Staat mit dem Bürgerrecht, einer goldenen Krone, der freien Kost im Prytaneum und der Einweisung in die großen Mystrien belohnt worden. Dem steht aber entgegen, daß Thukydides, ein sicherer Augenzeuge, der selber an der Pest gelitten, ausdrücklich sagt, weder göttliche noch menschliche Hilfe habe in jener Wollstunde das Geringste ausgerichtet *).

Die Kritik erkennt, was die spätern Lebensjahre des Hippokrates betrifft, nichts als entschieden, als daß er in Thessalien gelebt, in Larissa besonders die Kunst ausgeübt, dort auch gestorben, und zwischen Larissa und Olynton begraben worden, wo noch spät sein Grabmal gezeigt wurde. Wie alt er geworden, ist nicht genau bekannt, da Einige von 85, Andere von 90, noch Andere von 104, oder gar von 109 Jahren seines Lebens sprechen. Wenn wir die ersten Nachrichten vorziehen, so ist er in den Jahren 875 oder 870 vor unserer Zeitrechnung gestorben.

Er hinterließ 2 Söhne, Thessalos und Drako, und einen Schwiegersohn, Polybos, deren Schriften mit den seinigen verschmolzen sind. Die Söhne der beiden erstern hießen auch Hippokrates. Von des Thessalos Sohn sagt Plutarch ausdrücklich: er habe Plato's Lehre angenommen *). Polybos blieb in Kos, Thessalos lebte am Hofe des makedonischen Königs Archelaos *).

8) Quod optimus med. sit quoque philoa. p. 58. ed. Lips.
9) Hist. II. 47. 51. 10) De Stoic. repugnant. p. 209. 11)
Galen, comm. in lib. de nat. hum. p. 12.

soll auch Hippokrates, Dracons Sohn angestellt gewesen seyn, und sein Zeitalter fällt mit dem des großen Alexander und dessen nächsten Nachfolgers, Kassander, zusammen.

Zunächst interessieren uns die Werke des Hippokrates, weil wir aus ihnen allein den echten Geist seiner Medizin erkennen. In denselben sind von den 72 Schriften, welche die hippokratische Sammlung ausmachen, nur etwa 14 bis 16 von ihm selbst hinterlassen. Die übrigen alle rühren von Mitgliedern seiner Familie, oder gar von Gelehrten her, die den Wettstreit der Ptolemäer und der Könige von Pergamos in Sammlung der Werke des Alterthums zu eigenem Gewinn benutzten¹²⁾. Sie enthalten häufige Spuren platonischer, sokratischer und anderer Philosophie, die jünger sind, als Hippokrates Zeit. Daher schon in Alexandrien das Geschäft der Chorizonten darin bestand, die echten von den unechten Schriften zu sondern: die ersten wurden auf ein kleineres Bücherbrett gelegt¹³⁾. Aber auch die ersten waren nicht unverfälscht, da die Söhne selbst die Schriften des Vaters verfälschten, außer dem, was sie unter seinem Namen von eignen Büchern bekannt machten¹⁴⁾. Solche Zusätze und Einschübe finden sich zuvörderst in den Aphorismen, dann in dem Buch von der Lebensordnung in hühnen Krankheiten, in dem Buch von der Natur des Menschen. Ganz echt scheinen nur das erste und dritte Buch von Weiskrankheiten, das Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten, und einige kleinere Schriften zu seyn.

Schon hieraus ergibt sich, wie höchst schwierig und mühsam das Unternehmen ist, den Geist der hippokratischen Medizin darzustellen. In denselben dienen uns Celsus Worte als Leitfaden: Hippokrates habe zuerst die Philosophie von der Medizin getrennt (ab studio sapientiae disciplinam hanc separavit). Und Galen sagt: er habe in allen therapeutischen und prognostischen Erfindungen die Lehre von den Elementen als erwiesen voraus gesetzt, aber keines Weges die Beweisweise selbst geführt¹⁵⁾. So ist es; Hippokrates enthält sich allerdings aller theoretischen Grübeln, ohne doch die Lehre von den Elementen, welche damals Empedokles am sorgfältigsten vorgetragen, zu vernachlässigen. Wenn in dem Buch vom Anstand des Arztes gesagt wird: *ἵπποκράτης γὰρ φιλόσοφος, λαός τε*; so muß man nicht übersehen: der Arzt, der zugleich Philosoph ist, muß den Göttern gleich geachtet werden; sondern, der Arzt, der als Freund der Weisheit (alle kurz zuvor empfohlene Tugenden übt), ist ein göttergleicher Mann. Hippokrates erscheint überall, in seinen echten Schriften und in den Zeugnissen seiner Nachfolger als ein Freund der Erlebung, und Aristoteles, da er die Erfahrung, den Anfang der Kunst und Wissenschaft kannte, und den Weg der Induktion (*παρὰ τὴν*) betrat, um aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Schlüsse zu ziehn (Analyt. poster. 2, 18.),

wird darin von Galen ein Nachfolger des Hippokrates genannt. Es waren aber die ersten Naturphilosophen von den schon vorhandenen Mythen ausgegangen¹⁶⁾. Wie der Deian bei den ältesten Dichtern als Vater der Götter und Menschen gilt; so suchte Thales von Milet im Wasser den Grund aller Dinge. Wie die Mutter Erde, als Asia oder Kybele in Phrygien verehrt und von Dichtern gefeiert war; so wiederholte Xenophanes von Kolophon diesen Mythos als Philosophem, indem er die Erde als den Grundstoff aller Dinge angab. Das Feuer, welches unter Mithras die Welt im ganzen Morgenlande als oberste Gottheit verehrt worden, stellte Pythagoras, ein Lehrling der ägyptischen und morgenländischen Priester, als Lebensprincip auf. Den Äther, den die Dichter als Zeus verehrt, nannte Anaximander den Grundstoff aller Dinge, und Anaximenes, sein Jünger, setzte die größere Luft an die Stelle des Äthers, worin ihm Diogenes von Apollonien folgte.

Jeder von diesen Philosophen dachte sich also begnügt, ein materielles, erstes Princip anzunehmen, und das Ganze als Eins zu betrachten. Aber Empedokles, 7 Jahre vor Hippokrates geboren, gab der ganzen Naturphilosophie eine andere Richtung, indem er durch das Zusammentreffen der einzigen gelesenen Elemente Alles entstehen, und durch das Einwirken gleichartiger Grundstoffe Alles aufgelöst werden und untergehen ließ. Dieser Elementartheorie huldigte auch Hippokrates, und im Anfang des Buches von der Natur des Menschen läßt er sich sogar in eine empirische Widerlegung derer ein, die nur Ein Element erkannten. Aber er wich darin von Empedokles ab, daß er die Mischung der 4 Elemente in allen Dingen annahm, da Empedokles sie als unveränderlich ansah, und behauptete, sie stellten und legten sich an einander, wie man vielerlei trockene Substanzen, als verschiedene Kupfererze, mit einander mengt, ohne daß eigentliche Auflösung erfolgt¹⁷⁾. Hippokrates dagegen nahm eine eigentliche Umänderung der Elemente (*μεταβολή* sagt Galen,) an.

Diese vier Grundstoffe nahm er nicht allein in allen Dingen an, ohne sich auf Beweisführung ihres Daseyns aus Begriffen einzulassen; sondern er scheint auch ihre Wirksamkeit im menschlichen Körper voraus zu setzen, wenn er bei denen, die da wachsen, die meiste eingepflanzte Wärme annimmt (aph. I, 14.), und wenn er die feuchte Konstitution als den Grund der Verfallsung angibt. Nirgends findet sich indeß in seinen echten Schriften eine Spur von der Annahme der Cardinalseigenschaften, des Bluts, des Schleims, der gelben und schwarzen Galle, die Plato in seinem Timaios zuerst als den Grund der Krankheiten darstellte, und die auch schon von den nächsten Nachfolgern des Hippokrates als höchst wichtig zur Erklärung pathologischer Erscheinungen angesehen wurden. Dagegen findet sich im Buche von der Medizin der Alten die Meinung, daß, so lange ent-

12) Galen, comm. in libr. de nat. hum. p. 109. 13) *Id est non magis numerantur.* Galen, de dyppnos 2. p. 855. 14) Galen. I. c. p. 830. 831. 15) Comm. in libr. de nat. hum. p. 106.

16) *Ab eis an' ἡμῶν-φύσις ἡ γὰρ φύσις ποτὶ τὸν λόγον.* Arist. metaph. I, 2. 17) Galen, comm. in libr. de nat. hum. p. 32.

gegen gefehte Elemente innig gemischt seien, Gesundheit bestche, das Hervorstechen aber des einen oder des andern Krankheit erzeuge.

Galen beweißet völligen Mangel an Kritik, wenn er Hippokrates unter denen zuerst aufführt, welche die vernachlässigste anatomische Theorie wieder hergeleitet haben (*). Nügendes finden sich in den echten Schriften des köstlichen Arztes Spuren tieferer Einsichten in den Bau des Körpers. Aber eine Menge solcher Irrthümer prägt sich, die mit einer aus Bergliederung hervor gehenden Kenntniß nicht bestehen. Wenn man nur die ganz widerinnige Vorstellung von der Vertheilung der vier Par Adern im Körper im Bunde von der Natur des Menschen ließ; so kann man nicht glauben, der Verfasser habe jemals einen menschlichen Körper zergliedert. Auch findet man nirgend, daß Hippokrates die Schlagadern von den Blutadern unterschieden hätte. Das Wort *αίμα* bedeutet beide Arten von Gefäßen. Eben so wenig kennt er die Nerven: denn *νεῖρον* bedeutet durchgehends Sehne und Band: solche *νεῖρα* gehen von Knochen zu Knochen, wo sie die Beweglichkeit der Seelenle fördern. Aber von Kopf und Antlitz gibt es keine. Aristoteles und Praxagoras von Kos waren die ersten, die die Nerven (Aristoteles nennt sie noch *νόον*) und die Nerte nebst ihren Zweigen, als Gefäße, die im Gegensatz zu den Blutadern stehen, kennen lehrten. In das 4te Jahrh. vor unserer Zeitrechnung muß man die ersten Anfänge der anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers setzen, weil früher die Vorurtheile von der Heiligkeit der Leichname jeden Versuch der Bergliederung unmöglich machten. Aber der Feldzug des großen Alexanders brachte so merkwürdige Änderungen in der Denkart der Griechen hervor, daß auch jene Vorurtheile schwanden, und daß Alexanders Nachfolger in Ägypten, die Ptolemäer die eifrigsten Beförderer der Anatomie wurden, ja, wie Plinius bezeugt (15, 6.), selbst Hand an die Bergliederung der Leichen zur Erforschung der Krankheitsursachen legten.

Hippokrates ist, trotz des gänzlichen Mangels an anatomischer Kenntniß, dennoch als Stifter der Kunst anzusehen, weil er zuerst die Regeln vortrug, die bei Erkenntniß, Wiederherstellung und Heilung der Krankheit, leiten müssen. Bei Erkenntniß der Krankheitsursachen ging er nie von Begriffen aus, wie die Philosophen vor ihm; sondern er hielt sich an die offensbaren Ursachen, die er mit großem Scharfsinn in der Luft und ihrer epidemischen Konstitution, in den Winden, den Nahrungsmitteln und Getränken und in den Lebensweisen auffuchte. Dabei war er frei von Aberglauben, und leitete keine Krankheit, wie die Priester, seine Ähnen, vom Borne der Götter ab. Da er die *Λεγάτες* oder Mannweiber unter den Skythen beschreibt, erkrankt er auch der Meinung, die diese Krankheit vom Borne der Götter herleitet. Ihm aber, sagt er, erscheine keine Krankheit

mehr oder weniger, als die andere, von den Göttern hervorgebracht. So erklärt sich auch der Verfasser des Buchs von der heiligen Krankheit gegen Zaubergesänge, Eäuterungen und Sühnungen, als Mitteln um die Götter zu versöhnen und so die Krankheiten zu heben. Des Menschen Körper, sagt er, kann nicht von einem Gott verunreinigt werden. Dennoch ermahnt er in dem Prognostikon das Göttliche in Krankheiten zu erforschen, wodurch er wahrcheinlich die wunderbaren, Anfangs unerklärlichen Erscheinungen versteht. Galen schränkt mit Unrecht dieses *Δείον* des Hippokrates auf die Luft-Konstitution ein. Sie gehört freilich mit dazu: denn gerade epidemische Krankheiten sind oft in ihrem Laufe unklar. Aber es gibt noch vieles Andere, was den Namen des Göttlichen verdient. Hippokrates glaubte den Grund der Volkskrankheiten in der Witterung der Jahreszeiten zu finden. Um den Anfang und Schluß jeder Jahreszeit zu bestimmen, war ihm der Auf- und Untergang des Arktur und der Pleiaden hinreichend. Bei der Entwicklung der nächsten Ursache der Krankheiten entfernte er sich nie von den nächsten Schläffen aus den Erscheinungen, welche Schläffe die alexandrinischen Empiriker Epilogismen nannten. So sagt er im Bunde von Kopfverletzungen: die Geschwüre werden entzündet, durch Einstürmen des Bluts. So bringt er die Ursachen der Krämpfe auf zwei zurück: Anfüllung und Ausleerung. (aph. 6, 39.)

Besonders groß sind seine Verdienste um die Behandlung des kranken Zustandes. In den Weistafeln, die in den Tempeln des Askulap aufbewahrt wurden, waren oft die Krankengeschichten enthalten. Diese wurden die erste Grundlage der Semiotik; und schon lange vor Hippokrates hatte man eine bedeutende Sammlung semiotischer Lehrrsätze und allgemeiner Regeln aus den Krankengeschichten jener Weistafeln zusammen getragen, die wir noch jetzt unter dem Namen der köstlichen Vorhersagungen besitzen. Hippokrates aber stellte als Hauptgrundsatz der Erkenntniß und Vorhersagung bisher Krankheiten auf, daß man die verschiedenen Perioden der letzten, Kognition, Kochung und Krise unterscheiden müsse, um die Zeichen des kranken Zustandes richtig beurtheilen zu können. Er machte zuerst die Bemerkung, daß vermöge der gewöhnlich an wechselnden Tagen erfolgenden Verschlimmerungen, die ungleichen Tage, und wegen des vorrückenden oder nachgehenden Tages, oder wegen Abnahme des Fiebers an der anhaltenden Natur, auch bisweilen andere Tage die vorzüglichsten, kritischen seien. *Προσδοκίαι* sind ungleich und vorzügliche Tage. Diese kritischen Tage werden von spätern Schriftstellern verschiednen angegeben. In den echten Schriften des Hippokrates sind es der vierte, siebente, eilfte, vierte, zehnte, siebenzehnte und zwanzigste Tag. Spätere Schriftsteller haben der Kraft der Zahlen, nach dem pythagorischen System die Wichtigkeit der kritischen Tage zugeschrieben, ohne zu bedenken, daß gerade die Zahlen 11 und 17 gar keine Bedeutung in der pythagorischen Lehre haben. Dagegen ist die Defas, als Complement der einfachen Zahlen, die vollkommenste bei den Pytha-

(*) De dogm. Hipp. et Plat. 8. p. 660.

gorisiren¹⁹⁾, und der zehnte Tag gehört gleichwohl gar nicht zu den kritischen Tagen. Klein, es ist keine Beobachtung der Natur, wodurch die Lehre von kritischen Tagen entspringt, und sie wird unter solchen Umständen bestätigt, wo die Natur, ungehindert durch Verwidelungen, wirken kann.

Die Bedeutungen der Erscheinungen in Krankheiten (*εἰρησις*) stellte Hippokrates zuerst in Beziehung auf die allgemeinen Perioden der Krankheiten, in Rücksicht auf die kritischen Tage, zum Theil auch in Hinsicht auf die epidemische Constitution auf. Gleichwohl sind jene Bedeutungen oft zu allgemein und ohne Einschränkung ausgedrückt. Man kann wohl ohne Bedenken annehmen, daß Hippokrates solche Sätze als Resultate einzelner Beobachtungen, zu eigener Erinnerung (*εἰς ἀνενθυμίαν αὐτοῦ*; *Galen. comm. in lib. de diet. acut. p. 587*) niedergeschrieben, daß sie aber von den Redaktoren (*διανόμωντες*) seiner Werke nicht gehörig untertrieben und als allgemeine Wahrheiten hingestellt wurden.

Außerdem hat die Lehre von der Lebensordnung, besonders in hitzigen Krankheiten, ihre zum Erfinder. Dazu gaben wahrscheinlich die Remissionen der Symptomen, den sich in den Kampfschulen übenden Jünglingen diätetische Regeln vorzuschreiben, Gelegenheit. Aber die genaue Auswahl und Angabe solcher Regeln nach den allgemeinen Perioden hitziger Krankheiten ist allein das Werk des weisen Arztes. Daß bei allen Getränken in hitzigen Krankheiten, und bei den Speisen, die man erlaubt, nur auf Unterstärkung der Natur gesehen und nur die Wege eröffnet werden müssen (*ἀποκαταστήσειν τὰ σωματικά*), ohne an Ernährung zu denken, war der vorzüglichste Grundsatz der hippokratischen Lehre, auf welchem auch seine Therapie beruhte.

Galen bezeugt es, und es ist aus allen echten Werken des Hippokrates zu erweisen, daß er der eigentliche Gründer der allgemeinen Therapie ist, ohne deren Anwendung sich keine vernünftige Heilung denken läßt. Wenn auch der Ausdruck: die Natur ist der Arzt der Krankheiten (*Νοσὸν ἡ φύσις ἰστέον*), in einem unedten Buche, dem sechsten von Epidemien vorkommt; so ist er doch echt hippokratisch, und drückt mit 3 Worten das aus, was an sehr vielen Stellen der echten Schriften über die genügende Wirksamkeit der Natur in gewöhnlichen hitzigen Krankheiten, über die Nothwendigkeit ihrer Hülfe zu folgen und Nichts ohne diese zu thun, gesagt wird. Dazwischen war Hipp. bloß ruhiger Beobachter, so lange die Krankheit noch roh und sehr heftig war, auch die Ansätze nach unregelmäßigem Typus eintreten. Bis der Typus feststehend geworden (*ὅτε ἐν ὁμοίᾳ τοῦ διακτ. acut. p. 391*), wurde nichts Wirkamer vorgenommen. Daher findet man in seinen Krankengeschichten die Heilmittel selten erwähnt, und fast eben so oft, ja hier und da noch seltener wird der überliche Ausgang als die Genesung, berichtet. Man hat dieß in allen Zeiten dem weisen Arzte zum Vorwurf gemacht, und doch ist die

häufige Erwähnung des tödtlichen Ausganges der von ihm beobachteten Krankheiten ein ihn erhellender Beweis des Mangels an Ruhmsucht und Eitelkeit, und in der ruhigen Beobachtung der Natur und der pünktlichen Befolgung ihrer Winke sind die größten Ärzte aller Zeiten und aller Völker Nachfolger des Hippokrates gewesen.

Daß er inzwischn auch thätig gewesen, beweisen seine Grundsätze über die Nothwendigkeit des Aderlassens, den er in Entzündungen, wo es nöthig schien, bis zur Schmach, und so nahe am lebenden Orte als möglich, vornehmen ließ. Die meisten übrigen Mittel waren aus leerer Eitelkeit. Die stärkende Methode bestand zu jenen und noch zu Galens Zeit bloß in beschränkter Ernährung und in angemessener Bewegung des Körpers. (*Galen. de const. artis ad Patrophil. p. 301*).

In der Chirurgie war Hippokrates der größte Meister, den das Alterthum aufzuweisen hat. Die richtige Behandlung der Wunden und Geschwüre nach allgemeinen Grundsätzen fragte er, wie die Lehre vom Verbanne, zuerst vor. (*Galen. de compos. med. sec. gen. 4. p. 636*). In seinem Buche von Geschwüren findet man jene Grundsätze; so wie im Buche von Knochenbrüchen die Behandlung derselben und die Anlegung von elastischen Schienen, aus den Stängeln der Fennla (*ρίσινος*) geleitet wird. Das Buch von Kopfverletzungen lehrt die Anwendung des Trepan, von dem er schon zwei Arten, den *αἰσίων* oder das *μενιγγότομον*, unsere Trephine, und den *αἰσίων παχέος*, oder *πολιεύς*, den gewöhnlichen Trepan kennt. Sehr wichtig ist auch das Buch von Gelenken, da es die Erkenntniß und Behandlung der Knochenbrüche sowohl als der Verrenkungen lehrt. Hier wird auch die Krümmung der Füße nach außen (*εὐλασία*), abgehandelt, und die Kur derselben mit kritischen Halsbändern (*ἀσβλάται μετὰ κριτικῶν*) gelehrt.

Die beste Ausgabe der hippokratischen Schriften bleibt immer noch die von Boesius Genov. 1657. fol., besonders mit dessen Oecoponia Hippocratiana, einem trefflichen Verzeichniss der eigenbüchlichen hippokratischen Ausdrücke. Keine der spätern Ausgaben kann dieser, in Hinsicht der Korrektheit des Textes, der kritischen Angabe verschiedener Lesarten und der guten Übersetzung gleich gestellt werden. (Sprengel.)

Die Nachrichten der Griechen von Hippokrates (im Arat. *Ἱπποκράτης* oder *Ἱπποκράτης*, im Plur. *Ἱπποκράτες*) und seinen Verdiensten um die Heilkunde sind unerschöpflicher und natürlicher auf die Araber übergegangen, als die mancher andern griechischen Philosophen und großen Gelehrten. Wie man seinen Namen schon vor jener Zeit in Persien und Arabien über Alles achtete, che noch unter den ersten abassidischen Kalifen seine Schriften den gelehrtesten Mäxlern durch arabische Übersetzungen bekannt wurden, und diese Achtung durch Verbreitung der letztern nur an Festigkeit gewann, eben so gilt ihnen H. noch heute als das Non plus ultra aller

19) Philo Jud. da congressu erud. p. 342

je auf die Welt gekommenen Ärzte. Der Dey's tibib (der Emim¹⁾) oder Präsident der Ärzte fragte mich einflüssig, erzählt Shaw²⁾ ziemlich spaßhaft, ob die Christen einen solchen Schriftsteller, wie Buxkratt, das ist, den Vater des Kratt³⁾, hätten (so nennen sie aus Unwissenheit oder Eigensinne den Hippokratēs), und setzte hinzu, daß dieses der Erste aller arabischen Hakim oder Lehrer wäre, und kurz vor dem Avicenna gelebt hätte.

Der Geschichtsmann, der uns die vollständige Ansicht über den Einfluß der Grundsätze des H. auf die Behandlungsart der Medizin unter den Arabern, so wie über die Übersetzungen seiner Werke darbietet, ist der Verfasser der so genannten Bibliothek der Philosophen, von welcher uns zuerst Casiri weitläufige Auszüge geliefert hat⁴⁾. Eine von mir eigenhändig genommene Copie zeigt die nicht immer glücklich getroffene Auswahl Casiri's, so wie seine Billität in Behandlung des Textes nur zu deutlich; folgende Bemerkungen sind daher als Ergänzung deselben⁵⁾ wohl nicht ohne Interesse.

Die Reihe der griechischen Ärzte nach Angabe des alexandrinischen zur Zeit Omar's lebenden Grammatikers Johannes (ابن جابر) ist aus von den Arabern in folgender Reihe festgehalten worden: Askulap I. (اسكلاپیوس), Diagoras, Minos, Parmenides, Asklaton (Platon), der Arzt, Askulap II., Hippokratēs, Galenus. Auch sie machen den Hippokratēs zu einem der Asklepiaden, und verfallen nur bei Nachweisung des Geschlechtsaufsprungs der Lehren, wie die Griechen, ins Mistbüsche. Sie nehmen nämlich 2 Stammodier derselben an, wovon der eine vor der Sündfluth, der andere nach derselben als Gründer der Wissenschaften auftrat. Des Ersteren großer Schüler⁶⁾ war Minos, der seinen Ruf dadurch unvergänglich machte, daß er, den Ansichten seines Lehrers folgend, die Spekulation und Methode mit der Erfahrung in Verbindung brachte, welche letztere bis dahin einzig und allein gegolten hatte. Doch fand er keine würdigen Nachfolger, indem diese eigenes Nachdenken scheuten und den Alltagsweg der früheren Ärzte des Neuen betrat. Deshalb fand auch Parmenides die Behandlung der Medizin in einem traurigen Zustande,

da die Empiriker jeden allgemeinen Grundsatz verwarfen, und ihre durch die Erfahrung gewonnenen Kenntnisse obenbrein falsch induciren. Während er aber bei seiner Restauration alle Empirie ausließ, verfiel er in den entgegen gesetzten Fehler dadurch, daß er rein die Spekulation an ihre Stelle setzte. Es war daher dem Hippokratēs, des Heraklides Sohn (ابن ايركلس), vorbehalten, die beiden in sich abgeschlossen und zu Extremen führenden Wege durch tiefes Nachdenken und scharfsinnige Beobachtung zu jenem Systeme zu verbinden (وقتی صناعة التیاس والتجربة قوة عجیبة),

das sich in der ganzen alten Welt unter dem Namen des hippokratischen fortpflanzte, und zur Zeit der Herrschaft der Araber auch unter diesen einheimisch wurde. Als Bögling des zweiten Askulap kam er jedoch erst nach dem Tode zweier älterer Weisethürer, Magarius und Hipparchus (ماغاریس و فرخس), zu seinem großen Ansehen, daß er um seiner Wissenschaft willen zum Sprichwort ward, und die Menschen ihn fast göttlich verehrten. Doch liegen gleich den Abentäurern die Syrer und Araber die oft angeregte Frage nicht unberührt, wer eigentlich dieser Hippokratēs, und der wie viele seines Geschlechtes er gewesen sei. Deshalb kennen wir auch einen eigenen Traktat von Rhabit Ben Korra über die Zahl der Hippokratēs (رسالة فی عدد الھیپوکراته), dessen Titel Casiri ganz falsch verstanden hat⁷⁾. Der so genannte große Hippokratēs aber, von dem hier allein die Rede ist, lebte, wie El-Kasbi in Uebereinstimmung mit den Griechen und ihnen folgend berichtet, ungefähr 100 Jahre vor Alexander d. G. Als sein Wohnort wird nach einer bloßen Conjectur Hemess (Hemess) in Syrien angeführt, von wo aus er sich von Zeit zu Zeit der Studien wegen nach Damaskus begeben habe, ins dem dort die vielen Gärten seine botanischen Kenntnisse vermehrten. In einem derselben zeigte man einen Ort, der noch bis ins 13te Jahrh. herab den Namen des Sitz-

platzes des Hippokratēs (صفا بقراط) führte⁸⁾. Seine ausgedehnten Reisen, auf denen er viele Kranke umsonst heilte, beweisen eben so sehr seine Uneigennützigkeit und menschliche Größe, als der Bericht, daß der Perserkönig Arteschir, der Großvater des Darius, eines Sohnes des Darius (جد داریا بن داریا) ihm 1000 Talente

Gold (الک قنطار من الذهب) geboten, wenn er ihn von seiner Krankheit zu heilen verspräche, er aber aus Vaterlandsliebe diesen Fehde seiner Nation den Vorzug verweigert habe. (Nach einer andern Tradition war es Behmen, der Sohn des Arteschir, der krank ward, und des Hippokratēs Landheute ersuchte, ihm

1) Afrikanische Anekdote s. J. 1765. 2) Reisen, türkische Literatur, 1765. 3) Diese Deutung ist eine Genußnahme Shaw's, eben so wie seine folgende in Parenthese eingeschlossene Bemerkung. Idutrat, abgelehnt, Idutrat, ist die arabische Umwandlung des griechischen Isagoras, ohne daß dieser Form eine Bedeutung zum Grunde liegen soll. 4) Es ist mir gelungen, den Verfasser dieser Bibliothek, der bis in die neuesten Zeiten herab unbekannt blieb, auf das Bestimmteste zu ermitteln. Es ist der große Hebräer und berühmte Schriftsteller Schemal el-din Abul-hasan Ali Ben Yusuf El-Kasbi (القاسبي), der 646 H. (beginnt 26 April 1248 Chr.) farb. — G. meine Anmerkung zu S. 154 von Abu'deda's Annales Antisamlon, herausgegeben von Felschier, 5) Casiri Bibl. S. 235 ff. 6) d. h. der erste große Arzt nach Askulap I.

X. Casiri v. W. u. K. zweite Sect. VIII.

7) J. I. S. 388 und 391. 8) Aulfar. Hist. Dynast. comend. p. 86. nennt als den Ort, wo der Garten, das Thal Miras (میراب).

denelben zu überschiden. Diese aber hätten sich dahin ausgesprochen, daß, ginge er fort, sie Alle mit ihm gehen würden.) Selbst bei 2 griechischen Königen, die er heilte, vermittelte er aus Liebe zur Wissenschaft und Geringachtung alles Weltglüdes nur so lange, als es nöthig war. Eben so sei Weis, Eitelkeit und Selbstbewunderung diesem Manne ganz fremd gewesen, und die besten Beugnisse gäben hierüber die offenen schönen Gesändnisse ab, die er seinen Werken als Einleitungen vorausschickte. Als größtes Verdienst aber rechnen ihm die Araber an, daß er den eingetrisenen Kastenreiß, nach welchem die ärztliche Wissenschaft und Kunst der Sohn allein vom Vater ererbte, vernichtete, indem er der Erste war, der Fremden, d. h. außer seinen Söhnen auch Andern, seine Erfahrungen und Kenntnisse mittheilte, und durch seine Gemeinnützigkeit aller Geheimnißräumerei früherer Sekten schulen ein Ende machte. Über diesen Umstand, so wie über seine Furcht vor dem Untergange der Kunst sprach er sich deutlich in seiner Denkschrift an die fremden

Ärzte (كتاب عهدته إلى الأطباء الغرباء) aus. — Es ist noch zu erwähnen, daß die erzählung vom Pphogognomen Philemon und den Schülern des Hippokrates, die uns Xulufarab²⁾ überliefert hat, so wie das dadurch veranlaßte Gesändniß des Regiers, aus El-Kosti entlehnt ist. Dieser berichtet ferner, daß er 95 Jahre alt geworden sei, und von diesen 16 mit Lernen, die übrigen aber mit Lehren zugebracht habe.

Es wurde oben bemerkt, daß, ehe noch die Schriften des Hippokrates unter den Persern und Arabern bekannt wurden, die Ansichten dieses Kyles und seine Methode unter jenen Völkern längst Aufnahme und Ausübung gefunden hätten. Xulufarab³⁾ sagt ausdrücklich, der Kaiser Aurelian habe, als er seine Tochter an Saporis verheiratet, zu ihrem Dienste griechische Ärzte mitgegeben, und diese hätten die hippokratische

Arzneilehre im Oriente verbreitet (وهم بقوا الطب البشري). Hareth, der bekannte große Arzt zu Mohammeds Zeit in Taisel, versprangte dieselbe nach Herkhas, und interessirt ist es, zu sehen, wie die Niederlassung eben erwähneter Griechen in Descendissabur Veranlassung der dortigen berühmten Pflanzschule der größten Mediziner unter den Arabisten ward. Man denke an die Familie der großen Bochtischua, die eine lange Reihe von Jahren die Vorsteher des Krankenhauses dieser Stadt waren.

Die Menge der Schriften, die man in's Arabische, Griechische und Hebräische unter des Hippokrates Namen übersetzte, übertrifft bei Weitem den Katalog der griechischen Werke, die ihm mit Recht oder Unrecht beigelegt werden. Daraus geht wenigstens so viel hervor, daß so manche medizinische Schrift, die in der Zeit vom zweiten abbasidischen Khalifen El-Manstur an bis herab auf den siebenten, den großen Wissenschaftsfreund El-Manun in's Arabische überfetzt ward, ziemlich alten

Ursprungs gewesen seyn muß, da die des Griechischen wohl kundigen Übersetzer den eigentlichen Verfasser schon damals weder ermahnt fanden, noch entdecken konnten, und daher die ihnen unter des Hippokrates Namen ausfösenden Werke auch wirklich für die seinigen ansahen. Dazu kam, daß er den Arabern nicht allein als Arzt (طبيب), sondern auch als (nicht-mohammedanischer) Philosoph (فيلسوف) galt, welche beide Prädikate sie in dem Worte حكيم vereinigen. Selbst als Mathematiker (رياضي) stand er ihnen sehr hoch, und sie legten ihm daher außer andern dahin einschlagenden Werken auch einen Traktat von der Ausgleichung der Größen (كتاب الكسر والتجبر) bei. Keines Weges aber glaubten die besser unterrichteten der Übersetzer, daß alle jene Schriften wirklich dem Hippokrates angehörten, und übten daher ihre Kritik, daß sie nur zwölfen derselben Authenticität zuschrieben. Und in der That, es ist ersichtlich, daß gerade seine Hauptschriften von den gewandtesten und des Griechischen und Arabischen zugleich kundigsten Männern, die noch überbleib selbst geachtete Ärzte waren, als Übersetzer und Commentatoren behandelt wurden. An ihrer Spitze steht der Nestorianer Honein Ben Isak⁴⁾ mit seinen Söhnen und Jüngern. Einige zugleich berichtigende literar-historische Bemerkungen mögen hierüber nähere Kunde geben.

Die Aphorismen (افوريسمو) kennen die Araber in der Uebersetzung des Honein unter dem Titel قصص, Abschnitte, Sätze, und besitzen dieselben, 422 an der Zahl, in sieben Büchern (مقالات) zugleich mit dem Commentare des Galenus, welchen der Scheich Abu-l-Kassim Abderrahman Ben Ali, gewöhnlich Ibn Abi Esabil (ابن أبي صابن) oder Sokrates der Zweite genannt (سقراط الثاني), aus Nisabur, wiederum erläuterte und durch Zusätze vermehrte, so daß diese Arbeit einer der reichhaltigsten und erschöpfendsten Commentare ward. Er behauptet geradezu, daß kein Mediziner von Profession sich ausschließen dürfe, diese Elemente der medizinischen Wissenschaft (اصول الطب) auswendig zu lernen. Außerdem aber commentirte die Abdallah Ben Abd-elassaf Ben Musa aus Simas (Sebasia in Kappadokien), und vollendete seine Arbeit 716 H. = 1316 Chr.; ferner Mowassif:eb:bin Abdo:latif Ben Yusuf aus Bagdad, der 629 der Hirschart d. i. 1232 Chr. starb, und eine Menge Anderer, unter denen ich nur noch Schems:eb:bin Mohammed Ben Abban aus Damascus, den Sohn des Sebudi, der 621 H. d. i. 1224 Chr. starb, und den Reihart des Adahit Gasi Ben Alfsir, Yusuf El-Israili, aus Jers gebürtig, nenne. — Da aber Honein in seiner Uebersetzung Mevres:eb:hu Binu fügte, so liefern zwei andere, die von Gosi Ben Luca, der diese Aphorismen von irgend

9) Aergl. l. i. S. 86 und 87. 10) l. i. S. 129 und 130.

11) S. diesen Art.

einem Arzte aus den Schriften des Hippokrates gesammelt glaubt, und die von Isa Ben Zabja ein getreueres Abbild des Originals.

Das Buch Prognostica (كتاب بر وقتو سيطيون) führt im Arabischen den bekannten Titel مقدمة العلم oder Vorrede der Wissenschaft (Praefatio scientiae), und umfaßt 3 Traktate. Der bekannteste Kommentator dieses Werkes ist Al-aded bin Ali Abu-l-haram El-Karschi, gewöhnlich El-Nefisi genannt, der 687 p. d. i. 1288 Ehr. starb. Von Honein übersetzt.

Das Buch Epidemias (البيديميا) heißt كتاب الامراض الراضة, „das Buch der grassirenden Krankheiten“, in 7 Traktaten (مقالات libri), von denen jedoch der vierte, fünfte und siebente nach Galen auch von den Wobammenbarern für untergeschoben gehalten wird. Die Übersetzung ist von Isa Ben Zabja.

Von allen seinen Schriften wollte aber Hippokrates als die erste von seinen Schülern das Werken Catapleron gelesen wissen. Mannichfach hat dieses Wort die Interpreten beim Übersetzen geführt¹³⁾. Es ist nichts als das griechische κατ' εισαγωγή in ein Wort — Catiteron — verwandelt. Sehr richtig sagt daher Hadshi Chalifa: ومعنى Catapleron حاوئ, „Das Wort Catiteron bedeutet die Diffin eines Arztes“ (de officina medici).

Das Buch περί διαιτης οξείας ist كتاب الامراض الحادة, „das Buch der acuten Krankheiten“ (nicht die الحامية, was nicht داية bedeutet) in 3 Abschnitten. Auch dieses Werk ist eines der 12 authentischen.

كتاب الاهووية والامية والبلدان, ebenfalls eins der 12, ist das Werk περί αἰσων και νόσων in 3 Abschnitten, deren Inhalt Hadshi Chalifa angibt, wie überhaupt zu bemerken ist, daß er einen großen Theil der arabischen Übersetzungen des Hippokrates genau einsah, als er sie verglich. Die Übersetzung ist von Honein, und ein Auszug daraus von Xabit Ben Korra.

Ηπει χυμω ist das كتاب الاخلاط in drei Abschnitten, was Poccoe und d'Herbelot nicht richtig de missionis übersetzten.

Ηπει των εν κεφαλῃ τραυματων führt den doppelten Titel: كتاب شجاج الرأس, „von den Kopf-wunden“ oder, was dasselbe bedeutet: كتاب بر اجات الرأس, in einem Abschnitte, übersetzt von Isa Ben Zabja.

Die Schrift, ὅρκος, iururandum, ist das كتاب الايمان, aus welchem Gleichmann ein Specimen

men gegeben hat. Doch führt sie noch öfter die Aufschrift كتاب العهد d. i. literarisches Testament, was Hippokrates für seine Schüler und die jungen Ärzte, die ihre Praxis beginnen wollten, niederschrieb. Die Anfangsworte des Schwures, den er ihnen abverlangte, lesen wie bei Aulifaradsch¹⁴⁾, dem Assemani folgte¹⁵⁾.

Das Werken διαθήκη (ديانتيقي) kennt man nur aus dem Titel der arabischen Übersetzung. Griechisch existirt es nicht, oder ist wenigstens noch unedir.

Alle übrigen weniger bekannten Schriften, wie كتاب اوجاع النساء, „de doloribus feminarum“ (περί γυναικίων), كتاب طبيعة النفس, d. i. Ηπει φυσικός ανθρωπου, von Honein übersetzt, كتاب البثور, d. i. Ηπει ακνών, كتاب الاجنة, in 3 Abschnitten, كتاب ماء الشعير, „vom Gerstentrant“ u. s. w. können hier nicht ausführlicher angegeben werden. Doch werde noch bemerkt, daß d'Herbelot¹⁶⁾ durch seine falsche Lesart استخراج النصول statt استخراج النصول

„do extractione cuspidum“ einen ganz irrigen Begriff veranlaßt hat.

Die gedruckten Hauptstellen arabischer Schriftsteller über Hippokrates stehn Aulifar, Hist. Dynast. compend. p. 85 sq. und Casiri Bibl. Tom. I. p. 236 sq. über einen Theil der in Europa vorhandenen arabischen Übersetzungen in MSS. finden sich in Fabric. Bibl. Gr. unter Hippokrates einzelne Nachrichten. Hebräische Übersetzungen, wie die der Aphorismen von Nathan Hamatius, liegen vorzüglich in Paris und Rom. Vergl. über sie Harroldci Biblioth. Rabb. Tom. I. 423. eben so Wolf in seiner Bibl. Hebr. Edige Angaben sind zum großen Theil aus den noch ungedruckten Werken des Hadshi Chalifa, Taschloprifade, El-Kostfi und Andern genommen.

3) H. Feldherr auf Egitien, f. unter B. Art. Carthago (1ste Sect. XXI. Bd. S. 82).

4) H. des Gnosifilos Sohn, f. unter Nr. 2. S. 840.

5) H. diesen außerden mehrere minder wichtige Griechen, von welchen einige mit dem bekannten Arzte gleiches Namens verwandt waren und seine Kunst trieben. Vergl. auch den Art. Arzneikunde (1ste Sect. VI. S. 8.). Fabricius¹⁷⁾ hat sie alle namhaft gemacht mit Angabe des Werdens, was über sie bekannt ist. H. des Theofilos Sohn und H. Sohn des Drato von Kos, erster Enkel, letzter ein Verwandter des großen Arztes, traten nach Euidas in der Medizin als Schriftsteller auf. Jener ist vielleicht mit dem vom Rhetor Antiphon angegriffenen¹⁸⁾ einerlei. Aus derselben Familie waren die beiden Söhne des Thymbrios, und des Praxinos Sohn, auch aus Kos und nach Euidas ebenfalls Verfasser me-

13) I. L. S. 11. 14) Biblioth. Medic. Laur. et Palat. p. 354 sqq. 15) Bibl. Or. p. 209. Paris. Xaep. von 1697.

16) Biblioth. Græc. Lib. II. c. XXIII. §. II. (Vol. II. p. 509. ed. Harl. not. 1.) 17) Jonsens de Script. Hist. Phil. p. 824.

bizinische Werke. Der H. aus Athen gab es mehrere, als der Vater des Telephos, Demophontes und Perikles, dann ein athenisches Feldherr im peloponnesischen Kriege, dem Dioskorides nach Galen eine Schrift de morbis zuschreibt. Von den übrigen Männern dieses Namens sind etwa noch zu erwähnen der Vater des athenischen Tyrannen Pisistratos; dann ein Sohn des Megakles, welcher Pisistratos vertrieb; ferner ein lakodemonischer Beamter zu Spalartos; H. des Xenoklos Sohn aus der königlichen Familie Thebens; der Tyrann H. von Gela, Vater des Kallikles und Kleander, und endlich H. König von Georgien, welchen Amerlan gefangen nahm *).

(R.)

HIPPOKRATES - ÄRMEL (Manica Hippocratis), ein großes, unten spitz zulaufender Filtrirfad von Leinwand, Wollenzeug oder Filz, den man in Oeffnungen und Liquidfahriten zum Durchsieben und Käutern von Flüssigkeiten gebraucht. Man stellt solche Durchsieber (Filtica s. Cola) entweder in einen von Holz oder Federkielen verfertigten Filtrirford, oder in einen gläsernen Trichter, mit an der Seite eingesetzten gläsernen Röhren, um das bessere Abfließen der Flüssigkeit zu befördern.

(Fr. Thon.)

HIPPOKRATIKER nennt man einen solchen Arzt, welcher, wie es Hippokrates aus Kos that, bei seiner ärztlichen Hilfe hauptsächlich die Erfahrung, aber nach wissenschaftlichen Grundsätzen, anerkennt und befolgt. (R.)

Hippokratisch - dogmatische Schule, s. Hippokrates (Kr. 2.), und Arzneikunde (1ste Sect. VI. S. 9.)

Hippokratischer Wein, f. Hippokras.

HIPPOKRATISCHES GESICHT, (facies hippocratica, s. cadaverosa, s. mortifera, Todtenfarbe), die von Hippokrates sehr treffend beschriebene Veränderung der Gesichtsfarbe, welche mit dem Endstadium des vitalen Kurgors eintritt und meist die dringende Gefahr oder den heran nahenden unvermeidlichen Tod verkündet. Es charakterisirt sich diese Erscheinung durch todenblasse, erbsfarbene, blaue oder schwärzliche Gesichtsfarbe, harte, trockene, gespannte Stirnhaut, eingezogene, mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne, durch Hohlwerden der Augenränder, verdorrte, halb offen stehende Augenlider, durch glasige, lichtscheue, vergerete, matte, schmutzige, unwillkürlich thranende Augen, durch allmähliges Aufsteigen der blauen kalten Nase und des Kinns, durch Einsinken und Gespanntseyn der Schläfe, durch eingesunkene Wangen, so wie durch kalte, blass, misfarbige Lippen und Ohren, welche letztere eingezogen sind, herab hangen und einmüthig gefenkte Oberlippen haben. Zuweilen folgt diese Veränderung des Gesichtes nach Fassen, Entfristung und haeften Auszueuerungen, wo sie dann in der Regel weniger gefaehrlich ist. Häufig ist sie mit den übrigen Zeichen des schwindenden Lebensprozesses verbunden (s. Sterben).

(Wiegand.)

HIPPOKRENE, Hippocrene, (Ἱπποκρήνη, ἵππου κρήνη), die Rosquelle, befand sich am dem Berge Pelio

kon, einem hohen, fruchtbaren und bewaldeten Berge im westlichen Boiotien. Nach der gewöhnlichen Sage war sie durch den Hufschlag des Pegasus, auf welchem Bellerophon ritt, entstanden. Nach einer andern Sage war sie, wie Aganippe, eine andere ebenfalls aus diesem Berge entspringende Quelle, durch Kabemos, als er zu Pferde die Gegend, welche er bewohnen wollte, in Augenschein nahm, entdeckt worden **). Da dieser für den Erfinder des Schriftwesens galt, so sollen die Dichter die Vorstellung verbreitet haben, daß diejenigen, welche aus der Hippokrene oder Aganippe tranken, für das Schriftwesen begabt würden. Die Quelle war mit einem Heine umgeben und den Musen geweiht, denen überhaupt der ganze Berg Helikon heilig war. Der Weg dahin war mit Bilsäulen und Denkmälern geschmückt. Bei der Hippokrene befanden sich die in Blei eingeschriebenen *logoi* des Hesiodos, deren Schriftzüge aber zur Zeit des Pausanias großen Theils unleserlich geworden waren. Ob der den Musen geweihte Tempel, der sich auf dem Helikon befand, bei der Hippokrene stand, ist ungewiß (Sirab. IX. pag. 409. Pausan. IX 28 sq. Solin. 7. Salmas. Plin. Exc. I. p. 145. Hygin. Astron. II, 18). Eine andere Quelle, auch Hippokrene genannt, floss bei Trözen in Argolis. Sie war der Sage nach ebenfalls vom Hufschlag des Pegasus entstanden, als Bellerophon nach Trözen kam, um sich um Athea, des Pittheus Tochter zu bewerben. Man holte aus dieser Quelle das Wasser zu feierlichen Reinigungsungen, weil Dreffes, nach Ermordung seiner Mutter unter andern auch diese Quelle zu seiner Reinigung gebraucht haben sollte (Pausan. II, 31).

(Kannegiesser.)

HIPPOKURA, Hippocura, nach Photemius zwei Städte in der Landschaft Lydia intra Gaugem. Die eine steht er nach Ariake (f. den Art.) unweit Batana, welche man für Bagnagar, Solconda, Hydrabad hält; die andere lag nach Ptolem. auf der Halbinsel Karie unweit Palipatra, vielleicht nordwestl. von Hygantium. (R.)

HIPPOLA, wird auf der südwestlichen Küste, nordwestlich von Anaron in Lakonien von Pausanias (III, 25. vergl. Stephanos de urb.) als eine zerstörte Stadt, von welcher er nur die wüste Stelle sah, angeführt. Sie befand sich 30 Stadien entfernt von der Stadt Kainupolis auf einer hervor ragenden Land-

*) Noch Andere sagen, Pegasus sei von dem Gesange der Musen und Apollons's Spiegle so besessenen worden, daß er vor Freude auszuheulen und mit seinem Hufe den Quell aus dem Hellen geschlagen habe (Strabo Thebais. VI, 553.); kann weiter, es habe Pegasus verstanden, daß sich der Quell so glänzend stelle, den Musen einen Lieblingsaufenthalt gewahren zu können, und um sich diese Ehre zu sichern, dem Pegasus den Quell aus dem Hellen zu schlagen befohlen (Antonin. Lib. IX.). Endlich erzählt man auch, das Weidenpferd habe sich den Quell geöffnet, als es getrunken. Dieser kleine Quell eines großen Mythos ist von Pöteliger (Walgengedichte I. 1. Act I. S. 191.), Aug (Mythos 2. alter Welt. S. 328), Vogl (Mythol. Briefe I. 2. S. 52), Thiersch (Prolegomena d. Pegasus, quae coelestis mythos graeco etc. Havniae 1812), Kälber (Mythol. d. Japan. Gesch. S. 186), S. Bader (Denk d. Athena, S. 89. Pittsburg. 1829.) verschoben gebracht worden. über die Sage des Quells f. D. Müller (Dreymann, S. 47. Kruse Helios, Jht. 2. S. 496. (Schnecke.)

*) Die beschriebenen Zeugnisse der Alten über alle diese f. bei Fabricius a. a. D.

spize. Ein Tempel der Minerva, welcher daher den Beinamen Hippolaitis führte, war allein von der Stadt noch übrig. (Kanngiesser.)

HIPPOLAI PROMONTORIUM wird von Herodot IV, 53., indem er den Lauf des Doryphores (Dniepr) und des Hypanis (Bug) beschreibt, genau bezeichnet. Er bemerkt, daß diese Flüsse nahe beim Meere in einen oder denselben See oder Meerbusen, jetzt Dnieprowski Liman genannt, fallen; das zwischen den Mündungen dieser Flüsse vorstehende Land werde die Spitze oder das Vorgebirge des Hippolais genannt. Es ist demnach im weitesten Sinne dasjenige Stück Landes, welches zwischen Ocheron und Nikolajew südlich in eine Spitze ausläuft, im engeren Sinne diese Spitze, jetzt Stanislaw, selbst. (Kanngiesser und Benicken.)

Hippolais, f. Συῖα hippolais.

HIPPOLAITIS, Ἰππολαΐτις, Name der Athene zu Hippola (f. den Art.), wo sie einen Tempel hatte *).

Hippolais, Ἰππολαΐς ἀρεῖ, Hippoleon, f. Hippolai promontorium.

HIPPOLAPATHUM ROTUNDFOLIUM (Tabernaem. p. 822. Icon.) oder LAPATHUM ROTUNDFOLIUM (Clus. hist. II. pag. 69.), wird auch der Alpenampfer, Alpengrünwurz (Rumex alpinus) genannt, eine zweijährige Pflanze aus der VI. Finn. Klasse, deren große, dicke, holzige, der Rhabarber ähnliche, Wurzel sonst offizinell war, f. Rumex und Mönchsrahabarber. (Fr. Thon.)

Hippoleon, f. Hippolai promontorium.

Hippolithon, f. den Art. Couremente (animalische), in 1ster Sect. XIX. S. 16.

Hippolithus a Lapide, f. unt. d. Art. Chymnitz (Bogisl. Phil.) in 1ster Sect. XVI, 271.

HIPPOLOCHE, eine Tochter des Herakles †).

HIPPOLOCHOS, 1) Bruder des Peisandros, und Sohn des viel geliebten Antimachos, welcher gegen die Auslieferung Helena's war, mußte den Trost des Vaters büßen. Denn mit dem Bruder auf einem Streitwagen stehend und die Fosse tummelnd, wurde er wie dieser von Agamemnon angefallen, des Vaters vererblichen Rath an ihnen zu rächen. Sie steheten vergeblich um Schonen; schnell traf der Speer die Brust des Peisandros, daß er vom Wogen stürzte; Hippolochos sprang zwar vom dem Wagen, aber Agamemnon hieb ihm die Hände und das Haupt ab ††). 2) ein Sohn des Pelieropontes und der Philonoë, welcher seinen Sohn Glaucos dem Priamos nach Troja zu Hülf sandte ††). (Schincke.)

Hippolyt, f. Hippolytos.

HIPPOLYTE, Ἰππολύτη, 1) Gemahlinn des Akastos †), stammte aus dem Hause Kretheis †), aber soll auch Hippolyte Kretheis genannt worden seyn †), aber

auch Akthamela geheissen haben *). Als Peleus auf der kalpdonischen Ueberjagd seinen Schwiegervater Eurystion, König von Phthia †), oder nach Andern den Akkor, Akastos Sohn, aus Versehen getödtet †), und sich zu Akastos begeben, um sich süßen zu lassen, empfand Hippolyte Liebe zu ihm, und verleumete ihn, da er sie nicht erwiderte, bei Akastos ihrem Manne, als habe er sich ihr mit Gewalt nähern wollen, worauf ihn dieser bei einer Jagd auf dem Pelion hinfloss liegen ließ †). Sie mußte schwer dafür büßen; denn Peleus überließ die Reizendg Jolkos, sie wurde in Städen zerhaun und ihr Gatte mußte fliehen †). Vergl. den Art. Peleus.

2) eine Amazonenkönigin, Tochter des Ares und der Ottera †), welche in den Heraklesmythos verflochten wurde (vgl. den Art. Herakles, 2te Sect. VI. S. 20.), wegen des von Eurystheus Tochter Armete gewinnlichen Gürtels derselben †). Nach Pausanias †) fiel sie in Antia's Gebiet, um die gefangene Antiope zu befreien, wurde aber von Theseus gefangen und schickte mit Wenigen nach Megara. Ohne Hoffnung, je in ihre Heimath zurück zu kehren, starb sie vor Gram und man errichtete ihr ein Denkmal in der Form eines Amazonenschildes, nämlich eines halben Rundes †). Die Erklärung dieses Mythos findet man 1ste Sect. III. S. 319. Akamenes malte den Herakles-Kampf am hintern Schilde des Bruststempels zu Elis †), und Aristoteles stellte die Gruppe, wie Herakles einer reitenden Amazone den Gürtel entreissen will, in dem Haine um den Bruststempel zu Olympia auf †). Wie er den Gürtel raubt, zeigt ein Denkmal in der Villa Vinciana und ein Marmor im Kapitöl †). Den Kampf des Theseus und der Amazonen sieht man in der Hamilton'schen Sammlung bei Theseus †) in einem andern Moment †), im dritten auf einem Sarkophag des Kapitöl. Mus. †) und wie Theseus Antiope tödtet, bei Mülin †). (Schincke.)

HIPPOLYTE, Leach (Crustacea), eine aus La treille's Gattung Alpheus gesonderte Krebsgattung, nach dieses Naturforschers Anordnung (Cuvier règne animal, éd. 2. IV. p. 94) unter die Decapodes macroures salicoques zwischen Alpheus und Autopoda, von Desmarest (Considerations générales sur la classe des

4) Schol. Aristoph. Neb. 1059. führt selbe Namen an. Heyne ad Apollodor. III, 13, 3. 5) Apollodor. III, 13, 2. 6) Schol. Lycophr. 175. 901. 7) Apollodor. III, 13, 3. 8) Apollodor. III, 13, 7. 9) Origen. Hyg. Fab. 30. p. 67. ed. van Steuven schreibt Oetria, dagegen Fab. 112. p. 205. Ottera. Justin. II, 9. Orithya. Singuliert war die Tochter der Penthesilea. Servius ad Virg. Aen. I, 491. 10) Dieser Gürtel war nicht der gewöhnliche, wovon, denn er wird nicht unter der Brust getragen, sondern um die Hüften befestigt, d. h. ein Leiergürtel (Virg. Aen. XII, 490. V, 311). Er war von Leder mit metallenen, vielleicht goldenen Nadeln versehen, auratus religiosus huius balteus. Senec. Herc. fr. 542. 11) I, 41, 7. 12) Servius ad Virg. Aen. I, 490. Tom. I. p. 84. ed. Lion. 13) Pausan. V, 11. 14) Pausan. V, 25. 15) Mus. Pio-Clement. Tom. II. A. No. 7. 16) Taf. 8. bei Dancourtville. Hamilton. Tom. II. 65. 17) Dactyl. 18) Pagenot Monum. ined. 1765. p. 106. Taf. XXIII. 19) Goussier tungen 8 stückig. Kallergmilde. Ph. I. d. 3. S. 165. Gruber's Beschreibung d. Sch. der Athet. 1r Th. S. 191 ff.

*) Pausan. III, 25. 6. †) Natal. Com. VII, 1. ††) Homer. II, XI, 122 — 147. ††) II, VI, 206. 1) Pindar. Nem. IV, 92. 2) Pindar. Nem. V, 26. 3) Schol. Pindar. Nem. V, 26. Schol. Apollon. Rhod. 228.

Crustacés p. 221) aber zwischen Pandalus und Alpheus gestellt.

Die obern oder mittlern Fühler sind die kürzesten, gespalten und stehen auf einem Stiel von 8 Gliedern, deren erstes und größtes an der Augenseite ausgerandet und mit einer unter den Augen vorragenden Platte versehen ist. Die äußern oder untern Fühler sind länger als der Körper, borstenförmig, an der Wurzel mit einer verlängerten, gegen die Spitze hin, nach außen einhängigen Schuppe versehen. Die beiden ersten Fußpaare sind zweifingrig, die andern enden in eine einfache, am untern Rande sehr schadelige Klaue; das vordere Fußpaar ist das kürzeste und dickste, das zweite das längste und schwächste, das dritte, vierte und fünfte steht hinsichtlich der Länge zwischen den beiden ersten, von vorn nach hinten an Größe abnehmend. Das vorletzte Glied der äußern Kiernfüße ist viel kürzer, als das letzte, welches flachlig ist. Das Brustschild ist kurz und breit und erhebt vorn in einen ziemlich kurzen, sehr zusammengebrühten und hohen, aber an der Spitze nicht in die Höhe gebogenen, an den Rändern mehr oder wenig sägeähnigen Schnabel. Der Hinterleib ist gegen den dritten Ring eingebogen, die Schwimmblättchen des Schwanzes sind lang, besonders das mittlere, welches gegen die Spitze mit kleinen Stacheln versehen ist.

Man kann die Arten dieser Gattung in zwei Abtheilungen bringen. In der ersten stehen alle diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiernfüße an der Spitze schräg abgehugt, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem Stachel versehen und das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes auf jeder Seite mit 2 Dornen besetzt ist.

Es gehört hierher unter andern *H. Prideuxiana*, *Leach* (*Malacostraca britannica* t. 38. f. 1. 3. 4. 5.). Der Schnabel ist gerade, einfach, mit einem einzigen Zahn nahe unter der Spitze. Die Länge beträgt 6 Linien. Diese Art findet sich an den Küsten von Devonshire in England.

In der zweiten Abtheilung stehen diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiernfüße in einen haarbüchel ausläuft, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem flachlichen Blättchen, das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes an jeder Seite mit 4 kleinen Stacheln versehen ist.

Als Typus mag betrachtet werden: *H. Cranchii*, *Leach* (*Malac.* t. 38. f. 17—21.); 10 Linien lang, der Schnabel vorragend schwach gebogen, an der Wurzel oben mit 8 Zähnen am Ende mit 2 Spigen, von welchen die obere die stärkste ist. Ebenfalls an den englischen Küsten. (*D. Thon.*)

HIPPOLYTE (St.), Name von 3 Städten in Frankreich, 1) H. auch St. Vilit genannt, an der Westgränze des Dept. du Haut-Rhin, im Thale der Eber am Ebnache, mit 2000 E., einem schlechten Hospitale und bedeutenden Steinbohlengruben. 2) Stadt am Zusammenflusse der Dordogne in den Doubs, im Dept. du Doubs, mit 1000 Einw. und starken Gärberereien. 3) Stadt an der Vidourle im Dept. du Gard, am Fuße

des Sevnennengebirges, mit 6000 E., Gärbereien, Woll-, Baumwoll- und Seidenwebereien, Strumpfwirkerereien, Seidenbau: Handelsgericht. (*Benicken.*)

HIPPOLYTE-ROCKS, Bergkette auf der Südküste von Vantiemenseinseel vor der Bucht Dolomieu.

(*Benicken.*)

Hippolyteia, Beiname der Aphrodite (Venus), f. den Art. Kypria.

Hippolyteion, f. den Art. Hippolyteum u. Athen im Art. Aitika (1ste Sect. VI. S. 239).

HIPPOLYTEUM, Hippolyti monumentum (*avri-μα*), das Denkmal des Hippolytos befand sich in Athen, wenn man von dem Tempel des Askulap zu der Akropolis gehen wollte, auf dem Wege dahin vor dem Tempel der Artemis (*Pausan.* I, 22.). Das Grab (*ταφος*) des Hippolytos befand sich aber zu Troezen und hier war ihm auch ein ausgezeichnet heiliger Platz (*τλειος*) gewidmet. Auf demselben stand ein ihm geweihter Tempel und seine alte Bildsäule. Diomedes sollte der Sage nach den Tempel gebaut und zuerst ihm geweiht haben. Der bei diesem Tempel angestellte Priester blieb es lebenslanglich und jährliche Opfer waren angeordnet. Die Jungfrauen brachten vor ihrer Hochzeit eine Locke von ihrem Haare zum Geschenk in den Tempel (*Pausan.* II, 32.).

(*Kannegiesser.*)

Hippolyti monumentum, f. den vorherg. Art.

HIPPOLYTO (*Hieronymus* de), Dominikaner aus Monopoli im Neapolitanischen (daher gewöhnlich Monopolitanus genannt), war zu seiner Zeit nicht nur als Prediger, sondern auch als öffentlicher Lehrer der Philosophie und Theologie zu Neapel und Padua berühmt, und starb 1523 zu Viterbo als ernannter Erzbischof von Tarent. Provinzial in Syilien war er seit 1516. Geschrieben hat er: *Commentaria et quaestiones in libros metaphysicorum*. *Super symbolum Athanasii*; gegen Zwinger f. w. *).

(*Baur.*)

HIPPOLYTOS (*Ἰππόλυτος*).

A) Mythische Personen.

1) Sohn des Nupalos und Anel des Phäistos ¹⁾, König von Siphon, wurde nach dem Tode seines Vaters Zeuphios von Agamemnon mit Krieg überzogen und den Mykenern tributpflichtig. 2) ein Gigant, steht in der Gigantomachie (sucht durch Naturerscheinungen, Elementenstämpfen) dem Hermes gegenüber, welcher ihn mit Aides unsichtbar machendem Helm ²⁾ tödtete. 3) ein Sohn des Agnostos und der Arabia, welcher mit Rhode vermischt war ³⁾. 4) der Vater des Delipobos, König von Amyklä, welcher Phratides, den Pelus aus Freundschaft mit Eurystos wegen des an Iphitos begangenen Mordes nicht reinigen wollte, sündete ⁴⁾. 5) Sohn des Theseus, mit Antiope gezeugt ⁵⁾, oder auch mit Hippo-

¹⁾ Toppi biblioth. napolet. *Ughelli Italia sacra*. *Eckhard* scriptor. ord. Dominican.

²⁾ *Pausan.* II, 6, 4. und dazu *Kiebelis* Vol. I. pag. 179. ³⁾ *Ador. virg. apollod.* I, 6, 2, 5. und dazu *Hygie* pag. 32. *Ori. galen.* *quoniam qui impositum habere, cerni nequit.* ⁴⁾ *Apollod.* II, 1, 2. ⁵⁾ *Apollod.* II, 6, 2, 4. ⁶⁾ *Servius* ad *Aen.* X, 664. *Poetres ad Lycophr.* 1382.

lyte *), wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter bei nem Großvater, Piräus, König von Trözene, zur Erziehung gegeben *). Bald darauf heirathete Theseus des Königs Minos II. Tochter, Phädra *), Ariadne's Schwester, die ihren Stiefsohn an einem Feste zu Eleusis, zu welchem ihn sein Vater eingeladen hatte, sah und heiße Liebe für ihn fühlte *). Diese artete in die höchste Leidenschaft aus, die alles sittliche Gefühl verläugnet, und sie ließ auf der Akropolis in Athen einen Tempel der schuschändel nachbildenden Liebe, *Aggodirns Karakoniag* *¹⁰) erbauen, um nach der Gegend, wo Trözene lag, weit hinschauen zu können *¹¹); ja, sie vergaß sich so weit, daß sie ihn, als sie einst mit Theseus nach Trözene kam, zur Befriedigung ihres Wunsches überreden wollte *¹²). Verächtlich wies Hippolytos ihre Summtungen zurück. Sie sann auf Rache, verleumdete ihn wegen schändlicher Anträge bei seinem Vater (mündlich oder schriftlich) *¹³) und erbiß über entleerte sich mit dem Schwerdt *¹⁴). Theseus, nicht ohnend die strafbare Untreue seiner Gemahlinn, beschied den Sohn nach Athen, welches dieser nach der einen Sage habe und furchtbare Flüche aus dem Munde seines Vaters vernahm, nach einer andern aber nicht einmal erreichte, sondern von seinen Pferden geschleift wurde, welche durch ein auf Witten seines Vaters von Poseidon dem Meere entlassenes Meerungeheuer scheu geworden waren. Anders gestaltete sich dieser Mythos in Trözene. Die Bewohner Trözene's ehrten ihn als Nationalhelden und errichteten ihm neben Phädra's Grab ein Denkmal und einen Tempel, weil sie nicht glaubten, daß er von scheuen Pferden geschleift worden sei. Sein Bild wie seine Priester wurden hoch geehrt, ein jährliches Fest ihm gefeiert und auf sein Grab legten Bräute vor der Hochzeit ihr abgeschnittenes Haar *¹⁵). Als das Sternbild des Fuhrmanns sei er am Himmel versetzt *¹⁶), sagten Einige, Andere, Asklepios habe ihn, ehe er gestorben, ins Leben wieder gerufen *¹⁷). Dieser Kalamptos ging in die italischen über, nach welchem Artemis, die schenke, dem todtten Hippolytos das Leben wieder gegeben und seine Verehrung der Nymphen Egria im Haine bei Aricia empfohlen haben soll *¹⁸). Nahe bei Aricia unter dem albanischen Berge hatte Artemis einen Hain, in welchem sie nach kypriischer Weise verehrt wurde. Hier genoß auch ein italischer Held, Virbius (bis vir), Verehrung. Man fand dieses Helden Geschickte der des Hippolytos ähnlich und Spätere vergaßen Virbius und setzten an seinen Platz Hippolytos *¹⁹). Nach Andere re

zählen, Hippolytos habe als Freund und Verehrer der Artemis mit ihrer Dienerinn Aricia den Virbius gezeugt und dieser habe nun ein neues Leben (bis vir) begonnen. Nach Creuzer *²⁰) soll Virbius Hippolytos selbst seyn, ein Bild der Unsterblichkeit, der Gegenstand eines neuen Dienstes. Unter den heidnischen Gemälden *²¹) will man auf einem die Scene gefunden haben, wo Hippolytos sich gegen Phädra's Wünsche erklärt. Ein mit Verachtung auf ein vor ihm stehendes Frauenzimmer bliskender Jüngling soll Hippolytos und Phädra darstellen und die an der Seite stehende Jungfrau ihre Dienerinn. (Schnecke.)

B) Geistliche und Schriftsteller.

1) H. ein Zeitgenosse des Jul. Africanus, ist wenig bekannt; Zuverlässiges von seinem Leben und seinen Schriften (von den letzten Einiges ausgenommen) ist uns nicht übrig. Eusebius und Hieronymus nennen ihn schlechthin einen Bischof, ohne den Ort seines Wohnens anzugeben. Von späteren Schriftstellern wird er Metropolit der Traber genannt. Man hat namentlich den annehmen wollen, wohin oft römische Kaufleute kamen. Mehr hat die Meinung für sich, die ihn zu einem Bischofe der Hafenstadt Rom, Ostia, macht. Zerner wird er für einen Schüler des Irenäus ausgegeben. Er soll gegen 225 geküßt und darauf unter einer Christenverfolgung den Martyrtod erlitten haben. Auf alle Fälle gibt es mehrere dieses Namens, die nicht selten mit einander vermischt werden. Bismlich allgemein wird er als sehr gelehrt und bereit bezeichnet. Vortüglich wird er der Erfinder des Oterocyclus genannt (Canon paschalis). Eine 1551 in Rom Nähe ausgegrabene Statue, die im Vatikan aufbewahrt wird, enthält an den Seiten des Stuhls den Oterocycl und ein Verzeichniß seiner Schriften: „Von den Wundergaben. — Von der apostolischen Lehre. — Vom Guten und dem Ursprunge des Bösen. — Wider die Heiden, besonders gegen Platon; auch „vom Gauen“ betitelt. — Gesänge über die ganze heilige Schrift — und eine Chronik.“ Nach dem Oterocyclus wurden Chroniken bearbeitet, chronica paschalia und epistolae paschales genannt. Seinen Oterocycl, welchem eine Geschichte bis auf den Kaiser Alexander beigelegt ist, kennen wir am genauesten. Das Buch vom Antichrist ist zweifelhaft und seiner nicht würdig. Joh. Albert Fabricius hat dessen angebliche Werke 1716 und 1718 zu Hamburg bekannt gemacht *).

Dieser in der Folge heilig gesprochene Martyrer war unter Anderm auch zum Schutzherrn der Stadt Mexiko erwählt worden. Um das J. 1535 fühlte sich

6) Schol. *Aratoph.* Ran. 873. *Muncker ad Hygin. Fab. XLVII.* 7) *Pausan.* I, 22. 8) *Hygin.* Fab. 47, pag. 111. ed. *van Staveren.* 9) *Diodor.* IV, 64. 10) Auf eine gewisse Stellung des Heißhutes bezieht sich das Belmont nach *Schwenck* *Tabrat.* S. 242. 11) *Pausan.* II, 32, 2. 12) *Diodor.* IV, 64. 13) *Hygin.* fab. 47. *tabellus scriptos ad virom suum misit.* 14) *Senec.* Hippolyt. 891. *Virgil.* Aen. VI, 445. und *Servius.* 15) *Pausan.* II, 32, 1. 2. 3. 9. 16) *Ovid.* Fast. VI, 735. *Hygin.* Fab. 47. und *Muncker* *ibid.* p. 112. ed. *van Staveren.* 17) *Servius* ad Aen. VI, 538. *Erasmianus* *Exposit.* 6. *Apollodorus.* III, 10, 3. und *Hygin.* *Obs.* p. 278. 18) *Ovid.* Metam. XV, 632. *Metamorph.* in *Ovid.* Fast. I, 553. 19) *Hygin.* *Exkurs.* VIII. ad Aen. VII. *Ovid.* Fast. III, 265 und *Idem* *Idem* p. 139.

20) *Symbolik.* *Abt.* 2. C. 147. 21) *Pittori* *Ercolan.* *Tom.* III. var. 15.

*) Nach dem von der Glaubwürdigkeit der evang. Geschichte. *2r. Bd.* bei *dem* *Wach.* S. 69. *Historie littéraire de France.* t. I. p. 361 (Paris 1735) und *Emile's* *Gesch.* der christlichen Glaubenslehre. 1r. Bd. S. 212 ff. sind zu vergleichen. *Schredt* *Wachsgesch.* 4r. Bd. S. 153 — 60.

ein frommer Einwohner dieser mit Spaniern besetzten Stadt, Bernardin Alcaez, lebendig erregt, eine christliche Gesellschaft zur Verpflegung der Kranken zu errichten. Er bewohnte in einiger Entfernung von den Stadtmauern mit Zustimmung des Erzbischofs ein Hospital und weihete es dem heiligen Hippolyt zur Erinnerung an den 13. August (1521), wo die Stadt in die Gewalt der Christen durch die Tapferkeit des Kortes gekommen war, als am Tage des heil. Hippolyt. Bernardin Alcaez verfaßte nun für seine neuen Hospitaliter Statuten und schickte sie nach Rom an Gregor XIII. zur Bestätigung. Ertheilte die schriftliche Erklärung des heil. Vaters aufgesetzt worden war, überreichte den Paps den Tod und Eirtus V. ließ erst die bestätigende Bulle ausgehen. Bald darauf wurden noch 2 andere Hospitale der Art in Werito selbst erbaut, das eine „zum heiligen Geiste“, das andere „das königliche“ genannt, weil es der spanische Hof auf seine Kosten hatte errichten lassen. Auch in Puelles de los Angeles entstand ein solches Hospital. Diese verbanden sich nun zu einer Congregation, die sich nach dem ersten „Brüder der christlichen Liebe von St. Hippolytus“ nannten, welchem Hospital sie sich sämtlich unterwarfen. Clemens VIII. gab dieser thätigen Verbrüderung durch ein Breve vom 2. April 1594 alle die Freiheiten, deren sich die Brüder der christlichen Liebe des heiligen Johannes erfreuten. Unsere neuen Brüder des heil. Hippolytus legten aber nur die beiden Gelübde der christlichen Liebe und der Armuth ab. Demnach konnte jeder Einzelne nach Gutdünken die Congregation wieder verlassen. Der General des Ordens, Major genannt, sendete deshalb eine Bittschrift an Clemens VIII., dieses willkürliche Austreten zu verhindern. Der Paps glaubte genug gethan zu haben, wenn er in seinem Breve vom 1. Nov. 1594 die Sache dahin abänderte, daß er die christlichen Brüder des heil. H. zu den Gelübden einer besändigen Gastsfreibeit und eines besändigen Gehorsams verpflichten ließ. Daraus gingen aber neue Ordnungen hervor. Nicht Wenige sanken sich bald genug, die das Gelübde der Keuschheit verließen, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet hielten. Eben so stand es auch mit dem Gelübde der Armuth, denn sie sich gleichfalls nicht unterworfen glaubten. Selbst den freien Austritt aus der Bruderschaft erlaubten sich Einige, weil sie sich nicht für eigentliche Mönche erklärten. Dadurch sah sich der Generalprocurator des Ordens, Joh. Cabrera, genöthigt, 1700 den Paps Innocenz XII. um Änderung des Wahlrechts zu bitten. Bisher hatten nämlich 20 der ältesten Brüder das Recht gehabt, ihren General zu ernennen. Waren nun zufällig die ältesten Brüder nicht auch zugleich die verständigsten, so mußten Mißgriffe entstehen. Wirklich waren aus Unersahenheit des Wahlcollegiums einige Male untüchtige Männer ernannt worden, die weder Geist noch Kraft hatten, die etwas unsichere Congregation in guter Ordnung zu erhalten. Cabrera's Bitte ging also dahin, daß statt der 20 Ältesten künftig 20 der tüchtigsten das Wahlrecht erhalten möchten. Dazu fügte er noch den Wunsch, es möchte ihnen um

besserer Ordnung willen die Regel des heil. Augustin verwilligt werden. Am 20. Mai 1700 erschien die Bulle. Nach derselben sollte die alte Wahlordnung beibehalten, die Brüder aber von nun an zum Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams und der Gastsfreibeit verpflichtet werden. Auf Erlaubs der Congregation legte nun zwar Joh. Cabrera zuerst das förmliche Gelübde ab, scheint aber mit der Beibehaltung des alten Wahlrechts unzufrieden gewesen zu sein, was seine mannichfachen Versuche beweisen, von hier fort zu gehen und sich einen auswärtigen Wirkungskreis zu schaffen. Zum Besten der Congregation erbatte Clemens XI. ihnen 1701 alle Vorrechte der Bettelorden und der Congregation der geistlichen Diener der Schwachen. Die Form ihrer Kleidung ist wie die Kleiderform der Brüder der christlichen Liebe des heil. Johannes von Gott, nur durch die Farbe unterschieden, die, nach Helipot, zimmetähnlich ist. (G. IV. Fink.)

2) H. von Theben, aus dem 11ten Jahrh., hat ein Chronikon von Christus Geburt bis auf seine Zeit abgefaßt, daher er auch *χρονολογικός* genannt wird. Ungeachtet er Eusebion, Theodoret, Eusebius und Andere benutzt hatte, so wichen doch seine chronologischen Angaben bisweilen von denen seiner Vorgänger ab¹⁾. Es sind noch Bruchstücke seines Chronikons vorhanden, welche zuerst lateinisch von Sambucus im libellus de ortu et cognatione Virginiae chariae Patav. 1556 griech. und lat. von H. Canisius in Antiq. Lect. Tom. III. p. 40. Ingolst. 1603 erschienen. Auch wird ein Werk über die 12 Apostel unter seinem Namen aufgeführt²⁾.

(H. Frird. Kannegiesser.)
3) H. ein Presbyter zu Antiochia, Anhänger des Novatian, jedoch späterhin seine Ansichten aufgebend, starb als Martyr unter Decius; sein Andenken wird am 30. Januar gefeiert. Mit ihm wird oft verwechselt der Bischof H. zu Cressa, welcher unter Theodosius dem jüngern thätig war. Die katholische Kirche verehrt noch mehrere dieser Blutzeugen und Mönche unter diesem Namen, welche aber sich nicht andersweit ausgezeichnet haben³⁾. (A. G. Hoffmann.)

Hippolytus a Collibus, f. Colli.
Hippolytus a Lapide, f. Chemnitz (Bogislav Phil.) in 11ter Sect. XVI. S. 271.

Hippolytus a Treispach, f. Knipschild (Philipp).

Hippolytus de Marsiliis, Marsilius, f. Marsilius.

Hippolytus d'Este, f. Esté
Hippolytus de Medicis, f. Medici.
Hippolytus de Ossau, f. Ossan (Pellicier de).
Hippolytus de Vrye, f. Vrye (de).
Hippolytus Marsilius, f. Marsilius.

1) Glycas Annot. pars III. p. 176, ed. Venet. Codinus de Orig. Const. p. 71. p. 27. ed. Venet. und in Anonymi Collect. de Antiquitatibus ed. Gresseri in demselben Pont. p. 67. 2) S. Fabricii Bibl. Graec. Vol. V. p. 212. ed. pe.

3) Fabric. Bibl. Graec. V. l. 5. 25.

Hippolytus Olicius, f. Olicious.
 Hippolytus Salviani, f. Salviani.
 Hippolytus von Este, f. Este.
 Hippolytus von Medici, f. Medici.
 Hippolytusorden, f. Hippolytus.

HIPPOMACHOS (Ἰππομάχος), ein Sohn des Antimachos, kämpfte vor Ilion und wurde von Neoptoleus in den Verschnüngen der Griechen niedergemacht *).

(Schincke.)

HIPPOMACHUS, ein alter griechischer Dichter, soll einen feiner Schürer, als ihn das Volk prius, obgleich er wider die Kunst tüchtige Versföge begangen hatte, mit Schlägen zum Aufhören genöthigt und gefagt haben: Es ist der größte Beweis der Ungeschicklichkeit, wenn man von der unwissenden Menge gelobt wird. Vielleicht hat Oeller die Anekdote zu seiner Fabel vom Mäler benutzt, der seinen Kriegsgott ausstreicht, weil ein Ord ihn lobt †).

(G. W. Fink.)

HIPPOMANE L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trifelfen und der zweiten Ordnung der 21sten Einne'schen Klasse (nach Spr. Syst. — nach IV. Sp. pl. aus der 8ten Ordnung, Monadelphica, derselben Klasse). Ihr Charakter ist folgender: die männliche Blume besteht aus einem zweigespaltigen Kelch, und einem Staubfaden mit zwei angewachsenen Antheren; die weibliche aus einem dreigespaltigen Kelch, mehreren strobiliförmigen Narben, und einem Fruchtknoten, der sich zu einer fleischigen Frucht mit mehreren zusammen gewachsenen Körnern ausbildet. 1) H. Mancinella L. Sp. pl., mit eiförmigen, zugespitzten, feingelagerten Blättern, und runden, ährenförmigen, männlichen Blüthenständchen. Dieser Baum (Mancinella-Baum), welcher auf den westindischen Inseln einheimisch ist, enthält in allen seinen Theilen einen weißen äußerst ägernden Saft; das Holz ist äußerst dauerhaft, und nimmt gute Politur an. Abgeb. in Jacq. amer. t. 150. 2) H. spinosa L. Sp. pl., mit eiförmigen, buchtig-dornigen Blättern, und lanzettförmigen, zugespitzten, ährenförmigen männlichen Blüthenständchen. Diese, auf in Westindien wachsende Art hat Willdenow (Sp. pl.) unter dem Namen Sapium ilicifolium aufgeführt, welches er indeß mit Valentinia ilicifolia Sw. Fl. ind. oec. verwechselt; sie ist abgebildet in Plum. Ic. 171. f. 1. — C. Spreng. Syst. III. 805.

HIPPOMANE MANCINELLA L., ein exotischer Baum, aus der Familie der Lithymaloideen, dessen Saft, Früchte (Mancinelläpfel) und übrigen Theile, vermöge eines eigenthümlichen scharfen Giftstoffs, den Ricord in den Äpfeln ic. sant. und Mancinellin nannte, auf Menschen und Thiere tödlich wirken. Es erfolgen auf den Genuß der Früchte ic. vorzüglich heftiges Erbrechen, vermehrter Harndruss, Ausbreitung des Leibes ic. Aber die Ausbühnung des Baumes soll nicht giftig seyn. Der Saft, womit die Indianer ihre Pfeile

vergiften, verbreitet, nach Drfila und Dilisier, einen Geruch, wie ein Gemenge von Bernuth und Zinacatum, schmeckt erst fade, dann scharf, und erregt ein brennendes, zusammen ziehendes Gefühl hinten im Saunen. Auf die Haut eingerieben bewirkt er einen puskulösen Ausschlag; 1½ Drachmen davon, ins Zellgewebe eines Hundes gebracht, tödtet das Thier nach 24 Stunden, wobei das Zellgewebe entzündet, jerrerblich, und das Herz nebst den großen Gefäßen von Blut strotzend gefunden wird. Eine Drachme in den Magen gebracht bewirkt Erbrechen, starke Blutausströmungen, Sinken der Kräfte, und nach 12 Stunden den Tod; Magen und Därme zeigen sich stark entzündet. In die Jugularvene eingespritzt tödtet der Saft binnen 2 Minuten, und das Herz ist von coagulirtem Blute überfüllt *). Die Nhandiroba (Fevillea cordifolia) dient zum Gegengift **).

(Th. Schreger.)

HIPPOMANEN (Hem.), nennt man die normale weiße, sonst dunkel olivenfarbige, harnartig riechende, weiche und klebrige Schleimsubstanz, welche in der Alantoisflüssigkeit der Eute und Kub, vorzüglich in den letzten Monaten ihres Trächtigkeitens schwimmt, aber auch an der Alantoishaut anhängt. Sie enthält, nach Laffaigne (in Medel's Arch. für die Physiol. V. S. 245), außer Schleim, wenigem Eiweiß und salzsaurem, kohlensaurem, und oxalsaurem Kalk, den man früher nur bisweilen in den Harnsteinen der Menschen und einiger Thiere, nie aber in normalen thierischen Stoffen gefunden hatte (vergl. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. IV. 1.).

(Th. Schreger.)

Hippomanes, f. b. verberg. Art. Hippomane.
 HIPPOMANUCODIATA (Aves), älterer Name des Paradiesvogels, f. Paradisaea.
 Hippomarathrum, f. Sesseli.

HIPPOMEDON (Ἰππομήδων), Sohn des Aristomachos und der Schwester des Adrastus *), bei Sophokles aber *) ein Sohn des Alalaos, und bei Högla *) des Nestmachos und der Mythiske, einer Tochter des Alalaos von Argos, zog als Held mit Egeus gegen Aethen *), besiegte das Thor der Aethene Dana und blieb im Gefechte am Iasmenos, getödtet von Ismaros *).

(Schincke.)

HIPPOMEDUSA (Ἰππομήδουσα), eine Danaide, die ihren Verlobten (Klinenor) tödtete, wie alle Schwerfärn *) den ibrigen. (Schincke.)

HIPPOMENES, 1) Vater des Megareus (f. den Art.), aus Andelos in Biotien. (R.) 2) Ein Sohn des Megareus und der Merope *), liebte Schöneus

*) f. Archiv. général. 1826. 3. truché f. J. H. Peder's liter. Ann. der gel. Weltkunde ic. III. 1827. Epi. Nr. 8. **) f. Rub. Rantz's Reden der Apoth. Ber. I. nebl. 1820. XXIV. 2. XXV. 3.

1) Pausan. X. 40. 2) Oedip. Col. 1383. 3) Feh. 120. p. 122. Not. 6. *) vau Stavern. 4) Septem contra Thebas. 5) Apollodor. III. 6. 5. 6. 7. und dazu Heyne p. 246.

1) Apollodor. II. 1. 5.

1) Hesiod. ad Apollodor. III. 9. 2) Obsequ. p. 270.

*) Hom. II. XII. 186.

†) Regil. Aelian. de varia hist. und Beyerlinck magnam theatur ritae humanae etc. unter dem Hauptart. musica.

X. Gucpt. v. 23. u. R. Proite Sect. VIII.

Zochter, Atalante, eine Jungfrau von ungemeiner Schönheit ²⁾, zu deren Besitz er auch gelangte. Das Nähere s. unt. d. Art. Atalanta. (Schincke.) 3) Athenischer Archon im 3ten Jahre der 14ten Olympiade, wurde seiner Würde entsetzt, weil er seine von einem Länglinge geschwängerte Tochter eingesperrt und an ein Pferd gebunden dem Hunger Preis gegeben hatte, bis endlich das Pferd, dem sein Futter ebenfalls vorenthalten worden, sie lebendig verzehrte ³⁾. (R.)

HIPPOMYRMEX (Insecta), bei Aristoteles eine große Art Ameisen, welche sich nicht genauer bestimmen läßt. (D. Thon.)

HIPPO oder **HIPPO**, wird häufig von den Spättern als pythagoreischer Philosoph angeführt ⁴⁾; der gewöhnlichen Angabe nach aus Regium; und von unbestimmter Zeit. Was jedoch seine Lehre anlangt, so schließt sie sich näher der ionischen Schule an. Er soll nämlich nach dem Berichte des glaubwürdigen Aristoteles, der ihn übrigens mit geringfügigkeit ⁵⁾ gleich nach Thales anführt, wie dieser das Wasser, — oder wohl die Samenfeuchtigkeit — für den Ursprung der Dinge, und weil alle Erzeugung auf Feuchtigkeit beruht, auch für den Ursprung der Seele ⁶⁾ gehalten haben. Dagegen läßt ihn der spätere Sergius Empiricus ⁷⁾ bebaupten, Feuer und Wasser, oder Warmes und Kaltes seien die Grundprincipien der Dinge; was Pseudoorigenes ⁸⁾ so gleich zu combiniren sucht, indem er meint, daß nach Hippon wohl das Feuer aus dem Wasser entstanden sei. Der Commentator des Aristoteles, Alexander von Aphrodisias ⁹⁾ erklärt den ältern Bericht dahin, daß H. wohl nur das Feuchte (υγρόν), unbestimmt jedoch, ob es Wasser oder Luft sei, zum Princip gemacht habe. Derselbe berichtet auch noch von ihm, er habe gedünget, daß es Etwas außer dem sinnlich Erkennbaren gebe, welches jedoch nur eine Folgerung aus der Ansicht des H. zu seyn scheint, da ihn obzuehin Aristoteles zu den roheren Denkern ¹⁰⁾ rechnet. Mit der obigen Annahme stimmt es auch, daß H. Untersuchungen über die Beschaffenheit des Samens angestellt hat ¹¹⁾. Noch wird er auch des Atheismus beschuldigt ¹²⁾, wenn anders von einer und derselben Person die Rede ist. (Wendt.)

Hippon, f. Hippo.

Hippoua, 1) Myth., f. Hippo Nr. 2. 2) Alt. Geogr., f. Hippo regius unt. d. Art. Hippo.
Hippouacra, Hipponacra, f. Hippakra und Hippo.

2) Servius ad Virgil. III, 113.

3) Suidas unt. d. 23. Arachnes Orat. in Timarum. Dion. Chrysost. Or. 32. Pausanias in Messenica. Mouraux de Archont. Athen. 13.

4) Jamblisch. vita Pythagor. c. 18 et ult. Censorin. de die natali c. 5. 2) Arist. met. 1. 3. Simplic. in phys. Ar. p. 6 a. 3) Ar. de anima I. 2. Stob. ecl. phys. p. 798. 4) Pyrrh. hyp. III, 30. adv. mathem. IX, 360. 5) Philon. c. XVI. 6) In Arist. met. I. 1. 2. Regl. Simplic. I. 1. de coelo. fol. 146 a. 7) De an. 1. 1. 8) Regl. f. Ansicht bei Plutarch. de plac. philos. V. 5. 9) Plut. adv. Stoicos. c. 31.

Hipponakteus, hinkender Jambus, Choliambus, f. Hipponax ¹⁾ und Jambus.

HIPPOXAX ²⁾, 1) der Sohn des Pythos und der Protis ³⁾, aus Ephesos ⁴⁾, blühte im 6ten Jahrhundert vor Christus zwischen der Regierung des Xyros und Darios ⁵⁾, fast anderthalb Jahrhunderte nach dem ihm an Geist verwandten Archilochos, mit dem er auch einige der äufsern Schicksale gemein hatte. Den Tyrannen seines Vaterlandes Athenagoras und Komas verfaßt, wurde er aus Ephesos vertrieben, und begab sich nach Klazomenä ⁶⁾, wo ihn Einige in Dürftigkeit und Mangel sterben lassen ⁷⁾. In der Geschichte der griechischen Poesie hat ihn der Gebrauch einer Gattung von jambischen Versen berühmt gemacht, die, weil am Schlußse derselben der Rhythmus gleichsam gebrochen scheint, hinkende (Choliamben) genannt werden ⁸⁾. Zu ihrer Erfindung soll ihm der Haß gegen die ephesischen Bildhauer, Bupalos und Antiphenis, Veranlassung gegeben haben ⁹⁾, die ihn, weil er häßlich von Gestalt, klein

1) *Ἰππονάκτις*, minder richtig *Ἰππονάκτις*. 2) Suid. T. II. p. 147. 3) Strabo XIV. p. 642. Tom. V. p. 542. ed. Suiden. Clem. Alex. Strom. I. p. 308. D. 4) Nach dem Marm. Arondel. Ol. 68., nach Pin. XXXVI. 5. n. 4. 2. in der 60. Ol. Strig. rüdt ihn Euseb. Chron. MCCCXIX. bis zur 2ten Ol. hinauf; wodurch er zum Zeitgenossen des Xenophon wird; ein Irrthum, den schon Plutarch de Moe. c. 6. T. II. p. 1133. D. rügt. Mit einem der ionischen Dichter nicht ungewöhnlichen Nachschlusses, hatte Dichtes, ein Dichter der neuen Komödie, den Hipponax und Archilochos als Vorbilder der Satire aufgeführt. Athen. XIII. p. 399. D. Plutarch's Satyr. c. 92. Proklos (Chrestomath. op. Phil. Cod. 239. p. 319. ed. Bekk.), der ihn nach dem Archilochos und dem Simplicios erwähnt, nennt den ersten einen Zeitgenossen des Xyros, den Dichter des Darios. 5) Daher nennt ihn Sulpicius Sat. V. 6. Clazomenios; wo die Prolegomena des Namens bemerkt werden: *non trimetro Jumbo, nec qui pedes fractos eodem Fortiter irasci dicitur clazomenio (Klazomenos)*. 6) Für diesen Umstand gibt es bei den Alten keine Bestätigung; einige neuen Gelehrten gilt daher die höchst unheilige Deutung eines bunten Dichtungs in Ovis als 525., woraus man *Wolke* in *Hippon*, et *Anax* Fragment. p. 22 nachlesen muß. Das er, weil bei einem satyrischen Dichter nicht Wunder nimmt, wenige Mittel besaß, läßt sich aus einigen feinen Versen vermuthen. 7) *ὑποπόλιος* und *ἀνταρρεός*. 8) Einige legen diese Erfindung dem Anaxios bei, was aber nicht gebührend hat, diese Gattung von Versen mit dem Namen des berühmten Dichters zu bezeichnen. Senarios Hipponactes nennt sie Cicero Orat. ad Brut. c. 55. und *Ἰππονάκτις Ἰαμβος* Athen. XV. p. 701. F. Andere Beugnisse f. bei Beller. x. a. D. p. 17 f., wo auch p. 30 diejenigen genannt werden, die sich testischen Epigrammes bedient haben. Der älteste Charakter derselben wird mit seinem Urtheil vom Demetrios de Elocutione c. 301. p. 117 sq. angegeben, und in den Andreus lehrhaftigst bestätigt; jedoch, wobei aber zu bemerken ist, daß Epikure dieses Epigramm oft ohne Rücksicht auf seinen ursprünglichen Charakter gebraucht haben. Aelian. VI. 23. Schlegel es Ausdrücken empfiehlt, deren Kritik blank, kann man in seinen poetischen Werken. Z. Th. c. 71 sehen. Die These für viele Art von Trimeter gibt *Tarentium*. *Alnus*, de Met. c. 4. v. 2398 f. *Sirex*. 1. Hermann Elem. Doctr. met. II. 45. p. 142 n. 5. *Plin.* XXXVI. 5. n. 412. *Stat.* Athenis, wie Ennius aus der Schol. zu Aristoph. Arr. 573 hat, heißt er Anteros Anteros, welchen Namen *Stilix* in *Juni* Catal. Artif. p. 50 befreit. S. *Plutarch* Epicharm. c. 192. *Ammerl.* Den Bupalos nennt *Sorax* bei dessen Dandel alle, Epod. VI. 11. *acer hostis Bupalos*; und den ganzen Kampf des Dichters gegen den Künstler hat *Kallimachos* (Fragm. XC.) durch

und schwächig war ²⁾, in lächerlicher Verunstaltung abgebildet hatten. Für diese Unbilde bestraft Hippônax die Künstler, vornehmlich den Eupalos, wie vormal's Archilochos den Epilambos ³⁾, mit so bitterm Versen, daß sie, wie die Sage ging, ihrem Leben ein gewaltsames Ende machten ⁴⁾. Diese Sage aber wurde nach dem Zeugnisse des Plinius ⁵⁾, welcher hier aus guten Quellen geschöpft zu haben scheint, durch die Werke widerlegt, die sie nach jenem Handel verserzt hatten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Entschuldigend entweder einem hyperbolischen Ausdruck, oder dem Bestreben dankte, die ganze Geschichte durch einen so bedeutungsvollen Ausgang dem Handel des Archilochos ähnlich zu machen. Von den Eigenschaften der Werke des Hippônax haben die Alten fast nur die Bitterkeit ⁶⁾ heraus, die sie denn auch, in diesem Falle vielleicht nicht mit Unrecht, aus dem Charakter des Dichters übertrugen. Daher ist ihnen sein Grab mit Dornengestrüpp bedeckt, statt daß die Grabhügel wohlwollender Dichter von Reben und Efeu prangen ⁷⁾; und Leonidas von Tarent warnt die Vorübergehenden, nicht die bittern Bespen des Dichters zu wecken, der selbst seine Ältern angebellt habe, und auch aus dem Hades noch mit glühenden Worten zu schaden wisse ⁸⁾. Doch rühmt der sarakusanische Theokritos, was Andre verschweigen, daß er Götten von den Höfen zu unterscheiden verstanden, und daß, wenn diese sein Grab zu meiden hätten, die Guten ruhig darauf schlummern dürften ⁹⁾. Außer den Epilamben hatte H. auch Gedichte in regelmäßigen jambischen Sylbenmaßen und homerische

Parodien ¹⁰⁾ geschrieben. Weniges hat sich davon erhalten, meist nur einzelne Zeilen, um setzter Wörter willen, die denn auch wohl den Grammatikern über ihn zu schreiben Veranlassung gaben ¹¹⁾. Die wenigen Übrigebleib sind von Welcker sorgfältig gesammelt, und verbunden mit den Lebensumständen des Dichters, der lehrte erläutert in: *Hippônacis et Ananii Iambographorum Fragmenta*. Göttingae. 1817. 4.

2) Hippônax, ein Grammatiker, der als Verfasser einer Sammlung von Synonymen beim Athenaeus. XL. p. 480. F. angeführt wird. 3) Auch ein Arzt dieses Namens wird von Plutarch. T. II. p. 905. E. F. erwähnt, wo aber Byttenbach und Andere *Ἰππών* lesen wollen; gegen welche Verbesserung Welcker a. a. D. S. 2 zweifelt erhebt. (Fr. Jacobs.)

HIPPONENSIS SINUS, heißt bei Plinius (Hist. Nat. V. 4.) und Pomp. Mela (I. 7.) der Meerbusen in der Nähe von Hippo Diarrhytos an der Küste von Zeugitana in Afrika. (R.)

HIPPONESUS, HIPPONNESUS, hieß nach Stephan. Byzant. eine Stadt in Karien am Sinus Karamellis, und nach Plinius (Hist. Nat. V. 31.) eine Insel in dem genannten Busen zwischen den Eilanden Priaponesos und Phira ¹²⁾. (R.)

HIPPONIATES SINUS (*Ἰππωνιάτης κόλπος*), Sinus Vihonensis, Meerbusen an der Westküste von Bruttium zwischen Temsa und Vibo Valentia ¹³⁾, der Golfo di S. Eufemia. (R.)

Hipponice, f. Hipponyx.

HIPPONIKOS, aus dem Stamme des Aktrops und ein Sohn des Kallias, war einer der angesehensten Athener und zeichnete sich als Feldherr durch einen Sieg aus, den er gemeinschaftlich mit dem Nikias in dem Siebte der Lanagerer im J. 422 vor Christus erfocht. Er wurde auch durch seinen Gleichmuth merkwürdig, mit welchem er eine grobe Beleidigung des Alkibiades ertrug. Dieser gab ihm nämlich, um eine in der Trunkenheit gemachte Bette zu gewinnen, eine Ohrfeige. Des Tages darauf ging der Beleidigte aber zum Hippônifos, entleidete sich in dessen Vorhaus, und übergab sich ihm so freiwillig zur Bestrafung. H. versah ihm und gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter Hipparte zur Gemahlin gab. S. Plutarch. im Leben des Alkibiades ¹⁴⁾. (Rauschnick.)

Hipponion, f. Hippo (in Bruttium).

HIPPONITIS, nach der Tab. Agathodaemon. ein fumpftartiger See (palus) im Innern der afrikanischen

poja *Bovmiliac* bezeichnet. über den Künstler selbst ist vornehmlich *Boyle* Diet. *Eupalus*, nachweisen, wo mehrere ihn betreffende Irrthümer berichtigt werden; und über die von ihm angeführten Werke *Junius* a. a. D. S. 122 ff. 9) *Aelian*. Var. Hist. X. 6. *Plin.* a. a. D. legt ihm eine notabilem fecunditate oris bei. In tierischerer Sprache heißt es ihm dabei nicht. *Athen.* XLII. p. 522. C. 10) S. *Ugenti*. Die *Cent. V. 142*. *Horat.* *adversus* a. a. D. die Gränzen an derbe: in malis asperissima Porcia tallo cornua; *Qualis* *Lycaon* *apertus* in *sido* *geper*, *Aut* *acer* *hostis* *Bupalos*. Wenn man dem Geschlechte zu dieser Stelle glauben könnte, so wäre auch hier verschwiegen die Quelle des Hasses gewesen: *Hippônacem* *significat*, *qui* *Bupalis* *filium* *nuptum* *petiit*, *et* *pro* *deformitate* *act* *contemptus*.

11) *Schol. Iliad.* I. a. *Ilud* *tameo* *veritas* *vohat*: *Bupalum* *falsum* *pictorem* *apud* *Clasmenam* — *Hic* *Hippônacem* *quendam*, *poetam* *deformem*, *pro* *risu* *piauit*: *quo* *ille* *furor* *commotus* *tali* *cum* *carmine* *perculit*, *ut* *se* *laqueo* *suspendere*. *Plin.* XXXVI. 5. a. 4. 2. *amaritudinem* *carminum* *destrinxit* *io* *tantum*, *ut* *crediderat* *aliquibus* *ad* *laqueum* *eas* *compulsi*. 12) *Plin.* I. c. 13) *a* *μαργος* *Ἰππωνίης* heißt er beim *Eustathios* an mehr als einer Stelle. S. *Fabric.* *Bibl. Gr.* I. p. 481. *ed. Harl.*; *μαργος* *Ἰππωνίης* nennt ihn *Leonidas* von Tarent *Anth.* *Pal.* VII. 408. und er selbst vere gleicht H. rühmend mit einem zweischneidigen Schwerte, das den nicht schneide, auf den es fiele (*Expositio* *Glossar.* p. 34). 14) *Siculus* *Moson.* *Anth.* *Palat.* VII. 586. übersteht in *Jacobus* *verm.* *Schriften.* *2r* *Th.* S. 156. *Ver.* 58. *Ed.* *then* *bas.* S. 159. das Epigramm auf den *Sophokles*. 15) *Anth.* *Pal.* VII. 408. übersteht in der *verm.* *Schriften* S. 155. *Ver.* 57. *Ed.* *ein* *Epig.* des *Philippus* *Anth.* *Pal.* VII. 405. *verm.* *Schriften.* S. 156. 16) *Anthol.* *Pal.* XIII. 3. in *Gedächtnissen* geschrieben, in welchem *Verweise* *et* *X. H.* *Schlegel* auf folgende Weise übersteht hat: *Hipponax*, *Meister* *in* *der* *Wissenschaft*, *ruht* *hier*. *Hist* *zu* *ein* *Widericht*, *nah* *nicht* *dem* *Grabmal*;

Doch, wenn du sterbst, und von gutem Blut abstammst,

So sey dich dreißig hin, ja so dich geliebt, schummel auch.

17) S. *Waser* über die parodische Poesie der Griechen in *Erweis* *et* *Euclides*. *6r* *Band*. S. 289 f. 18) *Küstiger* des *Styros* *war* *erwähnt* *bei* *Schol.* *zu* *Trichost.* *Fr.* *480*. *Athenaeus*. VII. p. 324. A., namentlich wird von diesem VII. p. 327. B. auch *Sernippos* *ad* *Empyros* *te* *vois* *nap* *Ἰππωνίης* *αὐτῶν* *ἔφη* *ἔγραψε*.

¹⁹⁾ *Ed.* *Cellarius* *Not. Orb.* *Antiq.* III. 2. f. 34.

²⁰⁾ *Prolog.*; *Cic.* *epist.* *ad* *Att.* XVI. 6.

²¹⁾ *Diodor.* *Sicil.* *Lib.* XII. c. 61 — 65.

Bauhäut Zeugitane, südlich von Hippo Diarrhytos, vielleicht in der Nähe des Flusses Tufka *). (A.)

Hipponium, f. Hippo.

Hipponix, f. Hipponyx.

Hipponizartus, f. Hippo.

Hipponnesos, f. Hipponnesos.

HIPPONOË (*Ἰππονόη*). 1) Tochter des Kereus und der Doria *). 2) Eine Tochter des Protes und der Stenobda oder Antiope, Schwester der Hippote und Arianaia (Probidia). Stämmliche Schwestern bildeten sich ein, so schön, als Häre, zu fern und anzuwenden als Priesterinnen derselben das Gold am Kleide der Göttinn, um sich zu schmücken. Darüber erlirnt machte sie die Göttinn wahnsinnig; aber Melampus heilte sie *). (Schlinke.)

HIPPONOË, Audouin et Milne Edwards (Anchulata), eine Gattung der Ringwürmer (Anneliden) von Gaudichaud entdeckt, welche zur Gruppe der Amphinoemen gehört. Die wesentlichen Kennzeichen derselben sind folgende: Der Kopf ist deutlich abgesondert und mit Fühlern versehen; dem Rüssel fehlen die Kiemen; die Füße haben nur ein Ruder; auf dem Rücken steht weiter ein Kamm noch Gcirben; die Kiemen haben die Gestalt von stifen Quasten, oder von kleinen, struchtartigen Büscheln und sitzen an der obern Wurzel der Füße. Diese Gattung hat viel Ähnliches von Amphinoemen und Euphrosyne. Der Körper ist fast spin-derförmig und nur aus wenigen Ringen zusammen gesetzt. Der Kopf ist klein und mit 5 Fühlern versehen, deren mittlerer, ziemlich groß und kegelförmig etwas hinter den 4 sehr kleinen seitlichen liegt. Ein Kamm ist nicht vorhanden. Die Füße bestehen nur aus einem einzigen Ruder, welches wenig vorspringt, zusammengebrückt, senkrecht und mit einer großen Anzahl feiner Borsten besetzt ist, die nach hinten gerichtet und nur mit einem einzigen Gircus versehen sind, der am untern Ende steht. Die Kiemen stehen hinter den Füßen und gleichen einem feinen Strauch, der von seiner Basis an in 4 Ästchen getheilt ist.

Diese letzteren Kennzeichen lassen keinen Zweifel darüber, daß diese Gattung zur Gruppe der Amphinoemen gehört; daß sie aber von allen bis jetzt bekannten Gattungen abweicht. Das Vorhandensein eines ventralen Kopfes und selbst der Fühler, eines kiemenlosen Mundes und die stifen Kiemen sind dieser Gattung, den Euphrosynen, Amphinoemen und den Chloos-eigen, von der andern Seite aber haben alle diese in 2 Ruder getheilte Füße, während die Hipponoes nur ein solches Ruder (Borsten tragendes Glied) hat. Es weicht ferner durch den Mangel des Rückenkamms und der obern Gcirben ab. Hinsichtlich der Kiemen und ihrer Structur kommt sie zwar mit Euphrosyne überein, allein bei dieser bestehen die Kiemen aus 7 einzeln stehenden stifen Zip-

hängen, bei Hipponoes aber sieht man nur 4, auf einen Punkt vereinigt.

Es ist bis jetzt nur eine Art bekannt: *H. Gaudichaudi*, welche bei Port Jackson in Neuholland gefunden wurde. Sie ist fast 1 Zoll lang und besteht aus 30 Ringen, deren erster, zunächst am Kopf, nur Anfänge von Kiemen trägt und deren letzte sehr klein sind. Längs der Mitte der Bauchseite, welche sehr gerad ist, zeigt sich eine Furche und ihr zur Seite eine Reihe Poren. Die Rückenfläche ist sehr abgeplattet und die Füße treten kaum vor. Beschreibung und Abbildung dieses Thiers f. in *Annales des Sciences naturelles*. 1830. Tom. XX. p. 156. planch. III. f. 1 — 6. (D. Thon.)

HIPPONOME (*Ἰππονόμη*, *equi pasca* *), eine Tochter des Menestes und Gemahlinn des Alkos, gebar Amphitryon und Anaxo *). Bei Andern heißt die Mutter Amphitryons Laomee und stammte aus Pheneos in Arkadien. Von Einigen wird Eosphite, Pelops Tochter, dem Alkos als Gemahlinn gegeben, die doch sonst Elektyros und Aktene's Mutter heißt. (Schlinke.)

HIPPONON, ein befestigter Posten am rechten Nilufer in Mittelägypten (Heptanomis), zum Nomos (Bezirk) Aphroditopolis gehörig. S. Nol. Imp. — Sieht Gelada, ein Dorf. (Benicken.)

HIPPONOOS, 1) ein Sohn des Priamos und der Hekabe *). 2) Ein Sohn des Herakles, welcher mit seinem Bruder, Iphitos, sich selbst in die Flammen stürzte aus Furcht vor der Entscheidung eines unheilbringenden delphischen Orakelspruches *). 3) Eigenname des Hektorontes, f. den Art. 4) Vater der Peribida, der bekannten Mutter des Iphitos *), und sicher auch des Kapaneus, welchen er mit Laokoos Tochter Astynome oder Astynomia *) zeugte. Der ganze Mythos ist durch häufige und verschiedenartige Bearbeitung der Tragiker verwirrt. Bald heißt es, Iphitos habe Peribida als Beute empfangen für seine bei der Einnahme der Stadt Ilios in Troien bewiesene Tapferkeit, bald aber wieder, sie sei gefangen von Ilios weggeführt. Bald soll sie in einem zu vertrauten Umgange mit Hippokratatos gelebt, und vom Vater der Schande wegen von Ilios zu seinem Freunde, dem König Iphitos in Aitolien geschickt, damit dieser sie entweder tödten oder weit entfernen müßte, doch dieser sei für sich behelien haben *). Nach einer dritten Sage wird Peribida von Iphitos schwanger, oder von Iphitos selbst, darum habe sie ihr Vater dem Iphitos auch zugestrichen. Daß Hipponoes zur Familie des Megapenthes gehört, ist gewiß *). Dem Sophokles soll der väterliche Zorn auf die Tochter Ergas-

*) Hermann Opuscul. Tom. I. p. 208. **) Apollodor.

II, 4. 5. und Iphitos p. 128.

1) Apollodor. III, 12. 3. 12. 2) Hygin. Fab. 42. ex

apollodor. Apollodor. I, 8. 3. Obs. p. 51.

4) Hygin. Fab. 70. Not. 4. and Hygin. Obs. ad Apollodor.

III, 6. 3. p. 246. 5) Schol. Pindar. Olymp. X, 46. Hygin

ad Apollodor. I, 8. 4. Obs. p. 52. 6) Schol. Pindar. Nem.

IX, 30.

*) Collartii Collat. Orb. Antiq. IV, 4. §. 68.

1) Apollodor. I, 2. 7. 2) Servius ad Virgil. Elog. VI, 48.

Weg dazu Theil 2, S. 242.

hand eines Trauerspieles unter dem Namen Hippyoonos geworden seyn?). (Schincke.)

HIPPONOS, Sohn des Triballes und der Drassa, welche eine Geiselin der Artemis war. Sie überhob sich gern über Aphrodite, und ward von dieser mit Liebe in einem Bär erfüllt. Zwei Buben, *μυαροι και δρυαυροι εχοντες ανδρων*, waren die Früchte ihrer Liebe. Umbaten verübten die Buben, wie ihre Namen andeuten, Agnos und Dreios. Zeus konnte nicht länger zusehen, und sendete Hermes, sie zu bestrafen; Ares aber, der sie in Schutz nahm, verwandelte Mutter und Söhne in Bögel *). (Schincke.)

HIPPO NOVA, Ort, den Plinius (III, 3.) in Hispania nennt, vielleicht Don Gonzalo, unweit Oecija am Ätna, der Lage nach wahrcheinlicher Rute, wenn Lucena — wie Morales (Antig. p. 16), Florez (Esp. sagr. T. XII. p. 11) und Gruier (p. 477 s.) vermuthen lassen — das alte Gismbrum ist. (Benichen.)

HIPPONUM PROMONTORIUM, Vorgebirge in Calabria ulterior, das neapolitan. Vorgebirge Sarnbrona. (K.)

HIPPONYX, Desfrance (Mollusca). Diese Gattung ist aus Patella Linne's gefontert. Cuvier (règne animal éd. 2. III, 87.) stellt sie in die Familie Caputoidea, zwischen die Trochoides und Buccinoides in die Ordnung Pectinibranches der Gasteropoda. Blainville aber (Manuel de Malacologie. p. 607) bringt sie in die Familie Calyptraea der Ordnung Scutibranchiata, in der Unterfamilie Paracephala monoea. Der erstere hat — auffallender Weise, der lebenden, mit dem Thier aufgefundenen Art gar nicht gedacht. Der zweite gibt folgende Gattungseigenschaften an. Das Thier ist ei- oder fast zirkelförmig, kegelförmig oder stark gedrückt; der Fuß ist sehr dünn, gegen die Ränder etwas dicker, welche sich selbst, nach Art derer des Mantels, denen sie vollkommen gleichen, verdünnen und erweitern; der kugelige Kopf steht am Ende einer Art Hals, welcher in jeder Seite einen in der Wurzel aufgeschwollenen, in eine kleine, kegelförmige Spitze auslaufenden Tentakel trägt; die Augen *) stehen auf der gebogenen Answellung, der Mund ist mit 2 kleinen Labialentasteln versehen, der After steht zur Rechten der Radenöhle; der Eingang läuft in einen großen Höcker an der Wurzel des rechten Tentakels aus; der Anbetennmuskel ist hufeisenförmig und oben und unten gleich sichtbar. Die Schale ist kegelförmig oder niedergedrückt, die Spitze kegelförmig oder nur wenig ausgebildet; die Mündung hat einen unregelmäßigen Rand; der Muskeleindruck ist hufeisenförmig; ein ähnlicher Eindruck findet sich auch auf dem Körper, worauf das Thier sitzt und manchmal auf der Fläche eines blätterigen Trägers, welcher

deutlich von dem tragenden Körper verschieden (und wahrscheinlich durch den Fuß des Thieres bewirkt) ist.

Blainville bringt die (wenigen, meist fossilien) Arten in zwei Abtheilungen: A. Platingedrückte, mit wenig deutlicher Spitze, ohne deutlichen Träger. B. Kegelförmige, mit deutlicher Spitze, und deutlichem Träger.

Zu der ersten gehört die Art, deren Thier man kennt, nämlich:

H. radiata, Guoy et Gaimard (in Freycinet Voyage autour du monde, Zoologie p. 454. pl. 69. f. 1 — 5.). Wir geben hier die l. c. gezeichnete Beschreibung vollständig, da sie mehr Licht auf diese Gattung wirft, als die Kennzeichen, auch von den obigen Angaben hier und da abweicht. „Wir haben dieses Thier auf, oder vielmehr ziemlich tief verenkelt gefunden in der äußern Fläche der Schale von *Paracera chiragra*. Der Durchschnitt des Eindrucks, welchen es gemacht hatte, zeigt auf deutliche Weise, daß diese Thiere, einmal ausjehend, keine andern Bewegungen mehr machen können, als Heben und Senken der Schale, zur Aufnahme des Wassers und der Nahrung. Dieß hat uns auch bestimmt, dieß Thier zur Gattung Hipponyx zu bringen, ungeachtet ihm der Träger abgeht und ihm der Körper, auf dem es aufliegt, zugleich als solcher dient. Der Körper, ob er gleich viel Ähnlichkeit mit dem der Patellen hat, ist doch viel mehr platt gedrückt, und oben kaum mehr gewölbt, als unten, er ist ei- und fast zirkelförmig. Der Mantel, der über der Eingeweidekammer sehr dünn ist, verdrückt sich am Umkreise etwas, der kaum über den einziehenden Muskel des Fußes reicht. Nach vorn blickt er unter dem obern Halstheil eine kleine Kiemenhöhle, Nixen sieht man Gierben an ihm. Der Fuß hat große Ähnlichkeit mit dem Mantel, so daß die Masse der Eingeweide zwischen zwei dünnen, am Rande bideren Häuten zu liegen scheint, welche am Umfange des Thieres fast gleich breit vortreten; ungefähr so, wie bei manchen zweitheiligen Muscheln deren Mantellappen vereinigt sind. In der Furche, welche die Ränder trennt, bemerkt man kleine Kanten, welche man für Kiemen angedröge halten könnte. Eben sowohl, als unten sieht man das Ende des einziehenden Muskels des Fußes oder der Schnauze der Spinelle (museau, vielleicht *muscle de la columelle*) unten etwas aufwärtshinter als oben, wo er aber dagegen etwas breiter ist, und eine Art Hufeisen bildet, das vorn offen ist. Auch läßt er einen so geformten Eindruck nicht bloß in der Schale des Thieres selbst, sondern auch auf der zuruck, welche ihn als Träger dient und auf welcher er wirklich fest sitzt. Der Kopf ist sehr deutlich gefontert, kugelig, etwas zusammen gedrückt, weil er am Ende einer hufeisenförmigen Einsenkung zu liegen scheint. Er läuft vorn in zwei Labialanbängsel aus, die kegelförmig und Tentakeln ähnlich sind, zwischen denselben steht der Mund. Die eigentlichen Tentakeln sind dick, deutlich von einander getrennt und laufen in eine kleine contractile Spitze aus. An 2 wohl erhaltenen Individuen, die wir beobachten konnten, war keine Spur von Augen zu bemerken, was, zusammen gehalten mit der Weise des

*) Borych. unter *Tridacna* und *Pollex* Tom. III. p. 111.

*) Die einzige Quelle ist *Ascanius*, Lib. VI.

*) Blainville's Ueberset in Freycinet's Voy. autour du monde: die gemachten Beschreibungen der Mollusken; aber im Manuel de Malacologie, wo er doch jene citirt, scheint er gar nichts davon zu wissen.

Thiers seinen Platz nie zu verlassen, vermuthen läßt, daß das Thier augenlos ist. Die Kiemenhöhle, welche dieselbe Lage und Gestalt hat, wie bei andern Mollusken, bei denen sie ebenfalls im Boden liegt, hat an ihrer Wand Kiemenfäden, wie man solche bei der Gattung *Capulus* findet. Zur Rechten in dieser Höhle öffnet sich auch der Darmkanal in einen fast auffallenden After. An derselben Seite, aber mehr nach vorn, ganz an der Basis des Kopfes, steht ein kegelförmiger, zurückgebogener Anhängel, wie ein dritter Tentakel. Wäre dieß vielleicht ein zur Begattung reizendes Organ? In der Mittellinie unter dem Halse, zwischen dem Kopf und dem vordern Rand des Fußes findet sich ein anderer, dünnerer, spatelförmiger Anhängel, dessen Nutzen wir nicht angeben vermögen. Die Schale ist dick, eisförmig, fest, fast zirkelförmig, platt gedrückt, mit wenig bemerkbarer, ziemlich in der Mitte liegender und nach hinten gerückter Spitze, ohne, daß sie deshalb am Rande stünde. Der fast zirkelförmige Rand ist dick, unregelmäßig, in der Mitte mehr ausgehöhlt, so daß er auf eine ebene Fläche sich nicht auflegen vermag, ohne nicht vorn und hinten zu fließen. Außen ist die Schale weißlichgrau, tief, besonders gegen den Rand, gestreift. Innen ist sie etwas ausgehöhlt, glatt, weiß, an den Rändern gefleckt, mit einem hufeisenförmigen Muskeleindruck, der hinten vollkommen geschlossen, vorn weit offen ist. — Das Vaterland ist nicht angegeben.

(D. Thon.)

HIPPOXYX, von *ἵππος* und *ὄρυξ*, Pferdehuf; franz. *Hippoxys* (Palaeont.). De France¹⁾ machte die Bemerkung, daß manche lebende und fossile Arten von *Capulus* sich nur einfach auf andere Körper festsetzen, und daher die Ränder ihres Gehäuses im Verhältnisse es an Größe zunimmt, beständig nach den zufälligen Unebenheiten der Oberfläche jener Körper umgestalten müssen, damit es luftdicht anschließen könne. Andere hohlen sich eine ebene Stelle auf der Unterlage aus, auf welcher sie sich ansetzen, wenn diese kalfiger Natur ist. In beiden Fällen findet man Spuren eines hufeisenförmigen Muskels auf dem fremden Körper, ähnlich jenem in der Schale selbst. Doch andere Arten endlich haben das Vermögen, durch Sekretion sich selbst eine eigenthümliche kalfige Unterlage von rundlicher oder etwas concaver Form zu bilden, welche aus dem fremden Körper (Fels, größeres Conchyl u. dgl.) angeleitet ist, weshalb die Schale einen mehr regelmäßigen Rand von mehr gleichbleibender Form, als im ersten Falle besitzt. Wenn jenes Vermögen besondere Organe voraussetzt, so glaubte De France, aus den damit begabten Arten ein besonderes Genus bilden zu müssen. Diese Arten unterscheiden sich daher von den Bivalven mit ebenfalls angewachsener Unterschale durch allen Mangel eines Schloßes (wie die Rudisten), und ihre bleibende Verwandtschaft mit den *Capulus*-Arten läßt sich

durch den stets deutlichen, hufeisenförmigen Muskeleindruck nicht nur in der oben oder eigentlichen Schale, sondern auch auf der Unterlage — nicht *valva*, Klappe, sondern *substratum* — erkennen. Dort muß demnach dieses Geschlecht auch seine Stelle behalten. Weil aber wegen des Mangels eines Schloßes nach dem Tode des Thieres beide Theile nicht mehr vereint bleiben können, so findet man sie auch fast immer von einander getrennt vor, und hat einer Seite jenseits die Unterlage für sich zum Geschlechte *Acardo* bringen wollen; während man anderer Seite auch aus dem Ansehen der obern Schale allein nicht immer sicher zu erkennen vermag, ob sie mit einer eigenthümlichen Unterlage versehen gewesen, oder ob sie sich eine scheibensförmige Stelle auf einem kalfigen Körper zur Anheftung ausgehöhlt hatte. Deswegen bleiben im Geschlechte *Capulus* ohne Zweifel manche Arten zurück, welche zu *Hippoxys* gebracht werden müssen; weshalb Lamarck²⁾ *Hippoxys* nur als Subgenus bei *Pileopsis* setzen läßt, und Deshayes³⁾ beide wieder mit einander verschmilzt, während Sowerby⁴⁾ jedoch dieses Geschlecht zu den Rudisten bringt. Blainville⁵⁾ äußert die Vermuthung, daß junge Individuen sich nur einfach an fremde Körper mittels ihres Muskels ansetzten, und sich erst dann allmählig ihre Unterlage bildeten. Diese Unterlage hat auch eine verschiedene, mit der der Auster übereinstimmende Artur und Zusammensetzung und erhält sich mit letztem öfters in Gebirgen, aus welchen andere Conchylien⁶⁾ und die Ober- schale selbst durch Auflösung, mit oder ohne hinterlassenen Abdruck, verschwinden sind. Der Geschlechtscharakter ist nunmehr:

„Testa univalvis, non spiralis, conoidea, subius concava, simplex, apice retrorsum inclinata, solubilis; Substratum (adultiorum) rotundatum, non solubile; Impressio muscularis forma ferri equi utrinque manifesta.“

Arten. De France besitzt eine Unterlage von einer noch lebenden, doch übrigens unbekannten Art, und Du Roy und Gayard haben später eine lebende Art dieses Geschlechtes *H. radiata* von ihrer Reise mit zurück gebracht, wovon Blainville⁷⁾ und Rang⁸⁾ das Thier ausführlicher charakterisiren, und seine eigenthümliche Organisation nachweisen. Fossile Arten erkennt man 5 — 6, alle aus tertiären Formationen.

1) *H. cornuopis* De Fr. 2) *Id.* 3) *Id.* 4) *Id.* 5) *Id.* 6) *Id.* 7) *Id.* 8) *Id.* 9) *Id.* 10) *Id.* 11) *Id.* 12) *Id.* 13) *Id.* 14) *Id.* 15) *Id.*

1) De France im Dict. d. Science. nat. XXI. (1821). p. 185 — 186., auch Cuvier, le règne animal. III. (1830). p. 87.

2) Lamarck histoire natur. d. Anim. v. vertéb. VI. p. 1849. p. 19. 20. 3) Deshayes description des coquilles du environs de Paris. II. (1824). p. 22 ff. 4) Sowerby Genera of recent and fossil shells. Nr. 1. 5) D. de Blainville Manuel de Malacologie (1825). p. 507. 508. 6) *Id.* 7) Sander — Rang manuel etc. p. 244. 8) *Id.* 9) *Id.* 10) *Id.* 11) Knorr Lapides diluvii testes II. n. 127. Lamarck in Annales du Muséum, vol. II. p. 311. Nr. 5. N. 6. 13) Lamarck in Annales du Muséum, vol. VI. p. 48. fig. 4. 5. 14) Brocchi Conchologia fossile II. (1814). p. 258. 15) *Id.* 2.

hay. ¹⁶). tf. II. fg. 13 — 16. H. testa conica, substrato adherente, basi ovata, apice postrostrum inclinata, subrugosa, obsolete decussata, costis parvis radientibus striisque margini parallelis notata, vertice elevato adunco; impressione musculari utrinque profunda. Alt. Long. = 0,080; 0,065. — Die Unterlage ist oft über 0,050 dick, die Ränder des Konchys sind scharf, hinten mit einem Querschnitte, in der Jugend, so lange nämlich das Substratum noch nicht gebildet ist, unregelmäßig; Rundöffnung oval; Muskeleindruck bei jungen Individuen hinten in zwei gesondert, und vorn von beiden Seiten zusammen reichend, bei älter werdenden umgekehrt.

Vorkommen: lebend....; dann Fossil im ältern Grobkalk, die größten Exemplare zu Hauteville bei Valogne; andere nur halb so große zu Paris, Grignon, Parnes, Mouchy, Chaumont, Courtagnon, Montmirail; nach Brocchi auch in Italien (an der Rocchetta bei Aspi), wo ich sie jedoch in keiner Sammlung sah.

2) P. dilatata DeFr. ¹⁷). tf. 50. fg. 3. Blainv. ¹⁸) tf. 50. fg. 3. — Patella dilatata Lam. ¹⁹) ²⁰). — Pileopsis dilatata Lam. ²¹). Deshay. tf. II. fg. 19. 21 ²²).

P. testa oblique conica, depressiuscula, rugosa, substrato adherente, apertura amplissima, patula, ovato-rotundata, vertice mutante, striis longitudinalibus confertis undulatis. Alt. obliq. 0,070. (— 0,028). Long. 0,040. — Verdünnungsförmig länger und dünner als vorige, Unterlage blättriger, dünner, sehr zerbrechlich. Muskeleindruck schmaler und seichter.

Vorkommen: im älteren Grobkalk zu Grignon, Parnes und im Valmondois.

3) H. Sowerbyi DeFr. ²³). tf. 50. fg. 2. Blainv. ²⁴) tf. 50. fg. 2.

H. testa depressa, eleganter radiatim striata; apice margini posteriori vicino; apertura orbiculari-ovata; impressione musculari utrinque manifesta. In denselben Gesteinschichten des Grobkalkes zu Hauteville, wo diese Schale vorkommt, findet sich auch ein Substratum, welches wohl nur zu ihr bezogen werden kann. Es besteht aus mehreren, unten zusammen hängenden, oberwärts oft nur eine Linie divergierenden, oft über einander kinneneigten Häufchen, so daß durch die verschiedene Neigung derselben das Thier seine Stelle etwas ändern zu können schien.

4) H. opercularis = Pileopsis opercularis Deshay. ²⁵). tf. III. fg. 8 — 10.

H. testa orbiculari, extus concava, intus convexa, papyracea, sublamellosa, squamiformi; apice spirato depresso, submarginati, striis tenuissimis irregularibus interruptis. Diam. 0,025. In derselben Gesteinschichte mit dieser Schale findet man auch ein Substratum mit ganz ähnlichem Muskeleindruck, welches

blättrig und sehr concav, außen befestigt gewesen und wohl zu dieser Art gehört. Denn da die Schale selbst außen concav ist, so bedurfte sie eines noch concavere Substrats, damit das Thier zwischen beiden Platz finden konnte. Im ältern Grobkalk zu Parnes; sehr selten.

5) H. laevis Sow. ²⁶). fg. 10 — 16.

H. testa laevi..... Aus London-Thon.

6) H. granulatus Basterot ²⁷). tf. IV. fg. 14.

H. testa lateraler compressa, longitudinaliter costata, costis granulosis, margine irregulari. Long. 0,012. — Der Scheitel steht nur etwa $\frac{1}{2}$ von der Länge der Schale vom Hinterrande entfernt. Die Schale hat den Habitus von Hippoonyx, doch das Substratum ist unbekannt. — Im jüngern Grobkalk zu Dar bei Bordeaux. Vergl. Capulus und Pileopsis.

(G. H. Bronn.)

HIPPOPHAE L. Diese Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, gehört zur vierten Ordnung der 22ten Eintheilung Klasse. Ihr Charakter ist bei der männlichen Blume ein zweigetheilter Kelch, keine Korolle, und ungestielte Antheren; bei der weiblichen ein zweigepoltener Kelch, ein einfacher Griffel, und ein Fruchtstiel, aus welchem später eine einfasrige Beere wird. Die einzige bekannte Art, H. rhamnodes L. Sp. pl., welche im nördlichen Europa zu Hause ist, wird ein hoher Strauch mit an der Spitze dornigen Zweigen, linienförmig-längelförmigen, oben unbehaarten, unten weißlich-schwämmigen Blättern, und goldgelben Beeren. Dieser Strauch, welcher in der Engl. bot. t. 425. abgebildet ist, findet sich häufig in unseren Gärten unter dem Namen Sanddorn *). Die

26) Tabl. 4. 27) Basterot in den Mémoires de la Société d'hist. natur. de Paris II, t. (1825), p. 72.

*) Auch im nördlichen Asien findet sich dieser Strauch; er wächst auf Alpen und Jellen im August, besonders am Ufer resistante, in reifen, sanften oder heißen Boden bis zu 3000 Fuß Höhe, will, nicht nur niedrig, wird aber durch Kultur auch höher und sei und in den Gärten gewachsen über 10 Fuß hoch. Die Stämme, Ästgen, wohl ausdauernden Wurzel treiben in schiefer Richtung bis gegen 3 Fuß Tiefe; die sterrenden, blasse farnen, durch einander gewachsenen Zweige breiten sich schon von unten auf weit aus, und sind blüßig, befeuchtet an den ruthen förmigen Enden, mit langen, steifen, spitzigen Dornen besetzt, die aus den Blättern der Blätter kommen; die Rinde ist Anfangs grau, nimmt aber später ein schwarzbraunes und endlich ein rostgelbes Ansehen an; das Holz weißlichgrün oder gelblich, oft nach dem Kerne zu braun gefärbt, grob faserig, hart, sehr an glatt. Die im Herbst reifende, mit einer dünnen, glatten, fleischigen Haut umgebene Steinfrucht ist eine kleine, erbsengroße, röhre liche, glänzende Beere, welche eine umgekehrte eiförmige Gestalt und einen herben Geschmack hat, einen rautlichen, braunen Samen enthält, und bald nach der Reife abfällt. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, Wurzelstecklinge, Ableger und Schnittlinge; der Same geht aber erst im zweiten Frühjahre mit zwei rautlichen Samenbläschen auf. In Befestigung starrer Dornen und Dornen ist der Strauch sehr brauchbar, in sofern sie da durch sehr haltbar werden, und gewöhnlich, wo oft keine andere Pflanze vorkommen will, eben so zu bilden, schützenden Hecken und wegen seiner goldfarbigen Ähren und saftigen Beeren, zu Zäunpflanze. Sein Holz wird vom Altschler und Drechsler zu mancherlei kleinen Werten und Geräthe verwendet, (ist sich schon beigen, färben und

16) Tabl. 3. 17) Tabl. 1. 18) Tabl. 5. 19) Tabl. 12. 20) Tabl. 13. 21) Tabl. 2. 22) Tabl. 3. 23) Tabl. 1. 24) Tabl. 5. 25) Tabl. 3.

zweite von Rinné bestimmte Art, *H. canadensis*, bildet nebst *H. argentea* Pursh. eine besondere Gattung, *Shepherdia* Nutt. — *S. Spr. Syst. III, 902.* (Sprengel.)

HIPPOPHAGI. 1) *Sarmatae*, beim Ptolemäus ein Volk an dem östlichen Zuflusse des Rhodstroms (an der Kama), etwa in der Gegend des heutigen Perm, wo noch jetzt die Syrdjaner, ein Stamm von Halbnomaden, der Gemüthsheit des Benugens der Pferde als Schlacht- und Weisheit getreu ist, die der alte Geograph durch jenen Namen andeutet. 2) *H. Scythiae*, bei denselben ein Volk an der Ostseite des Imaus (hier der Altai), etwa nördlich der Irtysh- und Selengaquellen, wo noch heute Kalmückenborden mit allen Gewohnheiten der alten Skythen nomadisirten, und das Pferdfleisch als Leckerbissen aßen. (Beutichen.)

HIPPOPODES (Pferdebüßler), ein fabelhaftes Nordlandvolk des Pomponius Mela ¹⁾ und des Plinius ²⁾, welche diese Nachricht wahrscheinlich von älteren griechischen Geographen entlehnt hatten ³⁾. Die unersorglichen nördlichen Segenden der Erde boten dem Südländer im Alterthume zu Phantasiegeboten den weitesten Spielraum dar; auch mag die seltsame Tracht der Polarvölker, die sich ganz in Thierfelle kleiden, zur Täuschung Vieles beigetragen haben. Die Fußbedeckungen von Pelzwert aus Einem Stücke inogen dem an Sandalen, welche mit tierischen Wirmen besetzt waren und die natürliche Form des Fußes genau leben ließen, gewöhnlich Luge des Südländers wohl ein wenig pferdebüßlerartig vorgekommen seyn. Die vermeintliche Heimath der Hippopoden wird von Pomponius Mela ziemlich bestimmt angegeben; er setzt sie in die der Sarmatia Europaea gegenüber liegenden Gegenden. „Das den Sarmaten gegenüber liegende Gebiet, sagt er, erscheint wegen des wechseleigen Anstranges und Zurückwogens des Meeres, und weil die Räume, durch die es getrennt ist, bald durch die Meereswogen bedeckt, bald trocken sind, jetzt als Inseln und bald wieder als ein einzelnes zusammenhängendes Land. Hier wohnen die *Däonen* (Citerier), die nur von Hirn der Sumpfbügel und von Hasen leben. Auch soll es dafelbst Hippopoden geben und *Panoten* (Ganzohren), deren Ohren so groß und breit

sind, daß sie den ganzen Körper einhüllen und den Nackenden zur Kleidung dienen.“ Dann setzt Mela zur eigenen Rechtfertigung hinzu: „dies sind zwar nur Fabeln; aber dennoch sind sie von achtungswürdigen Schriftstellern aufgenommen worden.“ Plinius scheint dieselbe griechische Urkunde benutzt zu haben; er sagt in seiner Naturgeschichte: „Man spricht auch von *Däonischen* Inseln, auf welchen die Einwohner von Vögeln und Hasen leben. Von andern Inseln spricht man, auf welchen die Menschen mit Pferdflößen geboren würden, die man Hippopodes nenne; und ferner von Inseln der *Panotier* (Ganzohren, eine andere Uebersetzung hat für *Panotium* fälschlich *Fanesiorum*), auf welchen die übrigen ganz nackten Körper der Einwohner von ihren umgebenden großen Ohren ganz bedeckt würden.“ Solinus ⁴⁾ stimmt mit Plinius überein. Vergl. die Art. *Hellasiar* und *Oäonen*. (Aug. Wilhelm.)

HIPPOPODIUM, eine von Sowerby ⁵⁾ aufgestellte fossile Aufseggattung, die im Lias vorkommt und wovon eine Art: *H. ponderosum* von ihm abgebildet ist. (Braun.)

HIPPOPODIUS, Quoy et Gaimard (Zoophyta), eine Gattung der *Medusen* (Acalephae) von den genannten Begründern derselben zuerst beschrieben in *Annales des Sciences naturelles* X. daraus in *Isis* XXI. S. 338. Eschscholtz (System der Acalephen. p. 146) stellt dieselbe in die (2te) Familie *Physophoridae*, zwischen *Physophora* und *Rhyzophysa*, *Cuvier* (reges animal ed. 2. III, 287. unter dem falschen Namen *Hippopus*) in die Hauptgattung *Physophora*, zwischen die Unterartgattung gleiches Namens und *Capulites*. Ein Bruchstück des ganzen Thieres ward von *Bruguiera* in der *Encyclopédie méthodique*, Vers. pl. 80. f. 5. 6. und von *Orto* in *Acta nova Acad. Coes. Leopold.* XI. pl. 42. f. 3. unter dem Namen *Gleba*, als eigene Gattung aufgestellt.

Als Kennzeichen hebt Eschscholtz heraus: die Kängsäden haben fadenförmige Zweige, kugelig mit Hängigkeit gefüllte Bläschen stehen an der Wurzel der Zweige; die Schwimmfüße sind knorpelig und haben eine Schwimmblase, die mit einem Blatte halb überdeckt ist. Die Enden der Füße sind besonders an: „die Thiere, zusammen gebauet, frei, schwimmend, bilden Reiben von 6 — 9 Individuen, gruppiert um eine Schnur von Säulen und Stielstücken, welche sich sehr weit ausdehnen kann. Die einzelnen Individuen gleichen einem Korbbüschel, zusammen gebauet der Ähre einer Weige oder einem Hopfenbüschel.“

Die einzige Art ist *H. luteus*. Die Enden der Füße haben folgende Gestalt: „dieses Thier ist wieder eine von den Formen, die man schwer mit einem andern Thiere vergleichen kann; noch schwerer ist die Art des Lebens in diesen Individuen, welche sich beim geringsten Stoße trennen, zu begreifen. Unter einer großen

pollen und gibt Epasteride, Pfeilenöhre u. s.; seine Beeren, welche einen herben, sauren, gelben, färbenden Saft enthalten, werden am botanischen Wäschbecken in einer Kalkwasserlösung, an einigen Orten zu Fäulnissen benutzt, die haben einen unangenehmen Geschmack bekommen. Als Nahrung dient er mehr Zimmerpflanzen, wie z. B. den unvorbedachten Tsch. erhält in dem Nahrung von 4 oder Zweigen und Wälder eine Leberförmige, und Erde wird bleichgrün, mit Eisenmittel veredeltet Tsch. nimmt eine angenehme schwarzbraune Farbe an, welche sehr giftig ist, auf der eben so behandelten Erde aber etwas schwächer ausfällt, altes Tsch. Tsch. entlich und Erde bekommen eine giftige leberartige Farbe.

(Fr. Thon.)
1) *Mela de vita Orbis* III. 6. 2) *Hist. Nat.* IV, 27. 3) Der griechische Geograph Megasthenes er lebte zur Zeit des Seleucus Nicator und war der Verfasser einer indischen Geschichte. *Pro. Bertr. Thon: Geogr. Vet. Tom. I. Praef. p. 4.* (Schier) der Verfasser dieser Arbeit gewies zu sein; er hatte in seinem geographischen Buche von *Indien* (Indien), *Indien*, und *Indien* geschrieben.

4) *Polyhist.* XXX.

5) *Mineral Conch. of Great Britain* III. 1821. tab. 250.

Fig. 2.

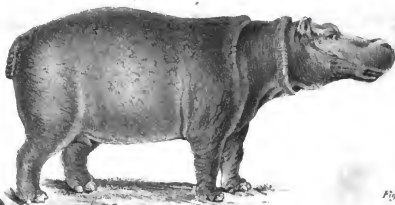


Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

Der Thier der Natur, Bild u. G. Schödel

Stad u. A. Blum in Leipzig.

Zur Allg. Kenntn. d. W. u. K. von Erich u. Gruber.

Menge ist man selten so glücklich, ein vollständiges Exemplar zu erhalten. Es bildet einen Kegel von der Länge eines Follis, und besteht aus 7 — 8 Individuen, die dachziegelartig und abwechselnd über einander liegen, so daß die größten die untersten sind; von einem der obern geht eine Giers- und Saugerschnur ab, läuft durch den Kanal, welchen sie durch ihre Zusammenhäufung bilden und hängt 8 — 10 Zoll lang hervor. Die untere Fläche des einzelnen Individuums ist ründlich, concav mit vier kleinen Spigen am Umfang der Concavität, welche zur Verbindung der Individuen dienen. Auf der Basis dieser Spigen erhebt sich eine kleine, sehr dünne, halbkugelförmige Klappe, 3 — 4 Linien breit und außer dem Wasser kaum sichtbar; durch ihre Zusammenziehung wird die Dräbzwegung bestimmt. Eine Seite des Individuums ist aufgeschwemmt, und dieser Ausschnitt bildet vereinigt mit dem der andern Individuen den Centralkanal. Die obere Fläche des Abiers ist ebenfalls concav. In der Mittellinie ist ein Streif, ohne Zweifel der Anfang des Ganges, der zur Ernährung dient. Ubrigens sind diese ziemlich derben, durchsichtigen, opalartigen Thiere von unten nach oben, in abnehmender Reihe geordnet; gewöhnlich gähnen 2 sehr kleine mehr abgerundete Individuen die Spitze des Kegels. Die Schnur der Fühlfäden und der Sauger hängt am häufigsten mittels eines kleinen Anhängels an der Spitze des Kegels, doch auch bisweilen an dem zweiten oder dritten Individuum; sie tritt willkürlich aus dem Kanal, der nicht über einen Zoll lang ist, heraus und zieht sich wieder hinein. Die Ausdehnung der Sauger, deren Bewegungen sehr rasch und lebhaft sind, erstreckt sich auf 7 bis auf 8 Zoll. Auf dem Stiele eines jeden und zwar auf einer Seite befindet sich ein ovales, schön gelber Körper, der gestreift und von einem spiralförmigen Faden begleitet ist. Zwischen den Fühlfäden hängt nur ein einziger verzweigter Centralstiel von Saugern hervor, während eine Gruppe von ziemlich zahlreichen Saugern fast nie aus dem Leibe vortritt. Wir haben nie mehr als 8 bis 10 Individuen zusammen gedrückt gefunden, in dessen kann man wohl denken, daß sie in größeren Massen vorkommen. Sind die Fühlfäden zurückgezogen, so bewegen sie sich horizontal, hängt aber die Schnur der Fühlfäden heraus, so schwimmen sie senkrecht, und das Schwimmen geschieht mittels der angezeigten Klappen. Es wirken nicht alle zusammen, sondern ein einziges ist im Stande, die Masse zu leiten; sind sie getrennt, so bewegen sie sich auch einzeln. Dasselbe gilt auch von den Fühlfäden und Saugern, welche auf diese Art über 12 Stunden leben können; um der besten Untersuchung willen muß man selbst zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen. Die Trennung der Individuen geschieht so leicht, daß wir sie fast immer einzeln antrafen; man findet auch vereinigte, welche nur die Hälfte des Kegels bilden, aber noch die Fühlfäden und Sauger am Gipfel haben. Wir können nicht sagen, wie die Ernährung bei denjenigen geschieht, an denen keine Sauger hängen, denn es zeigt sich kein Kanal, der vom dem einen zum andern lief und sie hängen so schwach an ein-

ander, daß man es nur ein Ankleben nennen kann, wie bei den Salpen." (D. Thon.)

HIPPOPODROMEN, Pflänker zu Ross bei den Makedoniern. Sie waren ungeharnischt, aus den beschnittenen Schößen, Sarmaten und Arabern genommen und mit Bogen oder leichten Wurfspeeren bewaffnet. Ihr Hauptgeschäft bestand im Aufspüren des Feindes und im Spähen nach Beute. Sie bildeten nicht eigne Scharen, sondern waren den leichten Reiterabtheilungen beigegeben. Vgl. Arrian an mehreren Orten.

(Brücken.)

HIPPOPOTAMUS, Linné (Mammalia), Nilpferd, Flusspferd. Eine Gattung Säugethiere, nach Cuviers Eintheilung (règne animal. éd. 2.) in die Ordnung Pachydermes gehörig, und zwischen die Gattungen Mastodon und Sus gestellt.

Die Kennzeichen sind nach Cuvier (l. c. I, 242.) folgende. An allen Füßen 4, fast unter einander gleiche Zehen, mit kleinen Hufen; in der obern und untern Kinnlade jederseits 6 Mahlzähne, von welchen die 3 vorderen kegelförmig sind, die 3 hinteren 2 Paar Spigen haben, welche jedoch, durch das Kauen abgeschliffen, das Ansehen von 2 einander gegenüber stehenden Kieblättern erhalten, 4 Schneidezähne in jedem Kiefer, von welchen die oberen kurz, kegelförmig, und zurück gebogen, die untern lang, cylindrisch, spitzig sind und nach vorn gestreckt liegen; in jedem Kiefer 2 Eckzähne, wovon der obere gerade, der untere sehr dick und zurück gebogen ist, beide nagen sich einander ab. Der Körper mässig, haarlos, die Beine sehr kurz, so, daß der Bauch fast auf der Erde liegt, der Kopf unmäßig groß, mit großer aufgeschwollener Schnauze, welche die starken, vordern Zähne umschließt, der Schwanz kurz, die Ohren und Augen klein. Der Magen ist in mehrere Säcke getheilt.

Cuvier spricht noch neuerdings (1829, Règne animal. éd. 2. I, 242.) nur von einer einzigen lebenden Art, aus dem mittlern und südlichen Afrika, und scheint also die früheren Angaben Daemoulin's (1825, Dictionnaire classique d'histoire naturelle. tom. VIII. Art. Hippopotame), welcher noch eine Art annimmt, nicht zugeben zu wollen, da er ihrer gar nicht gedenkt. Wir werden auf die Unterschiede beider Arten unten zurück kommen, vorerst aber das Allgemeine vorausgehen lassen, da Mehreres davon wohl beiden Arten zukommt, die bis jetzt von den Reisenden und Naturforschern nicht unterschieden worden sind.

Die Benennung dieses Thieres, aus dem frühen Alterthume und der griechischen Sprache herrührend, hat mehreren Schriftstellern, welche dasselbe wahrscheinlich bloß dem Namen nach kannten, zu sehr unvollständigen Beschreibungen desselben Veranlassung gegeben und nur Dioscor scheint das Richtigere getroffen zu haben, wenn er angibt, daß das Geschrei des Thieres dem Wüchern des Pferdes gleiche. Die Organisation des Flusspferdes selbst war lange Zeit nur unvollständig bekannt, wie aus dem Folgenden näher hervorgehen wird: Daß unter dem Behemoth des Buches Job das Flusspferd zu verstehen

fei, ist kaum zweifelhaft, obgleich die dort befindlichen Angaben ungenügend sind. Die Beschreibung, welche Aristoteles gibt (Hist. anim. II, 7.), ist voller Irrthümer. Er schreibt ihm zwar Aegypten als Vaterland zu, sagt aber weiter: das Thier hat die Größe eines Fels, die Mähne und die Stimme eines Pferdes, den gespalteten Fuß eines Ochsen; seine Schnauze ist kumpf, der Mund mittelmäßig gespalten, die Zähne stehen etwas vor, der Schwanz gleicht dem eines Schweines und die Haut des Rückens ist so dick, daß man Wurfspeie aus ihr machen kann. Man muß sich über diese sonderbare Beschreibung um so mehr wundern, wenn man auf die Quellen derselben zurück geht; denn sie ist fast ganz aus Herodot entlehnt, der doch was er selbst gesehen hat, so genau beschreibt. Dieser hat zwar noch einen Irrthum mehr, als Aristoteles (denn er sagt, daß der Schwanz des Flusspferdes dem des Pferdes gleiche), dagegen hat er auch wieder einen weniger, indem er die Größe desselben mit der der größten Ochsen vergleicht (Herodot. II, 71.). Man würde nach diesen beiden Beschreibungen zu glauben versucht seyn, daß die Alten unter dem Flusspferd ein anderes Thier verstanden, als wir heutigen Tages, wenn nicht Dioscor. (Lib. I.) uns darüber aufklärte; denn er gibt ihm seine wahre Größe, wenn er sagt, es sei 6 Vorderarme lang und sein Körper nähere sich an Umfang dem des Elephanten. Weiter aber gibt er an, es habe an jeder Seite 3 vorspringende Zähne, welche größer als die Dauer des Ohrs seien, doch läßt er ihm noch gespaltene Füße gleich Ochsenfüßen. Plinius, welcher recht gut diese Beschreibung kennen konnte, hat doch nur die des Aristoteles aufgenommen; doch gibt er die Größe nicht an und sagt von der Haut nur, man könne aus derselben Helme und Schilde machen, die unumdringlich seien, so lange sie nicht naß würden (Lib. VIII. cp. 25.). Er bringt aber noch den Irrthum hinzu, daß das Thier, wie die Seebunde, mit Haaren bedeckt sei (Buch 9. Kap. 12.). Plinius hätte indeß sich besser instruiren können, da er selbst erzählt (Buch 8. Kap. 26.), daß unter dem Nil *Scarus* ein Hippopotamus zu Rom gezeigt wurde. Auch wissen wir von Dion, daß Augustus bei dem Triumphzuge über die Kleopatra ein solches Thier mit auf führte. Nach Plinius Seitenfasse man mehrere Flusspferde in Rom. So ließ nach dem Zeugniß von Julius Capitolinus, Antonius ein drittes sehen, andere Schriftsteller erzählen, daß der Kaiser Commodus bei einer Gelegenheit ihrer 5 zeigte und bei einer andern eins mit eigener Hand tödtete; auch unter Helioagabalus und Gordianus konnte man dergleichen schauen. Nichts desto weniger haben die nach Plinius lebenden Schriftsteller keine bessere Beschreibung, z. B. Ammianus Marcellinus, der noch ausdrücklich erzählt, daß die Flusspferde seit der Zeit des Kaisers Julian aus Aegypten verschwunden seien.

Dagegen sagt Abdolkatif, ein Arzt aus Bagdad, der zu Ende des 12ten Jahrh. unter dem Schutz von Bodæddin, Begier von Saladin, ganz Aegypten durch-

wanderte (Relation de l'Egypte trad. par Sylv. de Sacy. 1810. 4.), daß die Flusspferde wieder im Delta erschienen seien. Nach seiner genauen Angabe finden sie sich in dem niedrigsten Theile des Flusses bei Damiette, sind sehr stark, von erschauenswerther Kraft, und bieten einen schreckbaren Anblick dar. Der H., sagt er, verfolgt die Kähne, wirft sie um und zertrübt Alles, wessen er von der Ladung habhaft werden kann, gleicht mehr dem Büssel als dem Pferde und seine raube Stimme ist der des Pferdes oder vielmehr des Maulfells ähnlich, sein Kopf sehr pumpy, das Maul weit gespalten, die Zähne sehr spiz, die Brust breit, der Bauch herabhängend und die Beine kurz. Weiter spricht er von einigen dieser Thiere, welche vom Nil nach Kairo getrieben wurden, und dort nur durch nubische Schmarje, in deren Lande das Thier sehr bekannt ist, getödtet werden konnten, fügt hinzu, daß ihre Haut schwarz, haarlos und sehr dick war, die Länge vom Büssel bis zum Schwanz 10 mittlere Schritte, ihre Stärke die dreifache eines Büssels betrug, daß Hals und Kopf das nämliche Verhältniß wie bei diesem Thier, hatten, der Mund vorn, oben und unten mit 6 Zähnen besetzt war, von welchen die äußern seitlichen einen halben Vorderarm lang, die mittlern nur etwas kürzer waren, daß in den Seiten der Kiefer eine Reihe von 10 Zähnen stand, welche die Größe eines Hühnerkies hatten, daß der Schwanz nur einen halben Vorderarm lang, fingerdick und haarlos, die Beine nicht höher als ein Drittel der Vorderarmlänge waren, daß die Füße denen des Kamels glichen, aber 4 Hufe hatten, und daß endlich der Körper dicker und länger war als dem Elephanten. Überseht man den Irrthum über die Bodenzähne, welcher sich indeß nun wegen ihres Banes leicht entschuldigt, so ist diese Beschreibung eine der genauesten aus früherer Zeit.

Besser als die Naturforscher und Historiker, haben die alten Künstler das Nilpferd dargestellt. So findet man es unter andern sehr kenntlich abgebildet, in Gesellschaft des Ibis, des Krokodils und der Lotusblasse, auf dem Fries der Statue des Nils im Palatium zu Rom, wo nur Füße und Zähne nicht ganz genau ausgedrückt sind. Auf dem, unter dem Namen der Mosaik von Palästina bekannten Kunstwerke, welches die Thiere Aegyptens und Arabiens darstellt, sind 5 sehr gute Figuren vom H., deren 2 durch Mohrenjäger von Phoeniz durchbohrt, das dritte schwimmend erscheinen. Das Bild von diesem entspricht ganz der Natur, es zeigt, wie das Flusspferd sich dem Strom überläßt, nur den Oberkopf aus dem Wasser reckend, um Ohren, Augen und Schnauze frei zu haben, hören, sehen und atmen zu können. Die Mägen von Phoeniz, der bis zu den Wasserfällen des Nils in Aegypten vordrang, zeigten sehr häufig diesem Lande entlebte Attribute und unter andern auch das Flusspferd mit dem Krokodil und dem Nilgott. Eine dieser Mägen in Angelo's Geschichte der Kaiser (Zaf. 149. Fig. 53.) zeigt das Flusspferd, mit einem darauf ruhenden Kinde, dabei befindet sich ein Krokodil, so wie auch auf einer andern solchen Mägen, welche in

dem Werk von Jakob de Bie über die Münzen der römischen Kaiser (Taf. 39, fig. 7.) abgebildet ist.

Diese Denkmäler ergänzen die Mängel der Beschreibung, und lassen keinen Zweifel über die wahre Anwendung des Namens Hippopotamus in früherer Zeit. Er erscheint immer unter den Symbolen Kappten, so wie sein Name überall unter den, diesen Kande eigenthümlichen Thieren. Es läßt sich also daraus der Schluß ziehen, wenn man auch keine andern Beweise dafür hätte, daß jene Abbildungen und dieser Name demselben Thiere zugehören.

Das christliche Europa sah kein lebendes Nilpferd; Belsa non war der erste neuere Schriftsteller, welcher selbst eines beobachtet konnte. Er sah es zu Konstantinopel und beschreibt es in seiner Naturgeschichte der Fische, indem er zugleich eine Abbildung nach einer Münze Hadrians gibt, wobei er jedoch den Irrthum auf der angegebenen Bildfaule des Nilis berichtigt, welche dem Thiere 5 statt 4 Zähne gibt; von den Zähnen sagt er nichts weiter, als daß sie denen des Pferds zu vergleichen. Geßner in seinem Thierbuche schreibt nur Belsa non nach. Ein halbes Jahr, nach diesem besaß ein italienischer Chirurgus Namens Zerenghi zwei Hippopotamushäute, Männchen und Weibchen, und gab eine sehr gute Beschreibung der Art, nebst einer Abbildung des Weibchens heraus. Aldrovandi, welchem er das nämliche Weibchen gezeigt hatte, hatte es für seine Naturgeschichte der Thiere zeichnen lassen, indessen ist es nicht diese Figur, welche in seinem Werke erscheint, sondern eine andere, die er seiner Angabe nach von Padua erhielt. Wahrscheinlich ist diese von Alpini; denn man findet sie in des Letztern Werke pag. 247. Der gelehrte Gaius Columna hatte von dem Thiere Zerenghis eine bei Weitem bessere Zeichnung machen lassen, welche mit einer guten Beschreibung im J. 1616 erschien und also früher, als die von Aldrovandi, selbst wenn man annimmt, daß diese von Alpini gewesen sei. Denn dieser Arzt verließ Venedig 1583, wo er 3 Jahre zugebracht hatte, und starb zu Padua 1617. Da man seine Naturgesch. Ägyptens erst im J. 1735 erschienen ließ, so fing dadurch der Gegenstand an, etwas verwirrt zu werden. Er überschrieb sein 12tes Kap.: vom Chaeropotamus u. Hippopotamus, und gibt die Zeichnung von 2 ausgestopften Häuten, von denen die eine einem ausgewachsenen, weiblichen Thiere, die andere einem Fetus angehört, welche er bei dem Pascha von Kairo sah. Beide Häute gehören offenbar dem jetzt so genannten Hippopotamus an, nur daß der Schädel und folglich auch die Zähne zugleich mit den übrigen Knochen bei dem Ausstopfen weggenommen worden sind. Er schließt aus dieser Abwesenheit der Zähne, daß dieß nicht der Hippopotamus der Griechen seyn könne, weil dieser etwas vorstehende Zähne gehabt habe, und da er einige Zeit nachher zu Alexandrien eine andere Haut mit Schädel und Zähnen sah, so gab er auch von dieser eine Abbildung, dieselbe, welche Aldrovandi schon geliefert hatte und schloß nun, daß dieß der wahre Hippopotamus der Griechen sei, weil er mit ihrer Beschreibung besser überein-

stimme. Aus dem Grunde glaubte er auch, daß die Figuren auf der Bildfaule des Nilis nicht den Hippopotamus, sondern ein anderes Thier darstellten.

Dieser Irrthum der Alten, daß nämlich die Zähne des Hippopotamus aus dem Maule vorständen, war schwer zu vermeiden, wenn man das Thier nicht lebendig gesehen hatte. Diese Zähne, besonders die Eckzähne sind so groß, daß man kaum begreift, wie sie von den Lippen bedeckt werden können; nun hatten aber die Alten schon viele solche Zähne gesehen, selbst da, als sie noch keinen Begriff von der Größe des Thieres hatten, welche sie der eines Fels gleich schätzten. Diese Zähne machten einen Handelsartikel aus und man wandte sie statt Eisenbeins zu den kostbarsten Kunstwerken an. So spricht Pausanias von der Bildfaule einer Götting, deren Gesicht aus solchen Zähnen gemacht war und Kosmas will zur Zeit des Kaisers Justinian einen solchen Zahn gesehen haben, der 13 Pfund wog. Indessen ist es Thatsache, daß man die Zähne des H. nicht sieht, wenn das Maul geschlossen ist, und mehrere Augenzeugen bestätigen dieß, ganz deutlich aber sieht man es an Köpfen, im Pariser Museum und anderwärts, deren Haut durch das Trocknen nicht zusammen geschrumpft ist. Die antiken Figuren, von denen wir sprachen, geben uns also ein treues Bild des Thieres, und die Annahme einer zweiten Art ist keines Weges erforderlich, um sie zu erklären. Alpini setzte das Vorhandensein einer solchen Art voraus, und behauptet, daß die Griechen sie Chaeropotamus genannt hätten. Man findet sich aber in keinem alten Schriftsteller dieser Name, wohl aber sieht man auf der gedachten Mosaik ein vierfüßiges Thier mit einigen kaum zu deutenden Schriftzügen, die man gemeinlich als *χοροία* liest. Da aber die Alten einen Chaeropithecus hatten, welches wahrscheinlich eine Art Mandrill war, und die fragliche Figur einem solchen einiger Maßen gleicht, so läßt sich aus derselben auf das Daseyn des Chaeropotamus nicht schließen. Herrmann in Straßburg, der die Stifflenz desselben behauptet, ward offenbar von seinen Ansichten über die Verbindung der Wesen durch eine fortlaufende Kette irre geleitet.

Was das Vaterland der Flußpferde betrifft, so ist dasselbe außer dem Nil, oberhalb der Wasserfälle, besonders das Kap der guten Hoffnung und der Senegal, auch weß man von vielen Reisenden, daß sie in Guinea und am Congo vorhanden sind. Bruce versichert, daß sie in Abyssinien im Nil (siehe weiter unten die Angaben von Kuppel) und im See Tsana sehr häufig sind. Le Bailant fand sie in allen Theilen des Kafferkandes, die er durchreiste und so scheint das südliche Afrika fast überall damit bevölkert. Es fragt sich nun, ob sie sich nur in diesem Welttheile finden? Nach einer alten Meinung dämmte schon Strabo (Libr. 15.), gestützt auf das Zeugniß von Nearchos und Eratosthenes, daß es dergleichen im Indus gebe, obgleich Meskriotes es behauptet; Pausanias stimmt mit den beiden ersten überein, aber Philostratos und Nonnos sind

der Meinung des Letzteren. Buffon widerspricht der Ansicht Michael Bohn's, der in seiner *flora sinensis* 1656 China als Vaterland angibt, so wie der Angabe Aldrovandi's (de quadruped. dig.) von einem Briele Alexander an Aristoteles, nach welchem sie im Indus einheimisch waren. Einne's Ansichten, daß sie sich in Afrikanischen Ländern, hat seine Auctorität für sich, obgleich Marsden (Hist. of Sumatra) behauptet, gestützt auf die Erzählung und Zeichnung Whatfield's, eines Küstenofficiers, daß sie an der Mündung eines der südlichen Flüsse der Insel vorkämen, und obgleich ferner die batavische Gesellschaft (Vol. I. 1799) den Hippopotamus unter die Thiere von Sumatra, unter dem malay'schen Namen Gonda: Ayer oder Kida: Ayer aufzählt. Cuvier in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, wirft die Frage auf, ob nicht der Hippopotamus von Sumatra mit dem Eucrotyro von Java, welches Newhoff abgebildet hat, ein und dasselbe Thier, schlecht abgebildet und schlecht benannt, sei. Schreber hat diese Figur aufgenommen und man wird schon an der Abbildung ungefahr sehen, in wie weit das Thier entsetzt ist. Diard und DuRoiel, welche Java und Sumatra fast nach allen Richtungen durchkreuzt haben, eine neue Art Rhinoceros und eine neue Art Tapir daselbst entdeckt, konnten doch weder einen Hippopotamus, noch den Eucrotyro auffinden. Vor der Hand muß also noch die Frage über andere Heimathsgenden des Flussperdes, als die oben angegebenen, unentschieden bleiben.

Was das äußere Ansehen des Flussperdes betrifft, so wird die Größe desselben sehr verschieden angegeben; das Weibchen soll 12 Fuß lang, 5 hoch seyn, 10 Fuß im Umfang haben, die Füße 2 Fuß dicke und hoch, der Kopf 2½ Fuß lang seyn, das Männchen dagegen 17 Fuß lang. Dagegen gibt Kuppel die Länge eines alten, von ihm an Ort und Stelle gemessenen Männchens nur auf 13½ Fuß von der Schnauze bis zum Schwanzende an. Vielleicht rühren diese verschiedenen Maße daher, daß manche von ausgestopften Exemplaren entnommen wurden. Die Farbe ist sowohl an ausgestopften, als lebenden, theils schwarz, theils schiefel-schwarz, theils lobfarbig; es scheint die Farbe auf das Geschlecht keinen Bezug zu haben, vielleicht deutet sie bloß Varietäten an, vielleicht sogar eine besondere Art. Die Haut ist fast nackt, am Halse zum Theil mit einigen größern Haaren, außerdem mehr oder weniger rissig, mit wenigen einzelnen Borsten besetzt, welche um die Lippen dichter stehen und länger sind. Die ganze Gestalt erkennt man am besten aus der Abbildung.

Die Flussperde halten sich theils einzeln, theils gesellschaftlich, wie es scheint, parweise, an den Ufern der Flüsse, oder auf den darin befindlichen Inseln auf. Sie geben meistens des Nachts ihrer Nahrung nach und ruhen in den Reis-, Mais-, Hirsen- und Zuckerrohrfeldern mehr durch Zerkleeren als Fressen, großen Schaden an. Man behauptete sonst, sie lebten auch von animalischer Nahrung, welches indessen nicht der Fall ist.

Sie schwimmen und tauchen gut, können aber nicht lange unter dem Wasser bleiben, sind sehr wild und oft den Menschen gefährlich, werfen ein Junges, welches an den 2 Brüsten in den Weichen gesäugt wird.

Man jagt sie um der Haut, des Fleisches und der Zähne willen; über die Jagd ist Kuppel (Reisen in Nubien, Kordofan etc. Fr. a. M. 1829) sehr ausführlich. „Die Harpunen, womit die Hanaut (Hippopotamus-Jäger) anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd (s. den Art. Crocodilus) verschieden; das Eisen endet in einer ovalen Platte, wie bei einem Radirmesser, die äußern Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugeschrift. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker langer Strich befestigt und an dessen andern Ende ein dicker Klotz von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tage leichter wieder aufzufinden. Die Hippopotamus-Jäger werfen ihr Wild bei Tag und bei Nacht an; der ersten Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgegen können. Einen Theil des Striches nebst dem Holzstück der Harpune nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzstiel; so nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tage auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Entseidern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genähert (etwa 7 Schritte), so wirft er kräftig die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt gleitend, bis hinter den Widerrist durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier stürzt sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluten, die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpunenfisen gebundene Klotz schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der F. geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe derwurf geschehen ist; zuweilen dringt dann die Bestie mit Muth auf ihren Gegner los und jermalmt ihn mit Einem Male in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall, der während unseres Aufenthaltes bei Schendi Statt hatte. Die reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein F. mehrere Stücke Kindele, die bei einem Masserad angebunden waren. Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzstiel, an welchen sie ein starkes langes Seil befestigen; mit dessen andern Ende fahren sie nach der herbei eilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehilfen befinden; jetzt zieht man mit dem Strich das Thier an; der durch den Widerstand verursachte Schmerz reizt seine Barke, kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, stößt das Fährzeug mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger hüten dem unterdessen nicht müßig; 4 bis 6 andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie es durch die Seile derselben, sich nicht an



*Seiten-, Ansicht eines Schädels von jugendlichem, Alter
von der Hälfte vollendet*

Zur. Allg. Encycl. d. N. u. N. von Fische u. Grosse

die Warte anzulehnen, und so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen langen Eisen sucht man dann das ligamentum jugi zu spalten; so tödtet man Eingebornen das Thier. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen H. zu groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geholt zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke an das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur 1—2 H. jährlich (in den Jahren 1821 bis 1823 einschließl.), wurden deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände). Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft; ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu seyn und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4—5 Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortheilhaften Peitschen (Kurbaßi) verarbeitet; eine Haut gibt 350—500 solcher Peitschen; die Zähne werden nicht benutzt. Einer der von uns erlegten H., ein ganz altes Männchen, schien seine größte Körper-Dimension erreicht zu haben und maß von der Schnauze bis an das Schwanzende 134 französische Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung 26 französische Zoll. Um ihn zu erlegen, kämpften wir mit ihm 4 Stunden lang und zwar des Nachts; wenig schloß, daß die Wüste unsere große Warte und mit ihr vielleicht alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erlöschte, welche den langen Strich an dem Holzfloß der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn, die beiden Jäger entliefen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Warte durchbohrt; bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Warte, alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wie überflüssig glaubten, aber nur nachdem 5 seiner Kugeln in einer Entfernung von wenig Fuß geseuert die schrecklichste Verwundung in dem Kopf und Körper des Thieres angricht hatten, gab der Koloss seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Kampfs; dieser riesenmäßige H. schloste nach Belieben unsere große Warte in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labirinth von Klippen gestürzt hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand solche demerzte. Hippopotami von der Größe des in Rede stehenden können von den Landeseingebornen, wegen Mangel eines Standrohrs, nicht erlegt werden.“

Nach den Angaben Le Vaillant's ist diesem im innern Afrika (s. dessen zweite Reise) die Jagd nicht so schwer geworden, obwohl die verwundeten Hippsterde ein Paar Meilen in den Strom gesprungenen Leute ver-

wundeten. Es scheint also, als ob die Wildheit dieser Thiere mit den Verlesungen zunehme.

Der Schädel des H. zeigt eine außerordentliche Form. 1) durch die gerade Stirnlinie von dem Hinterhauptkamm bis an's Ende der Nase; 2) durch das Hervortreten der Augenbogen in doppelter Richtung, nämlich über die genannte gerade Linie, so daß die Augen sehr hoch erscheinen, und von der Mittellinie nach Außen dergestalt, daß die Achsen der Augenhöhlen mit letzterer eine Art von Kreuz bilden; 3) durch die Anfangs fast cylindrische Form der Schnauze, welche sich dann plötzlich in 4 große Anschwellungen erweitert, von denen die beiden mittlern die Alveolen für die Schneidezähne, die äußern für die Eckzähne enthalten. Die Wurzel der Schnauze ist flach und erweitert, um den vordern Rand der Augenhöhlen zu bedecken; diese Erweiterung wird von dem Thranenbein und der Basis des Jochbeins gebildet. Letztes ist an der Seite der Nase viel breiter, als gegen den Rand der Augenhöhle, wo es eine kleine Ausbuchtung bildet. Das Thranenloch reicht übrigens ziemlich weit in die Tiefe des Jochkreuzes, wo das Thranenbein sich zurück biegt. Die Schläfengruben sind so sehr vertieft, daß dadurch der Schädel etwas weniger Breite bekommt, als der mittlere Theil der Schnauze beträgt. Sie haben zwischen sich einen geradlinigen Kamm und der Stirnwinkel, der sie von einander trennt, ist sehr stumpf. Zwischen beiden Augenhöhlen ist das Stirnbein vertieft. Das Wadenbein hat eine spitzige Apophyse, die sich hinter der Augenhöhle erhebt und den Kreis derselben fast schließt, es bleibt indessen zwischen der Spitze dieser Apophyse und dem Augenhöhlenrande des Stirnbeins ein kleiner Zwischenraum. Das Stirnbein, nachdem es den Augenbogen gebildet hat, setzt noch in einen schräg nach hinten gerichteten Kamm fort, der durch seinen Vorsprung die Schläfengrube von der Augenhöhle trennt. Dieser Kamm setzt noch auf das Seitenwand- und Epinenoidale hin fort. Das Epistern dieser beiden vereinigt sich in dem Letztern bis auf einen Zwischenraum von einigen Millimetern. Der Jochbeinbogen ist sowohl der Länge nach, als in horizontaler Richtung gerade, in der Letztern zieht er sich nach Außen, je weiter er sich nach hinten erstreckt, und der vorspringendste Theil desselben steht fast dem Kiefergelenk gegenüber. Die Ohröffnung ist ausnehmend klein und steht ganz hinter der obern Gräte des Jochbeinbogens. Die Nasenknochen sind sehr lang und schmal, sie erweitern sich an ihrer Basis durch eine kleine Spitze, die nach Außen zwischen dem Stirn- und Thranenbein steht. Die äußere Öffnung der Nasenlöcher ist senkrecht und soll rund und sie werden bloß durch die Nasenknochen und die Maxillarknochen, in welchen die Schneidezähne stehen, gebildet. Die untere Ansicht des Schädels zeigt eine ganz auffallende Erweiterung der Schnauze nach vorn, welche besonders von den Alveolen der Eckzähne gebildet wird, und ist außerdem noch dadurch merklich, daß die beiden Reihen der Backenzähne unter einander parallel sind, aber nach vorn sogar etwas aus einander stehen, ein Umstand, der bei keinem andern Thiere vorkommt.

Die Bildung der untern Kinnlade ist ebenfalls sehr merkwürdig. Ihre beiden Äste, fast parallel laufend, breiten sich bei ihrer Vereinigung, anstatt sich zu verschmälern, fast in ein vieredriges Stück aus, an dessen vordern Rand die Schneidezähne in einer geraden Linie stehen und dessen Ecken sehr vorspringen, um die Eckzähne aufzunehmen. Von der Seite betrachtet ist der Ast des Unterkiefers merklich durch einen stark nach unten vorspringenden Winkel, der nach vorn durch eine starke halbzielförmige Ausbuchtung begränzt wird; der hintere Rand des aufsteigenden Asttheils ist ausnehmend dick. Der Gelenkkopf bildet einen unregelmäßigen Cylinder und steigt von Außen nach Innen herab.

Sehr wichtig ist die Veränderung der Mahlzähne des H. nach Geschlecht, Zahl und Stellung in dem verschiedenen Lebensalter. Der Gänzzahl ist 6 auf jeder Seite, oben und unten, 24 im Ganzen, von denen, wie bei dem Pferde, die 3 vordern gewechselt werden, die 3 hintern ungewechselt bleiben. Auch findet sich, wie bei dem Pferde, ein Zahn nach vorne, welcher ausfällt und nicht ersetzt wird. Es finden sich also 4 Milchmahlzähne, von denen nur 3 gewechselt werden, und 3 hintere Mahlzähne. Die 3 ersten Milchmahlzähne und ihre 3 Stellvertreter haben eine eigenthümliche, kegelförmige, viel einfachere Form als die hintern. Der vierte Milchmahlzahn dagegen gleicht dem hintern durch seine zusammengelegte Form. Er wird durch einen einfachen Mahlzahn ersetzt, da aber zu gleicher Zeit der hintere Mahlzahn aus dem Kiefer tritt, so bleibt die Anzahl der zusammen gesetzten Mahlzähne immer gleich, nämlich drei. Die Form, welche Quvier eine zusammen gesetzte nennt, besteht beim H. wesentlich in 4 kegelförmigen Höckern, welche mit dem Rücken der gestalt parweise vereinigt sind, daß ein Paar vorn, ein Paar hinten in die Quere steht. Von diesen Höckern ist jeder an der Seite, mit welcher sie nicht zusammen stoßen, mit einer tiefen Längsfurche versehen, so daß die Krone des Zahns, wenn er sich abzunutzen anfängt, die Gestalt eines doppelten Kleeblatts (nach besser der Treffblattfigur der französischen Spielkarte) darstellt. Wenn die Abnutzung bis zu der Höhe herab gesunken ist, wo die Höcker sich vereinigen, so bildet sich für jedes Paar eine vierlappige Figur, und wenn die beiden Paare sich vereinigen, so sieht man nur ein krummliniges Viereck, welches die ganze Krone des Zahns einnimmt. Die beiden letzten Mahlzähne der untern Kinnlade haben noch nach hinten zu einen einfachen Höcker, er bildet nach der Abnutzung auf der Krone einen eiförmigen Fleck hinter den beiden Paar Kleeblättern. Die 3 ersten Milchmahlzähne bilden einen an den Seiten zusammen gedrückten schärfen, fast schneidenden Keil. Die 3 Eckzähne, welche ihnen folgen, sind ebenfalls kegelförmig, weniger zusammen gedrückt und haben an der äußern Seite 2 Furchen, so daß nach der Abnutzung aus ihren Kronen ebenfalls eine lappige Figur entsteht. Die untern Schneidezähne liegen nach vorn wie beim Schweine, sie sind cylindrisch und ruhen sich etwas an der Spitze ab. Ihr Wurzelscheitel, der in den Knochen steckt, ist sehr lang und rings herum der Länge nach gerieft. Die beiden mitt-

lern sind viel stärker und stehen nur ein Dritttheil weiter vor. Die obern Schneidezähne sind fast senkrecht nach unten gekrümmt und die äußern stehen viel weiter zurück, als die mittlern; diese sind innen, die seitlichen an ihrer äußern und hintern Seite abgenutzt. Bei den untern Schneidezähnen ist es umgekehrt der Fall. Die untern Eckzähne sind ungeheuer groß, zielförmig in die Höhe gebogen, im Querschnitt dreieckig, auf den beiden vordern Seiten gerieft, aber fast auf der ganzen hintern abgenutzt. Die obern Eckzähne sind viel kürzer und die Abnutzung findet auf einer schrägen Fläche, welche die beiden vordern Seiten einnimmt, Statt. Die hintere Seite hat eine tiefe Längsfurche. Die 12 vordern Zähne des H. sind übrigens immer an dem eigenen Gewebe ihrer Knochensubstanz kenntlich. Sie ist von der größten Härte und wenn sie auch die feinste Politur hat, so sieht man immer seine, dicke, mit dem Umriss des Zahns concentrisch laufende Streifen. Das Emaille hat nur eine mittelmäßige Dicke. Diese Zähne werden wegen ihrer Härte, ihrer glänzenden Weiße — sie sollen nie gelb werden — dem Elfenbein, besonders zu künstlichen Zähnen, sehr vorgezogen, aber im Handel häufig mit Wallroszhörnern verwechselt.

Was das übrige Skelett betrifft, so hat das Nilpferd 7 Hals-, 15 Rücken-, 5 Kreuz-, 8 Hüftgelenk- und 17 Schwanzwirbel, im Ganzen 47. Rippen sind 15 Paare vorhanden, darunter 7 wahre und 8 falsche. Der vordere Theil des Brustbeins ist wie eine Pfugschar zusammen gedrückt. Alle Dornfortsätze der Rückenwirbel sind nach hinten gerichtet, die der Lendenwirbel, mit Ausnahme des ersten, nach vorn. Der vorletzte und letzte Lendenwirbel und das Hüftgelenk, der erste Lendenwirbel und die letzte Rippe sind auch noch durch Quersfortsätze mit einander eingelenkt. Die Quersfortsätze der Halswirbel aber sind stark nach unten gewandt und nach hinten in Fortsätze verlängert, die einander zum Theil bedecken und dadurch offenbar die Bewegung des Halses erschweren müssen. Das Brustbein weicht von dem gewöhnlichen Bau in so fern ab, als es aus 3 Stücken besteht. Von diesen sind die beiden vordern bei Weitem größer als das kaum merkbare letztere, und bilden also fast die ganze Länge des Brustbeins. Beide sind gleich groß, an das vordere besitzen sich die 3 ersten Rippenpaare, jene allein, diese zugleich an das zweite, an dieses das dritte bis achte.

Beide Vorderarmknochen sind völlig zu einem breiten Knochen verwachsen, und ihre Trennung ist nur in der untern, kleineren Hälfte durch eine besonders vorn tiefe Rinne und durch 2 Öffnungen angebeutet, die sich am obern und untern Ende dieser Rinne befinden und von denen die obere etwas weiter von der obern, als die untere von der untern Gelenkfläche entfernt ist. Die Handwurzel ist kürzer und breiter als beim Rhinoceros. In der obern finden sich die gewöhnlichen 4, unter ihnen ein langes, mit der Ellbogengelenkfläche verbundenes Erbsenbein. Das Kahnbein ist am größten und breitesten. In der untern finden sich, ungeachtet nur 4 Finger vorhanden sind, 4 Knochen, die von innen nach außen zuneh-

men. Der innerste, kleinste, längliche etwas gebogene artikulirt bloß mit der innern Fläche des zweiten; der äußere, wie gewöhnlich mit den beiden letzten Fingern, doch hier nur zu einem sehr kleinen Theile mit dem letzten. Die Mittelhand enthält 6 vollkommene Knochen. Das sehr dünne Wadenbein soll bisweilen oben das Schienbein nicht erreichen (nach d'Alton), insofern erstreckt es sich bei dem Pariser Skelett auch nach oben bis zu diesem Knochen.

Der Magen, wenigstens vor der Geburt, hat eine lange, sehr darmähnliche Gestalt; der rechts von der Speiseröhre liegende Theil ist besonders viel enger und die beiden seitlichen Anhänge sind verhältnismäßig viel größer, fast eben so weit, als er. Der untere Anhang ist halb so lang, als der quere Theil, und dreimal länger, als der obere; der erstere entspringt rechts, der letztere links und hinten von der Speiseröhre. Der rechte quere Theil schlägt sich gegen den Pfortner hin nach links und unten gegen sich um, und verengt sich bis gegen den Pfortner hin bedeutend. Aus der Speiseröhre gelangt man zunächst in eine kleine mittlere Höhle und von hier aus in die beiden Seitenhöhlen, die durch eine unvollkommene quere Scheidewand von ihr, dem queren Magentheile und unter einander so geschieden sind, daß sich die Speiseröhre zunächst in die mittlere Höhle, das große Horn und den queren, rechten Magentheil öffnet, indem sich die Mündung von dem großen Horn über der unvollkommenen Scheidewand befindet. Dagegen liegt die Öffnung des kleinen Horns unter der Scheidewand und aus diesem scheinen die Speisen daher erst von der großen Höhle aus gelangen zu können. Die untere quere Wand des rechten Theils des Magens wird durch ungefähr 10 senkrechte Vorsprünge innen in Fellen abgetheilt. Mit Ausnahme des dem Pfortner zunächst befindlichen und umgeschlagenen glatten Theils ist die innere Fläche des ganzen Magens faltig und runzlig, nirgends der Angabe nach mit Oberhaut bedeckt.

Über den Zustand ist die Erklärung der Abbildung nachzuführen.

Bei dem Hippopotamus vom Cap (dem gewöhnlichen Nilpferd), sagt Desmoulins (a. a. D.), beträgt die Pfeilmitte wenigstens $\frac{1}{2}$ der Entfernung von der Hinterhauptnaht bis zu dem Ende der Nasenknochen, sie beträgt nur $\frac{1}{2}$ bei der Art vom Senegal, obgleich diese an sich größer ist. Die seitlich stehenden Schneidezähne der untern Kinnlade sind bei dem H. vom Cap mehr gebogen und die mittlere Schneidezähne mehr geneigt, als bei der Art vom Senegal. Die Eckzähne nutzen sich aber nicht auf dieselbe Weise bei beiden Arten ab, welches einen andern Mechanismus bei Bewegung der Kiefern, der Art ihrer Zusammensetzung und der Lage ihrer Muskeln voraussetzt. Beim H. vom Senegal ist der obere Eckzahn in der Hälfte seiner Länge abgenutzt und hat den untern etwas tiefer, als auf die halbe Höhe abgerieben, so daß die Spitze oder die Schneide dieses Eckzahns einen Zoll weit vom Rande der obern Zahnhöhle entfernt bleibt, insofern bei der Cap's Art diese Spitze über einen Zoll über dem obern Rande des Höders, wei-

chen diese Zahnhöhle an den Seiten der Nasenhöhle bildet, vorragt. Auch ist der untere Eckzahn bei der letzten Art um $\frac{1}{2}$ länger oder wegen des Verhältnisses des obern Eckzahns viel kürzer, indem der obere Rand seiner Schneide auf 2 Linien von der Alveole, der untere Rand auf 2 Zoll entfernt ist. Diese Abnutzung der Eckzähne der Caps Art hat auf das Alter keinen Bezug, indem das vergaltene Individuum jünger ist, als das vom Senegal. Die Fläche, in welcher sich die Eckzähne abnutzen, ist also bei dem H. vom Senegal mehr geneigt, als bei dem vom Cap. Die Naht, welche das Jochbein mit dem Jochfortsatz verbindet, bei dem H. vom Senegal geradlinig, endigt sich in der Gelenkhöhle $\frac{1}{2}$ Zoll oberhalb des Randes dieser Höhle, so daß das Jochbein auf diesen halben Zoll Theil an dem Kiefergelenk hat, insofern die Spitze des Jochbeins bei der capischen Art, scharf auslaufend, 1 Zoll vor dem äußern Rande der Gelenkhöhle endigt. Der Ausschnitt am Rückenwinkel des Schulterblattes, welcher beim H. vom Cap sehr deutlich ist, erscheint bei dem vom Senegal kaum merklich, obgleich dieses jenes um $\frac{1}{2}$ an Größe übertrifft. Die Ausranbung, welche man weiter bei der capischen Art zwischen dem röhrenförmigen Fortsatz und der Gelenkhöhle bemerkt, zeigt sich bei der senegal'schen Art nicht. Die rauhe Linie, welche den äußern Rand der Gelenkfläche des Schenkelbeins verläuft, ist auf dem äußern Gelenkkopf der Art vom Cap fast ausgerandet, von welcher Ausranbung sich bei der senegal'schen Art keine Spur findet. Der Schambeinrand der obern Beckenverengung, welcher in der Mitte durch 2 starke Vorragungen beim capischen H. ausgerandet erscheint, ist bei dem senegal'schen gerade und hat nicht einmal Spuren, weder dieser Hervorragung noch des Vorbruchs der Verbindung der Schambeine, welche diese Ausranbung trennt. Hiernach würden also zwei Arten des H. vorhanden seyn, welche insofern Fischer vorläufig noch als Varietäten der allgemein bekannten Art betrachtet. Nämlich (Fischer synopsis Mammalia 425):

H. amphibius Linné (aliorumque omnium except. *Desmoulins* l. c. — *νοταίος ιπποπόταμος* Aristoteles. — Buffon XII. t. 3. fig. pulli, t. 6. fig. 1. crani, 2. pedis. — Suppl. t. 62. 63. fig. *Allamand*. — *Allamand Hist. nat. du Gnon, du grand Gerbo et de l'Hippopotame*. Amsterd. 1776. — *Cuvier sur l'Hippopotame*. Annales du Muséum IV. t. 63 — 65 V. p. 66. — *Pander et d'Alton die Skelette der Pachydermen*. — *Dictionnaire des Scienc. nat. Planches*. Cah. 49.)

a) H. a. capensis, *Desmoulins* (l. c.); dentium primorum inferiorum lateralis valde arcuatis; intermedii admodum procumbentibus; lanarius minoribus; crista sagittali partem certe quintam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium sequente.

β) H. a. Senegalensis, *Desmoulins*; dentium primorum inferiorum lateralis minus arcuatis, intermedii minus procumbentibus; lanarius majoribus; crista sagittali partem vix tertiam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium aequante.

Nähere Untersuchungen müssen ermitteln, in wiefern sich diese Unterschiede als Artensymptome bestätigen und äußere Unterschiede müssen noch nachgewiesen werden.

(D. Thom.)

HIPPOPOTAMUS, Flusspferd, (Palaeont.) Im fossilen Zustande kennt man durch Cuvier's Untersuchungen vier Flusspferd-Arten, und von andern hat man Spuren; alle scheinen nach den Palaeotherien gelebt und ihre fossilen Reste in denselben neuen Gebirgsschichten, wie die Elephanten und Mastodonten hinterlassen zu haben.

1) *H. major* Cuv. ¹⁾ (*H. magnus* Krüg. ²⁾) stimmt sehr mit der lebenden Art überein. Es ist eben so groß, oder größer, von 15 — 17 Par. Länge, jedoch verhältnismäßig etwas niedriger als der Weinen. Die Hinterhauptleiste ist schmaler, die Schokogen sind länger und stehen hinten weniger aus einander, der verschmälerte Theil der Schnauze ist kürzer, die Crista sagittalis erhebt sich flacher, beide Unterkieferäste liegen näher beisammen und vereinigen sich unter einem schärfern Winkel ihrer innern Flächen mit einander, der Winkel des vordern und untern Randes ist weniger abgerundet, ein nach unten vorderender Winkel des Unterbisses befindet sich unter dem Eckzahn, welcher bei der lebenden Art ganz fehlt. Auch in den übrigen Theilen des Körpers lassen sich abweichende Dimensionsverhältnisse auffinden. — Vorkommen hauptsächlich im Oskantien-Schotland des obern Arnothales, von wo man i. J. 1809 in Florenz schon Reste von mindestens 11 Individuen, und im J. 1816 bereits ein fast ganzes Skelet zusammen gebracht, auch einzelne Reste in viele andere Sammlungen versendet hatte. Die Reste dieser Art sind dort mindestens eben so häufig, als die des Elephanten und Hirsches, und häufiger als jene vom Nashorn. Seltener finden sie sich, doch überall in ähnlicher Gefelschaft und ähnlichen Gebilden in der Gegend von Rom, um Montpellier, in der Auvergne, im Sande der Ebene von Grenelle bei Paris, zu Brentfort in Middlesex, in der Kirkbaler Höhle in Yorkshire und in Lancashire, wo nach Lee ³⁾ schon im J. 1700 ein ganz vollständiger Schädel im Torfe gefunden seyn soll, was jedoch Budland später zu bezweifeln scheint. Ganz neuerlich haben sich kostbare Reste dieser Art in der Höhle des Monte Grifone bei Palermo gefunden ⁴⁾, Budland ⁵⁾, Recci ⁶⁾, Trimmer ⁷⁾, Croiset und Robert ⁸⁾, Devèze de Chabriel und Bouillet ⁹⁾

haben noch vorzüglich zu deren Bestimmung beigetragen.

2) *H. minutus* Cuv. ¹⁰⁾ (*H. minor* Krüg. ¹¹⁾). Man hat Backen-, Eck- und Schneidezähne, Unterkieferstücke, Reste von Humerus, Femur, Becken, Hand und Fuß aufgefunden. Diese Art ist von der Größe eines Reulers. Die Zähne sind wie bei der lebenden Art gestutzt, aber die Backenzähne der obern Backenzähne greifen zwischen die der untern ein, wodurch eine eigenthümliche Abnutzung entsteht. Der halbmondförmige Fortsatz hinten am Unterkiefer ragt nicht allein unter dem untern, sondern auch noch weit mehr hinter dem hintern Rande vor. Vorkommen: häufig in einem harten Gestein aus 0,69 kohlensaurem Kalk und 0,31 Sand mit etwas Thon bestehend, aus der Gegend zwischen Dax und Tartas (Départ. des Landes), doch gesammelt bis jetzt nur im Pariser Museum. Wahrscheinlich ist dieses die zweite Art *Hippopotamus*, von welcher Bivona & Bernabè ¹²⁾ berichtet, 1830 ganze Skelette in der Höhle bei Palermo entdeckt zu haben.

3) *H. medius* Cuv. ¹³⁾ und Krüg. Man hat nur ein Unterkieferstück mit mehreren Zähnen. Der Größe nach steht diese Art in der Mitte zwischen beiden vorigen, doch näher der kleinen Art. Die drei hintern Backenzähne nehmen zusammen nur einen so langen Raum ein, als am lebenden; sie haben nicht die gewöhnliche kräftigere Verdickung um die Basis der Krone; die Kleeblatt-ähnlichen Flächen derselben sind minder deutlich, doch ist deren Abnutzung horizontal. Im Pariser Museum aus einem wahrscheinlich aus süßem Wasser abgeseigten Kalksteine von Saint-Michel de Chaligne (Dépt. de Maine et Loire).

4) *H. dubius* Cuv. ¹⁴⁾ (*H. minimus* Krüg. ¹⁵⁾). Man hat nur 3 Backenzähne. Das Thier ist von der Größe eines kleinen Schweines, kleiner als ein gewöhnliches. Alle 3 Zähne haben jeder 0,018 Länge, und die Form der Krone, welche bei *Hippopotamus* gewöhnlich ist; doch wagt sich die eine Seite derselben früher ab, als die andere, und mit ihnen sind Schneidezähne gefunden worden, die, wenn sie denselben Thiere angehört, eines der Geschlechter von *Mastomys* ausgeben müßten. Im Pariser Museum aus einer Kalkstein bei Maye (Sarthe), 20' tief, mit Krokodilzähnen.

5) Backenzähne eines Thier, welche kleiner als die lebende ist, und sich nach derselben nicht näher bestimmen läßt, sind von Crawford mit Überbleibseln anderer ausgestorbener Wirbelthierarten, zumal Mastodonten, aus den Divulval-Kieselfichten vom Travabadi im Birmanien reich nach London gebracht und von Clift ¹⁶⁾ untersucht worden.

(H. G. Brown.)

HIPPOPSIS, (Insecta), eine von Lepelletier de St. Fargeau und Servillier (Encyclop. méthod. Entomol. X. 336) aus *Eperda* Fabricius gefon-

1) Cuvier Ossem. fossil. I. 304—322; III. 380—389; IV. 493/ V. n. 501. 527. 2) Krüger Geschichte der Urwelt. I. (1823) p. 813. 3) Lee history of Lancashire. (Oxf. 1700.) 4) Bivona-Bernabè, vgl. Ausland 1830. 2. August. 5) Budland Reliquiae diluvianae (1824.) pag. 15. ff. VII. fig. 8—10; ff. XIII. fig. 72; ff. XXII. fig. 5. 6) Recci Descrizione osteologica dell'ippopotamo maggiore fossile. Modena 1820. abstrahit aus Memorie della Società italiana delle Scienze. XVII. 415 1822. 7) Trimmer in Philosophical Transactions 1813. 8) Croiset et Robert Recherches sur les Oustéens fossiles du dépt. de l'Yonne. 9) Devèze de Chabriel et Bouillet essai géologique sur la Montagne de Boulaie (1827) ff. XIV. fig. 1. und ff. XXV. fig. 8. 10) Cuvier l. c. I. 334—333; V. n. 527. 11) Krüger l. c. pag. 814. 12) Bivona-Bernabè, vgl. Ausland 1830. 2. August. 13) Cuvier l. c. I. 333—334. und V. n. 527. 14) Krüger l. c. p. 815. 15) Brown & Bernabè, p. a. c. 5.

Käfergattung, wie diese zu *Tetramera*, *longicornes*, *Tribo* *Lamiorae* gehörig. Patteille hat sie in seinem neuen System (*Cuvier* *Agne animal* ed. 2de) nicht aufgenommen. Die Fühler sind sehr lang, borstenförmig und stehen sehr hoch auf der Linie, welche die Stirn vom Scheitel trennt, in einer Ausbuchtung der Augen, mit ihrer Wurzel nahe an einander gerückt. Sie bestehen aus 11 Gliedern, welche, besonders die 5 ersten, an ihrem äußeren Ende behaart sind. Die Maxillarpalpen haben 4 Glieder, von denen das zweite und dritte fast kegelförmig, das vierte ziemlich lang eiförmig, cylindrisch und etwas zugespitzt ist. Der Kopf steht mehr als senkrecht stark nach unten gebogen, so daß sein vorderster Theil die Linie ist, auf welcher die Fühler stehen. Der Körper ist sehr lang, fast linienförmig. Der Thorax ist mehr lang als breit, cylindrisch, sein vorderer Theil nicht schmaler als der Kopf. Die Füße sind kurz mit dicken Spalten.

Es sind nur wenig Arten bekannt, welche alle in Brasilien leben und es wäre wohl möglich, daß das von den Fühlern genommene Kennzeichen bloß auf die Männchen paßt. Als Typus ist angeführt:

H. lineolatus. Die Länge beträgt 5 Linien. Der schwarzbraune Körper ist punktiert, die Fühler sind 2 Mal länger als der Körper, die vordere Seite des Kopfes ist gelbgrün, seine Seiten, die des Thorax und die Flügeldecken haben 3 Linien von dieser Farbe, von denen die innern sich gegen das Ende der zugespitzten Flügeldecken vereinigen. Die Seiten des Hinterleibes haben ebenfalls eine gelbe Längslinie, die gelbe Farbe ruht von kurzen, glatt anliegenden Haaren her. (D. Thon.)

HIPPOPUS (Palaeont.). Sowerby¹⁾ bringt mit einigem Zweifel zu diesem Geschlechte einige von Lamarck²⁾ zu *Cardium* und *Cardita* gebrachte Arten aus tertiären Formationen, welche äußerlich durch längliche, seitlich aufeinandergebrückte Gestalt ausgezeichnet sind, und deren Schließbildung nicht ganz normal ist. In der That verschwinden, wenn man die Schalen allein berücksichtigt, die Gränzen zwischen *Cardium* einer Seite und *Hippopus* und *Tridacna* anderer Seite, so sehr, daß man sie durch willkürliche Charaktere genauer festlegen, oder bei lebenden Arten die Organisation des Thieres zu Rathe ziehen muß.

Neue Arten sind: *Hippopus avicularia* Sow. (*Cardita* av. Lam.³⁾) = *Cardium lithocardium* Lam.³⁾), *Hippopus cymbalaria* Sow. (*Cardium cymbalaria* Lam.³⁾) (H. G. Bronn.)

HIPPOREAE, nach Plinius (Hist. Nat. VI, 10) ein schwarzes Volk Äthiopiens, welches seinen Leib roth bemalte; vielleicht auf der Insel Meroë zu suchen? (R.) *Hippo regius*, f. unter Hippo.

Hipporium, f. Hippo und Monte Leone.

HIPPORUM, wird als eine Stadt in dem Itin.

Antonin. bezeichnet auf dem Wege von Scollacium nach Belgium, 42,000 Schritt von letzterer Stadt entfernt, in der Gegend des Vorgebirges Zephyrium im Lande der Brutier, am südöstlichen Punkte Italiens; jetzt Torre Spartivento nahe am Capo Apartivento. (Wal. Cellar. I. S. 743 ff.) (Kannegiesser und Benicken.)

HIPPOS, hieß 1) nach Ptolemäus ein Fluß in Kolchis, südöstlich von Dioskurias, welcher sich wahrscheinlich mit dem südlicher liegenden Opanus verband. Strabo (XI. p. 761 und 765) und Plinius (Hist. Nat. VI, 4) erwähnen einen kolchischen Fluß dieses Namens, welcher in den Phasis mündet¹⁾. 2) Berg in Arabien, f. Hippo mons; 3) Stadt in Arabien, f. Hippo vicus; 4) Stadt in Jonien, f. Hippus; 5) hieß auch Hippo oder Hippon, eine palästinensische Stadt auf der Ostseite des See's Libérias und zwar da, wo der Jordan demselben entspringt²⁾. Man hält sie für einerlei mit Eschiba (f. den Art.), und dem heutigen Szammar. Nach Josephus³⁾ lag sie 30 Stadien südöstlich von Libérias und 60 nordöstlich von Gadara; Ptolemäus setzt sie nach Kolchis; sie gehörte zur Delapolis, erhielt von Pompejus, nachdem sie ganz wüste worden, auf's Neue Bevölkerung, kam durch Kaiser Augustus an Perodas, wurde aber im jüdisch-römischen Kriege abermals zerstört⁴⁾. Die Einwohner nennt Josephus⁵⁾ Hippinoi (Hippeni), Andere fälschlich Ipteni. (A. G. Hoffmann.)

HIPPOS MONS (bei Ptolem.), Desjardins (bei Niebuhr), ein unter 25° 35' Br. an der Ostküste des mittlern Theils vom arabischen Meerbusen (Bahr el Jebel), in der Landschaft Hebschas gelegener einzelner Berg, an dessen Fuß ein Ankerplatz sich befindet. Er ist steil und besonders von der Seeseite her in die Augen fallend. (Benicken.)

HIPPOS VICUS (bei Ptolem.), Hebban (bei Niebuhr), ein Ankerplatz an der Ostküste des Bahr el Hebschas, unter 25° 35' Br. gelegen. Nicht unwahrscheinlich ist aus dem Worte Hebban das griechische Hippo — wie Richard meint — entstanden, wofür noch das Zutreffen der Reihensfolge des Ptolemäos auf diesen Punkt deutlich spricht. (Benicken.)

Hipposelinum, f. Smyrnum.

HIPPOSTRATOS (Ἰπποστράτος), soll von Amarnikus abstammen, dessen Namen Homer¹⁾ nennt, und nach einiger Umwandlung des Mythis von Hippocoon (f. den Art. Nr. 4) die Periböa verführt haben²⁾.

(Schläcke.)

Hippostratos, f. Pythagoräer.

HIPPOTAË (Ἰπποταῖα), war ein Dorf zwischen Theben und Koronea, an der nordöstlichen Seite des Pelion gelegen, wohin die Mörder des Phokos, von

1) Sowerby genera of recent and fossil shells, no. 13.
2) Lamarck Animaux du Muséum. VI. p. 340; IX. t. 19. fig. 6.
3) Lamarck histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VI. 1. (1819) p. 19. no. 10. u. 11.

X. Gacph. v. M. u. R. Zweite Sect. VIII.

1) Cellar. Not. orb. antiqua. III. 9. §. 8. 2) nach Plin. Hist. Nat. V. 15. 181; Ptolemäus; Josephus in seiner Vita 31. 65; Euseb. Hist. eccl. 3) u. v. S. 4) Joseph. Antiquit. jud. XV. 7. 3. XVII. 11. 4. de Bell. jud. I. 20. 3. II. 6. 3. u. ep. 13. 5) de Bell. jud. II. 18. 5. Vit. 31.

*) II. XXIII. 630. **) Apollodor. I. 3. 4. und Heyne Osa. pag. 51.

demem Plutarch (amator. narrat. cap. 4.) redet, über Aufsucht nahmen.

Hippotades, f. unt. b. Art. Aelos (1ste Sect. 22b. S. 56).

Hippotas, f. Hippotae.

HIPPOTES (Ἰππότης), hieß 1) der Vater von Aelos II., vergl. den Art. 2) der Sohn des Königs Kreon oder Glaucos, welchen Medea nebst seinem mit Jason versprochenen Tochter umbrachte; - H. klagte sie beim Kreionpagos an, aber sie wurde frei gesprochen *). 3) ein Herakleide, stammte von Phylas Tochter, Medea oder Midea *), welche Antiochos Gemahlin war und den Namen seines Großvaters von mütterlicher Seite führte *). Er nahm Theil an dem letzten Zuge der Herakleiden in den Peloponnes. Unglück hatte die Herakleiden bei Naupaktos heimgesucht; H. tödtete den Erben Karmos *) mit dem Wurfspeer *), wofür sich Apollo fürchtbar rächte (vgl. den Art. Herakliden, 2te Sect. VI, S. 48), und H. mußte 10 Jahre im Exil leben *). 4) ein Trojaner, Vater einer Tochter, mit welcher Zeus den Gott der Winde, Aelos, gezeugt haben soll (vgl. den Art. Aelos); der Enkel hieß daher Hippotades *). (Schincke.)

HIPPOTHOA, Lamourouz (Zoophyta), eine Korallengattung, nach des Aufstellers Anordnung zu den Cellularien, in die Abtheilung der biegsamen nicht ganz steinigen Polypenstämme gehörend; die Polypen in nicht irritablen Zellen sitzend. Die Kennzeichen sind folgende: „der Stamm ist baarformig, überzieht andere Körper, ist ästig; die Äste sind divergirend, gegliedert, jedes Glied besteht aus einer einigen Spindel- oder scheffelförmigen Zelle; die Öffnung für den Polyp ist rund, sehr klein und liegt auf der obern Fläche und nahe am Ende derselben.“ (Lamourouz genres des Polypes t. 80. f. 15. 16.) Es ist noch eine Art bekannt, H. divergens, welche sich durch ihre Kleinheit leicht dem Auge des Beobachters entzieht, indem sie dem unbewaffneten kaum sichtbar ist, ob sie gleich wie Perlenmutter glänzt. Äußerst sonderbar ist die Art ihrer Verästelung. Es kommen nämlich aus dem distalen Theile der Zelle auf jeder Seite einander gerade gegenüber zwei andere, welche mit der ersten fast einen rechten Winkel bilden. Diese Koralle findet sich auf Hydrophyten im mittelländischen Meere, besonders auf Delosseria palmata. (D. Thon.)

HIPPOTHOË (Ἰπποθόη), eine Nereide, equicita; 2) eine Danaide, welche ihren Bräutigam Odrimos umbrachte **); 3) eine Amazone ***); 4) des alten Pelias Tochter, welche Medea überredete, den Vater zu ermorden, damit sie ihn wieder vom Tode erwecken und durch

Heilkünste jugendlich erneuern könnte. Sie gehört also zu den Peliden, die verschiednen genannt und gezücht werden *); 5) eine Tochter Poseidons und Ephythide's, Poseidons Schwester; Poseidon raubte sie und zeugte mit ihr auf den Schinaden den Tapphos, welcher Tappos grünte, und die ersten Bewohner dieser Stadt Thelebor nannte, weil er sich so weit von seinem Vaterlande entfernt hatte (ὅτι ἤλθοι τῆς πατρίδος ἰσθμῶς). Kanne *** hält die Gründung für einen Wandlungsmuthos; wandert eine Kolonie nach einer Insel, so ist sie die Tochter des einheimischen Fluusses, eines Helden, dem Vater von einem Gotte oder Helden geraubt. Auf der Insel Tapphos hatte sich eine Kolonie von Argos niedergelassen; dieß der Schlüssel des Mythos. (Schincke.)

HIPPOTHOONTIS HEROUM, Ἰπποθωντίος ἡρώων, von Hesyphos auch Ἰπποθωντίων genannt, war ein Denkmal zur Ehre des Hippothoon, eines der alten attischen Heroen, die unter der Bezeichnung ἡρώων bekannt sind, weil nach ihnen die zehn von Klisthenes eingerichteten Phylai der Athener waren benannt worden (Herodot. V, 66). Es befand sich an dem Wege von Athen nach Eleusis. Nach ihm hieß eine Phyle Hippothoonitis †). — Vgl. auch den Art. Attica (1ste Sect. VI, S. 228). (Kannegiesser.)

HIPPOTHOOS (Ἰπποθόος). 1) ein Sohn des Agyprios und der Arabia, welchen seine Verlobte, die Danaide Gorge, tödtete *); 2) ein Sohn des Hippotoon *), den Herakles tödtete mit seinem Vater und seinen Brüdern *); 3) einer von Priamos vielen Söhnen, die mit ihm den Verlust des Patroklos beweinten *); 4) ein Sohn eines Nachkommen des Teutamos, Kethos Sohn, angeblich von Ares stammend, führte vereint mit seinem Bruder Priados die Pelasger gegen Troja von Larissa aus *). Mit Ajax kämpfte er am Patroklos Leiche; um den Kumpf des Gefallenen schlang er einen Riemen, um ihn mit diesem zu den Trojanern zerüber zu ziehen; Ajax aber spaltete ihm den Kopf mit dem Speere. Sein Leichnam fiel in die Hände der Griechen, die ihn plünderten *). 5) ein Sohn des Poseidon, geboren von der schönen Alope *), der Tochter des alten Königs Kerkon *), welcher Poseidons eigner oder des Hephaistos Sohn war *). Das Kind wurde von seiner Mutter aus Furcht vor Kerkon ausgelegt, die Sache aber doch von diesem entdeckt. Vergt. das Aldere im Art. Alope. Nach seiner Mutter Tode in den Wald zurückgebracht, wurde H. von einer Stute genährt und hielten nachdem ihn in ihre Huten, nannten ihn Hippothoos oder Hippothoon (Hoffe tummelte oder Küsternähernd) *). Als Theseus auf sei-

1) Diodor. Sic. IV, 56. 2) Apollodor. II, 7, 8, 12. 3) Apollodor. I, 2, 3. 4) Hygin. Fabulae. Pausan. II, 4, 5. Er war der fünfte von Herakles, f. die Erklärer zu Valer. I, 3. Schol. Pindar. Olym. XIII, 17. Schol. Theokrit. V, 83. 4) Euseb. Praep. Ev. V, 20. Pausan. III, 12, 3. 5) Apollodor. II, 8, 3. Pausan. III, 13, 3. 7) f. Hippotades im Art. Aelos und Ovid. Metam. I, 481.

*) Heronum Opuscul. Vol. II, p. 210. Hesiod. Theog. 251. Apollodor. I, 2, 7. **) Hygin. Fab. 170. p. 208. ed. van Saveren. ***) Hygin. Fab. 163. p. 276.

*) Hygin. Fab. 24. p. 72. **) Apollodor. II, 4, 5. und Hygin. Oba. p. 129. ***) Eratost. d. Griech. S. XXXIV. †) Pausan. I, 5, 8. 38. Hygin. V. Inuymos. 1) Apollodor. II, 1, 5, 4. 2) das. III, 10, 5. 3) das. II, 7, 3, 5. 4) Homer. II, XXIV, 249. 5) II, II, 840. 6) II, XVII, 277. 288. 318. 7) Siehe die Apollodor. I, 39, 3. Annot. Vol. I. p. 141. und die Erklärer des Hesiod. I, 2, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

nem Auge durch Asfabien den Unhold Kerkeon getödtet hatte, setzte er den S., welchen er als Poseidons Sohn erkannte, auf seine Kisten in die großväterlichen Rechte. S. wurde, als Heros in einem besondern Tempel verehrt, *Ἰπποθωρεῖος* ¹⁾, ja in Athen empfangt sogar eine attische Pöble von ihm den Namen ²⁾. (Schincke.)

HIPPOTHOROS, nannte man den die Stute bespringenden Hengst; besonders wurde der Ausdruck vom Esel gebraucht, der die Stute belegt; bei dem Zeugungsakte wurde eine eigene Melodie gespielt, welche Hippothoros Nomos hieß ³⁾. (R.)

HIPPODIS R. et P. Fl. per. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der fünften Einneischen Klasse hat zum Charakter einen glattrandigen, blumenstielartigen, gefärbten Kelch, eine trichterförmige, rückwärts gekrümmte Korolle mit zurückgeschlagenen Lippen, ein getreutes Krüglein, welches den Fruchtknoten umgibt, eine zweispaltige Narbe und eine zweifächerige, mit dem Kelch gekrönte Beere. Die einzige, von Kutz und Pavon in Peru entdeckte Art dieser Gattung, *H. triflora*, ist ein Strauch mit eiförmig-ablangem, langausgespizten Blättern, dreiblumigen Blüthenstielen und bunten Blumen. — *S. Spr.* Syst. I, 761. (Spengel.)

Hippotom, Hippotomie (Pferdegergelleiter, Pferdegergelleitungsfunk), f. Zoonomie.

HIPPOOTOS (*ἵππος*), ein Sohn des Herakles von der Euböa, der Tochter des Theopios ⁴⁾. (Schincke.)

HIPPOTOXOTAE, Hippotoxoten, eine Gattung leichter Reiter im makedonischen Heere, meist aus thrakischen und sarmatischen Soldaten bestehend, mit leichten Brustharnischen und Lederhelmen, deren Hauptwaffe Pfeilgeschöß und Bogen waren, wobei denn auch ihr Name ⁵⁾. (C. W. Müller und Benicken.)

HIPPOTROCHOS, einer von Priamos Söhnen ⁶⁾. (Schincke.)

Hippozartos, f. unter Hippo.

HIPPOZYGOS (*ἵπποζυγος*), ein Sohn des Herakles, welchen ihm die Theopide Hippotrate gebar ⁷⁾. (Schincke.)

HIPPU AKRA, Hippu oder Hippi (equi) promontorium, nach Ptolemäus ein Vorgebirge in der afrikanischen Provinz Syrtica, westlich von der großen Syrtis, in der Nähe der Aras Placnoorum. (R.)

Hippucereus, f. Hippokrene.

HIPPURI PORTUS, nach Plinius (Hist. Nat. VI, 22.) Hafenort auf der Insel Taprobane; nach Andern soll es mit Hippu akra einerlei seyn ⁸⁾. (R.)

HIPPURIS, ist eine kleine Insel unter den Sporaden, die von den Scholasten zu Apollodor. V, 1712 bei Thera gesetzt, von Meli II, 7. neben Sparos, von Plinius IV, 23. neben Anaphe genannt wird.

(Kannegiesser.)

HIPPURIS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rajaden, und der ersten Ordnung der ersten Linneischen Klasse, deren Charakter in fast nackter Blume, einem Staubfaden, welcher an den Fruchtknoten angewachsen ist, einem einfachen Stiel und einem kugelförmigen, einsamigen Nüsschen besteht. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind krautartige, perennirende Wassergewächse. 1) *H. vulgaris* L. mit in Wirbeln beisammen stehenden, linienförmigen Blättern. In den Gewässern (vorzüglich den stehenden) Europa's und Amerika's. Abgeb. Engl. bot. t. 763. 2) *H. maritima* Hellen. (in *Wateri* Del. I, t. 1.) mit eiförmigen, vienzähligen unteren, und sechszähligen, linienförmig-lanzettförmigen oberen Blättern. An den Küsten des baltischen Meerbusens. (*H. tetraphylla* L. Suppl. — *S. Spr.* Syst. I, 19.) (Spengel.)

HIPPURIS, der Tannenwedel, (Palaeont.) Hippuris arvensis minor nennt Wolfmann einen Pflanzenabdruck aus schlesischen Kohlenwerken — Schlottheimia ternifolia v. Sternb.

Hippuris saxea nennt Scheuchzer (herbarium diluvianum 1723. p. 82. no. 229) eine andere Pflanze in Bütner's Coralligraphia subterranea (ff. I. fig. 4.), welche mit den lebenden Pflanzenarten des Gesteins Hippuris einige allgemeine Ähnlichkeit hat. — Val. Hippurites. (H. G. Bronn.)

Hippurit
Hippurita } f. Hippurites.
Hippurite }

HIPPURITEN-KALK, ein durch eingeschliffene Hippuriten und Radioliten charakterisierter Kalk, welcher in allen Fällen, wo Gebirgsart und Versteinerung genau bestimmt werden konnten, der Kreideformation angehörig war. *S. Hippurites.* (H. G. Bronn.)

HIPPURITES (von *ἵππος* und *οὐρά* = Pferdeschwanz), Pferdeschwanzstein, Hippurit, frang. Hippurite, ital. Ippurite. (Palaeont.) Mit diesem Namen haben alle Versteinerungssammler sehr verschiedeneartige Gegenstände bezeichnet, nämlich:

1) Abdrücke von hippuritis-ähnlichen Pflanzen; vgl. Hippuris.

2) Sternforallen, welche aus dem Sterne proliferiren, und aus welchen Goldfuß neuerlich das Geschlecht Cyathophyllum ¹⁾ gebildet hat. Da diese aber zuerst mit einem einfachen Sterne beginnen müssen, so hat man auch als Anfänge derselben Turbinolen, und aus Unachtsamkeit auch gestalt-ähnliche Garpophyllen u. dgl. dazu gerechnet. Doch waren hier die Ausdrücke Hippurites, Hippuriti gewöhnlicher, als Hippurita und Hippurites. In dem angeedeuteten Sinne indessen wird das Wort

11) Herod. u. d. B. 12) Crusier Symbol. Th. 2. C. 352, 553.

¹⁾ Plutarch. Conjugal. procepta.

²⁾ Apollodor. II, 7, 8, 4. Daraus geht ihm eine andere Mutter; vielleicht ist die Interpunktion falsch.

³⁾ Vergl. Arrian. IV, 24, 28.

⁴⁾ Hygin. Fab. 50.

⁵⁾ Apollodor. II, 7, 8, 9.

⁶⁾ Vergl. Cellar. Not. Orb. aet. III, 23. §. 43. n. 6.

1) Goldfuß Petrefacta Musaei Bononensis I. (1826) pag. 54.

Hippurites auch noch in von Schlotheim's Petrosaktenfunde ²⁾ genommen, wo aber die durch feistliche Verwachsung verschmolzenen Individuen getrennt bleiben.

3) Wegen der äußeren Ähnlichkeit mit den vorigen mögen früher schon manche der Muscheln mitbegriffen worden sein, woraus nachher de Lamarck ³⁾ und Montfort ⁴⁾ die Geschlechter Hippurites, Radiolites, Sphaerulites, Batolithes, Rapanister u. s. w. gebildet haben. In diesem wissenschaftlichen Sinne hat sich das Wort auch bisher erhalten, und bedarf einer weiteren Auseinandersetzung.

Hippurites. Es gibt eine ziemlich beträchtliche Anzahl fossiler Körper mit eigenthümlicher Struktur, von denen sich keine lebenden Analoga finden, und deren fossils Vorkommen auf die Kreide beschränkt zu seyn scheint. Sie bestehen im Allgemeinen aus einer dicken, grobblättrigen, zelligen, sehr unregelmäßigen, im Querschnitte mehr oder weniger runden, bald zylindrischen, bald umgekehrt kegelförmigen, etwas gebogenen Schale, welche mit ihrer Spitze oder mit einer Seite an andere Körper auf- und angewachsen, innen hohl und am dicken Theile des Kegels mit einem Dedeel von ganz ähnlicher Struktur verschlossen sind. Der Dedeel ist bald flach, bald konvex, bald kegelförmig und inwendig an seiner untern Seite mit einer kegelförmigen Ausbuchtung versehen. Man würde diese Körper für ungleichklappige Muscheln mit konischen Klappen erklären können, wenn beide Theile durch Schloß und Schloßband befestigt gewesen wären, von denen man aber so wenig als von dem Muskeleindruck eine Spur findet; man muß sie daher als Schale und Dedeel betrachten. Die Zellen, woraus die Schalen in ihrer ganzen Dicke zusammengesetzt sind, haben senkrecht auf die horizontalen Blätter der Schale betrachtet, eine zylindrische und unter rechtem Winkel gesehen eine rektanguläre Gestalt, und sind meist groß genug, um sich mit freiem Auge erkennen zu lassen. Auf einer Seite der innern Oberfläche der Schale laufen gewöhnlich 2 bis 3 hohe, gerundete Rippen von der Spitze zum Rande, welche 1—2 rinnenförmige offene Kanäle zwischen sich haben, und an der äußern Oberfläche durch eben so viele schwache, der Länge nach ziehende Vertiefungen und durch die Biegungen der Zuwachsstreifen angedeutet sind. Die innere Höhle der Schale ist gewöhnlich nicht leer, sondern unvollständig von einem Kerne ausgefüllt, dessen äußere Oberfläche fast überall mehr oder weniger von der innern der Schale entfernt bleibt, und der deshalb eine, zwar im Allgemeinen bestimmte, doch von der der Höhle nur wenig abhängige Form hat. Er besteht, der Ausbuchtung beider Schalen entsprechend, aus zwei mit der Basis unter einem stumpfen Winkel zusammen stoßenden und meist nur lose zusammen hängenden Kegeln, daher

er Birostrum genannt wird. Der untere dieser Kegel kann sich der Quere nach oft in mehrere regelmäßige Glieder theilen, was darauf hindeutet, daß Averscheidewände in der Höhle der Schale gewesen seyn müssen, die auch oft in der leer geliebten Schale vorgefunden werden, oft aber, da sie eine eigenthümliche Struktur und Zusammensetzung besitzen, ohne die Schale zerstört worden sind. Oft gehen sie unvollständig nur durch einen Theil der Höhle quer durch. Wenn sie daher in der leeren oder vom Kerne erfüllten Schale nicht wahrgenommen werden, läßt sich daraus noch nicht folgern, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Ähnlich der Basis beider Kegel des Kernes und der Schale ist gewöhnlich ein leerer, zuweilen aber durch einen eigenthümlich stiftig-blättrigen Kern erfüllter Zwischenraum, in welchem Des Moulins den Abdruck von brachiopodischen Aethmungs-Organen zu erkennen geglaubt hat, durch welche sich beim Versteinerungsprozeß wohl auch die innere Höhle im Körper des, die Schale bewohnenden Thieres gefüllt, und so das von der Schale getrennte Birostrum gebildet haben könnte, an das sich zuweilen noch die Ausfüllungen einiger vom Thiere verlassenen Kammern im Grunde des untern Kegels angefügt hätten. Die Konservirung des leeren Raumes zwischen Kern und Schale würde auf eine sehr derbe Konsistenz des langsam verwesten Thierkörpers schließen lassen, etwa wie bei den Ascidien (welche aber, wenn sie von einer äußern Schale eingeschlossen wären, wohl sicher minder konsistent seyn würden). — Manchmal ist später die ganze Schale mit Hinterlassung des Birostrum's allein zerstört worden, in welchem Falle man dieses öfters unmittelbar als Konchyl von besonderer Form, oder als genau ausfallenden Kern einer Bivalve betrachtet hat, aus deren eigenthümliche äußere Form man aus jenem schließen zu dürfen glaubte. Die bisherigen genaueren Untersuchungen verdankt man größten Theils Des Moulins ⁵⁾.

La Peyrouse ⁶⁾ hat zuerst eine ziemlich beträchtliche Anzahl dieser Konchylien aus den Pyrenäen sammend, unter dem Namen von Orthoceratiten und Ostraciten beschrieben, und Lamarck ⁷⁾ schon früher diejenigen Arten, in deren Innerem Spuren von Scheldewänden zu erkennen waren, unter dem Namen Hippurites vereinigt, sie zu den polythalamischen Cephalopoden gebracht, und die erwähnte Rinne längs der innern Oberfläche als Analogen des Siphon der Polythalamien betrachtet. Die übrigen Arten aber vertheilt er in die zwei Geschlechter Radiolites de la Mithelle und Sphaerulites Lam. ⁷⁾ und bildete aus diesen nebst einigen andern Geschlechtern seine Familie der Radiaten. Das zweite unterscheidet sich von dem ersten dieser Geschlechter nur dadurch, daß die Schale weniger kegelförmig verlängert, flacher, blättriger und an der innern Oberfläche mit einigen zufälligen zahn-ähnlichen Uneben-

2) v. Schlotheim Petrosaktenfunde. (1820) S. 351. 3) de Lamarck Systeme des animaux sans vertebres. Paris 1801. de Lamarck Histoire naturelle des animaux sans vertebres. VI. 1. (1819) 230—234. VII. (1822) 506—508. 4) Denys de Montfort Conchyliologie systematique I. (1808) 266. 334. 336.

5) Ch. Des Moulins Essai sur les Sphaerulites etc. Bordeaux 1826. 6) De Lapeyrouse Description de planc. nouvel. especes d'Orthoceratites et d'Ostracites. Erlangen 1781. fol. 7) Mith.

beiten besetzt war. Aus deren Kernen bildete er sein Geschlecht *Birostrites* *). Andre deutlicher vielkammerige Arten wurden von Montfort *) zur Bildung seiner Geschlechter *Batolites* und *Raphanister* neben *Hippurites*, und noch andre von Sowerby *) für sein Geschlecht *Amplexus*, und von Thompson *) für das feine, *Cornucopia*, verwendet. Vielleicht gehört auch des alten d'Orbigny's *Caprina* *) hierher. Verschiedene Kerne von eigener Form veranlassen die Annahme der Geschlechter *Judomia* Deffrance *), *Ichthyosarcolithes* Desmarest *) oder *Rhabdites* de Haan *), bis man das wahre Verhältniß einsah, zu dessen Beleuchtung Deshayes *), des Roulin's und Rouillard *) das Meiste beibrachten. Doch ist noch zu erwarten, wie sich d'Orbigny's, des Sowerby's, und Rouillard's Widerspruch lösen wird, da Ersterer behauptet, vom *Ichthyosarcolithes* Exemplare mit 4—5 Umgängen der Windung zu besitzen.

Diese sämtlichen Formen müssen also von den Cephalopoden jedenfalls entfernt werden wegen ihrer ganz abweichenden Struktur, wegen des zelligen Gefüges, des Dedels auf der Schale und des äußerlichen Angewachsenseins derselben. Des Moulins bildet aus ihnen mit Einschluss des Geschlechtes *Calceola* die Klasse *Rudista*, nachdem schon früher die andern Lamarck'schen Geschlechter dieser Abtheilung für Brachiopoden erkannt worden waren. Er glaubt wegen der Hölle im Innern des Thieres, in der sich das Viscerum abgedrückt habe, wegen dessen angelegter derben Konсистенz und wegen der ebenfalls mutmaßlichen Bronchien derselben, daß die Rudisten einer Gattung der Ascidien verwandt gewesen, wo man Rudimente einer Schale wohl auch gefunden; andrer Seite aber findet er an der zelligen Struktur der Schale, in ihrem Angewachsensein, in ihrer Form selbst, wie Spinnhaus, eine Annäherung zu den Salanen, nur daß bei jenen alle Klappen des Dedels in eine einzige verschmolzen worden seien. Bei Lamarck müssen die Rudisten daher zwischen den Cirrhopoden und Tubicolen, bei Cuvier zwischen den Brachiopoden und Cirrhopoden, oder zwischen den Tubicolen und Ascidien, bei Férussac zwischen den Cirrhopoden und Brachiopoden, bei Blainville zwischen den Ascidien und Cirrhopoden eingeschaltet werden.

Diese Klasse erhält nun nach Des Moulins nur eine Familie, *Calceoleae*, gebildet aus den Geschlechtern *Sphaerulites*, *Calceola* und *Hippurites*. Sollte sich aber

zeigen, daß *Calceola* eine zellige Schale und einen Kern bezeichneter Art nicht besitze, so könnte man zwei Familien annehmen, die *Calceoleae* im engeren Sinne mit einem schloßähnlich gezähnten Rande an Schale und Dedel, und die *Acadines* ohne solche. Lebensfalls aber ist unnatürlich, mit Des Moulins das Geschlecht *Calceola* zwischen die zwei andern Geschlechter zu stellen, da es mit diesen nur wenig, sie unter sich aber so viele Verwandtschaft besitzen, daß man sie oft schwer selbst unterscheiden kann.

Das Geschlecht *Hippurites* erhält nunmehr folgenden bestimmteren Charakter:

Hippurites Deshayes. *), Lam. *), Bosc *), Des Moulins *).

Hippurites + *Batolites* Férussac *), Cuvier *).

Hippurites + *Batolites* + *Raphanister* Montf. *)

+ *Cornucopiae* Thompson *).

+ *Amplexus* Sow. *)

Hippurites + *Amplexus* Bronn *).

Orthoceratites Lapeyr. *)

Testa maxime inaequalivalvis, subcylindracea; Valvae: inferior apice attenuata, elongata, pariete laterali adhaerens, externa rugis incrementis instructa, intus nunquam striata, cavitate pseudoseptis transversis divisa, carinis internis 2—3 approximatis (aut subnullis) praedita; — superior plana, centro quandoque subprominula, nunquam conica. Cellulae majusculae. Birostrum lobis bialis obtusissimis, non articulatum.

Dieses Geschlecht unterscheidet sich daher nach Des Moulins' Bestimmung von *Sphaerulites* hauptsächlich durch den steten Mangel fast vordiehender Blätter an der Oberfläch, durch Mangel an Längstreifung an den innern Wänden, durch eine verlängerte Spitze am untern Rand, durch den wie kegelförmig sich erhebenden Dedel, durch die zwei stumpfen Ränder des Birostrum, welche wie gliederweise aus einander fallen. Aber die Übergänge zwischen beiden Geschlechtern sind so mannigfaltig, daß es nicht immer leicht ist, in der Wahl zwischen beiden sogleich zu entscheiden.

Die Arten sind zahlreich, aber viele nur sehr unvollkommen bekannt und daher manche derselben noch zweifelhaft. Das südliche Frankreich von den Pyrenäen bis zur Schweiz, die große Alpenkette aus ihrer nördlichen und südlichen Seite, die Gebirge Dalmatiens haben bisher die meisten Arten geliefert, welche immer in Gesellschaft von *Sphaeruliten* vorkommen scheinen.

A) Carinis internis tribus.

1) H. radiosa Des Moul. (p. 141. ff. IX. fig. 2.)

Testa turbinata, crassa, abbreviata; cellulis incon-

19) Die Note 16.

20) de Lamarck Histoire etc. VII,

596—598.

21) Bosc im Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle.

22) Die Note 5.

23) de Férussac Tableaux systé-

matiques des animaux mollusques. (1822.) p. XL.

24) Cuvier le règne animal. 2de édit. (1830) III, 120.

25) Die Note 4.

26) Die Note 11.

27) Die Note 10.

28) Bronn System urweltlicher Conchylien. (1824) p. 2.

29) Lapeyrouse Deshayes etc.

8) de Lamarck Histoire etc. VI, 1. 235. 9) Die Note 4.
10) J. Sowerby Mineral Conchology of Great Britain. I. t. 72.
11) Thompson im Jour. de Physique, an X. t. II. 12) D'Orbigny in Mémoires du Mus. d'Hist. nat. de Paris. VIII, 68.
13) Deffrance im Dictionnaire des Sciences naturelles. XXIV, p. 229—231. 14) Desmarest im Jour. de Phys. t. LXXXV, p. 50. 15) De Haan Monitoirum et Gossalitorum monographia. (1825) p. 160. 16) Deshayes in Annales des Sciences naturelles. 1825. Juin, 205. 17) Rouillard in les Mémoires de la Société Linnéenne de Bordeaux. IV. 18) Deshayes d'Orbigny tableaux méth. des Cephalopodes. (1826.) p. 72. 78.

apicinis; valvis: inferiore hinc adhaerente, transversim rugosa, longitudinaliter striata, hinc longitudinaliter trisulcata, intus carinis tribus obtusis — superiore radiatim elegantissime striata, ad apicem carinarum emarginata. Long. 6" Paris. Lat. super. 4". In Kiesel umgewandelt, auf Gelftern um Gendrieux in Perigord (*Des M.* und um Heime (Hoenigk). 10)

2) *H. rescata* Desfr. (Dict. p. 196) *Des M.* (p. 143). Testa valvis: inferiore intus carinis tribus ad imam cariatum productis instructa; superiore Long. 2". Diam. 1". In Menge zu St.-Paul-Trois-Châteaux (Drome). Keine Schidewände sind innerlich sichtbar. [Schwerlich dürfte mit Hönigshaus dazu noch die folgende Art zu bringen seyn.]

3) *H. cornu-vaccinum* n. s. Testa cellulis magnis, elongato-turbinata, curvæ; valvis: inferiore apice incurva, longitudinaliter dense et aequaliter striata, striis aut rugis incrementitiis omnino destituta, intus longitudinaliter obsolete sulcata, carinis tribus dorsalibus aut lateralibus e basi oriundis et infra marginem terminatis instructa, dissepimentis nullis aut dissolutis. — superiore birostro Long. 10" — 11"; Diam. super. 4" — 4". — In harter Kreide am Unterberg im Salzbürgischen³⁰⁾ genannt. Der Deckel scheint immer von der Schale getrennt und das werden sie „verkeimerte Kuddörner“ genannt. Der Deckel scheint immer von der Schale getrennt und das durch die Bildung eines Birosfers gebindert worden zu seyn, den man bei den Sphäraliten gleichwohl antrifft.

4) *H. basales* n. s. (*H. organians* Lajard, Toulouzan et Negret³¹⁾). Testa cellulis inconspicuis ...; valvis: inferiore polygono-cylindrica, elongata, subflexa, latere longitudinaliter cum alia binis aut singula connata; interstitiis liberis longitudinaliter sulcata striata: sulcis tribus remotis profundioribus; notis incrementitiis exterioribus vix ullis praeditis; intus longitudinaliter deplanato-sulcata, carinis tribus inaequalibus remotis aucta; dissepimentis nullis dissolutis. — valva superiore; birostro Long. 1" Diam. 3" — 1". Die drei Keile im Innern sind gerundet, der Stellung nach den drei tiefsten Furden der äußeren Fläche entsprechend, wovon die zwei äußeren und 1/2 der Peripherie der Schale von einander entfernt und an Größe am verschiedensten sind. — Von Gage bei Marfelle in harter Kreide, aufgefüllt mit Kalkspath. — Diese Art gehört zur Abtheilung Batolites Montfort und Cuv., sie unterscheidet sich aber durch die drei Keile im Innern, wenn anders Lapeyrouse und Montfort richtig gehabt haben. Vgl. *H. organians*.

B) Carinis internis duabus.

5) *H. cornu-pastoris* Des Moul. (p. 141. tl. X. fig. 1. 2. 3), testa cylindraceo-elongata, tubiformi,

inferne attenuata, plus minuscule curvata; cellulis maximis longitudine latitudinem superantibus; valvis: inferiore transversim rugosa, longitudinaliter grosse arguteque regulariter costata, fasciis longitudinalibus duabus inaequalibus eleganter obtuseque regulariter striatis, carinis internis duabus, sulco duplicatis approximatis, — superiore subplana, laevi, nunc concentricae substriata, nunc radiatim irregulariter subplicata; birostro lobis obtusissimis, brevibus; septis incrementitiis deciduis. Long. 6", Lat. 2 1/2". In härtester Kreide des Strinbaches Graefel zu Pöhl bei Perigueux (Dordogne).

6) *H. cornucopiae* Desfr. (Dict. p. 196; Blaine. ms. lac. tl. 58 bis. fig. 1.). *Des Moul.* (p. 144) Testa valvis: inferiore carinis duabus indivisis obtusis instructa; septis crassis, deciduis Long. 3" — 4"; Diam. sup. 2 1/2". In der Gegend von Reapri auf und an einander gewachsen.

Anm. Davon scheint verschieden zu seyn die Art, welche Thompson Cornucopia nennt³²⁾. Sie ist gebogen, verlängert, kegelförmig; 10" Engl. lang, oben 2 1/2" dick; mit deutlichen Zellen, außen schwach nach der Länge gestreift, hat innen 2 Kiele. Der Deckel ist schalenförmig in der Mitte von außen und innen fast 1", am Rande 2" dick [3]. Die Fontänen, welche reichen Linsenkeimschnecken deutlich. Die 2 Kiele sind 3/4 des innern Durchmessers hoch. Vorkommen am Cap Passaro in Sizilien in großer Menge.

7) *H. organians* Des Moul. (p. 146); Orthoceratites à gouttière en tuyaon d'orgue Lapeyrouse. (p. 5 und 35 tl. X.). Batolites organians Montf. (l. 334 — 336); Batolithes Cuv. (règn. III. p. 120); Batolites Féruss. (dict. class. II. 224); *H. fistulae* Desfr. (dict. p. 197). *Des Moul.* (p. 146); — Knorr. (lapid. dilut. test. II. u. p. 256. tl. 3^{er} fig. 2. tl. 3. a. fig. 13.)

H. testa; valvis: inferiore elongata, irregulariter cylindrica, leviter longitudinaliter striata, cum alia binis, quibus pluribus lateraliter connata, coarctata, striis incrementitiis, externis raris, intus carinis binis, dissepimentisque numerosis confertissimis ubique praedita. Long. 1" — 3". Diam. 3/4" — 1". Diese Art ist sehr unvollständig bekannt. Defrance, welcher nur die Abbildung bei Lapeyrouse, nicht auch jene bei Montfort zitiert, gibt nichts an, doch kennt *H. fistulae* von Batolites organians unterscheiden. Er erwähnt nur der äußeren schwachen Längensstreifung, deren Montfort nicht ausdrücklich gedenkt, wogegen dieser dem Batolites zwei Kiele ertheilt, deren keiner Erich Defrance nicht gedenkt, obgleich Lapeyrouse, auf den sich auch Montfort bezieht, ausdrücklich von zweien spricht. Sollten aber die zwei letztern nur freigewordene Kiele statt drei gehabt haben, so würde diese Art mit *H. basales* zusammenfallen. — In harter Kreide; in den Gorbiers, den Borden der Pyrenäen,

30) Hönigshaus in v. Leonhard und Breun Jahrbuch der Mineral. 1830. 3^{ter} IV. 81) v. Leonhard in Leonhard's Jb. 1832. 2^{ter} v. Villeneuve in v. Leonhard u. Breun Jahrb. 1830. 2^{ter} 163. 82) In Villeneuve Statistique du dépt. des bouches du Rhône. I. p. 376.

33) Novella di Letteratura, Scienze, Arti e Commercio. Neapol. II. 1801. Giffiffer in Willebrand's Archiv f. Geologie u. IV. 1804. 2. 1 — 6. Thompson vgl. Note II.

zu Montferrand unserm Alet. (Lapeyr.); in den Hochalpen (Montf.).

8) H. filolideus Catullo³⁴⁾ (p. 173. tf. VII. fig. A. B. C.) H. testa conico-cylindracea, subareolata, intus septis transversis in loculos distincta, extus sulcis longitudinalibus dilatatis, leviter sinuosis, striis incrementiis nullis, carinis duabus. Long. 5"; Diam. 2½". In den Kalkbergen Belluno's [Name entsprechend dem Worte filolideus!].

* Carinarum numero incognito, operculo biemarginato.

9) H. rugosa Lam. (hist. 598), Des M. (143): testa cylindraceo-attenuata, crassissima, transversim rugosa, fovea duplixi in margine valvae superioris planae. Long. 8" 10". — Ganz versteinert. Aus den Pyrenäen.

10) H. curva Lam. (hist. 598), Des M. (143): testa conica, curva, rudi; valva superiore plana; fovea duplixi in ejus margine. Long. 3". Ganz versteinert; daher.

11) H. bioculata Lam. (syst.), DeFrance (dict. p. 197. atlas), Blainv. (malac. tf. 58 bis. fig. 2), Des Moul. (p. 145). — Orthoceratites Lapeyr. (p. 27. tf. VI. fig. 4. tf. VII. fig. 1—4.) — Parkinson³⁵⁾ (III. tf. VIII. fig. 1.) — Bronn³⁶⁾ (p. 8. tf. I. fig. 18.). H. testa extus laevi; valvis: inferiore rugis incrementiis remotis, — superiore plana, punctis impressis instructa, prope marginem ad apices carinarum binarium pertusa. Long. 6". Diam. sup. 14". Nach Lapeyrrouse sind Außen nur zwei Rinnen vorhanden, welche den Kielen im Innern entsprechen. — Von Alet in den Corbières (Lapeyr.), und zu St. Baume und Les Trois-frères bei Marseille. (Laj., Toul., Negr.)

** Carinarum et operculi lacunarum numero incognito.

12) H. striata DeFr. (dict. p. 196), Deshay. (dict. cl. VIII, 229.), Des Moul. (p. 144). — Orthoceratites operculo gibboso Lapeyr. (tf. VI. fig. 1—3. p. 25). H. testa conica curva, extus obtuse longitudinaliter striato-sulcata, valva superiore centro gibbosa. — Long. max. 6". (Lapeyr.). — Nach Lapeyrrouse scheinen nur 2 innere Kielen vorhanden. — In hartem Kalk, von Alet (Lapeyr.), und zu Mandach im Canton Bern. (DeFr.)

13) H. sulcata DeFr. (dict. p. 196. Atlas fig. 3.), Blainv. (malac. tf. 58 bis. fig. 3.), Des Moul. (p. 145). Orthoceratites Lapeyr. (p. 23. tf. V.). H. testa extus sulcis longitudinalibus argute carinatis instructa, valva superiore plana, reticulata, Reteporam acuminata. Long. max. 2"; aliis long. 6", lat. 1½" Von Alet. Lapeyrrouse erwähnt äußerlich nur einer Rinne.

14) H. dilatata DeFr. (dict. p. 197), Des Moul. (p. 145). — Orthoceratites Lapeyr. (p. 29. tf. VIII.

fig. 5.) H. testa abbreviata, extus sulcata, valva superiore complanata. — Long. 1", Diam. 2". — Von Alet.

15) H.? Raphanister Des Moul. (p. 147.) — Raphanister campanulatum Montf. (p. 338—340). Boac (Nouv. dict. d'hist. nat. XXIX, 18). — H. testa fere cylindracea, extus quasi subarticulata, articulis campanulatis, centro proliferis. Long. 6". Innere Ergänzung unbekannt. In Eisengruben zu Montbard.

16) H. Amplexus Des Moul. (p. 148). — Amplexus coralloides Sow. ³⁷⁾ (I, 165. ff. 72.), Bronn ³⁸⁾ (p. 8. tf. I. fig. 13.). — Orthoceras Féruss. (dict. cl. I. 500), Blainv. (dict. des sciences nat. XXXII. 192), DeFr. (ib. Suppl. 29.)

17) H. Fortisii Cat. ³⁹⁾ (p. 171. tf. VI. fig. B. b.) testa subelongata — conica curva, sulcis longitudinalibus crassius, undatis, stria longitudinali subdivisis, varicosis; striis incrementiis transversis raris. Long. 5". Diam. 2½". — Anzahl der Kielen... — Von Bors bei Aspago im Bellunefischen, nach Catullo in Zurafal; doch mit Kreberrückenerungen.

18) H. triculatus Cat. ³⁹⁾ (p. 172), Fortis ⁴⁰⁾ (viag. tf. VII. fig. 14.) testa elongato-conica, leviter arcuata, sulcis longitudinalibus crassius; apertura planotruceata. Long. 2". Diam. 7". Die Exemplare von Bors haben einen einfachen Mund, jense von der dalmatischen Insel Simoskoi, welches Foetis abtildet, scheint mit einem Ring um die Öffnung versehen zu sein. Dieser sehr ähnlich ist eine Art, welche Fortis in seinen Memoires pour servir à l'histoire naturelle de l'Italie (I, 150) beschreibt und (tf. VI. fig. C) abbildet. Er stammt von Montfenestra bei Asolo. Nach gebührt Catullo einer minder vollständigen Art von Bors, der ein von der Diablerets bei Ber erhaltenes Exemplar sehr ähnlich sei, welches in einem Stücke des dortigen schwarzen Kalkes mit Cerithium diaboli und C. lemniscatum eingeschlossen sei. Ein drittes Exemplar in der Sammlung Castellii's sei, einer von Kaujas-St.-Rand eigenhändig gesammelten Etiquette zu Folge, von diesem aus dem Monte San Stefano bei Castellgombeo gefunden worden, der ganz aus terästem Gesteine bestehe.

In Dalmatien scheinen die Hippuriten und Sphäriten sehr verbreitet, und nach den Rummulinen die häufigsten Versteinerungen zu sein. Der Güte des Dr. Michabelles verdanke ich Exemplare von Pola, die aber so hart mit dem Gesteine verwachsen sind, daß sie nicht bestimmt werden können. Fortis erwähnt ihrer an verschiedenen Stellen. Dazu scheint noch manche von ihm so genannte Infrustrationen in Kreide und Kalk und manche früher für Knochen gehaltenen Reste zu gehören. Es auf den Inseln Ghergo, Deseo, Ugljan, Simoskoi, Ragogniza u. s. w.

34) Catullo Zoologia fossile delle provincie Austro-Venete. (1827.) p. 171—178. 35) Parkinson Organica remains of a former world. III. 36) Strolz. Notiz 22.

37) Edle Note 10. 38) Edle Note 28. 39) Edle Note 34. 40) A. Fortis Viaggio in Dalmazia. I. (1774.) p. 9. A. Fortis Saggio d'osservazioni sopra Pizola di Cherso ed Oserso. (1774.) p. 106.

Partsch⁴¹⁾ zieht dergleichen noch auf den Klippen bei Corzova, die er zum Zufallgebilde rechnet.

Lajard, Loutouan und Negrel⁴²⁾ zitiren zu St. Baume und Les-trois-frères bei Martigue am Stang de Berre unsern der Rhone-Mündungen, außer vielen Kadiolithen noch H.-cylindricus, H.-longicostatus, H.-elongatus, H.-laevigatus, jedoch ohne Beschreibung oder Abbildung davon zu geben, weshalb sie einer genauen Vergleichung mit obigen Arten noch bedürfen.

Auch zwischen Toulon und St. Marimin, am der Perte du Rhone und auf dem Gipfel des Brejon bei Genf kommen Hippuriten vor. (Briefliche Nachricht von Leopold von Buch.)

(H. G. Bronn.)

Hippurium f. Isis Hippuris.

Hippus (alt. Geogr.), f. Hippos.

HIPPUS, wird von Meta I, 17, eine Stadt bei der Mündung des Rhodanus in Kleinasien genannt, welche andere Geographen Gippo nennen. Vossius vermutet daher, daß an dem hier befindlichen Felsen, welchen Valerius Maximus I, 8. Equi saxum, Strabo aber *ἵππου* nennt, ein Städtchen angebaut worden sei, welches von dem Felsen den Namen erhalten habe. Das Städtchen Gippo, welches sich dort noch findet, hält er für das Hippus des Meta.

(Konngieser.)

HIPPUS, ein Nebenfluß des Rioni (des Phasis der Alten), welcher in das schwarze Meer fällt. Er heißt jetzt Tchemisgual, und der alte Name ist jetzt ganz unbekannt. (J. C. Parri.)

HIPPUS, Equus (scil. pupillae), Augenpferd (von ἵππος, Pferd, wahrscheinlich wegen des scheinbaren Springens), das merkliche Zittern der Iris, mit schnell wechselnden Erweiterungen und Verengerungen der Pupille. Auch hat man damit den Augenliederkrampf (Nictatio, Blepharospasmus) bezeichnet oder die steten, gleichsam zitternden Bewegungen der von der Stirnhaut getrennten Iris darunter verstanden (s. unt. Krampf).

(Wiegand.)

Hippyes, f. Hippys.

HIPPYS, auch HIPYS, selbst in der offenbar fehlerhaftesten Lesart Hippas vorkommend, aus Aegium, blühte um 3. 490 vor Chr. und schrieb das erste historische Werk über Sicilien, *ἱστορίαι Σικελίας*, welches ein gewisser Mnes in einen Auszug brachte, fern über die Ansiedelungen in Italien, *ἱστορίαι Ἰταλίας*, auch 5 Bücher sicilischer Denkwürdigkeiten, *Σικελικά*, dann Zeitbücher, *χρονικά*, ebenfalls in 5 Büchern, dergleichen 3 Bücher argolischer Vegetabilien, *Ἀργολικά*, wenn diese vorgeschlagene Lesart im Euidas mit d. B. richtig ist. Alle Evidenzen haben *Ἀργολικά* zu Gunsten. Da aber dieser Schriftsteller besonders die alte Geschichte Siciliens und Unteritaliens behandelt hatte,

so dürfte man vermuthen, daß ein sicilischer Name, z. B. *Ἀργυρῶντιν*, darunter verborgen liege. Indes hing die Kolonisierung Siciliens und Unteritaliens mit der Geschichte des Peloponnes zusammen und der Geschichtschreiber jener Länder mußte sich nothwendig auch mit Forschungen über diese Halbinsel befassen. Stephanos von Byzanz ant. d. B. *Ἀργάς* führt auch von Hippus, dem Rheginer, an, daß er von den Arkadiern zuerst den Ausdruck *Ἀργολικά* gebraucht habe. Es bleibt daher die Lesart *Ἀργολικά* immer noch sehr wahrscheinlich. Er soll sich nach Euidas auch zuerst in der Parodie und Epilambe versucht haben. Allein auch diese Angabe ist sehr verdächtig gemacht, weil Hippus erstlich ein Geschichtschreiber und kein Dichter gewesen, zweitens die Erfindung des Epilambus allgemein dem Hipponar beigelegt werde und drittens der Altmetrik *Ἰσχυρά* dicht vor *Ἰσχυρ* im Euidas stehe und die letztere Nothig durch Abschreiber leicht von jenem auf diesen übertragen werden konnte^{*)}. (Pet. Fr. Konngieser.)

Hipsicrates, f. Hysicrates.

Hipsitanae aquae, f. Fordingiana.

Hipsois, f. Ipsos.

HIPSTEDT (Johann), aus Bremen gebürtig, besuchte mehrere niederländische Hochschulen, machte dann eine Reise durch Holland, Frankreich, England, Italien und Preussland und wurde 1648 erst zu Franeker, dann an dem Gymnasium seiner Vaterstadt als Professor und Rathsbibliothekar angestellt und starb am 31. Dec. 1681 im 70sten Lebensjahre. Er schrieb *Collationes philol. in Epist. ad Roman.*; *delineatio ecclesiae Dei tum sub Vet. tum sub Nov. foed. Oecom.* (Drem. 1677 teutisch; Haag 1679 holländ.) und einiges Andere^{**)}. (R.)

HIPTAGE, Gartn. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighiaceen und der ersten Ordnung der 10ten Linne'schen Klasse. Ihr Gharakter besteht in einem fünfgetheilten, an der Basis drüsigen Reich, fünf gefranzten Blumenblättern, Staubfäden, von denen einer länger ist als die übrigen, und drei einsamigen, viergeklümmten Fruchten mit ungleichen Klügeln. 1) H. *Madagascariensis* Gartn. (Fract. II. t. 116), mit eiförmig-lanzettförmigen, lang zugespitzten Blättern, und am Ende stehenden Blüthentrauben. Das Vaterland dieses Strauchs ist Ostindien. (H. bengalensis L., unieapularis Lam., Molina racemosa Cav. diss. IX. t. 268, Gärtnera racemosa Roxb. corom. I. t. 18.) 2) H. *obtusifolia* Cond. Prodr., ein Strauch mit umgekehrt eiförmigen, fast flachlich-lumpfen Blättern, und in den Blattachsen und am Ende stehenden Blüthentrauben. In China. (Gärtnera obtusifolia Roxb. catal. calcut.) — E. Spr. Syst. II. 329.

(Sprengel.)

Hippy, f. Hippys.

^{*)} Vergl. die Noten in der Ausgabe des Euidas von A. B. et. unt. Aegium ad l. p. 31.

^{**)} Hätte das. biograph. u. Söcher's Gelehrtenlex. 2. Th. 1622.

41) P. Partsch Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Metea. (1825.) S. 41. 42) Vergl. Note 32.

Sabur ddu'l aṭṭaf (301 — 334 Chr. de Sacy; 300 — 330 Cichb.)

5) Amru (II.) b. amru'l-fais عمرو بن عمرو reg. 30 J. ¹¹⁾; davon 24 J. 6 M. unter Sabur ddu'l aṭṭaf; 6 J. 6 M. unter Ardeschir b. šabur. (334 — 367 de Sacy; 330 — 360 Cichb.)

6) Aus b. Islam اوس بن قلام, ein Usurpator aus dem Geschlechte der Amaleiten, reg. 5 Jahre unter Ardeschir b. šabur. (360 — 70 Cichb.)

7) Amru'l-fais (II.) en = naber عمرو القيس reg. 25 Jahre; 8 J. 6 M. unter Ardeschir b. šabur; 5 J. 6 M. unter Sabur b. šabur; 11 J. unter Bahram b. šabur; 5 J. 3 Mon. unter Isdebescherb. (367 — 400 de Sacy; 370 — 400 Cichb.)

8) Noeman b. amru'l-fais النعمان بن امرئ, Erbauer von Ghavarnak und Sebit, reg. 50 Jahre ¹²⁾; davon 15 J. 8 M. unter Isdebescherb; 14 J. 4 M. unter Bahramgur b. šabur. (400 — 480 de Sacy; 400 — 425 Cichb.)

9) Mondfar b. noeman النعمان reg. 44 Jahre; 8 J. 9 M. unter Bahramgur; 18 J. 8 M. unter Isdebescherb; 17 J. unter Širuš b. šabur.

10) Asvad b. mondfar الاسود بن النعمان reg. 20 Jahre; 10 J. unter Širuš; 4 J. unter Balasch; 6 J. unter Kobad (460 — 480 de Sacy.)

11) Mondfar (II.) b. mondfar المنذر reg. 7 Jahre unter Kobad b. Širuš (480 — 496 de Sacy.)

12) Noeman (II.) b. asvad reg. 4 Jahre unter Kobad.

13) Abu dšafar b. alkama ابو جعفر بن علقمة, reg. 3 Jahre unter Kobad.

14) Amru'l-fais (III.) b. noeman reg. 7 Jahre (496 — 520 de Sacy.)

15) Mondfar (III.) b. amru'l-fais reg. 49 Jahre, davon 23 J. unter Kobad, 26 J. unter Anuschirvan b. šabur (520 — 23 de Sacy.)

16) Hareš b. amru الحارث بن عمرو (523 — 81 de Sacy.)

17) Mondfar III. zum zweiten Male, ein Zeitgenosse des Dichters Amru'l-fais (531 — 64 de Sacy.)

18) Amru b. mondfar reg. 16 Jahre unter Anuschirvan; im 6ten Monat seines 9ten Regierungsjahres, Geburt Mohammeds Geburt registrierte Amru noch 7 Jahre 6 Monate. (564 — 76 de Sacy.)

19) Kabus b. mondfar قابوس بن المنذر reg. 4 Jahre unter Anuschirvan. (576 — 584 de Sacy.)

20) Schahart der Perser شهرت الفارسي reg. 1 Jahr unter Anuschirvan.

21) Mondfar (IV.) b. mondfar reg. 4 Jahr 8 Monate unter Anuschirvan, 5 J. 4 M. unter Hormos b. anuschirvan. (684 — 88 de Sacy.)

22) Noeman (III.) b. mondfar (IV.) Abu Kabus النعمان بن المنذر ابو قابوس. Zeitgenosse des Dichters Kabus dšobijan, reg. 22 Jahre; davon 7 J. 8 M. unter Hormos b. anuschirvan, 14 J. 4 M. unter Kosra b. hormos, von welchem er getödtet wurde. Mit ihm hört die Dynastie der Sackmiden auf. (583 — 611 de Sacy.)

23) Esas b. kobejša et dšai und El-Bahradšahنيس بن قبيص الطي — البخرجان الطي, der Perser der Parvis. Im 10ten Monat der Regierung des Esas, im 19ten oder 20sten Jahre der Regierung des Parvis Erhebung des Propheten.

24) Sadibeh b. mahdinان سديبه بن ماهدين, ein Perser, reg. 17 Jahre; davon 14 J. 8 M. unter Parvis; 3 Mon. unter Širuš; 1 J. 7 Mon. unter Ardeschir b. širuš; 1 Mon. unter Baraka. Im 15ten Jahre 8 Mon. von Sadibeh's Reg. starb Mohammed (im 11ten J. h. 632 Chr.)

25) Mondfar (V.) b. noeman (III.) El-Nagzur المنذر بن النعمان المغرور reg. 8 Monate als Ghaleš b. walid Ghra eroberte. (im J. 12 h. 633 Chr.)

Außer diesem Hira, von welchem die nom. gent. حيري und حاربي abgeleitet werden, führten auch noch

2) ein Viertel von Nisafar ¹¹⁾,

3) ein Flecken in Persien den Namen Hira حيرة ¹²⁾. (H. Möller.)

Bergl. auch Hiret.

4) Hira, Hiraes, Hire, Stadt Messeniens, s. lre.

5) Hira, Flecken der Maleenser in der thessalischen Landschaft Phthiotis. (H.)

HIRÄA, Jacq., am. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighiaceen und der dritten Ordnung der 10ten Linne'schen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach Jean Nicolas de la Hire (gest. 1727), einem franz. Arzt, Mitgliede der Pariser Akademie und trefflichen Pflanzenkennner. Der Charakter der Gattung Hiraea ist ein funktgeheiltes, drüsiges, oder drüsenloses Kelch, nagelförmige Blumenblättchen, und drei, auf dem Rücken mit einem Ranne versehene, mit einem dünnen Flügel umgebene Früchte. Die neun, in Spr. Syst. (II, 389.) verzeichneten Arten dieser Gattung sind Bäume, oder Sträucher, welche zwischen den Wendekreisen wachsen. A. Mit drüsenlosen Kelchen: 1) H. rocinata Jacq. (am. t. 176. f. 42.), mit umgekehrt eiförmig ablangem, an der Basis fast herzsförmigen, oben fein behaarten, unten unbehaarten Blättern, zurückgebogenen Zweigen, und zusammen gebühten, abgestutzten, vierblumigen, bracteierten Blüthenstielen. In Neugranada.

13) Nach Noveiri und Dehudi 25 Jahre, Raamusen. p. 20.
14) Nach Noveiri 35 Jahre, Raamusen. p. 20.

15) El-Moscharek Cod. Par. und El-Lobab Cod. Goth. nr. 463. 16) El-Moscharek Cod. Par.

2) *H. glabra* Spr. N. Endt., mit eiförmig-ablangen, auf beiden Seiten glatten, widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender, wiederholt dreifach getheilter, angedrückt trummhaariger Rispe. In Brasilien. 3) *H. odorata* W. Sp. pl. mit eiförmigen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten gelblich-süßigen Blättern, und feimbhaarigen, rispenförmigen Blütenzweigen. In Guinea. 4) *H. hypericoides* Burch. Cat., mit linienförmigen, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern. Im südlichen Afrika. 5) *H. indica* Roxb. Cat. calc., mit fast herz-förmig-eiförmigen, lang zugespitzten, auf beiden Seiten unbehaarten, oben widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender Rispe. Auf der Küste Koromandel. (*Tripteris indica* W. Sp. pl.). Abgeb. in Roxb. corom. II. t. 160. 6) *H. outans* Roxb. Cat. calc., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben unbehaarten, unten angedrückt borstigen Blättern. In Hindien. — B. Mit drüsigen Reichen: 7) *H. oblongifolia* Cand. Prodr., mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten feinbehaarten Blättern, und rispenförmigen Blüten. Am Magdalenenfluß. (Masegnaia oblongifolia und americana Bertr. Mass.). 8) *H. ovatifolia* Kunth. Syn., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben widerscheinenden, unten unbehaarten Blättern, und in den Blatt-achsen stehenden Rispen, welche mit den Blättern ziem-lich von gleicher Länge sind. In Guiana. 9) *H. divaricata* Kunth. Syn., mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, unbehaarten, fast fächerförmigen Blättern, drüsigen Blattflächen, und rispenförmigen, in den Blatt-achsen stehenden Blütenzweigen, welche länger als die Blätter sind. Eben dasf. (Sprengel.)

Hiracites, f. Hieracites.

HIRAM, genauer nach dem Hebräischen, Chiram (חִירָם), Chiram (חִירָם) oder Chiram (חִירָם), in den LXX aber *Xupiu*, beim Theophil. ad Autolye. *Ἰρμόνος*, *Ἰρμόνος*, 1) ein bekannter König von Ty-ras, Sohn und Nachfolger des Abibal, Zeitgenosse der hebräischen Könige David und Salomo, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Von ihm em-pfingen diese zu ihren prächtigen Bauten Material und Bauleute (2 Sam. 5, 11. 1 Kön. 5, 1 ff. 9, 10 ff. 2 Chron. 2, 3 ff.) und unter seiner kräftigen Mitwir-kung entsandten hebräische Schiffe, welche in Gemein-schaft mit phöniciern nach Syrien segelten (2 Kön. 9, 26 ff. 10, 22. 2 Chron. 8, 17. 18.). Nach Tatian's *) unverzüglich Angabe gab er seine Tochter dem Salomo zur Gemahlin; Menander **) legt ihm eine 33jäh-rige gelscheide und für das Land geeignete Regierung bei. Hiram besichtigte und verschönerte Tyrus auf der Dsfeite, ließ einen unweit der Stadt befindlichen Tempel von der Stadtmauer mit umschließen und besiegte die Be-wohner von Agra, welche sich der Abgabe eines Tributs nicht ferner hatten untergeben wollen. Er starb im

53sten Lebensjahre und hatte seinen Sohn Balnazar zum Nachfolger *).

2) Ein tyrischer Künstler in Gold, Silber und Erz, welcher an der Ausschmückung des salomonischen Tempels und Anfertigung des kostbaren Tempelgeräthes den wesentlichsten Antheil hatte. (1 Kön. 7.)

(A. G. Hoffmann.)

HIRAM, aufblühende Drischaft im Kanton Ports-tage (Etat Dio) der vereinigten Staaten von Nordame-rika) am Cuyaboga, der schiffbar in den kanadischen Erie fließt und mit dem Nudington (Arm des Dio) durch einen Kanal in Verbindung gebracht wird. 1829 680 Einwohner, meistens wohlhabende Teutsche, 7½ teutsche Meile südlich vom Hafen Cleaveland an der Cuyaboga Mündung und 36 teutsche Meilen nördlich von Marietta am Dio. (C. N. Roding.)

HIRANYAREDA, Beiname des indischen Gottes Agni; f. den Art. (R.)

HIRAPOOR, eine in dem Distrikte Bundesland der Provinz Allahabad gelegene Stadt Hindiens *). (R.) Hircania, f. Hyrcania.

HIRCANUS SALTUS, in den Annal. Einhard. unter dem J. 805 erwähnt, ist vielleicht das heutige Erzgebirge, Fichtelgebirge und der Böhmerwald. (R.) HIRCARAH, HERCARAH, Briefboten, ver-trauete Boten in Indien; gemeinlich der benachbarten Länder kundige Brahminen, die als Espione oder Weg-weiser im Felde dienen. Ferner auch Begleiter und Pro-viantbesorger der Reisenden; geheime Aufseher der Re-gierung. Xippu hatte von dieser Art 300, jeden monat-lich für 3 Pagoden, im Dienst. (Welekind.)

Hircey, Spitze des Jura, f. den Art.

HIRCHAR, HIRKAR, HERKAR, HARCHAR, Sohn des Grafen von Savoyen, wurde 841 als Pirard's Nachfolger, VIII. Bischof zu Lüttich, war von großem Eifer für die Erfüllung seines Berufes erfüllt, von wel-chem auch die Einführung des Allerheiligsten Festes in seinem Sprengel noch zeugt. Er starb am 30. Jul. 856, und wurde im Stifte des heil. Lamprecht be-graben *). (Jäck.)

HIRCIN, HIRCININ, eine süßige Substanz, welche von Chevreul 1818 im Bod- und Hammeltalg ent-deckt worden, im Alkohol viel auflöslicher als der Al-ko-hol (Oleum) ist, und wie dieser dargereicht wird. Das Bod- oder Hammeltalg wird in lockendem absoluten Alkohol ausgeleigt, beim Erkalten scheidet sich aller Talg-stoff (Stearine) in Gestalt kleiner seidenartig glänzender Nadeln aus, und das Hircin wird dann durch Ver-dampfen des Alkohols gewonnen. (Fr. Thon.)

*) Josephus a. a. D., Theophil. Antioch. ad Autolye. III. p. 132.

*) Helm. Hambd. 4te Xthd. 3. Bd. S. 214.

*) Joh. Chappouville gesta Pontif. Tongres., Traject. et Leod. 1612. 4. T. I, 158. Anselmus de rebus Leod. Burliani Germania sacra. Jo. Placemini catal. Antist. Leod. Sig. Gallus anal. eccl. Germ. Barth. Flom hist. Eccl. Leod. Sig. Gallus Christ. T. III.

1) Orat. contr. Graec. 58. 2) Bei Josephus Antiquit. Jud. VIII, 1. contra Apieu. I, 18.

HIRCINSÄURE, *Bod's* od. *Ziegenensäure* (*Acidum hircinum s. caprinum*), eine im J. 1818 von Chevreul im verfeilten *Bod's* und *Hammeltalg* entdeckte, säurehaltige Substanz, welche flüchtig, flüchtig, leichter als Wasser, auflöslich im Alkohol (weniger im Wasser) ist, doch ähnlich und sauer riecht, alkalisch reagiert, mit Kali ein zerfließendes Salz bildet, und mit Ammonium ein Salz mit einem starken Bodengeruch darstellt. Um die *Hirnsäure* zu gewinnen, verfeilt man *Bod's* oder *Hammeltalg* mittels Kali, zerlegt die Seife durch *Schwefelsäure*, destillirt die erhaltene Säure ab, sättigt sie mit *Bariumwasser*, zerlegt das *Bariumsalz* durch flüchtige *Phosphorsäure*, digerirt hierauf die ausgeschiedene wässrige Säure mit gebranntem salzsauren Kalk und destillirt zuletzt die gereinigte Säure ab. (Fr. Thon.)

HIRCI SANGUIS, das Blut des *Bodes* oder der gemeinen Ziege (*Capra Hircus*), wurde vormals innerlich als Arzneimittel, namentlich zum Zertheilen des stockenden Blutes nach Quetschungen, Fäulen und Stößen, gebraucht. Im J. 1825 kostete zu Nürnberg der Zentner 16 fl. (Fr. Thon.)

HIRCI SEVUM, das weiße feste Talg des *Bodes* oder der Ziege, wird noch häufig zu äußerlichen Arzneien angewendet. Im J. 1825 kosteten zu Pesth 100 Pfd. Ziegen- oder Geiseltalg in Wampen 15 fl. Conv. Münze. (Fr. Thon.)

Hircismus, *Hirculation*, f. Weinbau.

Hirculus, f. *Saxifraga*.

Hircus, f. *Capra*.

HIRD-SKRAA, von *Hird*, Gefolge, Hof, und *akrá*, aufgeschriebenes Gesetz, Hofgesetz, ließ der norwegische König Magnus, Hakon's Sohn, mit dem Beinamen *Kagafater* (Gesetz-Aufzeichner, Sammler), nach dem Gesetze des heiligen Olaf und dem Gutachten der Norweger auf dem Frostá Thing in ein Gesetzbuch bringen und vervollständigen (*Hird I. Cap.*). Es enthält die Bestimmungen, in welcher Ordnung der Thron an die Glieder und Verwandten des königlichen Hauses vererbt werden, und im Falle kein Erbe mehr vorhanden, auf welche Weise die Wahl eines neuen Königs vor sich gehen soll; handelt von der Vererbung der königlichen Güter an Frauen und Männer, die zur Erbschaft des Reiches selbst nicht berechtigt sind; schreibt vor, wie dem König gehulst werden und der König schwören soll; enthält Formeln der verschiedenen Eide des Herzogs und Jarls, der Leudramenn und *Hird-sliotar* (der Befehlshaber in den Provinzen und der Hofmeister), und der Bonden (Bauern). Ferner handelt die *Hirdskraa* von den Arten und Weisen, wie der Herzog des Reichs, die Jarl und Leudramenn durch den König gemacht werden sollen, und von ihren Rechten und Pflichten, hierauf von den Hofämtern und dem Ränke des Kanzlers, der Stallarar (*Stallmeister*), des *Verkis-madur* (des Banermeisters), der *Stutisboeinar* (Vögen), der *Arnscheffen* und *Eschenen*, und der übrigen *Hustalar* (Hofleute) oder wie die Hofbedienten später im Allgemeinen genannt wurden, der *Hirdmenn* (Hofmänner), und der *Hjaldarmenn* (Trabanten), und von ihren Rechten,

Pflichten und ihren Bewaffnungsarten. Dann folgen die Geschlechtsbestimmungen, welche König Magnus, Hakon's Sohn, 1273 auf der Reichsversammlung zu Lunkberg über das Kriegsaufgebot und die Gewinnung und Theilung des Heerfangs (der Kriegsbeute) gab. Hieran schließen sich die Bestimmungen über den zu beobachtenden Kirchen- und Frauenfrieden, und über die Pflichten unter den *Hirdmenn*. Weiterhin werden die Verhältnisse der Würde, der Pflichten und Geschäfte der *Besir* (der in königlichem Auftrage Abgesandten) einander gesetzt. Den letzten Theil der *Hirdskraa* bilden die vom König Magnus den Stallarar, dem *Verkis-madur*, den *Stutisboeinar*, den *Hirdmenn* gegebenen *Riettarbátur* (Privilegien) und sein Brief die den *Hirdmenn*, den *Besir* und den *Kettisboeinar* (*Kerzenknechten*) geleisteten Gelobungen enthaltend. Den Beschluß macht die Bestimmung, daß die *Hirdskraa* ausdrücklich zu Weisungen vorgelesen werden soll. Um das Verständniß dieses Gesetzbuchs machte sich *Arild Hvitfeld* zu *Kopenhagen* durch seine dänische Uebersetzung im J. 1594 verdient. Mehr noch leistete für die gelehrte Welt *Jens Dolmer* durch Herausgabe der *Hirdskraa* in der altnordischen Sprache mit dänischer Uebersetzung und Erläuterungen unter dem Titel: *Hird-Skraa udi den gamle Norske Sprog, retteligen ofversat paa Danske, med de gamle Ords Forklaring, oc merkligge Antegnelser til hvert Capitel, sammenskrevet af Jens Dolmer*. Kopenhagen, 1666. *Dolmer's* lateinische Uebersetzung *) gab erst *Resen* heraus unter dem Titel: *Urs aulicum antiquum Norvegicum lingua antiqua Norvegica Hird-Skraa vocatum a Jano Dolmero Dano in linguam Danicam et Latinam translatum notisque Danicis et Latinis illustratum, cujus versio et illustratio Danica usum cum textu Norvegico Hafniae An. 1666. vivo, adhuc Autore, edita est: Versio vero et illustratio Latina nunc primum post mortem Autoris in lucem prodit curis et sumptibus Petri Joh. Resenii, a quo haec Juri Aulico Norvegico adjunctum Juri Aulicum antiquum Danicum Witherlags Ractum diem cum versione Danica ac Latina ac notis praedicti Resenii.* Hafniae 1678. (Ferdinand Wichter.)

Hire (*Jean Nicolas*, *Philippe* und *Laurent de la*), oder *Hyre* (*de la*), f. *Lahire*.

HIREPOLI oder **CHIREPOLI**, Marktsiedel im türkischen Ejalet *Dschesir*, Sandjak *Saliboli*, zwischen *Koboflo* und *Ebreneb*, mit dem Markte für die kaiserl. Kamele und einem Kamel- und Pferdegestüte. (Stein.)

HIRET. Außer den 3 unter *Hira* bemerkten Orten dieses Namens kennt *Salus* 7 geographische *Homonymen* noch einen Ort am *Euphrat* in der Nähe von *Anat*. (J. v. Hammer.)

HIRINKA, ein unbedeutendes Etchiden im Krimmenger Kreise der russischen Statthaltertschaft *Bolshoy*.

*) Sie ist etwas flüchtig gearbeitet. Es ist z. B. am Schluß des ersten Kap. das geschichtlich wichtige *epeter Logum* hies halige *Olafs Koogs* unberücksichtigt gelassen.

am Flüsse Horon, mit 160 Häuf. und 780 Einw.; treibt etwas Kramhandel und häßliche Handgewerbe, nebsther aber auch ländliche Beschäftigungen; auch hat es eine Parochialschule. (J. C. Petri.)

Hirka (Chirka) i scherife, f. Muhammed und Reliquien; Hirka (chirka) i scherife odossi, f. den Art. Constantinopel (1ste Sect. 19r Bd. S. 134.)

Hirkanien, hirkanisches Meer, Hirkanos, f. Hyrkanien, hyrkanisches Meer, Hyrkaos.

HIRMAH, Stadt in der äthiopischen Provinz Dawato *), f. Gallaa. (K.)

HIRMENLI, Marktflecken im osmanischen Gaiet Rumili Sandtschal Aschirum, an einem Nebenfluß der Mariça. (Stein.)

HIRMINIUS, nach Plinius ein Fluß im südöstlichen Theile Siciliens zwischen Erissi (Uspis), Portus und Camarina, welchen Gellus mit dem heutigen Raulo (f. den Art.) identificirt. (R.)

HIRMONEURA, Wiedemann (Insecta), Parallelschneider, Reithenschneider von *signus* und *varieg.* Zweiflügliger Gattung aus der Familie Bombyliari; Larve treibt sehr dieselbe unter die Tanytomes und als Unterart zu Anthrax (Cuvier règne animal. éd. 2. V, 466.)

Die Krannschnecken sind: Fühler vorgestreckt, entfernt, dreieckig; Glieder fast kugelig, gleichgroß; das dritte mit einem langen Endgriffel, drei Punktaugen (Ocellen), das vordere entfernt. Rüssel eingezogen, verborgen. (Meigen systematische Beschreibung der europäischen zweiflügligen Insekten II, 132.)

Es sind nur zwei Arten bekannt:

1) H. obscura Wied. (Meigen l. c. t. 16. f. 7—11.), Untergerüst ochergelb, Stirne grau, Mittelteil schwärzlich, an den Seiten gelblich behaart; Brust mehr greisshaarig, Hinterleib an den Seitenrändern gelblich, oben gelblich grau, kurz behaart; Wurzel des zweiten Ringes fast schimmelgrau, so auch die Spitze des Hinterleibs. Bauch etwas gemeldergelblich, Flügel bräunlichgrau, Schwinger schwärzlichbraun, Beine ochergelb. Hinterleibsende mit zwei kurzen stumpfen Griffeln. Länge 7½ Linie. Aus Dalmatien.

2) H. exotica, Wiedemann (Diptera exotica I, 245.). Aßgraulich, mit rötlichen Füßeln und Beinen; schwärzlich bandirtem Hinterleib und an der Rippe bräunlichen Flügel. 9 Linien lang. Bloß das Weibchen bekannt aus Montevideo in Brasilien. (D. Thon.)

HIRN, I. Anatomie, f. Gehirn und Nervensystem; die zahlreichen Composita, welche mit diesem Worte gebildet werden und hier nicht besonders aufgeführt worden sind, hat man unter Gehirn zu suchen. (R.)

II. Zoöchemie. Das Hirn (Gehirn, encephalum, *εγκεφαλον*) besteht, nach Home's und Bauer's mikroskopischen Untersuchungen, in seiner Marksubstanz, wie das Rückenmark aus in Fasern vereinigten Kugeln,

den, davon die meisten $\frac{1}{12}$ Zoll im Durchmesser halten, halb durchsichtig und weiß von Farbe sind. Eben so groß sind jene der grauen Substanz, doch hier die Fasern weniger deutlich, weil Schleim und Serum überwiegen.

Die so genannte Rindensubstanz des Hirns im Allgemeinen, oder die graue Hirnmasse, substantia corticalis s. cinerea, enthält eine dem Blutwasser ähnliche Flüssigkeit, die hier gelblicher ist, als in den übrigen Gehirnteilen, und stellt ein feines Adergewebe dar, in dessen Zwischenräumen sich, je älter der Körper wird, um so mehr von einer dreigen Masse abgelagert, die dem Hirnmark ganz ähnelt, und worin mit den Jahren die graue Hirnmasse nach und nach verwandelt wird.

Das Hirnmark, modulla s. substantia medullaris, ist eine festweiche, dem genannten Eißtoff einiger Massen analoge, homogene, breiige Masse, die sich zum Theil in diesem Alcohol löst, und, kalt niedergeschlagen, krystallinische Blätter zeigt. Es ist bei Kindern weicher, als bei Erwachsenen, wo es sich schneiden läßt, und 1,021 specifisch weicht; in jüngern Embryonen erscheint es fast noch liquid. Überhaupt ist im Jugendalter die meiste Fruchtigkeit, im Greisenalter die wenigste darin enthalten.

Durch gelindes Trocknen verliert das ganze Hirn, nach Fourcroy, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ und mehr seines specifischen Gewichtes. Es fault bald mit einem eigenen häßlichen Geruche, wobei sich erst eine eigene Säure, und dann Ammonium bildet.

Schon Burghu theilte der ganzen Hirnmasse die Eigenschaft des Eis und Wallraths zu; Hensling will daraus wahren Phosphor erhalten haben, und Spallmann aus deren Asche Eisentheile, Vogel durch Destillation viel Ei, Ammonium, Eisen- und Saltheile, Parmentier und Deverux auch Schwefel, Fourcroy und Bauquelin $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Wasser, $\frac{1}{10}$ eisenartige halbbconcrete Materie, eine fettige, in Blättern anziehende Substanz, die sich aus dem halb geronnenen, stark oxydirten Eiweißstoff bilden soll. Ferner phosphorfauren Kalk, Natron und Ammonium, Schwefel, Phosphor, und Spuren schwefelfauren Kalks (f. Annal. de Ch. XVI. 1798. p. 23 etc.). — Jordan fand im Menschenhirn Wasser, Eiweißstoff im löslichen und geronnenen Zustande eine eigene fettartige Materie, phosphorfaures Natron, dergleichen Ammonium und Kalk, Schwefel, und in der Asche Phosphorsäure, (dessen Disquisit. med. evict. etc. p. 26, und v. Crell's Annal. d. Gh. 1803. V. S. 364 u. VI. S. 447 u.). — Jordan erhielt aus dem Hirnmark, außer $\frac{1}{2}$ Wasser, Eiweißstoff in einem besondern Halbgemisch, eine fettige, in heißem Alcohol lösliche, blättrig sich krystallisirende Substanz, wenige phosphorsaure Salze, und Spuren von Eisenerd. — Krüfers Hirn enthält weder freies Ammonium, noch Kalk, dergleichen Fourcroy, nebst einem wallrathähnlichen Fette (als Seife), im sehr ausgetrockneten unverweirten Gehirne der mehrere 30 Jahre alten Leichen vom Gottesacker des Innocens zu Paris gefunden haben will (f. Annal. de la Soc. d. Méd.

*) Weim. Handb. der Nat. 1r Bd. S. 409.

à Paris. 1786. p. 302 etc.). Saß (f. Dessen Comment. de proportionibus quatuor elementor. corp. org. in cerebro, et musculus. Kilon. 1818. 4.) besam aus 100 getrockneten Hirnmarks: 18,50, des frischen: 53,48 Kohlenstoff, 16,89 Wasserstoff, 6,70 Stickstoff und 18,49 Sauerstoff, überdies 1,08 Phosphor und 3,36 Schwefel etc. — Nach Leop. Gmelin (f. d. Zeitschrift für Physiologie etc. von Dr. Liebmann etc. 1824. 1. 1. Nr. 4.), besteht das frische gesunde Hirn aus einem flüssigen Fette, und zwei festen Fettarten, (f. unt. Hirnsfette.)

A. a) Das große Menschenhirn, cerebrum, enthält, nach Bauquelin (i. d. Ann. du Muséum d'hist. nat. T. XVIII. p. 212 etc. u. in Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VII. S. 430): halbgelblich-gelben eigenthümlichen Eiweißstoff, (f. unten Hirnschweißstoff), 7,00, Demazom 1,12, weißes, blätteriges, beim Schmelzen bräunliches, beim Verbrennen viel Phosphorsäure zurücklassendes Fett 4,53, braunrothes flüssiges, auch beim Verbrennen Phosphorsäure hinterlassendes Fett 0,75, in diesen Fetten eingeschlossenen Phosphor 1,58, Schwefel, und phosphor. Kali, Kochsalz, phosphor. Kalk und Bittererde (in der Asche) 5,15, und Wasser 80,00; Der Gehalt der Salze darin steigt noch nicht auf $\frac{1}{10}$ der ganzen Masse.

b) Das kleine Menschenhirn, cerebellum, verhält sich chemisch, wie das große.

c) Das verlängerte Hirn u. Rückenmark, medulla oblongata u. spinalis, zeigen dieselben qualitativen Mischungstheile, jedoch mehr Fett und weniger Eiweißstoff, Demazom und Wasser, im Ubrigen ebenfalls saures phosphor. Kali und Phosphor(?).

d) Das Rückenmark bei Menschen südet weniger flüssiges Fett, aber viel mehr Eiweißstoff bei sich, als das Hirn (nach Bauquelin a. a. D.). — Die feinsten Fasern der Sehnerven bestehen, nach Home und Bauer aus Kügelchen, die $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{2000}$ Zoll im Durchmesser hatten, und mit einer geringen Anzahl Kügelchen von $\frac{1}{2000}$ 3. vermischt sind. Die Augennervenhaut erscheint, als eine Entfaltung der Hülle des Nerven, und besteht ganz aus gleich großen, zu Fasern vereinten Kügelchen. Die verbindende Gallertsubstanz löst sich im Wasser leicht auf, und ist durchsichtig. Durch ständige Maceration werden die Fasern in Kügelchen aufgelöst, und die Gefäße bleiben als ein sehr vielmalnichtiges Netz zurück. Der überall im Nervensysteme vorhandene Schleim ist auch schon im Nute vorhanden. Was die pathologischen Veränderungen des Menschenhirns betrifft, so erscheint dessen Substanz in seiner ersten Entzündungsperiode bald hell: bald dunkelroth, aufgeschwollen und etwas hart; das Blut ist noch nicht wesentlich verändert; in der zweiten Periode bemerkt man deutlich eine Desorganisation der Hirnsubstanz; das Mark ist nicht mehr so konsistent, und scheint zur Verflüssigung hinzuweichen, was einige Reuere Erwähnung nennen. Diese ist dem Grade nach sehr verschieden, denn man findet die Hirnsubstanz oft nur

etwas weicher, als gewöhnlich, oft aber so aufgelöst, daß sie einem dicklichen Milchrahm gleicht. In der dritten Periode tritt der bis dahin im Gebirne infiltrirt gewesene Eiter zu größern oder kleinern Abscessen zusammen; der Eiter von den neu entstandenen liegt frei in der Hirnsubstanz, jener der alten aber in einem Balge eingeschlossen. Manchmal ist der Eiter theils liquid, theils geronnen, stöckig in ersterm schwimmend. Er weicht in der Farbe, im Geruche, und in der chemischen Komposition ab. In der vierten Periode sieht man mancherlei krankhafte Erbilde in folgenden Hauptformen: a) am häufigsten bei jungen Subjecten in verschiedener Tuberkelform meist von der Größe eines Hirnselorns oder einer Erbse, von abweichender Farbe und Consistenz; ihre endlich erweichte Flüssigkeit liegt in einem Balge eingeschlossen; b) in der Form von Scirrhus, und nähmlich Krebs; c) als verdickte und verhärtete Hirnsubstanz, dabei bisweilen eine Verhärtung der Glandula pinealis u. pituitaria; d) fleinnige Concremente in diesen oder jenen Hirnpartien, (f. Hirnschleime). — In dem Hirn tobsüchtiger Menschen fehlt nach Del-Bue (Analisi della Massa cerebrale etc. Roma. 1826. 8.) der Phosphor ganz, es war weniger Wasser, mehr fettige weisse Substanz zugegen, als Bauquelin im gesunden Hirne fand, (f. oben). Friedrich, (Heimf. 1828. 8. S. 103), fand im Gebirne einer wahninnigen Frau 83,28 Wasser, 6,52 Hirnschweißstoff, 5,01 weißes, aber nicht krystallisirbares Fett, 0,23 Demazom, 1,01 Phosphor, 0,11 Schwefel, und 3,89 Salze.

B. Das Hirn graßfressender Säugethiere enthält nach Bauquelin ungefähr $\frac{1}{2}$ Wasser, und alle obige Bestandtheile des Menschenhirns.

a) Die graue Hirnsubstanz der Kalber gab John (bei Schweigger a. a. D. X. S. 156): 10 im Wasser meist unlöslichen Eiweißstoff, 15 — 20 schmieriges, nicht krystallisirbares Fett, phosphor. Ammonium, (keinen unverbrennten Phosphor), phosphor. Natron, Kalk und Bittererde, saizsaure Natron und Spuren von Eisen, 75 — 80 Wasser.

b) Das Kalbshirnmark enthält mehr Fett, als die Rindersubstanz, und, nach Bourcrois, außer Wasser und den in diesem löslichen Theilen, Schwefel und Spuren von Phosphorsäure, Ammonium und Natron.

c) Das kleine Hirn des Kalbes verhält sich, wie die graue Substanz.

d) Das verlängerte und das Rückenmark, so wie die Sehnervenhügel derselben führen mehr Eiweißstoff und weniger Wasser bei sich. Ähnlich verhält sich das übrige Kalbshirnenmark.

e) Das Rinderhirn ist auch chemisch dem Kalberhirn analog, nur enthält es einen festern gerinnbarern Eiweißstoff, und, außer etwas rothem Fett, ein krystallinbares; aber keine Spur vom Ammoniumsalze (nach John bei Schweigger a. a. D. S. 164).

C. a) Im großen Hirn eines Huhns fand John (f. Dessen chem. Schn. IV. S. 247), mehr

und zum Theil krystallisirbares Fett, übrigenfalls alle Bestandtheile des Kälbergehirns;

b) im kleinen Hirn desselben Huhn's aber bloß schmieriges, kein krystallisirbares Fett, und weniger Wasser, als im großen, und

c) im verlängerten Marke desselben mehr Fett und Wasser, als im kleinen Hirn.

D. Das Gehirn der Rochen ist flüssig, wie alles Fischhirn, und von blickter Natur.

E. Das Krebshirn besteht, nach John a. a. D., größten Theils aus einer albuminösen Materie. Aus der dasselbe überziehenden apfelgrünen Substanz läßt sich sowohl durch Wasser, als durch Alkohol das grüne Pigment ausziehen.

Aus diesen vergleichenden Versuchen geht hervor, daß das Hirn überhaupt in seinem seiner Grundstoffe weder substantiellen Phosphor, noch Schwefel enthält, daß das braunrothe Gehirnfett sich erst bei ausgewachsenen Thieren bildet, und daß das weiße alsdann nur die Eigenschaft erbt, ein krystallinisches Gefüge anzunehmen. Das Dماغ ist wahrscheinlich nur eine Modifikation der Gallerte, welche in Wasser und in Weingeist sich auflöst. — Ubrigens lehrt die Erfahrung, daß in der Struktur des Menschenhirns viel seltener Abweichungen vorkommen, als in den übrigen Organe bilden. — Das Gewicht desselben beträgt oft 3 Pfunde. Es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist; mit dem Alter wird es spezifisch leichter. In Krankheiten, die mit Geisteserrüthung verbunden sind, wird es bald fester, bald lockerer und weicher gefunden.

Was endlich die eigentlichen Ganglien (sonst kleine Gehirne genannt), anlangt, so unterscheiden sie sich, nach Butzer, von den Anschwellungen des Hirns, welche aus dem Zusammentritt der weißen und grauen Masse entstehen, auch chemisch durch mehrere galatinöse, so wie durch weniger fettige Masse, und durch einen größeren Antheil eckdrühten Eiweißstoffes.

Das noch frische Hirn von gesunden Thieren läßt sich sowohl allein, und dann gebahnt, so baden, oder gebraten, als auch in den damit und m. a. Zuthaten gestüllten Hirnwürsten verspeisen, verlangt aber einen guten Magen. Durch langes Liegen werden letztere weit leichter sauer und stinkend, als andere Würste. — Auch das Gehirn an sich wird bald ranzig, und ist auch frisch gebraten, wenn gleich für Manche ein Linderbissen, für Andere zu weichlich, und für Kranke zu schwer verdaulich. (Th. Schreger.)

III. Holzzeugnol. v. Baukunst, f. Horn.

Hirnhals, f. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnadern, f. Hirnarterien, f. Hirnvenen, f. Hirnarterien, f. Hirnvenen.

Hirnanhang, f. Gehirn.

Hirnanhschwellung, f. Hirnkrankheiten.

Hirnarterien, f. Gehirn.

Hirnanhschwellung, f. unt. Venen.

Hirnbalken, Hirnbau, Hirnbedeckungen, f. Gehirn.

Hirnschirmer, abn. Hirnhautbewahrer, f. Trepanation.

Hirnhautadern, f. Gehirn.

Hirnhohler, f. Trepanation.

Hirnbrand, f. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNBRECHER, HIRNREISSER, scharfste Benennung schlechten Weines, dessen Genuß heftige Kopfschmerzen verursacht, gleichsam das Hirn bricht. (K.)

Hirnbruch, f. Hirnkrankheiten.

Hirnbrücke, f. Gehirn.

HIRNBROTEN, heißt im südlichen Teutschland in der Sprache des gemeinen Lebens der Wahnwitz; wofür man auch Hirntoben, Hirnwuth (vergl. d. Art.) gebraucht. Hirnbrütig ist daher mit Wahnsinnig, rasend einetlei. (K.)

Hirncarotis, f. Gehirn.

Hirndunst, f. Gehirn.

Hirnerkennung, f. Hirnkrankheiten.

HIRNEIWEISSSTOFF, eine dem ungeronnenen Eiweißstoff analoge Materie, welche Bauquelin aus dem Thierhirn erhielt, wenn er es mit warmem Weingeist behandelte, welcher Fette, Dماغ und Salze hinwegnahm, und den Eiweißstoff in graulich weißen köstlichen Flocken zurück ließ. Diese trocknen zu einer grauen, durchscheinenden Summumasse aus, welche im Wasser aufschwimmt, mit warmer Kalilauge, ohne Ammonium zu entwickeln, eine blassgelbe, durch Säuren fädig, und mit Uebergeruch, durch Bleigruße dunkelbraun färbare Auflösung bildet, und, trocken destillirt, kohlen, Ammonium und rothes Öl entwickelt (f. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 449). (Th. Schreger.)

Hirnernde (Polytechnol.), f. Horn.

Hirnentzündung, f. Hirnkrankheiten.

Hirnerschütterung (commotio a. concussio cerebri), f. Kopfverletzungen.

Hirnerweichung, f. Hirnkrankheiten.

Hirnextravasat, f. Kopfverletzungen.

HIRNFETT (pinguedo cerebri). Es gibt mehrere Arten dieses ganz eigenthümlichen Fettes: 1) nach Bauquelin, ein weißes, festes, wie Fettwachs in kleinen seibenglänzenden Blättchen krystallisirtes, das dickflüssiger, als Fett, schmilzt, und in gelber Wärme durchsichtig wird, nach dem Schmelzen aber braun. Es löst sich in 20 Theilen 36gradigen warmen Alkohol auf, und fällt daraus in der Kälte krystallinisch nieder; auch Äther und äther. Öle lösen es auf. Sein Hauptbestandtheil ist das hier gebildet liegende Gallensett (nach L. Smelin). Ubrigens unterscheidet es sich, wie

2) das auch von Bauquelin im Hirn entdeckte rothe flüssigfett, von den übrigen Fettarten, durch seinen Gehalt an Phosphor (f. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 437).

Esop. Smelin (f. d. Zeitschr. f. Physiologie n. von F. Tiedemann. 1824. I. 1. Nr. 4.) fand in (frischen und gesunden Menschen- und Thiergehirnen, außer einem flüssigen Fette zwei feste, nämlich:

a) ein blättriges, krystallinisches, dem Gallensett (f. d. Art. Cholestearin), analoges, nur daß es noch etwas Phosphor in einer unbestimmten Verbindung ent-

hält; Kuhn aber betrachtet es als eigenthümlich und nennt es Cerebrum.

b) wenig von einem pulverförmigen, wachstartigen, welches unter allen Fettarten bei Weitem den höchsten Schmelzpunkt hat, auch nicht zu versetzen scheint, was durch es zugleich von den übrigen Fettarten abweicht. Kuhn nimmt es für eine eigenthümliche Substanz an, und nennt es Myelocoon (Wachsfleisch); (vergl. O. J. Kuhn Diss. inaug. de cholestearine vique similibus pinguedinis C. H. formis. Lips. 1828. 4., im deutschen Auszuge in Kühn's Archiv u. XIII. S. 337 ff.).

John fand das Fett über dem Hirnmark des Rapses (Cyprinus Aspius) nicht wallrathartig, sondern wie Fischöl überhaupt, bei 150° R. flüssig, farblos und klar, im siedenden Alkohol sehr wenig löslich, und den Theil, der sich daraus in der Kälte niederschlägt, nicht im geringsten kryallisierbar.

(Th. Schreger.)

Hirnsfunction, s. Gehirn.

Hirnganglien, s. Ganglien u. Gehirn.

HIRNGESPINST, nennt man ein Erzeugniß der bloßen Einbildungskraft, einen leeren Wahn (eine Chimäre), welchem Realität oder Ausführbarkeit abgeht. Der Ausdruck schließt einen Tadel in sich; Herder nennt solche Menschen, welche dergleichen Hirngespinnste ausbreiten, Hirnweben.

(R.)

Hirngewölbe, s. Gehirn.

Hirngrille, Hirngrillen, s. Fringilla Citrinella Linn.

Hirngruben, Hirngrundarterien, Hirnhälfen, Hirnhaut, Hirnhautadergänge, Hirnhautarterien, s. Gehirn.

Hirnhautauswüchse, s. Hirnhautschwamm im Art. Hirnkrankheiten.

Hirnhautbewahrer, Hirnhautdruckeisen, s. Trepanation.

Hirnhautentzündung, s. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnhäute, s. Hirnhautlein, s. Gehirn.

Hirnhautschwamm

Hirnhautwassersucht, s. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNHAYM (Hieronymus), Doctor der Theologie zu Prag und Generalvicar der Prämonstratenser in Böhmen, Mähren, Schlesien und Böhmen († 1679), war einer der bedeutendsten Verteidiger eines supernatürallistischen Epticismus, der sich im 17ten Jahrhund. als natürliche Reaction gegen die mächtiger gewordene, selbstständige Speculation ergab. Als nämlich eines Theils durch Poco von Verfall von Seiten der Erfahrung, andern Theils durch Descartes und Spinoza von Seiten der Speculation die bisher ungehörte Ruhe und Sicherheit der herrschenden Scholastik erschüttert war, als dem zu Folge selbstständige Denker in verschiedenen Richtungen hervor traten, die Auctorität der Offenbarung bedrohend, und durch eigenes Forschen eine vollständige Befriedigung des menschlichen Wahrheitsbedürfnisses verweigern, als hierdurch Widerspruch und Schwanken in den Gebieten der Philosophie herrschend wurde, da war es na-

türlich, daß auch Mißtrauen gegen die menschliche Erkenntnisfähigkeit erwachte, und daß dieses Mißtrauen, entweder nur negativ, als Epticismus bei dem bloßen Zweifel an der Möglichkeit einer sichern menschlichen Erkenntnis stehen blieb, oder zugleich positiv, als Eptenaturalismus und Schwärmerei in einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, oder in einer inneren Erleuchtung, als dem einzigen sichern Grunde aller Wahrheit, ihre Luftsucht suchten. Beide Richtungen dieser Reaction gegen die selbstständige philosophische Speculation, Epticismus und Supernaturalismus, finden wir vereinigt in Hier. Hirnhaym. Er suchte die Unsicherheit und Nichtigkeit alles natürlichen Wissens darzustellen, um hieraus die Nothwendigkeit einer höhern, göttlichen oder innerlich mystischen Offenbarung zu beweisen. Er war nicht absichtlich Eptiker, sondern der Epticismus sollte ihm nur als Mittel dienen, um den Supernaturalismus und Mysticismus gegen das natürliche Erkennen zu behaupten. In seiner Schrift: de typho generis humani^{*)}, äußert er sich nicht bloß als Eptiker gegen die Philosophie, sondern er eifert überhaupt gegen die Eitelkeit, Thorheit, Unwissenheit, Dummigkeit und Fanatismus der Gelehrten, deren Dunkel darum so thöricht sei, weil kein menschliches Wissen überhaupt ungewiss sei, und selbst die höchsten Grundzüge der Vernunft mit anerkannten Wahrheiten der Theologie in Widerspruch stehen. So zeigt er, daß der für ein untrügliches Axiom gehaltene Satz: Aus Nichts wird Nichts, durch die Schöpfung der Welt aus Nichts widerlegt sei, daß ferner der Grundsatz: kein Axiom könne ohne Subject sein, im Widerspruch stehe mit dem Geheimniß des Abendmahls, ja selbst der Satz des Widerspruches werde durch das Geheimniß der Dreieinigkeit aufgehoben, woraus sich ergebe, daß drei Dinge theils mit einem dritten, theils mit einander identisch seyn können. Daher dürfen, nachdem, auch die rein logischen Grundzüge: Etwas kann nicht zugleich seyn und nicht seyn, Etwas ist entweder oder ist nicht; oder das Ganze ist größer als jeder Theil desselben, nicht als über allem Zweifel erhaben gelten, und müssen wenigstens mit der Einschränkung ihrer Wahrheit geachtet werden, daß durch sie, als Früchte des menschlichen Verstandes, die göttliche Macht nicht bestraft werde. So wie die logischen, so müssen auch alle metaphysischen Erkenntnisse ungewiss seyn, weil der menschliche Verstand alle seine Erkenntnisse durch die Erfahrung erhält, alle Erfahrung aber unsicher und mangelhaft ist. Die einzige wahre Quelle und das einzige sichere Kriterium der Wahrheit findet er daher allein in der göttlichen Offenbarung, die sich uns vorzüglich als ein von der Vernunft verschiedenes inneres Licht, das dem menschlichen Geiste ursprünglich angeschlossen und durch göttliche Gnade erweckt wird, ankündigt. Doch auch dieses inner-

^{*)} Der vollständige Titel heißt: De Typho generis humani & asperitatem hominum quasi ac ventoso tempore, fluctuantem, labilem, incertam, incertam, precarioque, incommotabilem ac periculosa tractatam brevem, in quo etiam vera, sapientia & salus discoratur et simpliciter munda coelestia extollitur, idiotia in solatium, doctis in cautelum conscripta. Prague, 1670. 4.

Nicht ist für den Menschen kein vollkommen sicherer Grund der Wahrheit, denn die innere Licht ist verschiedenes erleuchtet, je nachdem der Mensch mehr oder weniger das Auge des Geistes von der Vernunft ab zum reinen Anschauen dieses Lichts wendet, und oft ist er nicht im Stande, die Urtheile der Vernunft von denen des inneren Lichts zu unterscheiden. Dessen ungeachtet konnte Hirnhaym diese Ansichten benutzen, den Menschen vor dem eiligen Streben nach natürlicher Erkenntnis und Geseßsamkeit zu warnen, und dagegen ein schwärmerisch ästhetisches Zurückgehen auf ein süßes, Gott gereinigtes Leben zu empfehlen. Zugleich aber scheint die Absicht dabei zu Grunde gelegen zu haben, durch den Ecepticismus das freiere Wahrheitsstreben des Protestantismus zu verdächtigen, und (denn Hirnhaym war Katholik) ein unbedingtes Vertrauen zu der alle Zweifel niederschlagenden Auktorität der katholischen Kirche zu erwecken; so wie damals von mehreren Katholiken der Ecepticismus gegen den Protestantismus benutzt wurde*).

(Hilar. Schmid.)

HIRNHHEIM, Dorf und altes Schloß in der Grafschaft Tübingen, wallerstein'schen Anteils, in dem Amte Hochhaus, südlich von Nördlingen, hat einem berühmten Rittergeschlechte den Namen gegeben. Rudolf von Hirnhheim soll um das Jahr 1150 das Kloster Zimmern bei Nördlingen für Nonnen Cistercienser Ordens gestiftet haben. Darnach wurde durch König Wilhelm's Verzicht im J. 1202 zum Bischof von Augsburg erwählt, starb aber bereits 1208. Albrecht, der bekannte Stammvater, lebte 1140 und 1158; sein jüngerer Sohn, Rudolf, der 1210 als Befehlshaber von Burg-Regeln, in dem Altmühlgrunde, vorkam, stiftete die Nebenlinie zu Kagenstein, die auch Hochhaus besaß, bald den Namen von Hirnhheim selbst aufgab, und mit Georg von Kagenstein, der noch das Concilium von Constanz besucht hatte, im ersten Viertel des 15ten Jahrh. erlosch. Albrechts von Hirnhheim älterer Sohn, ebenfalls Albrecht genannt, ein Wohltäter des Klosters Ansbauhen, setzte die Hauptlinie fort, und wurde der Vater von Hermann, der im J. 1238 Hoch-Altingen, nördlich von Nördlingen, erwarb und noch 1272 und 1279 in Urkunden vorkommt. Mit Konrad's, † 1350, Eshnen, Herdegen und Konrad, theilte sich das Geschlecht abermals in zwei Linien. Herdegen's Sohn, auch Herdegen genannt, † 1413, hinterließ aus seiner Ehe mit Elisabeth von Stammheim eine zahlreiche Nachkommenschaft, drei der Eshne wurden aber Domherren zu Augsburg, ein vierter, Georg, war Karthäuser zu Christgarten, daß demnach allein Rudolf und Melchior Frauen nahmen. Melchior's einziger Sohn, Johann, wurde im J. 1452 zum Abte in Elwangen erwählt, blieb, nachdem die Abtei im J. 1460 in ein weltliches Stift verwandelt worden, ihr Vorsteher unter dem Titel eines Propstes, resignirte aber doch im J. 1461. Rudolf, auf Bernheim, war in erster Ehe mit Ultha von Rosenber, in anderer Ehe mit Elisabeth von Bickenbach (die aber so problematisch, wie ihr angeblicher Vater,

Johann von Bickenbach) verheirathet, und hinterließ mehrere Kinder, von denen aber nur Herdegen und Wolf das Geschlecht fortpflanzten. Herdegen's Nachkommenschaft erlosch mit seinem Sohne, Johann Konrad von Hirnhheim zu Bernheim, Gm. Margaretha von Wöllmarth, der im J. 1554 unbetet das zeitliche segnete. Wolf's jüngerer Sohn, Wolf Philipp, zu Dutenheim, an der öttingen'schen Gränze, erkaufte 1527 von Konrad und Friedrich Zum von Neuburg, um 14,000 Gulden rheinisch, das Schloß Stettenfels, bei Weßheim, sammt den Dörfern Ober- und Unter-Gruppenbach, dem Weiler Donnbrenn und einem Theile an Hausen, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Agatha oder Martha von Kallenthal keine Kinder, daß demnach die ganze von dem ältern Herdegen abstammende Linie erloschen war. Diefes Herdegen's Bruder, Konrad, war mit Anna von Reckberg verheirathet (um 1374), und hinterließ zwei Eshne, von denen doch nur Wilhelm, † 1395, das Geschlecht fortpflanzte. Wilhelm's jüngerer Sohn, Konrad, Befehlshaber der Herrschaft Nieder-Altingen, zwischen Elwangen und Aalen, Hauptmann des schwäbischen Bundes, war mit Anna von Pappenheim verheirathet und Vater von zwei Eshnen, von denen Walther in seiner Ehe mit Ursula von Freiberg neun Kinder erzeugte. Einer von diesen Walther's Eshnen, Ludwig, war des Deutschordens Landcomthur an der Elsch, ein anderer, Hanns, war mit Ursula von Treuchlingen verheirathet und Vater von sieben Kindern, unter denen ein Sohn, Johann von Hirnhheim, † 1529, den Weinamen Lügelnir führte, und der einzige Walther, auf Nieder-Altingen und Kirchheim, aus seiner Ehe mit Dorothea von Weiden Kinder hinterließ. Darunter befand sich aber nur ein Sohn, Johann Walther, eben derjenige, dem der Rath zu Augsburg im J. 1549 den Verkauf des Altingen'schen Hauses verstatete, und der dafür durch seine Häntel mit Jakob Weiting, Ulrich Juggler und Konrad von Etadion geraume Zeit die Stadt beunruhigte, mit Margaretha Gößlin in kinderloser Ehe lebte und daher von seiner ältesten Schwester, Anna, die an Heinrich Eurland von Pappenheim verheirathet, beerbt wurde, worinwohl Nieder-Altingen und Kirchheim nur kurze Zeit in der Pappenheim'schen Familie blieben. Konrad's, des Eistlers der Nebenlinie in Nieder-Altingen ältester Bruder, Walther von Hirnhheim, Hauptmann der Gesellschaft St. Georgenschildes und Bischof zu Amberg, besuchte 1415 das Concilium zu Constanz, und hinterließ aus seiner Ehe mit Anna von Hirschhorn die Eshne Walther und Eberhard. Walther, Herr zu Waldenstein, hatte nur Töchter, aber Eberhard, † 1483, erzeugte in seiner Ehe mit Anna von Reckberg 10 Eshne und 7 Töchter. Ein Sohn, Konrad, starb als Domdechant zu Augsburg im J. 1517, ein anderer, Hanns, stiftete die mit seinen Eshnen erloschene Nebenlinie in Hoch-Altingen, der älteste aber von Eberhard's Eshnen, Peter, † 1512, hinterließ aus seiner Ehe mit Agnes von Echingen 15 Kinder, worunter vornehmlich die Eshne Eberhard, Walther, Rudolf und Johann Sebastian zu merken. Johann Sebastian, Ritter und der Rechte Doctor, war mit Maria Jakoba von Neu-

*) Bergl. Zennemann Gesch. d. Phil. Th. 10. S. 326 f., Aug philol. Handwörterb. u. A.
Z. Gesch. d. B. u. F. Gesellschaft. VIII.

hausen verheirathet, und durch sie Vater von 4 Kindern, worunter ein Sohn, Reinhard Walther, der, nach Biedermanns Angabe, die Jahre der Kindheit nicht überlebte, wiewohl nach Andern der Abt in Strahow, Hieronymus II., Hirnhain oder von Hirnheim, von dem die Schrift: de typho generis humani, Pragae 1676. 4. ein Abkömmling dieses Johann Sebastian gewesen seyn soll. Eberhard, geb. 1494, Archidiacon zu Salzburg, Domberr zu Augsburg, Freisingen und Eichstätt, wurde am 22. December 1552 zum Bischof in Eichstätt erwählt, erkaufte 1557 für das Hochstift um 3000 Gulden die Hälfte des Schlosses Pechthal mit den dazu gehörigen 43 Unterthanen und 80 Jinslehen, gab seiner Diöcese ein neues Brevier, und starb den 4. Julius 1560. Rudolf, vermählt mit Anna von Pappenheim, wurde ein Vater von neun Kindern, unter denen doch nur Anna, Gem. Sebastian von Wöllmarth, Barbara, Gem. Konrad von Bernhausen, Maria, Gem. 1) Johann von Bemdingen, 2) Konrad von Widen, und Agnes, Gem. 1) Kaspar von Seckenbors, 2) Gottfried Kochinger von Archshofen, zu reifen Jahren gelangen. Alle 4 Schwestern wurden frühzeitig in den Witwenstand versetzt, und alle Witwen ausgezeichnete Wohlthäterinnen des Klosters Marienberg bei Akenberg, als dessen zweite Stifterinnen sie gar wohl betrachtet werden können. Walther endlich, der jüngste von Bero's Söhnen, erkaufte 1530, sammt seinem Bruder Rudolf, Schloß und Herrschaft Jettenshofen bei Ober-Wölling, mit etwa 150 Unterthanen, gelangte durch Begünstigung Kaiser Karls V. zum Besitze der Herrschaft Stettensfeld, welche Herzog Christoph von Württemberg, nach Wolf Philipps von Hirnheim kinderlosent Abgange, als vermannetes Leben einziehen wollten, verkaufte sie aber noch im nämlichen Jahre 1551 an die Fugger, und hinterließ aus seiner Ehe mit Corbula von Stain die Söhne Georg, Jakob, Walther und Johann Georg, stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und mußte darüber sterben. Jakob, auf Waltenstein, lebte mit Felicitas Schilling von Gansst in kinderloser Ehe. Walther, Domberr zu Eichstätt, wurde 1562 von seinem Bedienten ermordet. Johann starb 1587 als der letzte seines Namens, Schloß und Delms; denn obgleich zweimal verheirathet, 1) mit Maria von Neunegg, 2) mit Susanna von Ebenheim, hinterließ er doch nur aus der ersten Ehe eine Tochter, Corbula von Hirnheim, die seit 1578 mit Karl von Welden verheirathet war und die sehr ansehnliche Herrschaft Hoch-Willingen an diese Familie brachte. Die übrigen Hirnhim'schen Güter wurden von den Lehenhöfen, als heimgesallene Leben eingezogen, Abtsgemünd und Wöllstein von dem Stift Ewangen, die Herrschaft Jettenshofen von Eichstätt u. s. w.

(v. Stramberg.)

Hirnhinterer, f. Gehirn.
Hirnhölein, f. Hoden des Gehirns.
Hirnhöhlen, Hirnhöhlenfeuchtigkeit, Hirnhöhlenflussigkeit, f. Gehirn.
Hirnhöhlenwassersucht, f. unter Hirnkrankheiten.
Hirnholz (Bauf.), f. Hörnholz.

Hirnhüllen, Hirnkammern, Hirnkapselo, Hirnkera, Hirnklappe, f. Gehirn.

Hirnnoten, Gehirnhüßte des Gehirns; über das physiologische f. unter Gehirn und über das pathologische f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnkoparterien, Hirnkopblutadern, f. Ge'n.
Hirnkoralle, 1) Palaeont. f. Meandrina; 2) f. Madrepora labyrinthica. (K.)

HIRNKRANKHEITEN, Morbi cerebri, (Gehirnkrankheiten, Hirn- oder Gehirnleiden, Hirnzufälle, Krankheiten der Kopfsöhle, Morbi encephali s. cerebrales, Passiones s. Affectiones cerebri, Encephalalgia), die am Gehirn und seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten.

Die Lehre von den Krankheiten des Hirns und seiner Theile ist bis jetzt noch höchst unvollkommen, und wenn gleich die pathologische Anatomie der neuesten Zeit sich rühmen darf, viele dieser Abnormitäten näher betrachtet, in das Chaos derselben Licht und Ordnung gebracht, ihre Menge vereinzelt und das Fretende theilweise ergänzt zu haben, so bedarf es doch erst ferner weit sicherer leitender Merkmale, um in das Dunkel dieser Leiden einzudringen und aus der Fülle der Untersuchungen eine für Theorie und Praxis gleich wichtige Lehre zu schaffen.

Die Weise, nach der man seither die Krankheiten des Gehirns zusammen stellte und ordnete, war meist für den Praktiker von keinem erheblichen Nutzen. Man gründete Eintheilungen auf zufällige Verschiedenheiten, vereinzelte Arten und setzte andere, welche man doch hätte trennen sollen, zusammen.

Es mag hier nicht ganz unpassend seyn, die am Gehirn und an seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten in zwei Klassen, in Formabweichungen und in Texturveränderungen (wie dieß Medel, Handb. d. menschl. Anatomie III, 586 ff. gethan) einzutheilen.

A. Formabweichungen.

Beträchtliche Abweichungen der Form, Lage, Größe, Zahl und Anwesenheit sind im Gehirne weit seltner, als in andern Geweben und nur feinere Verschiedenheiten in der äußern Gestalt und der Bildung der Theilorgane kommen häufiger vor. Meist sind die hier zu zahlenden Regelwidrigkeiten angeborene Fehler und nur einige erworbene.

I. Mangel des Gehirns und seiner Theile.

Der gänzliche Mangel des Hirns und seiner Theile, eine im Ganzen seltene Erscheinung, treffen wir, theils mit, theils ohne Fehlschlag im Rückenmark, besonders bei der Hirn- oder Kopfslosigkeit (Acephalia). Die pathologische Anatomie der ältern und neuern Zeit führt viele Beispiele von solchen Stemmungsbildungen auf, je man ergötzt sogar Fälle, wo Kinder, ungeachtet weder Hirn noch Rückenmark vorhanden, dennoch kurze Zeit lebten. Wenn man aber bei vollkommen ausgebildetem Kopfe kein Gehirn gefunden haben wollte, so läufte man sich wahrscheinlich Irtthum dadurch, daß man sehr beträchtliche Ausdehnung der Hirnmasse durch Wasserzufuß

der Hirnhöhlen oder Zusammenbrückung dieser durch Wasseransammlung für wirklichen Mangel hielt. Häufiger schon mangelt durch einen ursprünglichen Bildungsfehler ein mehr oder weniger ansehnlicher Theil der Hirnmasse. So findet man bei Acepalen, welche noch ein Rudiment des Kopfes besitzen, bei Halskriechen und bei unvollkommener Entwicklung des Antlitztheiles des Schädels häufig einen Theil des Hirns fehlen oder sehr unvollkommen ausgebildet.

Weiß sind es einzelne Theile, welche eine Abweichung in der Anwesenheit, bei übrigens regelmäßiger Hirn- und Rückenmarksbildung und bei besterhender Integrität des übrigen Körpers, bedingen. Besonders sah man die Kommissuren und namentlich die weiche Kommissur der hintern Hirnganglien (Sehhügel) fehlen, seltener beobachtete man den Mangel des vordern Querbündels und des Balkens; in einzelnen Fällen konnte man den Hirnnoten nicht wahrnehmen, in andern keine Hirnklappe auffinden, oder die normale Durchkreuzung der Sehnerven nicht beobachten; in mehreren fehlte die Zirkelschleife und noch häufiger der Sand in dieser.

Hierher gehört auch noch die unvollkommene Entwicklung der Ungleicheitern an der äußern und innern Oberfläche des Gehirns, besonders der, die mannichfachen Verschiedenheit darbietenden, Windungen des großen Gehirns, dessen äußere Fläche man nicht selten mehr oder weniger glatt gefunden hat. Auch die in gewisser Uebereinstimmung mit der Form der äußern Windungen stehende Erhabenheit im hintern Hirne der Seitenhöhle, bekannt unter dem Namen des Sporns, der Vogelschlaufe oder des kleinen Seepferdesfußes, sah man sowohl auf beiden Seiten, als auf einer fehlen. Schon weit seltener sind die Fälle, wo die Erhabenheiten im absteigenden Forne dieser Höhlen von ihrer Beständigkeit abwichen.

II. Abweichungen der Zahl.

Doppeltes Hirn findet sich nur bei Wißgebirten mit zwei Köpfen; Mehrzahl der übrigens einfachen Körper ist höchst selten und betrifft dann nur unbedeutende Theile. So ist z. B. die Zahl der innern und äußern Hirnhäute vermehrt und eine Duplicat der Querbündeln, namentlich des hintern, so daß eines über dem andern lag, beobachtet worden. Auch die Anwesenheit einer doppelten Zirkelschleife und die vorgesunkene kleine Markproduktion, die sich vom Chiasma der Sehnerven nach vorne erstreckte, gehören hierher.

III. Abweichungen der Lage.

Die Abweichungen in der Lage des Hirns sind, gleich denen des Rückenmarkes, äußerst häufig durch mangelhafte Ausbildung der das Hirn umgebenden Theile bedingt. Unvollkommene Disposition der Kopfknochen mit oder ohne Wasseransammlung, Mangel größerer oder kleinerer Stücke des Hirnschädels, fontanelleartige Zwischenräume in den Nähten, vergrößerte, sich nicht schließende Fontanelle u. veranlassen häufig in einem höhern oder geringern Grade Fehlliegen der in der Kopfhöhle eingeschlossenen Theile.

Hierher gehört der Hirnbruch (Gehirnbruch, *Hernia cerebri*, *Encephalocoele*, *Hernia de cerebello*,

Encephalocoele, *Ernia del cervello e del cervelletto*), eine Geschwulst, welche durch die Hervortreibung des Gehirns an einer größern oder kleinern Öffnung des Schädelsknochens bedingt ist und unter den allgemeinen Bezeichnungen liegt. Auch hat man unter Hirnbruch das Entblößtsein des Hirns von seinen Knöchernen und weichen Decken, so daß dasselbe frei liegt, so wie das Hervordringen eines mit der Kopfhöhle in Verbindung stehenden und mit Wasser angefüllten Behälters verstanden.

Es ist die Encephalocoele entweder angeboren oder nach der Geburt zufällig entstanden (*E. congenita* und *acquisita*).

Der angeborene Hirnbruch ist die Folge einer nicht vollendeten oder zurückgebliebenen Ausbildung der Schädelsknochen, deren Zwischenräume nur durch membranöse Gebilde ausgefüllt werden, durch welche das Hirn, meist in Folge von Wasseranfüllung in seinem Innern oder im Schädels, hervorgetrieben wird. Häufig bildet sich eine solche Hernie erst während des Geburtsaktes, wo der Kopf gedrückt wird; oder sie entsteht durch das Weinen des Kindes kurz nach der Geburt. Gewöhnlich beobachtet man den angeborenen Bruch des Gehirns in der Mittellinie des Hinterhauptes, in der Gegend des Hinterhauptslodes oder an einer der Seiten, die sich, wie die Fontanelle, erst spät schließen, oder auch an den übrigen Stellen des Schädels, wo die Knochen nicht zusammen treten. Es erscheint derselbe als eine verschiedene große, zuweilen ebene und gleiche, zuweilen in verschiedene Klumpen zertheilte Geschwulst, bedeckt von den Integumenten des Schädels, die an der Spitze des Tumors verblüht und der Haare beraubt, und zuweilen mit blauen aufgeschwollenen Adern besetzt sind. Diese Geschwulst ist weich und teigig oder wie recht flüssiges Eiter anzufühlen, pulstert gemeinlich, läßt sich durch Druck selten bedeutend vermindern und hebt wieder, wenn dieser nachläßt. An der Basis derselben fühlt man den Rand der unregelmäßigen Öffnung des Knochens. Untersucht man die Hervorragung, so findet man die äußere Haut, die Schädelschuppe und die barte Hirnhaut ziemlich mit einander verschmolzen und einen Saal darstellend, in welchem ein größerer oder kleinerer Theil des Gehirns, von der Gefäß- und faserigen Hirnhaut umgeben und, an der Oberfläche mit einem serösen Dunst bedeckt, manchmal auch eine Menge wirklicher Flüssigkeit (Wasserhirnbruch, *Encephalocoele hydrocystica*, *s. composita*, *Hydroencephalocoele*, *Hernia cerebri fluctuans*, *s. paravalento-aerosa*) enthalten ist. Die dieleestete Hirnportion ist an Beschaffenheit meist dem in der Schädelschuppe enthaltenen gleich, aber an seiner Basis mit einer Hürde umgeben. Gemeinhin ist der Kopf verhältnißmäßig klein dabei. Auch können mehrere Hirnbrüche zugleich vorhanden seyn.

Die Zufälle sind nach der Größe des Bruches verschieden. Ist er klein oder im Beginnen oder sitzt er im Nacken oder an der Seite des Kopfes, so macht er, wenn die Geschwulst gedrig gegen äußere Gewalt geschützt wird, wenig Beschwerden. Bei großen Hirnbrüchen entstehen durch das Gewicht der Geschwulst, durch Zerrung

des Hirns u. s. w. Schmerzen, ja Zuckungen, welche man durch Unterstützung und Bedeckung der Geschwulst vermindern kann. Wirken Druck oder Kälte auf den Hirnbruch, so sehen wir apoplektische und convulsivische Zufälle, welche bei gelinder Erwärmung wieder verschwinden, auftreten. Kinder mit großen Hirnbrüchen sterben gewöhnlich bald, leben die kurze Zeit in steter Belästigung, saugen selten gehörig, bröchen oft, nehmen allmählig ab, sind unruhig, schreien, bekommen oft Zuckungen, zuweilen Lähmungen und haben sehr häufiges Fieber und Durchfall. Auch kann die Geschwulst sich entzünden, aufbrechen und den Kranken schnell tödten.

Der zufällige oder ererbte Hirnbruch entsteht durch das allmähliche Hervortreten des Gehirns an einer Stelle, wo durch eine vorausgegangene Verletzung des Schädels eine nur durch leicht-schleimige Substanz verschlossene Öffnung blieb. Da die Narbe nie die Ausdehnbarkeit, wie die Bedeckungen beim angeborenem Hirnbruch hat, so erreicht die ererbte Encephalocoele auch nie die Größe von diesem.

Die Behandlung des angeborenen und zufälligen Hirnbruchs besteht im Zurückbringen und Zurückhalten der Geschwulst in die Höhle des Schädels, was man mittels Nuten oder durch ausgehöhlte, innen und an den Rändern gepörrte, Platten von Horn, Blech, Silber u. s. w., welche man allmählig stärker andrückt, bewerkstelligt. Kleine angeborene Hirnbrüche können so radical geheilt werden, was bei den zufälligen nie zu erwarten steht. Ist der Hirnbruch sehr groß und die Reduktion nicht möglich, so muß man sich damit begnügen, daß man ihn mit einem schützenden Verbande zu unterstützen und zu vermahnen sucht. Auch hat man in solchen Fällen die Punction der Geschwulst vorgeschlagen, um die Flüssigkeit zu entleeren und das Volumen der Anschwellung zu vermindern, was jedoch immer sehr gefährlich ist.

Die regelwidrige Stellung der einzelnen Hirnthelle gegen einander können wir hier süßlich übergehen, da diese Lage-Abweichung noch nie mit Sicherheit beobachtet wurde.

IV. Abweichungen der Größe des Gehirnes können sowohl als angeborene, als auch als ererbte Formfehler auftreten. Sie kommen nicht sehr selten vor und bestehen bald in regelwidriger Kleinheit, bald in abnormer Größe.

a) Kleinheit des Gehirns treffen wir nicht selten als Fehler der Ausbildung bei der seltenen Kopskloftigkeit (Halb- oder Kleinköpfigkeit, Hemicephalia, Microcephalia) an. In den meisten Fällen dieser Art ist Wasseransammlung im Innern des Hirns oder zwischen diesem und dem Schdel die Ursache der Verminderung in der normalen Entwicklung, wiewohl keineswegs in allen vorerwähnten Fällen diese das alleinige Hinderniß abgibt. Unbedeutendere Abweichung von der normalen Größe des Gehirns ist meist von keinen störenden Folgen für das Leben, wohl aber für die geistige Entwicklung, wie wir dies beim Blödsinne und dem Arretismus, wo besonders das große Hirn gehemmt erscheint, beobachten. Beträchtliche Kleinheit des Hirns und namentlich mit

Bloßliegen verbundene, wirkt jedoch weit störender auf die Fortdauer des Lebens, so daß dieses gewöhnlich nur auf sehr kurze Zeit beschränkt und nur selten auf mehrere Tage oder einige Wochen ausgedehnt ist.

An die angeborene Kleinheit des Gehirnes reiht sich die durch ein Zurücksinken, durch ein Schwinden derbeigeführte Abweichung desselben von seinem normalen Umfange an, wie dies auch am Rückenmarke bei der bekannten Rückenmarkshernie vorkommt. Eine solche Abnahme des Gehirns kann unter günstigen Umständen allerdings, wenn gleich seltener als in andern Theilen, eintreten, und wird Abnahme der geistigen Thätigkeit zur Folge haben. Ein Schwinden gewisser Hirntheile und der aus diesen hervorgehenden Nerven wurde schon öfters beobachtet. So fand man bei Windsticht die Schnerren dünn, abgebeugt, zusammen geschrumpft und die Sehhäut niedriger, flacher, schmaler und kürzer, oder auch die vordere Hirnhäut geschrumpft, wiewohl man auch solche Veränderungen ohne Störung der Functionen in diesen Theilen wahrzunehmen hat. Auch an den gestreiften Körpern, der Hirnbirde und an dem Hirnanhange wurden ähnliche Abweichungen aufgefunden.

b) Vergrößerung sowohl des ganzen Gehirns, als auch einzelner Theile desselben wird bisweilen, wenn gleich wahre Vergrößerung im Nervenstoffe selten ist, bemerkt. Von dieser regelwidrigen Wasseransammlung die bloße, oft enorme Ausdehnung des Gehirns durch Wasseransammlung in seinem Innern, wobei die oft bis zur Dicke einiger Linien ausgedehnte Substanz bedeutend geringer, als bei normaler Entwicklung des Gehirns erscheint, unterscheiden werden. — Wirklich vergrößert findet man das Gehirn bei rachitischen Kindern, wiewohl auch die frühe Entwicklung vorzüglich der Geisteskräfte bei solchen Kranken zusammen zu hängen scheint. — Unter den einzelnen Gehirnthellen vergrößert sich besonders die Hirnbirde, die oft zu einer sehr großen, höckerigen, etwas harten Geschwulst umgewandelt wird. Auch den Hirnanhang, die Flocken des kleinen Gehirns, die vordere und hintere Gehirnhängeln sah man, bei letzteren gewöhnlich mit gleichzeitigem Schwinden des einen Sehhügels, das gewöhnliche Maß überschreiten.

V. Abweichungen der Configuration kommen am Gehirn bald als ursprüngliche bald als erworbene vor. Es gehören hierzu: 1) die völlige Verwachsung beider Halbkugeln unter einander, welche oft auf die ganze innere Fläche der Hemisphäre ausgedehnt, bisweilen auf einzelne Stellen derselben beschränkt ist und meist mit Mangel der Hirnhäut verbunden kommt. Eine Annäherung an diese Bildung ist die bloße sehr enge Verwachsung der inneren Fläche der Halbkugeln durch festes Zellgewebe, wobei ebenfalls die falx cerebri mehr oder weniger unvollständig getroffen wird. Beide Abweichungen sind ohne Störung der geistigen Thätigkeit beobachtet worden. Ob dieser Formfehler ein Stetigbleiben des Gehirns auf einer früheren Stufe der Bildung sei, wo beide Hirnhäut nur eine Masse bilden, oder nicht, ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit ausgemittelt worden. 2) Diesem Zustande des Gehirns steht

der entgegen, wo die Trennung desselben in zwei Seitenhäften stärker als im Normalzustande vorkommt, — eine Erscheinung, die sowohl am großen wie am kleinen Gehirn beobachtet worden.

Ferner gehört hierher 3) die unsymmetrische Bildung. Die äußere Gestalt des Hirnschädels entspricht der Gestalt des Hirns und es ist daher Mangel an Symmetrie in den Kopfknochen, Schiefheit des Kopfes mit ähnlicher Gestaltsabweichung im Gehirne verbunden. Hierher sind die Beobachtungen zu rechnen, wo man die eine Halbkugel des Gehirns merklich größer, als die andere fand, oder wo man dieses in eine kubische Form sich einigen sah, oder die eine Hälfte des kleinen Gehirns um das Doppelte, selbst Dreifache größer, als die andere antraf. Dieser regelwidrige Zustand, wohl häufig in einer früher vorhandenen Wasseranhäufung im Schädel und ungleichmäßigem, durch dieselbe bewirktem Druck begründet, zuweilen aber auch durch seltsame Gebrauche einzelner Völkerslämme herbei geführt, ist bisweilen, jedoch nicht durchaus notwendig, mit Geisteserrückung verbunden.

Als zufällige Conformationsabweichungen des Gehirns haben wir die Trennungen des Zusammenhanges desselben (Wunden des Gehirns und seiner Häute, Hirnwunden, Verwundungen oder Verletzungen des Gehirns, Laesiones s. Vulnerationes s. Vulnera cerebri et meningum. Vulnera capitis interna, Encephalopathia traumatica, Plaies du cerveau) anzuführen, deren nähere Betrachtung im Artikel Kopfverletzungen folgen wird.

B. Texturveränderungen.

Unter den Texturveränderungen im Gehirn, welche häufiger als die Formfehler desselben vorkommen, betrachten wir die Abweichungen der physikalischen Eigenschaften, welche mit dem Gewebe und der Mischung in nächster Beziehung stehen, vom Normale und die neuen Bildungen in demselben.

1. Regelwidrige Färbung.

Die Farbe des Gehirns weicht von ihrer natürlichen Beschaffenheit verschiedenlich ab. So fand man es bei Gesichtsigen gelb, bei dickblütigen, wahnwütigen, schlafkräftigen Personen dunkel, bräunlich, blau und schwärzlich, bei kachektischen Individuen blaß und bei Regern deutliche Spuren von Schwärze zeigend. Bei einem am fleischfieber gestorbenen Weibe sah man das große und kleine Hirn mit unzähligen Petchien besetzt. Außerdem trifft man noch Blässe des Gehirns gewöhnlich bei der Obduktion von Kindern und besonders bei Kopfwassersüchtigen, so wie bei Geschwüren des Hirns. — Letztere Färbungs-Abweichungen und noch mehrere andere in dem Centraltheile des Nervensystems vorkommende sind weniger hierher zu zählen, indem sie nur Phänomene gleichzeitig bestehender Texturveränderungen im Gehirne sind.

II. Regelwidrigkeiten der Consistion.

Die regelwidrige Consistion des Gehirns besteht entweder in zu großer Härte oder in zu großer Weichheit, welche beide Veränderungen zuweilen neben einander bestehen können. Diese Regelwidrigkeiten der Consistion,

welche nicht immer mit gleichen Veränderungen der geistigen Thätigkeit verbunden sind, darf man nicht mit manchen Abweichungen in der Consistenz des gesunden Gehirns, durch das Alter der Individuen zum Beispiele bedingt, oder durch den beginnenden Ferkelungsproceß im Gehirne hervorgerufen, verwechseln.

a) Regelwidrig vermehrte Consistion. — Die widernatürliche Härte des Gehirns, eine im Ganzen weit seltene Erscheinung, als ungewöhnliche Weichheit desselben, kommt in verschiedenen Graden und von verschiedener Ausdehnung vor. Im leichtesten Grade ist die Hirnmasse nur etwas fester, ähnlich der Consistenz-Abweichung, welche wir bei alten Subjekten finden, und Veränderungen im Gewebe haben dabei gewöhnlich nicht Statt. Ist die Härte sehr ansehnlich, so ist das Gewebe des Hirns mehr oder weniger verändert, es sind dann selbst erdige Theile beigemischt, die Substanz ist bisweilen mehr oder weniger zertrümmert und die verhärtete Stelle kann oft kaum durchschnitten werden. — Bei Rasenden, Melancholischen, Hallucinations und andern ähnlichen Kranken fand man öfters bedeutende Härte, Trockenheit, Elasticität und größere spezifische Schwere des Gehirns. Mehrere sahen diese Verhältnisse als den eigenthümlichen Zustand des Centraltheils bei der Manie an, deren Größe mit der Alienation des Geistes in gleichem Verhältnisse stehe, während anderweitige Untersuchungen beweisen, daß auch dieser Zustand des Gehirns bald ohne Manie, bald mit andern Arten der Geisteserrückung, z. B. mit Melancholie, mit Blödsinn u. s. w., die Manie dagegen mit andern regelwidrigen Zuständen des Gehirns vorgestellter ist, ja daß bei völlig normaler Beschaffenheit der geistigen Thätigkeit das Gehirn bedeutend härter seyn kann. Auch nach heftigen Zuckungen, bössartigen Fiebern, bössartigen Blattern, nach Podagra und nach der Wassersucht wurde das Gehirn oder einzelne Theile desselben härter, zäher und elastisch getroffen. — Von der durch Encephalitis hervorgerufenen Verhärtung wird weiter unten, unter Hirnentzündung, die Rede seyn.

b) Regelwidrig verminderte Consistion. — Die krankhafte Weichheit des Gehirns (Hirnerweichung, Gehirnerweichung, Malacia cerebri, Encephalomalacia) ist selten über die ganze Centralmasse ausgedehnt, sondern meist nur auf einzelne Partien derselben beschränkt, welche sich, wenn die Erweichung in nicht zu geringem Grade Statt hatte, von den übrigen, entweder normal consistenten, oder auch wohl verhärteten, mehr oder weniger deutlich unterscheiden. — Die ungewöhnliche Weichheit im Hirne ist nach dem Grade, der Ausdehnung, dem Orte, den Complicationen und nach den Ursachen u. s. w. verschieden. — Im geringsten Grade steht die Consistenz des Gehirns der natürlichen sehr nahe, die normale Form ist nicht verletzt, die Ausfälle der Erweichung werden kaum wahrgenommen und die Erkenntnis ist die schwierigste. Im höhern Grade ist die Hirnsubstanz mehr oder weniger dünn, breiartig, die Form geht, entweder bloß im Innern, oder selbst im Äußern, allmählig verloren, die Bindungen schwinden meist, die

verschiedenen Substanzen werden zu einer Masse umgewandelt oder man findet einzelne Hirnpartien geschwunden oder zerstört. Diese verschiedenen Grade kommen manchmal in einem Gehirne vor. — Es kann die regelmäßig verminderte Cohäsion des Gehirns die Ursache einer Paralyse haben, oder sich mehr oder weniger über das ganze Gehirn erstrecken. Gewöhnlich geht sie in die gesunde Substanz unmerklich über, seltener trifft man an der Gränze dieser von jener besondere Unterscheidungsmerkmale. In der Regel ist diese Texturveränderung mit anderweitigen Abweichungen im Gehirne, wie z. B. mit alterdahn Ergüssen, mit fettigen und knöchernen Erkränkungen, mit Entzündung, Verwachsung, Verhärtung, so wie nicht selten auch mit Krankheiten der Schädelknochen u. s. w. vergesellschaftet. — Gemeinlich weicht die Härzung des Gehirns bei dieser Weichheit von ihrer natürlichen Beschaffenheit mehr oder weniger ab, ist bald wenig oder nicht verändert, schmutzig, matt weiß, milch- oder säfäertig, bald gelblich, gelb oder grünlich in verschiedenen Mäntern, bald grau, röthlich, braun oder schwarz. — Der Sitz der Erweichung ist verschieden; am meisten wurde unter den Centraltheilen des Gehirns der gestreifte Körper erweicht gelunben; am häufigsten ünten die Hemisphären, vorzüglich der mittlern Lappen und die graue Substanz, und das kleine Gehirn, am seltensten die Hirnhäute. — Die Symptome, die man für die Weichheit des Gehirns angeführt hat, und die im Allgemeinen in allerhand Krampfsufällen, in Lähmung und Kontraktur der Gliedmaßen der einen oder der beiden Seiten, mit oder ohne Störung der geistigen Thätigkeit, in Schwäche der Sinne und Coma, und in allerhand Beeinträchtigung der körperlichen Verrichtungen bestehen sollen, sind höchst unbestimmt und fehlen zuweilen gänzlich. Was die Beziehung dieser Texturveränderung des Gehirns zu der Geistesjerrüttung überhaupt und zu den verschiedenen Arten dieser in Besondere betrifft; so läßt sich hierüber nichts Bestimmtes angeben, indem man bei allen Arten von Geistesjerrüttung die Festigkeit des Gehirns völlig normal und bei völlig normaler Beschaffenheit der geistigen Thätigkeit, merklüche Regelwidrigkeiten in der Cohäsion dieses, sowohl Verhärtung als Weichheit, oder beides zugleich, vorfindet und endlich wieder diese noch die vorgenannte Cohäsions-Abweichung einer besondern Art der Geistesjerrüttung allein ankommt, wie dies eine Reihe von Erfahrungen hinlänglich bewiesen hat. Es soll die unnatürliche Weichheit des Hirns eines der häufigsten Leiden dieses Organes sein, und besonders bei lebhafte Personen sich vorfinden, während man jedoch auch im kindlichen Alter, öfter mit chronischem oder akutem Wasserkopfe complicirt, dieselbe beobachtet. Verschiedenheit des Geschlechts scheint keinen Unterschied im Vorkommen dieser Veränderungen zu bedingen und die Mehrzahl der Beobachtungen spricht sich für ein gleichmäßiges Vorkommen bei beiden Geschlechtern aus.

Durch seine von Natur alle Theile an Weichheit übertrifftene Consistenz scheint das Gehirn mit dem Kistenmatte eine vorzugweise Neigung zur Erweichung zu besitzen. Das hohe Alter, wie nicht minder das kindliche

fehlen dieselbe begünstigen und Schwächungen des Blutungslebens des Gehirns eine vorzügliche vorbereitende Ursache abgeben.

Was die Behandlung der Regelwidrigkeiten der Cohäsion im Gehirne betrifft, so vermag die Kunst nur sehr Wenig zu thun und wird sich hauptsächlich auf Entfernung oder Milderung der etwa noch fortbestehenden schädlichen Einflüsse beschränken.

III. Entzündung des Gehirns und seiner Häute (Hirnentzündung, Gehirnentzündung, Hirnruhr, Hirnfieber, Kopfruhr, Kopffieber, Inflammatio cerebri et meningum, Cephalitis, Encephalitis, Cephalitis interna, Phrenitis, Phrenesia, Phrénésie, Mal Mazzocco, frenitide, farnetichezza, Phrensy, freuzy, frenesie).

Alle Theile des Gehirns, sowohl die Substanz des Gehirns, als die diese umgebenden Häute sind fähig, unter günstigen Umständen sich zu entzünden, und die Behauptung Einzelner, daß nur allein die seröse Haut von diesem pathologischen Vorgange befallen werden kann, wird durch zahlreiche Erfahrungen widerlegt.

1) Entzündung der Hirnhäute (Meningitis, Inflammatio membranarum s. meningum cerebri).

a) Entzündung der serösen Hirnhaut (Spinnenwebentzündung: Entzündung, Inflammatio membranae arachnoideae cerebri, Arachneitis, Arachnitis, Arachnoiditis cerebri).

Die Arachnitis ist ungleich häufiger als die Entzündung der harten Hirnhaut und es kommen daher auch in dieser Membran die Folgen der Entzündung am öftersten vor. Es kann diese Krankheit entweder die ganze seröse Hirnhaut einnehmen (A. universalis) oder auf einzelne Theile derselben beschränkt seyn (A. partialis) und im letztern Falle entweder die Arachnoidea der Oberfläche (A. externa), und zwar der convexen Fläche oder der Hirnbasis, — oder die der Höhlen (A. interna s. ventriculorum) vorzugweise befallen, wodurch einige Modifikationen in den Erscheinungen bedingt werden können.

Es äußert sich diese Entzündung durch Schmerzgefühl im Kopfe von verschiedener Ausdehnung und Intensität; durch Störungen der intellektuellen und Sinnes thätigkeit, Veränderung des Charakters, Irrereden, Fälschung; durch allgemeine und partielle Convulsionen, Kontrakturen und Lähmungen; durch sympathische Verdauungsbeschwerden, Ubelkeit, Erbrechen, Verstopfung und durch febrilische Erscheinungen, wobei man noch unbedenkliche Rückenlage, einen aus Verunreinigung und Dummheit gemischten eignen Ausdruck in der Physiognomie, so wie Erweiterung oder Verengerung der Pupille, Röthe der Bindehaut, Schielen, Rotation und Aufwärtssehen des meist lichterleuchten Auges, Proßis und allerhand Krampfsufälle der Gesichtsmuskeln u. s. w. in der Regel vorfindet.

Die Veränderungen, welche die Leidenhingen zu gibt, bestehen in folgenden: Mehr oder weniger starke, mit dem Geruche der Arachnoidea verschmolzene und verschieden sich ausdehnende Rölche der Spinnenwebentzündung.

Verdickung und Undurchsichtigkeit derselben von verschiedener Umfange, eiterartige, serös-eiterartige oder seröse förmige Ausbuchtungen, Pseudomembranen, seröse Extravasate in den Ventrikeln oder zwischen den Blättern der entzündeten Haut, Verwachsungen und Bildung regelwideriger Granulationen, Verdickungen u. (s. unten die Ausgänge der Hirnentzündung).

Die die Krachitis hervorbringenden Ursachen wirken entweder unmittelbar (wie allehand Verletzungen des Schädels, Sonnenstich, organische Fehler des Gehirns, apoplektische Constitution, Blutergüsse in der Hirnhautsubstanz, depressive Affekte u. s. w.) oder mittelbar (wie allehand Metastasen, Reize und Schürfen, Mißbrauch geistiger Getränke [vergl. den Art. Säuferwahn], und narbentöchter Dinge, vielleicht auch zu langer Säugen) auf das Gehirn ein. Auch gesellt sich die Krachitis zu Entzündungen anderer seröser Häute, so wie zu Nerven-, Haut- und Entzündungsfiebern. Endlich können allehand epidemische oder miasmatische Verhältnisse auf ihre Entstehung und Form Einfluß haben. Das miasmatische Geschlecht und das Jünglings- und Mannesalter scheinen besondere Anlage zu dieser Krankheit zu besitzen.

Die Dauer der Krachitis ist verschieden; sie kann 7 bis 18 Tage betragen, oder es kann schon am 5ten oder 4ten Tage der Tod eintreten, oder auch erst am 25sten bis 50sten Tage eintreten. — Der Typus der Krankheit ist meist anhaltend, mit Exacerbationen und Remissionen und nur selten intermittirend.

Nicht immer hat die Entzündung der Spinnwebenhaut des Gehirns die hier beschriebene Form, sondern es kann dieselbe auch als verborgene (*A. latens u. occulta*) oder als schleichende (*A. chronica*) Entzündung auftreten, wie wir diese letztere häufig bei Irren antreffen und welche die eigentümlichen Granulationen längs der Eichel und in der Schichtelgegend zu Begleitern hat. — Auch die verschiedenen Complicationen des Leidens mit andern Krankheiten des Gehirns oder anderer Organe können häufig Abweichungen der Form begründen.

b) Entzündung der fibrösen Hirnhaut (Entzündung der harten Hirnhaut, Inflammation *durae matris cerebri*, *Meningitis*). — Nur selten ist die harte Hirnhaut einer spontan sich entwickelnden Entzündung unterworfen, und viele der Beobachtungen, zumal aus der ältern Zeit, welche man unter diesem Namen zusammen stellen, gehören nicht hieher, da sie gewöhnlich eine Überfüllung der Gefäße dieser Membran oder eine dunkelrothe Färbung derselben für Entzündung hielten.

Die idiopathische Entzündung der harten Hirnhaut gibt sich durch bestigen, einseitigen, zusammen schnürenden Kopfschmerz, so daß es dem Kranken scheint, als ob sein Kopf wie mit einem Stride zusammen geschnürt sei, durch gereizten, hinsichtlich der Frequenz sehr veränderlichen Puls, durch gelindes Fieber, heftige Frostanfälle, leichte convulsivische Bewegungen, durch Unversehrtheit der Sinne und längeres Unvermögen des Bewußtseins, durch rothe Augen, verengte Pupille u. s. w. zu erkennen. Heftige Delirien, Stupor u. können sich damit verbinden.

Weit häufiger, als unter dieser Form kommt das Ubel in Verbindung mit Krankheiten des Dhrs und der Portio petrosa des Schlafheins vor. Sie beginnt dann mit Schmerzen im Dhr, welche trotz des zuweilen sich einstellenden Ausflusses fortauern; der Kranke wird niedergeschlagen und schläfrig, verfällt in gelindes Erbrechen, zu dem sich zuweilen Frost gesellt und endlich stellt sich Coma ein. In andern Fällen wird der Kranke bei den Dhrschermerzen unruhig und verzüglich, legt den Kopf von einer Seite zur andern und wird dann comatos. Der Puls ist zuweilen langsam, zuweilen natürlich oder häufig.

Bei den Leichenöffnungen der an Entzündung der harten Hirnhaut Erkrankten findet man eiterartige Flüssigkeit zwischen dem Knochen und der dura mater, letztere niedergedrückt, an einzelnen Stellen vereriet, an andern schwarz, zum Theil verdidt, zum Theil verdünnt, Pseudomembranen unter der Spinnwebenhaut, veränderte Färbung des Gehirns, blutreiche pia mater und arachnoidea; schwammige Auflockerungen, Verwachsungen, zuweilen oberflächliche Pinneritungen, Flüssigkeit in den Hirnhöhlen u. s. w.

c) Entzündung der weichen Hirnhaut (*Inflammatio piaae matris*) ohne Kopfverletzung greift das Gehirn wenig an, die intellektuellen Vermögen werden wenig gestört, die Krankheit veridst langsam und nicht heftig. Neuere Schriftsteller übergehen diese Form der Hirnhautentzündung und sehen die weiche Hirnhaut nicht als Membran, sondern als das die Hirnnährungsgefäße verbindende Zellgewebe an.

2) Entzündung der Hirnhautsubstanz (*Cephalitis*). Die Cephalitis befällt selten plöglich, sondern tritt meist erst dann ein, wenn die Erscheinungen von Kopfcongestion länger oder länger voraustragen. Ihre Zufälle, im Anfang des Vorkalles erhöht, später den verminderten Reizbarkeit an sich tragend, sind folgende: Stechen, bohrender, reißender, drückender oder brennender Kopfschmerz, welcher meist auf eine Stelle concentrirt ist und selten fehlt; Dhrsnausen; vermehrte Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht, mit Verengung der Pupille; Contraction und Klemmung der Muskeln, gewöhnlich einer (der der organischen Veränderung entgegen gesetzten) Seite des Körpers und paroxysmenweise auftretend, mit schmerzhaften Gefühlen, wie heftigen, reißenden, stechenden Schmerzen in den gelähmten Gliedern u. s. w. verbunden; — ferner Verfall des Verstandes und Sinneslosigkeit, Erweiterung der Pupille, Reichthum der gelähmten Muskeln und Gefäßlosigkeit. Verschieden heftiges Fieber, Respirationsstörungen, sympathische Verdauungsbeschwerden u. s. w. sind oft mit diesen wesentlichen cephalitischen Erscheinungen verbunden, fehlen jedoch auch wieder. Ueberhaupt sind die Äußerungen der Cephalitis sehr vielen Abweichungen unterworfen, die hauptsächlich von der Individualität des Erkrankten, von den ätiologischen Momenten, vom Charakter, der Ausdehnung, dem Eige und der Intensität der Entzündung abhängen. Es würde zu weit führen, diese Beobachtungen alle hier näher zu betrachten und bemerken wir bloß,

daß man gewöhnlich zwischen akuter (C. acuta s. manifestia s. vera) und chronischer (C. chronica s. occulta s. spuria), zwischen idiopathischer (echter, idiopathischer, plegmonöser, reiner, ursprünglicher), gastrischer und akutenischer (typischer, nervöser, passiver) Hirnentzündung, so wie zwischen jener aus inneren Ursachen und der nach Kopfverletzungen sich einkellenden (C. vulneraria s. chirurgica s. violenta) unterscheidet.

Der Verlauf der Cephalitis ist meist sehr unregelmäßig und der Typus nicht anhaltend, so daß Besserung und Verschlimmerung, Aufregtheit und Hinfälligkeit, Nachlaß aller Zufälle mit Festigkeit derselben in den häufigsten Fällen wechseln.

Die Dauer ist nach den Ursachen, dem Alter und der Constitution des Kranken, nach dem Grade und den Ausgängen der Entzündung verschieden. Zuweilen tödtet sie in den ersten Tagen, dauert häufig nicht über den 14ten Tag hinaus, kann aber auch auf Wochen, Monate, ja Jahre sich erstrecken.

Die anatomischen Kennzeichen der Cephalitis sind nach dem Sitz derselben in der Medulla s. Corticalmasse verschieden. In jener finden wir meist vermehrte Cohäsion und Veränderung der Farbe des Markes in eine schmutzig weisse, grauliche, gelbliche oder wohl auch röthliche. Ist die graue Substanz Sitz der Entzündung, so fällt eine röthliche Färbung in den verschiedensten Abtheilungen mehr oder weniger auf. In einzelnen Fällen sah man infiltrirte Gefäße in dieser Substanz, oder selbst kleine Schwapfen oder es floßen viele Bluttröpfchen beim Einscheiden in die entzündete Hirnportion hervor. Die Struktur der afficirten Stelle ist verlegt, die Consistenz in verschiedenen Graden erweicht, selten war die normale Festigkeit oder wohl gar Vermehrung der natürlichen Cohäsion vorhanden.

Der Sitz und die Ausdehnung der Entzündung der Hirnsubstanz sind verschieden; sie kann über das ganze Hirn verbreitet seyn oder nur einzelne Theile desselben einnehmen. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Entzündung weit seltener in der Marksubstanz ihren Sitz habe, als in der Corticalmasse, was auch mit der Gefäßvertheilung im Gehirn übereinstimmt. Außer den Halbkugeln werden nicht selten die Centraltheile des Gehirns, das Corpus callosum und seine Anhangs- und die Seitenwandungen der Hirnhöhlen entzündet gefunden, welche krankhafte Zustände man seltlich unter dem Namen Hydrocephalus acutus früher begriffen hat. Nicht minder traf man die Carotidstriche, die Hirnganglien und namentlich die hintern, so wie den Hirnanhang und den Trichter entzündet, und will man bei idiopathischer Epilepsie am Hirnanhange immer Spuren von Entzündung und deren Folgen bemerkt haben.

Was die Ausgänge der Hirnentzündung betrifft, so beobachtet man Zertheilung, Eiterung, Erweichung, Durchschwümmung, Verödung, Verwachsung, neue Bildungen, Verhärtung und Brand.

a) Zertheilung ist bei festiger, tief in die Substanz eindringender Entzündung schwer zu bewirken, kann

jedoch durch Hilfe der Kunst früher oder später, gegen den 7ten, oft erst gegen den 21ten Tag, unter den allgemeinen Fieberkräften, oft unter einem Blutflusse aus der Nase, zuweilen unter Abfließen auf die Haut, rothlaufartiger Geschwulst der Kopfbedeckungen, Parotiden-Abcesse oder unter örtlichen Schweißern am Kopfe mit unmittelbarer Erleichterung, erfolgen.

b) Eiterung (Hirnentzündung, Hirnabscess, Phrenitis a. Encephalitis, s. Cephalitis suppuratoria, Abscessus s. Sphacellismus cerebri, Cephalopyosis interna, Apoplexia purulenta), der gewöhnlichste, des sonders nach sehr heftiger, aber auch nach chronischer Cephalitis vorkommende Ausgang. — Es erscheint die Eiterung unter drei Formen, als Infiltration, als Eiterherd und als Balgabscess.

Die Infiltration besteht in einer innigen Vermischung des Eiters mit der in ihrer Consistenz erweichten Hirnmasse, wodurch die Farbe dieser zu einer schmutzig weissen, gelblichen oder grünlichen wird.

Bei den Eiterherden ist die Hirnsubstanz in einem größeren oder geringern Umfange zerstört und ein mehr oder minder flüssiger Eiter von matt weißer oder strohgelber Farbe nimmt deren Stelle ein. Die Wandungen der so entstandenen Höhlen haben das Aussehen einer Erosion und sind oberflächlich erweicht.

Bei dem Balgabscess ist die eitrige Flüssigkeit durch eine Pseudomembran von der übrigen Hirnsubstanz abgeschieden, wodurch Höhlen von meist kleinem Umfange entstehen, deren Wandungen fest und mit einem häutigen Gewebe bedekt sind, worin man Blutgefäße in verschiedener Richtung wahrnimmt. Die Bälge sind nur sehr locker mit der sie umgebenden Hirnsubstanz verbunden und diese ist meist weicher. Der Eiter selbst ist von verschiedener Beschaffenheit hinsichtlich der Farbe, des Geruchs, der Consistenz und vielleicht auch nach seiner chemischen Composition, bald dick und zäh, bald wässriger, bald theils flüssig, theils geronnen, so daß letzterer in Gestalt von Flocken in ersterem schwimmt, bald von weißer, bald von grauer, gelber und grünlicher Farbe.

Die nach Entzündung der Hirnhäute eintretende Eiterung ist meist eine oberflächliche. Der Eiter, dessen Farbe und Consistenz verschieden, liegt meist in einer dünnen Schicht auf demselben und läßt sich mit leichter Mühe abschaben, woselbst die entzündete Membran gewöhnlich roth, verodet oder aufgelockert erscheint. Seltener fand man den Eiter in Klumpen angehäuft oder über die ganze Fläche der Membran verbreitet. — Auch verdient hier die oben erwähnte sätzigte, dem Eiter nahe stehende Flüssigkeit, welche man oft nach Arachnitis gefunden hat, genannt zu werden. Es besteht diese eigenthümliche Produktion aus Zellgewebe, in dessen Wachsen ein mit Serum vermischter gallertartiger Stoff angelagert ist und findet sich am häufigsten in der Rinde des Chiasma der Sehnerven.

Was die Zeichen betrifft, unter denen die Eiterung im Gehirn auftritt, so findet sie meist dieser: Unter Nachlaß der heftigsten Entzündungszufälle, ohne daß jedoch Krise eintritt, entstehen, oft, Schwere, flussender oder

stehender Schmerz an einer Stelle des Kopfes, zumal, wenn der Kranke auf dieser Seite liegt; öfter, unordentlich, von dieser Stelle ausgehender und von hier aus sich weiter verbreitender Schauder; gleichzeitiges Leiden der Empfindungen, fehlendes Gesicht und Gehör, Lähmungen auf der entgegengesetzten und Convulsionen auf der kranken Seite. Mit dem Eintritte der Lähmung geht oft das Gefühlsvermögen verloren, seltener bleibt das Gefühl und die Bewegung hört auf. Das Krampfzittern einer Hemisphäre zieht keine merkliche Störungen der intellectuellen Fähigkeiten nach sich, während bei bedeutendem Leiden der beiden Halbkugeln oft auch keine Spur des intellectuellen Lebens übrig bleibt.

Partielle Erterung kann oft Jahre lang im Gehirne bestehen, ehe sie schlimmere Zufälle und den Tod veranlaßt, oder aber sie bringt langwierige und wühlende Kopfschmerzen, Wahn Sinn, Taubheit, Epilepsie, Verlust des Gedächtnisses, Lähmung, sinkenden Ohrsfluß u. s. w. hervor, bis unter convulsivischen, comatösen, apoplektischen Zufällen der Tod erfolgt. Manchmal wird noch das Leben erhalten, wenn sich der Eiter einen Weg nach außen bahnt. Sehr selten mögen die Fälle seyn, wo Eitersammlungen im Gehirne durch die Natur resorbiert und geheilt wurden.

c) Erweichung (Encephalomalacia). Eine häufige Folge der Entzündung des Gehirns ist die Umwandlung des eigentümlichen Hirngewebes in der erkrankten Stelle in eine homogene breiartige Masse, wiewohl man deswegen noch nicht zur Annahme berechtigt wird, daß die Erweichung stets Ausgang der Entzündung sei und keinen andern Ursprung haben könne (vergl. weiter oben regelmäßig verminderte Cohäsion des Gehirns).

d) Durchschwitzung und Ergießung selber oder lymphatischer Flüssigkeit sind häufige Ausgänge der Hirnentzündung und besonders bei schlechender zu erwarten. Die Quelle der serösen Ergießungen im Gehirne ist die Spinnenwebhaut und man findet fast bei allen an Arachnitis Verstorbenen seröse Exsudate entweder in einem der Seitenventrikel, oder in beiden, oder in allen Höhlen oder auf der Oberfläche dieser Membran verbreitet. Die Quantität des Fluidums ist verschieden, seine Farbe hell, oder milchig und fädig, oder schwach geröthet. Gewöhnlich findet man ein Eriskat gerinnbarer Lymphe mit diesen Ergießungen verbunden, entweder in einem weichen gallertartigen Zustande oder zu Pseudomembranen gestaltet. Die Erscheinungen, welche diesen Ausgang charakterisiren, sind die Zufälle des Druckes auf das Gehirn.

Häufig legt die Aufschwellung den Grund zu

e) Pseudomembranen, Verwachungen, neuen Bildungen und Verdichtungen. Die Bildung der Pseudomembranen geschieht wahrscheinlich durch Aufsaugung der serösen Flüssigkeit und Organisirung der plastischen Lymphe mittels kleiner Blutgefäße. Sie beziehen sich auf der Oberfläche des großen und kleinen Gehirns häufiger da, als auf der Basis und in den Ventrikeln. — Die Verwachungen kommen an verschiedenen

Stellen vor, und verknöchern nicht selten. Sie sind gleich den Verdichtungen gewöhnlich nicht allgemein, sondern finden sich, wie diese, an einzelnen Stellen von verschiedenem Umfange. Häufig sieht man Verdichtungen der Hirnhäute, die in der Mitte der so veränderten Stellen am beträchtlichsten sind, von rothen Adern begrenzt. Hierher gehören wohl auch die tuberkelartigen Granulationen, welche man bisweilen an der Spinnenwebhaut der Seitenventrikel, gleich einem purigen Anfluge, wahrnimmt, so wie die Metamorphosen der Blutkörper und andere krankhafte Erscheinungen, deren zum Theile noch gedacht werden soll.

f) Verhärtung kommt wegen des Mangels an Zellgewebe und wegen der an sich schon weicheren Consistenz des Gehirns selten vor, und es ist nicht jede in diesem Organe vorgefundene Verhärtung als Produkt einer Entzündung zu betrachten. So findet man bei mehreren Aftergeliden, z. B. den tuberculösen, Härte der Hirnsubstanz, allein diese unterscheiden sich von der Entzündungshärte dadurch, daß sie durch scharfe Stämme abgesondert sind und bei loser Verbindung ohne Mühe sich herausnehmen lassen, während letztere, als Folge der Entzündung, allmählig in die normale Consistenz übergeht.

Was die Meinung betrifft, daß Verhärtung zugleich als Heilungsprozeß der durch Entzündung hervorgerufenen Erweichung auftreten könne, so läßt sich nicht denken, daß ein breiartig zerstörter Hirntheil in Verhärtung übergehen könne.

g) Brand ist wohl der seltenste Ausgang der Hirnentzündung und daher mag es auch kommen, daß dieser als Folge der Cephalitis von mehreren neuern Autoren gar nicht angenommen wird. Die von ältern Schriftstellern als Hirnbrand, Gangraena, a. Sphaecula, a. Sphaecismus, a. Sideratio cerebri aufgeführte Hirnkrankheit war nur eine Erweichung der Gehirnmasse von dunkler Farbe. Nur bei Cephalitis nach Kopfverletzungen, wenn der hervorgerufene Gehirntheil längere Zeit der Luft ausgesetzt war, oder wenn heftige Krämpfe und häufiger diese hervorriefen, hat man Gelegenheit dieses Produkt zu beobachten. Der Tod erfolgt gewöhnlich dabei unter gänzlichem Ausbleiben der Empfindungen durch Schlagfluß.

Zuletzt haben wir noch der Schwäche des Gehirns ohne sinnliche materielle Fehler als Ausgang der Entzündung zu gedenken, wovon Wahn Sinn, Verlust des Gedächtnisses, Manie, Melancholie u. s. w. die Folge seyn können.

Über die Ursachen der Cephalitis verweisen wir auf das kurz zuvor unter der Entzündung der Spinnenwebhaut Gefagte und bemerken nur noch, daß zu langes Säugen der Kinder, neuern Erfahrungen zu Folge, häufig die hier in Rede stehende Krankheit erzeugen soll.

Die Behandlung der Entzündung des Gehirns und seiner Häute erfordert vor Allem Entfernung oder Milderung der etwa noch fortbestehenden schädlichen Einflüsse, besonders der consensuell wirkenden Ursachen;

auchdem aber bei echten und bestigen Leiden die Anwendung der antiphlogistischen Methode in ihrer vollen Stärke und in größter Raschheit, mit sorgfältigem Abhalten alles dessen, was den bestehenden Reiz vermehren kann. — Es passen daher Aertlässe, selbst aus der Drosselvene oder gar aus der Schlafpulsader, Blutegel hinter die Ohren, an die Schläfe und Nasenflügel, Schröpfköpfe in den Nacken, Scarifikationen des Kopfes; ferner kalte Begießungen, ununterbrochenes Auflegen kalter Umschläge auf den hoch und kühl liegenden und seines Hauptbaars beraubten Kopf mit gleichzeitigem Gebrauche lauer Füße und Armbänder; gleiche, auf den Stuhl wirkende Salze, erweichende, kühlende Klystiere, Senfteige und Blasenpflaster in den Nacken, auf die Waden und Füße, kühle Luft, dunkles Zimmer und streng antiphlogistische Diät u. s. w.

Bei Behandlung der schleichenden, mehr unechten Hirnentzündung wird meist die Anwendung des antiphlogistischen Apparates in geringerer Intensität hinreichen und in den Fällen, wo sich das Leiden mehr unter den Erscheinungen torpider Schwäche anfängt, werden starke und zugleich anhaltende Reizmittel vorsichtig anzuwenden seyn.

Die Kur der Encephalitis nach Kopfverletzungen wird unter diesem Artikel geliefert werden.

Was die Ausgänge der Krankheit betrifft, so ist die Kur sehr schwierig und nur selten von gutem Erfolge. Bei Veracht des Extravasates bediene man sich der die Resorption befördernden Mittel; ist Eiterung eingetreten und führt die Natur nicht etwa glücklich den Eiter auf irgend einem Wege aus dem Gehirne, so lasse man erweichende Dämpfe oder Erbkien in die Nase ziehen, um hierdurch Ausleitung durch die Nase zu befördern. Die einzige Möglichkeit der Rettung des Kranken besteht in der schnellen Anwendung des Trepanns an der Stelle, wo man den Eiter zu vermuthen berechtigt ist, nach anrermittelt zu gebenden Regeln. — Was die Behandlung der Produktionen u. betrifft, welche sich in Folge der Hirnentzündung in diesem entwickeln, so wie des Brandes, so liegt dieß wohl immer aus dem Bereiche der ärztlichen und wundärztlichen Kunst.

Die Nachkur erfordert frische reine Luft, gute verdauliche, nahrhafte Kost, stärkende Mittel, mäßige Bewegung und Reibung jeglicher Veranlassung zu Kopfcongestion.

Auch bei Thieren kommt die Entzündung des Gehirnes, wenn gleich seltener und meist mit Rückenmarksentzündung verbunden vor und hat dieselben Verschiedenheiten und veranlassenden Momente, so wie dieselben anatomischen Merkmale und Nuancen, wie beim Menschen. Nach den neuesten Untersuchungen sollen Erweichung mit oder ohne Gefäßinjection, Rötze der grauen Substanz, flüssige oder beirrigte Bräunlichkeit der erweichten Stelle, gelbliche Färbung derselben, Rötze und Gefäßanfüllung der Hirnhäute, Strogen der Blutleiter u. s. w. gewöhnlich sich vorfinden. Schwäche und Bittern der Glieder, wilde entzündete Augen, Hängen des Kopfes, wildes, wüthendes, ungestümes Betragen, An-

laufen an fremde Körper, Zuckungen und paralytische Erscheinungen, mit verschiednen bestigem Fieber und Störung der Verdauung sind die gewöhnlichen Ausprägungen der Krankheit, welche jedoch bei den einzelnen Thierarten noch durch einige eigenthümliche vermehrt werden.

IV. Wasserfucht des Gehirns und seiner Theile.

Unter Wasserfucht des Gehirns (Hirn- oder Kopfwasserfucht, Wasserfucht der Schädelhöhle, Hydrocephalus, Hydrops cerebri, s. H. capitis internus, Hydrocranium, Encephalgia hydroptica, Phrenicula s. Apoplexia hydrocephalica) versteht man die krankhafte Ansammlung wässriger, seröser oder lymphatischer Flüssigkeit in der Schädelhöhle, welche entweder über, zwischen und unter den Hirnhäuten ihren Sitz hat (Wasserfopf, Hirnhaut- oder Kopfwasserfucht (Hydrocephalus, H. meningeus, s. meningum, Meningorrhoea aquosa), oder in den Hirnhöhlen ergossen ist (Hirnhöhlenwasserfucht, Hydrops ventriculorum, s. cavitatum cerebri, H. encephalodes, Hydroencephalus, Hydroencephaloid, Hydroencephalus, Hydrops cerebri).

Von der Wasserfucht in der Schädelhöhle ist die Wasseransammlung zwischen den äußern Kopfschichten zu unterscheiden, die zuweilen mit jener vorkommen kann (gemischter Wasserfopf, H. mixtus), und der man fälschlich (zum Unterschiebe vom Wasserfopf der Schädelhöhle, H. internus) den Namen äußerer Wasserfopf, H. externus beigelegt hat.

Wir betrachten bloß die Wasseransammlungen in der Schädelhöhle, Hydrocephalus, und unterscheiden die Anhäufung des Wassers zwischen den Gehirnhäuten, der äußern Oberfläche des Gehirns und dem Schädel als Hydroceph. externus, von der Anhäufung desselben in den Gehirnhöhlen oder dem H. internus s. ventriculorum cerebri.

Der Wasserfopf ist bald chronisch, bald acut und kann als Gernungsabildung, als idiopathisch und als symptomatisches Veldn auftreten.

a) Der chronische Wasserfopf (H. chronicus), welcher den Fetus sowohl, als neugeborene und ältere Kinder, ja, wenn gleich seltener, jüngere und ältere Erwachsene, sogar Greise befällt, scheint wohl, wo nicht immer, ein Stenchenleiden auf einer früher normalen Wituungsstufe des Schädels und des Gehirns zu seyn. — Die Flüssigkeit kann ursprünglich an der äußern oder an der innern, oder gleichzeitig an beiden Oberflächen abgesondert werden. Im erstern Falle ist sie entweder zwischen dem Schädel und der dura mater, oder zwischen dieser und der (stet dabei das ursprüngliche kranke Organ abgebenden) Arachnoiden, oder zwischen dieser und der pia mater oder endlich zwischen letzterer und dem Gehirne vorfindlich; im zweiten Falle aber dehnt sich die Wasseransammlung entweder in gleichem Grade auf alle Hirnhöhlen aus oder es find nur einzelne erweitert und angefüllt, während sich die übrige

gen normal verhalten, was stets für aufgehobene Communication der einzelnen Ventrikel unter einander zeugt:

Der Zustand, in welchem sich die Flüssigkeit auf der Oberfläche des Gehirns ansammelt, bezeichnet die früheste Periode dieses Organs, wo dann die bildende Thätigkeit nicht auf Fortentwicklung, sondern auf Absonderung nach außen gerichtet ist, wodurch dieser Centraltheil hinsichtlich seines Umfangs und seiner inneren Anordnung zurück bleibt und, in geradem Verhältniß zur Menge des Fluidums, auch die Basis zusammen gedrängt wird.

Die Bildung der Wasserlucht der Hirnhöhlen geschieht schon später, wenn das Gehirn eine dünnwandige angefüllte Blase darstellt. Diese Blase (gerade wie im normalen Zustande meist bloß auf das große Gehirn beschränkt) und das Cerebellum, wie dies auch bei der Wasseransammlung auf der Oberfläche der Hirnmasse gewöhnlich der Fall ist, in der Regel verschont) ist bei dem hydrocephalus ventriculorum cerebri chronicus von verschiedenem Umfange, Dide, Form und Struktur. Zuweilen läßt sich noch, selbst bei sehr geringer Dide der Unterschied zwischen den verschiedenen Substanzen — die hier bedeutend vermindert gegen das normale Hirn erscheinen und deren Consistenz, wie bei der andern Form bald erweicht, härter oder von normaler Festigkeit gefunden wird — wahrnehmen und die Bindungen der Oberfläche sind noch verschieden deutlich sichtbar. Die Theile des Gehirns werden mehr oder weniger unvollkommen gebildet, ausgebeugt, ungewöhnlich flach oder breit, je nachdem nämlich die Wasseransammlung bedeutsam ist, ja wohl größten Theils zerstört getroffen. — Gewöhnlich ist die innere Haut der sehr ausgebeugten Hirnhöhlen verdickt, hart und in den Höhlen der sehr festen Arachnoidea findet sich Eymphie. Die Gefäße sind man dünner, schwächer, stark ausgebeugt, vervielfacht, mit wenig Blut, nicht selten mit wässriger Flüssigkeit gefüllt; die Zirkels- und Schleimdrüse meist geschwollen, verändert, und die Nerven marklos, erweicht, kleiner oder relativ zu did.

Die Menge und die Beschaffenheit der ergossenen Flüssigkeit wird verschieden angegeben. Gewöhnlich ist sie dünn, durchsichtig und rein, ja reiner noch als das Wasser in andern hydropischen Leiden, nicht ganz selten erscheint sie geronnen, wie zu einer Gallerte verdickt; man fand sie von einigen Unzen bis zu mehreren, selbst 24 Pfunden. Meist befindet sich diese Wasseransammlung frei in den Hirnhöhlen oder zwischen den Hirnhäuten, manchmal ist sie in einen trichterförmigen Behälter eingeschlossen und diese Art des Wassertopfes ist es, welche man Sac- oder Balgwassersucht des Gehirns (H. sacculus a. cysticus) nennt. So wohl auf der äußern Fläche, als in der Substanz kommen diese Wasserergüsse, als partielle Wasserlucht, vor. Sie sind mit einer serösen Membran bekleidet, welche, wie im normalen Zustande, so auch hier, das Organ der Secretion ist, und meist mit den benachbarten Theilen in einem festen Zusammenhange steht. Die

Größe dieser widernatürlichen Höhlen, deren Bedingungen zur Entstehung sind unbekannt sind, variiert sehr, von unbedeutender bis zur Ausfüllung ganzer Hirnlappen.

Mit der Menge des ergossenen Wassers steht auch die oft ungeheure Größe hydrocephalischer Schädel im Verhältniß, die sich, wie jene Wasseransammlung nach der Geburt zunimmt, vergrößern und vorzüglich durch das Mißverhältniß des Schädels zu dem in der Regel das normale Verhältniß zum Körper nicht übersteigenden Gesichtstheile, durch das meist stärkere Hervortreten der Vertiefungspunkte, durch die von dieser ausgehende gradlinige, nicht bogenförmige, Richtung der Knochenfasern, durch ihre unregelmäßige Gestalt so wie durch ihre Breite, besonders an diesen festen Punkten, durch das unsymmetrische, schiefe Ansehen, die dreieckige Gestalt des Gesichtes, die verticirten Augenhöhlen, die, wie wohl nicht constant vorkommende und nach dem Grade der Ausdehnung sich richtende, widernatürliche Dünnhäute der Knochen, das Nichtverhältniß einzelner Stellen, und endlich durch den vergrößerten Umfang der einzelnen Knochen und die dabei doch unvollständige Schließung derselben und die vorhandenen Zweifelhaken u. s. w. sich charakterisiren. — Nicht immer vergrößert sich jedoch der Kopf, wenn in seinem Innern nach und nach eine größere oder geringere Menge Flüssigkeit abgesondert und angesamlet wird; dies gilt besonders von solchen, welche die Krankheit in einem höheren Lebensalter ergriffen, seltener nur von Kindern. Bismahlen sieht man selbst Wasserflüchtige dieser Art, bei welchen die Köpfe die normale Größe nicht erreichen, sondern unverhältnißmäßig klein, von einer Seite zur andern wie zusammen gedrückt dieselben, mit zugespitztem Schitel und vollkommen verdickten Nähten und Fontanelle, welche Bildung dann angeboren ist. — Manchmal ragt durch eine abnorme Öffnung, gewöhnlich am Hinterhaupte, oder durch die Nähte und Fontanelle, ein Sac hervor, der bismahlen zur enormen Größe wächst, oft plötzlich mit jählendem Tode, manchmal auch lange von gleicher Größe bleibt. Es ist ein schwappender Beutel (H. spurium), der in Communication mit dem Gehirne steht, nicht pulsirt, mehr oder weniger elastisch und durchscheinend ist. (Vergl. Rückenmarkswassersucht.)

Der Einfluß des chronischen Wassertopfes auf die Verrichtungen des Gehirns, auf den ganzen Lebensprozeß und auf die Lebensdauer in specio, ist verschieden.

Diejenigen Wassertöpfe, welche einen unverhältnißmäßigen kleinen zusammen gedrückten Kopf, dessen Nähte und Fontanelle verdickt sind, zeigen, werden in der Regel leicht und schnell geboren, sterben aber bald nach oder während der Geburt. Leben sie länger, einige Wochen, Monate oder selbst über ein Jahr, so ist ihr Leben bloß ein vegetatives, sie sind gewöhnlich aller Sinne, mit Ausnahme des Gesichtes, beraubt, Nichts afficirt sie und nur bei Reizung ihres Gefühlsvermögens verzerrt sie ihr ausdrucksloses, stupides und stilles Gesicht, bewegen automatisch ihre Glieder oder schreien

schwach und- hässl. Ihre Augen sind gegen das Licht unempfindlich, werden häufig conuulsivisch bewegt und haben erweiterte Pupillen. Sie vermögen nicht ihre untern Gliedmaßen zum Gehen oder Stehen zu verwenden, sondern ziehen diese beim Liegen an den Unterleib herauf und halten sie über einander geschlagen. Nach und nach krümmen sich Schenkel, Hüfte und Hände, der Körper magert bedeutend ab, wiewohl die Behändigkeit groß ist, Stuhl- und Harnausscheidung erfolgen sparsam, schwer und meist unwillkürlich. Dabei haben sie ein blaßes, sonderbar weißes, zartbäutiges Gesicht, kalte Extremitäten, langsamen und unordentlichen Puls- und Herzschlag und bekommen bei schneller Bewegung, beim Liegen u. Betäubung, Bittern, Conuulsionen, Stochen des Athmens und blauröthe Gesichtsfarbe, was nach einigen Momenten sich wieder ausgleicht. — Das Kopfschmerz dieser Kranken soll allmählig eintreten. — Hinsichtlich der psychischen Thätigkeiten stehen diese Leidenden sehr tief, und nicht nur die Außenwelt, sondern auch ihr eigenes Ich bleibt ihnen fast unbekannt. Unempfindlich für jede Freude und beraubt eines jeden Ausdruckes von innen heraus liegen sie hin und vegetiren bloß, schlafen auch sehr viel. Natur und Kunst vermögen Nichts zur Rettung dieser elenden Geschöpfe zu thun.

Diejenigen Kranken, bei welchen der Kopf die natürliche Größe überwächst, und bei denen er zuweilen schon im Fruchthälter eine solche Größe erreicht, daß er erst perforirt und von seinem Contentum entleert werden muß, bevor er geboren werden kann, halten den Kopf nicht aufrecht, sondern lassen denselben nach einer Seite sinken. Sie vermögen nicht den Oberkörper aufrecht zu halten und stützen auf den Füßen zu gehen oder zu stehen; Wirbelsäule und Schenkel krümmen sich, ihr Gang ist strauchelnd, und sie setzen dabei einen Fuß vor den andern und treten mehr als die Zehen. Im Liegen hält der Kranke, und besonders der mit *H. saccolatus* befallene, den Kopf tiefer als den Rumpf, drückt oder rammt diesen gern an einen festen Körper, dreht ihn von einer Seite zur andern, oder er legt sich, zumal wenn die Flüssigkeit in seine besondere Blase eingeschlossen ist, auf das Gesicht und bohrt mit der Nase in die Kopflücken. Dabei zwingt er häufig die zusammen gelegten Hände zwischen die, besonders durch übereinanderschlagen der Unterschenkel, zusammen gepreßten Oberschenkel. Der Körper magert in der Regel ab, die Irregularität entsteht allmählig, die Hautfarbe wird blaß, misfarbig, bei *Atm.* blauröth, die Physiognomie ist trumm, ausdruckslos, gleichgültig, die Haut trocknen, pergamentartig, Hände und Füße sind kalt, die Augen mit erweiterten Pupillen verlieren ihre Strahltätigkeit und Beweglichkeit, werden blöde, schielend, thranen stark, sondern viel Schleim ab, bis sie endlich unter Verlust des Sehvermögens gelähmt und conuulsivisch bewegt werden. Der Geruch und das Gehör nehmen immer mehr ab; das frühere verminderte oder normale und durch Conuulsionen öfters unterbrochene Appetit wird zur Befriedigung, mit gleichgültiger vermehrter Speichelsabsonderung und

gestörter Zahnbildung, wobei das Schlingen erschwert und das Genossene öfters ausgebrochen wird. Trägheit in den Ausdauerungen des Stuhls und Harns, unfähig mäßiger, beschleunigter, ausdauernder oder schwacher, ruiger Puls, Erörungen des Athmens mit öfterer Erstickungsgefahr und augenblicklicher Betäubung nach geringer Veranlassung, Anfangs wenig, später viel und sofortiger Schlaf und öfters plötzliches Aufstehen und Zahnnurken in diesem, so wie Schwere und Stumpfer, bei Wasseraufsucht starr, Schmerz im Kopfe u. sind damit gemeinlich verbunden. — Was die Störungen der geistigen Thätigkeit betrifft, so scheuen diese Kranken geistige Anstrengungen, werden vergesslich, sprechen langsam, schwach, unbedeutlich und flötend, sind gleichgültig und dabei doch öfters leicht reizbar, dgerlich, jähzornig und wenig zufrieden, wie wolt dies nicht immer der Fall ist und oft bei äußerst geringer Waffe des Gehirns die Functionen desselben nur sehr wenig alienirt sind. Mit der Vermehrung des Wassers in der Schädelhöhle schwindet die Geistesthätigkeit immer mehr, die Sinne erblöden, die Sinnenrichtungen verlieren sich allmählig, der Kranke vegetirt bloß, und stirbt endlich an den Folgen des Gehirnlebens, oder apoplektisch, oder durch Zutritt des Wasserstichs.

Die Antidivertion endlich, welche keine Veränderung in der normalen Größe des Kopfes zeigen, wurden gewöhnlich erst im höhern Alter von der Krankheit ergriffen und widerleben daher längere Zeit der Beförderung des Gehirns und der heftigeren Einwirkung auf das Nervensystem. Dieses Leiden, dem man den Namen Hirnwassersucht alter Leute, *hydrocephalus senilis chronicus* (*Hydropsis cerebralis aox viellards*), gegeben, gewährt daher erst später die Erscheinungen von Unterdrückung und Verlust sensorieller und intelligenter Thätigkeit, und von Lähmung der willkürlichen Muskeln, äußert sich jedoch im Ganzen wie die oben ausgeführte Form mit Überwucherung der normalen Kopfgöße.

Die Dauer dieser Krankheit ist sehr verschieden, und richtet sich nach dem Alter und dem Befinden des Individuums, so wie nach den einwirkenden Ursachen. Je jünger das Kind ist, welches davon befallen wird, um so schneller unterliegt es der Zerstörung des Gehirns und dem Tode.

Die nächste Ursache der Krankheit besteht in vermehrter, die Einwirkung in einem zu hohen Grade übertreffender Ausdehnung von Flüssigkeit an der Oberfläche des Hirns oder seiner Höhlen. Als vorbereitendes Moment ist Alles zu betrachten, was auf die Schwangerschaft schwächend einwirkt und das Bildungsleben des Fetus stört. Zu den erregenden Ursachen sind alle mechanische Erschütterungen des Gehirns, Kopfcongestionen, verfehrte Atmungsstoffe, das Ausbleiben gewohnter Ausdauerungen, heftige Einwirkung der Kälte und Hitze auf den Kopf, anhaltende Heißesanstrengungen mit Nachtmachen, Müßiggang und Unthätigkeit, Kummer und Groll u. s. w. zu zählen. Nicht selten kann auch die Kopfwassersucht in Folge organischer Krankheiten des Hirns

und des Gehirns, Auerkern, scierhöfer Verhätungen, Syphatiden, alter Bluterginfel u. f. w. entstehen.

Die Behandlung des chronischen innern Wasserkopfes beschränkt sich häufiger auf bloße palliative Hülfe, als auf radicale Heilung der Krankheit, zumal wohl in den allermeisten Fällen das Leiden ein angebornes und mit festerhafter Gehirnbitung verbunden ist.

Außer besonderer Beachtung der veranlassenden Ursachen, deren mögliche Entfernung dringend geboten wird, hat man besonders auf Wegschaffung der im Schädel ergossenen und das Hirn mechanisch und dynamisch belästigenden Flüssigkeit zu denken, was hauptsächlich durch Aufsaugung des Secretes oder wohl auch durch vorsichtliches Entfernen desselben auf mechanischem Wege erzielt wird. — Behuf der Beförderung der Resorption hat man äußerlich das Tragen einer Wäge von wolle- nen Stoffen, Einreibung von Mercurial- mit Wachhol- dersalbe, Vesicatorien, Fontanelle, Haarscheite, Schröpf- köpfe, Blutegel, gelind reizende aromatische oder Kaugum- böder, passande Umschläge und Binden und innerlich das verfeßte Quecksilber, den Fingerbuck und andere urin- treibende, so wie diaphoretische, kühlende und stärkende Medicamente mit Nutzen angewendet. Ein passendes diätetisches Verhallen, wie trichte animalische Kost, Ein- stellen jeder andern Ernährungsart außer der mütterlichen Brust bei Säuglingen, Weiten jedes bitigen Getränkes oder gewürzter Speisen, so wie alles dessen, was mit- telbar oder unmittelbar Kopfcongestion erzeugt u. f. w. ist damit zu verbinden.

Das vorsichtige Eröffnen der Kopfhöhle und Aus- lassen der stagnierenden Flüssigkeit ist zwar immer mit mannichfachen Hindernissen oerbunden, jedoch schon mit Glück versucht worden.

b) Der hitzige Wasserkopf (hitzige Ge- hirnhöhlenwasserfucht, H. acutus, Hydrops ventriculorum cerebri acutus) bezieht gemeinlich die secundären Erscheinungen in sich, welche wir in Folge einer beträchtlichen Zurgengenz und Entzündung der Sub- stanz oder der Häute des Gehirnes wahrnehmen und welche in Exudation seröser oder lymphatischer Flüssig- keiten bestehen. In dem schnellsten Verlaufe der Krank- heit, in dem so genannten Wasserfchlage, Apoplexia serosa, entziehen sich uns die Zeichen der Zurgengenz und der Entzündung und die Exudation scheint als pri- märer Leiden aufzutreten, was jedoch nur scheinbar ist. — Einstimmig mit vielen Andern glauben auch wir viele Stadien der Krankheit, das der Zurgengenz, der Ent- zündung, der Aufschwulung und der Eöhmung nämlich, welche sich durch eigenthümliche Zeichen offenbaren, nicht selten aber mit einander zusammen schmelzen, annehmen zu müssen.

Der Zeitraum der Zurgengenz charakterist sich durch Mißgestimmtheit, Stille, Gleichgültigkeit, Unlust, große Empfindlichkeit, Unfestigkeit, Angstlichkeit, Verminderung des Lebensborgs in der Haut, den Muskeln, den Augen u. f. w., geringere Lust zum Essen und Trinken, seltene und verminderte Ausleerung des Stuhls und

Harns, unruhigen, durch öfteres Stöhnen und Neden unterbrochenen, nicht erquickenden Schlaf, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz, rheumatisches Gliederweh, un- willkürliches Greifen nach dem Kopfe, Weinen beim Auf- treten, regelmäßigen oder unordentlichen, ausströmenden Puls, trockne, oftmals wechselnde Hauttemperatur, Wäl- lungen mit Schauer u. f. w.

Nach einer unbestimmten Dauer von einigen Stun- den bis zu zwei Tagen tritt dann die Entzündungspe- riode ein. Die Unlust und die Klagen über Kopfschmerz mehren sich immer mehr, welche letztere die Stirng- gend einnehmen, sich über den Augen als trübende äußern und gegen die Schläfe hin verbreiten; sie sind anhal- tend, vermehren sich periodisch und werden durch öfteres Greifen mit den Händen nach dem Kopfe und tobrende Bewegungen dieses, auch durch lautes Winseln ange- zeigt. Gliederschmerzen, Spannen im Nacken, große Unruhe, vermehrte Hitze des Kopfes, trockne, meist ge- schlossene, zuweilen convulsivisch bewegte und geröthete Augen, Trockenheit der Rachenfchleimhaut, Blässe des nicht selten aufgedunsenen oder eingefallenen Gesichtes und Pulsiren der Tempelschlagadern sind gewöhnlich das mit verbunden. Die Hauttemperatur ist mehr oder we- niger vermehrt, die Haut trocken, spröde, schmutzig; die Zunge, wenn keine gastrische Complication vorhanden, rein oder dünne weißlich belegt, Durst und Gflust ver- lieren sich, außer wenn das Leiden stürmisch bräunt; es stellt sich Erbrechen ohne alle scheinbare Veranlassung, selbst auch dann, wenn kurz zuvor Nichts genossen war, öfters nach bloßem Aufstehen oder Bewegen des Kran- ken ein, der Unterleib ist gespannt, zusammen gefallen, unempfindlich, die Verrichtungen der Unterleiborgane scheinen still zu stehen und diese gegen Abführmittel un- empfindlicher zu seyn. Der Urin ist sparfam, weißlich, gelblich, trübe, oft etwas Sediment zeigend, wird spä- ter blaß, brügel, durchsichtig und macht keinen Bodensatz. Das Athmen ist ruhig, wird aber von tiefen, feuchzerartigen Luftzügen unterbrochen; die Kranken liegen meist auf einer Seite mit oowärts gebogenem, auf die Hand gelegtem Kopfe, bewegen sich ungern, ändern je- doch öfters diese Lage; der Schlaf fehlt oder er ist von Träumen, öfterem lauten Aufschreien und Winseln unter- brochen; den Puls findet man langsam, ungleich, aus- setzend und nur nach plötzlichem Aufschreden beschleunigt; Fieber fehlt meist. Die Sinne sind hinsichtlich ihrer Reizempfindlichkeit sehr gesteigert, die Kranken mürrisch, vertrießlich und antworten erst nach langem Bedenken auf die an sie gerichteten Fragen.

Haben diese Zufälle wenige Stunden oder auch 2, 4, 6 und mehrere Tage gedauert, so folgt das Sta- dium der Transudation, durch Sinken der gesteigerten Sensibilität bis zur Gefäßlosigkeit, durch Unvermögen, sich ohne fremde Hülfe aufzurichten, schiefe Lage des Körpers, öfteres Greifen nach dem Kopfe und den trock- nen, rissigen Lippen, Bohren mit den Fingern in der Nase und dem Dorn, Unruhe in den Schenkeln, Zittern der Hände, Stumpfen der Sinne, gewöhnlich mit Ausnahme des Gehörs, verminderte und veränderte Seh-

kraft, erweiterte, osclürende Pupillen, Schielen, Doppelsehen u. s. w., so wie durch convulsivische Bewegungen, schnelle Röthe des Gesichtes, trockne und kledröckte Haut, Trockenheit der Schleimhaut der Augen und Nase, bedeutende Abmagerung des ganzen Körpers und durch hartnäckige Verstopfung des gespannten, sehr einsinkenden Unterleibes oder auch durch unwillkürliche Ausleerung des Stuhles und des Harns sich bezeugend, wobei der Puls des düstern Kranken gewöhnlich schwach, unregelmäßig und langsam, der Carotidenschlag vermehrt getroffen wird. Die Respiration ist in dieser Periode von öfterem Seufzen und Stöhnen, unterbrochen, langsamer, der Athem sinkend, und Knirschen mit den Zähnen, Winseln und Jammern wird öfters gehört. Der Grad der allgemeinen Schwäche ist groß, die Bewegung der Glieder werden immer seltner und allmählig, nach 10, 15 bis 20 Tagen, häufig nach einem aufsteigenden tadelnden Nachschlaf, tritt nun das letzte Stadium der Krankheit auf.

In der Periode der Lähmung erscheinen allgemeine Zuckungen mit Rückentkampf, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wird, Lähmung einer (gewöhnlich der rechten) Seite des Körpers, Verzerzung und Entstellung der Gesichtszüge des ganz betäubt, ohne Gefühl, Empfindung und Bewusstseyn hienliegenden Kranken, heftiges Fieber mit profusen Schweißen, besonders an dem heißen Kopfe, heftige Wangenröthe mit Tobenblässe wechselnd, wobei das Auge wieder mehr hervor tritt, jedoch die Sehkraft ganz verloren hat und meist krampehaft bewegt wird. Mit der Lähmung der Kehnhaut ist auch Abstumpfung des Gehörs verbunden. Das Vermögen zu schlingen ist erschwert oder wohl gar ganz gehindert; im ersten Falle strengt es die Kranken ungemein an, Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, so zwar, daß die nicht gelöschte Hand zittert. Außerdem bemerkt man noch in diesem Zeitraume: Würgen und Anstrengung zum Erbrechen; unwillkürliche Ausleerung eines spar samen gelblichen Harns, während die Ausleerung der Excremente selten involuntär geschieht und meist erzwungen werden muß; verminderte Wärme an der gelähmten Seite und Abnahme der Hitze im Kopfe, wiewohl die Carotiden immer noch verhältnißmäßig stark klopfen; sehr schnellen, schwachen, ausfinkenden Puls; langsame Respiration und sinkenden, kalten Athem, Erkalten der Hände und Füße u. s. w. bis endlich der Tod die traurige Scene endet, oder, falls dieser Ausgang nicht eintritt, die Krankheit in Blindheit, Taubheit, Epilepsie, Blödsinn oder in chronischen Wasserlopf übergeht.

Was die anatomischen Kennzeichen dieses Leidens betrifft, so fand man das Gehirn um so fester und elastischer und seine Gefäße um so weniger ausgedehnt, je früher dasselbe verfiel, während man bei längerer Dauer die Masse oft breiig und die Gefäße sehr angefüllt sah. Das Abergeseht traf man da, die Nichte mit Blut unterlaufen und auch, hatte anders nicht Wasserfleck getrieben, etwas wenig aus einander gewichen. Die Ventrikel enthielten in größerer oder geringerer Quantität eine trübe oder klare, selten blutige gefärbte

seröse Flüssigkeit oder es war, wo diese in seltenen Fällen fehlte, plastische Eymbe auf der innern oder äußern Hirnoberfläche ergossen, oder es strotzten die Blutgefäße außerordentlich. Auch hydatidenähnliche Blasen im Gehirn und Veränderungen des Schleimdrüse will man beobachtet haben.

Die Dauer der Krankheit ist nach dem Alter und der Constitution des Ergriffenen, nach der Reizbarkeit des Hirns, so wie nach den Ursachen und der Behandlung verschieden.

Als nächste Ursache der eigentlichen hieigen Hirnhöhlenwasser sucht man bald ein entzündliches Leiden des Gehirns, seiner Hülle, seiner Gefäße oder des zwischenräumlichen zellgewebartigen Gewebes in demselben, bald einen örtlichen Schwächezustand, bald gesteigerte Vitalität mit vermehrter Vegetation des Gehirns anzu geben. Nach einer neuern Ansicht umfassen die krankhaften Zustände, welche als Entzündung des Centraltheiles des Gehirns, des Balkens, des Sehirnells, der durchsichtigen Scheidwand und der die Höhlen auskleidenden Membran auftreten, die verschiedenen Formen unserer Krankheit. — Anlage haben nicht selten mehrere Glieder einer Familie, wiewohl das Gehirn kleiner Kinder eigentlich eine besondere Stimmung zum acuten Wasserlopf besitz. Die das Leiden hervorruhenden Momente wirken entweder idiopathisch oder sympathisch und dann entweder nach den Gesetzen des Antagonismus oder des Consensus ein. Äußer, den Kopf treffende, Gewaltthätigkeiten, Sonnenhitze, heftige Affecte, das Zahn geschäft, zuräth getretene Ausschläge, Erkältung, unterdrückte Ausleerungen, Störungen in der Abdominalsphäre u. s. w. sind hieher zu rechnen.

Nur in den ersten Stadien der Krankheit kann die Kunst sich heilsam zeigen, im weitem Verlaufe ist meist Alles vergebens. Möglichses Entfernthalten der erzeugenden Ursachen, neben passendem diätetischen Verfahren, ist hauptsächlichstes Requisit zur Heilung. — Im ersten und zweiten Zeitraume werden kühltes ruhiges Verhalten, örtliche Blutentleerungen, warme Hand- und Fußbäder, ableitende Clystiere, Vesicatorien und Einnahmen, kalte Umschläge auf den abgeschnornen Kopf, Calomel, Tartarus depuratus, Kali aceticum u. s. w. sich nützlich bewähren. Im hydropischen Stadium hat man besonders auf die eingetretene oder zunehmende Schwäche zu sehen und antiphlogistische Mittel, Calomel mit Digitalis, Einreibungen des Unterleibes mit Aetum aquililicium oder Kantharideninfusur, eiskalte Umschläge und Begießungen auf den Kopf, Vesicantien in den Nacken und auf die Herzgrube, wiederholte Einnahmen, salzige Klystiere, auch die Arnica innerlich u. s. w. zu versuchen. Bei großer Schwäche wird man abweichend erziehende Mittel geben und bei krampphastischen Zuständen Antispasmodica zu Hülf nehmen.

V. Neue Bildungen und fremde Körper.

Außer den schon betrachteten Umbildungen des Gehirns und seiner Anhangs, welche Produkte voranhangender Entzündung sind, und außer den, noch andern

weitig zu ererbten Erzeugnissen der organischen Reaktion, die Behufs der Wiederherstellung der normalen Form und Struktur verletzter oder gestörter Gehirnthelle eintreten, sehen wir häufig in diesem Centraltheile des Nervensystems neue Bildungen zum Vorschein kommen.

Hauptsächlich der Symptome, die mit diesen krankhaften Zuständen in Verbindung stehen, herrscht viel zu wenig Gleichförmigkeit, als daß es möglich wäre, bestimmte Erscheinungen für die verschiedenen Formen anzugeben. Neuere Schriftsteller über diesen Gegenstand stellen die Verschiedenheiten der Symptome in acht Klassen zusammen. Die erste Klasse zeichnet sich durch lange andauernden heftigen Kopfschmerz ohne andere auffallende Beschwerden aus. Der Schmerz ist bald heftig und scheinend, bald dumpf, oft an einer besonderen Stelle, bald ab-, bald zunehmend, oft periodisch, ja zuweilen regelmäßig intermittirend, wird durch Bewegung, durch Genuß reicherer Dinge, durch Affekte u. s. w. vermehrt und ist manchmal mit Erbrechen verbunden. Der Kranke sucht Dunkelheit, Kühle und Ruhe, der Puls ist schwach, das Gesicht blaß, der Tod erfolgt mit Coma oder Convulsionen, oder aus Erschöpfung oder durch chronische Entzündung. Die zweite Klasse charakterisirt sich durch die Verbindung des Kopfschmerzes mit mannichfachen Leiden der Sinnesorgane, besonders des Gesichtes und Gehörs, zuweilen auch der intellektuellen Fähigkeiten (wiewohl nicht selten, und besonders bei Uebeln im kleinen Gehirn, jede psychische Regelmäßigkeit fehlt) wozu sich bei der 3ten Klasse noch Convulsionen gesellen. Bei der 4ten Klasse beobachtet man Convulsionen ohne irgend eine Affection der Sinneswerkzeuge, oft mit unbedeutenden Schmerzen, gewöhnlich ohne den feststehenden und anhaltenden Kopfschmerz. Die Convulsionen haben oft die Gestalt der reinen Epilepsie, und meist leidet das Gedächtniß zuletzt. In der 5ten und 6ten Klasse zeigen sich paralytische Zufälle (Hemiplegie, Paraplegie, allmähliche Lähmung der Extremitäten unterhalb des Halses) mit den andern Symptomen oder ohne dieselben. Die 7te Klasse erkennt man durch hervorstechende Digestionsbeschwerden; es finden sich Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Säure, Erbrechen bei reiner Zunge und Mangel der den gastrischen Leiden eignen Gesichtsfarbe, welches sich plötzlich, entweder des Morgens beim Erwachen oder in unbestimmten Perioden einstellt und manchmal mit Erleichterung verbunden ist; alle Einsätze, welche Verdauungsbeschwerden aus gastrischer Quelle erleichtern, verschlimmern diese. Der Kranke sucht Ruhe, Kühle, Dunkelheit und erhöhte Lage des Kopfs. Später treten die Symptome des Hirnleidens (das hier gewöhnlich das kleine Gehirn befallen) als Anfälle von Benümmungslosigkeit, Convulsionen, Sinnesaffectionen, Lähmung u. s. w. mehr hervor. Die 8te Klasse gibt sich durch leichte vorübergehende apoplektische Zufälle, habituellen Schwindel, plötzlichen Verlust aller Muskelkraft, Verlust des Gedächtnisses, vorübergehendes Coma u. s. w. zu erkennen.

Die Bedingungen der Entstehung dieser Ge-

bilde sind noch nicht gehörig erforscht und in Betreff der Anlagen und Gelegenheitsursachen ergeben die bisherigen Forschungen nur Wenig.

Die Kunst vermag nur sehr Wenig gegen Leiden dieser Art auszurichten und die Fälle, in welchen der Weg zum Gebilde zugänglich ist oder die etwa zu Grunde liegende entzündliche Thätigkeit in ihren Fortschritten aufgehalten werden kann, lassen allein wohl noch Bisse zu.

Die neuen Bildungen kommen bald an der Außenseite des Gehirns, bald in seinem Innern vor und sind entweder Wiederholungen normaler, dem Gehirn aber fremder Gebilde, oder sie befehlen in neuen, dem Organismus fremden Produktionen. Wir betrachten die regelwidrigen Geschwülste und die abnorme Erzeugung des Knorpels und Knochengewebes.

1) Geschwülste.

Die Geschwülste in und an dem Gehirn sind von verschiedener Art, und bieten besonders in Hinsicht auf ihre Farbe, Größe, Zahl, Festigkeit und Verbindung die bedeutendsten Verschiedenheiten dar. Man trifft sie weißlich, weißgelblich oder röthlich oder von der Farbe der Rindensubstanz oder dunkelroth oder roth und weiß gestreift, von der größten Kleinheit bis zu der Größe eines Hühneries und darüber, einzeln oder in größerer und kleinerer Menge, als Bälge mit einer festen Hülle gefüllt, oder beträchtlich feste, oder schwammige, lockere und weiche, homogene oder faserige, wie aus mehreren runden Körperchen zusammen gesetzte Massen darstellend. In Hinsicht auf ihre Verbindung geben sie entweder unmerklich in die übrige Substanz des Gehirns über und sind fest mit dieser verbunden oder sie sind nur locker in diese eingelegt und zuweilen durch einen eignen, sie einschließenden, aus plastischer Lymphe gebildeten Balg von der nachbarlichen Hirnmasse isolirt. — Es verharren diese Atergebilde nicht während ihrer ganzen Existenz in demselben Zustande, sondern durchlaufen eine Reihe von Metamorphosen und beenden der größten Theils diese mit Zerkünderung des Bodens, als dessen Parastien sie hervor kamen.

a) Hydatidöse Geschwülste, seröse Bälge. Sie erscheinen als meistens dünne, bisweilen auch mehrere Linien dicke, gewöhnlich nur locker mit den benachbarten Theilen verbundene und mit einer serösen oder dickern Flüssigkeit angefüllte Bälge, welche, da das in ihnen enthaltene Fluidum noch keine bestimmte Tendenz hat, sondern mehr von indifferentem Charakter ist, wohl als die niedrigste Stufe dieser neuen Bildungen anzusehen sind. Von der Größe eines Hirsforns bis zu der eines Hühneries kommen sie sowohl in der Substanz des großen und kleinen Gehirns und im verlängerten Mark, als im Umfange derselben zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, besonders im Vorderhirsche und zwar in der Regel so vor, daß die größtenteils und in der Hirnschale enthaltenen einzeln, die kleinern äußern und in den Höhlen befindlichen in größerer oder geringerer Menge sich vorfinden. Ihre Ent-

Heilungsart ist unbekannt; zuweilen verdanken sie früheren Müttertraumata in die Medullarsubstanz ihren Ursprung. Nicht selten mögen diese Bälge Bedingungen zur Bildung des Blasenwurms (*Cysticercus cellulosus*) abgeben, welche keine Erscheinungen man häufig mit einander verwechselt und unter dem gemeinschaftlichen Namen Hydatiden zusammen gestellt hat.

b) Tuberkulöse Geschwülste finden sich in der Substanz, wie an den Häuten des Gehirns ziemlich häufig. Sie gleichen denen in andern Organen, mit denen sie meist gleichzeitig vorkommen und sind hinsichtlich ihrer Menge verschieden. Ihre gewöhnliche Größe von einem Hirnkorn oder einer Erbse trifft man zuweilen bis zu der eines Hühneries vermehrt, was wohl mitunter durch ein Verschmelzen mehrerer solcher Geschwülste zu einer Masse bewirkt wird. Ihre Structur ist nach den Stadien ihrer Entwicklung verschieden. So lange sie wachsen, ist ihre Masse homogen, gelblich grau, ohne Gefäße, von der Consistenz eines Käses bis zu der des Knorpels, die angrenzende Hirnsubstanz verhält sich normal und nur bei sehr großen Tuberkeln verlieren sich zuweilen die Bindungen der Oberfläche in der Nähe ihres Eig. Die Consistenz verringert sich immer mehr, je mehr nämlich die Erweichung oder Eiterung des Tuberkels eintritt, welche gewöhnlich vom Mittelpunkte, selten vom Anfange ausgeht. Meist bemerkt man jetzt um die Geschwulst einen dünnen, membranösen Balg, der sich allmählig verdickt, aus zwei Lamellen bestehend, sich wie die Bälge überhaupt verhält und in dem nur der Tuberkel allmählig vereitert. Der nun bevorstehende Ausgang ist zweifach: entweder der vereiterte Tuberkel bleibt als mottige Flüssigkeit in dem Balge als Balgabscess enthalten, wobei dann häufig die im nächsten Umkreise liegende Hirnsubstanz entzündet, erweicht oder verhärtet gefunden wird, oder der Balg platzt und ergießt sein Contentum nach außen oder in die Ventrikel, wodurch nicht selten Entzündung und deren Ausgänge in der Spinnenwebenhaut erzeugt werden.

c) Eierhöle Atergebilde entwickeln sich im Gehirne als eine oder mehrere, sehr feste, ungleiche, rundliche Massen, welche von einer Schicht erweichter Hirnsubstanz umgeben sind, gewöhnlich tief in der Substanz dieses Organs verborgen liegen und von verschiedener Menge und Größe getroffen werden. Der Krebs im Gehirne hat mit dem in andern Organen gleichen Charakter.

d) Nicht weniger sind auch Spedgeschwülste im Gehirne beobachtet worden; so fand man in dem Hirnabgange eines Fallüchtigen eine fleischgeschwulst, und zwischen dem großen und kleinen Gehirne eine saftige große Spedgeschwulst, welche Blindheit, Taubheit und Verlust der Sinnesfähigkeit und aller thierischen und Lebensverrichtungen hervorbrachte.

Ähnliche regelmäßige Bildungen erscheinen, wie erwähnt, auch an den Hüllen des Gehirns. Unter diesen ist besonders die harte Hirnhaut der Eig derselben und je werden, ungeachtet sie bedeutende Verschiedenheiten zeigen, mit dem gemeinschaftlichen Namen

e) Hirnhautschwamm: (Schwamm der harten Hirnhaut, *fungus duras matris*) belegt. Es erscheint dieses Atergebilde gewöhnlich an der äußeren, nur selten an der inneren Fläche der Faserhaut und kommt besonders am oberen Theile des Schädels unter den Nähten, am seltensten an der Grundfläche vor. Seine Verbindung mit der Hirnhaut ist mehr oder weniger fest, letztere in der Regel an dieser Stelle verändert, verdickt, verhärtet, aufgelockert, fest mit dem Schädels ver wachsen und nur selten normal. Die Zahl und Größe dieser Auswüchse variirt bedeutend: meist fand man nur einen, seltener vier, fünf, ja achtzehn Schwämme, von denen einzelne klein, andere von der Größe eines Kinderkopfes und darüber waren. Hinsichtlich ihrer Form sind sie meist rundlich, hart oder weicher, glatt oder runzelig, bisweilen mit einer dünnhäutigen Hülle umgeben. Das Gewebe bietet mannichfache Verschiedenheiten dar; bald bestehen sie aus einer sehr dichten und homogenen Masse, oder sie sind von faserigem Baue, oder aus einer bröcklichen Masse zusammen gesetzt, oder an verschiedenen Stellen verschieden gebildet. Die Geschwulst bewirkt in ihrer ferneren Entwicklung nach innen oder nach außen Einbrüche und Substanzverlust in den nahen Theilen. Gewöhnlich betrifft diese Veränderung die Kopfknoten, nur selten das Gehirn. Man findet dann an der kranken Stelle den Knochen nicht selten vor dem Durchbruche erweicht, aufgelockert und angeschwollen; die Öffnung selbst scheint in vielen Fällen durch bloßen mechanischen Druck bewerkstelligt zu werden, wiewohl zuweilen auch Leiden des Knochens und des Periostes mit im Spiele seyn kann. — Sehr lästiger, heftiger und anhaltender, oder auch geringer, periodischer, mehr oder weniger verbreiteter oder starrer Kopfschmerz, Schwindel, Gefühle von Betäubung, Erbrechen, blasser Gesichtsfarbe, Abmagerung und zunehmende Empfindlichkeit irgend eines Theils u. s. w. geben zuweilen der Durchbohrung der Schädelknochen voraus; öfterer werden in diesem Zeitraume wenige oder gar keine Anfälle bemerkt. — Im zweiten Stadium gibt sich der Knochen an der Stelle, worunter der Auswuchs liegt, manchmal durch ein pergamentartiges Knittern zu erkennen, bis endlich eine kleine, meist nicht sehr feste, gewöhnlich langsam zunehmende Geschwulst unter den Inzementen erscheint, deren Zurüddrücken die Erscheinungen von Druck auf das Gehirn gemeinlich erzeugt. — Betäubung, Convulsionen, Lähmung mit Schlagfluss können sich später einstellen. Die Ränder der Öffnung im Schädels sind meist nicht carös.

Die Ansichten über die Bildung des Schwammes der harten Hirnhaut sind verschieden. Einige glauben, daß die Krankheit ursprünglich in der Schädelsubstanz liege und die dura mater nur secundär afficirt werde; Andere meinen, daß die Gefässen zwischen den Blättern der Faserhaut eine plastische Substanz ergießen, welche zu dieser unformlichen Aterwucherung gerinne; noch Andere nehmen an, daß die Geschwulst innerhalb des Schädels auf der harten Hirnhaut entstehe und sich durch den Knochen einen Weg nach außen bahne,

während man in neuester Zeit behauptet, daß dieselbe Gebilde ein dem Gliedschwamm ähnliches Leiten der Schädelknochen und ihres innern und äußern Periostes sei, wodurch diese Incarnation der Knochen bedingt werde.

Als Ursachen des Hirnhautschwammes hat man Kopfverletzungen ohne Wunde und Bruch, besonders Quetschungen, Fall auf den Hinter-, syphilitische und rheumatische Knochenleiden u. s. w. angeführt, jedoch sind die durch innere, besonders oenerische, Ursachen, durch Quetschung der Diploe, durch primitiv vorausgegangene Affektion des Knochens betingten Kopschwüme von dem hier in Rede stehenden Übel sehr verschieden.

Zur Entfernung des Fungus hat man in neuerer Zeit nach vorgängiger Bloslegung des Gewächses die Exsiccation, das Amputiren und vorsichtige Unterbindung empfohlen und mit Glück angewendet.

Mit dem Hirnhautschwamm darf der Hirnswamm (fungus cerebrius) nicht verwechselt werden, welcher in einer schwammigen Ausdehnung des Gehirns und Heraustreten desselben aus einer, durch Verletzung entstandenen, Öffnung der Hirnschale, ohne von den äußern Häuten bedeckt zu seyn, besteht. (S. unter Kopfverletzungen.)

2) Knorpel- und Knochenbildung.

Regelmäßige Erzeugung des Knorpels und Knorpelgewebes kommt im Gehirn und an dessen Theilen nicht ganz selten vor und erscheint bald an der Oberfläche, bald in der Substanz derselben. Die Spinnwebhaut hat als seröse Membran eine große Neigung zur regelmäßigen Diffusion, die sich durch Abfluß von Knochenstoff in ausgebreitete Lymphen entwickelt, und am häufigsten auf der Oberfläche des Gehirns, sowohl an dem die Hahrtz überkleidenden Blatte, als an andern Stellen dieser Membran, seltener auf der Basis und am Kleinhirns in den Hirnhöhlen getroffen wird. Sehr wahrscheinlich gehen die an der dura und pia mater vorkommenden Verdickungen von der serösen Hirnhaut aus und sind zu den an dieser erscheinenden zu rechnen. Die Zahl, Größe, Gestalt und Vertheilung dieser Knorpel- oder Knochenstücke sind sehr verschieden. Bald erscheinen sie einzeln, bald an mehreren Stellen, sind zuweilen kaum sichtbar, manchmal von der Größe mehrerer Zölle, glatt oder rauh, oder jagtig, und sitzen entweder mit einer breiten Grundfläche auf oder sind nur sehr locker, durch einzelne Fäden an die nahestehenden Theile angeheftet. Ihre Form variirt nicht minder. In der Regel finden sie sich an oder dicht neben der großen Sichel und machen es Untersuchungen wahrscheinlich, daß die als pachionische Körperchen bekannten und aus geronnenem Faserstoffe entstandenen krankhaften Gebilde diese Produktionen begünstigen. Nicht selten findet man als analoge Umwandlung die Substanz der serösen Hirnhaut verdrängt, verhärtet und knorpelartig. — Zuweilen erzeugt die regelmäßige Knorpelbildung gar keine, zuweilen sehr heftige Zufälle, was sich hauptsächlich nach den obigen Bedingungen und dem Alter und dem Grade der Empfindlichkeit des Kranken richtet.

z. Anst. d. W. u. R. Anst. Sect. VIII.

Seit seltner sind die Fälle, wo man wirkliche Verdickung der Hirnsubstanz oder Knochenbildung im Innern derselben oder feine Concretionen (besonders bei Kindern) oder Fett, Knochen und Knorpel in einen Saft eingeschlossen, wahrnahm und viele Beobachtungen dieser Art sind wohl für Entzündungen zu halten, welche nach Innen dringend das Gehirn befruchten.

Reizen wir an die neuen Bildungen die fremden Körper, welche in oder an dem Gehirne vorkommen und entweder die Produkte der höchsten bildenden Thätigkeit, Entzündungen oder Flüssigkeiten sind, welche wenigstens nicht immer in Folge regelmäßiger Strömung thätigkeit in oder an dasselbe gelangen. (Medel a. a. D.)

1) Entozoen. Sowohl beim Menschen als bei Thieren hat man verschiedene Arten von Entozoen im Innern des Gehirns, wie an seiner Außenfläche aufgefunden. Sie sind folgende:

a) Acephalocystis. Mit dieser Benennung bezeichnen französische Schriftsteller diejenige Art, welche das Ansehen einfacher Wasserblasen hat, mit dem Gehirne, die Berührung ausgenommen, in keiner organischen Verbindung steht und die Fähigkeit besitzt, sich und ihr Geschlecht zu erhalten. Sie zeigt keine Spur besonderer Organe und steht auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung.

b) Echinococcus hominis Rudolph. Er stellt eine weiße Blase dar, deren innere Fläche mit einer Menge kleiner Entozoen, von der Größe und dem Ansehen der Entkörner bedeckt ist *) und kommt nur sehr selten vor. Seine Größe bietet, wie die der ersten Art, mannichfache Verschiedenheiten dar.

c) Cysticercus cellulosus R. Unter allen Eingeweidwürmern hat man diese Art am häufigsten sowohl in den Membranen, namentlich in der innern und äußern Gefäßhaut, besonders an dem Adergeflecht der Seitenhöhlen, als in der Hirnsubstanz selbst, nicht selten mit Wasseranhäufung in den Höhlen zusammen gefest, wahrgenommen.

d) Coenurus cerebri R. Er kommt nicht selten bei Schafen, manchmal wohl auch beim Rindvieh vor, ist aber bis jetzt im menschlichen Gehirn noch nicht getroffen worden. Meistens Theils verursacht er die Drehkrankheit (s. diesen Art.).

2) Als zweite Art der fremden Körper führen wir die Ergießungen von Blut oder blutigem Wasser, die Hirnblutflüsse, Hämorrhagien des Gehirns, Haemorrhagiae cerebri, auf, welche wir nicht selten, in Folge von Congestion, Entzündung und Gefäßruptur, zwischen den Hirnhäuten, in den Höhlen und in der Substanz des Gehirns wahrnehmen. — Wir übergehen hier dieselben, da weiter unten unter Kopfverletzungen und Schlagfluss ihrer gedacht wird.

(Wegand.)

Hirnkrant, Augentrost, s. Euphrasia und Oculum basilic.

*) Rudolphi Entozoon Synops. p. 188. Berolin. 1819.

Hirnkreise, Hirnkümmungen, Hirnkugelschnitte, Hirnlappen, Hirnlüden, f. Gehirn.

Hirnliden, f. Hirnkrankheiten.

Hirnkern, kleines Hirn (Cerebellum), f. Gehirn.

Hirnleisten, f. Hirnleisten.

HIRNLOS, im anatomischen und physiologischen Sinn: was kein Hirn (oder Gehirn, s. d. Art.) hat, wie z. B. manche thierische Mißgeburt oder die Thiere, die auf der tiefsten Stufe der Animalität stehen (z. B. die Zoophyten, die kein Nervennetz so wie kein Herz, sondern nur Brügengewebe, Ruffelsafern und Darmkanal haben); im figurlichen Sinn, da das Gehirn als das f. g. Selenorgan, namentlich als das der Denkraft oder des Verstandes angesehen wird, bedeutet hirnlos so viel, wie verstandlos, unvernünftig u. d. m. (Dr. K. H. Scheidler.)

Hirnlosigkeit, f. Hirnkrankheiten.

Hirnmangel, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnmarm, f. Gehirn.

Hirnmasse, f. Gehirn.

Hirnmesser, f. Gehirn.

HIRNMETAMORPHOSE, die allmähliche Entwicklung der Gehirnorganisation von der frühesten Bildung des Körpers an (f. unter Gehirn). (Wiegand.)

Hirnnähte, f. Gehirn.

Hirnnerven, f. Gehirn und Nervensystem.

Hirnorgane, f. Gehirn.

Hirnpause, f. Gehirn.

Hirnpulsadern, f. Gehirn.

Hirnrind, f. Stirnrind.

Hirnriss, f. Hirnbrecher.

Hirnrinde, f. Gehirn.

Hirnrotz, f. Rotz.

HIRNSAND, sabulum conarii, nennt man jene kleinen, harten, Sandkörnerchen ähnlichen Körperchen von verschiedener Größe, Menge und Gestalt, die bei Menschen von der Zeit der Pubertät an aus einer anfänglich flüssigen, in der Hirnhöhle, und, nach Bichat, auch im Hirnaufhange feernirten und allmählich erstarrten Masse normal sich bilden, aber als solche, gleich einer Knochenmasse, im Leben wieder aufgelöst und von Neuem erzeugt werden. Sollte wohl diese Sandproduktion, welche bei keinem Thiere vorkommt, ein Erzeugniß gesteigerter Hirnthätigkeit des Menschen, und ihrem psychischen Leben förderlich sein?

Weil liegt ein Sandhaufen, oder es liegen zwei, drei kleiner derselben von dem Conarium u. c. Sie sind gelblich, in jüngern Körpern bläulich als in ältern, und werden durch's Alterdunkel. Frisch haben sie einige Durchsichtigkeit; von der Fäulniß des Hirns bleiben sie unangefast.

Von Mönch wurden sie für eine zuckerige, und von Hermann für eine harnteinähnliche Materie angesehen, bis Joh. Haslam, Wollaston*, John Bourcely**, Pfaff u. A. bewiesen, daß sie aus vielem phosphor, wenigem kohlenf. Kalk, Spuren von phos-

phor. Blüthenerde und thierischer Materie beständen, der Hirnsand also im Wesentlichen ganz der Knochenmaterie gleiche.

Ähnliche sandförmige Körner fand neuerlich Bergmann zu Gelle im Glomus des Adergeflechtes der Seitenhöhlen des Gehirns mehrerer Heißesektes. Nach Stromeyer enthielten sie phosphor. Kalk in vorwaltender Menge, wenige phosphor. Ackererde und eine Spur kohlenf. Kalks nebst einer eiweißstoffigen animalischen Substanz (f. Beob. u. Bemerk. a. d. Geburtsk. und gerichtl. Medizin, herausgeg. von Dr. L. Rende. III. Göttingen 1826. 8.). Dagegen fand Bergmann dergleichen weder in jenem Adergeflecht, noch in der Hirnhöhle eines über 50 Jahre alten alberten, biddinnigen Mannes (f. Rasse's Zeitschr. für die Anthropologie. Leipz. 1823. 2.).

(Th. Schreger.)

Hirnschädel, f. unter Schädel.

Hirnschädelbeinhaut, f. Knochenbruch.

Hirnschädelbruch, f. Knochenbruch.

Hirnschädelgewölbe, f. unter Schädel.

Hirnschädelgruben, f. unter Schädel.

Hirnschädelgrund, f. unter Schädel.

Hirnschädelhaube, f. unter Schädel.

Hirnschädelknochen, f. unter Schädel.

Hirnschädellehre, f. Gall und unter Schädel.

Hirnschädelmark, f. unter Schädel.

Hirnschädelmoos, f. Umea cranii humani.

Hirnschädelmuskul (Epieranium), f. unter Schädel.

Hirnschädelspalte, f. Knochenbruch.

Hirnschädelstafeln, f. Schädel.

Hirnschale, 1) Anat. f. Schädel; 2) Boof. f. Echinus apatagus Linn. (Spizianus Brissau Leach.)

Hirnschalenschnitte, f. Trepanation.

Hirnschalenbruch, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschaleneindruck, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalengegenbruch, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalengewölbe, Hirnschalengrund, Hirnschalenhautlein, Hirnschalenknochen, f. unter Schädel.

Hirnschalenknochenabweichung, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. Umea cran. hum.

Hirnschalenspalte, Hirnschalenspur, Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenspalte, f. unter Kopfverletzungen.

* Philos. Transact. 1795. p. 366. ** Mém. de l'Académie.

pathologischen Drüsen des Hirns gefunden. Ja man liest sogar von einem ganz versteinerten Ochsengehirne (in der Jena'schen allgem. Lit.-Zeitung 1798. Nr. 389. S. 833). Die Steine sind von verschiedener Größe, Form, Farbe, Textur, bald weiß, bald grau, bald erbsen-, bald bohnen-, bald mandelförmig, bald glatt, bald rauh und höckerig. Sie bestehen aus meist phosphorsaurem Kalk, wenigem dergleichen Talk und einer Spur kohlensauren Kalks mit einem animalischen Bindemittel *) (Th. Schreger.)

Hirnsubstanz, f. Gehirn.

HIRNSUCHT (Paraphrenitis, Phrenitis sympathica), eine gelindere, sympathische Reizung des Sensoriums, mit heftigen Leiden in der Brust und dem Unterleibe, z. B. Lungen-, Leber-, Zwischfellentzündung u. Auch die Hirnentzündung hat man Hirnsucht genannt. (Wiegand.)

Hirnsystem, f. Gehirn.

HIRNTABAK, ein Schnupftabak aus sehr stark eiechenden Reizenden, welcher zu häufigem Niesen reizt. (K.)

Hirntoben, f. Hirnwuth.

Hirntroicar, f. Troicar.

Hirvene, f. unter Venen.

Hirverhärtung, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnverletzung, f. unter Hirnkrankheiten und unter Kopfverletzungen.

HIRNWASSER, serum cerebri, ist eine aus den Aetereien ausströmende sehr feuchtigkeithaltige, die Schmelzung u. m. a. Physiologen für den Sitz der Seele ausgaben. Im Leben und im gefunden Zustande mehr Dunst, wird sie erst in Leiden tropfbar flüssig gefunden, und läuft sich bei Hirnwassersucht krankhaft oft in großer Menge an. — Nach Balbat (im Jouru. de Ph. et de Ch. 1811. p. 207) besteht sie in 100 Theilen aus 96,0 Wasser, 1,5 salz. Natron, 0,7 Eiweißstoff, 7,0 Galle, 0,4 Mucus, 0,4 phosphor. Kalk und Natron nebst Verlust. — Nach Berzelius genauere Untersuchung (in dem Abhandlinger etc. T. III.) enthält sie in 1000 Theilen 988,30 Wasser, 7,09 salz. Kali und Natron, 5,32 milch. Natron und Emulsion, 0,28 Natron, 0,09 phosphorsaure erdige Salze (Kalk und Bittererde), 1,66 Eiweißstoff und 0,26 einer in Wasser löslichen Substanz nebst Spuren von phosphor. Natron. Beegl. den Zeit. Hydrophagigkeiten. (Th. Schreger.)

Hirnwassersucht, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnwunden, f. Gehirn.

HIRNWUND heißt in der Sprache des gemeinen Lebens im südlichen Teutschland der Blödsinnige und der Verrückte. (K.)

Hirnwunden, f. unter Hirnkrankheiten und unter Kopfverletzungen.

Hirnwurm, f. Coenurus cerebri. (1ste Sect. XVIII. 190.)

Hirnwurst, Bregenwurst, f. Wurst.

HIRNWUTH (Hientoben, Kopfwuth, Phrenitis, Phrenitiasis, Phrenesis, Phrenismus, Delirium acutum), eine durch organische Fehler bedingte, und mit ursprünglichen Leiden der Blutgefäße verbundene Verstopfung, f. Hirnentzündung und Tobsucht. (Wiegand.)

Hirnzelt, f. Gehirn.

Hirnzufälle, f. Hirnkrankheiten.

Hirnzwerchsell, f. unter Gehirn.

Hirondelle (Palaeont.), f. Schwalbenstein.

Hirondelle sauve, f. Cotyle.

Hirowit, f. Herovit.

HIRPI, HIRPAE, gewisse abgeschlossene Familien in der Landtschaft der Falisker, wahrscheinlich von dem sabinischen Volksstamme der Hirpiner stammend, daher ihr Name auch von dem sabinischen Irpus (Wolf) hergeleitet seyn soll. Sie waren bekannt wegen ihres uralten geheimnißvollen Götterdiensts auf dem Berge Soracte. Es wird erzählt, dieser Berg sei den unterirdischen Göttern geweiht, und besonders dem Dispaten. Bei einem Opfer dieses Gottes hätten die Böden die Eingeweide aus dem Feuer gerissen und fortgeschleppt. Bei dem Verfolgen derselben wären die Hirten in eine Höhle gerathen, deren Stübchen sie ergötzen und eine Pest hervorgebracht habe. Ein Drakel habe verkündigt: sie sollten nun Böden ähnlich vom Raube leben; daher ihr Name. Bei den Götterfesten, die auf dem Berge Soracte der Göttinn Heronia, nach Andern dem Agell, gefeiert wurden, gingen sie mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen von Fichtenholz und tugen die Eingeweide der Opfertiere herum. Sie thaten dieses, selbst noch in den spätern Zeiten, als sie längst den Römern unterworfen waren, und blieben deshalb nach einem Senatsbeschlusse von den Keigediensten und andern Lasten frei. Räuberstüber f. bei Plinius Hist. natur. L. VII. 2. Virg. Aeneis XI. 785; vergl. auch Disfried Müller die Etrusker. III. 3, 8. (Rauschnick.)

HIRPINI (*Ignis*), eine von den Samniten abstammende, in Samnium am westlichen Abhange der Apenninen wohlhabende italische Völkerschaft, deren Wohnsitz in N. von den Apenninen und den Samniten, in W. von denselben Völke, in S. von den Picentnern, in D. von Iguvini begränzt wurden. Die wichtigern Stämme waren Abellinum, Aulanum, Luculanum, Equus Tuticus, Herdonia, Aquilonia, Cominium, Salustia, Romulea, Compa und Aufinum *). (K.)

HIRRA oder **BOZBABA**, eine seltsame, mit Lavasche bedeckte Insel in der Nähe von Syet; sie wurde vom Reere im J. 41 hervorgehoben und vergrößerte sich im J. 1427. (R.)

*) f. Zimmerling von Bau des menschl. Körpers. V. S. 44. und in Balbat Anat. des frankeichen Baues von einigen der wichtigsten Theile im menschl. Körper. a. d. G. m. Auf. Berl. 1794. S. 266. — Walteri Obs. anat. p. 42. — Murfina med. chir. Beobacht. u. Berl. 1782. I. S. 151. — Bergmann in Waffel's Zeitschr. für die Anthropologie. Leipzig. 1823. 2 ff.

*) Strabo V. p. 583; Plin. Hist. Nat. II. 98. 61, 11; Ptolemy. Patere. II. 16. 68; Liv. XXII. am Ende des Buches; Cic. de Divinat. I. 36.

HIRREN, HIRRI, ein germanisches Volk, wird nur von Plinius*) genannt, und da der Name in dieser Form gar keine historische Bedeutung hat, so haben ihn einige Alterthumsforscher aus dem Texte weggestrichen und für eine fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden Namens Sciri, für einen bloßen Irrthum der Abschreiber, gehalten. Aber die Manuscripte des Plinius haben sämtlich diesen Namen; auch ist sonst kein genügender Grund, ihn weglassen zu lassen, vorhanden, als der Umlaut, daß das Buch de mensura orbis terrae, aus welchem diese Stelle des Plinius genommen zu seyn scheint, den Namen Hiri nicht hat. In diesem heist es nämlich: Quidam haec habitari ad insulas usque ad fluvium (man lese ad Visulam usque fluvium) a Sarmatia, Venedia, Scirisque tradunt. Hierdurch wird selbst Harbwin verleitet, an eine fehlerhafte Wiederholung des Namens Sciri zu denken**). Plinius gibt uns in der angeführten Stelle das Resultat seiner Forschungen über den Norden Germaniens. Er hat von der Heimat des Bernikins gesprochen, von den nördlichen Vorgebirgen, Inseln und Meeren, hat sogar bei der Erwähnung der Hippopoden (Pferdefüßler), der Donen (Eiersesser) und der Panotier (Banjopoden) das Gebiet der alten griechischen Fabel berührt, und berührt nun bei Einführung des Volks der Ingävoonen, des großen Eroberers, des Vorgebirges der Cimbern, des Meerbusens Gotanus und der großen Insel Scandinavien und Enigia (Finnland) einen mehr gesicherten Boden. Sein Bericht zeigt deutlich, daß er hier eine sehr gute Quelle vor sich hatte, welche in einer Zeit Licht über die Gegenden im Norden Germaniens verbreitet, wo noch ein undurchdringliches Dunkel diesen Areal des bewohnten Erdkreises bedeckte. Hierauf setzt Plinius hinzu: „Einige sagen, daß diese Gegenden (haec) bis zum Flusse Visula (Weichsel) von Sarmaten, Venedern, Sciren und Hirren bewohnt würden.“ — Man next***) ist zwar der Meinung, daß sich das haec bei Plinius auf das westliche Ufer der Weichsel beziehe; aber dann würde er Sarmaten und Veneder auf die deutsche Ostseeküste, nach Pommern und Mecklenburg, bringen, die zu jener Zeit gewiß nicht auf dieser Seite hausten. Schon Harbwin bezog die Stelle auf die Landstriche im Osten der Weichsel, auf den Küstenstrich von Finnland herüber, wo wir die Urstige der genannten Völker wirklich antreffen. Dort kennt Tacitus die Sarmaten und Veneder, dort ist der bekannte venedische Meerbusen des Claudius Ptolemäus, in welchen die Weichsel sich ergießt. Ich sehe daher keinen Grund, der Meinung Harbwin's nicht unbedingt beizupflichten; dann ordnen sich auch die Sige der genannten Völker im Sinne des Plinius auf die leichteste Weise. Am meisten gen Osten, an der Küste, wohnen die Sarmaten, dann die Veneder, und hierauf in

der Nähe der Weichselmündung die Sciren und Hirren. Genau in diese Gegenden, an die Weichselmündung, setzt Tacitus in die Nachbarschaft der Goten seine unter den Römern, welche die ältern Geographen für die Stammväter der Heruler halten. Claudius Ptolemäus begreift sie unter dem Gesamtnamen Rautenier (Rugische Völker); ebenfalls den Goten an der Weichsel benachbart, und mit den Rugiern und Goten vereint, kommen auch wirklich im 4ten Jahrh. die von der Geschichte ganz vergessenen Sciren des Plinius wieder zum Vorschein. Aber die Hirren werden nicht wieder genannt; jedoch an ihrer Stelle erscheint an der Seite der Sciren und Goten das mächtige, rein germanische Volk der Heruler, welches durch seine Thaten und Leiden im 4ten Jahrh. sich doch berühmt macht. Das plötzliche Auftreten der Heruler als mächtiges Volk hat mich zu der Vermuthung geführt, daß diese Heruli mit geringer Veränderung des Namens die alten Hiri des Plinius seyn mögen, welche zugleich mit den gotischen und rugischen Völkern von der Küste der Rasse nach der niederen Donau gewandert sind, wo der alte Name Hiri durch irgend eine uns unbekannte Veranlassung in den neuern Namen Heruli umgewandelt worden ist. Vergl. den Art. Heruli. (Aug. Wilhelm.)

HIRRIUS oder HIRIUS (Cajus), berühmter Beschwörer, welcher in Rom zuerst Wunderteiche anlegte; er besaß eine solche Menge dieser Fische, daß er zu einem von Jul. Cäsar dem Volke gegebenen Gastmahle 6000 Stüd liefern konnte*). (R.)

HIRROKIN oder HYRROKIN (die von Feuer und Raub Umringe), hieß ein Riesenweib, welches die Aen von der Göttin der Unterwelt, Hel, erlösen mußten, um das Schiff, auf welchem Baldr's Leiche oerbrannt werden sollte, in das Meer zu bringen. Es kam auf einem Wolfe, den es mit Schlangen anstatt mit einem Baum lenkte, an, und Odin wollte denselben, nachdem es abgestiegen, von 4 Berserkern halten lassen. Diese aber mußten ihn erst niederwerfen, ehe sie sich seiner mächtigen konnten. Das Schiff Dringhorn war wie an die Erde gefettet, das Riesenweib aber ergriff den Vordertheil desselben und rollte es mit solcher Gewalt ins Meer, daß die Balgen, aus welchen es fortbewegt wurde, Funken sprühten und die Erde bedeckte.

Baldr war Gott des Sommers, sein Tod der Tod der ganzen Natur. Alle obern Götter hatten schon ihre Stärke verloren, darum mußte aus der Tiefe, wo die Riesen (Toten), Feinde der Götter, wohnten, ein Riesenweib kommen. Andeutung der brennenden Sige in den Hundstagen, wo Baldr's Leidenbrand Statt fand. Angstlich sah der Nordländer dem unwirthbaren Winter entgegen und fürchtete die finsternen Tage, unfreundliche Witterung, theuere Preise, den Untergang seiner Welt. Sie sinkt mit Baldr's Leiche in's Meer, in die Heuchelei. Ein Bild des Absterbens der Natur. (Schlucke.)

Hirsau, s. Hirschau.

*) Hist. Nat. IV, 27. Quidam haec habitari ad Visulam usque fluvium, a Sarmatia, Venedia, Sciris. Hiriis tradunt. **) Ac valde metuo, ne Hiri a repetitis temere Sciris accreverint. Harbwin ad l. c. Plin. *** Geogr. der Griechen und Römer. Germania. S. 319.

*) Plin. Hist. Nat. IX, 55. Macrobi. Sat. II, 11.

HIRSCH; über das Zoologische s. den Art. Cervus (ste Sect. XXII. B.). Der Edelhirsch (*Cervus Elaphus* Linn. Männchen, Rothhirsch, Edelhirsch; Weibchen: Hirschkuh, Hindin, Wild, Thier), das erste und wichtigste Jagdsaugethier in Europa, mit dahem, langgestelltem Körperbau, schlantem, ruckabigem Halse und dünnen Läufen (Weinen), kleinem Kopfe, kurzer Bume (Schwanz), großem, eirundem, weit gestelltem und beweglichem Gehör (Ohren), großen, vorstehenden, braungehellen Spiegeln oder Lichtern (Augen), unter deren Vorderecken auf schwammig durchlöcherter Knochen die 1 Zoll tiefen und langen, 8 Zoll breiten Hörnknospen sich befinden, in denen aus Drüsen ein Schmalz sich absondert, das Anfangs weich wie Wachs und wohlriechend ist, später verdickt, mit Haaren vermischt, hornfest, glänzend und braungelb wird (Hirschthran, Hirschbezoar), weiten, runden, nach der Seite schief aufgeschlitzten Nasenlöchern. Sein Geweih liegt ihm im Laufen wasserfest über dem langen, an den Enden abfallenden Rücken; fleischige kurz abgerundete Keulen, glänzend schwarze gespaltene Schalen (Klauen) und hinten zwei gleichfarbige Geäster (Hinterklauen). Über des Weibchens Gestalt s. den Art. Hirschkuh. Des Edelhirsches Hauptfarbe ist rothbraun mit 3 Abstufungen: hell- oder gelbroth (Lanbhirsch), dunkelroth (Berghirsch), braunroth (Weandhirsch). Außerdem gibt es — jedoch selten — weiße, silbergraue, schwarze und gestreifte Edelhirsche. Unbestimmt der Farbe ist die Natur und Eigenschaft dieser edlen Wildart sich gleich, sowohl in Bezug auf Brunnst und Geheiß, als auf Wuchsthum, Gestalt, Wechsel und Stand. Doch gibt es in der Regel in Gebirgen Hirsche, Thiere und Rehe stärkerer Art und schwerer im Gewicht, als in tiefen, ebenen und sandigen Gegenden; überall aber gehört recht gute und reichliche Nahrung zum Gedeihen des Edelmilches. Es verändert stets seinen Stand nach den Jahreszeiten, sowohl des Gehörnwechsels (s. den Art. Hirschgeweih) und der Brunnst (s. den Art. Hirschbrunnst), als auch des Geheiß (der Raubung) wegen. Die Gesellschaften (Trupps jagdbarer Hirsche) und die gemischten Wildrudel haben bis zum Frühling ihren Winterstand tief im Dickicht des Waldes; jedoch wechseln sie, sobald der Schnee vom Felde geht, in die Vorhölder und suchen die Etsfelder, Quellgründe und Raine an der Sommerseite. Aus den Gebirgen ziehen sie sich schon im Winter des hohen Schmer's wegen in die Vorhölder und von dort oft kundenweit nach der Winterast. Im April beginnt die Sommerfärbung, mit ihr wirft der Hirsch sein Geweih ab. Im Mai sucht das Edelmilch seinen Sommerstand, entweder im starken Dickicht, höherem Stangenholze, in Feldbölgern, allzeit aber — der Nahrung wegen — nahe an Feldern, Wiesen und jungen Gebauen. Wie im Winter die Mistel (*viscum album* Linn.) ist im Frühling der junge Trieb, das Blatt und die Blüthe des wilden Jasmin (*Philadelphus coronarius* Linn.) des Edelmilches Lieblingsnahrung. Wird das Wintergetreide hart, so wechselt das Wild in die Sommerastfelder, lebet aber, sobald das Winterkorn ausgeblüht hat, zu demselben

zurück, bleibt auch oft einzeln in hohen Kornfeldern den Tag über und thut sich darin nieder; meist um den Insekten im Walde zu entgehen. Aus gleicher Ursache tritt es gern bei heißem Wetter zur Mittagszeit so tief in's Wasser, als dies ohne zu schwimmen möglich ist. Wenn der Hafer körnt und der Frühflachs den Samen legt, beginnt die Heißzeit (Hirschheiß). Nach der Ernte find Grummet, Kraut und Rüben des Wildes Hauptnahrung. Über die Brunnstzeit s. den Art. Hirschbrunnst. Nach derselben sondern sich die Hirsche wieder von den Thieren und ziehen in eignen Gesellschaften auf die Rübenfelder, nehmen auch Eigelb und Wildkohl, die junge Winter- und Kapsel, vorzüglich die reifen Früchte des nachlichten Hageborns (*Crataegus coccinea* Linn.) zur Stärkung ihrer verlorenen Kräfte an, und ziehen im November in das harte Holz zum Winterstand, wo — besonders bei dahem Schnee — die Nahrung sich kümmerlich auf Moos, Heidekraut, Baumrinde (von jungen Bäumen geschält) und Baumzwirge beschränkt. Dennoch hält aus dem einmal gewählten Stande das Edelmilch beharrlich aus. Abends mit Sonnenuntergang zieht es auf's Geß, Morgens bei Tagesanbruch wieder zu Folge. Über die Jagd des Edelhirsches s. die Art. Jagd, Kesseljagd, Wasserjagd, Porseejagd u. s. w., Büschel, Anstand u. s. w. Die gerechte Jagdzeit für denselben ist vom Mai an bis zur Brunnstzeit; Thiere schließt (pürscht, pürscht, bürscht, bürscht, nach Wechseln von bewar, jagd) man bis Ende Oktober, Edelmilch und Räuber bis Weihnachten. Ausnahmen von dieser Jagdregel müssen selten sein, wenn der Wildstand des feldes soll. Hauptkrankheiten des Edelmilches sind: die Knotenkrankheit, die Leberfäule, die Ruhr; tödlich werden ihm zuweilen die Haarballen (Hirschballen), welche aus abgeklebten Haaren und andern faserigen Dingen im Magen entfehen, und die Hirschlugeln (Hirschkeine), welche gelblich ansehn und eine feinartige Rinne haben. Des Edelmilches Feinde sind außer dem größern Raubthiere (Wölfe, Füchse): die Dachsenbremse (*Oestrus bovinus* Linn.), welche ihre Eier auf dessen Haut ablegt, worauf die Larven (Engerlinge) austretten, sich in die Haut graben, unter denselben wachsen, Beulen auf Rücken und Keulen verursachen und von Februar bis Junius das Wild quälen. Die Naseubremse (*Oestrus nasalis* Linn.) legt ihre Eier an die Nasen des schlafenden Wildes; hier werden sie eingeatmet, kriechen aus, und die Larven (Engerlinge) suchen ein Unterfammen in den zwei mit Schleim gefüllten Zungenbeuteln über der Gurgel, bis sie im Junius erwachsen ausgekieset werden. Die Hirschlaus (*pediculus cervi*), ist den Kummerern (Kadnlichen) vererblich. In dem Panfen und den Därmen halten sich oft Eingeweide- und Nasenwürmer schädlicher Art auf. (Benichen.)

Benugt wird vom Edelmilch fast Alles und mehrere Theile sind offizinell. Das Fleisch liefert ein wohl schmedendes und gesundes Wildpret (Wildbrät), ist aber nach dem Alter, Geschlechte und der Jahreszeit von verschiedener Güte. Vgl. den Art. Hirschwildpret. Das

beste Stück ist das Hintertheil auf dem Rücken, von welchem die Keulen abgelöst sind, oder der so genannte Ziemer. Für solche Personen, welche geringere Verdauungskräfte haben, oder zur Säure geneigt sind, auch als Biedergerese von schwerer Krankheit einer leicht verdaulichen Fleischkost bedürfen, ist das Wildpret sehr passend; denn mager und mürbe, daher gleichsam schon vor der Zubereitung dem Blute des menschlichen Körpers verwandt, wird dieses Fleisch die Erfrischung eines zarten Subjekts befördern. Die Haut benutzt man theils zu Pelzwerk, namentlich zu Küssen u. s., theils zu Leder auf sämtliche Art gar gemacht. Eine schöne, auf solche Weise aufgearbeitete Hirschhaut fühlt sich sehr weich und geschmeidig an, ist überaus dauerhaft, und, wenn sie rein, sauber und gleich aussfällt, dem Vellier weit vorzuziehen. Die Haut von alten Hirschen sind zu viel, schwammig und unndquem beim Tragen, daher die jungen Hirschhäute mehr geschätzt werden. Vgl. den Art. Hirschhäute. Die Haare, welche von den Hirschhäuten abgelassen oder von den Gärten abgelassen werden, dienen den Tapezieren, Tischlern und Sattlern zum Ausstopfen; auch macht man Haardecken daraus und gebraucht diese zu Pferdedecken, zum Einpacken mancher Waren, zu Fußdecken in Schiffen und Stuben, in den Brauhäusern, um Mats darauf zu borten u. s. w. Ausland und Polen, auch Hamburg und Lübeck führen solche Haardecken häufig aus. Das Geweih oder Gehörn (Cornu cervi) wird ebenfalls auf sehr verschiedene Art verwendet. Vergl. den Art. Hirschgeweih. Das Unfsilz oder der Talg vom Rotwild (Adeps seu Serum cervinum), welches frisch, hart, reinlich und schön weiß seyn muß, heilt die Schunden und Hautverletzungen, dient den Wundärzten unter Salben und Pflaster und gibt vorzüglich Lichter, die sehr hell und sparsam brennen und nicht fließen. Das Knochenmark, wenn es bei mäßiger Wärme gelassen und in Gläsern an der Sonne einige Zeit destillirt wird, ist zum Einschmieren der Gichtgeschwülste vor andern Allen gut. Die so genannten Hirschschäden dienen einzeln zu Hanteln, zu Pfeilen, zu Ringen u. s. Die mannichfaltig, zum Theil treuförmig gekanteten, Verknöcherungen der Hirschen im Halse und des Anfangs der Loria, Hirschhertzhorn (Os de corde cervi) genannt, so wie die getrocknete männliche Ruthe (Priapus cervi), den sogenannten Hirschsprung (Talus cervi), das gebrochene Blut, die Hirschbrannen, die Blase u. s. A. theils hatte sonst der Aberglaube auch unter die Arzneimittel aufgenommen, die aber ihren Kredit längst verloren haben.

(Fr. Thon.)

Der Damhirsch (Cervus Dama Linn. Männchen: Damhirsch; Weibchen: Damthier, Damswild), ist die zweite Art der Gattung Hirsch, dem Range nach, welchen Ansehen, Nutzbarkeit und Zahl den Jagdbieren überhaupt gewöhnen können, kleiner als der Eichelhirsch, minder schlank und augenfällig gebaut als jener, hat einen stärkeren Leib, kürzere Beine, eine längere Blume; die Eckzähne fehlen ihm. Über sein Geweih, das Abwerfen und Aussehen, bescheiden u. s. den

Art. Hirschgeweih. Das Damthier ist glattköpfig, schwächer, kleiner und leichter gebaut und nähert sich der Ziegengeßalt. Die Hauptfarbe beider Geschlechter ist braun. Die Sommerfärbung, welche im Junius beginnt, ist prächtig, Gesicht und Oberhals sind schwarzbraun, der Oberleib ist rothbraun, weiß gelicert von den Schulterblättern bis an die Blume und durch einen weißen Streif abgegränzt, die Blume selbst oben schwarz, unten weiß; die Seiten sind unterhalb der Abgränzung, so wie die weisgetigerten Keulen und die Beine rothgelb, der Unterleib ist gelblichweiß. Die im November anfangende Winterfärbung macht den Oberleib dunkelbraun, die Seiten dunkelgrau, die Beine braungrau und den Unterleib hellgrau. Die Hirschen sind nur auf den Keulen noch sichtbar. Als Spielarten gibt es auch schwarzes, weißes, falbes, schwarzbraunes, rothgelbes und färbiges Damswild. Über Brunst s. den Art. Hirschbrunst. Das Thier trägt 88 — 40 Wochen, setzt im Junius ein Kalb, häufig zwei Kälber, welche bis zur neuen Brunst laugen, oft nach der Brunst wieder anfangen. Die Wildhüter (Schmalthiere im ersten Frühjahre) brummen bei guter Nahrung und sonst günstigen Umständen schon im zweiten Jahre, sonst im dritten. Das Hirschkalb brist nach dem ersten Jahre ein Spießer, nach dem zweiten ein Gabeler u. s. den Art. Ansprechen. Über das Geweih des Damhirsches s. den Art. Hirschgeweih. Die guten Schaulster bilden nach der Brunst Gesellschaften (Trupps, Kudel) für sich; doch tragen sie eher als die Eichelhirsche die Gemeinschaft mit jungen Hirschen, wenigstens auf kurze Zeit. Auch vereinigen sie sich, besonders im Sommer, mehr als die Eichelhirsche, während die Thiere mit den Kälbern, Spießern und Schmalthieren in zahlreichen Trupps zusammen stehen. Ende Septembers sondern die alten Thiere und Schmalthiere sich ab und treten einzeln auf die Brunstplätze; dann bilden die Spießer und geringen Hirsche eigene kleine Gesellschaften und stellen sich nach dem Rückzuge der Pfahlschaulster zum Wilde. Das Damswild wechselt nicht so weit als das Eichelwild, doch zieht es im Winter in Buchhölzer, wo es Heidekraut oder junge Gehäule und Schläge findet, sich dort hauptsächlich von Holzknospen nährt, die es durch Ansrüsten auf die Hintersäule nach Ziegenart abstößt, auch fleißig schält und die Eich- und Buchmast oft tief unter dem Schnee aufsucht. Im Sommer zieht es gern auf die Wiesen und jungen Schläge, auch da, wo Kornfelder den Hirschen nahe liegen, fleißig auf die Saat und in das Getreide. Die Häute des Damswildes hat — außer dem Schitt und Schrant (s. den Art. Hirschfährte) — nicht viel Ähnlichkeit mit der des Eichelwildes, ist überall zugewöhnt, auch verhältnismäßig länger, so daß es einiger Übung bedarf, um da, wo beide Hirscharten Stand oder Wechsel haben, die gerechten Zeichen des Damswildes so richtig zu erkennen, als es von einem hirschgerechten Jäger gefordert werden kann. Man findet das Damswild gleich dem Eichelwild durch ganz Süd- und Mitteleuropa, durch ganz Asien bis China herab verbreitet. Nahrung, Krankheiten, Feinde, Nutzen und Schaden sind dieselben; auch gehört der Damhirsch wie

der Edelhirsch zur hohen Jagd; über die Arien zu jagen s. die Art. Jagen, Treibjagen, Parforcejagd u. s. w.

Der Elchhirsch (*Cervus Alces* Linn. Männchen: Elch, Elendhirsch; Weibchen: Elchthier, Elendthier *). Diese größte Art der Gattung Hirsch ist in Europa, Asien und Amerika zwischen dem 44sten und 60sten Grade N. Br. heimisch, in Deutschland durch Verfolgung und des Unraubs Richtung ausgerottet, doch in Polen, Litauen und Kurland noch immer unser Nachbar, dem teutschen Weidmann also stets beachtenswerth, dem Forstmann aber als Waldfrevler merkwürdig, — denn im Holzverwüsten ist nur der Mensch des Elchwilds Meister. Es bricht armselige Stangen ab, um der jungen Triebe, des Laubes und der Rinde willen. Dieß mag wohl zum Theil Schuld seyn, daß das auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in mehreren Forsten der Kur- und Preussmark gegen das Ende des 17ten Jahrh. ausgesetzte Elchwild in Kurzem wieder ausgerottet wurde, weil es sonst bei seiner Fruchtbarkeit in den ihm sehr angemessenen Wäldern der Eder, Nege und Wartha gewiß eben so gut gedeihen seyn würde, als das aus England damals eben dorthin versetzte Damwild. Ein Kapital-Elchschäufler ist — nach angestellten Messungen — von der Brust bis zur Blume in gerader Linie 6' 4" — 6" lang, von der Sohle der Schale des Vorderlaufs bis zum Halsknochen auf dem Blatte 6' 2" — 4" hoch, bleibt hinten aber 2" niedriger und wiegt unaufgebrosen — wie er flüßt — 650 — 700 Pfund. Ein altes Elchthier ist in der Regel 5' 6" — 8" lang, vorn 5' 7" — 9", hinten 5' 5" — 7" hoch und 650 — 570 Pfund schwer. Ein zweijähriger Elchspießer wiegt 400 — 430 Pfund, ein eben so altes Schmalthier 380 — 400, ein eben gefestigtes Elchkalb 20 — 25 Pfund. Diesem nach hat das vollgewachsene Elchwild die Höhe eines Pferdes vom Mittelsattel, gleich auch an Nase und Lippen einem solchen, ist übrigens im Äußern wie im Innern ganz Hirsch (nur die Eckzähne fehlen). Der Elchschäufler indess trägt Hals und Kopf seines Wegs hoch wie der Edelhirsch, sondern die unverhältnismäßige Kürze des erstern, so wie die durch das Gewicht des wech auf einander stehenden, kurzen und breiten Schanfelgeweihs sehr vermehrte Schwere des letztern zwingen beide Theile niederwärts. Außerdem machen seine hoch stehenden und mit Wildpret überladenen Schultern die ganze Gestalt plump und schwerfällig, wozu er ihm eigenenthümlich, mit einem oft fußlangen Baße verwechselte Beule unter der Schulter nicht wenig beiträgt. Deshalb auch galoppirt er schwer; sein Agiles (Traben) dagegen ist rasch und gestreckt, auch seine gewöhnliche Gangart, wenn er, aus seinem Stande mit wenigen Galoppisprüngen aufgeschreckt, vor den Verfolgern flüchtig wird. Des Elchwilds Farbe weicht von

der des Edel- und Damwilds bedeutend ab. Eigenthümlich sind die hohen, von der Krone und dem Blatt an bis zur Schale ganz weissen Käuse bei nach dem Wechsel der Jahreszeit mehr oder minder dunkler, braunsgrauer Färbung des übrigen Körpers, die jährlich zweimal eine Änderung erleidet: zuerst im Junius, wo das kürzere Sommerhaar erscheint, das an der Stirn gelockt, am Gesäße und über den Halsansatzern gelbbraun, am Gehör und rings um die Lichter schwarzgrau, sonst überall — mit Ausnahme der Käuse — schwarzbraun ist. Im Oktober tritt das Winterhaar wieder hervor und wandelt die schwarzbraune Farbe allmählig in ein helleres mit Grau gemischtes Braun. Von den Schulterblättern bis zur Mitte des Halses hat der Kapital-Elchschäufler eine 7 — 8 Zoll lange Wähne, die er im Jorne, besonders im Brunktskampfe zugleich mit den Barthaaren sträubt. Über das Geweih des Elchhirsches, dessen Abwerfen und Aufsetzen s. den Art. Hirschgeweih; über die Zeit und Art der Brunkst s. den Art. Hirschbrunkst. Das hochbesetzte Elchthier seht nach 40 Wochen, das erste Mal nur im Kalb, in der Folge bis zum späten Alter jedes Mal zwei Kälber, selten drei und dann immer Schwachlinge. Dieß Zwillingssegen als Regel erscheint um so merkwürdiger, als es gerade bei der größten und kleinsten Art der Gattung Hirsch (Elch und Reh) Statt findet, während es bei dem Edel- und Damwild nur Ausnahme ist. Das Elchthier sonderst sich beim Herannahen der Sehzzeit (Mai bis Junius) vom Rudel ab und zieht in einsame Bruchgegenden. Geburt und Zustand der Kälber wie beim Edel- und Damwild. Die Kälber sind einfarbig, rötlich da, wo die Alten schwarzbraun sind, übrigens weiß, dabei, wo deren zwei sind, in der Regel verschieden Geschlechts. Sie saugen bis zur Brunktszeit und fangen nach derselben wieder an. Ihr Wachsthum ist schnell; bei zunehmender Größe saugen sie erst auf den Vorderfüßen kniend, später auf dem Rücken liegend. Die Elchwildkälber werden Schmalthiere, sobald sie zu saugen aufgehört haben, und bleiben solche 2 Jahr 4 Monat lang, weil sie nicht eher brunkten, wenn nicht etwa sehr äppige Kälber sie vorzeitig zeignt. Elchthiere, die entweder ein Jahr übergehen oder gar nicht tragbar werden, gibt es unter dem Elchwild wie bei den andern Hirscharten. Die Kapital-Elchschäufler sterben von einer Brunkst zur andern gesondert gleich den Edelhirschen. Sie duken weder Thiere noch geringe Fische in ihrer Gemeinschaft. Die Elchthiere stehen sammentweise, d. h. ein altes Thier, zwei ältere (Schmalthiere und Spießer), zwei jüngere begleichen und zwei Kälber zusammen; doch findet man bisweilen zwei Familien, die mehr, in einem Rudel. Die Spießer bleiben nur bis zum dritten Jahre fortwährend bei den Müttern, trennen sich von ihnen zur Sehzzeit und gegen die Brunkst, kehren aber dann wieder zurück und folgen ihnen noch den Winter über. Allgemeine Wohnungen für den Stand des Elchwildes sind: Ruhe und reichliche Nahrung. Es wechselt übrigens seinen Stand nach Jahreszeit und Witterung, zieht im Herbst aus den Niederungen in höhere, dem Überschwammen nicht ausgesetzte Gegenden, und bleibt

*) Der Name Elch, keltischen Ursprungs und übereinkommend mit dem ältesten keltischen Benennung im Norden Europa's, dürfte wohl der richtigste seyn. Elend ist nur eine Abartung des slavischen Wortes Hien (Hirsch); Elend, daher der allgemeine Name, ist entweder Verhöhnung oder verlegen oder, in der Theilung von dem Wahne, das Elche an der fallenden Nacht leiden, dazwischen kommen.

dort bis zum April, wechselt bei einfallendem Schne- und Regenwetter aus den Laubbälzern, die es als Stand bei dem Wetter liebt, in Nadelholzbildungen, tritt dagegen bei trockenem Frost und Sonnenschein auf leichte Plätze hinaus, und äst sich — zum größten Nachtheil des Holzwuchses — an den jungen Bäumen. Im Sommer heist es in Brächen und auf Quellschüften, weil ihm Wasser ein unentbehrliches Bedürfnis ist, es auch gern an hohen Grasarten, der Dotterblume (*Calix palustris* L.) und am jungen Schiffe sich äst. Dem Getreide zieht es nur im Frühlinge nach, so wie dem Korn, wenn er blüht. Im Februar und März schält es an Nadelbälzern, das ganze Frühjahr hindurch am Laubholz; überhaupt zieht es — da der kurze Hals das Asten am Boden ihm erschwert — den Genuß des jungen Holzes vor, wobei die Hirsfel der härteren Stangen zwischen Kopf und Hals klemmt und abbricht. Lieblings- fahrung sind ihm außer den Wurzeln und Samenleben der meisten Laubbölzer die jungen Triebe der Sträucher. Zum Schutze gegen die Bienen, aus deren Eiern die Angerlinge entstehen, sucht das Elchwild sich in tiefen Brächen und schlammigen Teichen bis an den Kopf und das Gehör, rasst dann in Dildungen, reinigt sich jedoch Abends gern in fließenden Gewässern. Merkwür- dig ist die Art, mit der es trotz seiner Schwere die grundlossten Moräste durchzieht. Es setzt sich nämlich auf die Fesseln (Kniegeleite) der Hinterläufe, streckt die Vorderläufe wagerecht vorwärts und rutscht so, ohne ein- zuklinken, schnell fort. Ist der Bruch zu schwammig, dann legt es sich ganz auf die Seite, zieht die Läufe zusammen, schnell damit und rubelt so, zwar geschwind doch mit großer Anstrengung, über Stellen fort, die schwerlich ein anderes Geschöpf von einiger Schwere tra- gen würden. Das Elchwild windet nicht so scharf als das Edelwild, desto schärfer aber sind Gesicht und Gehör. Des Elchhirsches Fährte ist von der des Thieres an den stumpfen Schalen, den stärksten Tellen und den mehr auswärts stehenden Geästern leicht zu unterscheiden. Schrant, Weintritt, Hinterlassen (s. den Art. Hirsch- fährte) und Himmelszeichen (s. den Art.) sind wie beim Edelhirsche. Benutzt wird fast Alles vom Elch: Wildpret, Haut, Haar, Knochen, Mark, Füll, Schalen, Geweih u. Nigbrauch trieb früher der Aberglaube mit den Schalen als Amulette und Mittel gegen die Epilepsie. Feinde und Krankheiten wie beim Edelwild. Über die Jagd des Elchhirsches s. die Art. Dreijährig, Bürschen, Anstand.

Der Rennhirsch (*Cervus Tarandus* L. Männ- chen: Rennhirsch; Weibchen: Rennhirsch), schon nach Cäsar's Ausdruck (*de bello gall. VI, 26.*) ein Nash in Hirschgestalt und in Teufelsland heimisch. Beides ist richtig; ersteres wird durch den Kopf, die Stellung des Halses, die Breite und Länge der Schalen und die Stärke des Leibes bewiesen; doch zeugen Gehörn, Läufe, Blume, kurz die übrigen Gestalttheile für dessen Angehör zur edlen Hirschgattung; letzteres wird mindestens höchst wahrscheinlich durch das 1771 bei Worms im Rheine gefundene und mit einer Steinrinde überzogene Gehörn

stüd, welches sich neben einem zweiten eben daseibst auf- gefunden in der großherzoglichen Naturaliensammlung zu Darmstadt befindet. Über das, Gehörn, dessen Eigen- thümlichkeit, die Zeit und Art des Abwerfens und Auf- sezens s. den Art. Hirschgeweih. Die Größe und Stärke des Rennwildes bestimmt sich nach Klima und Landesart; bei uns hat die Cultur des Bodens und die Richtung der Wälder es längst verdrängt; es hauset nur noch im hohen Norden, will jedoch zum Gedeihen eine gewisse Fruchtbarkeit des Bodens. Über die Brutzeit des Rennhirsches s. den Art. Hirschbrunst. Die Trag- zeit des Rennhirsches dauert 8 Monate; es setzt bald nach dem Abwerfen des Gehörns, jedes Mal aber nur Ein einsärbig braunes Kalb, dessen Gehörn schon nach den nächsten 8 Tagen zu sprossen anfängt, fortwächst, Gabeln bekommt und gleichzeitig mit dem des Thieres gesägt wird. Sobald dies geschehen, versärbt es sich zugleich mit den Hirschen und Thieren. Das Wintergewand des Rennwilds ist das heißste und schönste Graubraun, so wie überhaupt der Winter dessen beste Jahreszeit ist. Im Sommer kummert es sich durchgebende, ist schlecht mit dün- nem, rothgrauem Haar bedeckt; auch leidet es dann viel von Angerlingen und noch mehr von deren Erzeugern, dreien Bienenarten, von denen zwei (*Oestrus Trompe* Linn. *Arumbe* lappisch, und *Oestrus Tarandi* Linn. *Guruma* lappisch) ihre Eier auf dessen Rücken absetzen, während eine dritte (*Oestrus nasalis* Linn. *Carle* lap- pisch) die übrigen ihm in die Nasenhöhlen und den Schlund legt. Erst im Herbst beginnt für das Rennwild die gute Zeit, und die vorhandene Bluthmaße, vorzüglich aber das Rennhirschmoos, machen es bald feist. Der Sommerstand des Rennwilds ist in den höchsten Gebirgen; von dort zieht es zum Winterstand an die Abhänge und in die Thäler. Jagd wie beim Edelwild. Den Lappen, Kor- jaken, Samoeden, Tschuktschen, kurz allen Bewohnern der Polarländer bis zu den Eskimo's hinauf ist das ge- jähmte Rennwild das beste, ja das einzige Hausthier, dem selbst der Hund den Rang nicht ablaufen kann. Es ist ihm Zugvieh, Milchvieh, Schlachtvieh und Last- thier; es kleidet ihn vom Kopf bis zum Fuße, es befrie- digt fast seine sämtlichen Bedürfnisse *).

Der Rehirsch (*Cervus Capreolus* L. Männ- chen: Rehirsch, Rehdod; Weibchen: Reh, Rife, Rehgeiß), die kleinste Hirschart, dem Edelwild an Ge- stalt ähnlich, in der Lebensweise der Ziege sich nähernd. Der Hirsch (Bod) wird bis 4' lang, 2½ hoch, 50 — 80 Pfund schwer, hat einen zierlichen Kopf, ein großes weit- stehendes Gehörn, muntere Lichter (Augen), keine Ab- rundenhöhlen, einen langen hochstehenden Hals, schlanken Leib und Läufe, unter dem ersten Gelenke der Hinter- läufe einen Wulst (Kaskane), zwischen den Schalen eine Kerbe, welche ein Fett absondert, das der Fährte eine starke Witterung erteilt, keine sichtbare Blume, am Harnloch einen Haarbüschel (Pinzel beim Hirsch, Schürze beim Reh). Über das Geweih, dessen Gestalt,

*) Vergl. für den Renn- und den Elchhirsch Bildungen's Taschenbuch für Jäger. Jahrgang 1805 — 1806.

Abwerfen und Aufsetzen s. den Art. Hirschgeweih. Die Rufe ist schwächlicher und nähert sich auch an Gestalt mehr der Ziege. Das Rothwilds Sommerfärbung ist gelbbraun oder schmutzig rothbraun, Oberlippe, Nase, Gebirgsrand schwarz, Unterlippe weiß, Kehle, Bauch und Hintertheil (Spiegel) weißgelb. Die Winterfärbung ist grau, ins Gelbbräunliche spielend, Spiegel weiß. Als Spielarten gibt es schwarzes, dunkelbraunes (Spiegel gelb), weißes (selten), bleifarbenes, gelbliches (selten). Das Schmälen (Schreien) ist dem delten Dundegeß ähnlich; der Brunnstaut der Rufe ist kurz und quitzend. Über die Brunst des Rothwilds s. den Art. Hirschbrunnst. Das Vaterland des Rothwilds ist ganz Europa und Asien. Sein Stand ist in Vorhölzern, in der Nähe von Waldwiesen, Lohden und jungen Schlägen, doch zieht es im Sommer und Herbst wohl in tiefe Forste, rückt aber, wenn dort viel Schnee fällt, gleich wieder in die Vorhölzern. Überhaupt wechselt es seinen Stand nicht gern, steht nie in starken Kuelen, sondern familienweise zusammen. Beim Ausziehen auf die Äsng und beim Rückziehen zu Holze führt der Hirsch (Bock), bei Vorkommen bleibt er zurück. Die Rufe trägt 21 Wochen, schießt sich bei Annäherung der Sezeit ab und setzt im einsamen Dicht meist 2 Käber (Kitzen) beiderlei Geschlechts, die sie 4 Monate lang säugt und sorgsam beaufsichtigt. Die Nachgeburt öftet sie auf, wie die andern Arten der Gattung Hirsch. Des Rothwilds Nahrung ist das Ausgeleiste, was Forst und Feld an Pflanzenkost liefern; doch zieht es grüne Äsng den Körnern vor. Im Winter nährt es — besonders beim hohen Schnee — sich kümmerlich; so wie überhaupt ein guter Hirschstand aller Arten dann Fütterung und Salzlecken verlangt. Krankheiten und Feinde wie beim Elchwild; zu letztern zählt man noch Füchse und Wilschagen. Über die Jagd s. die Art. Treibjagen, Bürschen, Rehblatten, Anstand. Der Nutzen des Rothwilds ist gleich dem des Edels und Damwilds; der Schaden, den es im Forste anrichtet, wie in Obst- und Gemüsegärten, ist bedeutender. (Benicken.)

HIRSCH, alle auf ihn bezügliche Ausdrücke des Jägers findet man erklärt theils in dem vorübergehenden und einigen nachfolgenden Artikeln, theils im Art. An-sprechen (1ste Sect. IV. Bd. S. 235.). (R.)

HIRSCH (Paleont.), Knochenrest, Geweihe, Zähne von Thieren aus dem Hirschgeschlechte findet man im fossilen Zustande sehr häufig, und man unterscheidet schon wenigstens 22 Arten derselben. Während sich die Anzahl der lebenden, über alle Erdtheile verbreitet, kaum über dreißig betragen mag, sind jene andern bisher schon im mittleren Theile von Europa, in England, Frankreich, Deutschland, Italien, allein aufgefunden worden. Fünf davon werden mit den, in Europa noch lebenden für identisch oder analog gehalten, die übrigen scheinen ganz ausgestorben zu sein. Ihr Vorkommen beschränkt sich auf die tertiären Schichten, und zwar auf die neueren derselben, worin keine Paläotherien-Reste mehr enthalten, oder nur spärlich gefunden werden. Es sind die Begleiter der Elephanten, Mastodonten, Nas-

hörner, Pferde und Däsen. Jene Arten aber, welche mit noch lebenden für identisch gehalten werden, dauern mit den zwei letzten Geschlechtern länger als die übrigen an, bis in die Alluvialbildungen herauf, oder sie erscheinen überhaupt erst in diesen.

Es sind hauptsächlich die Geweihe und die Zähne, wornach man die fossilen Arten unterscheidet; da man aber von manchen derselben nur die einen oder nur die andern dieser Theile hat, und auch diese nicht immer vollständig sind, so können noch nicht alle Spezies mit voller Sicherheit angenommen werden. Bravard, Croizet und Robert¹⁾, welche Gelegenheit gehabt haben, die Reste einer großen Artengahl zu untersuchen, haben dieses Geschlecht in zwei Subgenera zu zerlegen gesucht, in *Cataglochis* nämlich und *Anoglochis*, welche sich dadurch von einander unterscheiden, daß bei letzterem der untere Sprossen des Geweihs (der Augsprossen) unmittelbar an ober über der Rufe, beim zweiten aber erst in einer beträchtlichen Höhe darüber hervorwächst. Diese Eintheilung insofern ist weder scharf, da sich zwischen beiden Extremen sehr beträchtliche Annäherungen finden, noch natürlich, indem ihr entsprechende andere Eigentümlichkeiten der Organisation nicht wohl aufgefunden werden dürften.

Der Schädel im fossilen Zustande bleibt von dem andern Bieherdauer hauptsächlich kenntlich 1) an einer nur häutigen, nicht verknöcherten Stelle zwischen dem Tränenbeine, dem Nasenbeine und der Wangen; 2) an der tiefen Tränenrinne auf dem Tränenbeine; 3) bei männlichen Individuen (selten auch bei weiblichen) an den zwei Erhöhungen der Stirne (Rosenstöden), welche die ästigen, nicht hohlen Gebirge von sehr dichtem Knochengewebe tragen; 4) an den Backenzähnen, welche in beiden Riefen aus zwei Paaren im Horizontalschnitte halbmondförmiger Säulen bestehen, zwischen welchen auf derjenigen Seite des Zahnes, welche von den convergen Flächen jener Säulen gebildet wird, sich an der Basis eine kurze, frei stehende Spitze zu erheben pflegt.

An den fossilen Arten ist das Geweih bekannt oder unbekannt.

1. Arten, deren Geweih bekannt ist.

A. Geweihe schanselförmig (*Platyceros*).

1) *Cervus giganteus Goldfuss*. *) der Riesen-Omenn (besser Riesen-Kennthier, *C. megaceros Hart* ¹⁾), *C. euryceros Hibbert*. ²⁾, *C. Alces giganteus Krig*. ³⁾, *Cerf à bois gigantesque Cuv.* ⁴⁾). Eine ausgestorbene Art, welche das Mittel hält zwischen *C. Alces*, *C. Tarandus* und *C. Canadensis*. Edzähne fehlen.

1) A. Bravard, Croizet et Robert Recherches sur les ossements fossiles du Fay de Dôme. (1826 sq.) 2) A. Goldfuss in Nova Acta phys. med. Acad. Nat. Cur. X. (1821.) 455—474.

3) Hart's description of the skeleton of the fossil deer of Ireland. — *Cervus megaceros*, Dublin 1825. 8. 31 pp. 11. taf. Jones, Edinb. philozoph. Journ. XIII. (1825.) pag. 548. 4) Cuvier's Voy. XX. 268. 270.

5) Z. G. Scherzer, Abh. des Naturh. Vereins von Wien, Braut. Journ. III. (1825.) S. 15—28. 6) Krieger Hirsch, der Urwelt. I. (1823.) 274—276.

7) Courier ossem. fossiles. 2de edit. IV. (1823.) 70—89.

Schädeltheil hinter dem Geweih länger als bei irgend einer andern Art. Schädel: von der Form wie beim Rennthier; kleiner als beim gemeinen Elenn; aber das Geweih zwei bis drei Mal so stark als dort, beiden Geschlechtern eigen, unmittelbar über der Stirn mit einem einfachen, flachen oder nur gabelförmigen, nicht weiter getheilten Sprossen; der untere eunde verhält sich zum obern, nur allmählig breiter werdenden, schaufelförmigen Theile = 1 : 5, letzter mit höchstens 8—10 Enden an seinem vordern und hintern Rande besetzt. Die häutige Stelle am Schädel ist kleiner, als bei irgend einer andern Art; Abdrängende sehr groß und sehr weit nach hinten liegend. Nach der Bildung des Vordertheils am Schädel hatte das lebende Thier nicht die aufgetriebene Schnauze und die verlängerte Lippe, wie unser Elenn. Rückenwirbel 13, Lendenwirbel 6. — In den Sammlungen von Edinburgh und Dublin sind zwei vollständige Skelette dieser Art aufgestellt. Das erstere hat von der Schnauze bis zum Schwanz 8' 8" parisi. Länge, das zu Dublin hat 10' 10" engl. Länge, am Widerrist 6' 1" Höhe, mit Inbegriff des Geweihs aber 10' 1". Das Geweih hat 22 Enden und wiegt mit dem Kopfe 87 Pfund; jede Stange ist 6' 9" engl. lang, unten fast 4" dick; die Schaafeln sind 2' 10" breit, die Ersternung ihrer Spitzen beiderseits beträgt 9". Doch gibt es welche, deren äußerste Sprossen 10' 10" weit aus einander stehen. — Vorkommen im mittlern Europa, nach Nordosten an Häufigkeit abnehmend, wie die Mammuthreste zunehmen, theils mit Elephanten u. a. gleichzeitigen Resten im Diluvialland, theils von unbestimmterem Alter in Torf oder in Mergel mit Süßwasser-Knocheln unter Torf. Am häufigsten ist diese Art in Großbritannien und insbesondere in Irland (Dorchester bei Drogheda, in welcher Gegend binnen 20 Jahren allein 50 Schädel gefunden worden, Dobber, Demore, Dundrum, Down Patric, Rathcannon bei Kimsmead, wo man 1824 das vollständige Dubliner Skelett nebst 8 andern Schädeln entdachte, Ballaugh, — Insel Man, woher das Edinburgher Gerippe stammt, — Goutbeop bei North Breighton in York, — Küste von Essex — überall fast ohne Gesellschaft andere Thiere in und unter Torf), dann in Frankreich (Canal d'Arc bei Evreux unfern Paris, mit Elephanten; — Willers für mer bei Dives; Ausvergne ist unverbürgt), in Italien im Diluvialland (Gegend von Pavia, südlich vom Po, und bei Lodi am Lambro, — Rom, — Höhle von Palermo⁷⁾) mit Hippopotamen), in Teutschland (im Rheine bei Worms 1771, im Altrhein bei Durlach 1664, — zu Emmrich in Elve, zu Wittgendorf bei Spottau in Schlesien, in Mülheimergel unter Torf mit Elephanten, — zu Rassel in Schlesien 1729, — zu Weideln in Braunschweig).

Hart legte eine Rippe vor, welche zu Dublin ausdauert wird, und die von einem Pfeile ober ähnlich

den Instrumente durchbohrt schien. Hibbert glaubt, daß dieses Thier noch in geschichtlicher Zeit in England und Teutschland (wo das Elenn nicht vorkommt), existirt habe, und daß Segh der alten Briten, der Cervus palmatus der Römer, der Euryceros des Plinea sei. Andere glauben es im „Elch“ des Riesen Landes Luedes zu finden, wo es nebst dem „Hirze“ angeführt wird.

2) C. americanus Harlan. (Fauna Americ.). Die fossilen Elenn-Reste Nordamerika's (in Big-bones-land) sollen einer besondern Art angehören.

3) Cervus Tarandus fossilis (Espèce du Cerf, très-voisine du Renne Cuv.⁸⁾, Cervus Rheno Krug.⁹⁾. Geweihstücke und andere Knochen, denen des Renntiers ähnlich. Doch scheint die fossile Art ein Weniges kleiner als die lebende, die Augsprossen sind zusammengeflochten und entspringen etwas (2" — 3") über der Basis des Geweihs, und höher hinaus wird der Durchschnitt des Geweihs sogleich elliptisch; der Kofenstock klein; der Schaafel ist verhältnismäßig etwas länger, die Geweihe erheben sich senkrechter, doch könnten alle diese Verschiedenheiten nur individuell seyn, oder eine besondere Rasse bezeichnen. Vorkommen im Sandlande von Etampes¹⁰⁾, welches stellenweise zu Stein gebunden ist; in der Höhle von Breugue (Dept. du Lot) mit Rhinoceros und Pferde-Resten¹¹⁾; in Dörlöuten-Schuttland des Arnobales (Pentland, Cuv.), in Torfmooren bei Greifswalde und nicht selten in Schweden, namentlich zu Klein-Svebala¹²⁾; unter Torf zu Wittgendorf bei Spottau in Schlesien mit Elephanten u. a. Resten¹³⁾, und besonders schön unter den Aufschüngen der Gyps-Schlotten bei Köstritz, wo von Sternberg und Schottin¹⁴⁾ Nachforschungen angestellt. Gelegentlich werden die Reste von Svebala und Köstritz in der Isis mit dem Namen C. Scandicus¹⁵⁾ belegt.

4) C. Dama fossilis (Cuv. Oss. foss. IV. 94—96). a) Verschiedene Geweihe, sehr ähnlich denen des Damhirsches, doch 1/2 größer, die Kontinuität ihrer Biegung nach vorn gerichtet, die Roste ungestalt, etwas über derselben ein erster Sprossen, der Zwischenraum bis zum zweiten etwas platt, der Theil über dem letztern platt bandförmig getheilt. Im moorigen Diluviallande des Sommerbales bei Abbeville; auch im Wärttembergischen. b) Nackenrücken und Reste der Extremitäten, welche so groß und sonst gebildet sind, wie beim Damhirsch, finden sich in den Knochenbrüchen von Gibraltar, Cetter, Antides u. s. w. (Cuv. L. c. IV. 170—173. 180. 182.)

B. Geweihe rund, ein Augsprossen an der Roste (Catalogochis).

5) C. Elaphus fossilis (C. Elaphus primordialis v. Schloth.¹⁶⁾, C. primordialis Krug.¹²⁾, Espèce de

7) Rivona-Bernardi, in „Ausland 1830, 2. August.“ (wegen Palermo) u. d. X.

8) Cuvier recherc. sur l'oss. foss. IV. 89—94; V. n. 508. 509. IV. 95. 97. V. n. 509. 9) Hibbert in Kuhn Archiv. XV. n. (1828) p. 156. 10) p. Sternberg und Elison in Cuviers Atlas (1829) t. I. fig. 415—417. (1850), X. 11) v. Schloth. in Versteinerungen (1821) S. 10. 11. Goldfuss Nov. Act. phys. med. X. (1823) 475—484. 12) f. Note 5.

Corf, semblable à Corf ordinaire *Cuv.*¹³⁾). Geweihe und andere Theile, ähnlich denen des Edelhirsches, doch meist etwas größer, so daß sich die größten Geweihe z. B. zu den gewöhnlichen = 15:9 bei gleicher Enden- zahl verhalten. Vorkommen: zwar zuweilen mit den Resten der ausgeföhrten Elephanten, Nashörner u. f. w., aber dann nicht sehr vollständig und noch kaum mit genügender Genauigkeit verglichen; häufiger in losen Gesteinsschichten unbestimmten Alters, in Torf oder in Gesellschaft von Resten verschiedener Hausthiere. In Gesellschaft der ausgeföhrten Thiere haben sich diese Reste gefunden in England (zu Northcliff, in der Rixbaler Höhle, Yorkshire, nach Budland, — dann zu Brentfort bei Rugby¹⁴⁾); in Deutsch- land (in den Bohrergruben der württemberg'schen Alp¹⁵⁾), in Diluvial-Kalk und Sand bei Gansstätt, bei Lonna untern Weimar und bei Tiede, Köstritz, im Kalkuff zu Tönningstein; in den Niederlanden (im Kanal zwischen Rastricht und Hoch); in Ita- lien (zu Arezzo, — zu Bigline im oberen Arnothal, wo sie sehr häufig; — in der Knochenbreccie von Ro- magnano, wovon ein Stück von eines halben Kubit- fasses Größe dem Vf. sechs Unterkieferhälften geliefert); in Frankreich (einige Fuß tief im Sand und Torf des Somme-Thales bei Abbeville, wo die Geweihe hün- derterweise vorkommen, — in Torf des Dife-Departements, — endlich mit Resten von ausgeföhrten Thie- ren und von Menschen zugleich in der Höhle von Poudre bei Sommières im Gard-Dept.). Für sich allein kommen diese Hirschreste vor: in England (am Meere von Lancashire, — in Sandstücken des Ribbles- der in den Werwent fließt, Yorkshire, — in Kalk- tuff zu Asport, auch zu Kestillbale, Derbyshire, — bei Lancaster, — bei Northampton, zu Wilt- nes und Witton, Lincolnshire); — in Frank- reich (in Torf von Bray im Somme-Thal, — bei Fayence, 25' tief, Var; — bei Montelimard, 14' tief im Sand, — in Sand unter Sandstein zwischen Remours und Montaigny, — in Spalten der Kreide von Reubon); — in den Niederlanden (in Torf- gruben von Gieve, — im Schuttgebirge auf dem Pe- tersberg bei Mastricht, auf dem Leusenberg bei Ais-la-Edapelle, — 40' tief in Torf bei Schloß Krifenberg unfern dem Canal du Nord); — in Deutsch- land (in den fränkischen Höhlen selten, — im Torfe unfern Wanneim und Schwetzingen, — in Kalktuff von Gräfentonna bei Weimar, — bei Pölig, 20' tief in Sand bei Geln, — 60' tief im Schuttgebirge über den Mühlsteinbrüchen von Niede- rennig bei Andernach, — zwischen Singz und Treisig, in Gruben auf sölner Erde zwischen Brühl und Rildar); — in der Schweiz (zu Niedikon 10' tief, — zu Flurlingen 20' tief in einem Stein-

bruch, — zu Mägenwyl und Berlingen im Ru- schelsandstein der Molasse¹⁶⁾, — ein ganzes Skelett im obern Bruche von Züningen; in Italien (ein ganzes Skelett in hartem Gestein in den Bergen von Valme- nara bei Grezzana, — in Thonschichten der Hügel von Campagnola u. an a. D. Piemonts, — um Vicenza, — um Siena); — in Rußland (im Park von Paulovsk 1799). Zu dieser Hirschart könnten auch manche Unterkiefer- und Zahnbruchstücke in der Knochenbreccie von Nizza gehören, die nur in Erde der dortigen Kluftausfüllungen, ohne instruktiv zu seyn, vorgefunden worden (*Cuv. Oss. IV. 188. no. 3*).

6) C..... Geweihe gestaltet wie beim gemeinen und kanadischen Hirsch, aber doppelt so groß. Knochen- breccie von Romagnano (*Cuv. Oss. IV. 221. 222*).

7) C. Isidororensis B. C. J. (tf. XIII. fig. ix.)

8) C. Cusanus B. C. J. (tf. VIII.)

9) C. Eternarium B. C. J. (tf. VI bis, VII, VIII, IX, X, XIII. fig. iv. vi.)

10) C. Perrierii B. C. J. (tf. VI, VI bis, XIII. fig. x.)

11) C. Pardinensis B. C. J. (tf. XI, XII, XIII. fig. v.)

12) C. Arvernensis B. C. J. (tf. XII bis.)

Diese neuen Arten kommen mit vielen andern Resten ausgeföhrter Thiere theils in, theils unter Anschwe- mungen von basaltischen Gesteinen, theils selbst unter Basaltströmen in Auvergne an der Montagne de Perrier, zu Paribac, Malbattu u. f. w. vor, und sind von Bravard, Croizat und Robert in ihrem noch unvollendeten Werke (*Recherches sur les osse- mens fossiles du département de Puy de Dôme 1826*) bereits abgebildet, aber noch nicht beschrieben worden. Auch in der Schrift von Duvèze de Chabrol und Bouillet (*essai géologique sur la Mont. de Hou- lade. 1827.*) sind viele Reste dieser Arten abgebildet, die Arten aber nicht näher oder nicht richtig bezeichnet.

13) C. Reboulit Marc. de Serres et Farines (*Ann. des Sciences. nat. 1829. XVII. 276—301*) ist von Körper kleiner als das Reh, aber viel schlanker auf den Rufen und behender, nach den wohlgerundeten Formen der Ge- lenkknollen zu urtheilen. In der Knochenhöhle von Argou (Dr. Pyrenäen) mit andern Hirschen, Nashörnern, Dachsen &c. Serres erwähnt ihrer auch gelegentlich, als in der Höhle von Bize gefunden, doch nicht in deren Beschreibung selbst.

C. Geweihe rund, keine sprossen in der Nähe der Rose (Anaglochis).

14) C. Capreolus fossilis. Geweihe mit und ohne Schädel, im Torfe von Beauvais, vom Somme- thal u. f. w. gefunden, und von denen unser gemeines Reh doch nicht zu unterscheiden. Etwanige Abweichungen sind nur individuell (*Cuv. Oss. IV. 105. 106*).

15) C. Tournalli Christol. (*Marc. de Serres in*

13) *Cuv. ossem. foss. IV. 98—103.* 14) *Buckland reli- quiae diluv. 15*) Jäger fossile Reptil. Württemberg. (1828) S. 1. Note. — *Eskali in* Württemb. landwirthsch. Correspondenz- blatt VI. (1844) S. 22—26.

16) *Stuber Monographie der Molasse. (1825) S. 301. — S. Frons Reife I. 464. u. a. D. — Brenon im Philos. Mag. VI. 1829. 225—232; VII. 1830. 1—9.*

Ann. des Mines 1829. V. 507—514; Ann. des Scienc. nat. 1829. XVII. 276—301). Geweihflüde, eine Knochenart bezeichnend, größer als vom Edelhirsch, und verschieden von den folgenden. In der Knochenhöhle von Bizje mit Menschenknochen, Kieselsteinen, Landfischschuppen der Gegend und mit Bos urus; auch zweifelhaft in der Knochenhöhle von Argos mit ausgestorbenen Thieren, doch keine Geweihe.

16) C. ramosus B. C. J. (tf. V.) mit 7—12.

17) C. ardei B. C. J. (tf. I—IV.) mit vorigem.

II. Arten, deren Geweihe unbekannt ist; (nach den Zähnen unterschieden).

18) Backenzähne $\frac{1}{2}$ größer als beim Edelhirsch, $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ größer als bei C. equinus von Sumatra, an der Basis der Krone mit starken Kränzen und mit einer sehr starken Kegelspitze zwischen je zwei halbmondförmigen Säulen derselben, jedes noch stärker als bei der letztgenannten Art. — Knochenbreccie von Rizza. (Cuv. Oss. foss. IV. 189. no. 4; 190. no. 5; 192. no. 10.)

19) Backenzähne kleiner als beim Edelhirsch, größer als an C. Peronii, die oben dicker als lang, an der innern Basis mit einer sehr starken tranzförmigen Verdickung, und mit einer großen Kegelspitze an den hintern Backenzähnen. — In der Knochenbreccie von Rizza. (Cuv. Oss. IV. 188. no. 3; 191. no. 9. 10.)

20) Hinterer Backzahn größer, als beim Reh, kleiner als beim Damhirsch, mit einem schwachen Kranz am Vorderende einer starken Kegelspitze. In der Knochenbreccie von Pisa. (Cuv. Oss. IV. 195. 196.)

21) Von der Größe des Rehes. Geweihe unvollständig; das Erhaltene wie beim Reh und bei C. Peronii gestaltet. Unterkiefer wie beim Reh; oben die zwei vordern Backenzähne ebenfalls ähnlich, einfach, schneidig, dreilappig, doch der zweite noch, gleich allen folgenden, mit einer tranzförmigen Verdickung der Basis; die drei hintern von jedem Halbzylinder an der Außenseite mit dicken Spigen, als selbst die meisten Hirsche. In röthlichem Mergelkalk zu Montabussard bei Orleans, mit Lophodon, Mastodon u. s. w. (Cuv. Oss. IV. 103—105.)

22) Ein Backenzahn, kleiner als am Reh; aus der Molasse der Schweiz. (Cuv. Oss. V. II. 503.)

Auch Geweihe mit doppelter Krone, die Ausprossen 2" über der Basis, — und einfache Geweihe, den Hörnern der Gazellen ähnlich, sind zu Köstlich vorgekommen (v. Sternberg in Denks. Nis 1830. S. 516. 517. Taf. I. Fig. 1. 2.).

Außerdem kennt man noch eine sehr beträchtliche Anzahl von Resten aus dem Hirschschädel; doch ist deren Art nicht genauer bezeichnet. Die wichtigsten sind: die Gipschloten von Wehregeln (Reste eines Reh's, Hermann), Latour am Genfersee (Hirschschädel ausgestorbener Art, Weisner), die Höhle zu Neufchloß bei Dillingen in Württemberg (Hirschgeweihstücke mit kolossalen Thierresten), die Höhle am Brunnstein in Franken (ein Hirschenbein, Wagner), Dorf von Ramsey in Hampshire (Hirsche und Damhirsche mit andern ausgestorbenen Arten; Daman), die Sandgrube von

Banwell in Cambridgeshire, Dles), unter blauem Thone im Dufebette zwischen Lewes und Newhaven (ein ganzes Skelett eines Bierschneiders, das Geweihe 8' hoch, fast wie beim kanadischen Hirsch gestaltet, Mansell), in Diluvialfließ zu Goppes-Gap bei Southampton, westlich von Brighton, mit Elephantenresten (Mantell), in der Knochenhöhle von Kirkdale (Buckland rel. diluv. II. VIII. fig. 3; 9, 10; 11, 12; 13, 14), in der Dreamhöhle bei Kirkstoworth (id. tab. XXII. fig. 1. 2. 3. 4.); eine Schlachtlage zwischen zwei Bafallströmen zu Saint-Privat d'Allier in Auvergne (vielerlei Hirschreste mit Hyäne, Rhinoceros u. s. w. Bertrand de Doue), die Grotten von Eschenez (Mittelhandknochen mit Resten ausgestorbener Thiere, Thierria); die Knochenbreccie von Pisa (neue Arten, Bronn), die Knochenhöhle von Cassina del Spezzia (Unterkieferstücke und Geweihe mit Resten großer Katzen und Bären, Savi) u. s. w. C. Serrus.

(H. G. Bronn.)

Hirsch (Entomol.), f. Cerambyx.

Hirsch (fliegender), f. Lucanus cervus.

Hirsch, Orden des Hirschens, f. Jagdorden.

HIRSCH, 1) Andreas, ein lutherischer Pfarrer, der zu Böhlingen, Landfiedel und Reunfetten aus seinem Amte verjagt wurde. Später wurde er wieder in Unterreggenbach angestellt. Außer seinen geistlichen Schriften gab er 1662 bei Hans Reinh. Kattigen in Schwäbisch-Hall in 12, heraus: *Kircherus Jesuita Germanus Germaniae redonatus: sive artis magnae de consono et dissono ars minor*, das ist: philosophischer Ertrakt und Auszug aus des weltberühmten teutschen Jesuiten Athan. Kircheri von Fulda Musurgia universalis ausgezogen. (G. W. Fink.)

2) Christoph, Prediger und Confessorial-Assessor zu Eisleben, vorher Hofprediger zu Arnheim, gestorben 1639. Er soll ein heimlicher Theosoph gewesen seyn, und auf Joh. Arnds Ermunterung, heimlich viele rosenkreuzerische Schriften herausgegeben haben, als: *Pegasus steliatus. Astronomia supracaelestis. Gemma magica etc.* Unter seinem Namen ist gedruckt: *Vias, de distinctione essentiae et existentiae in Deo* *).

(Baur.)

3) Georg Ludwig, Brandenburg, ansbacher Hofkammer- und Landkapitular, wie auch Saxonischer Administrationsrath zu Ansbach, geboren 1751, starb zu Ansbach den 26. Oct. 1816. Er bearbeitete mit U. und Junghelm die noch jetzt gedachte Uebersetzung der horazischen Gedichte: Die Werke des Horaz, aus dem Lat. überf. Ansb. 1773; 8te sehr veränd. und verm. Aufl. Eben das. 1797. 8. und gab allein, ohne Namen, heraus: *Horaz fürs Frauenzimmer, oder Parodien nach dem Horaz und freie Uebersetzungen; mit erläut. Anmerk.* Ansb. 1799. 8. Zuletzt ließ er drucken: *Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1752 u. 53.* Eben das. 1808. 8. 7). (Baur.)

*) Allgem. histor. Ler. und Jöcher's Gel. Ler.

†) Neue's gel. Teutisch.

4) Johann Christoph, geheimer Hofkammer- und Landchaftsrath in Ansbach, geboren zu Regensburg im Höhenlohe • Langenburg'schen den 14. Janar 1698. Er war für den Schreiberladen bestimmt, arbeitete als Kanzlist in Kirchberg und Ansbach, und fand erst in seinem 28sten Jahre die nöthige Unterstützung, um in Halle einen juristischen Lehrkurs zu hören. Nach seiner Rückkehr 1729 wurde er Stadt- und Landassessor zu Raynbernheim, kam 1731 als Hofassessor nach Ansbach, wurde 1739 wirklicher Kammerassessor, 1747 Hofkammer- und Landchaftsrath, und starb den 28. Mai 1780. Ein halbes Jahrhundert lang war er als Beamter und Geschäftsmann thätig, und leistete mit seinen Einsichten ungemein viel Gutes. Als wissenschaftlicher Ökonom suchte er besonders die landwirtschaftliche Ökonomie nach sichern und geprüften Grundsätzen zu verbessern, verschiedene Aberglauben zu verbannen, und den Ertrag der Güter zu erhöhen. Von diesem Streben zeugen seine mit verdientem Beifall aufgenommenen Schriften: Allgemeine Regeln zur Beförderung des Feldbaues. Ansb. 1762. 8. Sammlung verschiedener Nachrichten aus der Polizei-, Kameral- und Landesökonomie, in specie, wie der Holzwaage befördert werden könne. Eben das. 2 Th. 1762. 8. Der reibliche Schäfer. Eben das. 1764. 8. Gesammelte Nachrichten der ökonomischen Gesellschaften in Franken. 3 Jahrgänge. Nürnberg und Ansb. 1765 — 67. 4. Der fränkische Bienenweiser. Ansb. 1767; 1770. 8., und der fränkische Haushaltung- und Wirtschaftskalender, den er in den Jahren 1770 — 1780 heraus gab. Als Münzinspektor richtete er das Münzwesen ein, und auch im numismatischen Fache war er als fleißiger und sorgfältiger Forscher rühmlich bekannt, besonders durch sein teutsches Reichsmünzarchiv. Nürnberg. 9 Theile 1756 — 69. fol. mit Kupf., ein wichtiges und sehr nütziges Werk, das viele schätzbare mit großem Fleiß und vieler Mühe gesammelte Urkunden und Nachrichten, das Münzwesen betreffend, in chronologischer Ordnung vom Jahr 902 an, enthält. Damit sind zu verbinden und als Supplemente zu betrachten: Der Schlüssel zu dem teutschen Reichsmünzarchiv. Nürnberg. 1766. 4. und seine gesammelten kleinen Schriften in Münzsachen. Ansb. 1767. 4. Zu bemerken sind endlich noch sein eröffnetes Geheimniß der praktischen Münzwissenschaft. Nürnberg. 1762; 1768. 4. mit Kupf. und seine reichhaltige Bibliotheca numismatica. Ib. 1760. fol. Als eine neue, ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage dieser Werke ist zu betrachten: J. G. Lipsii bibliotheca numaria. Lips. 1801. Vol. II. 8. *) (Baur.)

5) Johann Gottfried, Oberprediger zu Reichenbach im Vogtlande, Sohn eines Schulmachers zu Dippoldsdorfer, wo er den 14. Mai 1714 geboren war. Er studierte zu Leipzig, wurde 1737 Diaconus zu Rupland,

1748 Archidiaconus zu Balzenburg, kam 1762 nach Reichenbach, und starb daselbst den 16. Oktober 1759. Durch seine Diss. de Paulo parturiente a verbi divini ministro imitando, ad Gal. IV, 19. Viteb. 1752. 4. erwarb er sich die theologische Doktorwürde. Seine meisten Schriften bestehen in Evangelien-, Passions-, Geseß- und Straßpredigten, einer Erklärung des lutherischen Katechismus. Dresden 1747; 1752. 12. k. Das Reichenbacher Gesangbuch, nach der Glaubens- und Sittenlehre eingerichtet, bestehend in 1331 Liedern, nebst einem Gebetbuche, gab er 1753 heraus f.). (Baur.)

6) Karl Christian, Diaconus bei St. Lorenzen in Nürnberg, wo sein Vater, Christian, 1735 als Diaconus bei St. Sebald starb, als Schriftsteller bekannt durch einige asketische Schriften und durch geistliche Lieder, die theils einzeln gedruckt wurden, theils in verschiedenen Gesangbüchern leben, beissamen aber in Schmollens Morgen- und Abendandachten, nach der Rothschol'schen Ausgabe, gedruckt werden *). Der Sohn, geboren zu Herdrub den 26. Okt. 1704, kam von dem Gymnasium zu Regensburg 1723 auf die Hochschule zu Altdorf, wurde 1734 Pfarrrer zu Reichenbrunn und Riebelbach, kam 1740 nach Nürnberg und starb den 27. Febr. 1754. Er hat sich als sorgfältig forschender Bibliograph und Literatör, und besonders als gründlicher Kenner der nürnbergischen Geschichte, durch mehrere Schriften und Abhandlungen bekannt gemacht, von denen wir auszeichnen: Hadriani Pontii historia libri rarioris: Venerab. Agnetis Blannbeckina vita et revelationes. Erf. et Lips. 1735. 8. Librorum ab A. I. ad ann. L. seculi XVI typis exscriptorum millenarius I — IV. Norimb. 1746 — 49. Vol. IV. 4. (selten; als ein Anhang zu Maittaire und Panzer schätzbar). Geschichte des Interim zu Nürnberg. Leipzig 1750. 8. Die Verdienste der Stadt Nürnberg um den Katechismus Lutheri, oder nürnbergische Katechismus- und Kinderlehren • Historie. Nürnberg. 1752. 8. De vita Pamingerorum commentarius, quem VII Programmatibus ed. atque illustr. P. A. Christoff. Oetting. 1764 — 67. 4. Mehrere Abhandlungen, besonders die nürnbergische Kirchen- und Schulgeschichte betreffend, in den Acta hist. ecclies., den Acta scholast., dem Hamburger Briefwechsel von 1750 u. a. D. Hatte auch großer Anteil an den Lebensbeschreibungen aller nürnbergischen Gelehrten in der Stadt und auf dem Lande, von der Reformation bis auf diesen Tag, die seit 1750 stückweise heraus kamen. Insbesondere bearbeitete S. an diesem, von A. Würfel fortgesetzten Werke, nicht nur die beiden Haupt- und Pfarrkirchen, sondern auch viele Dörfer. Manches, das verdient hätte gedruckt zu werden, hinterließ er handschriftlich *). Sein Sohn

*) S. v. Oenast, T. VII. 196. Falters Hist. v. Stahl. 2. Th. 151. Wegels Gelehrte u. Töchtermännchen, 2. Th. 37. Neufels Hist. v. versch. Schriftst. 5. Bd. Waader Hist. versch. bahnen, Schriftst. 3. Bd.

*) Dietmanns kirchl. Praktisch. 3. Bd. 665.; dessen Schönbach, Kirchengesch. 201. Otto's Hist. v. oberluth. Schriftst. 3. Bd. 1. Theil. Neufels Hist. v. versch. Schriftst. 5. Bd. 2. Th. 151. Nürnberg. Hist. v. d. 130. 2) Derf. 1. c. 132. Fortsetzung von Neufels, 6. Th. 94. Walla bibl. noer. P. II. n. 343. P. III. n. 140. (Waldau's) Gesch. von

7) Michael Christian, Kaufmann, geboren zu Nürnberg den 4. Nov. 1743, hielt sich den größten Theil seines Lebens in Handelsgeschäften zu Rume, Hermannstadt und Bünn auf, und starb in Wien im September 1796. Als Inspektor der sämtlichen Kommerzhäuser einer großen Handelsgesellschaft zu Hermannstadt führte er eine ordentliche Forderstraße über die kroatischen Gebirge von Rume bis Karlsbad, und eroberte, so viel möglich, die Schiffsahrt auf der Drave, Save und Donau, von Eissel bis Semlin, und von da nach Persiasor, und endlich in den Kanal der Temeß bei Temeswar. Gemeinshaftlich mit H. G. Hoff schrieb er, ohne sich zu nennen: Abriss und ausführliche Erklärung aller Künste und Wissenschaften. Frankfurt und Leipzig (Nürnberg.) 1779; 3te verb. Aufl. 1782. 8. Miscellaneen, bestehend aus 600 Anekdoten u. Wien 2 Bde. 1781. 8., und aus dem Franz. übersetzte er: Lenkants Geschichte des Hussitenkriegs und des Conciliums zu Basel, mit wichtigen, das Original berichtenden Noten u. Preßb. und Wien. 4 Bde. 1783. 8. Supplement dazu von Braunobere. Wien u. Leipzig 1785. 8. *) (Baur.)

HIRSCH, ist auch ein bei den Juden gewöhnlicher Name und kommt in der Rittergeschichte derselben ziemlich häufig vor; man sehe die Reihe der jüdischen Schriftsteller dieses Namens bei Wolf in der Biblioth. Hebr., auch hat Böcher in sein Gelehrtenlex. (2 Bde.) eine ziemliche Zahl davon aufgenommen. Inbess ist kein einziger darunter, welcher besonders hervorgehoben zu werden verdient. (A. G. Hoffmann.)

HIRSCHAU, HIRSCHHEID, HIRSCHHEID, ein Pfarrdorf von 610 Erlen, im Obermainkreise Baierns an der Regnitz, 2 Stunden von Bamberg an der Nürnberger Straße, einst der Sitz einer adelichen Familie vom Hirsch, nach deren Aussterben die heimgefallenen Lebensgüter an die Dorfbewohner vereinzelte wurden. Schon im J. 1250 kommt Anna v. H. als Gemahlinn Kunzens von Weichenfeld vor. Mit Engelhard v. H., der seiner Schwester Margaretha ein Leben zu Schleusingen 1362 ertheilt, beginnt die ordentliche Stammlinie. Sein Sohn Ulrich kaufte 1368 einen Antheil von Gungenhausen von Nikolaus Dohs dafelbst; dessen Schwester Ursula, Klosterfrau zu St. Theodor in Bamberg 1370 war. In demselben Jahre kommt sein Bruder Heinrich als Domherr zu Bamberg und Würzburg vor, 1373 Heinrich v. H. als Propst zu Neumünster am Brand und 1450 Friedrich v. H. als Domherr zu Bamberg. Der letzte hatte einen Bruder, Hans v. H., der das Geschlecht fortsetzte und eine Schwester, Ursula, welche unter den Klosterfrauen zu Schillfau 1470 erwähnt wird. Von Hansens Söhnen waren, außer dem Stammhalter Friedrich v. H., Klosterherr zu Wörschberg ob Bamberg, Heinrich Benediktiner zu Bienenbode (Weisenau 1480), wie auch Achatz, welcher 1526 dafelbst zum Abt erwählt wurde. Dorothea v. H. starb 1540 als

letzte Äbtissin des Klosters Birkensfeld bei Reusstadt an der Aisch. Die Familie scheint in Hans Thomas v. H. zu Wolfstob 1590 ausgestorben zu seyn; seine Gemahlinn war Anna v. Sedendorf, und seine einzige Tochter Elisabeth hatte sich mit Hans Waffel v. Ermenth auf Reuses und Greußen vermählt und starb 1616. Die meisten Rittergüter fielen dem Hochstift Bamberg als ererbte Lehen anheim. Das Bapen des Geschlechts war: ein gedehnter Hirschkrumpf auf einem dreieckigten blauen Hügel im silbernen Felde, auf dem gekrönten Helm, das nämliche Wappenbild. Einmal hat das jetzige Pfarrdorf nur ein Filial der nahen Pfarrei Bittenheim, mit einer 1416 gestifteten Frühmessstunde; im J. 1500 scheint die Pfarrei gestiftet worden zu seyn. Denn von dieser Zeit beginnen die Taufmatrikel, und Erhard Seigendorfer, Vikar bei St. Gangolph zu Bamberg, ist 1505 eingeschrieben als Beneficial und Pfarrer zu Hirschau **).

(Jack u. Alb. Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

Hirsch ansprechen, f. Ansprechen (1ste Sect. IV. Bd. S. 235 ff.).

Hirschantilope, f. Antilope bubalis (1ste Sect. IV. Bd. S. 803.).

HIRSCHARTIGE THIERE, HIRSCHTHIERE (Cervina), nennt man eine Familie aus der Ordnung der Huftthiere, in deren Oberkinnlade die Zähne fehlen, während in der untern sich 8 schaufelartige befinden. Die meisten der hierher gebörenden Arten haben Geweihe, schlankle Beine, gespaltene Hufe, vierfache Magen und sind demnach Wiederkäuer. Man rechnet dazu die Gattungen Moschus, Giraffe und Hirsch. Vgl. den Art. Cervus 1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C. (K.)

HIRSCHAU, ein Städtchen im Landgerichte Amberg des bairernschen Regentstems, an der Straße von Amberg nach Weiden, 4 Stunden von Amberg, hat 206 Häuser, 1 Schloß, 2 Kirchen, 800 Einw. und ist Sitz eines Dekanats und Pfarramts im Bisthume Regensburg. In dortiger Gegend findet man Karniol, der schön hochroth ist, eine gute Positur annimmt und in ziemlich großen Stücken schwärze bricht. Außer diesem Städtchen gibt es noch 6 Orte dieses Namens im Königreiche Baiern, von welchen einer, ein Weiler mit 6 Häus. und 27 Einw., im Landgerichte Schwangau liegt und wegen des Steinofenbühles, das in dessen Nähe, nächst dem See, unweit des Kesselgrabens zu Tage auskriecht, bemerkenswerth ist. (Eisenmann.)

HIRSCHAU, ein evang. Pfarrdorf im Königreiche Würtemberg, im Schwarzwalbkreise und Oberamt Gailm mit 560 Einw., liegt in einem anmuthigen Thal an der Nagold, ist Sitz eines königl. Kammeramts, hat eine vorzügliche Seifensfabrik, eine Leinwandfabrik und 2 Papiermühlen. Bormalms war es Sitz eines eigenen Oberamts

Herbstbrud 166, Saarl. Onomast. T. VII. 105. Meusel's Lex. d. versch. Schriftst. 5r Bd.

3) Meyisch L. c. 96.

*) Biederstein's Erbkochbuch des Rittersch. ... Gebrü. u. f. w. Tab. CCXVIII. **) Aus handsch. Quellen Weiteres in J. d. s. Reichers, der Bewält. in Tiefenbachst. Bam. 1816, S. 20 u. f.

und eine Zeit lang auch eines k. würt. Landvogts. Auf einem Hügel bei dem Dorfe liegen, äußerst malerisch, die Ruinen des ehemaligen Klosters Hirschau, gemeinlich auch von den lateinischen (Monasterium Hirsau-giense), aber unrichtig, Hirsau genannt. Dieses Kloster, dem auch der Ort Hirschau sein Daseyn verdankt, war ein Benediktiner-Mönchskloster, zu seiner Zeit eines der berühmtesten in der ganzen Christenheit. Die Veranlassung zu seiner Erbauung gab der Bischof Notung von Bercell, ein Sohn des Grafen Ertasfried von Calw. Er machte im J. 830 eine Reise in sein Vaterland, und nahm den angehenden Körper des heil. Kurelius, gewesenen Bischofs von Armenien, dem man eine besondere Wunderkraft beilegte, mit. Kaum waren der Sage nach die Reliquien in der Kapelle des heil. Nazarius beigelegt, als sie ihre Wunderkraft zeigten. Notung bewog deshalb seinen Vater und seinen Bruder Ermenfried, ein Kloster daselbst anzulegen. Der Bau begann in demselben Jahre, und wurde 838 vollendet. Um für daselbe fromme und gelehrte Mönche zu erhalten, wendete sich der Graf an den Erzbischof Odgar von Mainz, und auf dessen Verwehlen sendete ihm der berühmte Abt von Fulda, Rabanus Maurus, 16 Mönche, deren erster Abt Lubert wurde. Im Sept. desselben Jahres wurde das Kloster zu Ehren des heil. Apostels Petrus und des heil. Kurelius feierlich eingeweiht. Der Graf Ertasfried, zum Vogt des Klosters ernannt, dotirte daselbe reichlich; in der Schenkungsurkunde werden unter anderen die Dörfer Stammheim, Deckensprung, Gilslein, Muechingen, Mühlhingen, Kößlingen, Kugelhart, Kallenbach, Nagoldhart, Dittelbrunn, Altdürren u. s. w. genannt. Ertasfried starb im J. 850 *).

Wie man in allen Benediktinerklöstern auf wissenschaftlichen Unterricht viel hielt, so wurde auch in H. frühzeitig eine Klosterschule angelegt. Ihre ersten Lehrer, welche mit aus dem Kloster Fulda eingewandert waren, waren Schüler des Rabanus Maurus und Ertrabo. Als erster Scholasticus wird Hilbold genannt; sein Nachfolger war Rutarhard *). Im folgenden Jahr, erreichte diese Schule, besonders unter dem Abt Dietlmar und durch den Scholasticus Eginhard, einen weit verbreiteten Ruf. Man schickte aus vielen Klöstern Mönche dahin, um sie daselbst unterrichten und zu Lehrern bilden zu lassen, und mehrere in dem Kloster gebildete

Mönche gelangten zu ansehnlichen Kirchendämtern. Unter seinem Nachfolger Eginhard (seit d. J. 968) — vir quidam, wie Tritheimius sagt, satis doctus, sed ad praeceptoris sui mensuram non pervenit neque tanto docendi fervore Monachos ea quas novisset, agebatur, ut doctos post se discipulos relicturus speraretur — sank die Schule, und gerieth am Schlusse dieses Jahrh., wie das ganze Kloster, gänzlich in Verfall. Im J. 986 nämlich wütheten die Pest, Abreuzung, Sterblichkeit in Teutschland auf eine erschreckliche Weise; auch das Kloster wurde davon heimgesucht, so daß in kurzer Zeit 60 Mönche ein Opfer der Krankheit wurden; 988 starb der 9te Abt seit der Stiftung des Klosters Hardfried. Die 12 noch lebenden Mönche geriethen in Uneinigkeit; zwei einander entgegen gesetzte Parteien kämpften unter den von ihnen gewählten Äbten Konrad und Eberhard; die Schätze und viele Güter des Klosters wurden dabei geplündert. Nach dem Tode des Abtes Konrad im J. 1002 vertrieb der Graf von Calw die wenigen noch vorhandenen Mönche, so daß das Kloster nur noch von einigen Weltgeistlichen bewohnt wurde; 63 Jahr blieb es in diesem Zustande, oder, wie Tritheimius sagt, mansio clericorum et prostibulum meretricium factum est. Interea si quid remansit quod comes et ceteri fures non rapuerant, clerici cum suis concubinis ita paulatim conamantes in nihilum redegerunt, ut nec libris, quorum ingens copia ibi collecta fuerat, per diligentiam veterum monachorum, quos doctissimos superius ostendimus, parcere possissent. Erst 1059 entschloß sich Graf Adelbert von Calw, auf Bitten seiner Gemahlin Gulttrudis, das Kloster wieder in einen besseren Zustand zu bringen. Nach einigen Jahren war der Bau einer ganz neuen Kirche vollendet; aus dem Kloster Einsiedeln wurden 12 Mönche 1065 auf Verlangen gesendet, deren erster Abt Friedrich 4 Jahre darauf seiner Stelle entsetzt wurde. Ihm folgte Abt Wilhelm, einer der berühmtesten und thätigsten Benediktinere der damaligen Zeit. So wie er in seinem Kloster eine gute Ordnung einführte, und mehrere Mönche nach Glogau schickte, um die dort nach der Regel des heil. Benedikt eingeführten und erweiterten Gebräuche kennen zu lernen, — welche er später sammelte, und zu großem Ansehen in den deutschen Klöstern seines Ordens brachte, — eben so wurde er bei der Verbesse rung alter oder der Stiftung neuer Klöster zu Rathe gezogen; mehrere dieser letzten wurden mit Mönchen aus Hirschau besetzt, und die Zahl seiner Klosterkinder belief sich bis auf 150. Der Bau der Kirche und der Klostergebäude wurde unter ihm vollendet, und dem Kloster durch eine später von König Heinrich IV. im J. 1075 bestätigte Urkunde von dem Grafen Adelbert völlige Freiheit verliehen *). Man hat die Echtheit dieser Urkunde in Zweifel ziehen wollen; sie befindet sich angeblich noch im Original zu München. Unter Wilhelms Leitung kam das Kloster so zu Ruhm, daß Männer aus den vornehm-

*) S. Tritheim. Chronica. Hirsang. T. I. p. 1 sq. p. 5 sq. fol. Mabillon. Ann. ord. S. Bened. P. II. p. 530, 597, 602. Croux Annal. aev. lib. II. P. II. p. 42, 43. Die Annahme, daß eine gewisse verweirte Helligena von Calw schon im J. 645 den ersten Grund zur Erbauung eines Klosters an dem Berge Dittelbrunn gelegt habe, scheint mehr aus einer Sage zu beruhen, die durch eine Inschrift erhalten oder enthalten sein konnte. S. Croux. l. I. II. P. II. p. 41. Der Ursprung des Namens Hirschau wird schon in einem alten Schelde so erklärt.

Hac agilis in valle greger errare solabant
Cervorum et pasci gramine floriger.
Kuch führte das Kloster einen Hirsch in seinem Wapen. 2)
Egl. Launoins de scholis celebrior. p. 64 sq.

5) Tritheim. l. I. p. 86.

ßen Haimen sich darin aufnehmen ließen, und eine große Anzahl seiner Mönche aus demselben als Bischöfe oder Äbte anderer Klöster heraus traten *). Wilhelm starb den 1. Aug. 1091. Sein Nachfolger Gebhard wurde später Bischof zu Speier; obgleich er auch als Bischof die Abtei beizubehalten wünschte, so wählte man doch, da man Eingriffe in die Rechte des Klosters befürchtete, den Bruder des Herzogs Konrad von Württemberg — qui erat inter omnes Suevos potentissimus, wie Trithemius sagt — Namens Bruno zum Abte, unter dessen Nachfolger Volmar, der im J. 1157 starb, das Kloster durch Schenkungen sehr bereichert wurde. Die Geschichte des Klosters unter den folgenden Äbten bietet wenig Erhebliches dar. Die Klosterzucht sank immer mehr, und H. erhielt sich nur noch durch seinen früheren Ruf in einigen Ansehen *). Bitter klagt daher der biederer Chronikschreiber darüber, daß in der Mitte des 14ten Jahrh. die Mönche nicht einmal ihre Chronik fortzuführen verstanden oder gemocht hätten *). Zur Zeit der Reformation wurde auch das Kloster H. säcularisirt. Der letzte katholische Abt, in der Reihenfolge der 44ten, war Ludwig Bitterar aus Stuttgart; er starb im J. 1660. Ihm folgte als erster evangelischer Abt Heinrich Widenreuter, welcher früher Dionysius zu Tübingen gewesen war, dann unter dem Herzog Christoph Pastor und Superintendent zu Gais wurde. Der zweite Abt nach ihm war Joh. Brentius. Der Herzog Christoph, nach Andern erst der Herzog Friedrich I., von Württemberg baute sich, durch die reizende Lage angezogen, ein Schloß bei dem Kloster. Beide, Schloß und Kloster, wurden im J. 1692 von den Franzosen eingeäschert, und liegen jetzt in Ruinen da. In einem Nebengebäude hat noch das Kammeramt seinen Sitz. Unter den Schriften über das Kloster Hirschau ist die wichtigste: J. Trithemii Chronicon Hirsaugiense, die in verschiedenen Ausgaben erschienen ist. In neuerer Zeit hat C. G. in seiner

kirchl. polit. Landes- u. Kulturgeschichte von Württemberg, Tübingen 1806 u. die gründlichsten Nachrichten geliefert. Wir fügen hier noch bei, daß der historisch-wichtige Codex Hirsaugiensis, Dotolientbuch des Klosters, in neuen Zeiten wieder aufgefunden worden und in dem königl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrt ist. (Memminger u. L. Lange.)

HIRSCHAUGE, nennt man das Auge der Pferde dann, wenn es klein und lebhaft ist, und etwas schief liegt. (R.)

HIRSCHBACH (Wolfgang), geb. in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh., studierte in Jena, wo er auch die juristische Doktorwürde *) erlangte, ging 1600 nach Bittenberg, und erhielt dort später eine juristische Professur, wahrscheinlich noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einer Synopsis quaestionum feudali-um (Viteb. 1600. 4.) sind von ihm nur einzelne Dissertationen herausgegeben, welche zeigen, daß er sich neben dem Lehrtisch hauptsächlich mit dem Criminalrecht und Civilproseß beschäftigte, nämlich: de reconvencionibus (1611); de crimine laesae maiestatis (1613. 4.); de compensationibus (1616. 4.); de regulibus (1618); ad L. un. C. de his qui parentes (1619. 4.) **). (Ad. Martin.)

Hirschbad, s. unter Kanstadt.

HIRSCHBAUM, auch Hürberstrauch, Schmad, Hürberbaum u. genannt; über das Bot. s. Rhos coriaria Linn. Die Blüthen treten im Junius in einer eiförmig dicht zusammen gedrängten graugrünen Rispe hervor; die Steinfrüchte befinden sich in einer rauhen Kolbe, die bei der Reife roth wird, haben eine dünne Haut. Der Same ist nupartig, platt, nierenförmig, schwärzlich, mit weißgrauem Radel. Fortpflanzung geschieht durch Wurzelbrut und Samen. Standort: schattige und geschirmte Lage bei gutem Boden. Das Holz, die Zweige und Blätter, zu Lohes gemahlen, sind unter dem Namen Schmad der vorzüglichste Gärstoff zur Gortunbereitung. Früchte und Wurzeln haben rothen und gelben Hürberstoff. Erstere werden im Oriente als Eingemachtes verspeiset. In Teutschland ist der Hirschbaum Biertrauch; eine sorgfältige Züchtung erlaubt das Klima nicht. (Benicken.)

Hirschhein, s. Hirschherzheim.

HIRSCHBERG, 1) im schweizer. Kanton Appenzell, f. Oberrigg. (R.)

2) Auch Hirschberg genannt, Burgruine an der Westgränze des Harzwaldes und uralte Dynastenfamilie, f. Leutershausen u. Stralenberg.

(Thom. Alfr. Leger.)

3) Amt im russischen Fürstenthume Oboresdorf; Rothenstein, an Boiern, Sachsen und einige russische Ämter gränzen, bewässert von der Saale und einigen Bächen, war unter dem Namen Pflege Hirschberg eine

4) Die Namen der merkwürdigsten f. bei Crassus l. l. parolipom. p. 50sq. 5) Omnia enim coarcti sacratissimi (sagt Trithemius a. a. D. p. 250 bei dem Abte Johann, der 1265 geweiht worden war) patris Benedicti observantiae tempore huius abbatis in omnibus patere monasteriis Germaniae nationis augeo edeo defecero, ut pristinae institutionis vestigium collum in moribus cerneretur. Omnia corrupta erant, omnia collapsa, monachi simul cum abbatibus in precipitium vitiorum corruerunt. Nemo hunc ordinis nostri disciplinam curabat, nemo condolevisse vixit, non rex, non papa, non principes, non domini praevali vultus de monachorum deformatione quippiam cogitavit. Unde, sagt er dann, factum est, ut abbatum huius monasterii gesta et scitatus ad nostram memoriam oblitae essent ad Fredericum abbatem XXXVII. paucissimi sint deducti propter temporum obscuritatem et negligentiam ignorantiamque monachorum. 6) Nam posteaquam (sagt er C. 297) amor et studium litterarum a monachis deciderit, oia cum disciplina observantiae regulari: mirandum oio est, si nec monasteriorum sanorum conditiones pro tempore acutius variatas successiones actaque suorum litterarum mandaverint abbatum. Und amicitia tunc et bald darauf ihnen zu: O iam sepulti, ignari homines vixi, quorum peribit memoria cum sonitu quem sitis aivini ac rudis ingenui, patam ostenditis, qui bonum contemnitur historiarum quod aequi non potestis.

*) Seine Inaugural-Dissert. handelt de fortis. **) Spl. Jäger gel. Anst. B. 2. C. 1627. Eigenas Biblioth. jurid. u. Schott Suppl. dazu.

Zeit lang Reichsfürstenthum, enthält 1 Stadt, einige Dörfer und Rittergüter; man treibt einigen Bergbau auf Eisen. Die Einwohner betragen gegen 2500. 4) Stadt in diesem Amte an der Saale, das Bergschloß mit Amtshaus, Bergamt, gute Bierbrauerei, Lederbereitung, Fabriken in Baumwollen- und Wollenwaren, 13 — 1400 Einw. (G. F. Winkler.)

5) Ein im Bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an einem großen Thale gelegener Marktflecken mit 1 Hospitäl, über 14000 Einw. in 240 Häusern, viel Kattunweberei ꝛ.). 6) Auch im Kreise ob dem Manhartsberge des östreich. Landes unter der Enß liegt ein Ort dieses Namens ꝛ.), so wie 7) zwei Dörfer, wovon der eine in der Gegend von Karlsbad, unter welchem man die Quelle des an letztem Orte befindlichen Sprudels vermutet hat, der andre aber im Traunkreise des öst. Landes ob der Enß liegt und 4680 Fuß hoch ist. (R.)

8) Stadt im königl. preuß. Reg. Bez. Arnberg, Kreis Arnberg, hatte (im J. 1819) 116 Häuser, mit 710 Katholiken und 33 Juden; besitz ein kleiner Wald von 1779 Morgen, Leinweberei. (Rauschenbusch.)

9) Kreisstadt in der königl. preuß. Provinz Schlesien und deren Regierungsbezirk Kiegnitz, von da im S.W. 6½ Meilen, unter 50° 54' 59" n. Br. 33° 21' 40" östl. L., 997 — 1046 Fuß über der Dfsee; am Fuße des hohen Riesengebirges; zwischen dem linken Ufer des Bobers und dem rechten des hier mündenden Baders; auf einem Hügel, mit doppelter Ringmauer, einem zum Theil ausgefüllten Graben, einem Damm als Rest des Walles, vielen Gärten, und den 3, mit den 5 Thoren gleichnamigen Vorstädten, der Schildauer, Langgassen- und Burgvorstadt, zu welcher letztern, jenseits der massiven Kypomulbrücke über den Bober, die Sechsstädte und die Waldhäuser, und jenseits der Badersbrücke die Rosenau und die Pappelhäuser gehören. Die innere Stadt mit 10 Gassen und einem Ringe von massiven Laubengängen umgeben, zählt 250, die ganze Stadt 803 meist steinerne, zum Theil gothische Wohnhäuser, 273 Ställe, Scheuern und Schoppen, 19 öffentliche und 27 Fabrikgebäude; Einwohner 6572, evangelische 5617, katholische 871, jüdisch 84. Standquartier für Kommando und Stamm vom 2ten Bataillon und der Eskadron des 7ten Landwirth-Regiments, nebst einem Landwehr-Zeughaufe. Ein landbräutliches, ein Kreisflur-, ein Nebengrenz Zoll-, ein Postamt, ein Land- und Stadtgericht. Polizei und Nachschau oder Nachsehn der Schleier und Linnen und der Garne auf dem Bodenmarkt (Rath des vormaligen Oberschauamtes) hat der Magistrat. Ein Rathhaus mit Keller und Woge. Eine katholische Pfarrkirche St. Erasmus, gegründet 1103, steinern durch den Herzog Bernhard 1504, evangel. von 1524 — 1629, ein schöner gothischer Tempel, 85 Ellen lang, 46 breit, 42 hoch; der Thurm 150 Ellen; Orgel von Casparini mit 46 Zügen und 41 blas-

senden Stimmen; das Hochaltar mit der Verkündung Christi auf Lador, 2 Seitenaltäre, Kaffarische Kapelle. Vor der Pfarrkirche auf hoher Einsie Maria Statue aus seinem Sandstein, errichtet vom Exorzisten Kaffart 1712. Drei kath. Nebenaltäre: a) St. Anna, erbaut 1514; b) St. Maria; c) Begräbnisthe in der Vorstadt, auf dem heil. Geist Kirchhofe. Kirche und Pflanz von Evangelischen und Katholischen benutzt. Hier schönes Denkmal der 1813 in der Schlacht bei Lützen verwundeten und am 30. Mai hier entschlafenen drei preuss. Officiere: Major von Pübel, Hauptmann v. Schenken-dorf, und Leutnant v. Zenge. Eine kathol. Schule mit 2 Lehrern, 1 kathol. Pfarr- und 1 Schulhaus. Eine evangel. Pfarrkirche zum Kreuze Christi in der Schildauer Vorstadt. Sie ist eine durch Karl XII. von Schweden 1707 in der Alttranslätter Conventio vom Kaiser Joseph I. erwirkte Gnadenkirche, wofür aber der Kaiser 3000 Dukaten Geschenk, und 100.000 Gulden Darlehen der Hirschberger empfing. Sie ist steinern, in Kreuzes Form, nach dem Muster der Stockholmer 1709 bis 1718 erbaut, mit 6 Ellen starken Mauern; im Innern 80 Ellen lang, 70 breit, und bis zur Kuppel 36 Ellen hoch; mit einem über ihr erbauten Thurme, großer Sakristei, herrlicher Orgel von 3936 Pfeifen in 68 Registern, nebst Glodenspiel, durch Röder, Erbauer der Magdalenenorzel zu Breslau, als Geschenk des Kaufmann Christian Renzel 1725 — 27 erbaut. Das Pfand mit schönen Gemälden al fresco; Taufstein aus Marmor mit Basreliefs aus Adolfs; Luthers 1817 am 31. Oktober aufgestelltes Brustbild aus Bronze von Schadow in Berlin, das einzige dieses Meisters. Auch wird auf dem Orgelchore noch die eiserne Portifone mit kaiserl. Adler gezeigt, womit 1709 am 22. April der Baupfah abgesteckt wurde, und auf dem umgebenden Kirchhofe als schönstes Denkmal vieler das des Kaufmann Franz, aus karaischem Marmor von Petrich in Dresden gefertigt. Eine Kirchenbibliothek. Vier Geistliche. — Ein höchstes evangelisches Gymnasium mit 9 Lehrern, 5 Klassen, Bibliothek und Apparaten. 12 Gebäude, mit für die Geistlichen, erbaut 1709 — 18 auf Kosten des Herrn von Worental. Ferner: eine evangelische Elementar-Kinderschule, mit 6 Lehrern, 5 Klassen, musterhafter Einrichtung und schönem Gebäude seit 1827. Eine Instruktionsschule für Lehrer aller Einwohner, gegründet 1810, durch die Kaufmannswitwe Franz; sie schenkte Haus und Kapital. Desgleichen ein Privatwaisenhaus, gestiftet von der Familie v. Buchs. Ein Armenhaus, gegründet 1774, erzieht bis 40 arme Kinder, und berbergt 15 — 20 alte Bürger. Ein evangelisches Hospital corporis Christi mit 15 Hospitalisten. Ein evangel. Hospital für 12 Männer. Ein Senlenhaus ober-Einst aller Seelen für 12 und mehr Männer und Frauen. — Eine Hauptarmen-, eine Hospital- und eine Privatarmenkasse. Diese 3 gewöhnten 1827 der verwaltenden Armenverwaltung 5738 Rthlr. 16 Sgr. 1 Pf. zur Pflege und Vertheilung für 270 Hospitalisten und Arme. Außerdem bestehen noch verschiedene Armen-Regat-Fundationen, Stipendien für Schüler und Stus-

4) Weim. Handb. 1ste Abth. 2e Bd. S. 339. ꝛ) a. a. D.

die, und einige Fonds zur Theilnehmung von Predigern und Schullehrern. — Spatasse, seit 1825, mit 4½ Prozent Vergütung der vollen eingelegten Thaler. Gute Feuerlöschanstalt, Straßenbeleuchtung; und in gewerblicher Hinsicht: 1 Apotheke, 2 Brauereien, 22 Brennerien, 2 Buchdruckerien, 1 Steinbruckerie, 1 Kattunbruckerie, 8 Bleichen, 6 Färbereien, 3 Roß-, 1 Wassermangel, 2 Leinwand-, 1 Tuchwaße, 2 Brettschneiden, 3 Wassermehlmühlen, 1 Porzellanfabrik, 1 Ziegelei, 12 Töpfereien; 1 Zuckerfabrik mit 5 Pflannen, errichtet im J. 1774; 15 Tuch- und Woll-, 7 Strumpf-, 10 Baumwollenhüte, und 55 Stühle zu Leinwand und Schleiter. Handel durch 68 Kaufleute, worunter 2 Wuch, 21 Leinwand- und Schleierhandlungen, mit 8058 3/4 Rthl. Ausfuhr linnener Waren im J. 1828. Die Kunst der Schleierweberei wurde in der Mitte des 16ten Jahrh. durch einen aus den Niederlanden zurück lebenden Hutmachergehilfen nach H. gebracht, durch den 80jährigen Krieg fast wieder vernichtet, aber aufs Neue gehoben und verbessert durch den Bürgermeister Floke, der mehrere Reisen theils ins Ausland machte, und dafür auf 1685 den 9. Jul. mit dem zugetheilten Namen „von Ehrenkühn“ in den Adressen erhoben wurde. — Absonderlich ein Garn- und ein Brettmakel. Jährlich 3 Kram- und Viehmärkte, und ein besonderer Viehmakel. Ackerbau der Vorstädte mit 1410 Scheffel Ausfuhr. — Ein Schießhaus, ständiges Pflingstschießen der Bürger; besonders Kaufmannsschießen. Verschiedene Kesselfourcen. Doch mehr als diese laden zum Genuß die höchsten Reize der silesischen Gebirgsnatur in dem allgerühmten Hirschberger Thale, das man von dem Hausberge, dem Heiligen und dem Kavalerberge, dem nächsten bei der Stadt, auch Pflanzberg und Kavrat genannt, in seinen schönsten Theilen überschauen kann. Auch gehören die seit 1778 auf dem letzten Berge, der damals Galgenberg hieß, und von einem durch den Oberst-Lieutenant Kavrat darauf angelegten Schanzwerke, Kavaler genannt, seinen neuen Namen erhielt, gemachten öffentlichen und Privat-Gartenanlagen zu dem angenehmen Lustorte der entzückenden Gegend. Der Hausberg trägt statt der ehemaligen alten Burg eine von den Bürgern und Fremden ebenfalls der schönen Aussicht wegen gern besuchte Schanzanlage. — Von den Anlagen und den Plantespaziergängen eines Stadtdirektors Schönaus, aus dem Ende des 18ten Jahrh., auf dem Heiligen ist jedoch nur noch der Name des Lustenberges vorhanden. Der Name der Stadt selbst und ihr Wappen, welches einen Hirsch enthält, deuten auf den einst sehr reichen Wohlstand dieser Gegend, und auf deutschen Ursprung der Stadt. Sie soll schon 1002 als kleiner Ort vorhanden gewesen seyn. Der poln. Herzog Boleslaus III. (Schiefmaul), ihr wahrscheinlich erster Gründer, umgab sie 1108 mit Mauern und Graben, baute die erste hölzerne Kirche, und führte 1111 zu ihrem Schutz, links vom Thore, auf dem jetzigen Hausberge eine Burg auf, welche das Hirschberger Haus, auch wohl das Haus am Pechwinkel (soll heißen: am Winkel der Böcke) genannt worden ist. 1241 ward Hirschberg durch Herzog Boles-

laus von Liegnitz erweitert, 1303 von dem ersten Hauptbrande betroffen, 1348 zur Reichsstadt erhoben; 1427 den 15., 17. und 18. Sept. nebst der Burg auf dem Hausberge, vergebens von den Hussiten belagert. Aus Furcht vor diesen befahl Landeshaupmann Albrecht von Kolditz 1433 das Abtragen der Burg. 1549 legte eine Feuersbrunst die ganze Stadt in Asche, dieß thaten abermals 1634 den 19. Jul., östreich'sche Kotten, welche die Bürger abwehrten, die 1640, vereinigt mit der schwedischen Besatzung, zwei Mal die Stadt gegen die Hirscher unter General Holz vom 19. bis 27. Jul., und vom 6. Sept. bis 9. Nov. vertheidigten. Nach dem 30jährigen Kriege gründeten Schleierweberei und Leinwandhandel einen blühenden Wohlstand. — Die Gnadentische wurde erbaut 1709. — Der erste und besonders der zweite silesische Krieg 1745, verursachten besonders durch die harten Contributionen der Hirscher 164,666 Rthlr. Schanden. Auch der 7jährige Krieg brachte große Leiden und 395,100 Thaler Schulden. Doch nach ihm erreichte Hirschberg seinen höchsten Aufschwung, der bei 1807 die Stadt zu einer der wohlhabendsten und flolzeisten Handelsstädte der Provinz machte; allein diesen Wohlstand hat das leidige Continentsystem, zu dem Preußen durch das Unglück der Jahre 1806 u. 7 gezwungen wurde, so schnell und gänzlich vernichtet, daß der Hirschberger Handel jetzt kaum noch den zehnten Theil seines vorherigen Umfangs genießt. (J. G. Knie.)

HIRSCHBERG (Geneal.), 1) ein im Anfang des 13ten Jahrh. schon außerordentlich größlicher Geschlecht in Franken, das zur Errichtung des Bisthums Eichstett einen Theil seiner Besitzungen hingab, und bei seinem Erlöschen Alles, was es hatte, dem nämlichen Bisthume vermachte. Man hält den Grafen Schwargen, den Sohn des Grafen Bruno, einen treuen Bundesgenossen des Herzogs Otto von Baiern gegen König Pipin, welcher mit Einwilligung dieses Herzogs als seines Landesherren, einen Theil seiner Güter zur Stiftung von Eichstett im J. 740 dergab, für den Stammvater des Hauses. Der Graf Ernst v. H., einer der Anführer unter Kaiser Heinrich gegen die Hunnen im J. 933, welcher das Schloß Hirschberg besaß, gilt für einen Nachkommen des Obgenannten. Seine Söhne, Eberhard und Heinrich Grafen v. H. kommen in einer eichstettischen Urkunde vom J. 949 vor. Hartwig war ein Begleiter des Kaisers Heinrich III. in dem böhmischen Krieg 1042. Ditto, einer der Wittisfer des Benedictinerklosters St. Peter auf dem Gasteiberg in der Oberpfalz, starb 1099. Ernst II., ein Neffe von Ditto, stiftete das Kloster Blankstetten 1124, worüber er und seine Nachkommen sich die Saubvogtei vorbehielten; sein Bruder Gebhard I. war Bischof zu Eichstett, (1142). Die Söhne von Ernst werden Gebhard III. und Konrad und Hartwig genannt. Gebhard III., der auch nach einer Urkunde von Kaiser Heinrich IV. über Salzburg 1193 als Zeuge vorkommt, war ein tapftrer Ritter, der unter den Turniergenossen zu Nürnberg 1197 erwähnt wird, und auf dem Turnier zu

Borms 1209 sich ausgezeichnet hatte; Konrad löste die früher verpfändete Schutzvogtei über das Kloster Prül 1200 wieder ein, und Hartwich wurde zum Bischof von Eichstett 1195 gewählt. In der Mitte des 13ten Jahrh. war die Blüthezeit des Hauses. Graf Gebhard IV. wurde durch seine Verheirathungen mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Albrechts von Tirol und mit Sophie, der Tochter des Herzogs Otto von Baiern, ein mächtiger und angesehener Herr. Er erhielt mit seiner ersten Gemahlin einen Theil von Tirol, welchen aber sein Sohn Gebhard V. an den Grafen Rainhard von Görz um 1200 Mark Silber im J. 1284 verkaufte. Gebhard und sein Bruder Johann stifteten mit ihrer Mutter Sophia das Dominikanerkloster zu Eichstett 1280, in welchem sie auch alle drei begraben liegen. Gebhard, der nur allein und zwar mit Sophie, Gräfin von Ditzingen, verheirathet war, aber in einer kinderlosen Ehe lebte, schenkte die Schloßer Hirschberg und Sulzbach nebst Zubehör der Kirche von Eichstett 1291. Da er der Letzte seines Geschlechtes war, verkaufte er einen großen Theil seiner Besitztungen an Eichstett und andere geistliche Stifter und schenkte dem teutschen Orden seine Rechte auf das Dorf Wensbaur. Das Schloß Samsee verkaufte er nebst mehreren andern Gütern und Vogteien dem Hochstift Eichstett, nachdem die bairischen Herzöge, als Lehnsherren, ihre Einwilligung dazu gegeben hatten 1302. Als endlich der Graf Gebhard gestorben war (1305), setzte sich Eichstett, laut Testament, in den Besitz der übrigen Güter, obgleich mit Widerspruch der bairischen Herzöge, als Lehnsherren, deren Einwilligung zu der Schenkung nicht eingeholt war. Der Kaiser Heinrich VII. vermittelte endlich die Einwilligung, Eichstett blieb im Besitz, und der Kaiser bestätigte 1309 die Schenkung; die so genannte Rechtspflege aber, die Kuprechtsberge; aus 6 Dörfern bestehend, fiel an Kaiser und Reich heim. Die Reichsstadt Weissenburg wurde später damit begnadigt, wovon sie endlich Eichstett 1680 erkaufte, wonach es denn die ganze Grafschaft besaß. Da auch der Graf Berthold von Erbsgemünd und Gröschbach, an welchen Graf Gebhards Schwefter Elisabeth sich verheirathet hatte, der Letzte seines Stammes war, so verzichteten beide auf die Erbschaft ihres Bruders und Schwagers, so Berthold soll ebenfalls seine ansehnlichen Besitztungen der Kirche zu Eichstett zu vermachen beabsichtigt haben, aber durch seinen zu Pisa erfolgten schnellen Tod (an der Pest 1327) daran verhindert worden seyn.

Das in der Oberpfalz bis jetzt noch blühende theils gräfliche theils freiherrliche Geschlecht gleiches Namens, ist nicht mit dem erwähnten zu verwechseln; früher wurde es auch Herderberg genannt. Das Wappen der erloschenen war: im silbernen Felde ein mit den Vorderläufen in die Höhe springender Hirsch, der mit den Hinterläufen auf einem dreifachen grünen Hügel ruht; auf dem Helm ein einfaches aufrecht stehendes Hirschgeweih *).

2) Ein altes, sehr reiches und angesehenes, schon im 12ten Jahrh. in Franken blühendes Geschlecht, welches den Marktflecken Hirschberg an der Saale, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und Gütern besaß, solche aber nach und nach verkaufte, z. B. Hirschberg an die von Butlow, von denen es 1655 an die Grafen von Reuß kam. Die fränkische Linie erlosch in der Mitte des 18ten Jahrh., aber die in der Oberpfalz zu Ebnath und Schwarzenreuth, welche Brud. Am Durn und Weiphar dazwischen besitzen, existirt noch, und wurde 1790 und 1792 vom Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbairen in den Grafenstand erhoben. Noch im 12ten Jahrh. schenkte die Hirschberge das Schloß Rudolphstein, am Nichtegebirge, jetzt eine Ruine, dem Kloster Walbsassen. Im J. 1346 wurde in der Stadt Hirschberg auf dem Stammhause eine Zusammenkunft über die Angelegenheiten des Hauses gehalten; damals war es in 6 Linien, mit 18 männlichen Mitgliedern, getheilt. Hans IV., welcher 2 Hölse in benannten Dörfern dem Hospital zu Hof schenkte (1364), und sein Bruder Arnold V., Sobne von Konrad v. H., stifteten die Linie zu Weissenstadt 1360. Die Brüder verkauften das Schloß und Städtchen Bernsdorf am weißen Main, an den Markgrafen von Brandenburg = Culmbach 1360. Hans XI., Ritter v. H., hat sich durch seine vielen Kriegstugende hervor gethan, worunter der mit Kaiser Mar I. gegen den Herzog von Burgund zu Reuß 1474, der vorzüglichste war. Er zeichnete sich noch in den letzt gehaltenen Turnieren zu Würzburg 1479, zu Ansbach 1485 und zu Bamberg 1486 vortheilhaft aus. Sein Sohn Götz v. H. war bairruth'scher Amtmann 1545; mit dessen Eddnen Martin, Silvester und Hans Ernst starb diese Linie aus. Arnold VI. v. H. verkaufte am Nichtegebirge dem Markgrafen von Bairruth 1360 die Dörfer Pernsfengel, Schmalzberg, Mangoldgrün und Regelsreuth. Einer seiner Söhne, Hans v. H., war Domherr zu Bamberg 1370; Arnold V. v. H. war Pfleger der teutschen Ordensballei in Franken und Komthur zu Ellingen 1426; und Nikolaus v. H., Ritter zu Hohenfeld, war Mitglied des brandenburgischen Schwanenordens 1443. Walter, Ritter v. H., war Hofmeister bei dem Markgrafen von Brandenburg 1448, und von seinen Söhnen war Lorenz Domherr zu Würzburg und Bamberg 1466, und Hans VII. und Heinz v. H. pflanzten ihren Stamm weiter zu Schwarzenbach fort, der mit Andreas v. H. 1448 wieder erlosch. Michael v. H. wird 1466 als kurb-brandenburgischer heimlicher Rath erwähnt. Arnold VIII. v. H. zu Grünheim turnirte 1486 zu Bamberg. Nikolaus II. v. H. war Stifter der Linie zu Jörban 1472, welche mit den Brüdern Hans Eitel und Christoph noch 1548 blühte. Levin v. H. zu Hölzitz bei Eger, wurde wegen antikatholischer Grundzüge und deren Verbreitung gefangen gesetzt 1462, bis an seinen Tod. Christoph I. v. H., Mitglied der Bairen-

*) Falkenstein Nordg. Altcrthüm. I. 1. S. 9. 10. Fund

bairn. Stamm. I. S. 50. Lucz Grafenst. S. 209. Tolner hist. palat. S. 400. Munster cosmogr. V. S. 414.

gesellschaft, besuchte 1485 das Turnier zu Ansbach. Nach v. H. wurde Abtissin des St. Klarastifters in Hof 1502, dessen letzte Abtissin Amalie v. H. auch aus diesem Geschlecht war, 1564. Ludwig v. H. lebte zu Ende des 15ten Jahrh. und war Stifter der fränkischen Linie zu Ebnath; mit seiner Frau Anna von Auersperg erzeugte er Georg v. H., brandenburg-kulmbachischer Rath und Amtmann zu Streibitz, der mit Elisabeth Freumbender das Rittergut Bruch ererbte, welches die gräfliche Linie noch besitzt. Mit den Söhnen von Wolf Adam v. H., dem kurpfälzischen Rath und Pfleger zu Wetterfeld und Gham, nämlich Hans Sigismund und Adam v. H., theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Hans Sigismunds Nachkommen erwarben sich theils durch Heirath, theils durch Kauf ansehnliche Besitzungen, als Witzberg, Roth, Hampelhof, Gersenu, und Aßlangermühl, wovon aber der letzte dieser Linie: Karl Bernhard v. H., brandenburg-kulmbachischer Major, nichts mehr als die Mühle besaß. Georg Peter v. H., aus dieser Linie ließ sich 1619 in Niederösterreich nieder, woselbst er Güter erwarb und in den Ritterstand aufgenommen wurde; schon am Ende dieses Jahrh. erlosch auch diese Nebenlinie. Adam v. H., Stifter der Linie zu Schwarzenreuth, ist Stammvater der schon erwähnten gräflichen Linie. Das Wappen: ein silbernes Feld mit einem rechts springenden rothen Hirsch, und auf dem gekrönten Helm ein roth und silbernes Hirschgeweih **).

(Albert Frhr. v. Boyneburg - Lengfeld.)

HIRSCHBERGER BACH, Gränzbach zwischen dem Landgericht Bregenz in Tirol und dem bairischen Landgericht Weiler. Er entspringt hinter dem Pfander ob Bregenz, läuft Anfangs nord-, dann ostwärts, und fällt bei Schraffau in die Rothach. (Rumy.)

Hirschberger Bäder, s. Warmbrunn.

HIRSCHBERGER KREIS, ein Theil des königl. preuß. Regierungsbezirks Pommern, des Fürstenthums Jauer der Provinz Schlesien. Bis 1817 gehörte der Schönauer Kreis noch zu dem Umfange desselben; jetzt gränzt der Hirschberger im N. und NW. an den Löwenburger, im SW. und S. an Böbmin, im SO. und O. an den Landesluter, im NNW. und NW. an den Schönauer Kreis. Sein Flächenraum beträgt 11⁰⁰ geographische QM. Das hohe Riesengebirge erhebt sich an der Südgrenze gegen Böbmin, und der Kreis ist ein liebliches Thal an dessen Fuße. Der Vohor aus dem Landesluter Kreis kommend durchströmt dasselbe, und nimmt in seinen Fluren die Koenig, den Baden und die Kemiß auf, welche sämmtlich von dem Hochgebirge herabrier rauschen. Die ansehnlichsten höhern und niedern Bergpartien, die Schauer der Schnergruben, die Wasserfälle des kleinen Baden, der Kachel und der Koenig, und die Ruinen vieler Burgen, wie des Kynast, der Falkenstein u. f. w., erhöhen die Reize der schönen

Landchaft, deren fröhliche und treuerzige Bewohner in zahlreichen freundlichen Dörfern und den beiden Städten Hirschberg und Schmiedeberg, und dem einer Stadt ähnlichen Badeorte Warmbrunn, den Boden eben so fleißig und sorgsam bebauen, als ihre Hände die feinsten Linnen und Schleier bereiten. Auch Fabriken anderer Art trifft man im Kreise, so die Glasbütte zu Hoffensthal, das Vitriolwerk zu Schreiberbau, dem weitläufigsten Dorfe des Königreichs, und fleißige Holschneider und Kräutelsammler (Laboranten) in den höhern Dörfern des Gebirges. Die Städte zählten i. J. 1828: 8672 evangelische, 1479 katholische und 84 jüdische Bewohner; das Land: 36,823 Evangelische, 8332 Katholiken und 1 Israeliten; und somit der ganze Kreis 60,391 Seelen. (J. G. Knie.)

Hirschbezooar, s. unter Hirsch, vergl. die Art. Bezooar. Concremente u. Haarhallen.

HIRSCHBIRLE, auch Quittenmispel, Zwergmispel, Hühnbirne, Wildtüttenbeere u. genannt. Über das Botan. s. Mespilus Cotoneaster Linn. Die Steinfrucht derselben ist rautlich, eben abgeplattet und so stark genabelt, daß die 2 — 5 Steine darin fast zu sehen sind; sie wird in der Reife roth, mehlig und dürrig genießbar. Nutzen hat nur das feste und zähe Holz zu kleinen Holzarbeiten; die Rinde geben höchst dauerhafte Fäden. (Benichen.)

Hirschblissam (Hirschthränen), s. unter Hirsch.

Hirschbock, 1) s. unter Hirsch, 2) s. Cerambyx u. Lucanus Cervus.

Hirschbremse, s. Oestrus elaph.

HIRSCHBRUNFT, heißt sowohl der Begattungstrieb als die Zeit und Art des Begattungsaktes selbst beim Hirsche.

Der Edelhirsch tritt zu Anfange Septembers, nach dem Weimannsauftritte um Egibid, auf die Brunst, bei schlechtem Wildstand oft auch erst um die Mitte und gegen das Ende des genannten Monats. Die Brunstzeit (d. i. die Dauer des Begattungstriebes) währt 5 — 6 Wochen. Schon zu Ende Augusts treten die Hirsche aus einander und jeder sucht sein Weib oder Weib. Sie wissen ihre früheren Brunstplätze (Brunstplane) genau wieder zu finden, vernehmen bald durch den Wind, wo Weibere vorhanden sind und ziehen mit der Nase auf dem Boden ihnen nach. Bei dem Weib, dem er zuerst sich zugesellt, bleibt der Edelhirsch gern die ganze Brunst hindurch. Die schlechteren (jüngern) Hirsche, die Spießer und Gahler, die sich bei dem Weib im Trupp oder Rudel hieher gehalten, werden von den Kapitalhirschen bald abgejagt, und müssen den Platz räumen, den diese (Platzhirsche) einnehmen und gegen einander wie gegen jene zu behaupten suchen. Deshalb müssen dieselben von fern herum ziehen und die alten allein ihre Lust und Lusthaft genießen lassen; es sei denn, daß ein junger sich eine Gnuß raube, oder der Platzhirsch enträthet wäre und seinem jüngern Nebenbuhler, bei dem sich ohnehin die Brunst etwa 14 Tage später einstellt, freiwillig den Brunstplan räume. Finden sich mehrere gute Hirsche bei einem Rudel Weib

**) Weimanns Geschlechtsregler des regl. Med. Tab. CCX. Scipio's Genet. Tab. Rang Niesels, des A. Salern.

zusammen, so kämpfen sie um ihre Bräute und Brunst mit gewaltigem Rute, schlagen und stoßen mit den Geweihen an und in einander, das man den Schall, — als ob starke Stangen zerbrochen würden — weit vernehmen kann. Auch hat man Beispiele, daß sie sich mit den Geweihen so verknüpft und verwickelt gehabt, daß sie mit einander liegen geblieben und verendet, auch die Geweihe nicht unzerbrochen aus einander zu bringen gewesen sind. Manchmal spießen sie sich so, daß einer davon verendet oder doch auf lange Zeit zum Kümmerer (kränzlich) geworden. Überhaupt ist in der Brunst der Hirsch nicht das sonst so furchtbare Thier; er nimmt Zäger und Hunde während an und mancher brave Weibsmann ward schon — wenn seine Auele geseht hatte — des Brunsthirsches Opfer. Anfangs der Brunst beginnen die alten Edelhirsche ein dumpfes Geseh (Orgeln), das mit dem Wachsen des Triebes stets heftiger und stärker wird. Dabei schwellen ihnen die Hälse, auch werden sie unter dem Leibe vom Verhüllen des Samens ganz schwarz (Brand, Brunstschilb); was sich erst bei der Herbsfärbung wieder verliert. Ehe der Hirsch den Beschlag vollbringt — was in sehr kurzer Zeit vollführt wird und wonach er mit und hinter dem Weib während der ganzen Brunstbauer umher zieht — jagt er sich mit dem Thiere herum. Nach vollendeter Brunstzeit gesellt er sich wieder mit seines Gleichen, unbefürchtet um das Weib.

Der Damhirsch tritt einen Monat später als der Edelhirsch auf die Brunst, wo dem Kapitalhändler der Hals und das Kurzwildpret anschwellen, auch ein hochartiger Geruch von ihm ausgeht. Er schreit gleichfalls während der Brunst, doch nicht so stark als der Edelhirsch, aber kürzer und in hellerer Note, ähnlich dem Zuglaute der Kraniche. Eben so treibt er das Thier im Anfange der Brunst herum, bringt es jedoch bald zum Ströben, beschlägt es dann rasch und erhält von dem an das Gattenrecht unbefruchteten, es sei denn, daß er im Kampfe mit seinem Nebenbuhler unterliege. Die Brunstzeit des Damhirsches dauert etwa 4 Wochen; wobei die Kapitalhändler zuerst auf längstens 8 Tage austreten und dann geringeren Schaustein Platz machen. Der Damhirsch erhält ebenfalls ein Brunstschilb am Leibe, erkrankt aber, bei kürzerer Dauer der Brunst und minder Bier, weniger als der Edelhirsch.

Der Elchhirsch tritt Ende August auf die Brunst, orgelt selten — bei heiterem Wetter nie — kämpft aber hartnäckig und mit hochgestraubter Mähne um den Vorrang mit seinen Nebenbuhlern. Der stärkste Schaustein bleibt meistens Sieger und die von ihm abgelaupen Elche suchen andres Weib auf. Die geringen Hirsche, deren Geschlechtstrieb keine Befriedigung erlangt, rennen dann wie während sogar in Feldern und in der Nähe von Wohnstätten umher und magern eben so ab als die begünstigsten Schaustein.

Der Elchhirsch treibt — wie der Stier — das Weib mit niederhängendem Kopfe vor sich her und vollführt eilig den Beschlag; worauf er nicht absteigt, son-

dern wartet, bis das Thier durch Hervorrücken unter ihm sich seiner entledigt. Seine Brunstgier gleicht der des Edelhirsches; auch äst er dabei wenig, sublt sich aber oft und gern. Er wird, da die Brunst bis Ende Septembers währt, sehr entkräftet.

Der Reuthirsch tritt Ende Oktobers und Anfang Novembers auf die Brunst, welche gerade so wie die des Elchhirsches verläuft. Er treibt das Thier sehr, weil bei diesem der Begattungstrieb später eintritt; den Beschlag vollführt er gemächlich mit vielem Säubern; dann rückt das Thier unter ihm hervor und legt ihn ab.

Die Frage über die eigentliche Brunstzeit des Reuthirsches ist bis jetzt noch immer nicht definitiv entschieden, wahrscheinlich ist es der November oder December. Weil nämlich der Reuthirsch im August stark auf Blatt läuft, am Kurzwildpret auffallend stark ist, sein völlig Geweih trägt, oft von Jägern Schmalriden oder alte Geltriden treibend und beschlagend gesehen worden ist, daß sich schon vor Döbels Zeit (1720 — 60) die Meinung verbreitet, als sei im genannten Monate die Brunstzeit des Reuthirsches. Merkwürdige Data zu Gunsten dieser Sommerbrunst finden sich in Döbels Jägerprosa f. d. J. 1794, 1797, 1809 — 12, in Laurops und Fischers Sylvan f. d. J. 1813, 1817, 1818 und in Hartigs Forst- und Jagdarchiv von und für Prusken, I. Jahrg. 1818. Döbel selbst, vorzüglich aber der scharfsinnige D. aus dem Winkell in seinem bekannten Handbuche und in zwei geübigen Aufzügen in Wildungen Taschenbuche f. d. J. 1808 und in dessen Weidmanns Feiertagen f. d. J. 1819, haben sehr gründliche Untersuchungen gegen jene Ansicht dargelegt, die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Augustbrunst der Reuthirsche zwar nicht erwiesen, aber doch mit hoher Wahrscheinlichkeit erhärtet, daß es allerdings im August eine Reuthirschbrunst gebe (Sommerbrunst, Aferbrunst), welche jedoch nur ein Geleitetversuch oder eine Vorbereitung der Schmalriden zur Empfängnis sei, die bei der Decemberbrunst (Spätherbstbrunst, echte Brunst) allein Statt findet. Der Hauptbeweis stützt sich auf die Thatfachen: daß in keiner vom August bis zum December aufgebrochenen Riste jemals ein Embryo gefunden worden, auch der Reuthirsch gerade im November und December in seiner höchsten Kraft sei; eben so führen sie mit Recht an, daß, falls die Sommerbrunst echt wäre, die Riste gerade einen Monat länger hochbeschlagen geben müßte als das Edelhild, dieß aber wider die Regel der Natur sein würde, der gemäß die Tragzeit sich nach der Körpergröße der Thiere richtet.

Übrigens geht des Reuthirsches Brunst nicht so geräuschvoll vor sich, als die anderer Hirscharten; doch kämpft er mit seinem Nebenbuhler oft auf Tod und Leben, muß auch die Riste — weil sie ihm den ersten Beschlag jedes Mal weigert — eine Zeit lang treiben, ist dann aber des Gattenrechts gewiß. (Benicken.)

HIRSCHBRUNST, HIRSCHSCHWAMM, heißen zwei Gattungen Schwämme. 1) H. oder Hirsch-

träufel; über das Botanische s. *Lycoperdon cervinum*. Er wurde sonst wegen seiner reizenden und treibenden Kraft als Arzneymittel beim Vieh gebraucht. 100 Pfd. kosten 12 Gulden, im Kleinen das Pfund 12 Kreuzer. 2) *H. ober Gichtschwamm* u. s., soll medizinische Kräfte besitzen, und wird zu Mancherlei obergeläutigten Dingen gemißbraucht. *S. Phallus impudicus.*

(Fr. Thon.)

Hirschbühl, s. unter Lofor.

Hirschbürsche, s. Bürschen.

Hirschdascille, s. Vascillus.

HIRSCHDORN, auch Kreuzdorn, Blasenborn, Schiefbeere, Einngrün, Rheinbeere u. genannt; über das Botan. s. *Rhamnus catharticus* Linn. Die Steinfrucht ist unreif grün, reif (September) schwarz, rund, eingebrückt mit seinem vertieftem Nabel, voll grasgrünen bitteren Saftes, und das vier, eckig, ovale braune Steine. Standort: Felsen und Feldböden in Thon, Letten und Kalk mit untermischter Dammerde auf seuchtem, mindestens frischem Grunde. Die Fortpflanzung geschieht durch Ableger, Stedlinge und Ansat in frischem Boden, auch mittelst Forttragen der Waldvögel. Der Same liegt ein Jahr, des Strauches Wachsthum ist langsam. Brauchbar ist das Holz zu kleinem Nutz- und Werkholze, besonders das Kernholz und die Wurzelmasse für Drechsler und Schreiner. Rinde und Früchte geben Färbematerial in grün und gelb (süß) und braun (gebört); letztere sind officinell. In Frankreich versetzt man von ihnen das Blausengrün (Verd de vassie). Der Forstmann buchtet den Hirschdorn gern im Unterholze, benutzt ihn auch zu dauerhaftesten Waldböden. (Benicken.)

Hirschducaten, s. Ducaten.

HIRSCHE (vier) auf der Esche *Agdrasil*, bezeichnen die Winde, wenn *Agdrasil*, wie man gewöhnlich annimmt ¹⁾, die Vorstellung der Welt im Kleinen ist; ist diese Bild des menschlichen Lebens in seinem Bestande ²⁾, so sollen sie Geisteskrankheiten anzeigen. Es liegt auch in ihnen, wie in allen nordischen Götternamen etwas Entscheidendes. Ihre Namen nennt *Grimniss-Mal* ³⁾: Dainn, Dualin, Duneur und Durathor. Sie rennen umher in der Esche Zweigen und heißen die Knospen ab. Die ersten beiden Namen führen auch 2 Borte, welche die Weltenben bezeichnen. Dainn, der Schwindelzerreger, Dualin der Einsiedlernde, Duneur, fremdtui (tempestati) aduetsu ⁴⁾, der Geheul-fröhliche, Geräuschliebende, Durathor, fores frangendo validus, der Thürstarke, weil er sie bricht. Die 2 ersten sollen sanft wehende, Schlaf erzeugende, die 2 letzten daher stürmende Winde antreuen. Nach *Mone* sind die Hirsche der Gegenart der Schlangen, welche die Rinde des Baumes benagen. Die Hirsche zerfressen die Esche von oben, Rindpaar zerbeißt sie unten. Der

Hirsch, ein Bild des Unfläts, ein Bild des Geistes, der keine Selbständigkeit und Festigkeit hat; Flüchtigkeit, Furcht, Wachsamkeit und u. s. w. sind Eigenschaften des Hirsches. Dieß wendet *Mone* auf den Geist des Menschen an: „Viel sind der bösen Anlagen im Menschen, viele der Schlangen unter *Agdrasil*, die am der Lebenswurzel nagen und deren Namen wachrichtlich Wortbilder für Sünden und Laster sind. Die Hirsche und ihre Namen ⁵⁾ geben zu diesen Schlangen den Gegenlag; denn der Geist hat seine Krankheiten, wie der Leib, nämlich: Dummheit und Kaserie, Trübsandtheit und Unruhe, Weides sind Gegenstände, die den Geist zerrütten, daher fressen die Hirsche das grüne Laub, die gesunden Gedanken.“ (Schincke.)

Hirscheber, s. *Scus Babirusa*.

Hirscheiras, s. *Scirpus sylvaticus*.

Hirscheid, s. Hirschaid.

HIRSCHEL (Leo Elias), am 8. October 1741 zu Berlin von jüdischen Eltern geboren, erhielt seine Bildung in dem dortigen Joachimsthaler Gymnasium, dann zu Hardenwolff, Berlin und Halle, promovierte 1763 an letztem Orte, lebte als geachteter praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und starb im December 1772. Außer Vorträgen in den Berliner Mannichsaligkeiten, Berliner Magaz. und Berlin. Sammlungen und der Diss. de morbis melancholicisomania (Halt. 1763. 4.) schrieb er Betrachtungen über den innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi (Berl. 1763. vermehrt 1765. 8.); Beiträge zu den Betrachtungen (dof. 1767. 8.); Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Arzneiwissenschaft (3 Bde. Daf. 1768 — 71. 8.); Gedanken üb. d. Heilungsart der hinfälligen Sucht (dof. 1767. vermehrt 1770. 8.); Gedanken von der Starrsucht oder Catalepsia (dof. 1769. 8.); Abhandl. von d. Verdauungs- und Vorbereitungsmitteln bei den Pocken (dof. 1770. 8.); vermischte Beobachtungen und Gedanken (dof. 1772. 8.) und medicinische Nebenstunden (dof. 1772. 8.). (R.)

Hirschende, s. Hirsch, Hirschgeweih u. Ansprechen (1ste Sect. IV, 235 ff.).

HIRSCHENHOF, eine Kronbomäne im Kirchspiel Linkeu, im wendischen Kreise der Stadthaltschaft Riga (Liesland), mit einer teutschen Kolonie von 400 Personen. Die vorher hier befindlichen lettischen Kronbauern wurden bei der Anlage der Kolonie im J. 1786 auf andere Krongrüter verlegt, so daß etwa nur 10 — 12 Achter zurück blieben. Ein von der Krone als Aufseher über die Kolonie gestellter und besoldeter Kapitän

5) Dem Glossar. der Edda zu Folge soll die Dualin der Begriff des Jorns, Schläfrigen, Nüchternen, also des Wahnsinns überhaupt; in Dainn der Begriff des Jorns, dem es ins Ohr donnert, dem schädlich das Ohr klingt, also des Schreckens und der Furcht; und in Durathor der Begriff des Jorns, was auch dem leichtsinnig Schummer widersteht, der Unruhe, die immer wacht, tiefer. S. 51.

6) Böttlinger 1810. 1. H. 2. S. 143. Abdrucks. Berl. zu J. 1810. 1. H. 2. S. 202. 22. Meusel's Berl. d. versch. teursch. Schriftl. 3. B. S. 554. 55.

1) *Legis Edda*. Th. 2. S. 176. *Thorlacius* in *Antiq. boreal. Observ. miscell.* III, 64. VII, 184. *Universae naturae emblemata*. 2) *Encyclop. d. Scienc. d. Belles-lett.* Th. 1. S. 359. 3) *Grimniss-Mal*. 4) *Finn-Magnussen Lexic. Myth.* p. 48.

beforgt die nöthige Ordnung und die Beilegung der etwa vorkommenden Streitigkeiten unter den Kolonisten-Familien.

HIRSCHENSCHLAG, ein im Kreise ob dem Mauthartsberge des östreich. Landes unter der Eins gelegenes Gaftrifdorf mit 1 Glashütte und 1 Potaschensiederei **).

(R.)

Hirschensprung, f. Karlsbad.

HIRSCHENSTAND, ein im Elbögner Kreise des Königreichs Böhmen gelegenes Dorf mit 1 Mauth- und Vittrifiederei †).

(R.)

HIRSCHFÄHRTE, heißt der Einbruch, den die Schalen und Ballen beim Auftreten des Hirsches im Boden hinterlassen. Aus ihr erkennt der hirschgerechte Weidmann das Alter, Geschlecht, die Gangarten und Stürke des Hochwüchses; durch sie weiß er den Kapitalhirsch vom andern Wilde im Gange, Trabe, in der Flucht selbst, die alten, hochbeschlagen oder gelsten Thiere von den jagdbaren Hirschen, die jüngern hochbeschlagen oder gelsten Thiere von den geringen Hirschen nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch jegliches Stückes Schwere in runder Zahl anzugeben.

Der jagdbare Hirsch, zu dessen Erkenntnis Behufs seiner Fäbung das Unterscheiden der Fährten eigentlich da ist, hat folgende allgemeine Fährtenzeichen. Die Länge seiner Fährte ist $3\frac{1}{2}$ “, die Breite $2\frac{1}{2}$ “; die Schalen sind stumpf (beim Thiere schmal und gespitzt), die Ballen lang, breit, stark, tief und in Herzgestalt eingedrückt; die Hinterfährte steht 2 bis 3“ rückwärts der Vorderfährte (das Thier tritt mit den Hinterläufen in die Vorderfährte). Vom geringern Hirsch unterscheidet er sich leicht; denn der Spießer z. B. hat kleine scharfe Spizen an den Schalen, ein hochstehendes und spitzes Geßter (f. den Art.), und erst mit zunehmendem Alter nähern diese Zeichen sich allmählig den Zeichen der Jagdbareit.

Die gerechten Fährtenzeichen des edlen Hirsches sind:

1) Der Schrank oder das Schränken. Der Hirsch tritt jederzeit aus einander, so daß die Tritte des rechten und linken Laufs nicht gerade hinter einander stehen. Dieß that das hochbeschlagene Thier auch bisweilen, doch ohne Fortdauer und selten 2 — 4 Fährten nach einander. Dieß ist der Schrank, ein sehr gerechtes Zeichen, an dem man die Breite und Feiste des Hirsches erkennt. Je breiter nämlich die Fährten aus einander, desto feister und breiter der Hirsch.

2) Der Schritt. Der Hirsch schreitet weiter als das Thier, und zwar schon im Alter von vier Jahren. Wenn er — von der Schalenspitze der Hinterfährte bis an denselben Punkt der Vorderfährte gerechnet — $2\frac{1}{2}$ “ weit schreitet, so ist er als jagdbar (f. den Art.) anzusprechen und kann 10 Enten tragen. Der Schritt ist ein sehr gerechtes Zeichen in jedem Boden.

3) Der Zwang, das Zwängen, ist das Zurückdrängen des Erdreichs durch den festen und ausgreifenden Austritt des kräftigen Hirsches.

4) Der Burgstall, das Grimmen nennt der gerechte Weidmann eine kleine gewölbte Erhabenheit, welche sich längs der Mitte des Trittes ausdehnt und durch das feste Vorwärtsdrücken der Ballen entsteht. Ein gerechtes Zeichen im feuchten Lehm- und Sandboden.

5) Der Beistritt. Ihn macht der Hirsch dadurch, daß er mit dem Hinterlauf etwa $\frac{1}{2}$ — 1“ auswärts neben der Vorderfährte tritt. Nach diesem Zeichen spricht man regelmäßig den Feisthirsch an; seltener und nie fortgesetzt macht auch das hochbeschlagene Thier den Beistritt; was jedoch, da Tragzeit und Feistzeit nicht zusammen treffen, den gerechten Jäger nicht irren kann.

6) Der Kreuztritt erscheint, wenn der Hirsch mit den hintern Schalen so in die vordern tritt, daß durch das kreuzförmige Spalten derselben in jeder drei Ballen sichtbar werden.

7) Das Hinterlassen nennt man das gerade Zurückbleiben der Hinterfährte rückwärts der Vorderfährte. Der Abstand beträgt $1\frac{1}{2}$ — 2“, und ist dieß ein sehr gerechtes Zeichen alter und feister Hirsche.

8) Das Zeichen der 4 Ballen, das Wallen zeichnen, findet meist bei schlechten Hirschen Statt, wenn sie überreifen, d. h. mit den hintern Schalen gerade über die vordern treten. Nicht immer indeß werden alle 4 Ballen sichtbar.

9) Das Blenden erscheint, wenn der Hirsch so gerade in die Vorderfährte tritt, daß diese etwas länger und breiter wird. Der gerechte Jäger wird bei diesem Zeichen wohl beachten, ob sich in der Fährte 2 oder 4 Tritte darstellen, indem sonst leicht ein schlechter Hirsch als gut und jagdbar angesprochen werden kann.

10) Der Schluß ist vorhanden, wenn der Hirsch den Hinterlauf so genau in die Vorderfüße setzt, daß sie wie ein einfacher Tritt aufsteht.

11) Der Bürgel ist der kleine Hügel, welcher beim Schluß in gutem Boden mitunter da erscheint, wo die Schalen und Ballen in der Fährte zusammen stoßen.

12) Der Abtritt, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wo der Hirsch das Gras oder grüne Getreide durch seinen scharfen Tritt abgeschnitten hat (das Thier querschlöß es nur). Will man bei dazumal Boden und trockenem Wetter ausmachen, ob eine Fährte frisch sei, so halte man nur die in derselben abgetretenen Salme gegen die Sonne. Sind sie dürrer, so ist der Abtritt alt, sind sie grün, so ist er frisch.

13) Das Geßter (f. den Art.) gibt ein sehr gerechtes Zeichen; wenn dessen Einbruch in die Breite gestreut erscheint, ist der Hirsch als jagdbar anzusprechen (beim Thier ist der Einbruch spitzig und schmal, in die Länge gestreut). Beim Hirsche steht das Geßter — im ruhigen Gange wie auf der Flucht — $2\frac{1}{2}$ — 3“, beim Thier nur 2“ vom Ballen entfernt.

**) Weim. Handb. 1ste Abth. 2r Bd. S. 195.

†) a. a. D. S. 364.

14) Der Einschlager heißt das Graß oder grüne Getreide, welches der Hirsch in seinem stets beschlossenen (gezwungenen) Gange beim Ziehen über harten Boden eben so aus den Schalen in die Fährten ablegt, als er beim Ziehen über Raine, Wiesen oder Saefelder dasselbe in seinen Schalen sammelt. Ein sehr gerechtes Zeichen.

15) Das Insiegel nennt man die Erdschollen, welche der flüchtig zu Holze ziehende Hirsch bei starkem Regen auf fettem Erdbreich in und an den Schalen sammelt und beim Austritt auf Raine in und an den Fährten fallen läßt. Ein gerechtes Zeichen. Liegen die Erdschollen umgekehrt und vor der Fährte, so heißt es: das hohe Insiegel.

16) Die Tumpfe, ein sehr gerechtes Zeichen, nennt man den von des Hirsches Zwingen um Schwere entstehenden Eindruck der stumpfen Schalen.

17) Der Herztritt ist der herzformige Eindruck der Fährte des Hirsches in reinem Boden. Beim Thier ist der Eindruck schmal.

18) Das Fährlein heißt der schmale oben geschrägte Erdkreis, welcher beim beschlossenen Gange des Hirsches auf gutem, bindigem Boden sich zwischen den Schalen der Fänge nach in die Höhe zieht. Beim Thiere bleibt viel Erdbreich zwischen den Schalen liegen.

19) Die reine Fährte, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wenn — wie bei frischem Boden in der Regel geschieht — der Abdruck der Hirschfährte offen stehen bleibt. Beim Thiere fällt sie wieder zu.

20) Der Schloßtritt ist der Tritts, den der Hirsch beim Aussteigen vom Beite mitten in dasselbe thut.

(Benicken.)

HIRSCHFÄNGER (franz. *Couteau de chasse*), das bekannte kurze und gerade Seitengewehr eines Jägers, welches von denselben an der linken Seite, theils wegen seines Nutzens auf der Jagd zum Abfangen der jagdbaren Hirsche und als Waffe, theils als Stütz seiner Uniform und Ausrüstung getragen wird. Er ist 1 bis 1 Elle lang; die Kählerne, gut gehärtete, oft im blauen Grunde mit vergoldeten Figuren gezeichnet Klinge ist am Handgriffe 1½ bis 2 Zoll breit, hat bis über die Hälfte einen starken Rücken und läuft gegen die Spitze zweischneidig zu. Der Griff wird gewöhnlich aus einer starken Hirschhornspange, auch aus einem andern Material gemacht, ist zuweilen mit echtem Drahte umwickelt, und ursprünglich mit einem metallenen Biege versehen, den die Mode und Galanterie in neuern Zeiten nicht selten mit einer schweren, weniger praktischen Kette von Silber vertauscht hat. Zunächst am Griffen, zwischen diesem und der Klinge, befindet sich am Gefäße, wie bei andern Hant- und Stoßwaffen, das Kreuz mit seinen verschobenen Theilen. Statt des Stielbattes erhält der Griff eine Muschel, welche meistens die Schale eines Krabbenfängers oder andern Meeres, oft auch noch einer Schale bedeckt, welche Geräthschaften man aus Bequemlichkeit beizugeben pflegt. Das Gewehr selbst steht in einer Schelde und wird an einem Gebänge getragen, welches Hirschfängerkuppel heißt und gewöhnlich

aus Leder, für hohe Jagdbeute aber aus Seidenzeug mit Gold- oder Silberfäden durchwirkt, auch künstlich gefärbt, verfertigt wird. Für die Jäger oder Scharfschützen beim Militär vertritt der Hirschfänger die Stelle des Bajonnetts, und ist so eingerichtet, daß man ihn an der Wache, zunächst der Mündung, aufstecken kann. Abbildungen vom Hirschfänger findet man in Krünitz's Encyclopädie. Bd. XXIII. Fig. 1356 a und b.

(Fr. Thon.)

Hirschfängergeläss

Hirschfängerklingen } , f. unt. d. vorh. Art.

Hirschfängerkuppel } , f. unt. d. vorh. Art.

Hirschfänger, Hirschfängerzeit, f. unt. Hirsch.

HIRSCHFELD, 1) f. Hersfeld.

2) Amtsdorf im Amte Wiesbaden des erzgebirgischen Kreises im Königreiche Sachsen, hat 500 Einw. Einige andere Deutschlands gleichen Namens liegen in dem russischen Amte Gera, im Leipziger Kreise Sachsens u. s. w.

3) auch Hirschfelde, Hirschfeldau, Stadt an der Weisse in dem Göttinger Hauptkreise der königl. sächs. Oberlausitz, hat 2 Gemeindebüreau, ansehnliche Leinwand- und Baumwollweberei, Töpferien, Gerbstubmacher, 1350 Einw., gehört dem Stadttrabe zu Jittau und ist Vergnügungsort der Bürger von Jittau.

(G. F. Winkler.)

HIRSCHFELD, 1) Christian Cajus Lorenz, geb. in dem hollsteinischen Dorfe Nüchel, unweit Gütin, den 16. Febr. 1742, verlor schon im Knabenalter seinen Vater, einen Prediger, kam unter die Pflege eines verwandten Geistlichen, und in seinem 14ten Jahre auf die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, von welcher er im 18ten zu den Vorlesungen der dortigen Hochschule überging. Er war zum Theologen bestimmt, seine Neigung zog ihn aber vorzüglich zum Studiren der Philosophie, Aesthetik, Geschichte und der Alterthümer hin. Als er nach einem zehnjährigen Cursum in die Heilmath zurück kehrte, wurde er Lehrer einer Prinzen- und zweier Prinzen aus dem hollstein-gottorpischen Hause, und begleitete 1765 die beiden letztern auf einer Reise, wurde aber 1767 durch eine Kabale gezwungen, sich in Bern von ihnen zu trennen. Zu seiner weitem Ausbildung begab er sich nach Leipzig, und erwarb sich das Nöthige durch literarische Arbeiten und die Theilnahme an einigen Zeitschriften, besonders an den *Acta eruditorum*. Er begab sich 1769 nach Hamburg und von da nach Kiel, wo er 1770 Secretär des neu errichteten akademischen Curatel-Collegiums, und zugleich außerordentlicher, 1773 aber ordentlicher Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften wurde. Den Charakter eines königl. dänischen wirklichen Justizraths erhielt er 1777, und den 20. Febr. 1792 erfolgte sein Tod.

Hirschfeld hat sich um die deutsche Literatur und die Bildung des deutschen Geschmacks anerkannte Verdienste erworben, und wenn er auch nicht zu den Klassikern unserer Nation gezählt werden kann, so behauptet er doch einen ehrenvollen Rang unter denselben, die zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, und besonders zur Anregung und Steigerung des Kunstsinnes viel beitragen. Er trat zuerst mit Schriften auf, in denen er gemeinnützige, aus dem Gebiete der Philosophie des Lebens geschöpfte Wahrheiten in einer anmuthigen Eintheilung vortrug, und verband damit liebliche Bilder und Schilderungen von der Schönheit der Natur und den Werken der Kunst, die um so anspirender waren, da sie von dem reinen, stark und wahr empfindenden Gemüth und dem eigenen Schönheitsfinn des Verfassers zeugten. Dabin gehören seine viel gelesten und noch immer lesenswerthen Schriften: Das Landleben, Bern 1767; 4te Aufl. Leipz. 1776. 8.; holdub. Amsterd. 1771. 8. Versuch über den großen Mann. Leipz. 1768. 2 Th. 8. (Eine schöne Nachahmung der abbildlichen Schrift vom Verdienst, nicht in Ansehung der Schreibart, sondern in Ansehung des Plans, des Gegenstandes, der gefundenen Philosophie und ihrer Erituldrung durch die Geschichte). Der Winter, eine moralische Wochenchrift. Leipz. 1769; 1775. 8. Holland. Utrecht 1779. 8. (Ein anziehendes Gemälde des Winters und seiner mannichfaltigen Beschäftigungen und Szenen, mit Benutzung aller und neuer Dichter, als Grundlage der angestellten Betrachtungen). Betrachtungen über die bürgerlichen Tugenden. Kiel 1770. 8. Von der Gofffreundenschaft, eine Apologie für die Menschheit. Leipz. 1777. 8. Holland. Utrecht 1778. 8. Schon in diesen Schriften, und noch mehr in Hirschfeld's Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst. Leipz. 1778. 8. (Holland. Utrecht 1778. 8.), und in seiner Theorie der Gartenkunst. Leipz. 1775. 8., äußert sich seine früh genährte vorwärtende Neigung zu den reizendsten Werken der Natur und zu dem Bauen, seinen Fleiß und seine Talente der schönen Gartenbaukunst zu widmen, und zu ihrer Vervollkommenung beizutragen. Die beiden genannten Schriften waren daher nur die Vorläufer eines Werkes, das ihn in die Reihe der Erfinder und Originalschriftsteller des 18ten Jahrh. setzt, und das nach vielfähriger Vorbereitung unter dem Titel erschien: Theorie der Gartenkunst. Leipz. 5 Bde. 1779—1785. 4. mit vielen eingetradeten Kupfern und einzelnen Tafeln. Franz. von F. v. Gaffillon. Ebenb. 1779—1785. 5 Bde. 4. In diesem Werk, durch welches die Gartenkunst zuerst eine wissenschaftliche Gestalt erhielt, lehrte Hirschfeld auf eine anziehende Art, wie die Natur durch die Kunst nachzuahmen sei. Häufig unterbricht er den Unterricht durch Gemälde und Schilderungen, welche die Einbildungskraft entzünden und zum Genuß der Natur und Kunst einladen. Mit der liebenswürdigsten Empfänglichkeit für alles Schöne belauscht er die Natur in ihren verschiedenartigen Verrichtungen, und wies, was er beobachtet und empfunden hat, vortrefflich wieder zu geben. Seine Sprache hat ein glänzendes Colorit, ist wohlklingend und angenehm, nur oft zu überladen und alzu biliterich. Wenn es dem aufmerksamen Leser auch nicht entgeht, daß Hirschfeld die Theorie der Gartenkunst keinesweges vollendet hat, und daß manche historische Angaben der Berichtigung und Ergänzung bedürfen, so muß doch sein Werk als erstes Werk

sich in seiner Art zu den vorzüglichsten gerechnet werden, das bis jetzt nicht übertroffen worden ist. Zu einem besondern Schmucke gereichen demselben auch die vielen Kupferverzierungen, die als schätzbare Denkmäler der Kunst und des Geschmacks aus jener Zeit anzusehen sind *). Hirschfeld unternahm mehrmals kleinere und größere Reisen, um Materialien zu diesem Werke zu sammeln, und als Früchte dieser Reisen sind außerdem zu tetrachten seine Reise über die vornehmsten Werkwürdigkeiten der Schweiz. Leipz. 1769. 8. 1r Bd.; ein zweiter ist nicht erschienen, wohl aber eine neue Ausgabe des ersten Bandes unter dem Titel: Briefe, die Schweiz betreffend. Leipz. 1776. 8. Holland. zu Dordrecht. Neue Briefe über die Schweiz. 1 Hft. (mehr sind nicht erschienen) Kiel 1785. 8. m. 7 Kpf. Ein angenehmes Geschenk machte H. den Gartenliebhabern durch die Herausgabe seines Gartenkalenders auf die J. 1782—1789. Kiel. m. Kpf. 12. und die kleine Gartenbibliothek, eine erweiterte Fortsetzung des Gartenkalenders. Eb. 1790. 1 Th. 8. In jedem Jahrgange theilt er seinen Lesern Nachrichten von Gartenliteratur, Gartenberichte aus verschiednen Ländern, vom Fortgang und von Verrichtungen des Gartengeschmacks, auch kleine Abhandlungen und Aufsätze, endlich allerhand vermischte Gartennachrichten mit **). Er hatte 1784 auf künftige Kosten zu Dülmen bei Kiel eine Fruchtbaumschule angelegt, die in wenigen Jahren zur unerwarteten Vollkommenheit gelangte. Sein angenehmer Umgang, seine Gastfreundschaft, die Annahme der Gegend und die Begierde, seine trefflichen Pflanzungen zu sehen, zogen eine Menge Fremder und Einheimischer dahin. Hier hielt er auch Vorträge über die Baumzucht, und aus seinen gesammelten Erfahrungen erwarbte sein mit ungetrübtem Beifall aufgenommenes Handbuch der Fruchtbaumzucht. Braunschw. 1788. 2 Th. 8. Dänisch von A. S. v. d. See, Kopenh. 2 Th. 1790—1794. 8. Er war auch Mitarbeiter an der allg. teutsch. Bibl., redigirte die Kieler gelehrte Zeitung von ihrem Anfange 1771 an bis 1778, und lieferte Beiträge zu mehreren periodischen Schriften ***).

(Haur.)

*) Die größten landwirthschaftlichen Vorkellungen sind von J. H. Brandt in Hannover; die übrigen von Weitzing, Scherich, Dingg u. f. m.; in Auster gehören von Gerst. Vgl. die Beschreibung des Werks in der neuen Bibl. der schön. Wiss. 3d. Bd. 99—100. **) Über keine Arbeit der der Herausgabe des Gartenkalenders sagt H. (Gartn. 1782. S. 281): „Sie sei, die man nichtalltägigen Gegenstände des Gartenwesens, so viel es für unsere Verhältnisse, auf mehrere Gesichtspunkte zusammen zu ziehen, die zu streuten Gartenfreunde mehr zu verdingen und einen dieser noch verführlichen Weg zu eröffnen und einander aus allen Gegenständen der gemeinnützigen Beobachtungen oder anderer wichtige Gartenwissenschaften klamm zu machen.“ ***) Schlichtegroll's Versteig. auf 1792. Bd. 1. S. 59—60. (von H. G. Christiani), welche abgedruckt in Weder's Taschenbuch für Gartenkünstler. 1795. S. 3—17. (Niemann's) Schlesw. holländ. Provinzialher. 1792. Heft 2. S. 321. Korb's Ver. schlesw. holländ. Schriftst. 408. Dentw. aus dem Leben ausgez. Schlesw. 300. Bau's Gallerie hist. Gem. 1 Bd. 275. Pfligz. reakt. Baub. zur Zeit. teutsch. Alkalit. 1 Bd. 341. Jördens Ver. teutsch. Dichter u. Prosast. 2 Bd. 415—422. h. Bd. 336. Meusel's Ver. der teuch. Schriftst. 5. Bd. Sein Bildnis findet man vor dem ersten Bande der neuen allg. teutschen Bibl.

2) Samuel Greifenson von H., dessen Geburtsjahr und Geburtsort nicht auszumitteln ist *), diente im dreißigjährigen Kriege als Musketier und starb um J. 1669. Wahrscheinlich gereizt durch die Annahmen so vieler Scribenten, die in ihren Romanen von Heldenthaten und Haisp- und Staatsaktionen sprachen, ohne im Mindesten zu wissen, wie es im Felde hergeht, schrieb Hirschfeld unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort einen Roman nach dem Leben. Er wollte, wie es scheint, darin zeigen, wie es in der Welt wunderbar, aber auch lustig zugehe. Der Held jenes komischen Romans, Melchior Sternfels von Fuchsheim, heißt schon auf dem Titel des Werks „ein seltsamer Vagant“ **). Simplicissimus heißt er, als „der, auf seinem Purpur geboren, in einer klugen Einfalt sich stellet, und seine Person auf eine gar seltsame und dabei lustige und unverdrüßliche Art aufzuführen weiß.“ Wenige Bücher sind über ein halbes Jahrhundert häufiger gelesen worden, als dieser Roman, wie dieß schon die wiederholten Auflagen, die er erlebt, beweisen. Aber der Inhalt ist auch durchaus ergötzlich und beßigend. Von dem damaligen Weltlauf und dem Soldatenleben im 30jährigen Kriege entwirft der Verf. des Simplicissimus ein sehr anschauliches Gemälde. Die Sprache und Schreibart ist leicht und gewandt; in dem Ton und der Darstellung herrschen Naivität und Treue.

Weit hinter diesem Roman zurück steht der früher herausgegebene Satyrische Pilgram (Leipzig 1667, 2 Theile, 8.). Charakteristisch ist der überflüssige Aufwand von Gelehrsamkeit, mit welchem darin eine Reihe der verschiedenartigsten Gegenstände behandelt, und von ihrer Licht- und Schattenseite aufgefäßt wird. Von dem Leuschen Joseph, einer romanhaften Behandlung des bekannten biblischen Stoffes, und einigen ähnlichen Werken, ertheilt Koch nähere Nachricht***).

(Heinr. Döring.)

*) Wenn man seiner eignen Erzählung in seinem gleich angeführten Romane Buch 3. Abs. 3. trauen dürfte, war er 1622 im Weltkrieg geboren. **) Der vollständige Titel des Werks lautet: Die Verrückteste Simplicissimus Zeit, das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo man welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgehandelt, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt, überaus nützlich und mannigfaltig zu lesen. Dies bis des Buchs, Römerberg 1669. 12. N. A. nebst Schluß, Gießen, 1669, und in spätern Auflagen bis zum J. 1673. Neu bearbeitet Nürnberg 1718, und von Wagner, Leipzig 1795. 8. Einen Auszug dieses Romans liefert Kichard in seiner Bibliothek der Romane, Berlin 1778. Bd. 4. S. 25—140, und eine ausführliche Register der Ausgaben, Fortsetzungen und Nachahmungen des Simplicissimus enthält Koch's Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 235 u. f. Die neuere Ausgabe besorgte G. A. Wolfner unter dem Titel: Schalkheit und Einfalt oder der Simplicissimus des 17ten Jahrhunderts im Gewande des 19ten. Berlin 1822, 2 Theile, 8. ***). S. Dessen Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 235 u. f. Bären's Geistes- und Dichters und Prosaischen. Bd. 2. S. 424 u. f. Bd. 6. S. 339. Kühner's vermischte Schriften. Th. 2. S. 421 u. f. Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4.

Hirschfeld, f. Hirschtal.
Hirschfluss, f. Red Deer River.
Hirschvogel, Augustin, f. Hirschvogel.
Hirschgallerte, f. Hirschhorngallerte.
HIRSCHGARN, HIRSCHNETZ, heißen die gro-
ßen Netze, welche auf der Jagd theils zum Dupliren,
theils zum Fangen der Hirsche gebraucht werden. (R.)
Hirschgefahr, f. Hirschfährte.
Hirschgehörn, f. Hirschgeweih.
HIRSCHGELOS, HIRSCHLOSUNG, heißt der
Koth (Wels) des Hirsches; vgl. Hirschfährte. (R.)
HIRSCHGERECHT heißt ein Jäger, wenn er so-
wohl das Daseyn des Hirschwildes in einem Reviere
durch die Fährte anzuzeigen und jedes Stück nach
Alter, Geschlecht, Gang, Stärke it. zu bestimmen, als
auch den Leinband meisterlich zu arbeiten und die ver-
schiedenen Hirschjagden anzuordnen und zu machen im
Stande ist. (Benicken.)

HIRSCHGEWEIH, das lange vielfähige Hörnerpaar
von fester fadenartiger Substanz, welches, der Gattung
Hirsch (Cervus) allein eigen, von dem männlichen
Geschlechte getragen, jährlich abgeworfen und — bis zum
Alter mit stetem Zuwachs an Enden, Länge und Stärke —
wiederum neu erzeugt wird. Sowohl die Beschaffenheit
als auch die Beschaffenheit des Gewebes (Gefäßes) ist bei
den mannichfachen Arten der Gattung Hirsch verschieden.

Der gute oder alte Edelhirsch (Kapitalhirsch)
wirft sein rundes, dicktes, vielfähiges, mit langen, zurück-
gebogenen Enden versehenes Geweih im Februar und
März, der jüngere im April, der Gähler und Spießer
erst im Mai ab. Es löset dasselbe sich, durch das
Hervortreten des Wulstes, von Neuem meist ohne äußern
Anstoß ab, gewöhnlich eine Stange nach der andern.
Bereits nach den ersten 5 Tagen erhebt sich auf der
bleibenden Stange, gefranzten und kurz aus dem Schädel
hervor stehenden Erhöhung (dem Rosenknochen) ein weicher,
mit rauher Rindhaut umgebener Knorpel, der in 14 Ta-
gen eine ½ Fuß hohe Stange mit dem unteren Ende
(Augenprossen) bildet, nach den nächsten 14 Tagen noch
einmal so lang ist, ein zweites Ende zeigt und dann so
fortwächst, bis nach 10—14 Wochen das ganze Geweih
die bestimmte Gestalt und Größe erreicht hat, jedoch noch
weich und vom Wasse umgeben bleibt, während welcher
Zeit der Hirsch (Kobdenhirsch), um es nicht zu ver-
legen, stets im lichten Gehölz, und mit niedergebogenem
Kopfe umherträgt.

Nach vollendetem Wachstume fängt das Weibchen
(Vereinde) des Gewehrs an; bis Ende Julius find bei
den starken, bis im August bei den geringeren Hirschen
die Enden verreckt (d. h. hart und scharf); der Wast
fängt an zu vertrocknen, erhebt Risse und wird vom
Hirsch an starken Stangen oder geringen Bäumen wei-

Abth. 2. S. 1073 u. f. A. Horn's Poetik und Beschreibung der
Thiere. Bd. 1. S. 284 u. f. Bouterwek's Geschichte der
Poetik und Beschaffenheit. Th. 10. S. 381. Das Geweih ist
nicht ohne Weiteres der verstorbenen Thiere u. f. w. S. 46 u.
440 u. f.

der Holzarten allmählig abgeschlagen und abgerieben (sefegt). Den abgelegten Haß genießt der Hirsch. Nach dem Regen erscheint das Gehörn zuerst weiß, dann gelb, endlich dunkelbraun, ist überall runzelig und gefurcht bis auf die Spigen, welche glatt sind und vom Behen an den Bäumen wie vom Bohren in den Boden nach und nach weiß werden. Daß die Vollkommenheit wie das regelmäßige Wechseln des Hirschgeweihs mit der männlichen Zeugungskraft in Verbindung steht und davon abhänge, ist durch die Erfahrung sehr wohl so sehr bestätigt, als der eigentliche Grund der Erscheinung dunkel ist, warum ein kastrierter Hirsch kein Geweih bekommt, oder wenn er gerade eins hat, dasselbe unveränderlich behält, so wie Verlegungen des Zeugungsgliedes (Kurzwildpret's) während der Entwicklung des Geweihs Mißgestaltung desselben hervorbringen.

Anzahl und Gestalt der Enden des Hirschgeweihs wird vom Alter, von der Nahrung, überall wohl von der mehr oder minder thätigen Produktionskraft des Hirsches bedingt. In der Regel setzt das Hirschkalb nach dem ersten Jahre nur zwei Spieße auf (Spießhirsch, Spießjer), nach dem zweiten die Augsprossen an (Gabelhirsch, Gabler), nach dem dritten an jeder Stange ein drittes Ende und jährlich so eins oder zwei fort bis zum achten Jahre, nach welchem die Endenzahl unbestimmt bleibt, doch bis dahin gewöhnlich zunimmt, wo der Hirsch zu altern anfängt. Ist werden auch statt des Zuwachses an den Enden die Stangen stärker und knosptiger, der Rosenstock kürzer und breiter, der Raum zwischen den Rosen enger, die Kronen breiter und geböhlter. Ganz alte und junge geringe Hirsche veredeln die Enden in der Krone (Stangenspitze) nicht vollständig: ein Beweis für den Zusammenhang der Leibeskraft mit dem Gehörnerwuchs.

Der Hirsch wird nach seinem Geweih angesprochen, und zwar nach der Endenzahl an beiden Stangen. Sind jedoch an einer Stange weniger Enden als an der andern, so gilt die Doppelzahl der Enden an der am meisten besetzten Stange. So ist z. B. ein Hirsch, der an einer Stange 6, an der andern nur 3—4 Enden hat, als ein Zwölfsender, jedoch mit dem Beisatz: ungerader anzusprechen, während bei Gleichheit der Enden an beiden Stangen ihm das Prädikat: gerader zukommt. Hat ein Hirsch an den Stangenspielen mehrere rings um stehende Enden, so trägt er ein Kronengewehr, stehen diese Enden aber flach neben einander, so ist sein Geweih als Handgehörn anzusprechen. Wenn die Enden sehr trumm, ein-, aus- oder rückwärts gebogen stehen, so wird das Gehörn ein widersinniges genannt. Form und Stellung der Geweihe erben den Stammältern nach. Ein prächtiges Geweih wiegt meist 18—22 Pfunde.

Außer den bereits erklärten Theilen des Geweihs bezeichne das Weidmanns Ansprache noch folgende. Rose: der untere gefranzte Theil der Stange; Pecten: die krausen Knospe an der Rose und Stange; Eisprößel: die Enden zunächst den Augsprossen (s. oben).

Des Damhirsches Gehörn ist eigenthümlich gestaltet, rückwärts gekrümmt, hat außer den Augsprossen und Eisprößeln sehr viele — oft über 30 Enden, die oben, wo beim Eelhirsch die Krone ist, sich hand- oder schaufelförmig ausbreiten (Schaufelhirsch, Schaufeler) und in kleinen Spigen enden. Je älter und besser der Damhirsch, desto besser ordnet er auch Schaufeln und Enden. Wenn er wirklich Schaufeln aufgesetzt und recht viele Enden daran hat (was nach dem 7ten Jahr eintritt), so wird er als guter, auch wohl als Kapitaltschaufeler angesprochen. Nach dem verschiedenen Alter wirkt der Damhirsch sein Geweih im Mai oder Junius ab und setzt es demnach von der Mitte Augusts bis gegen Ende Septembers.

Das Gehörn des Eichhirsches weicht in der Stellung der Stangen hauptsächlich dadurch von den andern Hirscharten ab, daß es nicht vom Rosenstock aufwärts, sondern anfänglich wagerecht mit fortwährender Entlung wächst, und dann erst in breiten Schaufeln sich erhebt, die bei Kapitaltschauflern so weit stehen, daß ein Mann bequem dazwischen Platz fände. Die Stangen entstehen aus Kolben mit grauem Haß überzogen, sind — vollständig veredelt und sefest — von weit festerer Substanz als bei andern Hirschen, dabei so schwer, daß ein Paar starke Stangen oft 30—40 Pfund wiegen. Die alten Eichhirsche werfen im Januar, mitunter schon im Dezember ab, die geringeren Hirsche 2 Monate später, und die Spießer nach Maßgabe der Einwirkung des Winters im April oder Mai. Das Lichtier trägt kein Gehörn. In etwa 6 Monaten ist das Aufsetzen, Veredeln und Fegen der Eichhirsche völlig abgethan. Je nahrhafter und reichlicher die Nahrung ist, desto schwerer, edelreicher und dunkler sind die Stangen; in seinem ersten Lebensjahre setzt der Eichhirsch nur Spieße auf, die, nachdem sie im August des zweiten Jahres sefest worden, stärker, oft 12—14 Zoll lang werden, und oben schon eine breite Gabel bilden. Im fünften Jahre sind die Schaufeln schon stark, von 8—10 Enden und der Hirsch ist völlig erwachsen.

Beim Geweih des Rennhirsches ist zuerst zu bemerken, daß beide Geschlechter ein solches tragen und verschlitzene Rennhirsche abwerfen und aussuchen. Das Geweih ist sonderbar gestaltet und verhältnismäßig weit größer als bei andern Arten der Gattung. Die Stangen stehen am Rosenstock dicht zusammen, reichen bis über die Hälfte des Rückens und krümmen sich dann wieder vorwärts. Vom Eisprößel bis zur Krone oder Schaufel ist — etwa inmitten der langen Stange — nur ein kurzes, hinten hinaus stehendes Ende, wie zuweilen bei alten und starken Dammschauflern. Dicht über dem Rosenstock tritt der Augsprosse fast wagrecht hervor, ist meist stumpf und kurz, seltener schaufelförmig geformt. Einen starken Zoll über diesem steigt in langer Krümmung aufwärts der Eisprößel schaufelförmig empor mit 5 oder noch mehr Enden. Gegen die Krone zu spaltet sich die Stange in 2 lange Enden, deren jedes oben eine Schaufel mit langen runden Spigen bildet, die zwar nicht so scharf als beim Eelhirsche, doch weit ausgebreiteter als beim Dam-

hirsche sich darstellen. Die gefegten Stangen sind gegen die Stärke der Kolben sehr dünn, von ockergelber Farbe und ohne Gruben, Reissen und Verten. Das Thieres Geweih ist um die Hälfte geringer, auch sind dessen Schaufeln schmaler und die Enden stumpfer. Der Rennhirsch wirft in seiner besten Zeit, d. h. Ende Decembers und Anfang Januars ab, und setzt sogleich starke, mit dickem Baste zum Schirme wider die Kälte versehene Kolben wieder auf. Ende Julius ist das Geweih veredelt und wird dann binnen 8 Tagen völlig gefegt. Das Thier wirft im Mai oder Junius ab und setzt im Oktober.

Der Rehhirsch (hässlich von unwissenschaftlichen Jägern Redbock genannt) setzt, wenn er 6—8 Monate alt ist, sein erstes Gebörn auf, zwei Epäse nämlich, wie der Edelhirsch, doch nach Verhältnis weit dünner und kürzer. Er wirft regelmäßig im November (die ersten Male im December) ab und setzt binnen 3 Monaten vollständig wieder auf. Sein Geweih wächst wie bei der ganzen Gattung Hirsch mit einem rauhen Baste, den er im Februar und März, wenn die Enden vollkommen veredelt sind, an jungen Stämmen welcher Holzarten setzt. In der Regel setzt der Rehhirsch nur 6 Enden auf und trägt ein so genanntes Handgebörn (s. oben beim Edelhirsch); doch findet man auch Rehhgeweihe mit 8 Enden. Widersinnige Geweihe, mit 3—4 Stangen, zahlreichen und wunderbar gestalteten Enden u. s. w. findet man bei Rehhirschen häufiger, als bei andern Arten der Gattung. (Bücken.)

Der Nutzen, den diese Geweihe verschaffen, ist mannichfaltig. Die mit Wein, Aether und einigen gewürzhaften Zusätzen gut bereiteten jungen, noch weichen, röhlichen, gleichsam mit einer Wolle (Bast) überzogenen Gebörne, die man auch Hirschkolben (*Lyphae cornuum cervi*) nennt, werden von Manchen deiligt gehalten und als ein gutes Stärkungsmittel für entkräftete und alte Personen gerühmt; sonst wurde auch aus den jungen Ansätzen der Geweihe ein deilkräftiges Wasser bereitet, welches den Namen Hirschkolbenwasser (*Aqua e lyphae cornu cervi*) führte, geht aber ganz außer Gebrauch gekommen ist. Die ausgewachsenen Geweihe oder Hirschgebörne dienen im Ganzen zu Verzierungen, und in Stücke geschnitten häufig als Material den Schwertsegen, Messerschmieden und Drechsler zu Hirschfängergreifern, zu Messer- und Gabelstelen, und zu allerlei Drechslerarbeiten. Geraspelt (*Cornu cervi raspatum* s. *Rassura C. C.*) oder zu Spänen abgedreht (*C. C. tornatum*) wird es nicht nur zum Aufstößen des Kaffees und anderer Getränke, sondern auch von den Köchen zu nahrhaften Geleien gebraucht (s. den Art. Hirschhorngallerte); man hat sich aber beim Einkaufe wohl zu versehen, daß es nicht mit geraspelten Hasenflauen oder anderem Horne vermischt ist. In den Offizinen werden aus den Hirschgeweihen viele, zum Theil schädliche Präparate gemacht. Man zieht nämlich aus seinem Hirschhornpulver (*C. C. praeparatum*) oder aus ganzen Stücken durch kochendes Wasser eine Gallerte (*Gelatina C. C.*) aus, die sehr nahrhaft, aber

widrig schmeckend und schwer verdaulich ist. Wenn die gallertartigen Theile durch die Dämpfe des kochenden Wassers aus den Geweihen heraus gezogen sind, so nennt man die zurück gebliebene Knochenmaterie: *philosophisch* zu bereitetes Hirschhorn (*C. C. philosophica*, *sou sine igne praeparatum*); werden sie aber in Feuer weiß gebrannt: gebrannt oder weißes calcinirtes Hirschhorn (*C. C. ustum*), welches man als ein absorbirendes Mittel gegen die Säure im Magen u. s. f. anwendet. Weiter serner Stelle des so genannten Hirschhorns in einer eisernen oder irdenen Retorte der Destillation im Feuerbäder unterworfen, so geben sie, bei allmählig erhöhter und endlich bis zum Glühen der Retorte verklärter Hitze, eine sinkende ammoniakalische Flüssigkeit, die man Hirschhorngeist (s. d. Art.), ein trockenes, mit brandigem Die verunreinigtes, kohlensstoff. Ammoniak, welches man Hirschhornsalz (s. Kohlenwasserstoff, eine sinkende dunkelrothbraunes Öl, welches man Hirschhornöl (s. den Art.) nennt, nebst vielem kohlenswasserstoff- und kohlensstoffsauren Gas. Die in der Retorte zurück bleibende thierische Kohle (*Caput mortuum*) gibt das bekannte Hirschhornschwarz, welches, wie das Eisenbleischwarz, von den Malern gebraucht wird; benannt man sie aber bei dem Zugange der Luft wird, so dient sie, wie das *C. C. ustum*, im reinsten Pulverzustande zum Poliren einiger Metalle, hauptsächlich des Silbers. Wird der Hirschhorngeist mit Bernsteinsäure neutralisirt, so stellt er den bernsteinsäuren Hirschhorngeist oder die bernsteinsäure Stinks ammoniumflüssigkeit (*Liquor C. C. succinatus* s. *Liquor ammonii succinici*) dar, welches ein bekanntes kräftiges Arzneimittel ist. Der im Handel vorkommende Hirschhorngeist ist gewöhnlich zehngradig und setzt während der Destillation ein weißes Salz ab, das festes kohlensaures Ammoniak ist, und unter dem Namen Hirschhornsalz (*Sal C. C. volatile* s. *Ammonium carbonicum pyro-oleosum*) verkauft wird. Es wird ebenfalls zum arzneilichen Gebrauche rektifizirt, und muß ziemlich weiß, nicht mit Theilen überladen, trocken, von starkem, flüchtigen, brenzlichem Geruche und fleischem Geschmack seyn, über Kohlenfeuer gänzlich verdampfen und sich im Wasser leicht auflösen. Soll das Hirschhorn zum medicinischen Gebrauche dienen, so muß es reif seyn, d. h. der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben; denn dergleichen reifes Gebörn ist viel dichter, schwerer, härter und weißer, als das von erlegten Hirschen, auch enthält es mehr flüchtiges Salz und gibt mehr Spiritus. In Quantitäten werden die Hirschgeweihe aus Dänemark, Ungarn, Tirol u. s. f., nächst dem auch aus Amerika bezogen, und zentnerweise gehandelt. Im J. 1801 kostete zu Nürnberg der Zentner geraspeltes 12—16, gedrehtes 16—20, gebranntes 20—24 fl.; im J. 1803 daselbst geraspeltes 10—16, gedrehtes 28, gebranntes 24—30 fl.; im J. 1805 zu Bremen das Pfd. geraspeltes 14, gedrehtes 3, weiß gebranntes 3, schwarz gebranntes 4 Gr.; im J. 1825 in Pesth 100 Pfd. Hirschgeweihe 48 fl. Conv. W. und in Hamburg 70—75 Mark Banco; in Nürnberg 100 Pfd. geraspeltes 12—15,

gedrehtes, weißes und graues 25, Hirschhornöl und Hirschhorngeist 40, Hirschhornsalz 160 — 200 fl. *).

(Fr. Thon.)

Hirschgeweihkoralle, f. *Madrepora damicornis*.

Hirschgeweihchwamm, f. *Spongia dichotoma* Linn. (*Spongia cervicornis* Linn.)

HIRSCHGEWENDE, technischer Ausdruck des Jägers, ist einerlei mit Himmelsheichen (s. den Art.). (R.)

Hirschguldin, f. Guldin.

Hirschgunsel, f. *Eupatorium canna*.

HIRSCHGUNTEN, Seitenthal von Eubersbach im Regenswald in Tirol, von Eibitzerschl südlichlich in das bayerische Landgericht Zimmernstadt sich erstreckend. (Runny.)

Hirschhaar, f. *Nardus stricta*.

Hirschhacken, f. unter Hirsch.

HIRSCHHALS, eine fehlerhafte Beschaffenheit des Halses bei Pferden, wenn dieselben den Kopf immer in der Höhe tragen, und über sich sehen.

(Friedr. Heusinger.)

HIRSCHHAUSEN, ein im herzoglich nassauischen Amte Weilburg gelegenes Dorf mit dem herzoglichen Ziergarten und über 260 Einn. **)

(R.)

HIRSCHHAUTE, sowohl vom Geschlechte des gemeinen Hirsches als des Damhirsches, als auch vom Elenn oder Elchwilde, werden theils als Pelzwerk, theils als Leder benutzt; letzteres nicht bloß lobbar, sondern auch weiß und färbbar gemacht und zu Weinkleidern, Reitstulzen, Handschuhen, Degenfoppeln, Stiefelschäften u. verarbeitet. Vom gemeinen Hirsche zieht man die Häute der Berghirsche, welche in der Regel größer sind, denen der Waldhirsche vor, hat aber beim Einkaufe beider sich wohl vorzusehen, daß sie keine Engerslingelöcher haben, welche von den Wunden der Dämonen (*Oestrus bovinus*), wenn sie sich im Frühjahr durch die Haut freisetzen, um sich in der Erde zu verpuppen, hervorgebracht werden. Finden sich in der Haut nur einzelne verwaschene Narben, so ist dieser Fehler unwichtig; auch ist nicht zu befürchten, daß jemals aus den Narben Löcher werden, denn die Haut wird eher anderswo, als auf der Narbe löcherig. Die Häute der Dam- oder Lannhirsche, so wie der virginischen Hirsche, geben ein feineres und sehr weiches, dabei dauerhaftes Leder, sind aber viel kleiner als die der gemeinen Hirsche. Vorzüglich geschätzt sind die Häute des Elenns oder Elchwildes, welche, der Dide des Leders ungeachtet, bei guter Zubereitung doch sehr weich und zart anzufühlen und bequem zu tragen sind. Insbesondere finden diejenigen Häute, welche die Weiden auf eigene Weise zubereiten und indianisch genannt werden, wegen ihrer außerordentlichen Weichheit und Geschmeidigkeit, dann auch weil sie durch die Risse nicht hart noch brüchig werden, viele Liebhaber. In neuern Zeiten werden die Häute dieser Thiere, zu Brustleichen

umgeformt, als das vorzüglichste und wirksamste Mittel wider den Magenkrampf und die Magenschmerzen empfohlen und getragen; auch sollen sie die Fieber vertreiben, weil diese den Geruch davon nicht leiden können. Alles Hirschleder ist um so besser, je feister diese Thiere sind; die Häute des weiblichen Geschlechts unterscheiden sich nur durch ihre geringere Größe und Stärke, wie denn auch das Alter darauf großen Einfluß hat. Die meisten Hirschhäute kommen jetzt aus Nordamerika, vorzüglich aus Canada und den vereinigten nordamerikanischen Staaten über England, Holland, Hamburg, Bremen u. s., auch aus Asien und Rußland, nächst dem aus solchen europäischen Ländern, wo noch viel Hirschwild sich vorfindet, zum Handel. In Frankreich, besonders zu Paris, wird eine Menge Hirschhäute zugetrieben, die man weit und breit versendet und sehr schätzt. Der Verkauf geschieht überall entweder nach Stücken, wobei die Größe in Betrachtung kommt, oder nach dem Gewichte. Im Banate kostete 1819 eine Hirschhaut 15 fl. Wien. Währ.; in Preußen eine gute Elchwildhaut 10, 12 bis 15 Thaler. In Hamburg kommen die ungeschornen Hirschhäute zu 2 — 3½ Pf., die geschornen zu 2½ — 3½ Pf. vor, und werden meist nach dem Gewichte verkauft. (Fr. Thon.)

Hirschheid (Geogr. und Geneal.), f. Hirschaid.

Hirschheil, f. Hirschkpetersilie, Hirschwurz (*Athamanta cervaria* Linn.), f. unter Ligusticum.

HIRSCHHERZBEIN, HIRSCHBEIN, HIRSCHKREUZ, ist ein kreuzförmiger, bei den Hirschen an der Stelle befindlicher Knochen, wo die großen Pulsadern aus den Herzhöhlen treten, und bei jungen Hirschen bloß unausgebildeter Knorpel ist. Man gebrauchte ihn sonst als herzstärkendes Mittel; f. darüber unter d. Art. Hirsch. (R.)

Hirschherzknochen, f. unter Hirsch.

HIRSCHHÖLDER, auch Wasserholder, Schwabenbeere, Eichenbeere, Strauchholz, Fackelbeere, Asbolter, Wackholder, Wasserhorn u.; über das Botan. f. *Viburnum Opulus* Linn. Der Standort ist in schattigen Buchenwäldern, an Gräben und Bachbänken, in Laubbäumen am liebsten, sonst fast auf jedem nur feuchten Boden. Die Fortpflanzung geschieht durch Ableger, Wurzel sprossen und Stecklinge, auch durch Ansat. Die Steine liegen 2 Jahre, die Pflanzen sind säuerlich. Die stärkern Stangen geben Brenn- und Koblholz, Schußflöße, Drechslerarbeit mancher Art. Die Früchte werden in Rußland zu Brantwein und als Eingemachtes verwandt. Der Jäger braucht sie im Nothfall zu Trostelschneis; der Forstmann pflügt den Strauch da nicht, wo etwas Besseres wachsen kann. (Zaichen.)

HIRSCHHOLLUNDER, auch Traubenhollunder, Berghollunder, Steinhollunder, Mandelbaum, Zwitschenbeere u. genannt; über das Botan. f. *Sambucus racemosa* L. Der Standort ist in Gebirgsforsten, besonders in jungen Schlägen der höhern Gebirge auf sandigem und feinem Boden, der wasserreich ist. Fortpflanzung durch Wurzelstreu und Samen. Nutzen: nur da, wo Hochwild ist, Befuß der Ästung und des

*) Vgl. auch den Art. Hirschhorn und die damit zusammengehörigen Worte.

**) Weim. Staatsb. 1. Abth. 5 Bd. S. 614.

(R.)

Gehörns; auch sind die Beeren Baldvogelsgung. Das Holz gibt jedoch Nuzholz für seine Schnitz- und Drechselarbeiten; Zweige und Blätter enthalten Färbestoff (gelbgrün).

HIRSCHHOLM, 1) Marktflecken am Ende eines Waldes im Amte Frederiksborg des königlich dänischen Stiftes Seeland, mit einem großen königl. Lustschloße und Garten; etwa 350 Einwohner. 2) Insel, s. Hirschholm *).

HIRSCHHORN, Cornu cervi, enthält, gleich andern hornartigen Substanzen, außer Gallerte u. $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ phosphorfauren Kalks, und unterscheidet sich nur dadurch von den Knochen, daß es mehr Knorpelmasse bei sich führt. Im Hirschhorne entdickte 1769 Hahn zuerst den phosphorfauren Kalk, nach ihm Scheele. Rouelle zog aus 1 Pfd. weißgebrannten Hirschhorns 4 Roth 19 Lu. Phosphorsäure, welche 2 Roth 2 Lu. Phosphor gaben. Mehr, nämlich 3 — 4 Unzen, erhielt aus 1 Pfd. Leonhardt. Nach Wiegels soll es auch gebundenes Ammonium enthalten. Hat er nicht liefert es, außer Gallerte, Knorpel und phosphor. Kalk, noch ein wenig kohlenfauren. Merat Guillot gewann daraus 27 Gallerte, 57,5 phosphor. und 1 kohlen. Kalks nebst 14,5 Wasser und Verlust. Fourcroy nimmt noch etwas kohlen. Natron darin an. — Es nähert sich denn die Textur des Schminnes vom Hirschgeschlecht chemisch dem Knochen gewebe.

Die ganzen Stücke vom reifen Hirschgeweihe zum arzneilichen u. a. technischen Gebrauche, z. B. die Hornbrecher, müssen rundelich, außen grau oder braunschwarzlich und rauh, innen grauweiß, von einer zwischen Horn und Knochen inne stehenden Fäuligkeit fern. Das geraspelte, rasura cornu Cervi, muß aus lauter grauschwächlichen und grauweißlichen Schnigeln bestehen, und bei der Destillation den eigentlichen Riechstoff des Fleisches (Nemazom) geben. Mit geraspelten Tierknochen vermischt, zeigt es mehr oder weniger ganz weiße, härtere Knochen splitter, und gibt durch's Kochen weniger Gallerte, aber Fett.

Durch trockene Destillation läßt sich aus Hirschhorn ein ammoniakalische Spiritus (s. unten Hirschhorngeist), trocknes Ammonium (s. oben Ammonium und unten Kohlensäure) und ein sinkendes Öl (s. Hirschhornöl) ziehen, durch Kochen oder eine Gallerte (s. Hirschhorn-gallerte), die durch weiteres Einleiden zu einem bindenden Leim wird. — Das weiß gebrannte Hirschhorn (Cornu cervi ustum) benutzt man als weiße Farbe zu weißem Schmelz und Glasporzellan, auch dient es ein pfirsichblüthrottes Email und einen guten Opalsfluß bilden. Zum Schwarzzeichnen wird das Papier damit abgerieben. Zugleich dient es zum Reinigen und Schürren metallener Gefäße und Baren, zum Klären des Kaffers u. s. w., zur Anfertigung von Kapellen u. Arzneiticht wirkt es absorbierend oder säurettigend, daher man es in den Rubren und Koliken von Magen-säure benutht. Es ist für diese Zwecke auch die Grundlage von

Sydenham's Decoction album, mit Gummi mimosae und Zucker verfest. Das schwarz gebrannte Hirschhorn gibt ein nicht so leichtes und feines, auch sich etwas fetter anfühlendes Schwarz, als beglühendes Eisenblei, in Pöstell und Öl, so wie zu schwarzem Firnis auf Metalle, zum Schwarzfärben des Siegellacks, zum Fellewiederaufschwärzen. (Th. Schreyer.)

HIRSCHHORN (Geogr.), 1) Landratsbezirk der großherzogl. Hessischen Provinz Starkenburg, und zwar in einem Winkel derselben am Redar mit 2 Städten, 10 Pfarzellen, über 4200 Einw. in 586 Häusern *).

2) Städtchen in derselben, zwischen dem rechten Redarfluß und einem steilen Berge gelegen. Letzterer nähert sich hier dem Ufer so, daß das Städtchen von oben herab nur aus einer Straße besteht, sich aber weiter unten, wo das Gebirg mehr zurück weicht, mehr in die Breite ausdehnt. Hier liegt die Verslößt, in welcher sich der zum Holzflößen benutzte werdende For- oder Kerbenbach mit dem forellenreichen und fließbaren Rinkenbach vereinigt, und bald darauf den Redar erreicht. So malerisch schön das Städtchen mit seiner Burg und seinen Thürmen liegt, so wenig entspricht das Innere den Erwartungen. Man zählt 200 Häuser und 1507 Einw. (Katboliken, außer 25 Evangelischen und 58 Juden), die sich hauptsächlich von Viehzucht, Handwerken, Schifferrei, Steinbrechen, Holz-, Kohlen- und Rorindenhandel nähren. Die Lahn gebaut, auf dem steilen Berge gelegene Burg (Hirschhorn) ist zum Abseil verfallen, da aber auch noch Gebäude aus späterer Zeit, die von den Bezirke-herbeden besetzt worden. Außerdem finden sich 2 Kirchen, 1 Pfarr- und 1 vormalige Klosterkirche, 1 Hospital, 1 Eisenhammer, 3 Mühlen und 1 Apotheke. Das Städtchen ist der Sitz des Landrats, zugleich Receptor, des Landrichters, des Steuerkommissärs und eines Land-nebenzollamts II. Klasse. Zu H. gehören noch: eine durch ihre vorzüglichen Steinbauarbeiten merkwürdige Kapelle, einige Wohnhäuser und 2 Ziegeleien, die sämtlich auf dem linken Redarfluß liegen, und die Uferreste des schon im 15ten Jahrh. verschwundenen Dries Escheheim (Eressam) sind. Bei dieser Kapelle befindet sich der gemündliche Begräbnisplatz und 4 Mal jährlich wird hier Gottesdienst gehalten. Hirschhorn hat 5 Jahrmärkte. — Mit Burg und Stadt hatte Mainz die Familie von Hirschhorn belehnt. Sichere Nachricht gibt die Geschichte zuerst von einem Hans von Hirschhorn von 1232 — 1307. Ein anderer Hans, zuletzt pfälzischer Hofrichter, war ein berühmter Jurist und starb 1430. Im J. 1391 ertheilte König Wenzel dem Drie Stadtscheine, erlaube Mauer und Thürme, 1404 bewilligte König Ruprecht der Familie v. H., die reich und angesehen war, einen Wochenmarkt für das Städtchen; 1406 wurde von Hans v. H., seiner Gemahlin und seinen Brüdern das Carmeliterkloster gestiftet; 1409 wurde die Familie vom Herzog Otto, als Vormund des Kurfürsten Ludwig IV., mit dem Truchsessnam bezeichnet, in welcher Würde sie sich bis zu ihrem Erlöschen, welches 1632 mit Friedrich v. H. erfolgte,

*) Weim. Handb. 3. Abth. 1 Bd. S. 79.

*) Weim. Handb. 1. Abth. 5 Bd. S. 243.

erhielt. Nun fiel Burg und Stadt, als eröffnetes Leben, an Mainz zurück, welches den durch die Familie v. H. eingeführten Protestantismus, der schon im 30jährigen Kriege durch die Bayern einen harten Stoß erlitten, verschränkte und den katholischen Kultus wieder einführte. Im J. 1803 kam H. an Dessen Darmstadt; Abteilungen davon finden sich im groß. Hess. Kalkalender vom J. 1816 und in A. & Grimms Vorgeit und Gegenwart. (Wagner.)

Hirschhörner, 1) f. Hirschgeweih; 2) Zool., so viel als Schraubenschnecke, f. Trochus; 3) Geogr., f. Königsberg (der).

Hirschhornsechte, f. Lichen Islandic, Linn.

HIRSCHHORNGALLERTE (Sulze, Gelée), wird so bereitet: man kocht 3 Unzen fein geraspelt Hirschhorn mit 86 Unzen Wasser bis auf 24 ein, seigt die Flüssigkeit durch und läßt sie bei gelindem Feuer und unter öfterem Umrühren wieder so lange fortkochen, bis sie beim Erkalten gelatinisirt. Dann setzt man noch 2 Unzen guten Wein, $\frac{1}{2}$ Unze Zitronensaft und 2 Unzen Zucker zu, und läßt Alles auf flachen Tellern kalt werden. — So erhält man für Schmelzlinne, Reconvalescenten u. eine kräftige, wohlwärmende Sulze, die indes keine wesentlichen Vorzüge vor jener aus Knochen hat. Weide daher in weniger Masse wie nährnde Theile in sich, bestehen fast aus lauter leicht verdaulichem Nahrungsstoff, müssen aber doch sehr behutsam und in kleinen Portionen gegessen werden. Gesunde und kräftige Körper können dergleichen entbehren, weil sie dadurch zu stark genährt werden. (Vergl. oben Fleisch und Gallerte.) (Th. Schreger.)

HIRSCHHORNGEIST, rectificirter, Liquor ammonii pyro-oleosi (f. oben Ammonium); Spiritus Cornu cervi rectificatus, muß bloßgelblich von Farbe und ganz klar seyn, rein ammoniakalisch riechen und so stark ausfallen, daß sich kein flüchtiges Hirschhornsalz mehr darin auflösen läßt. In einem Kößel über Gluthkoben verdampft, darf er nicht Gallertartiges zurück lassen. Technisch läßt er sich als Salmiak brauchen. Der bernsteinsaur. Liquor C. C. succinatus, Liqueur ammonii succinici, eine hellere, goldfarbene, über Kohlen ganz verdunstende Flüssigkeit von einem starken, belebenden, etwas brennlichen Geruche und stehend bitterlichem Geschmack. Er darf weder Rodmus röthen, noch Curcuma bräunen, und keine obenauf schwimmende Theilchen zeigen (f. 1ste Sect. IX. S. 215 ff.). Die verbesserte Bereitungsart dieses Liquors von Ph. Martius f. in Buchner's Repert. f. d. Pharm. XV. 1, und .. von Brande in Dessen Handb. der Mat. med. und Pharmacie. a. d. J. v. D. Wolff, Leipzig, 1826. S. — Er ist mit bittern Mitteln oder mit etwas Bittererde ein gutes Mittel gegen Sodbrennen und ersetzt überhaupt das Eau de Luc... (Th. Schreger.)

Hirschhorngelée, f. Hirschhorngallerte.

Hirschhornige Ergyne, f. Ergyne cervicornis.

Hirschhornkäfer, f. Lucanus cervus Linn.

Hirschhornkorall, f. Madrepora.

HIRSCHHORNÖL, Oleum cervi foetidum s. Ol. animale foetidum etc., ein durch trockne Destillation des Hirschhorns oder anderer Hörner und aller enttetheten Knochen bei bestigem Feuer erhaltener, unturbschüttiger, dickflüssiger, brennliches Öl von einer rothschwarzen oder braunschwarzen Farbe, einem höchst widerigen brennlichen Geruch und scharfem bitterlichem Geschmack, in Alkohol ziemlich auflöslich. — Krystallisch hat Horn eine Mischung von 1 Theile Ol. an. foet. und 4 Schwefelsäthergeist alle 2—3 Stunden zu 15—30 Tropfen innerlich besonders bei schon eingeleiteten rheumatischen und gichtischen Beschwerden empfohlen. Sein Gebrauch aber ist mehr äußerlich bei Drüsenverhärtungen, Empyemabreissen, Gichtnoten, Räumungen u. Auch leistet es, in den Unterleib eingerieben, bisweilen gute Dienste bei Wurmbeschwerden und hysterischen Krämpfen. — Technisch läßt sich daraus, wie aus allen stickstoffhaltigen animalischen Theilen, durch Destillation ätherisches oder (Zipperle's) Thieröl (Thieröhläther), Ol. animale aethereum s. C. C. rectificatum bereiten; das zuerst übergehende, ist ganz weiß von Farbe, das folgende aber braunschwarz, dick, äußerst stinkend, kausaurehaltig, und muß mehrmals mit Wasser im Sandbade überdestillirt werden, bis es, wie das erste, ganz wasserhell und farblos ausfällt. Aber auch das weißeste verändert sich in Kurzem an der Luft und muß daher in kleinen luftdicht verschlossenen Quantitäten oder Halbtrochälen sorgfältig aufbewahrt werden. Das echte ist fein, dünnflüssig, flüchtig und brennbar, wie Schwefeläther, specifisch viel leichter als Wasser, sehr durchdringend und äußerst balsamisch von Geruch, scharf bitterlich, hinten drein kühlend von Geschmack. Es verhält sich ganz wie ein Alkali, und besteht aus wenigem Kohlenstoff, vielem Wasserstoff, vielleicht auch Phosphor und kausaurehaltig. Mit Weingeist versetzt wird es in Wasser mischbar, und setzt sich nicht auf der Oberfläche ab; Fettsäure sinken darin nieder u. Äpfel bediente sich dieses höchst kräftigen Arzneimittels, das auch schon v. Helmont kannte, besonders in allen intermittirenden Fiebern von nerobischem Charakter; Junker, Vater, Weribof u. A. in Krampffällen, zumal in der Epilepsie, Sogni's, Burdach und Horn bei bestigen hysterischen Schmerzen, im Nervenz und Kausfiebern, gegen den Bandwurm, im Tetanus, Leismus, in der Kirschkrankheit, Pleurosit, in Räumungen, chronischen Rheumatismen oder eingeleiteten Rheumatalgeln, hier auch Gügler, und, gleich Perz, im Weitschmerz, bei Gichtmetastasen u., innerlich von 4, 8—40 Tropfen bei rein nerobischer Schwäche mit Schwefelsäther, Schwefeläthergeist, Kajeput, Baldrianöl, bei verwickelter muskulöser mit China, Ather, essig. Eisenstinktur u. Äußerlich dient es als örtlich reizend und zertheilendes Mittel. Lössenstein-Lösserde bewirkt dadurch eine neue Auflösungsmethode des Phosphors (f. Hufeland's Journ. d. pr. Arznei. 1817. I.). (Th. Schreger.)

Hirschhornsalz (Nuchthies), f. kohleus, Ammonium unter dem Art. Kohleusäure.

Hirschhornschwarz, f. unter Hirschhorn und Hirschgeweih.

alten Stämmen, bräunlich und roßgelb punktiert an jüngern Ästen, silbergrün und behaart an den jüngsten Trieben und den Blattstielen, wodurch sie den Hirschföhren (s. den Art.) ähnlich sind. Sein Vaterland ist Nordamerika; er verträgt jedoch unser Klima gut, ist auch bereits verbreitet in Pflanzgärten, Fußgebüsch, seltener in Vorhöfen einzeln anzutreffen. Er liebt gutes gemischtes Erdreich, pflanzt sich leicht durch Wurzelbrut, seltener durch Samen fort, hat in Rinde, Zweigen und Blättern ein treffliches Gärtematerial, aus guten Gärstoff (grün, gelb, braun). Die Früchte färben schön schwarz, auch auf Erde gelb, grau, grün, violett und braun. Die Frucht säure ist genießbar. Das reine Holz liefert Fourniere. (Benicken.)

Hirschkolbenwasser, s. unter Hirschgeweih.

Hirschköning, Zwerggazzelle, s. Moschus pygmaeus.

HIRSCHKOPF (Geog.), 1) f. Hirschkogel. 2) Berg im Weissenburger Walde des königlich bayerischen Regatskreises. (R.)

Hirschkorall, f. Madrepora prolifera Lam. (M. muricata Esp.).

Hirschkorn, s. Hirsenkorn.

Hirschkrankheit, f. Maulsperr.

HIRSCHKRAUT, auch Bittersüß, Nitterder Nachtschatten, Alpenraut, Mäuseloh, Säurebe u. f. w. genannt; über das Botanische s. Solanum dulcamara. Diese Staude nützt an Ätern durch das Festhalten der Beschüngen und Dämme mittels ihrer weit wuchernden Wurzeln. Die Zweige dienen zu kleinen Flechtarbeiten. Blätter, Rinde, Holz und Früchte sind officinell. Der Jäger mischt den Holzabsud unter die Fuchsmittlung. (Benicken.)

Hirschkreuz, f. Hirschherzlein.

Hirschkugel, vergl. die Art. Hirschbezoar im Art. Hirsch, Bezoar, Coucremente und Haarballen.

HIRSCHKUH (die), auch das Thier, die Hündin genannt, das Weibchen des Hirsches, weit kleiner und schwächer als er (200 bis höchstens 250 Pfund schwer), trägt Hals und Kopf winter aufrecht, ist nicht so schlank gebaut, hat einen schwächeren, nur kurz behaarten Hals, schwächere Kruten und in der Regel kein Gebörn. (Nur alte Steltiere bekommen mitunter eine oder zwei kleine und stets widersinnig gewachsene Stangen.) Das weibliche Glied der Hirschkuh heißt das Fruchtblatt; sie hat ein Uter mit 4itzen, geht hochbeschlagen (trächtig, tragend) 40 Wochen lang, fegt im einsamen Dicht ein Kalb, seltener 2 Käber auf ein Bett und geht niedrig, wenn sie gefegt hat. Sie schreit, schmäht oder meidet d. h. gibt einen hellen Laut von sich, vorzüglich wenn sie Menschen merkt. Außer der Brunnzeit hält die Hirschkuh sich mit ihres Geschleichen, den Käbern, Schmalthieren, Esiegern, Gadiern und jungen Hirschen in Gesellschaft zusammen; nur während der Brunn und selten bei strengem Winter und Störungen trifft man jagdbare Hirsche neben Thieren und anderem Wilde. Bei Annäherung der Segezeit sonnt sie sich ab und bereitet

ihre Bette. Ihr Kalb säugt sie bis zum nächsten Hochbeschlage (s. den Art. Hirschbruust); dann gemöht es sich von selbst ab. Beim Ziehen auf die Ästung, von derselben zum Holze, beim Wechseln des Sommerpandes mit dem Winterpande und umgekehrt, überall, wo das Bild vertraulich ist, führt und beaufsichtigt eine alte Hirschkuh allemal die Gesellschaft (Rudel, Truppe). (Benicken.)

HIRSCHKUHWEISE, ist Name des Schloßfeldes bei Kempting; s. den Art. (R.)

Hirschläger, f. unter Hirsch.

Hirschläufe, Hirschläute, f. Lauf.

Hirschleder, f. unter Hirsch und Leder.

Hirschling, f. Reisker.

Hirschlosung, f. Hirschgelos und Hirschfährte.

Hirschluchs, f. Lupus cervaria Klein.

Hirschmangold, f. Pulmonaria officin.

Hirschmelde, f. Impatiens noli tangere.

Hirschmöhre, f. Pastinaca sylvestris latifol.

Hirschmünze, f. Mentha cervina.

Hirschnetz, f. Hirschgarn und Netz.

HIRSCHOHREN, werden zu einem besondern Essen benutzt. (R.)

Hirschorden, f. Jagdorden.

Hirschpeterlein, Hirschpetersilie (Athamanta cervar. und oreosolia.), f. unter Ligusticum.

Hirschreh, f. Moschus pygmaeus (M. indicus).

HIRSCHRUH, ein aus Horn oder auch wohl Holz gedrehtes Instrument, womit der Jäger das Gefchrei der Hirsche nachahmt. (R.)

HIRSCHRUTHE, Geschlechtstheil der männlichen Hirsche, galt ehemals unter dem Namen Priapus cervi als ein stimulierendes und harntreibendes Mittel, ferner wurde es bei Seitenstechen und Mutterbeschwerden gebraucht. (R.)

HIRSCHSCHALE, heißt die hornartige Klau an den Hirschläufen (Hufen). Vergl. auch unter Hirsch und Schalen. (R.)

Hirschschrüter, f. Lucanus cervus Linn.

Hirschschuh, Insiegel, f. unter Hirschfährte.

HIRSCHSCHWAUDEN, heißt in der Sprache des Weidmanns der kurze Schwanz des Hirsches. (R.)

Hirschschwanz, f. Sambucus ebulus.

Hirschschweiz, f. Sus Babirusa.

Hirschschweiz, f. Schweiz.

Hirschsehen, f. unter Hirsch.

Hirschsprung, f. unter Hirsch.

HIRSCHSTEIN, Schloß und Rittergut an der Elbe im Erbamt Weissen des Weigner Kreises im königreich Sachsen, mit reizender Aussicht auf die Dredner und Weigner Gegenden. Hier starb Markgraf Friedrich von Weissen, genannt der Stammelnde, an vergiftetem Obste 1291. Zum Rittergute gehören 1300 Untertanen. Vergl. Gottschalk's Ritterburgen 3r Bd. S. 168. (G. F. Winkler.)

Hirschsteine, f. Hirschbezoar im Art. Hirsch.

Hirschstier, f. Antilopa buhalis.

HIRSCHTALG, HIRSCHFETT (Adeps s. Sebum

cervinum), die weiße, feste, fast geruchlose und mild schmeckende Talgart, welche man erhält, wenn man die im Unterleibe, besonders im Gekröse und um die Nieren des Hirsches vorfindlichen Fettmassen klein schneidet, auswäscht, bei gelinder Wärme in einem irdeuen Gefäße zerfließen läßt und durchsiebet. Man bedient sich desselben, wie der übrigen Talgarten, zur Bereitung von Lichtern und Seifen, so wie von heisseren Salben und Pflastern, oder man läßt es auch für sich allein einreiben, wenn hauptsächlich nur auf die Oberfläche der Haut, wie namentlich bei Ecoriations und Schunden, gewirkt werden soll, indem es nicht so stark in die Tiefe gleichmässig einwirkt. Seine Kräfte sind keine andern, als die der fettigen Mittel überhaupt und ist man in neuerer Zeit von der früheren Überschätzung dieses Präparats zurück gekommen. Sonst rühmte man den Hirschtalg als ein zertheilendes, den Nieren dienliches, erweichendes, sehr schmerzstillendes Mittel, besonders bei Podagra und Zahnschmerz, wo es, nach Hossmann's Versicherung, die Wärmer aus den Zähnen vertreibt. Hippocrates empfiehlt das Hirschfett gegen Geschwüre der Gebärmutter und gegen das Stochen des Schienflusses und Raster glaubte in schweren Krankheiten eine günstige Prognose stellen zu dürfen, wenn ein Tropfen Hirschtalg in den Urin des Kranken gebracht darin nicht zu Boden fiel. Vergl. auch die Art. Fett und Hirsch.

(Wiegand.)

HIRSCHTHAL, ehemaliges Nonnenkloster des Dominikaner-Ordens am Bregenzer-See bei Kennelbach in Tirol. Brannte im J. 1796 ab und wurde nach Thalbach zu Bregenz verlegt.

(Rumy.)

Hirschthier, 1) f. unter dem Art. Hirsch, Aussprechen (1ste Sect. IV. C. 235.); 2) f. Antilope bubalis.

Hirschthiere, f. Hirschartige Thiere und Cervus (1ste Sect. XXII. Bd. unter den Nachträgen).

Hirschthirne, f. unter Hirsch.

Hirschtrüffel, f. Hirschbrunst und Lycoperdon cervinum.

Hirschvogel, f. Loxia chloris.

HIRSCHVOGEL, HIRSCHVOGEL*), 1) Augustin, ein sehr geschickter Emaillemaaler und Kupferstecher zu Nürnberg gegen die Mitte des 16ten Jahrh., da wenigstens der größte Theil seiner Blätter mit den Jahren 1543 und 1550 bezeichnet ist; aus einigen seiner Arbeiten erhellt, daß er später in Wien wohnte. Nach Kuesell ist er gegen 1506 geboren und im J. 1560 gestorben. Ein Blatt (Barisch Peintre Grav. No. 24.), eine Bärenjagd, enthält die Jahrzahl 1569, obwohl die 6 eine Un deutlichkeit verräth und es Abdrücke mit 1545 geben

*) Hirschvogel ist wohl unstreitig die richtigere Schreibung, indem sie durch des Künstlers auf mehreren Blättern angebracht ist, bestehend aus den drei in einander geschlungenen Buchstaben H, A, F., über welchen ein kleines Kreuz, und unter welchen gewöhnlich die Jahrzahl deutlich und folgender Massen



gestaltet ist, ein großes Gewicht erhält.

(Stimmell.)

soll *). (Kuesell spricht von einem Blatt mit Hirschen und Rebzen.) Er war der Sohn des Hirschvogels, eines berühmten Glasmalers zu Nürnberg, und erlernte diese Kunst bei seinem Vater. In seinen historischen Kompositionen spricht sich durchaus Reichthum der Ideen aus; weniger glücklich ist er jedoch in der Zeichnung gewesen. Denn obgleich eine große seine Bewegung darin herrscht, so gränzt sie doch an die schon gegen die Mitte des 15ten Jahrh. ausgeartete Manier. Außer seiner Emaillemaalerie machte er sich besonders durch seine Radirungen oder goldenen Kupferblätter einen bedeutenden Namen für die Kupferstichsammler, und es ist deren eine große Zahl (nach Barisch Peintre Graveur Vol. IX, 255 Blatt) vorhanden. Roß**) hat sehr Unrecht, wenn er sagt: „seine Arbeiten sind nicht zahlreich;“ denn außer den im Peintre Graveur angezeigten Blättern gibt es noch einige jenen unbekannte in der königl. Sammlung zu Dresden, worunter als höchst selten eine sitzende Judith mit dem Haupt des Holofernes ist, die Heinen in ihrer Weise dem Georg Vasari zuertheilt. Die Radel, die er in seinen radirten Blättern anwandte, ist höchst geistreich und leicht, und sowohl in den Bildnissen als Figuren gleich gut angewendet, auch die Ägung besonders kräftig; unter andern zeichnet sich das Künstler's Bübniß im Profil (nach Barisch a. a. D. Nr. 40.) besonders aus, und möchte wohl auch dieses Blatt zu den seltenern gehören. Als reichhaltig ist die einige 120 Blätter starke Abbildung biblischer Szenen zu nennen. Unter andern Blättern ist eine liegende Cleopatra vor-

*) Es gibt wirklich Abdrücke mit der Chiffre und den Jahren 1543, 1546, 1547 und 1548, welche in dem ehemaligen Gottfr. Winkler'schen Kupferstichcabinete zu Leipzig sich vorfinden und dem Hiesigen zur Ansicht und Vergleichung vorliegen, namentlich: 1) Die Verkörperung des Joseph's Pantel, in einer weit ausgebreiteten Landschaft, in deren Mitte ein dritter Baum ist. Mit Chiffre und der Jahrzahl: 1545, hoch 8 3/4, 10 1/2, breit 9 3/4, 4 1/2. 2) Eine Marine, wo das Meer mit verschiedenen Schiffen bedeckt ist; in der Ferne die Perspektive einer großen Stadt. Der Obertheil des großen Schiffes vornher ist bezeichnet: JONAS. Chiffre und 1546. Querlof. — 3) Eine bergige, mit verschiedenen Bäumen besetzte Landschaft. Rechts auf der Spitze eines schroffen Felsens eine große Kirche. Chiffre und 1546. H. Querlof. — 4) Eine sehr radirte bergige Landschaft, rechts ein Farnenast, links, am Fuße des Berges, ein großes Gebäude mit Eingangsgehoib, und auf der Spitze eine Kerkelung. Chiffre und 1546. Querlof. — 5) Eine bergige Landschaft, rechts ein großer vieredriger Thurm, welcher durch eine große Brücke hinten mit zwei schiefen Gebäuden in Verbindung steht. Chiffre. 1547. Querlof. — 6) Eine dergl., rechts kleine Felsen, am Fuße rechts eine ländliche Gebäude, welche durch eine Fühlbrücke mit einer Ferkelung in Verbindung stehen; links ein großer steiler Baum. Chiffre. 1546. Querlof. — 7) Eine Landschaft mit etwas rauhen Felsen; rechts schließt ein Mann, an dessen Seite ein Hund liegt, auf einen in einem groben Kanal, welcher einen Theil von der linken Seite der Platte einnimmt; in der Ferne eine Landschaft, in deren Mitte ein beleuchteter Platz sich zeigt. Chiffre. 1545, gr. Querlof. Außer diesen kennt Kiefer, aus Stellenhant noch vier biblische Darstellungen, eine mit der Jahrzahl 1547 und drei mit 1549 versehen. Vgl. Manuel des curieux et des amateurs de l'art par Huber et Rest, Zurich, 1797, 8. Tom. I. p. 184 sq., Catal. raisonné des cab. d'estampes de f. M. Winkler à Leipzig, par M. Huber, Leipzig, 1802, 8. Tom. I. p. 341. 42. (Stimmell.) *) Huber und Roß Handbuch für Kupferstecher. I. Bd. C. 190.

jüglig beachtungswerth. Hirschvogel hat einen Versuch gemacht, das Bladenbein in punktirter Manier darzustellen, welche in jener Zeit wenig oder gar nicht ausgedrückt wurde. Werrwürdig bleiben unter seinen rabirten Blättern die Landschaften, deren er über 40 Blatt bearbeitete und die sich durch die originelle Methode für die Formen der Bäume, und besonders durch einfache mit weniger Arbeit hervorgebrachte Haltung auszeichnen. (Frenzel.)

2) Veit, f. unter dem vorherg. Art.

HIRSCHWALD, Markflecken in dem Trunkkreise des Hirsch. Landes ob der Ens *). (K.)

HIRSCHWILDPRET, caro cervina (ökon. blätet.), hält sich, zumal noch in seiner Haut und in gemäßigter trockner Temperatur aufgehoben, 6—8 Tage lang ganz frisch, und gibt, noch jung genug, und saftig mürbe gebraten, oder gedämpft, eine für gute Magen gesunde, leicht und schnell sättigende, wohlschmeckende Speise. Doch ist das Wildpret, zumal das Rückenstück von einem Thiere (Hirschkuh) weit milder und schmackhafter, auch leichter verdaulich, als das vom männlichen Hirsch, besonders bei uns von Jafabai an bis in den Monat August. — Je jünger überhaupt der Hirsch, desto besser fällt sein Fleisch aus, denn ein Zwölfjähriger hat schon sehr hartes und ungenießbares Fleisch. Wenig oder kaum zu essen ist jenes von vier- und mehrjährigen Hirschen, die sich durch ihren kurzen, breiten Rosenstock (den krausen Ring am untern Theile des Gehörnes), durch ihre dicht auf dem Kopfe sitzenden Rosen, durch ihre dicken, krausen, mit starken und durchsichtigen Perlen besetzten Stangen mit breiten und ausgehöhlten Rinnen, durch die stumpfen, breiten Schalen am Laufe oder an der Klaue, und durch ihre gelben, wackelnden Zähne kenntlich machen.

Auch der Eitelhirsch hat ein festes, trocknes Fleisch, das nur mäßig nährt, und schwer verdaulich ist, wenn es nicht, wie das vom Zwölfjährigen u., durch längeres Worfstücken und Einlegen in Essig, saure Milch, Molke u. mürber und leicht auflöslicher gemacht wird.

Damhirschwildpret ist im Ganzen saftiger, feister und verdaulich, als Rothbirschwildpret. Jenes der Hirschfälscher ist bei uns im Herbe am delikatesten; das vom Spießler aber und von 2—3jährigen Hirschen etwas geringer.

Die arten hervorbrechenden Hirschgeweihe (Hirschföhnen) empfiehlt man als sehr nahrhaft für entnervte Körper, doch wollen sie gut verdaut seyn. Verdaulich ist die daraus gezogene Galerte (f. den Art. Hirschhorngalerte).

Schlecht und ungenießbar ist alles Hirschwildpret zur Brunnzeit, bei uns vom Ende Augusts an bis in den Oktober, und jenes von Hirschen, die auf sumptigem Boden immerfort weiden müssen. — Fleisch von kranken, zumal feuchtkranken, oder verunglückten Hirschen bleibt immer eine verdächtige, wohl ungesunde Kost, wie jenes von milzkranken Hirschen. Alles stark wildernde

oder antriehende kann allein Liebhabern behagen. Gegen Fäulniß kann man jegliches Wildpret durch Einlegen in saure Milch u. eine Zeit lang schütten, oder man brät es sogleich in Essig ein. — Das u. so viele Spiden mit Speck und Übergießen mit Butter macht jedes Wildpret u., besonders für schwache Mägen, oft unverdaulich. (Th. Schreger.)

Hirschwolf, f. *Lupus cervaria* Klein.

Hirschwindkraut, f. *Eupatorium cannabin.*

Hirschwurz (*Athamanta cervaria* L.), f. unter *Ligusticum*; vgl. *Laserpitium latifolium*.

HIRSCHWURZEL, heißt 1) *Campanula cervaria* Linn. vergl. *Campanula*; dann 2) der weiße und schwarze Enzian, f. *Gentiana*. (K.)

Hirschziege, f. *Antelope cervicapra*.

Hirschzieher, Hirschzimmel, 1) f. unt. Hirsch.

2) so viel als Hirschruthe (f. den Art.) (K.)

HIRSCHZUNGE, heißen zwei verschiedene Gattungen von Farnenfrütern. 1) Die gemeine Hirschzunge f. darüber *Scolopendrium officin.* Das Kraut (Hb. *scolopendrii*, *Linguae cervinae*, *phyllidis*) besitzt einen etwas zusammen ziehenden Geschmack und war sonst officinell. Preis für Pfund 15 bis 18 Kr. — 2) Die kleine Hirschzunge, gemeines Ceterach u. f. (*Ceterach officinarum*, 1) f. den Art.). Die Blätter (Hb. *Asplenii seu Ceterach*), welche einen schwachen Geruch und geringen zusammen ziehenden Geschmack besitzen, wurden sonst im Aufzuge bei Brustkrankheiten, auch als ein Mittel den Gries und die Steine der Urinblase abzuführen, angewendet; die Pflanze ist in Frankreich noch unter dem Namen *Doradille* im Gebrauche. Preis im J. 1824 pr. Pfd. 1 fl. (Fr. Thon.)

Hirschzungenkraut, f. den vorherg. Art.

HIRSE, *Panicum miliaceum* L. (Milium), mit 5 Abarten, eine ursprünglich aus Ostindien stammende Grasart, die sich dort von selbst fortpflanzt, bei uns aber hier und da gebauet wird. Außer der Rispenhirse kennt man bis jetzt folgende Arten: gemeine Rohdhirse (*Sorghum vulgare*), Kolbenhirse (*Panic. italicum*) mit 5 Abarten, und Bluthirse oder Wanna (*Panicum sanguinale*). (Th. Schreger.)

Die Bluthirse, wilde Hirse, Fingergas u. f. (*P. sanguinale*), welche in Böhmen und andern Gegenden gebauet wird, sich aber auch als gemeines Unkraut auf Ädern und in Gärten findet, treibt aus einer jährigen Wurzel viele auf der Erde liegende, oder unter einem schiefen Winkel sich aufrichtende Stämme, deren jeder 6 bis 7 Ähren trägt, worin jeder Griffel sich mit einem roten, feinen, haarigen Büschel endiget. Der Same ist länglich zusammen gedrückt, glatt, gelblich und saß durchsichtig, bleibt in den Spelzen eingeschlossen, muß daher gestampft werden und gibt dann eine fleischförmige Grüge von gutem Geschmacke, die auch zum Breibaden zu gebrauchen ist. Die welsche oder italienische Hirse, auch großähriger Krenich u. f. (*P. italicum*), welche ursprünglich in Ostindien wächst, jetzt auch in Westindien angetroffen, und im süd-

*) Weim. Danks. 1 Hdt., 2 Bt. S. 211.

lichen Europa, vornehmlich in Italien, bei uns aber nur sehr selten gebaut wird, treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen, fast 4 Fuß hohen Stängel; die sehr langen und dicken Ähren mit dazwischen stehenden Vorfen zusammen gesetzt; der Same ist unter dem Namen der Fuchschwanzhirse bekannt und wird in Italien häufig als Brei und Brot verpeist. Die deutsche Hirse, auch wilder deutscher Fennich (*P. germanicum*), wächst in Deutschland und Ungarn wild und kommt, in Ansehung der Farbe des Samens, in verschiedenen Abänderungen vor. Die einjährige, rohrähnliche, 3 Fuß hohen und starken, mit Gelenken versehenen Stängel, treiben 8 — 9 Zoll lange Ähren, die dicht mit kleinen, runden, der gemeinen Hirse ähnlichen, Samenkörnern besetzt sind, die sich zum Brotsbacken verwenden lassen, auch zum Futter für Canarienvögel dienen. Das grüne Hirsgras, grüner mit einfachen Ähren besetzter Fennich u. s. (*P. viride*), findet sich im südlichen Europa und unterseidet sich von den übrigen Gattungen durch seine raube Ähren und seinen gestreiften Samen. Die grannige Hirse, granniger mit getheilten Ähren versehener Fennich (*P. Crus Galli*), kommt fast überall vor. Die Ähre besteht aus mehreren kleinen Ähren, die am Ende des 2 Fuß hohen Halmes wechselseitig und von einander entfernt, erscheinen, mit langen dünnen Härchen besetzt sind, und sich an der Spitze mit einer Granne entigen. Die Duedenhirse (*P. Dactylon*), wächst im mittäglichen Europa mit röthlich braunen Halmen und gefingerten von einander stehenden Ähren, die an der innern untern Seite haarig und bei der Reife dunkelpurpuroth sind. Die weißen, knottigen, langen, verennirenden Wurzeln (*Rad. Graminis Dactyli*), sind in Italien und Frankreich statt der Wurzeln des Duedenweizens (*Triticum repens*) im Gebrauche und scheinen auch damit ziemlich überein zu stimmen. Das eisengraue Hirsgras (*P. glaucum*) wächst in beiden Indien, in Italien, in Schiefen und andern teuffchen Gegenden. Die Ähren sind länglich rund und die Samen, welche sich auf Mehl benutzen lassen, haben wellenförmige Streifen. Die pennsylvanische, singergartige Hirse (*P. siliforme*) findet sich im nördlichen Amerika und ist der Blutbirse so nahe verwandt, daß sie kaum davon zu unterscheiden ist; nur ist ihr eigen, daß die gerade aufrecht wachsenden Halme ein sehr langes Gliedende haben und mit einem Blatte versehen sind. Die Samenkörner der rispenförmigen gemeinen Hirse, auch gemeine Satbirse und Hirsfennich genannt (*P. miliaceum*), welche aus der saferigen Wurzel einen ästigen, an den Knoten mit haarigen Blattcheiden umgebenen, Halm mit langen, breiten, spizigen, den Gräsern ähnlichen Blättern treibt und deren Halm und Zweige mit einer lodern, schlaffen, unterwärts hängenden, eine Menge Samenkörner enthaltenden Rispe entigen, reifen nicht zu gleicher Zeit, ihre Einsammlung ist daher mit Schwierigkeiten verbunden; sie sind klein, eckig und mit einer glänzenden Schale überzogen, unter der ein mehligter süßer Kern

enthalten ist. Österreich, Kärnten, Böhmen, Mähren, Schiefen, die Rheingegenden, Baiern und viele Provinzen in Deutschland; auch Italien, das Innere von Frankreich, das nördliche Spanien, Polen, die südlichen und gemäßigten Landstriche von Rußland u. s. bauen und liefern eine große Menge Hirse, vorzüglich zum Bedarf auf Schiffen. Im J. 1825 kostete zu Mannheim der halber gerollte Hirse (185 Pfund leicht Gewicht) 5½ bis 5½ fl. zu Nürnberg, welches sehr viele geknautete d. i. von der Hüfte gereinigte Hirse ins nördliche Deutschland u. s. versendet, wurde in demselben Jahre der Zentner mit 4 fl. verkauft^{*)}. Der große Fennich (*P. maximum*), ein 5 — 10 Fuß hohes Gras, welches an der Küste von Guinea in Afrika wild wächst, von dort nach Westindien unter dem Namen des Guineagrasses gebracht und allgemein auf dürren Tristen angebaut ist, mit zusammen gefeher, haarförmiger, zertheilter und ausgebreiteter Rispe, deren Ähre traubig find, mit haarigen Halmknoten und an der Basis haarigen Scheiden der Blätter, ist eines der vorzüglichsten Gelmehle der Natur für die heiße Zone, wird als Viehfutter gebraucht und bleibt selbst in der trockenen Jahreszeit, wo gewöhnlich Alles verjengt ist, grün und brauchbar.

Unter den hirseartigen Gräsern gibt es noch andere, welche von dem Gesichte der Hirse oder des Fennichs (*Panicum*) mehr oder weniger abweichen, daher mit besondern Namen belegt worden sind. Vgl. Hirsgras u. Hirsesperdegras. (*Fr. Thon.*)

Alle Hirsesamen muß ganz reif, schwer, trocken und möglichst sauber seyn, eine frische, glänzende, gleiche Farbe haben, keine Hüllen, viel weniger fremdes Geseime enthalten, und wenn man eine Hand voll davon drückt, aus der Hand heraus gleiten. Gelben zeigt man gewöhnlich dem weißen und schwarzen vor. — Schlecht ist der unreife und drabige, so wie der enthäute (gestampfte, gestoßene oder geschälte) Hirse, wenn er zu alt wird, oder anläuft, dann ein raubes, mattes Ansehen, einen Uebelgeruch, und einen widrigen, thranigen und ranzigen Geschmack bekommt; wenn er sich in der Hand zusammen drücken läßt, und wenn er schon von Wilden angefrissen ist.

Der gelbe Hirsgras (Grüde) muß feinkörnig seyn, aber nicht mehlig, schwer ins Gewicht fallen, beim Kochen gut quellen, und wohlschmeckend seyn. Wegen seines vielen Schleims ist er gut nahrhend, aber etwas blähend, schwer verdaulich und klopsend.

Man braucht ihn mit Milch oder Fleischbrühe gekocht, in der Küche zu Gemüse, Breien, das Hirsfennich zu Küsen. Mit Milch gekocht gibt Grüde und Mehl einen erweichenden Breiüberschlag. — Auch die Blutbirse liefert einen nahrhaften, leicht verdaulichen und gesunden Wrid. Der ganze Same ist ein gutes Futter für Stubenvögel u. s.; der Hirsfennich dient zum Auffuttern

^{*)} Vergl. J. G. Blott, prakt. Anweisung zum Fleische, Hanf- und Gerstebau u. Leipzig 1788, S. 3. G. Arndt, Encyclop. Bd. XXIII. S. 774 u. u. A. m.

jungen Federviehes, der Abgang von Mehl aber überhaupt als Viehfutter, so wie das Stroh, zu Hechel geschnitten, als Brühfutter für Rindvieh.

Übrigens bereiten die Kabadiner im Kaukasus, so wie die Chinesen aus Hirse ein berauschendes Getränk, das warm getrunken wird, aber den Europäern nicht behagt. In Abyssinien ist es unter dem Namen *Cana* bekannt. (Th. Schreger.)

Die Hirse liebt einen feinen wohl vorbereiteten Boden, der jedoch nicht frisch bedingt seyn darf, weil davon der sehr verderbliche Brand entsteht; man sät am besten um die Mitte des Mai bei trockner warmer Witterung und wohl ausgetrocknetem Boden, weil sich alsdann der Boden rein von Unkraut erhält, und kein Jäten nothwendig wird, welches bei vielem Unkraut unvermeidlich ist. Wo die Hirse zu dicht steht, muß ausgeräumt werden, welches jedoch nicht nöthig ist, wenn man zum zweiten Mal die aufgewogene Frucht mit der Egge überfährt. Herrscht feuchteste Witterung im Frühjahr, und steht die Saat schlecht, so sät man bei Zeiten das Feld um, damit man andere Gemüthe auf der Stelle bauen könne. Die Drülmethode thut bei dieser Frucht gute Dienste. (Friedr. Heusinger.)

HIRSEBIER, ein in Rußland aus Hirsemehl unter dem Namen *Busa* gebrautes trübes, schäumendes, den Kopf angreifendes Bier. Ist fest man dem Hirsemehl aus Getreidemalz (Gerstenmalz) zu, und erhält dann ebenfalls ein bides, trübes und berauschendes Bier, welches man *Braga* nennt. (Fr. Thon.)

HIRSEBROT, ein aus Hirsemehl gebadenes, zwar gutes^{*)}, aber bald spröde werdendes und etwas süßlich schmeckendes Brot, welches in vielen südlichen Ländern von Europa, namentlich in Südfrankreich, wenigstens ehemals, sehr gebräuchlich ist. In Circassien zieht man es dem Roagenbrot vor, und in den Niederlanden verwendet man das Hirsemehl vorzüglich zu Torten und anderem feinen Backwerke. In Rußland veredelt man es häufig in Vermischung mit andern Mehle, weil es für sich allein nicht gut sauert, auch glitschiger und schwer verdaulich ist. (Fr. Thon.)

Hirsedorn, Kreuzdorn, f. *Rhamnus cataracticus*.

Hirsedrüse, f. *Hirse*.

HIRSE- oder HIRSENDRÜSEN, *Glandulae miliares* s. *subcutaneae miliares*, auch *Zeig*, *Fett*, *Schmier*, oder *Schmalzdrüsen* der Haut, *Hautdrüsen*, *Schmierbläschen* oder *Schmierhöhlen* oder *Körnlein* der Haut, *Glandulae sebaceae*, s. *cutaneae*, s. *subcutaneae*, *Cryptae sebaceae*, *folliculi sebacei cutis*, *Sinus pingues*, *Glonii*, s. *Grana cutis* genannt, die über einen großen Theil der äußeren Haut verbreiten, unter dieser gelegenen und auf deren Oberfläche sich öffnenden, kleinen, drüsenartigen Gebälter, welche beständig eine ölige, leicht erhärtende Feuchtigkeit (*Sebum cutis*) absondern und so die Geschmeidigkeit der allgemeinen Bedeckungen erhalten (f. unter *Haut*). (Wiegand.)

Hirsesieber, f. *Friesel*.

HIRSEGRAS, heißt 1) die Pflanzengattung *Milium*, besonders *M. elusum* (zerstreutes oder krausfiges Hirsegras, auch *Waldbirse*, *Fladergras*, *Wiesgras* u. s.), dessen Wälder einen angenehmen, starken, dem Steinfliee ähnlichen Geruch haben, Wotten und Wäben vertreiben und von dem Schaf- und andern Vieh, so lange sie noch jung sind, gern getressen werden und dessen Halme sich zu verschiedenen feinen Flechtarbeiten anwenden lassen, und dessen mehliger Same allenfalls zu Mehl dienen kann. 2) Die Gattung *Lithospermum* (*Steinbirse*, *Steinfame*, *Perlhirse* u. s.); nämlich die gemeine *Steinbirse*, *Steinfamenbirse*, *Kleinblumige Perlhirse*, auch *Sonnenbirse* (*L. officinale seu erectum*), deren kleine, runde, eiförmige, harte und mit einer perlfarbenen, glänzenden, harten Schale bedeckte, einen süßen, öligen Kern einschließende Körner, ein ziemlich gutes Brotmehl liefern und von den Alten bei Steinschmerzen, zu Abführung des Blasengrises und in der Ruhr angewendet wurden. Dann die wilde *Steinbirse*, *Ader-Steinfamenbirse*, *Feldbirse*, *Schminke* *Wurzel* u. s. (*L. arvense seu sylvestre*), deren rother Wurzel die Bauernmädchen in Schlesien und in den nordischen Ländern sich statt der Schminke bedienen (daher der Name der Pflanze *Bauernschminke*), weil sie, auf die Haut gerieben, eine schöne, natürlich rothe Farbe gibt, und an einigen Orten zum Härben der Butter angewendet wird, welche bei Seitenleiden Dienste leisten soll. Die schwarzen Samen (*Sem. Lithospermi nigri*) waren sonst officinell. Endlich die großblumige *Steinbirse*, *Perlhirse* mit kriechenden Stängeln, *Kriechsteinfamen* u. s. (*L. purpureo-caeruleum seu repens*), deren dunkelgrüne, 2 Zoll lange und $\frac{1}{2}$ Zoll breite Blätter (*Folia lithospermi repentis*) sonst von den Alten angewendet wurden. (Fr. Thon.)

Hirsegrasfalter, f. *Papilio hyperantus*.

HIRSEKNAUER, HIRSESTAMPFER, heißen diejenigen Personen, welche sich in den Hirsemühlen (f. d. Art.) mit Entschälung der Hirse beschäftigen. (Fr. Thon.)

Hirsekorn, f. *Hirsenkorn*.

HIRSEMÜHLEN, HIRSEKNAUEN, *Stamfmühlen*, um die Hirse (*Panicum miliaceum*) von ihren Hülsen befreit und in so genannte Grütze zu verwandeln, sind ganz so, wie die Grütze- und Mühlen eingerichtet, wo die grobe Schale der Frucht durch Stampfer, die unten mit Eisen beschlagen sind, in Grubenlöchern bloß abgeseigt, der entblüßte Kern hingegen auf einer gewöhnlichen Mählmühle zerstückt oder zu Grütze gemacht wird. Durch Schwingen, Sieben und andere Hilfsmittel werden die abgeseigten Schalen vorher weggeschafft. (Fr. Thon.)

Hirsennamer, f. *Emberiza miliaria*.

Hirsedorn, f. *Rhamnus cataracticus*.

Hirsenerz (Linsenerz), f. *Eisen*.

Hirsensieber, Hirselsieber, *fobris miliaria*, *Frieselsieber*, f. unt. *Friesel*.

Hirsensink, f. *Emberiza miliaria*.

Hirsenslechte (*Herpes miliaris*, s. *miliariformis*),
Hirsengeslecht, frieselartige Flechte, f. unt. *Herpes*.
Hirsenfresser, f. *Loxia panicivora*.

HIRSENKORN, GERSTENKORN, HORDEOLUM, CRITHE, ist ein hartes, unbewegliches, sehr umgränztes kleines Knötchen, das seinen Namen wegen der Ähnlichkeit mit einem Hirsen- oder Gerstenskorn hat und an den Augenlidern befindlich ist. Sie werden entweder durch Entzündung und Eiterung erregende Mittel, oder durch zertheilende oder mit dem Messer gehoben. Letzteres ist jedoch sehr selten nothwendig. (Schneider.)

HIRSENKRAKHEIT, HIRSIGSEYN des Rindviehes, ehemals auch die Franzosen, Franzosenkrankheit, Perlen, Perlenfucht, Lufsuche u. genannt. Unter diesen Namen wird eine Krankheit verstanden, die sich gemeinlich über einen Theil der Häute erstreckt, welche die verschiedenen Höhlen des Körpers auskleiden und Eingeweide überziehen; diese Krankheit wird in der Folge allgemein, sie ergreift vorzüglich das lymphatische System, es gefüllt sich Verderbniß der Säfte, endlich auch Abmagerung des Körpers und eine chronische Kachexie dazu. Beim Leben der Thiere ist dieses Übel nicht wohl zu erkennen, und die Krankheit kann nur nach dem Tode gehörig wahrgenommen und richtig beurtheilt und bestimmt werden.

Ehemals hat man diese Krankheit des Rindviehes für das gehalten, was die Franzosenkrankheit bei den Menschen ist und deshalb den Genuß des Fleisches für selbstst und äußerst ungesund gehalten. Daher wurde nicht nur solches Vieh, nach dem Schlachten dem Schins der übergeben, sondern auch die Keule, die Messer u., womit das Vieh geschlachtet und geöffnet worden, demselben ausgeliefert; allein vielfältige Versuche und Erfahrungen haben uns endlich überzeugend gelehrt, daß nicht nur das Fleisch solcher Thiere, — wenn das Übel nicht den höchsten Grad erreicht oder sich kein anderes fleischerwerbendes Gebrechen zu demselben gesellt hat, — ohne den geringsten Nachtheil für die Gesundheit genossen werden könne. Es ist deshalb heut zu Tage der Genuß dieses Fleisches überall erlaubt, nur muß es wohlfeil gegeben und in vielen Gegenden an besonders Orten ausgebaut werden. Der Verkauf eines solchen Fleisches ist übrigens nicht so ganz unbedingt von Polizei wegen zuzugeben und den Fleischerstörern zu überlassen.

Das Hirsigseyn bei den Schweinen ist die so genannte Finnenkrankheit derselben. Bei den geschlachteten finnigen Thieren findet man im Fleische und Specke mehr oder weniger runde Knötchen von der Größe eines Hirsenkorns bis zu einer Erbse, welche eine gelbliche Farbe haben; im geräuchernten Fleische sehen sie wie Buchweizenkörner aus, die beim Kochen durch das Quellen größer werden. Auch diese Finnen der Schweine hielt man ehemals für die Franzosenkrankheit, Goetze fand aber, daß es Blasenwürmer und nach Zeder, der Blasenwurm (*Cysticercus*) waren. Auch dieses Fleisch ist, obgleich es mit Würmern versehen ist, den Men-

schen eben so wenig schädlich als das von den verlichten Kühen, und mit dessen Verkauf wird es eben so gehalten, wie bei jenen. (Schneider.)

Hirsennatter (*Coluber miliaris*), f. *Boa Conchria*.

Hirsenspfriemer, f. *Hirsepfriemer*.

Hirsenschlange, f. *Boa Conchria*.

HIRSEPFERDEGRAS, MOORHIRSENGRAS, MOHRENHIRSE, f. *Holcus*. Das Markt des gemeinen H. (*Holc. Sorghum*), welches in Hindien wild wächst, aber auch in Palästina, Afrika und SüdEuropa gebauet wird, wird im verfaulten Zustande als Hausmittel gegen die Kröpfe, die hölsenförmigen Blüthenbüschel als Bürsten und Keibesen und der tödtlich oder schmerzhaften Same, dreimal so groß wie unsere gewöhnliche Hirse, zu Mehl gebraucht, obgleich das daraus gewonnene Brot schwarz und schwer ist; dagegen soll das Hebräisch damit gefüllte bald fett werden. Der marlige Same des Hirse-Zucker-Pferdegrases (*Holc. saccharatus*) soll wie Arieische Schweren und von den Indianern zu Brei und Brot benutzet werden. Das Hirse-Wiesen-Pferdegras, Honiggras, wolliges Darrgras (*H. lanatus*), ist ein vortheilhaftes Viehfutter, und wird häufig angebauet. Das weiche Hirsepfersgras (*H. mollis*), in der Markt Brandenburg und in andern sonstigen Gegenden, wird eben so benutzet. Das wohlriechende Hirsepfersgras, auch Mariengras (*H. odoratus*), gebraucht man im nördlichen Teutschland, um die Kirchen und Stuben damit zu bestreuen und Wohlgeruch zu verbreiten.

(Fr. Thon.)

HIRSEPFRIEMER, HIRSENPRIEMER, scherzhaft Benennung eines Menschen, welcher auf unnütze Kleinigkeiten viel Zeit, Mühe und Fleiß verschwendet, also gleichsam Hirsepfriemer mit Priemen aufsteigt. (R.)

HIRSESCHWÄMMCHEN, *Aphthae miliariae*, kleine harte weiße Knötchen oder Spizen auf den Rippen, der Zunge oder im Schlunde, welche beständig wieder wachsen und sich nicht selten bei Säuglingen vorfinden, deren Mütter an Brustleiden leiden. Oft verschwinden sie, wenn das Kind eine andere Amme bekommt, ohne weitere Spuren der Leuk; zuweilen werden sie höckerartig, zerfallen schnell die Theile, verbinden sich mit anderen Zufällen und werden tödtlich. Ein mehrere Kinder zusammen, so können sie selbst ansteckend werden (vgl. Schwämmchen u. Lustseuche der Neugeborenen).

(Wiegand.)

Hirsesieb, f. Sieb.

Hirsesampfer, f. *Hirsemühlen*.

Hirsesteine (*Cenchratae*), f. *Oolithes*.

Hirsenkraut, f. *Phalaris canariensis*.

Hirsenholz, f. *Loxia chloris* Linn.

HIRSHOLM, HIRSCHHOLM, eine kleine bänische Insel im Kattegat zum Pederder Fjords gehörend; f. den Art. (R.)

Hirsigseyn, f. *Hirsenskrankheit*.

HIRSON, Marktort in Frankreich, an der obern Dife im Departem. de l'Aiône gelegen, mit 2400 Einw.,

die größten Theils in den Glashütten der Umgegend beschäftigt sind. (Benicken.)

HIRSOVA, CHERSOWA, Stadt im türkischen Ejalet Rumili, Sandschak Silistra, an der Donau, mit 1 Schloß, 1 Moschee, 1 Bad und vielen Gärten.

(Stein.)

HIRSUTUS, nennt die botanische Terminologie raubhaarige, mit langen, steifen oder harten Haaren besetzte Blätter, Stiele u. s. w. (R.)

Hirsvogel, s. Emberiza miliar.

HIRT, heißt Jeder, dessen Geschäft es ist, das jagde Weidewich Aebere gegen bestimmte Vergütung abzumarten, auszutreiben und zu beaufsichtigen ¹⁾. Nach den verschiedenen Arten und Klassen des ihnen anvertrauten Viehes, oder auch nach den im Einzelnen ihnen übertragenden besondern Verrichtungen, erhalten die Hirten besondere Benennungen: Schäfer, z. B. heißen diejenigen Hirten, welche ausschließlich für das Schafvieh angestellt, Schafmeister, diejenigen Schäfer, denen eigene Gehilfen mit untergeordneten Dienstverrichtungen, (Schafknechte, Schafjungen) beigegeben, Huthleute, diejenigen Hirten, welche für mehrere Viehgarthen zugleich, und vorzugsweise zum Austreiben derselben, bestellt sind. Je nachdem sie von Privatpersonen, oder von Communen angenommen und gelohnt werden, werden sie in Privat- und öffentliche oder Gemeindegirten eingetheilt. Im Allgemeinen ist jeder Privatmann, welcher eigene Weide besitzt, zur Hirtenhaltung berechtigt. Häufig ist jedoch dieses Recht durch Gewohnheiten und Landesgesetze beschränkt, oder aufgehoben. So soll nach einer Bestimmung des sächsl. Landrechts (Vd. II. Art. 54.) da, wo die Gemeinde einen Hirten hält, nur der einen eigenen solchen anzu nehmen befugt seyn, welcher wenigstens 3 Hufen Landes eigenthümlich besitzt, und im schwäb. Landrecht (Art. 208.) heißt es: „Niemand mag seinen besondern Hirten haben, als die Gottshäuser und die Herren, die selb Bismat haben. Und so ein Mann selber drei Hufen Höfe hat und das Bismat, das dazu gehört, der mag haben einen Schafhirten.“ Exemtionen müssen also dann von dem, der sie beauptet, bewiesen werden. Die Ansetzung eines Gemeindegirten (Dorfbirten), deren Zweckmäßigkeit an und für sich selbst im einzelnen Falle vorzüglich von der Lage der Höfe, der größten, oder geringeren Ertragsbigkeit der gemeinen Weide, der mehreren oder mindern Entfernung der einzelnen Weideplätze und andern örtlichen Verhältnissen abhängen wird, gehört regelmäßig zu der so genannten Gemeindegirtenbarkeit ²⁾ (jurisdictio communitatis). Die Gemeindevorsteher bringen ein bestimmtes Subject in Vorschlag, und haben die sämtlichen theilhaftigen Gemeindeglieder mit ihren Erinnerungen dagegen zu hören. Kommt es

zu keiner Einigung über die Hirtenwahl, so entscheidet die Gerichtsobrigkeit, welcher auch die, nach Landesgesetzen zuweilen vorgeschriebene, Verpflichtung der neu angenommenen Hirten obliegt. Wie die Privatbirten durch die Gutsabministratoren, Wirtschaftsverwalter u. s. f.; so pflegen die Gemeindegirten durch die Ortsvorstandschaftspersonen, Heimbürgen u. s. w. in ihre Functionen eingewiesen, besonders mit ihrem Weidebereiche und den Zeitgränzen genau bekannt gemacht zu werden. Das Weidgelt des Gemeindegirten wird gewöhnlich aus dem Gemeindegeld bezahlt, und der herkömmliche, oder bedungene Lohn derselben (die Hirtenschütte) dergestalt durch die Gemeinde aufgebracht, daß die einzelnen Glieder, nöthigen Falls unter Mitwirkung und nach billigem Ermessen der Obrigkeit, nach der Größe ihrer Aderbestellungen, oder nach der Kopfhahl ihrer Herden, dazu contribuire. Der Hirt hat also dann nicht nöthig, an die einzelnen Residenten sich zu halten, und seine rückständige Löhnung genießt, wenn Concurz zu dem Vermögen des Ortes eintritt, regelmäßig das Vorzugsrecht anderer rückständiger Gemeindegeld ³⁾. Zu der Hirtenschütte hat Jeder derjungen, der Weidewich hält; häufig selbst dann, wenn er dasselbe befugter Weise durch eigenen Hirten austreibt. Inessen find nach Lotharrecht und Landesgesetzen (z. E. in Hanover), Prediger und Schuldiener, bald überhaupt, bald bis auf eine bestimmte Viehstückzahl, befreit davon und von der Gemeinde zu übertragen. Ungulässig ist aber der Schluß von freier Participirung an der Gemeindegeld auf Befreiung von der Hirtenschütte ⁴⁾. Im Allgemeinen gehören die Hirten zu dem Gesinde; die Privatbirten zu den Privatdiensthöten, die Gemeindegirten zu den Gemeindegirtern. Dem gemäß haben sie zwar, so fern sie selbst Vieh halten, die öffentlichen Gefälle davon, z. E. Viehschatz, Viehcontribution u. dergl., keines Weges aber die herkömmlichen Abgaben der sogenannten Häuser oder Viehhöute, z. B. Schutz- und Dienstgeld zu entrichten. Weiter folgt, daß regelmäßig Jeder, der einen Hirten hält, für die von diesem bei seinen Dienstverrichtungen dritten Personen zugefügten Schäden unter gleichen Voraussetzungen haftet, wie bei anderem Gesinde; dann nämlich, wenn er diese Verrichtung wissenschaftlich einem untauglichen Hirten übertragen hatte, die unerlaubte schädliche Handlung desselben habe, ohne sie zu hindern, oder dieselbe nachher ausdrücklich billigte. Jedoch wird zuweilen mit Schädfern ein Rechtsverhältnis eingegangen, welches einem Gesellschaftsvertrage näher kommt, als einem Viehhoertrage. Dann nämlich, wenn dieselben entweder auf Gemenge gedingt sind, d. h. ein bestimmter Theil von der Herde, die sie austreiben, ihnen eigenthümlich gehört, oder wenn sie Statt des Lohnes eine gewisse Quote der Einkünfte von der Herde zu beziehen haben. In beiden zuerst erwähnten Fällen sind sie zugleich in Huth- und Zureistfreistritten deere, bei welchen sie als

¹⁾ Vergl. auch wegen der Literatur, Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem. ²⁾ Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem. ³⁾ Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem. ⁴⁾ Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem.

⁵⁾ Hannel Rhapsod. Obs. LXXX.

⁶⁾ Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem.

⁷⁾ Sagemann's Handb. des Landwirthschafts. 1. 64. f. u. die lat. Gem.

Schäfer stehen, ganz unzulässige Brugen; während sie außerdem in dergleichen Rechtsfachen nur, so lange sie im Dienste des Beweisführers stehen, für minder glaubwürdige Zeugen gelten, nach dem Sprichworte: „Kein Müller hat Wasser, und kein Schäfer Weide genug“). Der Hirten Obliegenheiten ergeben sich im Allgemeinen aus ihrer eigenthümlichen Bestimmung. Reifens werden ihnen beim Dienstantritte schriftliche Instruktionen erteilt, welche das Vordere darüber enthalten. Dabin gehört vorzüglich, daß sie das ihrer Aufsicht anvertraute Vieh nur an solche Weideplätze treiben dürfen, wo demselben weder schädliche Futterkräuter, noch reisende Thiere, Sumpfe und dergleichen Gefahr drohen; daß sie erkrankte Stüde nach besser Einsicht warten, mit ankündenden Krankheiten befallene von der Weide zurück lassen, und auf die Weidegränzen aus dem doppelten Grunde genaue Acht haben müssen, damit sie weder selbst dieselben überschreiten, noch Andern widerrechtliche Eingriffe erlauben, welche letztere der Hirt vielmehr durch erlaubte Pflänzungen, oder ungesäumte Anzeige an die Herrschaft nach Thunlichkeit abzuwenden verbunden ist. Durch eigenen Voratz⁵⁾, oder grobe Fahrlässigkeit dem ihm anvertrauten Vieh oder sonst der Herrschaft verursachte Schäden, hat der Hirt unbedingt zu ersetzen. Auf den Grund des mit ihm abgeschlossenen Mietbvertrags, haftet er auch für jede geringere Verschulung, während er, als socius, bei seinen Verrichtungen bloß diejenige Sorgfalt anzuwenden verbunden ist, welche er den eigenen Angelernten widmet. Bei rein zufälligen Schäden ist der Hirt von jeder Verantwortung frei; ob wohl der Schäfer nach dem Rechte des Schwabens p. a. a. D. das von einem Wolfe, oder Räuber genommene Stück dem Herrn dann gelten soll, wenn er jene weder „fängt,“ noch „beschreibt“). Mehrere die Hirten betreffende polizeiliche Vorschriften lehren in den meisten Landes- und Provinzialgesetzen wieder; z. B. daß dieselben nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, und nicht ohne Nachweisung über die Beendigung ihres früheren Dienstverhältnisses, so wie über zeitweiliges Wohlbefinden, angenommen, ingleich, daß sie verdächtiges Gefindel, bei Strafe, nicht überbringen sollen u. s. w. Von der Anrücksichtigkeit, zu Folge deren ihre Kinder ebendam nicht für junkt und gütelbädig galten, sind die Schäfer durch die Reichsgesetze (Reichspol. D. v. J. 1548. Tit. 37. und v. J. 1577. Tit. 38. u. f.) ausdrücklich frei gesprochen. (B. Emminghaus.)

Ein guter Hirt muß gewisse Kenntnisse, Eigenschaften und Fertigkeiten besitzen, wenn er den von ihm erwarteten Nutzen stiften soll. Zum ersten Erforderniß ge-

hört 1) Kenntniß des Viehes; 2) der Mittel der Erhaltung und Ernährung; 3) der Landtschaft und des Viezes, in welchem das Vieh geweidet wird; 4) der Krankheiten und Gefahren des Viehes; 5) der Vorbeugungsmittel; 6) der Heilmittel. Die Kenntniß des Viehes schließt nicht allein die Bekanntschaft mit dem Baue, der innern Einrichtung und der Lebensweise, wie auch der Bedingungen seines Wohlbefindens, sondern auch die Leichtigkeit, die verschiedenen Stüde, die ihm anvertraut werden, von einander zu unterscheiden, in sich. Ob schon die Kunde hieson meist durch Übung nach und nach erworben zu werden pflegt, so ließe sich in vielen der erwähnten Punkte einem jungen Hirten durch schriftliche Anweisungen und Zeichnungen zu Hülfe kommen. Die Kenntniß der Nahrungsmittel beschränkt sich nicht auf die Gräser, welche jede Thierart vorzugsweise liebt, und die Arten von Wasser, die demselben hauptsächlich geteiblich sind; sondern erfordert auch Bekanntschaft mit den giftigen, schädlichen oder an Nahrungskraft armen, mit der schädlichen Eigenschaft, welche gewisse Arten von Gewächsen, z. B. Bäume und Stauden, unter gewissen Umständen und in einer gewissen Zeit ihres Wachstums annehmen, und wenn dem Hirten die Pflege des Viehes, z. B. der Schafe auch im Winter anvertraut wird, ein Erkennen der Verbordendzeit, welcher besonders das trockne Futter unterworfen ist. Besonders wichtig ist die Unterscheidung des schädlichen vitriolischen, soobann auch des saulen, stehenden oder moorigen Wassers, und der allzu kalten Quellen, die im Sommer dem durch die Sonnenwärme, oder im Winter durch die Stalttemperatur erhöhten oder warmen Viehe, besonders den Pferden, verderblich werden. Auch die Kenntniß des Lokales ist nöthig, weil ohne diese der Hirt keine Ausheilung seiner Klache auf gewisse Wochen oder Tage machen kann, und überhaupt seine Herde manchen Gefahren aussetzen würde; er muß wissen, welche Theile seines Revieres der Überschwemmung ausgesetzt sind, welche im Sommer von der Hitze und Sonne ausgedorrt werden, und welche zur letzten Ausbilde aufgespart werden müssen. Bekanntschaft mit den Gewohnheiten und Rechten der Besitzer der Bezirke der Weidenweide ist unerlässlich, um das rechnen zu können, ob die Heider, die eine Weide darbieten, bestelt und umgespät werden, zu einer gewissen Zeit oder nicht, und ob wenn eine Stoppelweide eintreten wird? Die Pflege des kranken Viebes gehört zwar für den Viehdarz; da jedoch bisher nur wenige Viehdärte angestrift werden konnten, und manche Uebel und Leiden Kleuange Abhilfe erfordern, so muß ein Hirt dieselben kennen und, frei von Vorurteilen und Aberglauben, den Vrizern des Viebes zweckmäßige Mittel zu ratben wissen, um so mehr, da er meist dem entfernt wohnenden Vbizarzt einen deutlichen und ausreichenden Bericht abzustatten, auch die Behandlung des kranken Viebes, in Abwesenheit des Arztes, nach den Vorschriften desselben zu besorgen hat. Die Vorbeugungsmittel gegen Verletzungen des Viebes, Anfeindung von Stuchen, in so fern der Hirt dieselben im Freien anzuordnen oder anzuwenden im Stande ist, muß er

5) Kind Quant. for. T. III. LIV. 6) über die so genannten Dienstantritte: *Leysen*, Jus georg. L. II. c. 8. No. 25. Wänters Vitzrecht. n. Ausg. S. 173. 7) Als hiesig singulär darf die Bestimmung bei weimar. Rechte bemerkt werden, nach welcher, wegen Pukhschaden, sämtliche Hirten, welche in der fruglichen Zeit weiden, soldatlich haften, bis sie den Schuldigen ausmitteln und abgeben. Schafe: weimar. Privatrecht. §. 433.

ebenfalls kennen, und sich insbesondere mit denjenigen Heilmitteln an Kräutern, für arzneiliche Tränke, Klipstiere und Wunden oder Umschläge, die er selbst bei seinem Aufenthalt im Freien sammeln kann, bekannt machen; in dieser Absicht muß er auch lernen mit den notwendigsten Werkzeugen, dem Trokar, der Lanzette, Kyllierpöppe u. dergl. umzugehen. Die Regeln über die Aufzucht der Herden auf größern Flächen in bogensförmigen Eilen u. dergl.; über die Begattung, die Behandlung des trächtigen Viehes und die Geburtshilfe bei schwierigen Fällen, daß er sich gleich Anfangs zu eigen zu machen, damit er es nicht lange Zeit hindurch durch vielfältigen Schaden lernen müsse. Eigenschaften, welche ihm nicht fehlen dürfen, sind Treue, oder die größte Sorgfalt für das Beste des Viehes und den Nutzen der Besitzer des Viehes, Mäßigkeit, Munterkeit, Muth, Gewandtheit des Geistes und Körpers, Abhärtung und feste Gesundheit; zur Empfehlung gereicht es, wenn er Talent für den Handelsverkehr hat, und den Herdenbesitzern beim Einkauf des Viehes oder dem Verkauf, ohne betrieblische Mittel, Vortheil zuwenden kann. Dem Hirten sollten billig die Herdenbesitzer die Hülfsmittel der Belehrung, die Schriften eines Rohlwebers, Böder, Arzmeder u. A., wie auch die Werkzeuge, die für ihn notwendig sind, in die Hände geben. Das Weiden des Viehes von Schulkindern, welches für sie nur verderblich ist, und meist Beschädigungen von Obstpflanzungen, Umzäunungen, Brücken und Abzuggräben, auch Diebereien zur Folge hat, sollte gar nicht mehr geduldet werden; kein Hirte sollte einen Gehilfen annehmen dürfen, ohne Bewilligung der Herdenbesitzer, welchen er überdies die nöthige Belehrung des Gehilfen versprechen müßte. Bei fortschreitender Bodenkultur wird die Huthweide ganz abgeschafft, und der Stand der Hirten so wie sie jetzt sind, überflüssig werden; allein Viehwärter, welche sowohl die Herden- und Stallfütterung besorgen, werden immer Bedürfnis bleiben.

(Friedr. Husinger.)

Hirt (Astron.), s. Bootes (Iste Sect. XII, 4.).

HIRT wird, besonders in gewissen Wortverbindungen, auch in einem andern Sinne gebraucht und bezeichnet dann eine Person, deren Aufsicht etwas anvertraut worden oder der es in Verwahrung gegeben ist. Daher heißt in Schwaben der Hirschküh-Heldhirt. Vorzüglich aber wird der Ausdruck da angewendet, wo auch die gewöhnliche Bedeutung wenigstens bildlich zum Grunde liegen könnte. So heißen schon in der biblischen Sprache Hürken und Regenten Hirten der Völker, in sofern sie dem Hirten gleich das von ihnen regierte Volk leiten und schützen sollen; dann die Lehrer, in sofern sie die ihrer Aufsicht anvertrauten Seelen gleichsam auf eine geistliche Weide führen. Von Gott selbst und Christus wird dasselbe Bild in den heil. Schriften oft benutzt und der Regierte scheint es mit großer Vorliebe oft und wiederholt in seinen Reden fest gehalten und weiter ausgeführt zu haben. Die sirdliche Sprache und Symbolik fand daran ein besonderes Wohlgefallen bis auf die neueste Zeit und es bedurfte sich daraus die

Austrüche Hirtenamt, Hirtenbrief, Hirtenpflicht, Hirtenstab u. s. w. (N.)

HIRT, Name mehrerer Künstler. 1) Adrian Heinrich H. auch HIRTE *), lernte bei seinem Vater, einem geschickten Historien- und Bildnißmaler, welcher als Hofmaler in Berlin lebte, die Bildnißmalerei. Im J. 1658 ließ sich ersterer zu Kärnten nieder, und wurde 1687 zum Hofmaler ernannt **).

2) Friedrich Christoph, Sohn und Schüler von Michael Konrad, ist geboren zu Durlach 1685. Nachdem er auf seinen Reisen viel für die Kunst gewonnen hatte, begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er sich auch 1717 verheiratete. Er war geschickt in der Bildniß- und der Landschaftsmalerei. Bildnisse malte er in der Manier des Largilliere, und hat sich also wahrscheinlich einige Zeit in Paris aufgehalten. In der Landschaftsmalerei, welche er in der Folge ausschließlich übte, arbeitete er Anfangs zwar fleißig, doch kalt und trocken; später aber hielt er sich mehr an die Natur, weshalb seine Werke von der Zeit an vielen Beifall fanden. Auffallend ist es, daß sich ein so geschickter Künstler dazu herab ließ, viele Gemälde mit Thürmen oder Thoren zu fertigen, an denen eine Uhr sichtbar, die Rundung des Bifferlatz aber ausgehauen ist, um eine wirkliche Taschenuhr dahinter anzubringen. Er starb 1749. (S. Hübner a. a. D. S. 162.)

3) Heinrich, Sohn des Vorigen, geb. zu Frankfurt 1727, malte Bildnisse in der Manier seines Vaters, war aber oft längere Zeit abwesend; in der Folge widmete er sich völlig der Landschaftsmalerei. (S. Hübner a. a. D. S. 166.)

4) Michael Konrad, seit dem Jahre 1646 Hofmaler zu Berlin, war gleich geschickt in der Geschichts- und Bildnißmalerei. Im J. 1648 führte er 8 Deckenstücke im Gemache des Kurfürsten aus; auch sieht man in der Nikolaiskirche 2 Bildnisse von ihm, wovon das Eine, im J. 1672 gearbeitet, seinen Schwiegervater, den Musiker Johann Gröger darstellt. (S. Nicolai Anhang. S. 32.)

5) Wilhelm Friedrich, geb. 1721, wurde von seinem Vater in der Landschaftsmalerei unterrichtet, übertraf ihn aber sehr bald darin. Der Herzog zu Sachsen-Meinungen, welcher sich zu der Zeit in Frankfurt aufhielt, ernannte Hirt 1757 zu seinem Hofmaler, und ließ viele Werke von ihm ausführen. Nach dem Tode dieses Fürsten, rißte H. in die Schweiz, wo er seine Wapen mit einer großen Anzahl Studien nach der Natur bereicherte. Durch zu große Anstrengung, noch mehr aber durch einen kalten Krampf hatte er sich eine Brustkrankheit zugezogen, und starb, vierzehn Wochen nach seiner Rückkehr, zu Frankfurt 1772. Die beiden geschilderten Vater und Sohn und ersterer schätzten Hirt sehr; oft kassirte dieser die Landschaften von Sohn mit seinem Bild, ersterer dagegen malte die Figuren in Hirt

*) So nennen ihn Hübner Nachricht. von Frankfurt. u. s. w. und Nicolai; nur Kählil schreibt ihn Hirt. **) Nicolai Beschv. von Berlin und Potsdam. Anhang 32.

Landschaften. Noch ist zu bemerken, daß er ein großes Talent besaß, verborgene alte Digmäde in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder herzustellen. (S. Hüsgen a. a. D. S. 164). (A. Weise.)

HIRT (Johann Friedrich), ein geachteter Theolog des vorigen Jahrh., geb. am 14. August *) 1719 zu Apolda, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthum Sachsen-Weimar, bildete sich auf dem weimarschen Gymnasium und der jena'schen Universität; trat auf letzter 1744 als Privatdocent auf, wurde 1747 Adjunkt der philosophischen Fakultät, gab zwar 1748 die akademische Laufbahn auf, indem es das Conrectorat an der Schule zu Weimar übernahm, lebte aber noch 10 Jahren zu derselben zurück, wurde 1758 außerord. Professor der Philosophie zu Jena und erlangte auch das theologische Doctorat. Bereits 1761 erfolgte seine Beförderung zum Superintendenten, Oberpfarrer und Consistorialrath, 1769 zum Professor der Theologie. Dennoch verließ er 1775 Jena mit Wittenberg, wurde dort Primarius in der theol. Fakultät, Rektor des dortigen lutherischen Consistorium, Pastor an der Stadt- und Marienkirche und Generalsuperintendent des so genannten Kurkreises und starb am 29. Jul. 1783. Sein Bild steht vor dem Schrifften: „Erneuerter Andenken einer ansehnlichen Schlemmischen Stiftung (Jena 1769. 4.)“ vor seinem Buche *Varia sacra in primitiis acad. Viteberg. maximam partem exhibita* (Viteb. et Servet. 1776. 4.) und vor seinen *Institutiones Arabicas linguas* (Jena 1770. 8.). Hirt galt zu seiner Zeit für einen tüchtigen Theologen; zu seinem großen Rufe trug unstreitig die Leichtgläubigkeit sehr Viel bei, mit welcher er sich über alle Gegenstände verbreiten konnte und zu verbreiten pflegte, dann seine große literarische Thätigkeit, welche um so auffallender ist, da seine Berufsgeschäfte seine Zeit doch sehr in Anspruch nehmen mußten. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet man bei Meusel *) und H. Döring †). Die meisten derselben beziehen sich auf Erregung der Bibel, besonders des A. L., und morgenländische Literatur und wenn sie auch, zumal die das Arabische betreffenden, nicht ohne große Mängel sind, so haben sie doch unstreitig zur Förderung der orientalischen Studien beigetragen. In dem Hebräischen ist H. noch sehr von Danz abhängig und kann sich von dessen Einzeligkeit und Beharrend nicht los machen, ja mehrere seiner kleinen Gelegenheitschriften sind nichts weiter als Erklärungen und Beispielsammlungen zu Lehrsätzen der Donz'schen Grammatik und seine arabische Grammatik ist ganz in Danz's Manier gehalten.

Seine orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1772 — 76. 8 Theile. 8.), wozu die Wit-

temberg'sche orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1776 — 79. 4 Theile. 8.) die Fortsetzung bildet, erstreckt sich nicht über das, was eben erschienen war und durch den Reiz der Neuheit anzog, sondern beschränkt, was gewiss in jener an Journalen noch ziemlich armen Zeit nicht zu missbilligen war, auch Alteres. Da J. D. Michaelis ziemlich gleichzeitig seine verdienstliche orient. und exegetische Bibliothek unternommen hatte, so beurtheile Hirt in der Regel diejenigen Schriften nicht, welche bereits von Michaelis gründlich besprochen waren, so daß sich beide eigentlich ergänzen. An der arab. Grammatik: Institut. Arabicas linguas betitelt, befindet sich eine Eusebiomathie, Stellen aus dem Koran (1ste und 2te Stüd der 2ten Sure), einige Fabeln Koluman's, 3 Psalmen, carmen Tograi, 15 Sprüche, Cyprius über den Ursprung der alexandrinischen Kirche, Matth. 6., Ibn Saïdun's Reisetage und arabische Gespräche. Der Text ist zum Theil punctirt, zum Theil nicht; außer einer lat. Übersetzung findet man auch Noten und grammatische Analysen. Seine Anthologia Arabica (Jen. 1774. 8.) enthält zum Theil früher ausgedruckte Texte, aber wimmelt von Fehlern, wie schon Schnurrer bemerkt †). Zu seinen Schriften von größerem Umfange gehört das Syntagma observat. philologico-criticarum ad linguam sacram Vet. Test. pertinentium (Jen. 1771. 8.); ganz grammatisch, dann die schon angeführten *Varia sacra* u. s. w., so wie seine *Opuscula novissima argumenti historici, exeget. atque theologiei* (Vit. et Serv. 1782. 4.); vorzüglich aber die *Biblia Ebraea analytica* (Jen. 1763. 2te Ausgabe 1769. 8.) und *Bibliorum Analyticorum Pars Chaldaica* (Jen. 1767). In den letzten Schriften findet man selecta capita des Alt. Test. mit grammatischer Analyse, welche aber doch Beifall gefunden zu haben scheinen. Nicht ohne Werth ist die „vollständigere Erklärung der Sprache Salomons (Jen. 1768. 4.)“, worin Hirt jedoch nur zu Peter Hansen's Deutung Anmerkungen gemacht hat. Von den zahlreichen Dissertationen und Programmen sind sehr viele grammatischen Inhalts; einige beziehen sich auf die hebräischen Accente, auf welche Hirt viel Gewicht legte, und die er auch in einer ziemlich starken besondern Schrift (Einkleitung in die hebräische Abtheilungskunst der heil. Schrift. Jena 1762. 8.) behandelt hat. Als Redner fand er Beifall; doch sind seine Predigten dem Geschmack und den Bedürfnissen unserer Zeit ganz fern. Außer einzelnen Predigten, welche bei besondern Veranlassungen gedruckt wurden, erschienen auch eine „Sammlung einiger Predigten“ (Jen. 1761. 8.), welche meist in der akademischen Kirche zu Jena gehalten worden sind und die früher bekannt gemacht bei Weitem übertraffen. (A. G. Hoffmann.)

Hirtenamt. s. Hirt und Geistlicher.

HIRTENBRIEFE. Nach katolischem Kirchenrecht ist das Kirchenregiment (jurisdictio a. potestas ecclesiastica) ein rein kirchliches Recht, welches, nach göttli-

1) So Recht unter seinen Wütern; Dreyer, Dirsching (Holl. Hler. Handbuch. 2te Ed. S. 178.) u. s. Döring wird, currie. vides gerich. vides 16. August an. 2) Feil. ber von 1750 — 1800 verhand. luther. Schrift. 2. Bd. S. 542 — 47. 3) Die gelehrt. Theolog. Zeitschrift im 16ten u. 19ten Jahrb. 18ter Th. S. 740 — 43.

4) Biblioth. Arabic. p. 77 ff.

dem Geseß¹⁾), in hierarchischer Stufenfolge (Papst, Erzbischöfe, Bischöfe u. f. w.) nur Geistlichen zuzustehen soll²⁾). Vermöge dieses ausschließend geistlichen Rechts des Kirchenregiments ist in der katholischen Kirche der Bischof der wahre, rechtsmäßige Bekehrer des kirchlichen Gebietes, dem er vorgesetzt ist. Was die Apostel in allen Ländern thaten, das steht ihm Kraft apostolischer Gewalt in diesem Gebiete zu thun zu. Er hat das Recht, in Sachen, welche den Glauben, die Sakramente und die geistliche Disciplin angehen, Vorschriften an die ihm untergeordneten Geistlichen in seinem Sprengel zu erlassen. Für diese bischöflichen Verordnungen oder Mandate sind die so genannten Hirtenbriefe oder bischöflichen Rundschreiben die gewöhnliche Form. Ehemals, als noch die Diöcesan-Synoden im Gange waren, pflegten die Bischöfe ihre Verordnungen auf den Synoden zu erlassen, daher hießen sie sonst Synodalsakute. Damals, wo das Volk bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten noch nicht ausgeschlossen, und das Kirchenregiment noch nicht ganz in die Hände der Bischöfe und des Klerus gekommen war, bildeten die Synoden, von den Metropolitani jährlich Eins oder zwei Mal berufen³⁾), die oberste Behörde in Sachen der geistlichen Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit. Das Recht, geistliche Vorschriften zu erlassen, konnte daher nach der ursprünglichen Verfassung nur auf einer Diöcesansynode geübt werden, und die ohne Beirath einer Synode erlassenen kirchlichen Verordnungen verlieren mit dem Tode des Bischofs, der sie gab, ihre Geseßkraft⁴⁾). Solche Vorschriften der Bischöfe für ihre Diöcesen sind, wenn sie auf gehaltenen Synoden nach vorgängiger Beratung in Stande gekommen wären, eine Quelle des paritätischen Kirchenrechts. Sie bilden das Kirchenrecht einer bestimmten bischöflichen Diöcese⁵⁾. Man findet diese Verordnungen in den

Actenstücken der gehaltenen Synoden, welche entweder einzeln oder in Sammlungen gedruckt sind, oder in den Archiven ungedruckt aufbewahrt liegen⁶⁾).

Die Hirtenbriefe, worin die katholischen Bischöfe noch heut⁷⁾ zu Tage der Geistlichkeit ihres ganzen Sprengels oder eines Theils Etwas zu thun oder zu unterlassen gebieten, betreffen vorzüglich Verfügungen und Einrichtungen, welche zur Beförderung der Religion, zur Erbauung der Gläubigen und zur Erhaltung der guten Ordnung in der Kirche dienen. Daher verbreiten sie sich über die Ordnung, wie der Gottesdienst gehalten werden soll; über die Bestimmung der Andachten, welche Statt finden dürfen; über die Prüfung der Gebete und Gesänge, der Lehr- und Erbauungsbücher, welche dem Volke in die Hände gegeben, und der Bilder und Gemälde, welche in den Kirchen und an den öffentlichen Plätzen aufgestellt werden sollen. Es enthalten dieselben zugleich Ermahnungen an die untergeordneten Geistlichen, daß sie ihr heiliges Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwalten, das laute Gotteswort gerne und eifrig verkünden, die Jugend in Kirche und Schule in den Lehren der katholischen Kirche fleißig unterrichten, die Andachten nach den gegebenen Vorschriften halten, und ihrer Herde als Mutter der Jugend und Frömmigkeit voranzuwandeln. Bischöfe, die ihren wahren Beruf erkennen, Rath von den wechselnden Umständen annehmen und den Geist ihres Jahrhunderts beobachten, dachten in ihren Hirtenbriefen auch der Mängel, Mißbräuche, Ausartungen, Anmaßungen, und der Gewalt, welche dem Worte Gottes angethan würde, suchten es davon zu rei-

stitionen des katholischen und protestantischen Kirchenrechts. (Zuvingen 1847.) In Th. f. 7. 6) Hierher gehören die Concilia Germaniae von Paris 1615; die Sabaudia diplomatica von Madaletta 1616, besonders aber die Aegiden und Situalbücher, unter diesen als eines der wichtigsten die alte Ritualsammlung von sehr verschiedenem Inhalt unter dem Namen Ordo Romanus. Sie handelt von dem Gottesdienste während des ganzen Jahres, von Processionen, vom Messopfer, von den Vätern, welche in der katholischen Kirche geübt werden, von den Ordinationen an jedem Festtage, von den Gebäuden und Gebäuden, von den Diöcesanen, von dem Taufritus, von Einweihung der Tempel, Benediction der Kaiser, Äbte und Bischöfen, von der Consecration der Bischöfe und des Papstes, von der Erhebung obsequierender und Provinzialconcilien. Der Verfasser ist unbekannt. Jeder Alter soll sie auf Gregor den Großen zurück führen. Obgleich nach mehreren Stellen in keine Sammlung daraus auf (vgl. c. 6. D. 75. c. 6. c. 35. q. 6.). — Die älteste Ausgabe ist die des Georg Gassard, Köln 1561. Später gab es Reich. Bittner (Col. 1568) und Georg Hertz (Rom 1591 und Paris 1610) zugleich mit Schriften ähnlichen Inhalts heraus. Die 13 Codices unter dem Namen ordines romani, die J. Mabillon in f. Museum Italic. T. II. Paris 1689. 1730.) hat abdrucken lassen, sind davon verschieden. Unter die verschiedensten Editionen des Ordo Romanus verzielt man: Doulos praenot. II, 68. p. 264. 1693. c. A. D. f. 86. G. X. von Drostersbüchse Grundzüge des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen (Münster 1828). S. 126. Nr. 247. Carl Eduard Weis Grundriß der trübsen Kirchenrechtswissenschaft (Münch. 1829). S. 33. Vieles von diesen Verordnungen findet sich auch in dem Münsterischen Urkundenbuch von Willest, Münster 1823. A. und im Codex diplomaticus Rheodanensis v. Gänther, Gießen 1822—28. 5 Bde. Auch das Pontificale Romanum gehört zum Theil hieher.

1) Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich: „der heilige Geist habe die Bischöfe gesalbt, die Kirche Gottes zu regieren; es stehe ihnen die Aufsicht über die ganze Herde zu“ (Apostelgesch. XX, 28.). 2) Duo sunt genera Christianorum. Est autem unum genus, quod mancipium divino officio, et deditum contemplationi etc.; et sunt clerici — i. e. sorte electi. Omnes enim Deum in suos delegit. Alii namque sunt reges. — Et hoc designat Concilio in capite. — Aliud vero genus est Christianorum, et sunt laici. — His licet temporalia possiderent, sed non ab eis ad unum etc. c. 7. C. XII. quæst. I. — Regenda est unaqueque parochia ab provisione ac iustitio episcopi per sacerdotes, vel ceteros clericos, quos ipsa cum Dei timore providerit, cuiusque pertinet videtur et circumire, ut aibi necessarium visum fuerit, ecclesiastica auctoritate cogente. — Quæcumque res ecclesiae sunt conventi — gubernari et dispensari cum iudicio et potestate episcopi, cui totius plebis animae videtur esse commissæ. C. 4.5. C. X. q. 1. — Im Sinne des Papstes ist nämlich nur der Klerus die Kirche, und zwar nur der hierarchische Klerus. Und nur außer der Kirche steht ihm das ganze große Volkswelt. Das Volkswelt steht der Kirche in der heiligen und unheiligen, in Gewichte und Ungewichte, so wie alles Lebewesen. Daher betrachtet auch die evangelische Kirche alle für berufen und geweiht. Heiliger und geistlicher mag der Priester sein, und vorzugsweise der hebe, oder auch er, und die um ihn stehen, sollen um so weniger verstehen, daß auch heilig und geistlich ist der Laie — denn er ist Christ. 3) Conc. apost. 38. „his in anno his episcoporum Synodus est.“ 4) Barboza de officio et potestate episcopi. p. III. alleg. 3. n. 28 sq. 5) Vgl. Rang Geschichte und Justiz

nigen und zu befreien, und machten sich darin verdient um die allmähliche Entfernung der Irrlehren und des Aberglaubens. Groß sind in dieser Beziehung die hervorragenden Bemühungen Scipio's von Ricci, Bischofs von Pistoja und Prato. Seine Hirtenbriefe verdienen mit goldenen Lettern in den Annalen der kirchlichen Gesetzgebung aufgeführt zu werden¹⁾. Rühmlich zeichnen sich die Hirtenbriefe und Rundschreiben von Bessenberg's aus; und auch der Erzbischof von Köln, geb. Graf von Spiegel, läßt durch seine Hirtenbriefe das Licht der Wahrheit in seiner Kathedrale leuchten. Ihm scheinen auf dieser Ehrenbahn nachgeben zu wollen die Bischöfe in Trier, Freiburg, Paderborn, Hildesheim und Bamberg, auch der Bischof D. Ziegler in Golligen. Durch ihre Hirtenbriefe wirken sie für zweckmäßige Einrichtungen im Cultus und zur Abwehr kirchlicher Mißbräuche mit wahrhaft edelm Streben. Ihre Hirtenbriefe geben eine erfreuliche Probe, daß es ihnen bei ihrem Pontifikat mehr um das Princip der Perfectibilität als dem der Stabilität oder des ultramontanen Absolutismus zu thun ist. Ganz besonders aber verdient der Hirtenbrief angerühmt zu werden, den die Bischöfe Irlands²⁾ bei ihrer diesjährigen Versammlung in Dublin erlassen haben. Er ist ein Denkmal ihrer oberhirtlichen Weisheit sowohl als ihres Eifers und ihrer Liebe für den öffentlichen Frieden. Es wehet darin der dem heiligen Amte Ehre machende Geist der unumstößlichen Anhänglichkeit an die Konstitution und die Gesetze des Vaterlandes, an die Person und die Würde des Monarchen. Dieser Hirtenbrief ist um so wichtiger, da er ein Erzeugniß der gesammten Bischöfe Irlands ist, und aus einer gemeinschaftlichen Beratung über die gegenwärtige Lage Irlands und die über die kirchlichen Angelegenheiten zu ergreifenden Maßregeln hervorgegangen ist. Er ist von 27 Bischöfen unterzeichnet, an deren Spitze der katholische Primas R. Patricius Curtis, Erzbischof von Armagh, und M. Daniel Murray, Erzbischof von Dublin, stehen. Andere Bischöfe, denen es nur darum zu thun ist, die ultramontanen Grundzüge, wie man sie in Bezug auf die weltliche Herrschaft des Papstes nennt, und auf welchen die römische Curie mit der größten Hartnäckigkeit auch in neuester Zeit beharrt, in Umlauf zu bringen, suchen in ihren Hirtenbriefen, gestützt auf alten Brauch und Herkommen, unter dem Vorwande, Gott einen Dienst zu thun, hierarchische Ansprüche zu erneuern, neuen Samen der Zwietracht, Unzufriedenheit und Fanatismus auszustreuen, und den innern Frieden der Gemüther, der durch eine gleiche bürgerliche Erstling der verschiedenen Concessionen im Sinne der Christenliebe durch das öffentliche Recht gesichert ist, auf's Neue zu gefährden. Nicht zu verkennen ist diese Artzergerniß im Hirtenbriefe von dem Domkapitel zu Straßburg³⁾. Wer erinnert sich nicht des Hirtenbriefs des Erzbischofs von München, der ganz Baiern in Bewegung brachte, und den die könig-

liche Gewalt zu unterbrechen sich beehrte⁴⁾? Und wie sehr in den neuen Hirtenbriefen von der Politik der Kirche, von dem heiligen Vater in Rom, von der allgemeinen Unterwerfung unter die Gewalt der Kirche und von der Zurückführung der Protestanten in den Schoß der wahren und allein selbst machenden Kirche die Rede ist, beweisen die beiden Hirtenbriefe des Bischofs von Straßburg⁵⁾ und des Erzbischofs von Toulouse und Paris von Frankreich⁶⁾. Große Führung unter dem Volke machte auch der Hirtenbrief, welchen der Erzbischof von Rouen, Fürst Erol, datirt aus Paris 19. März 1825, erlassen hatte, und der 36 Quartseiten füllte, bei Regard zu Rouen gedruckt, eben im Buchhandel erschienen sollte, als plötzlich der Befehl eintraf, dem so Folge der Buchdrucker alle zum Verkauf bestimmten Exemplare zurück geben mußte. Dieser Hirtenbrief war ganz nach den Satzungen des Conciliums von Pont-Audemer vom Jahre 1327 und im Sinne der römischen Curie abgefaßt. Er brachte einen ganz entgegen gesetzten Eindruck von dem hervor, den sich dessen Urheber⁷⁾ versprochen

9) Auf diesen Hirtenbrief (abgedruckt in der Allgemeinen Kirchenzeitung, letzter Jahrgang 1824, S. 931 — 934) es folgte eine königl. Erklärung des 19. Julius 1824, worin nach Anerkennung der heiligen Absicht, welche dem Erzbischof anzukennte, die ohne allseitige Bewilligung gezeichneten und zugesandten Rückstellungen zurück, die gegen wiederholte Forderungen in dem Umgang beider Geistlicher von ihm angeordneten Strafverfügungen, in Rücksicht auf die vielfachen Anklagen in der Beziehung und auf die Folgen für die bürgerliche Ehre und Ehrfurcht der beehrten Personen, so wie für das Ansehen der Geisteslichkeit selbst, als offenkundige Überschreitungen der geistlichen Gewalt gemißbilligt und außer Wirkung gesetzt werden. Dergleichen wurden die Bischöfen im Allgemeinen angewiesen, innerhalb ihres Bereichs alle unordentlichen und geistlichen gehaltenen Willen anzuwenden, um in thätiger Zustimmung mit den geistlichen Stellen die Fortschritt des Sittenverfalls zu hemmen, und allmählich einen besseren Zustand zurück zu führen. Dabei sollen sie jedoch die Grenzen ihrer Competenz genau einhalten, mit strengster Sorgfalt für die Aufrechterhaltung der königl. Souveränität wachen, und die Unterthanen gegen drohende Benachtheiligung bewahren. Es dürfte zwar — hieß es — die Kirche der heiligsten Unterscheidung in allen ihren, auf die Befreiung der Geisteslichkeit bezüglichen Entscheidungen verfahren; man könne aber nimmer mehr zugeben, daß sie an sich ständigen Zuwachs mit Befreiung der geistlichen Formen im Eile verfolgt, und daß die der Kirche ohneweitlich geübten Schranken auf irgend eine Weise überschritten würden.

10) Vgl. den Auszug davon in der allgemeinen Kirchenzeitung vom J. 1824, Nr. 35, S. 281. Statt der pastöralen Empfehlung des Christenthums wird der Mariäliche Dienst deingegen darin empfohlen. 11) Er verlangte die Wiederherstellung der alten Kirchenverfassung. Seine Wünsche umfassen folgende Punkte: 1) geistliche Dignifikationen im Hinblick der Führung der Civilregalier; 2) Erneuerung der geistlichen; 3) Wiederherstellung mehrerer geistlicher Orden in Frankreich; 4) Unabhängigkeit der Diöcese der Religion miltäre Detractionen; 5) größerer Wirkungskreis für die diöcesanen Kapitel, besonders in matrimonialrechtlichen; 6) Reorganisation der Aechtheit und Aufhebung der so genannten organischen Gesetze. Eine königl. Dekret vom 10. Jan. 1824 hat diesen als den Vorzeichen und der Unabhängigkeit der franz. Aemter zurück laufende Hirtenbrief (er war vom 15. Dec. 1823) unangetastet und unterstellt geblieben. 12) Für den Verfasser dieses Hirtenbriefs hält man den Großvikar von Rouen, Refuse, der früher die letzte Hand des durch seine Widersetzlichkeit gegen den König der Westküste bekannten Bischofs von Orléans gegeben. Leider waren auch die trübsamen Bischöfe gewohnt, in ihren die

2) Bernh. des Lehen und die Memoren des Scipio von Ricci. Aus dem Franz. von Herrn von Polier. 4 Bände. Stuttgart 1826. 3) f. Coppenstien in Bd. S. 221 u. ff.

sich in dieser Beziehung das Großherzogthum Weimar das Placet gesetzlich gesichert²⁰⁾. Im Königreich Sachsen²¹⁾ scheinen die Hirtenbriefe und alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhls, sobald sie nur nicht gedruckt sind, oder an einzelne katholische Einwohner des Königreichs gerichtet sind, wes Inhalts sie auch sonst seyn mögen, vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der vorherigen Genehmigung von Erle des Staats bisher nicht bedurft zu haben. Wäre dem wirklich so, so hätte der Stat durch den Verzicht auf das Placet den Umfang seiner Schutzpflicht verkannt, die auch jeder Einzeln gegen kirchliches Unrecht in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

In unserer neuesten Zeit führte das kirchliche Oberhaupt in Rom in seinen Hirtenbriefen und oberbischöflichen Rundschreiben wieder eine Sprache, wie sie einst jene Päpste zu führen gewohnt waren, die den Bischöfen verboten, die Inoffinitur mit King und Stad von Königen und Fürsten zu nehmen, die Excommunication gegen Kaiser und Könige erließen, die ganze Länder mit dem Interdicte belegten, die Aufrubr anzeigten und wider die Keger die peinliche Marterfrage der Tortur und die

Staten wegen Ausübung des oberbischöflichen Schutzes und Aufstehens über ihre katholischen Untertanen neuerlich zu Stand gebracht haben, heißt es §. 4. „von dem Erzbischof, dem Bischof und den übrigen kirchlichen Würden ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisbescheiden an die Geistlichkeit und Diöcesanen, durch welche dieselben zu etwas verbunden werden sollen, so wie auch besondere Verfügungen der Geistlichkeit, unterliegen der Genehmigung des Staats, und können nur mit der ausdrücklichen Bemerkung der Staatsgenehmigung (placet) fund gemacht, erlassen werden. Auch solche allgemeine kirchliche Anordnungen und öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Gegenstände betreffen, sind den Staatsbehörden zur Einsicht darzulegen, und es kann deren Zustimmung erst alsdann erfolgen, wenn dazu die Staatsgenehmigung erteilt worden ist.“ 20) f. das großherzogl. Sachsen-Weimar'sche Gesetz vom 7. October 1823, das großherzogl. Kirchen- und Schulangelegenheiten §. 3. „Alle neue bishöflichen Verordnungen, so wie erzbischöfliche Verordnungen, dergleichen alle Beschlüsse von Synoden und Kirchenversammlungen, wozu alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhls an die katholische Kirche, das Großherzogthum mit angehört, oder an eine kirchliche Stiftung, eine Gemeinde, oder einzelne Einwohner des Großherzogthums, dessen Inbalt sie auch fern mögen, und sonst ohne Unterschied, sind vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der Staatsbehörde zur Einsicht vorzulegen. Auch dürfen dieselben in sofern, als sie nicht bloß geistliche Vorschriften enthalten, und nicht bloß moralischen oder dogmatischen Inhalts sind, ohne das von dem Landesoberen ausdrücklich erteilte Placet nicht publicirt, nicht insinuiert, nicht zur Annahme gebracht werden. Wer in dem Großherzogthum dagegen handelt, oder hieran Theil nimmt, soll zur Untersehung gezogen und nach drücklich bestraft werden. Auch für alle frühere päpstliche und bishöfliche Anordnungen ist die Genehmigung von Erle des Staats notwendig, sobald von solchen aus Neue Gebrauch gemacht werden will. Das landesherzogl. Placet ist zu jeder Zeit widerruflich.“ Vergl. noch darüber Wallers Beiträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrecht, Breslau a. d. V. 1825, S. 85—102. 21) f. das kaiserl. kaiserliche Patent, die Ausübung der bishöflich-geistlichen Gerichtsbarkeit in den kaiserlichen Archidien, und die Grundzüge zur Regulierung der gegenwärtigen Verhältnisse der katholischen und evangelischen Glaubensgenossen betreffend vom 19. Febr. 1827, §. 3. Vergl. noch darüber Wallers Ansichten über manches, was päpstlich (Zürnen 1828), Mr. v. C. 141 u. f.

brennenden Scheiterhaufen errichteten. Leo XII. predigte trotz aller concordatmäßigen Zusicherungen in seinen oberbischöflichen Beschlüssen und seinem epistolischem Brief vom 1ten März 1824 gegen die Zoleranz und qualifizierte die Abweichung vom römischen Kirchenglauben als ein weltlich strafbares Verbrechen. Das Rundschreiben des Papstes Pius VIII. (Epistola encyclica d. d. 24 Maji 1823) an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe²²⁾ ist eine complete Verdammungsschreie; der Papst zeigt sich darin als absoluter Monarch der Christenheit und als Feind aller fortschreitenden Wissenschaft und Bildung. Nachdem er darin die Hirten seiner Herde, der er selbst als oberster Hirt vorstehe, im Allgemeinen an ihre Pflichten erinnert hat, kommt er auf die Uebel zu sprechen, welche „von den Söhnen dieser Zeit“ ausgehen. Er rehet von den Trümmern und falschen Lehren, von denen, nicht im Geheimen, sondern offen und gar feindselig der katholische Glaube bekämpft wird, von den gottlosen Menschen, welche mit Hilfe der Philosophie gegen die Religion zu Felde ziehen; er beklagt besonders den Stuhl Petri zu Rom, daß er so sehr angefeindet werde und daß die Bande der Einigkeit mit ihm von Tage zu Tage lockter werden oder gar sich ganz lösen, daß das Ansehen der Kirche an allen Orten immer mehr abnehme und die Diener der Kirche der Verachtung Preis gegeben seien, daß die heiligen Gebote nicht geachtet und die heiligen Gebote verpörrt würden, daß man Alles, was die Religion betreffe, für alte Weiberwörter und bloßen Aberglauben halte. Er verdammt ferner die gar verderblichen Sophisten, welche keinen Unterschied unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen machen und jede Religion für selig machend erklären, welche diejenigen, die die angeborene oder sonst angemessene Religion verlassend, eine andere, und wäre es auch die katholische, annehmen, des Leichtsinns und der Thorheit beschuldigen. Er nennt die Philosophie dieser von ihm so genannten Sophisten ein gräßliches Ungeheuer von Gottlosigkeit, indem nach derselben der Wahreit und dem Irrthum, der Tugend und dem Laster das gleiche Lob des Rechtes und der Vorzug des Guten erteilt werde, er nennt dieses System der Unterschieblichkeit (indifferentia) der Religionsbekenntnisse ein bößes verderbliches und der gesunden Vernunft widersprechendes, indem diese Lehre, daß wenn von den Religionen, die unter einander nicht übereinstimmen, eine die einzig wahre sei, die andere nothwendig falsch seyn müßten, und daß zwischen Licht und Finsterniß keine Verbindung Statt finden könne. Er ermahnt daher die Patriarchen, Primaten u. s. w., die Bischöfe zu betreiben, daß die katholische Religion die einzig wahre sei, nach dem Vorgange des Apostels, der da sagte, daß nur Ein Herr, Ein Glaube und Eine Taufe sei, und daß

22) Es wird unter andern in der katholisch-theologischen Zeitschrift, welche unter dem Titel: „von der katholischen Kirche“ hieß und Comp. in Breslau erscheint, im zweiten Heft des Jahrgangs 1830, S. 270 fg. mitgetheilt.

derjenige verdammt sei, der, wie Hieronymus sagt, außer diesem Hause ein Lamm esse und Alle in der Sündfluth unterkommen müßten, die nicht in der Arche des Noah gewesen seien. Denn den Menschen sei außer dem Namen Jesus ein anderer, der uns zur Seligkeit führen könne, nicht gegeben, und nur der werde selig, der da glaube: wer aber nicht glaube, müsse verdammt werden²³). Er ermahnt darauf zur Wachsamkeit gegen diejenigen, welche die Bibel nach einer neuen, nicht mit den Vorschriften der Kirche übereinstimmenden Erklärung, wie sie ein Jeder aus sich selbst schöpfe, in verschiedene Sprachen übersetzen und verbreiten, ja sogar mit den größten Kosten unter eobor Wölfern unenigentlich vertheilen, und so statt des Wassers heilbringende Weisheit ideltisches Gift darreichen. Er verweist dabei auf Dakenige, was schon früher Päpste in Betreff des dadurch den Christlichen Wölfern zuwachsenden unermesslichen Nachtheils und zur Vergütung desselben gethan haben, auf den *index concilii Tridentini*, und das, was die *congregatio indicis* verordnet, und erklärt laut und offen, daß nur diejenigen lateinischen Übersetzungen erlaubt seien, welche der päpstliche Stuhl gebilligt habe und die mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern versehen seien. Denn, wie die Synode von Trident ausgesprochen habe, Niemand solle in Sachen des Glaubens und der christlichen Moral (in rebus fidei et morum ad dedicationem doctrinae Christianae pertinentium) auf seine Klugheit sich verlassen und die heilige Schrift nach seinen Ansichten auslegen, gegen die Erklärung der Kirche und die übereinstimmende Meinung der Kirchenväter. Pius VIII. eifert sodann gegen alle geheimen Gesellschaften, die, gegen Gott und Fürsten feindselig gesinnt, damit umgehen, Verderben der Kirche, den Ketten Unterdrückung alles wahren Glaubens, Unheil zu bereiten und wiederholt das Anathema der Päpste Clemens XII., Benedict XIV., Pius VII. und Leo XII. gegen diese geheimen Secten aller Namen und Gattungen. Er kommt dann auf die geheime Gesellschaft derer zu sprechen, die den Zweck haben, die Gemüther der Jugend, welche in

Gymnasien und Lyceen gebildet und unterrichtet wird, zu verderben und durch gottlose Lehren auf die Abwege Baals zu führen, und welche es bereits dahin gebracht haben, daß jene Jugend, ohne Scheu vor Religion, ohne Sitteneinheit und wahre Kenntniss, göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tritt und keiner Schamthat sich schämt. Er ermahnt die Patriarchen, Primaten u. s. w., dafür zu sorgen, daß nicht allein wissenschaftlich gebildete, sondern auch sittlich fromme Männer die wahre Jugendbildung leiten möchten, und besonders sollten die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe die vom Concilium zu Trident ihnen übergebene Aufsicht über die Seminarien vorzüglich wachsam führen. Er ermahnt sie ferner, da die Pest verderblicher Wüther also weit, wie ein Krebs um sich greife, sie sollten über die ihnen anvertrauten Schafe wachen, daß diese nur mit dem sich nähren, was die Stimme Petri ihnen empfehlen und rathe werde, dasjenige aber, worer diese sie warne, als schädlich und ansteckend sitzen und vermeiden. Im Gefühle besonderer Sorge für das Heil der Seelen fordert er die Patriarchen u. s. w. auf, den Glauben an die Heiligkeit der Ehe nach Kräften unter der anvertrauten Herde zu erhalten, damit Nichts geschehe, was der Würde dieses Sakraments Abbruch thue, die Ehe entweiche und an der Unauflösbarkeit irgend einen Zweifel erregen könne, und es seien zu diesem Zwecke die christlichen Wölfer zu belehren, daß die Ehe nicht allein nach menschlichem, sondern nach göttlichem Gesetze behandelt, daß sie nicht zu der Klasse irdischer, sondern heiliger Dinge gerechnet, daß Alles der Kirche untergeordnet werden müsse. Denn die eheliche Vereinigung, von Christus mit der Würde des Sakraments erhöht und mit himmlischen Gaben bereichert, will nicht allein Nachkommenschaft erzielen, sondern drabstichtigt vielmehr, diese für Gott und die göttliche Religion zu gewinnen, und sie bezeichnet, als ein heiliges Zeichen der unsterblichen Liebe Christi zu seiner Braut, die ewige und innige Verbindung Christi mit seiner Kirche. Daher müssen die Wölfer belehrt werden, was die Kirche in dieser Beziehung anordne, bestimme und verdamme, damit sie Alles thun und beobachten, was das Wesen des Sakraments verlangt.

Auch das Kunstschreiben des Papstes Pius VIII. an den Erzbischof und die Bischöfe der rheinischen Kirchengenossenschaft d. v. Rom den 30ten Junius 1830²⁴) presdigen den ärgsten Ultramontanismus. Die Bischöfe werden darin aufgefordert, der weltlichen Macht das Recht streitig zu machen, Diöcesan-Synoden zu bestätigen oder zu verwerfen, die Diöcesen einzutheilen und die Candidaten zu den heiligen Weihen und kirchlichen Ämtern auszuwählen. Die selbstständigen Verfügungen des Staates über moralische und religiöse Institute, über Seminarien und andere geistliche Veranstellungen, über Kirchendisciplin und über andere Gegenstände des äußern Kirchenbamb werden Erneuerungen genannt, die auf falschen und irrigen

23) Die Kammer, h. h., die Laien sollen also unterrichtet werden, daß die Lehren der allen folgemaßenden eömlichen Kirche, und (ne des Protestantismus sich gegen ihre Fiden und Wahrheit und Treue, Verschaffenheit und Schindlichkeit, Tugend und Kraft. Es ist interessant darüber die eömliche des jeuitischen Alerte in Frankreich commenten zu hören. De la Kennaal meint, der Protestantismus sei im Begriffe, auf seinen eignen Ruinen für immer einzusinken; er hält ihn für eine bereits in Fäulnis übergegangene, der unermesslichen Auflösung nahe Secte. Sein Kampfgenosse de Waillet ist der nämlichen Meinung; nur läßt er die Köhler der verirrten Schafe bald mit der anglikanischen, bald mit der griechischen Kirche beginnen. An einer andern Stelle fast er freilich, der Protestantismus sei eine unheilbare, gleich der Pest bisweilen unterbreche, aber immer wiederkehrende Krankheit des menschlichen Verstandes, welche nur mit der moralischen und physischen Auflösung der Gesellschaft und des menschlichen Geschlechtes enden werde. Die öffentliche Meinung führt jedoch eine andere Sprache. Diese will trotz aller Gegenbehauptungen der Päpste kein Papstthum mehr, und diesen Wunsch der aufgeklärten Welt wird wohl die Zukunft nicht Lügen streuen.

24) E. die kaiserliche Kirchenkanzlei von Dr. Götsch 1830, E. 645 u. s. w. es auch seinem ganzen Inhalte abgetruckt ist.

Grundfäden beruhten, und die der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider laufen seien. Den Bischöfen wird es zum Vorwurfe gemacht, daß sie die ihrer Sorge anvertrauten Gläubigen nicht gleich auf diese verderblichen Staatsbeschlüsse aufmerksam gemacht hätten. „Eure Pflicht war es,“ heißt es in dem Rundschreiben, „Eure Hirtenstimme zu erheben, zur Bückigung der Irrenden, zur Beseitigung aber und zum Schutze der Frommen, nach dem Auftrage des Weltapostels: Die sich vergehen, die strafe im Angesichte Alles, damit auch die Übrigen sich fürchten. Eure Pflicht war es endlich, das Beispiel der Apostel nachzuahmen, die jenen, welche ihnen das Recht entreißen wollten, das Evangelium frei zu verkünden, zur Antwort gaben: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Der Papst dringt darin auf Bittererung aller den freien Verkehr der Bischöfe mit Rom beschränken Beschlüsse und droht endlich mit apostolischen Maßregeln. Es müssen bei dem mannichfaltigen Mißbrauche der Hirtenbriefe die weltlichen Regierungen im Geiste des 19ten Jahrhunderts darüber auf ihrer Hut seyn und darauf bestehen, daß keine päpstlichen und bischöflichen Rundschreiben ohne ausdrückliche Statusermächtigung auf irgend eine Weise kund gemacht werden.

(Alexander Muller.)

Hirtenflöte, Panflöte, f. Flöte.

Hirtengedicht, Bukolisches Gedicht, f. Idylle.

Hirtengerichte, f. Hirtenstab.

Hirtengras (Plantago coronopifolia), f. Phleum pratense.

Hirtengüßel, f. Eupatorium cannabinum.

HIRTENHAUS (das), die Wohnung des Hirten, wird an den meisten Orten als Eigenthum der Gemeinde betrachtet und muß daher von derselben in baulichem Stande erhalten und nöthigen Falls neu gebaut werden. Zur Herbeischaffung der Baustoffen ist die an manchen Orten gebräuchliche Einrichtung gemacht, daß der Hirt jährlich einen so genannten Leihlauf erlegt. Ubrigens sind die Hirtenhäuser auf Dörfern nicht selten Sammelplätze niedrigen Gefindels und verdächtiger Herumzügler und deshalb anrüchig.

(R.)

Hirtenhorn, f. Horn.

HIRTENHUND, der, (Landwirthschaft) ein Hund, der entweder zur Leitung der Viehherden allein, oder zu dieser und zugleich zur Vertheiligung des Viehes gebraucht wird. Nach diesem verschiedenen Gebrauche sind die Hirtenhunde von verschiedenen Rasse. Wo es Wölfe und Räuber gibt, hat man große von der Rasse der Bullenbeißer; in Deutschland halten meist nur Schäferhunde von einer kleinen Spielart, wahrscheinlich Vaskarte vom Pudel und Spitzhund, die gewöhnlich bei hängenden Ohrenlappen langhaarig und zottig sind. Der Hirtenhund muß gefräßig und aufmerksam wie ein Pudel, leicht und schnell im Lauf und abgebartet seyn. In seiner Pflege gehört, daß er sein nahrungsreiches, meist aus Weizen bestehendes Futter reichlich und ordentlich erhält, weil er unter allen Hunden am meisten arbeiten muß, nicht etwa mit Hiesel von ge-

fallenem, vorher krankem Vieh, welches bereits in Verwesung übergeht, gefüttert wird, seinen Mangel an frischem gesunden Wasser leidet, und nach großer Erquickung nicht zur schnellen Abkühlung im Wasser oder Saufen gelassen wird. Schäferhüter haben die Bemerkung gemacht, daß schwarze Hirtenhunde Veranlassung geben, daß sehr viele schwarze, oder schwarzgefleckte Lämmer fallen.

(Friedr. Heusinger.)

Hirtenkönige, f. Hyksoa.

Hirtenlager } , f. Nomaden u. Horde.

Hirtenleben } , f. unt. Hirt.

Hirtenlohn, f. unt. Hirt.

Hirtenmantel, f. Geranium Robertian. Linn.

Hirtenmässiger Styl, f. Landschaftsmalerei.

Hirtenmusik, f. Pastorale.

Hirtenmantel, f. Scandix pecten Veneris.

Hirtenpfeife, f. Flöte.

Hirtenpfennige, f. Pfennige u. Friedrichshafen.

Hirtensackel, Hirtensackkraut, f. Thlaspi bursa pastoris.

Hirtenschauispiel, f. Pastorale u. Schauspiel.

Hirtenschutt, Hirtenschütte, f. unt. Hirt.

HIRTENSOLDATEN, Buloen, von Bulois, dem Hirtenplatz bei Alexandrien so genannt, waren fühne räuberische Hirten in Aegypten, die unter Mark Aureis Regierung 172 von dem Priester Apollon aufgereizt, einen geistlichen Aufruhr erregten. Sie ermordeten einen Centurio und seinen Gefolgten, die sie mit List in ihre Mitte gelockt hatten, verschworen sich bei deren Leiden, und dann überwältigten sie alle in Aegypten befindlichen Römer. Schon wollten sie sich Alexandriens bemächtigen, als es dem Statthalter Cassius von Syrien gelang, sie unter einander zu entzweien und dann in einzelnen Kämpfen zu überwältigen, da er ihnen eine Schlacht zu liefern nicht gewagt hatte. (Dio Cass. L. 71. c. 4.)

(Rauschnick.)

HIRTENSTAB, im eigentlichen Sinne der zu mancherlei Zwecken bestimmte Stab des Hirten, insbesondere der lange, am obern Ende gekrümmte und mit einem Haken und einem schaufelförmigen Eisen versehene Stab, dessen sich der Schäfer bedient, die fortlaufende Schale auszufallen oder Erde zu fassen und wo es seyn muß, den Schafen nachzuwerfen. Da nun von den ältesten Zeiten an Kerkir mit Hirten und ihr Beruf mit dem eines Hirten verglichen zu werden pflegten, so kam auch der Hirtenstab als Symbol der Seiforge und der da mit verbundenen geistlichen Gerichtsbarkeit in Gebrauch und wurde Abzeichen der Bischöfe und Klosterherren (Bischofsstab, Krummstab). Im Mittelalter ließ auch so die niedere Gerichtsbarkeit der Kirchen und Kerkir über Bauergüter und Leibeigene. Ist ist Hirtenstab einerlei mit Hirtengericht und bezeichnet das Recht einer Gemeinde, einen Hirten zu bestellen, Ausschlag des Viehes zu ordnen, Vieh zu pflanzen, kurz die Gerichtsbarkeit über Weide und Trift.

(R.)

Hirtenstab, 1) Akron, f. unter Bootes (1ste Ent. XII, 4.); 2) Bol. f. Dipsacus pilosus.

Hirtentäschchen, f. *Thlaspi bursa pastoris*.

Hirtentasche, f. Tasche.

Hirtenvogel (*Chauva chavaria Illig.*), f. Parra char. Linn.

Hirtenvolk, f. Nomaden.

Hirth (Bogt.), f. Hirt.

HIRTIA LEX, wird bei gleichzeitigen Schriftstellern, hauptsächlich, wo nicht allein, nur in Cicero (Philipp. XIII. cap. 16.) speciell erwähnt, wo es nach der Vulgata heisst: „Neminem Pompejanum, qui vivat, tenere lege Hirtia dignitates? Qui quæso jam legis Hirtiae mentionem facit? cujus non minus arbitror latorem ipsum, quam eos de quibus lata est, poenitere. Omnino mea quidem sententia legem illam appellare fas non est; et, ut sit lex, non debemus illam Hirtii legem putare.“ Der Inhalt des Gesetzes ergibt sich aus Cicero's Worten hinreichend und es kann auch wohl nicht zweifelhaft seyn, daß es unter Cäsar und zwar zwischen den Jahren 705—710 v. Roms C. auf Antrag des Prätors und nachherigen Consuls Julius Hirtius gegeben sei, welcher bekanntlich am 16. April 711 v. R. C. nebst Pansa in der Schlacht bei Modena fiel. (Adolph Martin.)

HIRTIVS, HIRCIUS (Aul.), römischer Legat, welcher unter C. J. Cäsar in Gallien diente, ihm sehr befreundet war und sich auch im Kriege desselben gegen

Pompejus zu seiner Partei hielt ¹⁾. Er gab prächtige und glänzende Gastmähler und hatte auch Cicero, dessen Unterricht er in der Redekunst genoß, häufig dabei, weshalb dieser scherzend sagt ²⁾: Hirtium ego et Dolabellam dicendi discipulos habeo, coenandi magistratos. Mit Vibio Pansa befreundete H. das Consulat und fiel, wie dieser, in der Schlacht bei Rutina gegen Marc. Antonius (711 nach Erbauung Roms), als er den in Rutina eingeschlossenen D. Brutus befreien wollte ³⁾. Man legt jetzt allgemein diesem Aul. Hirtius das 8te Buch von Cäsar's Schrift de Bello Gallico bei ⁴⁾; ingleichen die Cäsar's Werken gewöhnlich beige fügten Bücher de bello Alexandrino und de bello Africano ⁵⁾. Endlich ist man auch geneigt gewesen, ihn auch als Verfasser der Schrift de bello Hispanico zu betrachten, doch sind Darstellungsweise und Stil etwas abweichend ⁶⁾. (R.)

HIRTUS, heisst in der botanischen Terminologie borstig, kurzhaarig, mit ziemlich steifen, mäsig langen, nicht dicht beisammen stehenden Haaren besetzt. (R.)

Hirudineae, f. Hirudo.

Hirudinella, f. Distoma.

Hirudines, f. Hirudo.

¹⁾ Doch schildet Drelli in seiner Ausgabe von Cicero's Werken (Tom. II. Part. 2. pag. 592. Note 10) vor, Statt der obigen Eingangsworte zu lesen: „teneri lege Hirtia dictitatus“ was allerdings sehr viel für sich hat. ²⁾ Cergl. *Pighius annal. III. p. 457. Anton. Augustin. de legib. et Scis. h. a.*

³⁾ Cic. *Epist. ad Attic. VII. 4.* ⁴⁾ *Epistol. ad divers. IX. 16.* ⁵⁾ *Sueton. vit. August. cap. 10. 11.* *Xiphilin. p. 33 ff.* ⁶⁾ Schon *Sueton. vit. Jul. Caesar. cap. 56* sagt: Nam Alexandrii Africani et Hispaniensis (belli) incertus auctor est (Caesar). Alii *Oppianum* putant, alii *Hirtium*, qui etiam *Gallici belli novissimum imperfectumque librum* suppleverit. ⁷⁾ Vgl. Bähr's Geschichte der römischen Literatur. S. 268 und die von ihm gegebenen Nachweisungen. ⁸⁾ Bähr a. a. D. und die dort angeführten Kritiker.

Ende des achten Bandes zweiter Section.

Nachträge und Ergänzungen

zum

achten Bande der zweiten Section.

HILLEL (הלל), ein in der hebräischen Religions- und Literaturgeschichte nicht selten vorkommender Name ¹⁾, ist vorzüglich durch zwei Männer berühmt geworden: durch Hillel den Ältern und Hillel den Jüngeren. Mit Uebergang der übrigen minder bedeutenden soll hier nur von diesen Beiden die Rede seyn.

1) Hillel hieß (H. der Ältere), gebürtig aus Babylon ²⁾, daher auch Hillel der Babylonier genannt ³⁾, nach gewöhnlicher ⁴⁾ Annahme von mütterlicher Seite aus davidischem Geschlecht, von väterlicher aber dem Stamme Benjamin angehörend. Sein Geburtsjahr setzt Bartolocci ⁵⁾ ins J. 3648 (v. Ersch. der Welt) oder 112 vor Chr. Geb.; Hieronymus ⁶⁾ läßt ihn kurz vor Christus leben. Merkwürdig ist, daß der jüdische Geschichtschreiber Flav. Josephus seiner nicht gedenkt, da Hillel doch allen Angaben der Juden ein sehr bedeutender und einflußreicher Mann gewesen seyn soll. Man hat daher vermutet, er möge mit dem Phariseer Pollio, von dem Josephus berichtet, oder dem Hohenpriester Hananeel eine und dieselbe Person seyn. Erstere Meinung hat die meisten Anhänger gefunden ⁷⁾. Über die frühere Lebensgeschichte Hillels herrscht tiefes Dunkel; seine Ältern werden als sehr arm bezeichnet, was dem aufstrebenden Sohn in seinem Durst nach geistiger Ausbildung hinderlich war.

Einer seiner zwei Brüder, Namens Schabbana erwarb, wie erzählt wird, sich großen Reichtum, unterstützte ihn aber nicht ⁸⁾. Die nachmalige Erhebung Hillel's wird von den Rabbinen als eine Belohnung seiner Geduld betrachtet und der Ausdauer im Studium unter sehr ungünstigen und niederdrückenden Umständen. In einem Alter von 40 Jahren begab er sich nach Jerusalem ⁹⁾, wo damals Schameja und Abtalion Vorleser und die wichtigsten Lehrer waren. Durch ihren Unterricht bildete er sich dermaßen aus, daß er als ein Mann von 80 Jahren zum Haupt des Sanhedrin ernannt wurde und zog viele Schüler (nach Abrahanel ¹⁰⁾ 1000), welche seine Ansichten auf eifrige Verstandten; Zeugnisse seiner Erfahrung und Lebensklugheit geben zahlreiche Sprüche, welche in den so genannten Sprüchen der Vätern stehen ¹¹⁾. So sagt er z. B. ¹²⁾: „Wer nach Ruhm strebt, verliert seinen Ruhm; wer nicht wächst, nimmt ab und wer nichts lernt, verliert den Tod und wer die Krone mißbraucht, verliert sie.“ Und an einer andern Stelle ¹³⁾: „Trenne dich nicht von der Gemeinde, trauere dir selbst nicht bis an den Tag deines Todes, richte deinen Rücken nicht, bis du dich an seine Stelle gesetzt hast.“ In dem übertriebenen Stile der Psalmisten ¹⁴⁾ heißt es daher von ihm: „Kein Wort der Weisen ließ er ungelernt; er lernte alle Sprachen, er lernte die Rede der Berge, Hügel und Thäler, die Rede der Bäume und der Kräuter, die Rede des Wildes und der Kisttiere, die Rede der Dämonen und lernte alle Sprüche u. s. w.“ Schon Bartolocci ¹⁵⁾ deutet darauf hin, daß man jene Lobsprüche nicht wörtlich nehmen müsse. Die Tradition hat auch Beispiele seiner großen Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen aufbewahrt. Sein Streben ging, wie Jost ¹⁶⁾ ganz richtig bemerkt, dahin

1) S. die lange Reihe derselben in Wolff's Bibliothec. Hebr. Vol. I. p. 351. II. p. 824 ff. III. p. 233. 34 und IV. p. 815. 2) Zachar Juchasin. p. 55. Gedaliah Schalscheleth Hakkabbala. p. 26 a. Dav. Ganz im Zemach David. 3) Penechim. cp. 6. 4) Gedalia. a. a. D. p. 25. b. führt die verschiedenen Meinungen an. 5) Eng. Griger (commentat. de Hillel et Schammai. f. II.), in T. galon. thes. antiquit. sacr. Vol. XXI. p. 1185 tritt der Ansicht bei, daß Hillel von väterlicher Seite ein Nachkomme Dawids, und zwar weil der Heuter Hillel's das Haupt der babylonischen Juden gewesen (Maimonid. in Saanhedin. cp. IV. Gedalia. a. a. D.) und dazu nur Nachkommen Dawids in gerader Linie genommen werden würden. Wolff ist ebenfalls der Meinung, daß er von väterlicher Seite davidischen Ursprungs sei (a. a. D. II. p. 824), weil Bezug auf mehrere Auctoritäten. 6) Biblioth. Rabbinae. T. II. p. 784; wahrscheinlich auf Ganz Auctorität sich stützend (vergl. Wolff a. a. D. II. p. 824.). 7) Zu Jer. VIII. s. 7. Wolff a. a. D. II. p. 828) theilt sie und gibt die Schriftsteller an, welche sie erwiesen haben; vergl. Calmer's biblisch. Wörterb. (2. Abt. des teutisch. Wörterb.)

8) Juchasin. p. 55. b. 9) Araham ben Dior in lib. Cabbale (de Stelle bei Wolff a. a. D. II. p. 824.). 10) Wer rede zu Nachalath Avot; im Bava Bathra cp. 8. p. 130 werden ihm 800 beigelegt. 11) Vergl. die Zusammenstellung derselben in Bartolocci's Biblioth. rabbin. T. II. p. 791 ff. 12) Pirke Aboth cp. I. Nr. 13. (nach Gwal's's Ausg. S. 19.) 13) a. a. D. Cap. 2. Nr. 6. (Gwal's's Ausg. S. 50.) 14) Maaschech Sopherim cp. 16. Halach. 9. 15) Biblioth. rabbin. T. II. p. 787. 16) Gesch. der Jüdenth. seit d. Zeit der Makkab. 1. Bd.

das Gesetz zu vereinfachen und in geringfügigen Dingen Strenge und Rigorosität zu entfernen. Hierin war Schammai, der eine Zeit lang seinen Unterricht gegeben hatte, das gerade Gegenheil derselben und die verschiedene Denkart beider hochachteter Lehrer theilte sich auch den von ihnen ausgehenden Schulen der Hillelianer und Schammaiten mit¹⁷⁾. Durch höhere Entscheidung (ein so genanntes Bathkol) wurde aber zu Gunsten Hillel's und der Seinen entschieden; demnach haben die spätern Juden gewöhnlich seine Meinung angenommen. Nach den Sprüchen der Räter¹⁸⁾ ward jener Streit im Namen des Himmels geführt, d. h. wohl so viel als, nicht aus Streitsucht, sondern aus dem höhern Interesse für die Wahrheit¹⁹⁾. Worin Hillel und Schammai eigentlich mit einander in Widerspruch gewesen, darüber sind die Ansichten sehr abweichend²⁰⁾; aber man nahm die Sache doch so wichtig, daß der Tag, an welchem der Streit entstanden seyn soll (9te Adar, zu den Fasttagen gehört²¹⁾. Nach Raimontides soll der Gegensatz bloß in der Methode ihrer Beweisführung gelegen haben²²⁾, wogegen sich indeß Vieles sagen läßt²³⁾; nach Andern in gewissen Begriffs, wahrscheinlich aber lag er in der Quelle ihrer Lehren, so daß Hillel mehr auf die mündliche Tradition, mit der er sich offenbar befähigt hat, Schammai dagegen auf das geschriebene Gesetz hielt²⁴⁾. Einige Einrichtungen, besonders die mit dem Namen Perubol (פרובול) bezeichneten²⁵⁾, kommen von Hillel her; auch machte er sich um eine bessere und einfachere Anordnung der Uebersetzungen verdient²⁶⁾ und ist in sofern als ein Vorläufer von Juda dem Heiligen zu betrachten, von welchem die Ökonomie der Mischna in ihrer damaligen Gestalt herrühren soll. Auch wird der fern Hillel von einigen Gelehrten ein biblischer Coder zugeschrieben, welcher indeß von andern seinem Namensgenossen beigelegt wird²⁷⁾.

2) H. Hannasi (der Fürst), Sohn des Rabbi Juda Nasi und Großknecht Juda des Heiligen.

Von H. dem Ältern, soll er im 10ten Ueblie abflammen²⁸⁾ und in das 4te Jahr, nach Chr. gebühren. Bekannt ist er als Begründer der Ara von Erschaffung der Welt unter seinem Volke²⁹⁾; er bestimmte die Solstitien und Äquinoccien genauer, führte einen Jahrescyclus ein von 19 Jahren, und schaltete in das 3te,

6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te Jahr einen ganzen Monat ein, damit nicht bei der unter den Juden gewöhnlichen Weise das Jahr zu bestimmen ferner ein volles Verrücken der Jahreszeit Statt finden könne³⁰⁾.

(A. G. Hoffmann.)

HINDOSTAN, HINDUSTAN. 1. Name und horizontale Dimensionen. Drei Halbinseln von großer Flächenaunderung lebten sich im S. an den jugendlichen Körper des asiatischen Continents; es sind die arabische im W., die indische in der Mitte, die indochinesische im O. Unter gleichen Breitenparallelen, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen vielfach verschwimmt, aber mit verschiedener Oberflächengestaltung, mit verschiedenen Völkerverhältnissen und verschiedener Weltstellung unter einander, bildet doch jede dieser Halbinseln eine Welt für sich. Die mittlere und die östlichste dieser Halbinseln wurden früher unter dem Namen Drakindien begriffen; jene nannte man die Halbinsel dieses, diese die Halbinsel jenseit des Ganges; erst in neuerer Zeit führte man die Namen Vorder- und Hinterindien und Hindostan und indochinesische Halbinsel ein, welche letzte die bezeichnendsten sind. Die mittlere dieser Halbinseln, das Hindostan der Perser soll hier der Gegenstand unserer Betrachtung seyn. Die Aborigines des Landes gaben demselben den Namen Medvama oder Mittelpunkt der Erde, und Panababumi oder Land der Argenten.

Hindostan gränzt gegen N. an das tibetianische Hochland, gegen O. an die indochinesische Halbinsel und den bengalischen Golf des indischen Oceans, gegen S. an den indischen Ocean, gegen W. an das erythräische oder arabische, persisch-indische Meer, gegen NW. an den Osthaf des hohen iranischen Plateaus oder die Reiche Meluschkistan und Afghanistan, wovon letztes in neuerer Zeit auch Theile des eigentlichen Hindostan mit seinem Staatskörper vereinigt hat. An der SO. Spitze der Halbinsel liegt die Insel Ceplon; diese ausgeschlossen, breitet sich Hindostan zwischen 8° 5' und 53° 47' N. Br. und zwischen 85° — 110 östl. Länge von Ferro aus. Die Gestalt Hindostans gleicht einem verschobenen Rhombus; eine Diagonale von den Mündungen des Indus gegen D. zu denen des Ganges gezogen, gibt in einer Länge von 530 geogr. Meilen die größte Ausdehnung in genannter Richtung an, und theilt den Rhombus in 2 fast gleichschenkelige Triangel, deren spitz Winkel im N. bei Beh oder Bokah, im S. im Kap Comorin liegen. Eine andere Diagonale, zur Verbindung dieser Winkelspitzen gezogen, gibt die Ausdehnung Hindostans von N. nach S. zu 400 geogr. Meilen. Die Gestadkrümmung beträgt dagegen von den Indusmündungen bis Kap Comorin 450, von hier bis zu den Gangesmündungen 420, zusammen 850 geogr. Meil. Das Areal des Ganzen beträgt in runder Zahl 65,000 geogr. QM., wovon auf den nördl. Triangel, das Hindostan im engeren Sinne, 54,775, auf den südlichen oder die eigentliche Halbinsel

©. 157. Vergl. auch P. Beetz Geschichte, Lehren und Meinungen aller religiösen Secten der Juden. 1r 2Bd. S. 129 ff. 17) Harpocration a. a. D. p. 789 ff. 18) Gap. 5. Nr. 19. (S. 173 nach Ewald's Ausg.). 19) Vgl. Hagius l. b. St. (bei Ewald a. a. D. S. 173. 74 wiederholt). 20) Vgl. Seliger a. a. D. Wolf a. a. D. P. H. p. 826. 27 und die von ihnen bemerzten Schriftsteller. 21) Wolf a. a. D. p. 826. 22) Praef. ad commentar. in Mischna. fol. 3. 23) Vgl. Wolf a. a. D. und seine Gewährsmänner. 24) Wolf a. a. D. p. 827. 25) Vgl. darüber Burdorf im Lexic. Talmud. fol. 180. b. Verzüglich aber Bartolocci a. a. D. p. 787 ff. 26) Schalschele, hakub. p. 26. Juchasin. p. 56. 27) S. über diesen verloren gegangenen Coder des A. L. Wolf a. a. D. p. 289. 90. 28) Gans im Zemus. S. 545. 29) Vgl. darüber Bartolocci a. a. D. p. 415. 459 u. 545.

80,220 □ M. kommen. Hindostan's Flächenraum gleich daher dem des europ. Auslands.

II. Das Relief Hindostan's.

Die Oberflächen Hindostan's sind dreierlei; sie bestehen:

1) aus dem großen Gebirglande des Himalaya, dem größten Riesengebirge der Erde. Wie das hohe europäische Alpengebirge lag sich der lombardische Tieflandschloß im N. vorlagert, so hier das indische Alpengebirge dem indoganzetischen Tieflande; während jenes aber durch seine Ausguckelheit ein vermittelndes Glied zwischen dem N. und S. Europa's bildet, gibt sich dieses als ein hemmend, als eine fast unüberwindliche Schiedswand zwischen den Völkern, Stämmen und Kulturen, und trug zu der Individualisirung Indiens außerordentlich bei;

2) aus dem großen indoganzetischen meergleichen Tieflande, oder Centralindien. Im N. vom Himalaya, im W. vom indopersischen Gränzgebirge, im D. von dem Gebirglande der Birmanen, im S. von dem Hochlande Delan eingeschlossen, stößt es auf seiner SW. und SE. Seite an zwei sehr verschiedene Meere;

3) aus der eigentlichen indischen Halbinsel, dem Dmipa der Hindus, seiner Lage nach von ihnen Delan ober der Ecken genannt; ein in sich geschlossenes erhabenes Plateauland, mit schmalen Küstensäumen, der Sitz der ältesten indischen Stämme und aller indischer Kultur.

Das Areal dieser verschiedenen Oberflächen gibt sich folgender Maßen; es enthält nämlich:

	geogr. □ M.
Das Gebirglande des Himalaya mehr als	12,000
Das Tiefland Centralindiens	21,725
Das Plateau Delan mit der kleinen gegen Halbinsel Gujurate	25,550
Die tiefen Küstensäume Delan's	5680
	zusammen 64,955
oder in runder Summe 65,000, wozu noch die Insel Ceylon mit 966 □ M. kommt.	

Bei einer näheren Betrachtung dieser Naturtypen verweisen wir in Betreff des Himalaya auf dies. Art. und haben deshalb nur nöthig, uns hier mit dem indischen Tieflande und dem Plateau Delan zu beschäftigen.

A. Das indische Tiefland oder Centralindien.

Die Länge dieses Flachlandes von den Indus bis zu den Gangesmündungen beträgt, wie schon erwähnt, 330 geogr. Meil., seine größte Breite vom Ägze des Himalaj bis zum Meere, beträgt im W. Breite 200, im D. nur 60 solcher Meilen, und wird in der Mitte durch die nördlich abfallenden Vorflüsse Delan's bis auf 40 Meilen eingengt.

Die ganze Fläche kann natürlich in 2 große Theile zerlegt werden, nämlich in das Tiefland am Indus, und in das Tiefland am Gangesstrom.

Das Tiefland am Indus zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach wiederum in folgende Theile: 1)

Pendischab oder das Künstflomland, 2) das Industhal oder die Länder Multan und Sind, 3) die Wüste Sind, 4) die Morassfläche Gurh.

1) Das Pendischab. Dieser Name ist von den Persern aus dem Sanskritischen Panischabada, d. i. das Künstflüssige gebildet, und jetzt allgemein angenommen. Es ist der nordwestliche Theil des indischen Tieflandes und trägt die Namen von seinen fünf Hauptflüssen, welche von W. nach O. Dschilum, Chinab, Kawi, Wepab, Gettelich heißen, sich Anfangs zu je 3 und 2 in 2 Hauptflüssen, welche bei Multan und Bahawalpur vorüber ziehen, und dann bei Uch in einem einzigen Arme, dem Punjund, versammeln, welcher sich bei Mittenot in den Indus ergießt. An die meisten dieser Flussnamen hat das indische Epos Mythen geknüpft, etwa wie der Kampf Jakobs mit Gott sich an den Namen des Flusses Jaddob knüpft. Die natürlichen Gränzen des Pendischab sind also der Indus, der Himalaya, der Gettelich; durch seine 5 Ströme und den Indus wird es in 5 Zweistromländer oder Duabs getheilt. Seine Südgänge reicht in politischer Beziehung jedoch nicht bis zur Mündung des Punjund, sondern nur bis zur Breite von Multan. Das westliche der Duabs, zwischen Indus und Dschilum ist das größte; von der Salzsee des Himalaya bis zur Mündung des Punjund ist es 50 geogr. Meilen lang, zwischen Attek und Tellepur 23, in der Breite von Multan 6 — 7, in der schmalen Landschaft von Archan nur 2 Meilen breit; eine ungeheure Ebene, deren Südspitze sich bei den Überschwemmungen des Indus in ein Süßwassermeer verandelt. Die Duabs zwischen Dschilum und Chinab, zwischen diesem und dem Kawi sind flach, die beiden östlichen wellenförmig. Das ganze Pendischab ist eine Sandwüste, aber an den Strömen sehr fruchtbar, mit reicher Vegetation und eine wahre Kornkommer. In dieser Mittellage zwischen Iran, dem nördlichsten Asien und Hindostan herrschte schon in ältester Zeit indische Kultur, die Großmogul verpflanzten hierher die ausgefeiltesten Obstbäume und Kulturpflanzen, aber jetzt ist das Land mit Ruinen bedeckt, und selbst die alte Mongolen-Residenz Lahore hat ihren Glanz verloren. Jetzt steht das Land unter der Herrschaft der kriegerischen Sikhs, deren theokratische Bundesstaaten den Sitz ihres Nationalrathes nach der Stadt Amritsar verlegt haben. Das Pendischab hat von jeher, seit Alexander d. Gr. bis in die neuesten Zeiten durch seine Beilestellung den wichtigsten Einfluß auf die Geschichte Indiens und ganz Mittelasien ausgeübt; denn die großen Heere, welche aus N. und W. in diese Mittellage mit kühlerem Klima hinab zogen, fanden hier alle Mittel sich zu reetablieren, und auf dieser großen Ebene konnten die gewaltigen Reiterhorden immer weiter gegen D. zu entscheidenden Schlachten vorrücken.

2) Das Industhal, zu beiden Seiten dieses Stromes, von Multan südwärts bis zu dessen Mündungen, vom Gebirge des indopersischen Gränzgebirges über den Sirom bis an die Gränze der Sandwüste Sind. Es ist eine unermessliche, vom Indus befruchtete Ebene,

doch an manchen Stellen, wie um Multan, eine Tramerwüste darstellend, voll Ruinen alter Prachtsstädte, welche noch heute die hier verloren gegangene Kultur bezeugen. Gegenwärtig bildet der obere Theil des Indus-thales unter dem Namen Multan, eine Provinz des Afghaniereichs, der untere unter dem Namen Sind einen unabhängigen Bundesstaat. Überall find hier die einheimischen Hindus unterjocht; ihre Wohnplätze liegen jedoch nur bis zum Mfluß des Stromes, das westliche wird von Afghanen, Beludschis u. f. w. bewohnt. Das Deltaalnd des Indus ist ein Marschland, ähnlich dem des Nil, allein statt der blühenden Dörfer des ägyptischen Delta's sieht man hier nur die Zelte der wenigen Nomaden, die das Land durchschwärmen.

3) Die Sandwüste Sind, erstreckt sich von N. nach S., von der Breite von Multan bis zum Küstenlande Gutch in einer Länge von 110 geogr. Meilen, während die mittlere Breite deren 50 — 60 und mehr, das Areal 3125 geogr. □ M. beträgt. Das Ganze ist eine weite Ebene mit von Winden hin und her bewegten 20 — 100 Fuß hohen Sandtünen, zwischen welchen wenige Grabbüschel, wenig Gesträuch von Mimosen und anderen Dornenwäscheln hindurch ziehen. Der N. B. Theil besteht aus einem harten Thonboden, der unter den Pferdehufen wie ein Bret klappt; überall ist Wassermangel, der Brunnen sind nur wenige, oft 500 Fuß tief, ihr Wasser ist immer brackisch. In dieser Wüste liegen indess von Zeit zu Zeit Oasen, worin Wohnorte mit Bäumen und Gärten umgeben, und es wachsen darin auch Wassermelonen, die süßesten aller Früchte. Wie gefahrlos der Durchzug durch diese Wüste ist, geht aus folgendem Umstande hervor. Von der Karawane, welche mit Lord Cypriane, dem Gesandten nach Kabul, hindurch zog, und welche aus 600 Kamelen, 12 Elefanten, 150 Mann Eskorte und dem Gesandtschaftspersonale bestand, starben in den ersten 8 Tagen 40 Menschen an den Beschwerden des Marsches. Im Norden dieser Wüste liegt das grüne Weideland Gurgana, bekannt wegen seiner zahlreichen Viehherden, wegen seiner reisenden Ahiere, und wegen der Tapferkeit seiner Bewohner, der Baktien. Noch nördlicher, zwischen dem Himalaya, dem Jumna und dem Setleisch, liegt die weite Ebene des Sirhind, der flassiche Boden der Herden des Mahabharata. Es liegt am Eingange in das Zweifeltroml zwischen Jumna und Ganges; auf seinem Boden wurden fast alle Hauptschlachten geschlagen, welche das wechselnde Schicksal von Indien bestimmten. Es wird von den Briten unterworfenen Sindh bewohnt. Die eigentliche Wüste bildet einen Restandtheil der großen Landschaft Radschputana oder Radschputland, d. i. des Landes der Königsöhne. Etwa in deren Mitte liegt der isolirte 2000 Fuß hohe Berg Aboo, der höchste des centralen Indiens, die Zinne der Heiligen genannt. Auf dessen Gipfel reicht der Blick über die ganze Wüste von den blauen Gewässern des Indus im W. bis zu dem mit Weiden bedeckten Betwa oder Bortawanti im Osten.

4) Die Morassfläche Gutch. Sie liegt am erythraischen Meere, zwischen der Wüste Sind, dem östlich-

sten Arme des Indus (dem Soni), dem Meerbusen von Gutch und der Halbinsel Sugurate. Der nordöstliche Theil des so abgegränzten Landes besteht aus einem ungeheuren salzigen Moraste, Kunn genannt, der im Osten mit dem Meerbusen von Gutch im Zusammenhange steht und in der Gegend einet Meere gleicht, aus dem dann nur einzelne Anhöhen inselartig hervorragen. Wenn das Wasser abgelassen ist und die heiße Sonne Indiens ihre vollständige Wirkung ausgeübt hat, bleiben hier zwar weite Sümpfe, aber auch weite Sandebenen und Weiden zurück. Dieser Kunn nimmt einen Raum von 325 □ M. ein; im S. W. wird er durch eine sich bogenförmig krümmende, nicht hohe, aber sehr wilde Gebirgskette, welche 140 □ M. bedeckt, von der trodnen und wasserarmen Küste geschieden, welche den guten Hafen Raundavie besitzt, von wo aus ein wichtiger Handel mit Sind, Afrika und Arabien getrieben wird. Das Gebirge ist mit Gebüsch und Tamarinden bedeckt und schickt wenige Flüßchen theils in das Meer, theils in den Kunn. Die Bewohner von Gutch sind mohammedanische Radschputen unter britischer Herrschaft, deren Commissär in der Stadt Anjar residirt.

Das Tiefland am Ganges bildet das mittlere und untere Stufenland dieses Stromes und nimmt einen Flächenraum von 10,700 □ M. ein. Diese beiden Stufenländer, obgleich beide tiefliegende Ländersflächen, sind doch von einander sehr verschieden.

Das mittlere Stufenland liegt zu beiden Seiten des Ganges, zwischen den so eben beschriebenen Tiefländern, dem Himalaya und den Nordabhälen Delans, von Gangeshöhe der Hurdwar bis zu den letzten Stromschnellen bei Rajemal. Seine mittlere absolute Höhe läßt sich nicht angeben; wir wissen nur, in welcher Höhe es sich an das Gebirgsländ des Himalaya anschließt. Hier im N. der Ebene sind nämlich folgende Höhen bekannt: Radschahi-Ruhut, Jagdschloß beim Dorfe Regsabab am Eintritt des Jumna in die Ebene 1276 Fuß, Belwille bei Seberumpu 1013 Fuß, Hurdwar am Eintritt des Ganges in die Ebene 1027 Fuß, Ghilika am Eintritt der Kossia in die Ebene 1076 Fuß, Munimajra, Stadt und Fort am Eingange des Jales von Pinjor 1220 Fuß über dem Meere. Die Senkung des Stufenlandes ist sehr gering; es ist im Gegenfaze von Bengalen ein milderes Land, mit gesunderem Klima, frei; offen und hügelreich, mit eigenhümlicher Vegetation, von der edlen Gazelle bewohnt. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, häufig mit Sand überdeckt, der sich schnell erzhigt, aber in geringer Tiefe wahrscheinlich eine Unterlage von Thon hat; denn auch im heißen Sommer quillt überall Wasser hervor, welches die Ursache der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes und der üppigen Vegetation ist. Der merkwürdigste Theil dieser oberen Gangesebene ist das Duab zwischen dem Jumna und Ganges: eine durch diese Kiesenflüsse gesicherte Feste, von großer Fruchtbarkeit, in die entpönten Cullane von Multan und Delhi stets eine sichere Zuflucht fanden. Sein Boden ist beinahe wagerecht, wie dieß schon durch die beiden großen Kandle, den Spah-Nehr oder Kanal von

Ali-Muridan-Khan nach Delhi, und den Duablonal, beide aus dem Jumna, an seinem Austritt aus dem Gebirge abgeleitet, hinfänglich angedeutet wird. Die Senkung längs des Jumna von dessen Austritt aus dem Gebirge bis nach Kurnal, beträgt auf dieser Strecke von 13 geogr. Meilen nur 250 engländische Fuß, und Kurnal selbst, obgleich so bedeutend vom Gebirgsfusse entfernt, liegt noch so hoch wie Hurdwar, nämlich 1024 Fuß über dem Meere. Ein anderer, und zwar der nördlichste Theil der oberen Gangesebene, zwischen dem Gebirge und dem linken Ufer des Stromes, von Hurdwar bis Jurrutpabad, heißt Nobilcund; es wird durch eine niedrige Bergkette, worüber viele Pässe führen, von dem Terriani oder der Gränzflusse des Himalib getrennt und von den Nobilla's bewohnt. Der untere Theil des mittleren Stufenlandes des Ganges hat von seinem lieblichen Klima den persischen Namen Behar; sein Boden ist sehr fruchtbar, überall mit Salpeter geschwängert. Der ganze, in Rede stehende Abschnitt des Ganges-Landes, ist dem Hindu das edle Land Wragada, berühmt in seiner ältesten Geschichte, und ihm noch jetzt unter diesem Namen bekannt als unter jeder andern Benennung. Sowohl der Ganges, als viele seiner Nebenströme werden in diesem Wragada für heilig gehalten; im untersten Stufenlande Bengalen hört der Ganges auf, ein heiliger Strom zu seyn.

Das unterste Stufenland des Ganges, oder Bengalen, erstreckt sich vom Fuße des Himalib, bis zum bengalischen Golf, wird von dem Ganges, seinen vielen Armen und Nebenströmen, z. B. Bramaputer, bewässert, und ist 4523 □ R. groß. Es ist ein sehr tief liegender Kessel, ganz der Wirkung des schwülen tropischen Himmels ausgesetzt, aber herrlich bewässert, von erstaunlicher Fruchtbarkeit, und von 26 Millionen Menschen bewohnt. Die Flora ist eigenthümlich: die ganze Natur wimmelt von Leben, vom Elephanten und königlichen Tiger, bis zur Feuersiege und zum Musquito deraf. Besonders merkwürdig aber ist hier das Delta land des Ganges, welches längs der Meeresküste 40 geogr. Meil. lang ist, eine Strecke, welche den Namen Sunderbund führt. Durch viele Windungen des Ganges entstanden und entstehen hier viele dicht bewaldete Inseln. Diese nie aufgehörte Inselebildung im untersten Gangesdelta ist äußerst merkwürdig; 4 Meilen fernwärts liegen der Küste zahllose Sandbänke als untermeerische Fortsetzung des Delta vor, welche nach und nach zu Inseln werden und dann während der Regenzeit sogleich bewachsen und bald mit Hochwald bedeckt sind. Diese Sunderbunds sind, obgleich uncultivirt und nur hier und da von Holzbauern besucht, ein Land der Wunder: Laufende von Kanklen winden sich zwischen den grünen Schattten der Aichholzwälder hindurch, in deren Zweige sich oft die Masten und Segel der Schiffe verirren. Diese Wäldungen sind die Heimath des königl. Tigers von Bengalen; sie werden außerdem von Ebern, Gazellen u. s. f. bewohnt, welche oft herbenweise durch die Kankle von Insel zu Insel schwimmen. Unzählige Vögelcharren beisehen die Zweige der Bäume und des Nachts scheinen Wasser und Wald

von dem Glanze unzähliger lichttragender Insekten in Feuer zu stehen. Die bösen Dünste, welche in der großen Sommerhitze der stillen Wetter entzündet, hin und wieder die Luft durchflammen, gelten den Schiffen für die bösen Geister dieser schrecklichen und wundervollen Wildnisse.

B. Dekan oder der Süden Hindostans.

Dekan zerfällt in 8 Hauptabtheilungen: das Hochplateau in der Mitte, von dreieckiger Gestalt, und die beiden Küstenstriche im D. und W. desselben. Zu diesen Küstenstrichen, so wie zum Tieflande am Indus und Ganges, steigt man indeß nicht unmittelbar hinab, sondern man gelangt dahin erst sowohl im N., als im D. und W. über Randgebirge des Plateau's, durch steile und enge Felsenpässe. Gats genannt, ein Name, welcher auf 2 dieser Gebirge übergegangen ist. Diese Randgebirge sind: im W. die Wessagats, im D. die Dsagats, welche beide sich im südlichsten Punkte unter 11° n. Br. in dem hohen Nil-Gerri-Gebirge mit einander verbinden, und im N. das Windpaz oder Windpachalsystem, dem im W. mehrere Hochländer als Vorflusen von Dekan bis zum Ganges vorgelagert sind. Südlich des Nil-Gerri-Gebirgs liegt eine tiefe und schmale, beinahe bis zum Meeresspiegel durchgerissene Rucke, das Gap, durch welches die südlichen und westlichen Küstensäume mit einander communiciren. Im E. dieses Gap steigt nur noch einmal ein Gebirgsland empor, das wir einseitigen mit dem Namen seines südlichsten Zweiges, das Nil-Gerri-Gebirge nennen wollen. Es stürzt mit dem hohen Felsenap Comorin in das indische Meer.

In Dekan sind also nach einander folgende Naturtypen zu betrachten:

- 1) das Plateau im Innern;
- 2) die Kette der Wessagats und die Rigerri;
- 3) die Kette der Dsagats;
- 4) das Windpachsystem, und die nördlichen Vorflusen Dekans;
- 5) die Rigerri;
- 6) die Küstenebene Coromandel;
- 7) die Küstenebene Malabar und das Gap;
- 8) die Inseln bei Dekan.

1) Das Plateau von Dekan. Es liegt im Innern der Halbinsel, von 11° nördl. Br. bis zu den Tapti und den Nerubuddhastromen, von E. nach W. und dahinwärts immer an Breite zunehmend, und ist ringsum von Randgebirgen umfränzt. Diesem Umfande verdankt das Plateau seinen einheimischen Namen Ballagat, d. i. das Land über den Gats oder Pässen, im Gegensatz zu der Küstenlandschaft Coromandel, welche aus Papragat oder das Land unter den Gats genannt wird. Der südlichste Theil des Ballagat, wo die berühmten Städte Mysore und Seringapatam liegen, wird von den Geographen wegen seiner Lage im Innern Dekans „das Herz von Mysore,“ und wegen seiner Fruchtbarkeit und seines kühleren Klima's, „das stiebliche Plateau von Mysore“ genannt. In anderen Gegenden führt das Plateau auch andere Namen, theils nach den Provinzen, theils eigenhümliche; so nennt man z. B. Süd-Mah-

ratta-Duab das Land zwischen den Flüssen Kistna und Zumbdra, Dmercutus das Hochland, wo die wilden Gauds ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Die mittlere absolute Höhe des Ballagat ist um Mysore 3500 Fuß, um Bangalore 2807 Fuß, um Mandiburga 3400 Fuß, um Dehlapur gegen 4000 F., um Oberabad 2000 F., um Bellari im S. des Zumbdra 2200 F., um Belgaum zwischen den Flüssen Kistna und Hurda 2460 F., um Darnar im Süd-Mabratra-Duab 2400 F., um Punah im Mabratendall 2000 F., um Hurridur 1831 F. (wahrscheinlich die niedrigste Gegend des Plateau's), um Sirah 2223 F. An einzelnen Punkten steigt das Plateau indes weit höher auf, z. B. um Satarab am obersten Kistna 5036 Fuß, ja an vielen Stellen hebt es sich nach Lambton's Beobachtungen bis zur Höhe der Westgats selbst hinan. Der Lauf der Ströme zeigt schon, daß sich das Plateau nach D. hin abfällt, und ihr langsamer Lauf beweist, daß diese Abdachung im Ganzen nur sanft ist; allein das Plateau ist keine Tafelfläche im reinen Sinne des Wortes, sondern seine im Allgemeinen eisemförmige Flächenausdehnung ist nicht nur durch viele Stromtäler durchschnitten, sondern es treten auch viele Bergketten und isolirte Tafelberge und Hügel auf, welche lehrte von unzählbaren Forst und Burgen (Durgs oder Durgos allgemein) gekrönt sind. Viele der Bergketten, welche in allen Richtungen das Plateau durchziehen, sind uns noch unbekannt, nur einige derselben sind durch Lambton's Gradmessung bekannt geworden; ihre relative Höhe über dem Plateau ist gering, und beträgt selten über 900 Fuß. Eine dieser Bergketten, die wir die Kette des Davandrug nennen wollen, durchzieht das Herz von Mysore von N. nach S. und theilt es in 2 Hälften, die westliche von Mysore und die östliche von Bangalore oder Gollur. Auf ihrem breiten Rücken erheben sich die Gipfel Davandrug 4005, Schitlul oder Schitlatul 3829, Davandrug oder Deodmbrug 3940 engl. Fuß hoch. Unter den isolirten Hügel erheben sich auf dem Plateau von Mysore der Berg von Mysore zu 3446, der Bettabapad zu 4350 Fuß, auf dem Plateau von Gollur der Rimandrug oder Rimanghur zu 4229 engl. Fuß absoluter Höhe. Der merkwürdigste der isolirten Hügel ist aber wohl derjenige, welcher die alte Felsenfeste Deogbur, jetzt auch Dowlatabad (d. i. Stadt des Glücks) genannt, trägt. Er liegt im obersten Gebiete des Godaverrystroms, im W. B. und unweit der berühmten Stadt Kuringabad, zwischen dieser und den wunderbaren Grottenhöhlen von Ellore. Es ist ein isolirter Trapp- oder Granitgipfel, einige Tausend Schritt im S. einer von W. nach D. streichenden Bergkette, 500 Fuß über die Ebene erhaben, überall mit steil abfallenden Felsenwänden, ganz in eine Felsenfeste verwandelt, rundum mit Wasser und Gräben umgeben. Durch eine dreifache Mauer gelangt man zu dem Hügel einer 150 Fuß hohen senkrechten Felsenwand von Granit, durch deren Inneres ein 12 Fuß hoher Felsenweg gebauen ist, durch welchen man von Felsen begleitet, 10 Minuten lang immer empor steigend, auf einen freien Raum gelangt, der durch eine eiserne Fallthür geschlossen

werden kann. Über diesem Räume fangen nun die Bauwerke mit den Thoren an; Alles ist in Fels gebauen: Thürme, Wohnhäuser, Brücken, Batterien, Munitionskammern und Zeughäuser bis zu dem Kommandantenhause, das den Gipfel des Berges krönt. Dieser indische Königstein ist das Aorgara des Ptolemäos, die Felsenstadt eines alten Weltmarktes, welche ihrer Größe ungeachtet oft ihre Herren wechselte: in ihrer Geschichte spiegelt sich die Geschichte des ganzen Vorderindiens ab, das seit langer Zeit immer ein Spiel der Fremdlinge gewesen ist. Der Boden des Plateau's scheint überall aus Granit, Gneis und anderen Urgebirgsarten zu bestehen, die darauf aufgesetzten Bergrücken und Kuppen aber aus Feld- und Trappgebirgsarten. Die Physiognomie des Plateau's erinnert an eine englische Landschaft: es ist ziemlich unfruchtbar, beinahe ganz waldblos, nur in den Thälern einschneiden sind Dichtgehölze; an einigen Stellen jedoch gewinnt es durch Anbau oder den Glanz der Städte ein freundlicheres Ansehen; im Ganzen ist es aber dünn bevölkert. Die größere Kühle des Plateau's erlaubt der Kokospalme den Wachsthum nicht; sie gedeiht hier nur an geschützten Orten als Gartenbaum. Dagegen zeigen sich hier die Areca-Palme, der Mangobaum, das Zuckerrohr, Weinträuben, Drangen, Granaten, europäische Gemüse und Obstsorten, die den heißeren indischen Landschaften fehlen. In den bewässerten Ebenen baut man die schönsten Reis- und Getreidearten; wo kein Anbau ist, wuchern sogleich Bambusdickichte und andere Wildnisse und Sümpfe, welche von Tigern und Elephanten bevölkert sind. An einzelnen Stellen sind noch Waldungen von Arkholz, damit ist z. B. das ganze wilde Plateau von Dmercutus bedeckt, wo es jetzt von den Engländern zum Gebrauch ihrer Marine ausgebeutet wird; in früheren Zeiten bedeckten Arkholz- und Bambuswälder wahrscheinlich das ganze Plateau.

2) Die Kette der Westgats und die Nilgerri. Sie beginnt am mittleren Laufe des Kapistromes in der Provinz Khandesh, D. von der Stadt Surate, und zieht etwa vom 22ten bis zum 11ten nördl. Br., also etwa 170 geogr. Meilen weit, gegen S. O. Sie ist das westliche Randgebirge des erhabenen Ballagat: von diesem aus gewährt sie keinen grandiosen Anblick, dagegen stürzt sie mit großer Eitelkeit hinab in den tiefen Küstensaum von Khandesh, Concan, Canara und Malabar. Sie steht größten Theils nur wenige Meilen vom Meer ab, schickt auch einzelne Bergberge an das Meer hinan, bildet aber nur an wenigen Stellen größere Krümmungen um den Küstensaum. Im N. von Bombai zieht sie sich am weitesten gegen D. und steht hier 8 — 10 Meilen vom Meer ab; in der Gegend von Mangalore umschleift sie eine bufenartige Erweiterung der Küstenterrasse, die von dem Laufe der Ströme Netravathy und Gomardary, welche vereint unter den Klauern von Mangalore sich in das Meer ergießen, bezeichnet wird. Von N. nach S. hin nimmt die absolute Höhe der Westgats im Allgemeinen zu. Ganz im N. beträgt diese Höhe wohl nicht über 2000, im D. von Bombai schon gegen 3000, in den Malabar

büschelschwarzen (unter 18° nördl. Br., B. von dem beiden Nabraten: Residenzen Punah und Sattarah) schon 5036 engl. Fuß. Südlich von hier, im D. von Goa senkt sich die Höhe wieder zu 2600 Fuß hinab; aber ihren Kulminationpunkt erreicht die Kette am Rande der so eben angeführten busenartigen Erweiterung der Küstenterrasse von Mangalore. Hier stehen Ballaboi-Drug (13° 7' 51" n. Br.) 4999, Soubaramoun-hill (12° 40' 5" n. Br.) 5584, Gundbully-betta (12° 39' 55" n. Br.) 4366, Evidandamale (12° 13' 10" n. Br.) 5682 engl. Fuß über dem Meere und letzter ist der höchste bis jetzt bekannte Gipfel der Westgats. Die Westgats scheinen aus einer labyrinthischen Masse von Bergzügen zu bestehen; auf ihrem Rücken liegt die Wasserscheide zwischen dem bengalischen und erythräischen Meere; dieser Rücken bezeichnet uns zugleich die politische Gränze mehrerer Provinzen Desans. Der nördl. Theil der Westgats besteht wie der nördl. Theil der desan'schen Hocherbe aus Trappgesteinen, daher sind hier die Gipfel tafelförmig, sie stehen in langen horizontalen Zügen neben einander hin und werden durch tiefe Abhänge zu einander getrennt. Im S. scheinen Urgebirge vorherrschend zu seyn. Das ganze Gebirge der Westgats ist nicht bewaldet, aber auch mit herrlichen Alpenweiden versehen; es ist von zahlreichen Viehweiden bedeckt, und hat in den ebenen Thälern Reisfelder und Ortschaften. Viele dieser Gründe sind auch dicht bewaldet, und dann wie die Höhen der Aufenbalt zahlreicher Herden von Affen, Fischen, Schakalen, wilden Schafen, Antilopen, Hirschen, Büren, Tigern und Elephanten. Zahlreiche Bergströme kommen von dem breiten Rücken des Gebirges herab, durchbrechen die Bergwand oft in Katarakten und Kasuben, und alle diese Durchbruchstüßer bilden eben so viele Passagen für das Aufsteigen von dem Gefäße des erythräischen Meeres zu den lustigen Höhen des desan'schen Plateau's; viele dieser Passagen sind von Gebirgsfelsen indischer Radscha's vertheidigt, Festen, welche jedoch jetzt größten Theils in Ruinen liegen. Die merkwürdigsten dieser Passagen sind:

a) Die Straße durch den Phargat. Sie führt von Nhor im Tieflande der Malabarhäfte, auf die Höhe der Nabubüschelschwarzen, durch den Paß nach Sattarah, und ist in der neuesten Zeit durch die Briten und den Radscha von Sattarah chauffirt worden.

b) Die so genannte Nordstraße führt von Mangalore an der Küste durch den Bishp- oder Besselpagat am Fort Ascotta vorüber, und dem Orte Soubaraman vorbei, längs der oberen Zuflüsse des Gavery nach Seringapatam und Mysore. Anfangs führt der Weg von Mangalore bis zum Fuße der Gats in 2 Lagereisen durch das Küstenland; den Abfall der Gats ersteigt man im Schatten der dichtesten Hochwaldung, deren großes dunkles Laub einen so dichten Teppich durch die Luft verbreitet, daß man halbe Stunden lang das Blau des Himmels nicht sieht. Die Stämme steigen wie Kerzen bis 1000 Fuß empor, ehe sie sich in Zweige spalten; Lorber- und andere Bäume bilden das Unterholz. Dann

wendet sich der Weg durch nackte Felsketten, zwischen deren Spalten sich trockne Bergobel hindurch winden, die von Regengüssen gefüllt alle lose Erde von den Höhen in die Tiefe fällen. Ist ist der Weg nur wenige Fuß breit zwischen klaren Felszinken eingeklemmt. Dieser Paß kann als Repräsentant der meisten der Westgats gelten.

c) Die Südstraße, im S. der vorigen. Sie führt vom Küstenort Montbilli, unter dem hohen Berge Evidandamale vorüber, nach Mysore und Seringapatam.

Am äußersten Südbende des Plateau's, zwischen 11° und 12° nördl. Br. und 76 — 77° östl. Länge Grm., liegen die Nilgerri oder blauen Berge, welche erst seit 1819 den Europäern bekannt geworden sind. Sie bilden zugleich den Kern oder das Verbindungsglied zwischen den beiden Ketten der Ost- und Westgats. Gegen N. stoßen sie an das Tafelland von Mysore oder Danorapatam; gegen S. an das Gap. Von den entgegen gesetzten Küstenländern Goromandel und Malabar sind sie 20 — 40 geogr. Meilen entfernt. Die Nilgerri bilden ein Plateauland, von W. nach D. 16 Stunden lang, von N. nach S. 10 Stunden breit, von runden Hügeln und Pils bedeckt, deren höchster Pils Dodaet 8700 Fuß absolute Höhe erreicht, während die mittlere Erhebung des Plateau's 5000 bis 6000 Fuß beträgt, eine Höhe, welche hinreicht, um das Gefrieren des Wassers und Schneefall zu erzeugen, Phänomene, die im ganzen übrigen Desan unbekannt sind. Die eigenthümlichen Reize und das kühlere Klima dieser Höhen haben ihnen den Namen der indischen Schweiz erworben; Klima, Vegetation, die ganze Landschaft erinnert an Europa, durch das Gefäße der Affen wird man indes nach Indien zurück versetzt. Die Regierung zu Madras hat hier eine Anstalt gegründet, woselbst die unter dem heißen Klima der Küsten erkrankten Personen ihre Gesundheit wieder erhalten können, ein Zweck, den die Europäer früher nur durch eine Reise nach dem Kap der guten Hoffnung oder nach der Heimath, erreichten. Der Abfall der Nilgerri gegen das Gap ist äußerst steil; von Coimbatore aus steigt man nur auf Fußwegen zu ihnen empor, die fast immer einen Winkel von 40°, selten unter 30°, mit dem Horizonte bilden.

3) Die Kette der Ostgats. Sie beginnt im S. des Gaverystromes, in 11° 20' nördl. Br. bei den Nilgerri am weit Coimbatore, und zieht sich in einer langen Reihe von Parallelen in NND. Hauptrichtung bis in das Tiefland des Gangesstromes, wo sie unter dem Breitenparallel von Surate ihr Ende erreicht. Von der Küste des bengalischen Golfs bleibt sie stets 8, 10 bis 30 und mehr Meilen entfernt, nur in einem einzigen Punkte, dem Kap Delphinus Nase bei Bissapatnam, das sich 1500 Fuß über das Meer erhebt, führt sie unmittelbar in dasselbe ab. Die Ostgats bilden nicht, wie die Westgats, eine undurchbrochene Bergwand, sondern sie bestehen aus einer Menge von parallelen und von W. nach D. an Höhe abnehmenden Berggruppen, die jedoch alle in der Normalrichtung gegen NND. zu streichen scheinen. Auch sie scheinen im S. ihre größte

Höhe zu erreichen, und zwar zwischen den Städten Rhavang und Bangalore, hier erhebt sich der Berg von Sattiamungulm zu 5548 Fuß, ein Berg im NW. von Alamabbi zu 4928 engl. Fuß absoluter Höhe. Nördlicher zwischen dem Panaua- und Palaurstrom liegt die Gruppe der Schamadiberge, welche in dem Punkte Garnatighur 3207 Fuß, im Punkte Kistaghar 2766 Fuß erreicht. Östlich davon liegt eine andere Gruppe, unter 12° 2' nördl. Br. und 79° 25' östl. Länge Brw., welche in dem Malacherry zu 1141 Fuß empor steigt. N. vom Palaurstrom liegt in der mysore'schen Landschaft Gollar der Berg Yerracanda 3396 Fuß, und östl. davon, in einer anderen Gruppe der Patticonda 2942 Fuß, der Madumulla 1646 engl. Fuß hoch. Die Digtas bleiben daher beinahe überall an 2000 Fuß unter der Höhe der Westgats zurück, sie überragen die innere Hochebene von Defan nur wenig, und sind an vielen Stellen selbst nur eine treppenartige Neigung des Tafellandes. Die Digtas bestehen aus Syenit, Serpentin und anderen primitiven Gesteinen; es fehlt ihnen die Kühnheit der Formen, der ununterbrochene Zusammenhang, die Ertheilheit der Abfälle, der Walbreichthum, die üppige Vegetation, und sie stehen nackt und öde ohne Landschaftsreize dar. Dagegen sind sie von den Tiefthälern einiger bekannter Hauptflüsse quer durchbrochen und bieten auf diese Art bequeme Heerstraßen vom Innern des Plateau's dar. Daher konnte die Kultur nur von D. nach W. auf das Plateau sich erstrecken und dessen Einwohner blieben stets in Verbindung mit der Gorumandel, nicht aber mit der Malabarfüße. Die Höhe dieser Pässe ist gering, allein sie sind dennoch beschwerlich, wegen der sehr schmalen Bergpalten, die oft voller Felsblöcke, Sümpfe, Dornbüsche und lauernde Tiger sind. Die bekanntesten und wichtigsten dieser Pässe sind:

a) Der Paß von Kistnagery und Ryacotta führt durch die Enge des Panaurthals, mit geringem Steigen in einer Länge von 14 engl. Meilen aus den Tiefen der Gorumandelfüße auf die Plateauhöhe. Durch diesen Paß führt eine Militärstraße von Madras nach Srirangapatam. Kistnagery und Ryacotta sind Gebirgspässe, welche den Paß beschränken.

b) Der Paß Poddanagiburgum führt durch das Thal des Palaurstromes von Bellare am Fuße der Digtas nach Bangalore auf die Höhe des Plateau's. Sein Aufsteigen beträgt nur 900 Fuß, denn dasselbe beginnt in 1907 Fuß absoluter Höhe und endet bei Bangalore, welches 2807 Fuß über dem Meere liegt. Es ist ein durch Kunst erweiterter Felsenweg, jetzt auch für Artillerie fahrbar; durch denselben führt die Hauptmilitärstraße von Madras nach Mysore.

c) Der Paß von Gandicotta und Gubbaja führt im Thale des Pennarstromes aufwärts auf das Plateau nach Gati, welches 2171 Fuß über dem Meere liegt; er ist sehr unwegsam, verbindet nur wenig cultiviertes Küstenland mit wüstem Berglande des Plateau's und wird durch die Felsenfestungen Gandicotta und Gubbaja bederrt.

Die ganze 120 geogr. Meilen lange Erstreckung der Digtas zwischen den Flüssen Gundrama und Mahanady, von Metapilli bis Zagermaut, überall mit Bambus- und Kistholzwäldern bedeckt, bietet nicht mehr als 3 bis 4 Durchbrüche oder Pässe dar, die durch wenige Mannschaft gegen die größten Heere verteidigt werden können. Kein einziger dieser Pässe ist fahrbar und Alles muß auf den Schultern oder auf Ochsen, Büffeln und Elefanten auf das Hochland hinaus oder von demselben herunter transportirt werden. Der wichtigste derselben ist der Paß von Gondapilly, welcher durch die Enge des Kistnathales auf das Plateau von Solconda führt.

4) Das Windhyasystem und die nördlichen Vorstufen von Defan. Das Gebirgssystem Windhya oder Windhyapal beginnt in der Gangesebene Bengalens und streicht von D. nach W. quer durch die Halbinsel bis zum Meerbusen von Cambay. Der östliche Theil derselben, von Bengalen bis zur Quelle des Gorge wird in den Puranas Kischu oder Bärengberge, jetzt aber Scharanda, d. i. kaltes Land und im bengalischen Dialekt Angal-teri, d. i. Waldland genannt. Er bildet die Nordgränge des waldigen Plateau's der Goambi und ist uns noch sehr unbekannt. Der westliche Theil dagegen, das Windhyagebirge im engeren Sinne, ist uns seit Kurzem bekannter geworden. Es besteht aus 3 Paralleletten: der eigentlichen Windhyakette im N. oder auf dem rechten Ufer des Nerubuddastroms, der Kette Gondwara, die mehr westlich den Namen Sautpura erhält, auf dem linken Nerubudaufer und der Mahadogebirge zwischen den beiden Armen des Zapfistromes. Diese letzte südlichste Kette des Windhyasystems und die Gondwara-Sautpurakette bilden eine klüppige, waldige, sehr unzugängliche Landschaft; sie sind auf dem hohen defan'schen Plateau selbst aufgelegt. Das Mahadogebirge ist zugleich das höchste des ganzen Systems: es erreicht in seiner höchsten Spitze Sawilgur im NW. der Stadt Elischpur eine absolute Höhe von 4000 Fuß. Dagegen erreicht die eigentliche Windhyakette nur 2000 Fuß absoluter Höhe, sie bildet aber das eigentliche N. Randgebirge des Plateau's von Defan. An ihren Nordfuß lagern sich unmittelbar die Terrassenländer Raymar, Bundelcund, Bhopal, Malwa u. i. w., etwa so wie der große Kreis der mitteleuropäischen Gebirgslandschaft das hohe Plateau der flachbügigen Schwäb., Oberschwabens und Baierns umkränzt, und stürzt sich nördl. mit kurzen, oft wiederholten Mauerwänden und zerissenen Klüppenvorposten in die Tiefe des Gangesebene hinab. Das Windhyasystem führt aber gegen die Längenthäler des Nerubudda und Zapfi ebenfalls steil hinab, wodurch diese Thäler zu wahren Erdfalten werden. Das Windhyasystem ist geognostisch nur wenig erforscht; man weiß nur, daß es an vielen Stellen aus Trapp-, Basalt- und Mandelsteinmaße besteht, welche Gebirgsarten so häufig auf dem defan'schen Plateau und besonders in seinen nördlichen Theilen vorkommen und überall mit horizontal geschichteten Trümmermassen aus Sandstein- und anderen Konglomeraten abwechseln. Die nordwestlichste der Vorstufen Defans bildet zwischen 24°

bis 25° nördl. Br. und 73½ bis 76½ östl. Länge Grw. das Land Meywar, ein Theil der großen Landschaft Radschasthan ober des Landes der Königsöhne, von den Radschputen (der indischen Kriegerkaste) bewohnt. Es ist uns erst in neuester Zeit besonders durch den Lieutenant-Colonel L o b bekannt geworden. Es besteht hier hohe Ebenen mit hohen, sehr oft isolirten Felszügen, worüber nur sehr beschwerliche Pässe und Defilés führen. Der Lauf der Flüsse Banas und Chumbul, welche im Paralelismus N.W. zum Innua fließen und der gegen E.S.W. gerichtete parallele Lauf des Saubermuthy und des untern Wahy, lassen schon auf ein Streichen der Bergketten von E.S.W. nach N.W. schließen, und dem ist in der That so. Es sind besonders 2 Hauptketten, welche Meywar in dieser Richtung durchziehen; die westlichste beginnt hoch im N. und läuft S., bis sie sich dem westlichen Fühgel der Bindhyalette anschließt; eine andere mehr östliche Kette, die von der Burg Chitore den Namen führt, scheidet Meywar von Malwa. Im südlichsten Theile des Landes scharen sich aber die Berggruppen mehr zusammen und werden durch schmale und tiefe, doch fruchtbare Thäler getrennt. Die relative Höhe der Bergketten ist gering; sie steigen im Durchschnitt nur 500 — 600, selten 1000 Fuß über die Hochebenen empor, welche 1000 bis 1500 Fuß absolute Höhe haben. Ist haben die Berggipfel phantastische Gestalten, häufig sind sie mit Burgen gekrönt, wie Chitore, Rautampore, Kumulnere u. s. w.; aus der Ferne gesehen scheinen sie ein Tafelland zu tragen, eine Aushung, welche dadurch wächst, daß sie häufig die Gestalt abgestumpfter Kegel annehmen oder plötzlich unter sehr festen Winkeln abfallen. Sie bestehen größten Theils aus Ur-gesteinen, Thonschiefer u. s. f.; längs ihrer Kettenausdehnung läuft ein dünnes Lager von Quarzfels, das oft sehr wunderbare Gestalten bildet und durch seine Weiße für die Ansicht aus der Ferne die Ähnlichkeit mit schneebedeckten Flächen hervor bringt. Das ganze Land hat ein wildes und rauhes Aussehen: durch seine geographische Beschaffenheit ist es eines der von Natur festesten Länder der Erde, und von jeher haben in dieser festen Burg die Radschputen den Invasionen der Eroberer Indiens widerstanden, und brachten sich niemals vollständig unter deren Joch. Eine der merkwürdigsten hohen Ebenen von Meywar ist die, worin die Stadt Durepore liegt. Ihr Umfang beträgt 40 — 60 engl. Meilen, ihre mittlere absolute Höhe 1000 Fuß. Wie das hohe fichtelbergische Centralplateau von Bamberg und Weiszenstadt, ist sie ringsum von Bergen umgeben, die zu 5 — 800 Fuß relativer Höhe empor steigen. 5 — 6 Pässe, worunter nur 3 fahrbare, führen über das Gebirge in die Ebene; in dieser liegen mehrere Seen, worunter der Duchaola viele Inseln mit Marmorgebäuden trägt, welche von Orangem-, Kokos- und Gneissenbauern besäet sind, und ein anderer dem großen Fluß Banas den Ursprung gibt.

Im S.D. des Landes Meywar breitet sich vom rechten Ufer des Nerubudda gegen N. über den oberen Lauf der Innuaflüsse Chumbul und Betwa, die 1850

□ Meilen große Provinz Malwa (d. i. Bergland im Sanskrit) mit dem Fürstenthume Bhopal aus. Sie bildet ein Hochplateau, das mit den ihm nördl. vorgelegerten Stufenländern Narwar und Smalior (Distrikte der Provinz Agra) terrassenförmig zwischen dem Chumbul und Betwa zum Innuaflusse hinab steigt. Seine meisten Ebenen sind von isolirten Klippenzügen durchzogen, deren Zinnen oft starke Felsen der Mahrattenbeherrschter Holkar und Waha:Radscha:Sinbia tragen. Die berühmteste dieser Festungen, wo Sinbia seine Schätze aufgebauet hat, ist Smalior, das indische Gibraltar, im Distrikte gleiches Namens, ganz im N. der in Rede stehenden Landschaft. Sie steht auf einem 342 Fuß hohen Hügel, der etwa ½ Meile lang, aber nur 800 Ellen breit ist und nach allen Seiten steil abfällt. Ein einziger Zugang führt durch Felsenstufen zu der Festung, welche man erst erreicht, nachdem man 7 Thore passiert hat. Die stärksten Bollwerke schützen den Zugang; innerhalb der Mauern befinden sich, außer den Gebäuden, große Eisternen, Brunnen und viel Ackerland für die Besatzung. Am Fuß des Hügel liegt die Stadt Smalior mit 50,000 Einw.

Folgendes Profil durch das eigentliche Malwa dient zur genaueren Veranschaulichung seines kufenförmigen Aufsteigens von N. nach S. Es liegt nämlich:

Die Stadt Dschawud	1523 Fuß
Die Stadt Numbisfor	1862 „
Die Stadt Dulein (Residenz des Sinbia)	1593 „
Die Stadt Inbore (Holkars Residenz) und ihre Ebene	1876 „
Der Dschamabat, Paß über die eigentliche Bindhyalette	2184 „
Die höchste Bergspitze über diesem Paße zwischen Mow und Bag	2465 „
Der Spiegel des Nerubudda bei Mundesfor	653 „

über dem Meere. Von hier steigt man auf das Plateau von Defan hinauf, dessen Höhe in dieser Gegend nicht gemessen ist.

Südlich von Malwa breitet sich vom nördl. Fuße des Bindhya bis zum rechten Innuafluß hin die Landschaft Bundelcand aus. Wie Malwa, besteht sie aus Ebenen, welche von Klippenzügen unterbrochen werden. Diese Klippenzüge bestehen aus isolirten länglichen Felsen, welche in vielen parallelen Reihen von W. nach D. liegen. Diese Felsenreihen sind fast alle von gleicher Höhe: viele ihrer Stürnen sind mit Festungen der Hauptlinge des Landes gekrönt, welche, wie die teutschen Ritter des Mittelalters, vom Raube leben. Gegen S. hin scharen sich diese isolirten Felsenreihen immer mehr zusammen und steigen auch zu bedeutenderer Höhe auf, und endlich scheinen sie sich mit dem Bindhyasystem zu vereinigen.

Die Terrasse im D. von Bundelcand senkt sich in das untere Stufenland des Ganges hinab; sie ist aber noch eine terra incognita. Durch Rapidan Blunt wissen wir indess, daß es eine öde und wilde Klüftung voller Felsenengen und Bergzüge ist. Der höchste dieser Bergzüge scheint das Wierergebirge im N. von Chaw:

poor zu seyn; über dasselbe führt der Dschagat in die hohe fruchtbare Bergene von Champoor. Von dieser südlich liegt das wilde unzugängliche Gebirgsland der Soando, wo Felskette auf Felskette folgt, deren Ghat fast ungangbar sind, da sie sich meist senkrecht an 1000 Fuß über das umliegende Land erheben.

Die vorzüglichsten Pässe über das Windhyssystem sind von D. nach W. folgende:

a) Der Besserangunggat; er führt aus Bundelkand nach Puna, einem elenden Orte mit vielen Tempelnruinen, auf dem Plateau von Defan.

b) Der Dschamgat, führt von Indore in Malwa nach Mumblyfir im Nerubudabale. Er ist der begünstigste Paß zwischen den genannten Städten; sein Profil ist folgendes: Indore 1876 Fuß, Paßhöhe 2184 Fuß, Mumblyfir 653 Fuß über dem Meer.

c) Der Landahgat, einer der Hauptpässe zwischen Malwa und dem Plateau von Defan. Er führt aus Malwa zunächst in das wilde Thal des Nerubudabale Thal.

d) Der Paß von Dhuboe im N. von Chandore. Durch denselben führt die Straße von Banabid nach dem Plateau Malwa's. Er wird von der alten Feste Dhuboe beherzcht, welche in reizender Landschaft gelegen und von vielen Tempelruinen umgeben, auch noch in ihren Trümmern einen sehr großartigen Anblick gewährt.

Halbinsel Guzurate. Im NW. von Defan liegt ein Vorland derselben, die Halbinsel Guzurate zwischen den Meerbusen von Gutch und Gambay, 40 geogr. Meilen lang und gegen 80 W. breit. Es ist ein Tafelland mit aufgestellten Berggründen, auch im N. durch glühende Sandwüsten und salzige Sümpfe vom flachen Hindostan der fast unzugänglich, daher fast völlig isolirt. Diese Isolirung hat gemacht, daß sie in den älteren Zeiten ein Asyl der verfolgten Nachbarvölker geworden ist, daher leben hier noch jetzt sehr viele Hindusklämme neben einander und nirgend in ganz Hindostan leben so viele Religionsseften beisammen, als in diesem nur 1810 geogr. □ M. großen Lande, das von vielen Flüssen durchschnitten ist, welche an ihren Mündungen gute Häfen bilden, worunter Purbunder der Hauptmarkt für Guzurate und Malwa, für Iran und Arabien ist.

5) Die Aligerri. So nennen wir die große Gebirgsmasse, welche im S. des Gap, die Südspitze De-fans bildet; ein isolirtes, vom Plateau von Mysore ganz abgesondertes Trinacria, das bei etwas erhöhtem Meeresspiegel eine Insel, etwa von der Gestalt des benachbarten Ceylon bilden würde, und von den Eingese-lenen Himalab Dami genannt wird. Der südliche Zweig dieser Gebirgsmasse, die eigentlichen Aligerri, erreichen im ihrem höchsten Gipfel, dem Endragerrit, 4219 Fuß Höhe; der nördliche Zweig erhebt sich mit dem Gipfel des Vermalberges zu 7367 Fuß Höhe und zu noch de- deutlicher Erhebung sollen die westlichen Küden aufsteigen. Südlich stürzt dieß Gebirgsland in einer Ent-fernung von 4 — 5 Meilen vom Meere, in Steilab-fällen vom 2000 Fuß Höhe in die seigige, mit Urwald

bedeckte Granitieberrung Travancore's hinab, welche überall mit einer unzählbaren Menge von angenehmen Granitblöden und Felsentrümmern übersäthet ist, und sich immer noch in bedeutender relativer Höhe über die flachen Küstentäler zu ihren Füßen erhebt. Das ganze in Rede stehende Gebirgsland scheint aus Urgestein zu bestehen; es hat, obgleich unter den Tropen gelegen, auf seinen Höhen eine wahre Schweignatur.

6) Die Küstenebene Goremandel. Der Na-me Goremandel ist durch die Verflümmelung des indi-schen Ausdrucks Gola-Mandala, d. i. Gola-Deila als Land der Goldaplanie, entstanden und wird oft auf vie von S. nach N. 800 Meilen lange horizontale Tiefs-landschaft am Delfine der Ostgats bezogen, obgleich die Hindus diesem ganzen Tieflande den Namen Pagengat, Land unter den Gats, geben und den Namen Gola-mandala auf die Rinde zwischen Peint Kallimere und der Mündung des Kinnastromes einschränken.

Auf 300 Meilen Länge also legt sich dieß Tiefland dem Ostabhalle des defan'schen Plateau's an, von Kap Comorin im S. bis zu den Ebenen Bengales im Nor-den, und nur an einer einzigen Stelle, im N. von Gi-lore bei Vijayapatnam ist es unterbrochen; denn hier stürzt, wie wir gesehen haben, ein Zweig der Ostgats mit Kap Delphin's Nase in das Meer. Seine Breite wechselt zwischen 5, 20, 30 und mehreren geogr. Meilen. Die absolute Höhe dieser Tieflandschaften ist fast östl., erst mehrere Tagereisen landeinwärts erheben sie sich bis zu etwa 400 Fuß, am Nathura und Coimbatore bis zu 800 und 900 Fuß, um Bhaavay, da wo der Gaverp-strom die Gats verläßt und von da am Gebirgsfusse ent-lang nicht über 1000 Fuß. Sie bestehen großen Theils aus nackten, unfruchtbaren Sandflächen, an den Küsten mit Dünenreihen; wo aber Flußbewässerung Statt fin-det, sind diese Sandflächen mit dem fruchtbaren Schlamm überzogen, den die von den heftigen Regengülden auf den Westgats anschwellenden Aflüsse Defans von dessen hohem Plateau herab in die Tiefe führen. Diese Ströme haben an der Goremandelfläche ein breites flaches Delta angelegt, ihre Mündungen sind voll Flußriegel und eine gewaltige Brandung erschwert das Einlaufen der Seeschiffe. Die Goremandelfläche bietet überhaupt eine sehr beschwerliche und gefahrvolle Küstenfahrt dar; dieser Küste lagern sich bis auf eine Entfernung von 4 Stunden vom Strande große Parallellüge von Sandbänken vor, die nur an wenigen Stellen Durch-fahrten gestatten zu öffnen, den Stürmen ausgesetzten Rieden, um welche sich europäische Küstenkolonien an-gegründet haben. Die beste dieser Durchfahrten ist die Madrasstraße im S. der großen Palicatbant, die ein-zige, wo die Einfahrt ohne Kosten geschehen kann und welche 6 bis 10 Meilen tiefen Ankergrund hat, daher denn auch die Stadt Madras der große Weltmarkt der Goremandelfläche geworden ist. Aber die Brandung ist auch hier noch sehr hoch und so gefährlich, daß man von Oktober bis Januar keine Assuranz für die häufigen Verluste zahlt und dann selbst große Kriegsschiffe diese Gewässer verlassen. Ein solches Verhältniß hat die Hin-

aus des Flachlandes der Goromantelküste von jeder von der Schifffahrt abgezogen und verbindete ihnen die Communication zur See mit Hinterindien.

7) Die Küstenebene Malabar und das Gap. Das Tiefland am Westfuße der Westgats führt bei den meisten Geographen nach der einheimischen Benennung Malayala den Namen Malabar, obgleich dieser Name eigentlich nur einem Theile dieses Tieflandes, vom Kap Comorin bis zu 13° nördl. Br., zukommt, und die N. von diesem Parallel gelegenen Flachlandscapen von S. nach N. Canara, Concan und Canudo heißen. Die ganze Küstenebene Malabar ist 200 Meilen lang, viel schmaler als die Goromantelküste, an der breitesten Stelle, im Parallel von Bombai 8 — 10 Meilen breit und wird öfter durch an das Meer tretende Zweige der Westgats (wie durch den Goodhallspit unter 14° 47' 20" nördl. Br.) unterbrochen. Nicht überall ist diese Tieflandscap als eine vollkommene Ebene zu betrachten. In Südcanara z. B. treten kleine Bergzüge auf, die im Parallelismus mit den Westgats sieben und zu einer abfolnten Höhe von 600 Fuß und darüber aufsteigen, wie im Marhügel (13° 3' 21" nördl. Br.) im N. von Mangalore zu 652 Fuß. Mehr süblich, wo die höchsten Gipfel der Westgats ihren bogensförmigen Lauf um den Landbusen des Natarratty beschließen, um in ihren Küstenparallelismus zurück zu kehren, lehnt sich an ihren Fuß ein Bergland an, das stufenweise abfällt, aber in einem seiner westlichsten Punkte nur 2½ teufliche Meilen vom Meere entfernt, in dem Sundabata-Mülla immer noch eine Höhe von 1856 Fuß behauptet. Ähnliche Verhältnisse treten an vielen Stellen Malabar's auf, so daß diese Landscap eigentlich aus der Terrasse nahe am Gebirge und dem Gestade besteht, das oft nur ½ Meile breit und sehr sandig ist, aber in wasserreichen Gegenden schönen Reis hervor bringt. Dieß schmale Küstenland ist von einer unzähligen Menge kurzer Küstenströme durchschnitten, welche aus den wilden Felspalten der Westgats in ununterbrochenen Katarakten herab stürzen und durch eine große Menge von künstlichen und natürlichen Armen den Fuß der Bergkette mit dem Meere in Verbindung setzen. Zwischen der Goromandel- und Malabarküste findet sowohl in Hinsicht der geographischen Lage als auch in der natürlichen Beschaffenheit ein völliger Gegenstoß Statt; denn an den Mündungen der tiefen Erdpalten, welche die Küstenlandscap Malabar durchlaufen, steigt eine große Menge von sicheren Buchten, Baien, Häfen und Ankerstellen, welche die Hiatus dieses Theils von Hindostan zum Welthandel, zum Seekrieg und zur Freibeuterei anreizte, welche erst in der neuesten Zeit durch die Briten ausgehoben ist. Der Anblick der Malabarküste ist auch ein ganz anderer als der der Goromantelküste. Rings der flachen Gestade der ersten liegen weite Reisfelder, dazwischen die zahlreichen Dörflchen an weißen Kirchen und Tempeln erkennbar, mit Plantagen von Betel, Pfeffer, Cardamomen und aromatischen Gewürzen in Gärten und dunkelgrünen Wäldern aller Art umgeben, die in der Morgenfrische noch mit den laulichten Landwinden ihre lieblichen Düfte

jumal aus den Cassia- und Sandelholzwäldern in weite Serierne verbreiten. An den zahlreichen Mündungen der Laubströme und an den größeren Buchten stehen viele stattliche Städte, hinter ihnen liegen kurze aber fruchtbare Thäler, Alles in den breiten Saum ununterbrochener Kolossowälder eingekast, die sich mit Arecapalmen, Bambusdickichten und dem weiten Brodfruchtbaum bis auf die Vorhügel der Gebirgskette hinauf ziehen, wo die Wäldungen des hochstämmigen und weisshäutigen Zisbaumes, der indischen Eiche, ihre Stelle einnehmen.

Im S. der Nilgerry zwischen ihnen und den Nilgerry oder zwischen 10° 40' bis 11° nördl. Br. liegt der im W. nach D. 15 Meilen lange, 8 Meilen breite Durchbruch des Gap, eine ungeheure und tiefe Erdpalte, die sich an ihrem östlichen Eingange bei der Stadt Coimbatore fast bis zu 2 Stunden Breite verengt, und fast bis auf den Meeresspiegel durchgerissen ist. Erhöbe sich das Meerwasser nur um 400 Fuß, so würde außer Geylon, noch eine zweite Insel in den Nilgerry der Südspitze der Nilgerry vorliegen, von der sie durch eine ähnliche Meerenge wie die Geylonstraße, die hier das Gap füllen würde, vom Kontinente geschieden wäre. Gegenwärtig ist dieses Gap überall mit den schönsten Wäldungen von Zisholz, Banianen, Borassus, wildem Brodfruchtbaum u. dergl. bewachsen: Elephanten leben hier in Herden. Es verbindet auf die bequemste Weise die Malabar mit der Goromantelküste und ist von bedeutendem Einflusse auf die klimatische Beschaffenheit und die Schifffahrt; denn Coimbatore im Küstenlande von Goromandel hat Antheil an der Regenzeit von Malabar und die Schiffe, welche an dieser letzten Küste während des N. Monsuns segeln, empfinden ihn an dieser Stelle weit heftiger.

8) Die Inseln bei Dejan. Wie sich dem N. W. von Dejan das Tiefland von Guzurate vorlegt, so lieget dem S. das Tafelland der Insel Geylon (von den Eingebornen nur Lanka oder Lanka genannt), und durch die Palststraße mit der Adamsbrücke vom Festlande nur unvollkommen getrennt. Das Tafelland der Insel liegt in der Mitte derselben: es erhebt sich allmählig im N. aus einer Fläche, steigt immer höher bis in die Mitte der Insel und erniedrigt sich wieder gegen S., wo es mit dem Kap Dondra unter das Meer fällt. Das Tafelland streicht eine polyedrische Gestalt zu haben, denn nach Dary hat das eigentliche Hochplateau eine mittlere absolute Höhe von 2000 Fuß, die Gegend von Natarrata dagegen steigt zu 4000 Fuß und die Ebene Negragalla zu 5000 Fuß über dem Meere auf. Über diese Hochebenen erheben sich einzelne Epigen zu bedeutender Höhe, so z. B. der berühmte Adamspiz zu 6680 Fuß, der Namani-Culpy-Candy zu 5548 Fuß. Das Tafelland besteht aus primitiven Gesteinen, es ist sehr waldig, von engen und tiefen Thälern durchschnitten und sinkt N., D. und W. durch niedrige Hügel zu dem flachen Küstensaum hinab, der nur 50 — 200 Fuß über dem Meere liegt und wo überall reiche Saten und Pflanzungen mit Palmenpainen abwechseln. Die Insel Geylon hat nach Dary ein Areal von 966 geogr. □ M.; zwischen ihr und

dem Festlande liegen in der Palkstraße die kleinen Inseln *Bram* und *Kamir* *Seram*, beide berühmt in den indischen Annalen. Die erste trug nämlich die bedeutende Handelsstadt der Araber, *Manar* genannt, welche jetzt zu einem zwischen Kotsowaldern gelegenen Fesslungsorte an der Überfahrt zum Kontinente herab gesunken ist; auf der zweiten ist noch heute, zu *Plinius* Zeit, eine berühmte, von *Ballfahrern* stark besuchte, dem *Rama* geweihte heilige *Pagode*.

Dicht an der *Westküste* *Desans*, etwa unter 90° nördl. Br. und 90° östl. Länge von *Ferro* liegt eine Gruppe von *Eilanden*, welche wir den *Archipel* von *Bombai* nennen wollen. Die merkwürdigsten dieser *Eilande* sind: *Bombai*, *Salfette* und *Elephanta*.

a) *Insel Bombai*. Sie hat einen Umfang von weniger als 4 Meilen und ein Areal von 1,97 □ Meilen und besteht aus einem niedrigen, sanftigen und felsigen Lande, das von 2 Hügelreihen durchzogen und fast ganz von einem Kotsowaldenwalde bedeckt ist. Sie, wie die ganze Gruppe des *Bombaiarchipels*, ist wahrscheinlich aus einer Menge kleiner zerstreuter Felsen entstanden, die durch Anwachs von Korallenriffen, von Sandbänken und Schlammanspülungen des Meeres ihre Oberfläche erweitern und endlich zusammen wuchsen. Das Innere von *Bombai* zwischen den genannten Hügelreihen war einst eine *Salzlagune* und ist es zum Theil noch, obgleich man dasselbe durch Dämme vor dem Eindringen des Meeres geschützt hat. Auf der Südostspitze des *Eilandes* liegt der große Weltmarkt *Bombai* zum Theil in dem Kotsowald der Insel, mit einem vortheilhaften Hafen und 200,000 Einw. Die Stadt *Bombai* erhielt ihren Namen von der Insel und diese selbst wurde nach der Schutzgöttin *Bomba* benannt; bei den *Draminen* heißt sie *Maba*, *Mahabova*, die Insel des großen *Mahabova*. Auf der Nordseite der Insel liegt die alte Hauptstadt *Machim* und das Fort *Sion*, welches die Fahrt zwischen *Bombai* und *Salfette* beherrscht.

b) *Insel Salfette*, die den Eingebornen *Scharipuri*, d. i. die Stadt der Höhlen, genannt. Sie liegt 1 Stunde im D. von *Bombai* und scheint ehemals mit dem Festlande vereinigt gewesen zu seyn, von welchem sie nur durch einen ½ Stunde breiten Meeresarm getrennt ist. Es ist eine kaum 1 Stunde im Umfange

haltende Felseninsel, welcher die Portugiesen von dem in Fels gebauenen *Elephanten*, der nahe am Landungsplatze steht, den Namen gegeben haben. Sie ist ebenfalls durch ihre *Stottertempel* berühmt, welche in mehreren Etagen über einander in einem zweigipfeligen Berge aufgethurn sind.

Die übrigen *Eilande* des *Bombaiarchipels*, *Desa*, *Drog* oder die *Götterinsel*, *Caranja* oder *Dorum*, *Henery*, *Golabba* u. s. w. sind unbedeutend und zum Theil unbewohnt.

III. Hydrographie Hindostans.

A. Das Meer. Der indische Ozean bringt an seiner Nordseite in Gestalt von großen und kleinen Bussen tief landeinwärts. Von diesen gehören hierher:

1) Der *bengalische Meerbusen*, zwischen *Bordor*- und *Hinterindien*. Er hat beinahe die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, dessen Seiten 300 Meilen lang sind. Seine Südgränze bildet eine Linie vom *Kap Dondra* (auf der Südspitze der Insel *Ceylon* unter 5° 55' 30" nördl. Br. und 98° 23' 15" östl. Länge *Ferro*) nach der *Diamondspitze* (auf der W. Küste der Insel *Sumatra*, unter 5° 17' nördl. Br. und 115° 12' 45" östl. Länge *Ferro*); sein nördlichster Punkt liegt in dem nördlichen Wendekreise. Zu ihm gehören die *Palkstraße* zwischen *Ceylon* und dem Festlande von *Hindostan* und deren Fortsetzung, der *Golf* von *Manar*.

2) Das *arabisch-persisch-indische*, oder von den Alten so genannte *erethrische Meer*. Seine Südgränze bezeichnet eine Linie vom afrikanischen *Kap Guardafui* (11° 41' 25" nördl. Br. und 66° 31' 54" östl. Länge von *Ferro*) bis zum indischen *Kap Comorin* (8° 5' nördl. Br. 95° 24' östl. Länge *Ferro*); gezogen; nördlich reicht es bis zum 25sten Grad nördl. Breite. Es hat also eine südendliche Ausdehnung von 220, auf der Südgränze eine westliche Ausdehnung von 360 Meilen, im W. ist es dagegen von B. nach D. 120 M. breit. Von seinen Bussen gehören zu *Hindostan*:

a) der *Golf* von *Gutch* unter 23° nördl. Br., welcher sich von B. nach D. 40 Meilen weit landeinwärts erstreckt;

b) der *Golf* von *Gambap*, im SO. des vorigen und mit denselben die *Halbinsel Guzarate* einschließend. Er bringt nur 15 Meilen weit landein, dagegen ist seine Mündung viel weiter als die des vorigen.

Der *bengalische Golf* und das *erethrische Meer* werden durch eine doppelte Art von Meeresströmungen so sehr individualisirt, daß sie als zwei ganz verschiedene Meere betrachtet werden müssen. Der *bengalische Meerbusen* ist der besafener aber auch gefahrvollste der Theile des indischen Ozeans, besonders merkwürdig wegen des *bengalischen Golfstroms*, des *Eurfs* der *Briten*. Dieser, durch das kalte schwere Wasser des südlichen *Polarmeeres* aus dem allgemeinen, die Erde von B. nach D. umfluthenden *Strome* der *Aquatorialgewässer* abgelenkt, strömt mit außerordentlicher Gewalt vom *australischen Kap Leuwini* W. an den *Arabianen* und *Rifobaren* vorüber zur Mündung des *Ganges* an der *bengalischen*

Küste, welche sich ihm als ein starker Damm entgegen stellt. Dadurch wird er gezwungen, sich gegen E. zu wenden; er führt nun in reißender Schnelligkeit die Schiffe in 8 Tagen von der Gangesmündung in den Hafen von Trincomale auf Ceylon, umfluthet diese Insel auf der östlichen und westlichen Seite, auf lechterer deren westl. Ufer in der Palkstraße durchbrechend, und strömt mit gleicher Schnelligkeit gegen SW. zur Insel Madagaskar und den afrikanischen Gestaden. Die ursprüngliche Anlage des bengalischen Golfs verdankt ihre weitere Auswirkung vielleicht dieser Strömung, welche auch die Insel Ceylon von dem Festlande Delans trennte und die ungebruehrten Sandbänke der Küste Goromandel aufhäufte, wovon das Meer, zumal bei W. und SW. Winden, mit furchtbarer Brandung schlägt. Dadurch wird diese Küste sehr unsicher für die Schifffahrt und während der stürmischen Jahreszeit suchen dann die Schiffe einen Zufluchtsort in dem herrlichen Hafen von Trincomale auf Ceylon, und dieses Hafens wegen ist also Ceylon den Briten von der größten Wichtigkeit.

Die Palkstraße, obgleich zu seicht, um von größeren Schiffen passirt werden zu können, ist dennoch eine der merkwürdigsten Meerengen. In ihr liegen, wie wir oben sahen, die Inseln Ramis Ceram an der Küste Delans und Manar auf der Seite Ceylons, und zwischen beiden eine Menge Sandbänke und Klippen, welche eine submarine Verbindung zwischen Delan und Ceylon herstellen, und die Uebersse des alten übermeerischen Zusammenhanges sind. Zwischen diesen Sandbänken und Klippen, welche eine Breite von 4 — 5 Stunden einnehmen und die Adamsbrücke heißen, ist die Fahrstraße durch Stangen bezeichnet, doch ist die Fahrt immer sehr gefährlich; denn die Strömung des Surf setzt in dieser Verengung sehr heftig hindurch. Zwischen Ramis Ceram und Delan führt die $\frac{1}{2}$ Stunde breite und 6 Fuß tiefe Straße Paumbum, zwischen Ceylon und Manar die 100 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Straße Manar (d. i. Santhasim im samulischen Dialekt) hindurch; beide erlauben kleinen Handelsschiffen die Durchfahrt; beide waren im Alterthume, wo man sich noch nicht in die hohe See wagte und Ceylon auf der Ostseite zu doubliren sich fürchtete, als einzige Verbindungsports zwischen Goromandel und Malabar von der größten Wichtigkeit. Daher waren die jetzt unbedeutenden Drier Mantotte (auf Ceylon) und Manar (auf der gleichnamigen Insel) ehemals Hauptkapselörter der kostbarsten Produkte von Ceylon und Delan für den Umsatz zwischen Arabien, Indien, der malaisischen Halbinsel und China, wo schon in vorchristlichen Zeiten arabische, ägyptische, römische und chinesische Kaufleute einander begegneten; sie mußten ihren Glanz verlieren und gänzlich sinken, als man nach Erfindung des Kompasses die Schifffahrt auf hoher See der an den Küsten vorzog.

An der Küste von Madras steigt die Fluth des bengalischen Golfs selten höher als 8 Fuß. Zu Pulicat, 4 Meilen nördlich von Madras, erfolgt das Hochwasser in den Egypten um 9 Uhr 25 Minuten. Die Abwei-

chung der Magnetnadel betrug zu Ende des J. 1792 an der Küste, einen Grad N. von Madras, $1^{\circ} 3'$ D.

Das erythraische Meer ist ohne reißende Eolastörungen; es wird vielmehr von den Monunen (regelmäßigen Winden) regelmäßig bewegt, so daß sich den Schiffen, wenn sie die Zeit des günstigen Windes, der sie gegen D. oder W. führt, genau halten, kein Hinderniß zur Errichtung des Gegengolfs darbietet. Aus dieser Ursache wurde das erythraische Meer von den jählichen Flotten der Arabländer auch schon in alten und mittleren Zeiten häufig beschißt. Die Flotten der Protemder legten den Seeweg von Dreiß (jetzt Aden) nach Barygaza bei Surate im N. von Bombai, oder nach Nikunda (dem heutigen Calicut auf Malabar) in 40 Tagen zurück; die Araber des 9ten Jahrh. brauchten zu diesem Wege, indem sie von Mascate oder von Sinaf am Ausgange des persischen Meerbusens auflegten, 30 Tage, die Europäer im 18ten Jahrh. 15 — 20 Tage, in der neuesten Zeit nur 8 — 9 Tage, und von Aden oder dem Kap Guardafui aus, läßt sich fast der Tag bestimmen, an welchem man in Bombai landen wird. Die Fahrt ist indes nicht ganz ohne Gefahr; eine solche erwartet den Schiffer, wenn er bei dem sehr schnellen Triebe des SW. Monuns und bei düsterem Himmel die hohe Felsenküste Malabars mit ihren Brandungen nicht sehen kann, oder nicht im Stande war, deren Nähe durch seine Rechnung zu bestimmen. Viele Schiffe scheiterten hier und wurden eine Beute der Seeräuber, ehe man ein schon von Arrian und Plinius genanntes wunderbarcs Sturmgeschloß wieder entdeckte, welches die nahe Felsenküste mit Sicherheit antünktig. Dies sind Meeresschlangen, welche sich bis 2° oder 30 Meilen weit westwärts von der Küste in dem minder tieferen Theile des Meeres finden, und diese Strängen nicht überschreiten. Nachdem man von der afrikanischen Küste her 24 Langengrade durchschifft hat, späht man nach diesen Schlangen, und erblickt man die ersten, dann bringt man ein Dankgebet für die glückliche Uebersahrt dar. Die heftige Brandung an der Küste erschwert indes auch bei stiller Luft gewöhnlichen Geschiffen und Booten das Landen, daher man sich eigens dazu gebauter platter Fahrgänge zum sichern Geleit über die Barren bei der Einfahrt in die Häfen bedient. Zur Zeit des SW. Monuns, von Mai bis Oktober, ist hier die Brandung aber bei Weitem heftiger: bei den häufigen Stürmen schlagen die Bogen in ungeheurer Mächtigkeit wie lauter Kanonendonner gegen das Gestein und machen alles Landen unmöglich. Je mehr nach N., desto heftiger wird die Brandung und im Golf von Camban sollen sich die Bogen bei zugleich eintretender Fluth, wohl 40 Fuß hoch aufthürmen.

An der Malabar Küste zu Bombai ist die Zeit des Hochwassers in den Egypten am Dod dead nun 11 Uhr 52 Minuten. Die größte Höhe der Fluth betrug am Dod dead 18 Fuß; sie ereignete sich in der Springfluth zur Zeit des Frühlings-Äquinoctiums von 1791; eine höhere ist nicht bekannt. Das Medium der Springfluthen beträgt 154 Fuß. Die Ablenkung der Magneti-

nobel betrug zu Anfang des Jahres 1791 im Mittel aus vielen von Golbingham gemachten Beobachtungen 42° 59' oder 43° W.

B. Strömende Wasser. Die hindostan'schen Ströme ergießen sich in das erythräische Meer und in den bengalischen Golf; bei deren Aufzählung, wobei wir nur der wichtigsten gedenken, beginnen wir mit dem westlichen, dem Indus und verfolgen dann die Küstenerstreckung von der Indus bis zur Gangesmündung am äußersten Nordende des bengalischen Golf.

a) Ströme zum erythräischen Meere.

1) Der Indus oder Sind. Die Quellen dieses großen berühmten Stromes liegen tief im Innern des asiatischen Continents, in Kleintibet; sie und seinen oberen Lauf, welcher die Himalayafetten im W. begrenzt, haben wir schon bei der Beschreibung der letzten kennen gelernt, daher hier nur im Specieellern von dem mittleren und unteren Laufe die Rede seyn wird. Die Mündung fließt 200 deutsche Meilen in gerader Linie von der Hauptquelle ab, die Stromentwidelung beträgt aber 840 solcher Meilen, daher aus die Krümmungen 140 Meilen kommen. Unter 53° nördl. Br., wo der Indus die Sulzketten des Himalaya verläßt, tritt er als ein klarer, breiter und tiefer Strom in die Tiszebene Centralindiens, in welcher seine Wasser oft in mehreren Armen fließen, die einander bald wieder treffen, bald wieder sich theilen. Von Calabaugh bis zur Mündung des Punjab unter 28° nördl. Br. ist sein Lauf, obgleich sehr gekrümmt, doch im Ganzen südlich, von hier ab südwestlich und dann wieder südlich bis Hyderabad unter 23° nördl. Br., wo sein unterer Lauf im Deltalande beginnt. Die Nordrichtung des ganzen Stromgebietes ist aber südwestlich. Der mittlere Lauf des Stromes ist wenig bekannt; bei Kagerenghat, wo Elphinkone aus seiner Kräfte nach Kabul ihn übersteigt, ist er bei niedrigem Wasserstande im Januar 5000 Fuß breit und 18 Fuß tief, aber in mehrere Arme gespalten. Unterhalb Schikarpur (27° 48' nördl. Br.) tritt die erste Stromzweigung ein; der Dismar, Null's Cuntra genannt, fließt etwa in der Entfernung eines Grades vom Belarame hin und ergoß sich ehemals bei Rukut-Bunder in das Meer, verliert sich aber gegenwärtig in der Sandwüste. Der Belaram, welcher bei Hyderabad eine engl. Meile oder 6280 Fuß breit und 12 bis 30 Fuß tief ist, theilt sich bei dieser Stadt aufs Neue in einen östlichen und westlichen Arm; der letzte strömt von hier bis Laborty oder Lavry-Bunder (24° 22' nördl. Br. u. 67° 23' östl. Länge Grn.), wo er sich mit 5800 Fuß Breite und 36 Fuß Tiefe in den Ocean ergießt und wird 8 Tagereisen weit aufwärts von Seeschiffen befahren. Der Dharm, Jaitoli, trennt sich 23 Meile oberhalb Hyderabad vom Hauptstrome, wird aber 4 Meilen unterhalb durch einen künstlichen Kanal wieder damit verbunden. Ein Theil seines Wassers fließt unter dem Namen Onni weiter und ergießt sich bei Rukut-Bunder (23° nördl. Br.) in das Meer, ist aber bis 12 Meilen weit aufwärts der Versandung unterworfen und seine Mündung wird bald eben so ver-

sperrt seyn, wie die des Nulla Suntra. Durch die Stromzweigung des Indus von Hyderabad abwärts, zerfällt sein Deltaland in ein oberes und ein unteres; an der Spitze des oberen, 84 deutsche Meilen vom Meere entfernt, liegt eben Hyderabad, an der des unteren, in 24 Meilen Abstand vom Meere, Latta. Der Meeresrand des ganzen Deltalandes hat eine Ausdehnung von 80 Meilen; er ist durch sehr viele Kanäle zertheilt, aber sein sandiger Boden trägt nur Delfen für Kameljucht oder ist mit Moränen bedeckt, welche die Luft verstopfen. — Der Indus ist jährlichen Anschwellungen unterworfen und überschwemmt dann theilweise seine Ufer. Mit der Schneeschmelze steigt nämlich der obere Indus von Anfang Zul. bis Ende Aug., 20 bis 30 Fuß hoch; er mag auch wohl durch die Regengüsse des SW. Monsuns verstärkt werden, ein Zuwachs, der indess im unteren Laufe, wo es sehr selten regnet, wegfällt. Die Schiffbarkeit des Indus, welche indess durch häufige Stromschnellen in seinem mittleren Laufe schwierig ist, beginnt bei Lahore, doch wird von ihr nur wenig Gebrauch gemacht. Von Lahore bis Multan gehen sehr breit gebaute Flachboote von 100 Tonnen, von Multan bis zur Mündung Schiffe von 200 Tonnen Last. Diese schiffbare Mündung erkennt der Seefahrer an einem hohen Minaret, Sirdyathurm genannt, doch wird ihm das Einlaufen in dieselbe durch das hier Statt findende Phänomen der Kenterung, welche mit der Meeresfluth 12 bis 13 Meilen landeinwärts dringt, häufig erschwert. Es ist schon oben gesagt, daß das rechte Ufer des Indus von dem indopersischen Gränzgebirge, das nur wenige Meilen von ihm absteht, das linke aber von der Sandwüste Sind begleitet wird, die häufig bis dicht an dasselbe hinan tritt. Diese Wüste sähnt seit alter Zeit fort, den Strom immer weiter nach W. zu drängen, da sie selbst dahinwärts in steter Wanderung begriffen ist. Vom Punjab abwärts, der die in ihm vereinigten Gewässer der Fünfströme Dschilum, Chinab, Rami, Begab, Tellerob oder Satrabu, die wir schon bei der Beschreibung des Himalaya und des Pendobach kennen lernten, in das linke Ufer des Indus schüttet, bleibt dieser Strom bis zu seiner Mündung durchaus ohne Zuflüsse, ganz wie der Nil in seinem mittleren und unteren Laufe.

2) Der Lo ni, ein Strom der Sandwüste Sind, der in südwestlicher Richtung fließt und sich in die Küste der Provinz Gutch ergießt, durch welche er mit dem Golf von Gutch in Verbindung zu stehen scheint.

3) Der Banas. Dieser Fluß entspringt in Kachputana, tritt bald in die Provinz Gujurate, wird daselbst schiffbar und mündet sich durch die Runns in den Golf von Gutch.

4) Der Sandermutti entspringt dem See Dhavar in der Provinz Kachputana, fließt in SW. Hauptrichtung und mündet in den Golf von Camban.

5) Der Raby oder Rhye nimmt den Ursprung auf dem Plateau von Kasma, durchströmt dasselbe in NW. Richtung, wendet sich dann SW., durchfließt die Provinz Gujurate und mündet in den Golf von Camban.

6) Der Nerubudda. Dieser Strom, einer der heiligen Ströme der Hindus, hat seine Quelle auf dem Plateau Dmercutum in der Nachbarschaft der Quellen des Sone und Babanaby; sie tritt aus einer Höhle hervor, wobei ein berühmter Wallfahrtsort der Hindus steht. Von hier fließt die Mandala durchschneidet der Nerubudda die Hochfläche, bei genanntem Orte oder stürzt er in einem Wasserfalle in ein tiefes und weites Felsenthal, worin er sogleich mehrere Gebirgswasser aufnimmt und dadurch zu einem Strome wird. Das Felsenthal des Nerubudda ist eine wahre fast geradlinige Spalte, wie kein anderes Stromthal der Erde; auf seiner fast 140 Meilen langen Erstreckung von D. nach W. bildet dasselbe die wahre Naturgränze zwischen dem Hochplateau Defan und dessen nördlichen Vorflüssen; es ist sehr tief eingeschnitten zwischen der eigentlichen Bindhyakette im Norden und der Gondwarakette im S., und je weiter gegen W., desto tiefer wird es und desto höher steigen seine begleitenden Bergketten auf. Die Thalfläche hat überall außerordentlichen schwarzen und fruchtbaren Boden, ist aber nur an wenigen Stellen bebaut. An den fast senkrechten Thalsoiten ragen viele Basaltsäulen hervor, und selbst das Bett des Flusses besteht aus große Strecken aus Basaltsfeldern und vollste Stromhemmungen und Uebersen, so daß der Nerubudda, so lange er in seinem Felsenbette fließt, zur Schifffahrt untauglich ist. Diese Stromhemmungen bestehen in den schönsten Wasserfällen, wovon die 3 bedeutendsten zwischen Hindia und Ghicudab liegen, der erste bei Depri, der zweite unterhalb Mersur, der dritte, der den Namen Hirschsprung führt, bei Ghicudab im S. von Bang. Von diesem abwärts zieht der Nerubudda noch bis auf die Hälfte seines ferneren Laufs durch Felsenkette sehr eingengt und gebremmt nach Gujurate hinab. Unter dem Falle bei Depri setzt eine Furch durch den Strom an wilden furchtbaren Felsen vorüber; hier steigt aus der Mitte des Stroms die Insel Uonon-Mandala empor, mit den Ruinen der gleichnamigen Stadt und einem prächtigen und berühmten Wallfahrtsort, wobei ein rothfarbener Stein, von dem Mahadeo sich selbst hinab stürzte, als er die Welt verließ. Viele fromme Pilger folgen hier an den Wallfahrtsorten im November seinem Beispiele, in der Hoffnung den Himmel zu verdienen. Von hier bis zu dem Wasserfalle von Ghicudab ist das Thal breit, gut bewohnt und bebaut und endlich tritt der Strom in das tiefer Thal von Kandeis, in welches von allen Seiten seltfam gestaltete und zerfetzte Felsklüften treppenartig hinab führen. Die Thalfläche ist auch hier außerordentlich fruchtbar, aber mit unüberschwinglichem Dichte und Bambuswäldern bedeckt. Die letzten Wasserfälle des Nerubudda liegen bei Ghandore, wo die Wälder an Pässe Womapi über Hauptfurch durch den Strom hatten. Hier erst beginnt die Schiffbarkeit des Stroms; bei Bacoabs trägt er große beladene Ceschiffe, und von hier abwärts wird seine Wasserfülle demut, um die reichen paradiesischen Fruchtgehenden der Provinz Gujurate jährlich zu beschicken. Diese ist zugleich eine der heiligsten Gegenden der Hindus, wo sich das Volk überall im Strome badet,

der sich nun in vielfachen Serpentinien zum Meere windet. Zwei Meilen oberhalb Bacoabs steht auf einer Insel des Nerubudda der berühmte Banianbaum, nach einem Heiligen, der sich lebendig begraben ließ, Quabir Bure genannt. Der Strom schwillt oft an, doch sind plötzliche Ergießungen bei ihm seltener als bei anderen indischen Strömen. Bei Mundleyfir liegt sein Spiegel 653 Fuß über dem Meere, und daraus ergibt sich sein geringes Gefälle von hier bis zu seiner breiten Mündung in den Meerbusen von Cambay. Unter allen indischen Gewässern sind die seinigen am geschicktesten zur Dichtung.

7) Der Tapti oder Tauppi, ein südlicher Parakelstom des Nerubudda, entspringt auf dem Hochplateau in der Nähe von Multapur und mündet nach einem Laufe von 92 teutschen Meilen unterhalb der Handelsstadt Surate bei Smally (dem Hafen von Surate) in den Golf von Cambay. Sein Thal scheint viele Ähnlichkeit mit dem des Nerubudda zu haben; er selbst ist in seinem unteren Laufe für kleine Seeschiffe fahrbar, größeren, nach Surate bestimmten Schiffen wird die Einfahrt in seine Mündung durch einige Sandbänke erschwert.

Die nun folgenden, fast unzählbaren Westströme Defans bis zum Kap Gomorin, entspringen sämtlich auf den Westküsten und der Algerien; sie fließen nach kurzem Laufe, aber reichend und wild und eilen ohne Serpentinien in das Meer. Fast während der Hälfte des Jahres sind die meisten von ihnen wasserleer. Die merkwürdigsten derselben sind:

8) Der Schiravutty, welcher sich bei Honawar unter 14° 16' 35" nördl. Br. in einer Bucht entgibt, durch die er mit dem Meere in Verbindung steht. Er ist besonders merkwürdig durch die von ihm gebildeten, bewunderungswürdigen Wasserfälle von Garfipa. Diese liegen 3 teutsche Meilen von der gleichnamigen Stadt, in einer ungeheuren Felsenklüftung von elliptischer Gestalt. Durch dicke Wälder gelangt man plötzlich an den Fluß, der in großer Wasserfülle Anfangs zwischen verworrenen Felsenmassen freundlich dahin strömt, nach einigen Schritten aber in mehreren Armen in jene nackte, schwarze, fürchterliche Felsenklüftung, wo das Auge bei 1000 Fuß Tiefe keinen Grund sieht. Der größte dieser Arme zieht sich Anfangs immer enger und enger bis zu einer Breite von 60 bis 80 Fuß zusammen und stürzt dann in die Klüftung wie eine ungeheure ununterbrochene Säule weißen Schums; diese prallt in der Tiefe durch die Gewalt ihres Falles in Gestalt von schmalen Linien zurück und bildet in einiger Entfernung unterhalb des Falles eine dünne Wolke seinen Dunst, die noch über den umgebenden Wald empor steigt. Die Höhe dieses Falles beträgt nicht unter 1000 Fuß; er liegt im engen und tiefen Thale der Schiut, über deren Seitenwände stürzen schmalere Arme des Flusses, die in Schaum zerfließen, ehe sie den Grund erreichen. Die Wände der Klüftung sind von schiefer Felschichten gebildet, deren Regelmäßigkeit einen auffallenden Kontrast gegen die Verwirrung der todbenden Wasserfluthen, gegen

die zertrümmerten Steinmassen und die reiche anmutbige Farbe des bedrängenden Waldes darbietet. Der Fall kann nur von oben gesehen werden, denn an den Abhängen zu beiden Seiten erlaubt kein Pfad das Hinabsteigen und Niemanden ist es bis jetzt gelungen, den Grund zu erreichen.

9) Der Paniany oder Ponany. Er entspringt unter dem Namen Klima in der Durchbruchenge des Gap, ganz nahe bei der Stadt Animall und der Quelle des zum Gavery eilenden Ambratto, fließt von D. gegen W. quer durch das Gap und mündet bei der Stadt Ponany in das erythräische Meer. Seine Mündung bildet einen Hafen, ist jedoch durch eine Barre versperrt, die nur Boote durchläßt.

b) Ströme zum bengalischen Golf.

Auf Delan liegt die Hauptwassertheide zwischen dem bengalischen Golf und dem erythräischen Meere auf den Westgats, von denen sie indes einige Meile hinab fließt, um auf dem Plateau eine Straße fortzuziehen und dann wieder auf die Gats hinaus zu fließen. Wie die Breite von Delan je mehr nach R., immer bedeutender wird, so werden also die Dsiströme Delans von S. nach R. mit wenigen Ausnahmen immer bedeutender. Diese Dsiströme münden zum bengalischen Golf; obgleich größten Theils unschiffbar, sind es doch bedeutende Landströme, welche Anfangs langsamen Laufs das hohe Plateau durchschneiden, dann in Katarakten die Kette der Dsigsats durchbrechen und endlich in das Tiefland der Goromandelsüste treten, wo sie an ihren Windungen weite Deltas bilden. Diese Dsiströme sind:

10) Der Gavery. Er entspringt in dem wilden Gebirgslande Kurg auf den Westgats, empfängt von daher mehrere wasserreiche Zuflüsse, und durchfließt die Hochfläche von Mysore an der Stadt Seringapatam vorüber (die auf einer Insel dieses Flusses liegt) von W. gegen D. Bei Alambadi wendet er sich gegen S. und durchbricht die Dsigsats in Katarakten und Kaefden, worunter die Fülle Gungaoonchi und Burraoonchi 150 bis 200 Fuß hoch practisch über Gneissfelsen herab stürzen; 3 Stunde unterhalb des letzten liegt die Gaveryinsel Sivana Samu mit Ruinen von Tempeln, einer prachsvollen Steinbrücke und einer großen Stadt, jetzt von einem Banianenwalde überwuchert und von wilden Thieren bewohnt. Bei Bhavang tritt endlich der Gavery aus seinen wilden Durchbruchsbildern hervor in die Ebene des Karnatik oder des südlichsten Theils des goromandelschen Flachlandes. Er ist hier ziemlich breit, aber noch durchgängig sein Spiegel liegt hier 1470 Fuß über dem Meere, in der Regenzeit übersetzt man ihn hier in Fahren. Er durchfließt nun in sanfterem Laufe die Ebenen des Karnatik. Bei Bhavang beginnen seine durch die Regenschauer des SW. Monsun herbei geführten Überschwemmungen, durch welche er das Land ungemein befruchtet; denn er bedeckt alsdann die Sandebenen mit dem röthlichen Schlamm, den er aus dem Plateau von Mysore herab führt. Dieses Überschwemmen des Stromes wird daher von den Hindus des Karnatik durch

Beste gefeiert, er selbst als eine ihrer Hauptgötter verehrt. Die Überschwemmungen beginnen am Ende des Maimonats, die Wasser steigen nun bis zur Mitte des August, wo sie am höchsten sind und sinken dann wieder, bis sie zu Anfange des Mai wieder durchgehbar und zu Ende dieses Monats in die Höhe getrieben werden. Dieses Phänomen ist fast allen Dsiströmen Delans eigen; sie werden durch die auf der Malakartüste fallenden Regenschauer während des SW. Monsuns angeschwellt und befruchten die Goromandelsüste während der hier herrschenden Trockenzeit. Die erste Verzweigung des Gaverystromes ist bei Trichinapoly, wodurch die Insel Seringam gebildet wird. An dem Ostende derselben verhindert ein starker Damm die Wiedervereinigung beider Stromarme, deren südlicher 20 Fuß höher fließt als der nördliche. Dieser nördliche Arm, Celerum genannt, mündet im R. von Araquebar bei Port Nova, der südliche behält den Namen Gavery, theilt sich bei Landshore wieder und wird dann durch viele Kanäle in das Meer geleitet. Die Länge des Gaverylaufes beträgt 80 tausend Meilen. In seinem unteren Laufe ist der Strom schiffbar.

11) Der Panaur, entspringt aus dem Plateau von Bangalore, durchfließt die Dsigsats im ED. von Bangalore zwischen den Felsen Kpa-Gotta und Kifina-Getti und ergießt sich in mehreren Armen bei Cuddalore und Pondichery nach einem Laufe von 60 tausend Meilen in den bengalischen Golf.

12) Der Palaur. Er entspringt ebenfalls aus dem Plateau von Bangalore, sein oberer Lauf liegt in einem weiten Längenthale zwischen den Njhamwäberbergen und einer andern, minder hohen Bergkette, dann durchbricht er die Dsigsats, tritt in die durch ihn besfruchtete Tiefebene und mündet 3 tausend Meilen breit nach einem Laufe von 44 Meilen bei Mahabalsipuram in den bengalischen Golf.

13) Der Pennar. Auch dieser Strom entspringt aus dem Plateau von Bangalore; er durchfließt dann wildes Bergland bis zur Felsenste Gutt, welche 2171 Fuß über dem Meere liegt und beginnt von hier in wilden senkrechten Felspalten die Gats zu durchbrechen; dann durchfließt er die schmale Kistenebene und erreicht bei Nellore nach einem Laufe von 60 tausend Meilen den bengalischen Golf. Er ist größten Theils durchgehbar und nur während der Regenzeit auf eine Straße zur Schifffahrt geeignet.

14) Der Kishna oder Krishna. Dieser Strom hat 3 Quellflüsse, welche alle aus den Westgats den Ursprung nehmen; es sind der eigentliche Kishna, die Lima und der Annapudra; sie werden alle durch unzählige Nullah's oder Seitenflüsse ernährt. Der eigentliche Kishna ist der mittlere dieser Quellflüsse; er entspringt unter 17° 55' nördl. Br. unweit Mahabailly und nur 8 Meilen von der Küste des erythräischen Meeres entfernt, fließt in ED. Normalrichtung; nimmt auf seinem rechten Ufer die ansehnlichen Flüsse Outpurba und Mulpurba auf, und vereinigt sich bei Kirozgar mit der Lima. Dieser entspringt im R. der Kishnaquelle unter 19° 3' nördl.

Br. bei Bimafunker, fließt ebenfalls südöstlich und nimmt rechts die Mira, links die Sina, beides bedeutende Flüsse, auf. Sie ist gleich Anfangs schiffbar und bildet im Meridian von Delhi viele Katarakten zwischen Feisengen von merkwürdigem Aussehen. Der Tungabudra hat 2 Duellflüsse, den Tum (später Tunga genannt) und die Budra, welche beide kaum 100 Schritt von einander auf der Scheide des Thuritanagat unter 12° 25' 25" nördl. Br. u. 75° 33' 50" östl. L. Grw., nur 6 teutsche Meilen von der erpsthürischen Meeressüße entfernt, den Ursprung nehmen und sich bei Holla Honur vereinigen. Seine Normaldirection ist N., wie die vorgenannten Flüsse durchschneidet er die hohe Bergebene, endlich trifft er aber eine auf diese aufgesetzte, 4 teutsche Meilen breite Bergzone, durchbricht dieselbe zwischen Hoßur und Kumply in Kaskaden und Stromschnellen, nimmt unter 77° östl. Länge Grw. u. 15° 45' nördl. Br. den bedeutenden Fluß Hugur Bedavutty in sein rechtes Ufer auf und mündet bei Mariconda in den Kisthna. Alle diese Duellströme des Kisthna sind von gleichem Wasserreichtume, sie gießen bis auf wenige Ausnahmen mit tragem, schlammigem Laufe durch die hohe Bergene des Süd-Maharatta-Duach, und schneiden ihre Steilufer in dessen nackten und schwarzen Boden ein. Daher sind ihre Thäler eher künstlichen Gräben als natürlichen Strombetten vergleichbar. Zur Regenzeit schwellen sie zwar 20 bis 30 Fuß über ihren gewöhnlichen Wasserstand an, aber die tiefen Einrisse hindern die künstliche Benützung der hohen liegenden Ebenen durch Kanäle. Sie fehlen ihnen die sanften Ufergehänge und die liebliche Natur der Thalformen; die Uferenden ihrer Ufer sind nackt und öde, mit zahllosen Granitklümmern überdeckt, den Pampas des südlichen Amerika's vergleichbar. Durch diese Versammlung von Wassern in ein einziges Bett ist nun der Kisthna zu einem mächtigen Strome angewachsen, er macht nun einen großen, nach N. gewandten Bogen bis zu 16° 40' nördl. Br. hinaus und durchbricht die hier stark bewaldete Kette der Nisgats in fast unbekannten Felsengen und Steilschluchten. In dem Niederlande der Gircar (Theil der Coromandelküste) angekommen, schwemmt er dort gewaltige Massen vegetabilischen Schlammes an, was er an seinen Ufern absetzt. Hier besonders wird er als heiliger Strom Kisthna (d. i. dunkelblau) genannt, der bekannte Name einer Fleischartung des Gottes Wischnu. In vielen Armen mündet er endlich, nachdem er einen Lauf von 140 teutschen Meilen zurück gelegt hat, in der Gegend von Masulipatam in den bengalischen Golf.

Der Kisthna und der Godavery, sein nördlicher Parallellstrom, bilden bis auf 16 teutsche Meilen landeinwärts von der Küste, ein flaches, fruchtbares Deltaland, Pettapolly genannt, das sie selbst erzeugten und in dessen Mitte sich zur Überschwemmungszeit ein beides gemeinsamer Wasserhammer, der Colaisfer, bildet. Der vereinigte Kisthna nimmt auf seinem linken Ufer den Mussofluß auf, merkwürdig, weil er den Etat des Nizam von Hyderabad oder das berühmte Diamantenplateau von Solcanba durchströmt.

15) Der Godavery. Dieser größte Strom der Halbinsel Delan entsteht aus einer großen Menge von Bächen, die alle auf den Westgats zwischen Dschandur und Trimbud, etwa unter 20° nördl. Br. entspringen. An der Quelle eines dieser Bäche, den die Hindus für den eigentlichen Duellbach ausgeben, steht ein berühmter Tempel, den zahlreiche Wallfahrer aus allen Theilen Hindostans besuchen. Von hier an durchströmt der Godavery in N. S. D. Normaldirection und beinahe parallel mit dem Kisthna das delan'sche Hochplateau, das hier überall mit Wüdnissen bedeckt ist, die noch von keinem Europäer besucht wurden. Bei Radshamundri tritt er in die Küstenebene des Papengat und theilt sich sogleich in 2 Hauptarme, die sich wieder in 4 bis 5 andere zertheilen und sogleich in den bengalischen Golf münden. Von Radshamundri bis zu ihren Mündungen hat jeder dieser Arme nur einen Fuß Gefälle; ihre Mündungen sind sämtlich im Stande, zur Fluthzeit mäßig beladene Seeschiffe aufzunehmen. Das Delta des Godavery hängt, wie wir beim Kisthna sahen, mit dem dieses letzten Stromes zusammen; der Godavery selbst entwickelt eine Länge von 170 teutschen Meilen, er ist ein heiliger Strom der Hindus. Seine größten Zuflüsse sind rechts der Manisera und links die Wurta, welche wiederum durch die Papnganga und Wyneganga verstärkt wird. Alle diese Zuflüsse strömen durch eben so unbekannte Wüdnisse wie der Godavery selbst.

16) Der Mahanady. Dies ist der nördlichste der bedeutendsten Nisgats Delans, aber sein Gebiet ist durchaus terra incognita. Er entspringt auf dem Plateau Americura in der Nähe der Perubudakulle und durchfließt das wilde Hochland von Berar in südlicher Richtung bis Sohnpur. Hier wendet er sich plötzlich unter einem rechten Winkel gegen W., und in das Flachland hinab gesunken, theilt er sich bei Guttak in unzählige Arme, deren südlichster bei der berühmten Tempelstadt Jaggernaut in den bengalischen Golf mündet.

17) Der Ganges. Die Duellen und der obere Lauf dieses mächtigsten der hindostanischen Ströme liegen im hohen Himalaya und sind dort beschrieben worden; bei der Stadt Hurdwar oder Gangadwara (d. i. Gangeshöhr) tritt er in die hindostanische Ebene, und durchfließt sie 270 Meilen weit in S. D. Normaldirection. Die ganze Länge des Ganges beträgt 290 teutsche Meilen; seine Mündung steht in gerader Linie 200 Meilen von der Quelle ab, daher betragen seine Krümmungen 90 Meilen oder 0,45 des directen Abstandes der Mündung von der Quelle. Oberhalb der Zusammenmündung hat der Ganges noch einige Kurven, die indes die Schifffahrt nicht hindern und ist hier 1 bis 1½ Meilen breit. Bei Mirzapur tritt von S. her eine mehrere Kalksteinette an den Strom und durchsetzt ihn in Klüppen, die eine gefährliche Stromschnelle bilden, dann gelangt er nach Benares, wo er 30 Fuß tief ist. Unterhalb dieser heiligen Stadt, 1 Meile oberhalb Mongh, liegt die Stromschnelle Acriagully, eine den Hindus sehr heilige Stelle, wo ihnen das süßenste Wasser des Ganges fließt. Bei Radshamal treten endlich zum letzten Male von S.

ber niedere Bergketten an den Strom, verengen sein Bett und bilden eine Menge von Stromschnellen und Felsenvorsprüngen, welche für die Schifffahrt sehr gefährlich sind: man vergleicht die Gefahren, welche man während der schlechten Jahreszeit bei Umschiffung des Kap Sicilgully am Ganges bekämpfen muß, mit denjenigen, welchen man bei der Dabirung des Vorgebirges der guten Hoffnung ausgesetzt ist. Von Hurdwar bis zu diesem Punkte reicht der mittlere Lauf des Ganges; dort liegt sein Spiegel 1024 Fuß, hier nur sehr wenige Fuß über dem Meere. Von Hurdwar bis zu seiner Mündung hat der Ganges also 1024 Fuß Gefälle. In der Gegend von Murschadabad, 44 geogr. Meilen vom Meere, beginnt die Stromschwellung des Ganges in mehrere Arme, oder sein Deltaland (Sunderbunds). Der westlichste Arm heißt Kossimbuzar; dieser nimmt bei Rishengaur einen zweiten Arm auf und bildet mit ihm den Huglo, den einzigen der Gangesarme, welcher gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden kann, obgleich seine Wassermasse nur $\frac{1}{3}$ so groß als die des östlichsten Armes ist. Der Huglo durchfließt die Stadt Calcutta, seine Mündung bildet den Hafen derselben. Der östlichste Gangesarm, welcher den Namen Ganges beibehält, theilt sich wiederum in unzählige andere, welche viele hundert Inseln einschießen und bis auf den östlichsten unschiffbar sind, früher aber, einer nach dem andern, schiffbar waren. Der östlichste Arm nimmt unterhalb Darca, 8 teutsche Meilen vom Meere, den Brahmaputra auf; beide vereinigt bilden unter dem Namen Padma, Padma-marati oder Megna unterhalb Luckpur das größte Süßwassermeer der alten Welt. Weil die Wassermasse des so sehr zerstückelten Ganges bei dem Zusammentreffen mit dem Brahmaputra weit geringer als die des letzten ist, so werden Ganges und Brahmaputra oft auch als zwei ganz verschiedene Stromsysteme angesehen. Der Huglo und der Megna sind unter allen Gangesarmen die einzigen, welche zur Trockenzeit befahren werden können; der letzte schüttet während dieser Zeit in jeder Sekunde 80,000 Kubfuß Wassers, bei hohem Wasserstande wohl das Dreifache dieses Volumens, und mit Zuzurechnung der dadurch vermehrten Geschwindigkeit 405,000 Kubfuß in den bengalischen Golf. Von Benares an beträgt die Breite des Ganges immer $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ teutsche Meilen; die Fluth steigt 48 geogr. Meilen landeinwärts zu jeder Jahreszeit bis Kuttie. Während des niedrigen Wasserstandes dringt diese Fluth in Verbindung mit der Kenterung sogar bis Benares hinauf, und erreicht an der Mündung der Gogra noch 4 Fuß Höhe. Der Ganges ist periodisch Anschwellen unterworfen, welches durch die Schneeschmelze im Himalaj und besonders durch die während der nassen Monate fallenden Regenperioden hervorgerufen wird. Es beginnt im Monate Mai; Ende Junius ist der Spiegel 15 $\frac{1}{2}$ Fuß gestiegen, dann ist die bengalische Ebene zwischen Ganges und Brahmaputra in ein großes Süßwassermeer verwandelt, aus welchem die Dorfküsten und Städte mit ihren durch unzählige Dämme geschützten Umgebungen wie Inseln hervorragen. Mitte August erreicht der Strom seine

größte Höhe, welche zu Kuttie 32 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande, weiter unterhalb zu Dacca nur 14 Fuß, zu Luckpur 6 Fuß beträgt. Mit Anfang Octobers, wenn die Regen aufhören, beginnt das Sinken des Stromspiegels und im Noember ist er wieder auf seine gewöhnliche Höhe gefallen. Die Schifffahrt des Ganges beginnt schon bei Saunpore, etwa 40 Meilen oberhalb Benares, sie besteht den so wichtigen Binnenhandel des centralen Hindostan, welcher in Bedar und Bengalen allein über 30,000 Matrosen bei der Binnen-schifffahrt beschäftigt. Mit der Fluth steigt die Seeschiffe 50 Meilen landeinwärts. — Der Ganges ist der heiligste Strom der Hindus: mit seinem Wasser treibt man einen beträchtlichen Handel durch ganz Hindostan; und jeder Mensch, der sich vor seinem Tode in dem Ganges gebadet oder mit dessen Wasser gewaschen hat, wird für glücklich gehalten. — Das sehr fruchtbare Deltaland des Ganges ist eben so wenig als ein jüngeres, von dem Strome angelegtes Land zu verkennen, wie die anderen Stromdelta's der Erde; ja Willford nimmt an, daß der Golf von Bengalen einst bis Hurdwar reichte, wo sich damals der Ganges aus dem Alpenlande des Himalaj in das Meer ergoß. Dann wäre das ganze centrale Hindostan ein alter Meeresboden und Defan eine vollkommene Insel gewesen.

Die Beschreibung der größten linken Zuflüsse des Ganges, (Ramganga, Tonse, Gogra, Gundul, Tisab, Brahmaputra u. s. w.) s. im Art. Himalaya; hier ist daher nur von den merkwürdigsten rechten Zuflüssen die Rede. Diese sind:

a) Der Jumna, über seinen oberen Lauf im Himalaya s. den Art. Himalaya. Bei dem Dorfe Fezzabad, wo sein Spiegel 1276 Fuß über dem Meere liegt, tritt er in die hindostanische Ebene und fließt durch eines der fruchtbaren und bebautesten Länder der Erde, im Parallelismus mit dem Ganges, den er endlich bei Allahabad nach einem Laufe von 280 teutschen Meilen erreicht. Seine bedeutendsten Zuflüsse stoßen ihr auf dem rechten Ufer zu; sie kommen alle aus den nördlichen Hängen von Defan herab und heißen von N. nach D. Ghumbul, Betwar, Gane. Der Ghumbul entspringt im SW. der Stadt Djein auf dem Plateau von Walwa und ergießt sich durch die Terrassen von Myrwar hinab nach einem Laufe von 24 teutschen Meilen in den Jumna. Die Betwar entspringt auf dem Plateau von Walwa aus einem kleinen Binnensee in der Nähe der Stadt Bopaul, durchfließt die Terrassen von Walwa und Bunde und mündet nach einem Laufe von 25 Meilen in den Jumna. Der Gane ist der wichtigste Strom von Bundelrond. Er entspringt auf den hohen Flächen von Betkari in 23° 53' nördl. Breite und 80° 9' 40" östl. Länge Grw. aus einem kleinen seethäligen Wasserbecken, wendet sich gegen N., durchbricht eine ihm vorliegende Kette des Bindhyasystem in dem Pivrabghat, wo er einen Wasserfall bildet, tritt dann in die tiefere Stufe von Punab, wo er sich mit den gleich wasserreichen Strömen Birnie und Sonar vereint, durchbricht dann noch einmal eine 3 Meilen breite Bergkette

in einer eben so langen, sehr engen und tiefen Schlucht, bildet bei dem Dorfe Singhora in 24° 25' nördl. Br. eine Kaskade, tritt sodann in die große hindostanische Ebene, fließt nun W., endlich N. und erreicht den Jumna in 25° 46' nördl. Br. und 80° 29' östl. Länge bzw. bei dem Dorfe Ghilla.

b) Der Sonc. Dieser wasserreiche Strom entspringt in der Nähe der Nerubuddaquelle auf dem Plateau Dmercutur, durchbricht die ihm vorliegenden Ketten des Hindusystems in W. Richtung fließend, wendet sich dann W. und mündet bei Koneah oberhalb Patna in den Ganges.

Zum Schlusse der Potamographie geben wir eine Übersicht der vornehmsten Flüsse Hindostans, nach der Länge ihres Laufes geordnet.

Der Indus ist lang	340	teutsche Meil.
Der Bramaputra	320	„ „
Der Ganges	290	„ „
Der Jumna	280	„ „
Der Serlesch	280	„ „
Der Telum	250	„ „
Der Gundul	196	„ „
Der Gwavery	170	„ „
Der Kischna	140	„ „
Der Nerubudda	140	„ „
Der Mahanady	110	„ „
Der Tapti	92	„ „
Der Gavery	80	„ „
Der Pennar	60	„ „
Der Panaur	60	„ „
Der Palaur	44	„ „

c) Seen. Binnenseen von Bedeutung sind in Indien nicht; wohl aber gibt es eine Menge kleinerer, worunter wir folgende bemerken:

1) Der Ghilla in dem nördlichsten Theile des coromandrischen Flachlandes, südlich der Mahanadymündung bei der Stadt Ganjam. Es ist ein Süßwassersee, den ein schmaler Kanal mit dem Golf von Bengalen in Verbindung setzt.

2) Der See von Pulicat oder Pulicat im Karnatik, bei der Stadt Pulicat. Er ist 8 Meilen lang, 1½ Meile breit und sehr fischreich; er hat ebenfalls süßes Wasser, enthält mehrere Inseln und ergießt sich durch 2 Mündungen in den bengalischen Golf.

3) Der Laksmisar im Districte Gorupur der Provinz Dute. Er ist der größte unter mehreren Binnenseen dieser Provinz und trägt in der Mitte eine kleine Insel. An seinem Ufer liegt die Stadt Budra.

4) Der Dabbur in Cujurate, merkwürdig als Quelle des Flusses Saubermulti, mit einem Eilande.

5) Die Seen im Hochthale von Dberpur u. a. m. V. Klima Hindostans. Das mathematische Klima Hindostans ergibt sich aus seiner Lage zu beiden Seiten des nördl. Wendekreises; dasselbe wird indeß durch die verschiedenen vertikalen Dimensionen des Landes, durch die besondere Stellung der Küsten gegen die Meere und durch den Einfluß der periodischen Monsune so sehr modificirt, daß man, um das wahre physische

Klima kennen zu lernen, ein Klima der Tieflandschaften, des desan'schen Plateaus und des Himalaya untersuchen muß.

Die Monsune wehen von N. und S. her, allein wegen der Lage der Küsten, der Dajowischenkunft der Gebirge, und nach den Abweichungen der Magnetnadel kommen sie in Indien von SW. und W., und äußern ihren ganzen Einfluß auf die hindostanischen Tieflandschaften, von deren Klima hier zuerst die Rede seyn soll. Der SW. Monsun bringt die Regenzeit, der W. die Trockenzeit mit sich; jener beginnt Ende April und dauert bis zum October, dieser fällt den übrigen Theil des Jahres aus. Der SW. Monsun bringt schwarze Wolken und Stürme aus dem indischen Ozean mit sich; diese Wolken, mit Bergen angefüllt und von dem Winde getrieben, öffnen ihre Schreusen unter fürchterlichen Stürmen und Donnerwettern auf der malabarischen Küste und dem Tieflande Centralindiens. Der SW. Monsun strebt mit aller Gewalt gegen die hohen Himalaya an, und scheint sich in den fürchterlichsten Donnerschlägen zu erschöpfen. Aber jenseit der Himalaya, wo ein anderes meteorologisches System herrschend ist, gelangt er nicht, vielmehr geht er hier, von dem Gebirge aufgehalten, durch eine Drehung in den W. Monsun über. Während dieser nassen Jahreszeit sind die oft plötzlich eintretenden Regengüsse, wie wir gesehen haben, von fürchterlichen Gewittern begleitet und dann außerordentlich zerstörend. Die Ströme schwellen in wenigen Tagen zu außerordentlicher Höhe an, werden trübe, reißend, wüthend, und entleeren dann den höheren Gegenden so plötzlich, daß sie Menschen, Herden, Bestien, Wälder, Hebmassen, kurz Alles, was sich ihnen in den Weg stellt, in fürchterlichen Strudeln zur Tiefe und in den Ozean führen.

Während des W. Monsuns oder der Trockenzeit wird die Hitze durch ihre lange Andauer oft unerträglich; es tritt dann der eigentliche Winter Indiens ein; es entwickelt sich ein vollständiges System von Erwärmung und Erbseligkeit. Die Bäume, mit Ausnahme der Immergrünen, verlieren ihre Blätter, das Land ist seiner grünen Decke beraubt, nicht ein Grashalm ist zu sehen, und die animalische Schöpfung, wie die vegetabilische, scheitert unter der drückenden Hitze zu erliegen. In manchen Stellen werden die heißen Winde wie Vadosenluft, und nur durch aus moirichenden Gräsern geschochene Matten, mit denen man sich umgibt, und die man immer zur Kühlung feucht hält, kann man ihren Einfluß ertragen.

Diese Erscheinungen finden in der Küstenebene Malabar und im centralen Indien zu gleicher Zeit Statt, d. h. beide Gegenden haben gleiche Jahreszeiten; auf Coromandel indeß verhält es sich umgekehrt. Zwischen dem SW. und W. Monsune bildet nämlich das Plateau Dekan eine merkwürdige Wetterseide, so, daß die in mancher Hinsicht ganz entgegengesetzten Küstländer Malabar und Coromandel auch in dieser Hinsicht ganz entgegen gesetzt sind. Der W. Monsun nämlich, welcher am Himalaya aus dem SW. entstanden ist, er-

gießt seine Regenschauer vom Oktober bis März auf der Küste Geyromandel, während er auf der entgegen gesetzten Küste die Trockenzeit bringt; eben so riefet der Geyromandel während des S.W. Monsuns kaum ein Zephyr den Océan, während man bei denselben Winde auf Malabar der ganzen Wuth der Elemente ausgeführt ist. Dieser Gegensatz geht auch deutlich aus folgender Tabelle hervor, welche Tabelle auch zugleich zeigt, daß auch während der Trockenzeit einzelne Regentage vorkommen. Es beträgt nämlich die mittlere monatliche Regenmenge in engländ. Zoll

	zu Calcutta	zu Madras
im Januar	0	0,74
„ Februar	2",9	0,099
„ März	0,5	0,46
„ April	8,0	0,33
„ Mai	6,0	1,35
„ Juni	24,4	0,85
„ Juli	12,8	2,94
„ August	9,3	8,88
„ Sept.	11,7	4,34
„ Oktober	1,4	12,27
„ November	0,5	13,94
„ December	0	7,62

Die mittlere Regenmenge während der Regenzeit ist außerordentlich groß; zu Madras z. B. beträgt sie 53 bis 54 Zoll, während eben dasselbe die mittlere jährliche Regenmenge 48,755 beträgt.

Die Haupttheilung des Jahres in eine Trocken- und in eine Regenzeit wurde von den Braminen am Ganges in 6 Unterabtheilungen (Rutawu d. i. Jahreszeiten) gebracht, welche von den Hindus zwar allgemein angenommen sind, doch nicht für ganz Hindostan passen. Sie heißen: Bessunt, der Frühling oder die Blumenzeit; Grishna, die Zeit der Hitze, wo die Sonne im Eier und in den Zwillingen steht; Warjo, die Regenzeit, wo die Sonne im Krebs und Löwen steht; Susrat, die Zeit des Aufbruchs, wo die Sonne in der Jungfrau und Waage; Himont, die Zeit der Kälte, wo die Sonne im Skorpion und Schützen steht; und Sjistra, oder die Zeit des Nebels, wo die Sonne im Steinbock und Wassermann steht.

Die mittlere Jahrestemperatur der Tieflandschaften Hindostans, in so weit solche dem okeanischen Klima unterworfen sind, zeigt folgende Tabelle. Es beträgt die Mitteltemperatur zu

Colombo aus Ceylon unter	6° 55' nördl. Br.	21°, 36 R.
Trincomale	8° 32' „	21,28 „
Madras	13° 4' 9" „	22,09 „
Bombai	18° 57' 44" „	21,28 „
Calcutta	22° 33' „	20,96 „

Den geringen Wärmeunterschied zwischen der Regen- und Trockenzeit ergibt man aus der Thatfache, daß zu Madras die mittlere Thermometerhöhe während des N.W. Monsuns

„ S.W.	20°, 5 R.
„	23,5 R.

Wie andauernd die große Wärme der indischen Tropenlandschaften ist, zeigt auch folgende Tabelle über die mittlere Monatstemperatur zu Calcutta und Madras. Letztere beträgt nämlich zu

	Calcutta	Madras
im Januar	15° 3 R.	19° 6 R.
„ Februar	19,0 „	20,6 „
„ März	20,9 „	21,8 „
„ April	32,2 „	22,5 „
„ Mai	24,0 „	24,2 „
„ Juni	22,8 „	23,2 „
„ Juli	22,8 „	23,75 „
„ August	22,8 „	23,5 „
„ September	22,8 „	23,1 „
„ Oktober	22,8 „	22,2 „
„ November	19,0 „	20,5 „
„ December	16,5 „	20,6 „

Das äußerste Extrem der Hitze zu Madras während der 26 Jahre von 1796 — 1821 beobachtete Goldingham am 19. Mai 1815 mit 32°, 25 R. Der niedrigste Thermometerstand während dieser Zeit war am 12. Januar 1819 bei Sonnenaufgang 14°, 22 R.; doch kommen solche Extreme nur selten vor. Zu Madras ist der heißeste Tag im Mittel aus allen täglichen Beobachtungen, der 15. Juni, wo die mittlere Thermometerhöhe 25°, 37 R. beträgt; das Medium oscillirt indeß in den verschiedenen Jahren zwischen 28° und 24°, 5 R. Der kälteste Tag zu Madras ist der 9te Januar mit einer mittleren Temperatur von 18°, 93 R., aber diese schwankt zwischen 20° und 17°, 5 R. Analoge Verhältnisse, wie die für Madras angeführten, finden auch für die übrigen Gegenden des indischen Tieflandes Statt.

Die Eigenthümlichkeit des Klima's der indischen Tieflandschaften tritt noch mehr hervor, wenn man berücksichtigt, daß es in Kanton (China) nie so heiß wie in Calcutta und nie so kalt in Calcutta wie in Kanton ist, obgleich diese beiden Städte beinahe unter derselben Breite und in gleicher Entfernung von der See liegen.

Eine Gegend des großen Tieflandes erfreut sich indess eines besseren Klima's, als wie wir dasselbe bisher kennen lernten. Es ist das mittlere Stufenland des Ganges (oder die Provinzen Oude, Delhi, Agra, Allahabad und Behar), wo ein mehr continentales Klima herrscht. Es hält das Mittel zwischen den dicken Dünsten und Nebeln Bengalens und den trocknen heißen Winden der W. Provinzen. Zwar beträgt die mittlere Temperatur zu Benares (25° 30' nördl. Br.) noch 20°, 1 R. und die Hitze erreicht in den heißesten Tagen immer noch 32° R., sie wird aber während der Nacht abgekühlt und im Winter fällt das Thermometer bis auf 5,7 R. und selbst bis auf den Gefrierpunkt. Dieses glücklichen Klima's wegen wird das ganze Land Behar (d. i. im Persischen „glückliches Klima“) genannt, und Benares und Allahabad werden von den Hindus wegen der Vortreflichkeit ihres Wassers und ihrer Luft mit dem preissenden Namen Madhian belegt.

Wie überall unter den Tropen, so ist auch in Indien das Barometer einem konstant und regelmäßig wirkenden Einflusse ausgesetzt; es steht im Allgemeinen niedriger um 11 Uhr Abends als um 10 Uhr Vormittags, den Seiten, wo es seine größte Höhe innerhalb 24 Stunden erreicht; dagegen ist es um 5 Uhr Nachmittags tiefer als um 4 Uhr Morgens. Die Atmosphäre hat demnach das größte Gewicht um 10 Uhr Vormittags, und nimmt gegen 5 Uhr Nachmittags hin ab, wo sie beginnt den Theil wieder zu erlangen, den sie verloren hat; steigend führt sie fort gegen ihren vorigen Zustand bis 11 Uhr Abends, wo sie nahe, obschon nicht ganz dasselbe Gewicht erhält, wie am Vormittage; dann beginnt die Abnahme des Gewichts und ein gleicher Effekt wird hervor gebracht, wie durch die störende Kraft am Tage, die Atmosphäre dagegen wird nicht in so bedeutendem Grade afficirt, als wenn die Sonne über dem Horizonte steht; und die Ursache wirkt nur fort bis etwa 2 Stunden vor Sonnenaufgang, wenn das Gewicht wiederum zu wachsen anfängt. Daß auch die monatlichen barometrischen Mittel innerhalb der jährlichen Periode einem eben so konstanten und regelmäßigen Einflusse ausgesetzt sind, zeigt folgende Uebersicht. Nach einer Mittelzahl aus 21jährigen Beobachtungen zu Madras, ist daselbst die mittlere Barometerhöhe

im Januar	30,085 engl. Zoll
„ Februar	30,076
„ März	30,041
„ April	29,955
„ Mai	29,851
„ Junius	29,861
„ Julius	29,867
„ August	29,879
„ September	29,908
„ Oktober	29,942
„ November	29,956
„ December	30,074

Das Barometer erreicht seinen höchsten Stand am 8. Januar und den niedrigsten gegen Ende des Mai. Die mittlere jährliche Barometerhöhe zu Madras beträgt 29,958 engl. Zoll.

Was den Zustand der Atmosphäre betrifft, so zeigt sich der Himmel Hindostans nicht so klar und heiter, als man gewöhnlich annimmt. So hat z. B. die Stadt Madras, nach Goldingham's 26jährigen Beobachtungen, im Durchschnitt jährlich 180 ganz heitere Tage, 96 bewölkte, 25 nebelige, 64 vermischte (klare, nebelige, bewölkte), 57 Regentage, 31 Tage, an denen Thau fällt, 18 Tage mit Wetterleuchten.

Das Klima des beland'schen Hochlandes ist von dem der hindostanischen Tieflandscapen gänzlich verschieden, wie schon seine bedeutende absolute Höhe erwarten läßt. Aber nicht diese allein wirkt auf sein Klima ein, sondern auch die eigenthümliche Stellung des Landes selbst und die seiner Randgebirge. Es ist schon angeführt, daß das Plateau eine Wetterseide zwischen dem RD. und SW. Monsune mache, deren tief hängende Regenwolken die Gats nicht so bald übersteigen können. Geschieht dies

dennoch, so fallen die Wasser nicht mehr als plötzliche zerstörende Regengüsse wie im Tieflande, sondern allmählig, sowohl beim RD. als beim SW. Monsun. Auf solche Weise hat also das Plateau Antheil an beiden Regenzeiten, deren die Küstländer Malabar und Coromandel jedes Mal nur eine haben; den Maibormonsun hat es vom Junius bis September, den Coromandonsun vom September bis December, so daß die fallenden Wasser auf $\frac{2}{3}$ des Jahres vertheilt werden und nur zur außerordentlichen Fruchtbarkeit des Plateau's beitragen. Dabei ist die fallende Regenmenge auf dem Plateau weit geringer wie im Tieflande. — Wie bedeutend die absolute Höhe einer Gegend auf deren Klima einwirkt, davon gibt Defan ein merkwürdiges Beispiel. Wenn im hohen Sommer in den tiefen Unberstreden das Thermometer zwischen 25 und 30° R. zeigt, so zeigt es auf dem Plateau nur 17 — 21°; wenn es dort nur bis zu 15° fällt, so fällt es hier (z. B. am Foderabad), auf 12,5 R., und steigt während dreier Monate an dem genannten Orte selten höher als 6°. „Dies diamantreiche Plateau“, sagt Ritter, „ragt über die Gluthitze der flachen, periphrischen, salpeterminen Randstreden, mit kühlerem, feuchterem, milder trocknerem asiatischen Himmel, mit einem milderen Inselflima empor. Daher ist die Natur seiner Produkte die einer Mittelluse. Wie Behar für das Binnenland und das Kontinent ein vermittelndes Glied für die Gewächse von Bengalen und Kaskmir, so Defan ein vermittelndes Glied der Gewächse der asiatischen Dnjez, von China, Hinterindien und Arabien. Nirgend die zerstörende Gluthitze indischer Sandwüsten, nirgend Eis und Schnee des Himalaya.“ — Die noch höher aufstrebenden Satgebirge haben natürlich auch ein noch kühleres Klima, und auf den Nilgerri friert im Januar das Wasser zu einem halben Zoll dickem Eise, während zu dieser Zeit im Karnatik die Hitze 20° R. beträgt; während man hier bei einer Höhe von 25 — 32° R. fast verstimmt, steigt dort selbst im heißen Sommer das Thermometer im Schatten nie über 15° R. Diesen merkwürdigen Wechsel der Jahreszeit kann man von der Stadt Gumbertore aus in Zeit von 10 Stunden erfahren. Ein der Bekanntwerdung dieser und ähnlicher Lokalitäten, sind in denselben von den Briten Krankenstationen eingerichtet worden, wo die Kranken ihre im Tieflande durch die übermäßige Hitze zerstörte Gesundheit durch den alleinigen Einfluß des glücklichen Klima's wieder herstellen; früher konnte man diesen Zweck nur durch eine Reise nach dem Kap oder in die europ. Heimat erreichen.

Die Höhenverhältnisse des Himalaya lassen schon schließen, daß man dort alle Zonen in kurzer Zeit durchwandern kann, auch ist das Klima dieses Gebirgslandes im Wesentlichen schon bei dem ihm gewidmeten Artikel geschildert worden. Nur so viel sei hier bemerkt, daß die Mitteltemperatur zu Katmanbu (27° 42' nördl. Br.) der Hauptstadt der Alpenanhschaft Nepaul, 18° R. beträgt; die Gegenden dieser Höhe haben also etwa die Temperatur des südlichen Europa; zu Ranbour (30° 26' 30" nördl. Br.) einer Krankenstation der Präsidentschaft

Bengalen, 7600 Fuß über dem Meere, beträgt die Mitteltemperatur $10^{\circ} 29$ R., und solche Ergüsse haben hier etwa die Temperatur der flachhügeligen Schweiz, um Gens.

Zuletzt müssen wir noch der indischen Land- und Seewinde und der Dürre gedenken, welche eben so regelmäßig sind wie die Monsune. Auf Coromandel z. B. beginnt der Südwind im Durchschnitt den 21. März, er weht längs dem Gestade und bringt Nebel mit, der ihn zu gleicher Zeit mit größter Schwüle sehr drückend macht. Dieser Wind herrscht im Durchschnitt bis zum 29. April, wo eine oder zwei Wochen lang Land- oder S.W. und W. Winde eintreten und mit S. und S.D. Winden abwechseln. Der Landwind beginnt am 19. Mai und dauert einige Wochen, meistens heiß, dann und wann durch Regenschauer kühler werdend; später herrscht er nur in der Nacht und in den ersten Vormittagsstunden, wo er während des übrigen Theils des Tages dem S.D. oder Seewinde Platz macht. Etwa 1 Monat oder länger vor der Veränderung des Monsuns und zu Anfang der Regenzeit ist der Wind veränderlich mit Windstillen und einem schwülen und drückenden Zustand der Atmosphäre. Sturmwinde, Staub- und Wirbelwinde sind ebenfalls in Vorderasien nicht selten; sie führen in der Hindustanisprache den Namen Tifsaas oder Typhone. So ist z. B. der Sturm des heiligen Franz auf Coromandel ein rechtmäßiger Dürre, welcher jederzeit dem Eintritt des N.D. Monsuns voran geht. Eben so regelmäßig ist der Dürre Elephanta auf Malabar, mit welchem jedes Mal der S.W. Monsun entfällt. — In der Nähe des malabarischen Gestades wechseln Land- und Seewinde täglich mit der größten Regelmäßigkeit; so daß die Seereise vom Kap Comorin bis nach der Küste von Guzarate bei günstiger Jahreszeit, eine der angenehmsten und lieblichsten zu seyn pflegt.

VI. Produkte Hindostans.

A. Aus dem Thierreiche. a) Vierfüßer. 1) Fenne. Der Wolf, der Schakal so häufig, daß man sein Geulen in den Städten hört, in die er zuweilen selbst eindringt. — Der Fuchs in mehreren Arten, darunter der bengalische nur die Größe eines Kaninchens hat. Der Fuchs und in mehreren Arten; die engländ. Hunde arten in dem heißen Tieflande aus, nehmen aber in den Gebirgen, zumal bei dem Volke der Bhotiah, ihren Wuchs und ihre Stärke wieder an, und bekommen in einem oder zwei Wintern denselben Wuchs und seinen Glanz, welcher einige von den einheimischen Thieren auszeichnet. — Der wilde Hund; er gleicht seiner Gestalt und Haut nach dem Fuchs, ist aber viel stärker und muthiger. Diese wilden Hunde jagen haufenweise in den Gebirgen, geben sich Signale, rufen unter dem Wildpret große Verderben an, tödten aber auch wilde Thiere und selbst Tiger. Diese Hundearrten soll der schakalischen und der eskimo'schen sehr ähnlich seyn. — Der Königstiger von Bengalen; dieser furchtbarste Raubthier der Erde ist von der Nase bis zur Schwanzspitze bisweilen 15 Fuß lang, und erreicht eine Höhe von

4 Fuß. Seine Stärke ist außerordentlich; man hat ihn Büffelochsen von 1000 Pfund davon tragen sehen. Seine Wohnung ist in hohen Schülen und Dickschichten. Man findet ihn überall in Hindostan bis an den Rand der Gletscher des Himalaya, ohne daß er an seiner Größe und Wildheit verliert. Der eigentliche Leopard mit beinahe runden schwarzen Flecken auf gelbem Grunde; die Unze mit weißlicher Haut und unregelmäßigen Flecken; der kleine Leopard, dessen man sich zur Antilopenjagd bedient; der Jagdleopard (*Felis jubata* Schreber.), gesteckt auf hellerem Grunde mit Röhre; der Spaghusch (*Felis caracal*), eine Katzenart, die man zur Jagd benutzet; der Luchs, in mehreren Arten; die Hauskatze in mehreren Arten. Der Löwe ist im Ganzen selten, erreicht aber eine bedeutende Größe; die Hyäne überall in Hindostan, selbst in der Gletscherregion des Himalaya. Ein Reisender erzählt, daß ein Landesbewohner mehrere Jahre eine Hyäne gehabt habe, welche ihm überall wie ein Hund folgte, und den Personen, welche sie kannte, schmeichelte. Hierdurch wird die Meinung von ihrer Unzähmbarkeit widerlegt. Eine Spielart des Landbären findet sich im Himalaya und in den Gats. Er lebt besonders von Ameisen und Früchten; seine Stärke ist so groß, daß er selbst den Tiger nicht fürchtet. Eine andere Bärenart (wahrscheinlich *ursus libetanus* Cuv.) ist besonders in der Alpenlandschaft Sinnergar zu Hause, lebt hauptsächlich von Wurzeln, Beeren und Honig, fällt aber oft Menschen an. Der Dachs wird hier und da gefunden. Der Zegel. Der Raubwurf. Die Zibetkatze ist nicht selten; der Kungo (*Mangusta*), der Gegner der giftigen Brillennatter, findet sich nur innerhalb des Wendekreises und in der Gangesebene.

2) Gliere. Mehrere Arten des Eichhorns, darunter: das malabarische, von rothbrauner Farbe und so groß wie eine Katze; das rothbäugige; der vierstärkige Kuffai, dessen grauer Schwanz 3 Mal länger als der Körper ist; das purpurfarbene, mit gelben Beinen, gelbem Bauche, orangefarbenem Schwanze; der Palmiß, von grauer Farbe mit 3 gelblichen Streifen; das fliegende Eichhornchen, besonders häufig in den Wäldern des Himalaya. Das Eichhorn wird wie in Europa gezähmt. Verschiedene Arten von Mäusen, worunter eine einen sehr starken Moschusgeruch an sich trägt. Die Ratte erreicht hier die Größe einer europäischen Hauskatze; Perrin sagt, man verschmause sie eben so gern, wie Spanferkel. Die Wisamratte und die blinde Ratte findet man auf Ceylon in großen Scharen. Das Schneumon, in Ceylon einheimisch, wird von Pervival als eines großen Schlangentödters erdacht, obgleich es nur ein kleines Geschöpf ist. Wenn es eine Schlange zu Gesicht bekommt, schießt es auf sie los, schießt sie bei der Kehle und tödtet sie, so groß sie immer seyn mag, durch wiederholte Angriffe. Diese unternimmt es aber nur dann, wenn es sich im Freien befindet, wo es, wenn es gebissen wird, zu einem gewissen Kraute hinauseilen und davon fressen kann. Dieses Kraut soll nämlich ein Gegengift gegen das Gift einer jeden Schlangengattung seyn.

Kleine Murmelthiere sieht man häufig in der Nähe des Schnees, aber sie weichen von dem Lemming oder der lappländischen Art ab; und nie hat man bemerkt, daß sie sich in großer Zahl versammeln, um Einsälle in angesehene Ländliche zu machen. Der Hase wird besonders im Himalaya sehr groß. Es gibt mehrere Spielarten von ihm und vom Kaninchen.

8) Quadrumanus. Hindostan befißt viele Arten von Affen, welche sich in ganzen Schwärmen sammeln, und nicht allein den Reisenden lästig, sondern selbst die Bewohner in ihren Häusern beunruhigen. Darunter der schwarze und weiße Bartaffe; der Gibbon oder Holot, der Orangutang (Satyrus), der Ceroopithecus sam., der türkische Affe (Silvanus), der Walbruc, der Pavian, der Mandi (simia saunus), der Kufang (tardigradus). Der Affenkönig, Hanuman, genießt göttlicher Verehrung; sämtliche Affenarten sind ihm geweiht, und dürfen nicht getödtet werden. Sie sind daher außerordentlich zahlreich, flattern auf allen Dächern und Vorhängen der Tempel umher, fressen ihre unverschämten Köpfe und Hände in jeden Fruchtkorb und Kuchenladen, und nehmen den Kindern die Speisen beim Essen weg. Auf Ceylon gibt es ganze Schwärme rother Affen; deren größte Feinde sind Schlangen, welche sie umbringen, indem sie solche bei der Kehle fassen und den Kopf der Schlange auf einen Stein oder wider einen Baum stoßen, bis sie todt ist.

4) Bradypoda. Das Lemmingthier (bradypus uraius); der Pangolin oder Manatig.

5) Chiroptera. Der Dampyr (Vesp. caninus Blumenbach.), der mit ausgebreiteten Flügeln wohl 5 Fuß misst, bloß Baumfrüchte genießt und besonders den Banianenbaum bewohnt. Sein Fleisch wird gegessen.

6) Solidungula. Hindostan ist sehr reich an Pferden, welche indeß meist nur zu Spazierritten und im Kriege benutzt werden; da man allenthalben den Büffel und den Stier als Lastthiere vorzieht. Die einheimischen Rassen sind fast ganz durch arabische und persische Hengste veredelt; wo dieß nicht Statt findet, sind sie weder groß noch schön. Die beste Rasse ist die Maharattu, zwar klein und unaussehlich, aber überaus schnell und thätig. Fremde Pferde werden in großer Zahl eingeführt. Der Maulefel kommt nicht gut fort, und wird nur an einigen Orten, und besonders im nördlichen Hindostan gehalten. Die Hindus bedienen sich seiner sehr ungern zum Reiten, daher dient er, wie das Maulthier, nur im Felde und in den Gebirgen als Lastthier.

7) Pecora. Der Büffel wird als Hausthier benutzt, und leistet alle Dienste eines Saumthiers, ist aber wegen seiner häßlichen Gestalt gering geachtet. Der Büdelochse in mehreren Arten, worunter eine mit seidenartiger Haarmähne; man richtet ihn ab, wie Vögel aus der Hand zu freisen, sich auf der Erde zu wälzen, sich die Zunge bis zur Wurzel heraus ziehen zu lassen und senkt ihn beim Reiten mittels einer durch die Nasenhöhle gezogenen Schnur. Er geht sicherer als das Pferd, und legt täglich bedeutende Strecken zurück. Der Stier ist als einer der Untergötter im Gegenstand der Verehrung der Hindus. Man erzieht ihm jährlich ein Mal göttliche

Ehre, schmückt ihn dann mit Bändern und Blumen, wirft sich vor ihm nieder, aber, wie es scheint, sagt Perrin, um sich das Recht zu erkaufen, ihn zu jeder andern Zeit mißhandeln zu können. Doch ist dieß letzte nicht überall der Fall. In Benares, sagt Bischof Heber, schlendern die heiligen Stiere des Siva jeden Alters träge auf und ab in den schmalen Straßen, oder liegen quer darüber hin; sie sind kaum fortzubringen, da man sie der sonatigen Menschenmenge wegen nicht hart berühren darf. Nach Walla ce gibt es viele Dörfer, wo man einen Stier als lebendigen Göthen unterhält, und ihn, wenn er stirbt, unter großen Feiertlichkeiten begräbt. An vielen Orten verrichtet der Stier Alles, was man bei uns von Pferden und Maulthieren verlangt, oder nützend darf sein Fleisch eben so wenig, wie das jedes andern Kindes, gegessen werden. Der Zebu ist ein sehr kleiner, gestreuter Büdelochse ohne Mähne. Der riesenmäßige Arno erreicht eine Höhe von 14 Fuß und eine Schwere von 5 bis 4000 Pfund. Der Jod (bos grunniens) kommt nur in der Schneeregion des Himalaj vor. Das Kamel und der Dromedar, als Lastthiere benutzt, finden sich besonders im westlichen Central-Indien, aber nicht in Defan. — Mehrere Arten von Schafen, darunter der Argali oder Rouffien im Himalaya. In Bengalen zwei Arten von Schafen, welche statt der Wolle, Haare tragen. Das feinwollige Kaschmirschaf ist zwar klein, aber mit großer Stärke und Lebendigkeit begabt. Es wird als Lastthier über die höchsten Alpenpässe benutzt; man bindet dem Thiere kleine Säcke auf den Rücken, und ein Röder mit einer Schele fährt die Herde an, die gewöhnlich aus 50 bis 200 Stück besteht, und welcher einige Schäfer mit ihren Junden folgen. Diese Thiere setzen mit ihren kleinen Lasten sichern Fußes über Abgründe, die kein menschlicher Fuß überschreiten kann, und finden in den mit Schnee bedekten Klippen hinreichende Nahrung. Der Gurumbar in Defan, der Schamblyar, eben daiselbst. Die Ziege wird als Hausthier in Menge gehalten, ist aber auch wild vorhanden. Die Kaschmirziege im Himalaya, so berühmte wegen ihres Haares, dient wie das Schaf als Lastthier. Die Gemse ist in der Schneeregion des Himalaya nicht selten, aber sonst kaum anzutreffen. Sie ist so groß, wie die europäische, hat aber eine zottigere und gegen Kälte mehr schützendere Behaarung. Von Antilopen hat Hindostan mehrere Arten, darunter die famelähnliche (Tragocamelus), welche gezähmt wird, den Nilgau (Antelope picta), eine dem Steinbock verwandte Gebirgsziege, die gemeine Gazelle (Ant. cervicapra), im mittlern Ebenenlande des Ganges. Der Stirsch in mehreren Varietäten, darunter das schöne Zwerghirschchen; das Eleuthier in Ceylon; das Wob, eine Art Eleuthier von einer solchen Größe, daß die äußersten Enden des Geweihs 5 bis 6 Fuß von einander entfernt sind, wurde vor Kurzem durch Bischof Heber entdeckt; das eigentliche Wobsthiere in der Schneeregion des Himalaya und das guinea'sche Rehchen (Moschus pygmaeus).

8) Belluae. Der Elephant, wahrscheinlich allein von den Thieren zum Hausthier gemacht, erreicht eine

Höhe von 15 Fuß, und ist im 20sten Jahre schon 7000 Pfund schwer und versammelt sich in großen Herden. Die britisch-indische Regierung zieht die ibrigen aus den bengalischen Distrikten Tipra und Aschittagong. In Kobilund gibt es eine Art kleiner Elepanten, die so zottig wie ein Pudel ist, der antebuvianischen ähnlich, welche man an der Mündung der Lena aufgefunden hat; sie ist nenerlich durch Bischof Heber entdeckt. Das Rhinoceros kommt in den Sunderbunds vor, soll aber nicht mehr so häufig irren als früher. Das wilde Schwein ist außerordentlich häufig; das zahme wird nur für den Tisch der Europäer gegessen.

9) Cetacea. Darunter der Walfisch in den indischen Meeren, häufig, aber selten groß. Er zieht sich in die Bai von Bengalen heraus, und kommt dort gewöhnlich im Kampfe mit dem Schwertfisch um.

b. Vögel. Sie sind in Hindostan außerordentlich zahlreich, die Bäume selbst scheinen zu leben, von allen Seiten vernimmt das Ohr ein unaufhörliches Singen, und das Auge wird von den prächtvollen Farben des glänzenden Gefieders großer Schwärme von Vögeln und anderer Vögel geblendet. Der Geier ist in Hindostan so gewöhnlich, besonders da, wo Armen giehen, daß man sie, wie Perrin sagt, truppweise wie die Schale von Perri erblickt; sie sind so wenig scheu, daß sie während der großen Tageshitze im Schatten der Bäume Kühlung suchen und sich unter die Reisenden mischen. Die merkwürdigsten, in Hindostan einheimischen Geierarten sind der Geier von Pondichery, der bengalische Geier, der Condor, außerordentlich groß und zahlreich im Himalaya; er baut sein Nest an unzugänglichen Klippen zwischen den Gletschern, süß den Schaf- und Ziegenherden großen Schaden zu und nimmt selbst nackte Bauerskinder mit in die Nester. Mehrere Adlerarten. Mehrere Falkenarten, welche man auch wohl zur Jagd abrichtet. Der Sperbergott ist den Hindus heilig. Er erreicht die Größe eines jungen Adlers und sein Gefieder ist sehr mannichfaltig und glänzend. Seine Anhänger nehmen nicht eher irgend eine Nahrung zu sich, bis sie das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Mehrere Eulenarten. Mehrere Arten von Raben, worunter eine, welche ganz rothe Augen und fast feuerrothes Gefieder hat. Der Specht in mehreren Arten. Der Immenwolf. Der Wiedehopf. Mehr als 40 Arten von Papageien, worunter der kleine grüne Papagei in ganzen Scharen oft die Reisenden belästigt. Der Kakadu. Der Psittacus Alexandri. Drei Arten von Nashornvögeln. Die Seeschwalbe, welche am liebsten und in größerer Zahl in den Felsklippen der sundischen und Malacca-Gewässer sich aufhält, baut ihr als Nestkammer berühmtes Nest bei Alichery auf der Küste Malabar, aber nur hier allein in Vorderindien. Der indische Dickhals (Loxia philippina), merkwürdig durch die sonderbare Bauart seines Nestes, welches einem Beutel gleicht, und durch seine Anhänglichkeit an den Menschen. Der Schneidervogel (Motacilla sagittaria), ebenfalls durch die sonderbare Bauart seines Nestes merkwürdig, welches er an ein Blatt oder an die

Spitze eines Zweiges mit einigen dünnen Fäden befestigt, wobei er sich seines Schnabels statt einer Nadel bedient. Die Amanbana oder der Hinte von Bengalen. Die indische Nachtigall. Die Rosenbröstel. — Der Paradiesvogel ist in manchen Theilen Indiens gefunden, obgleich seine eigentliche Heimath Neu-Guinea ist. Er hat die Größe einer Drossel und eine so schöne Mannichfaltigkeit aller erdenklichen Farben, daß man ihn allgemein für das schönste aller besetzten Thiere hält. Die Fabel, daß er keine Füße habe, nie ruhe, beständig in der Luft schwebend, ist widerlegt. Der Rieseneiber (Ardea gigantea), ist den Hindus heilig. Der weisköpfige Bis. Der Flaminio. Die Johanneisgans oder der Sturmvogel. Die Löffelgans. Der Kranich. Die schöne weiße Schnepfe. Der Pfau in großen Scharen. Der Fasan, wovon der nepalesische sich durch seinen herrlichen Metallglanz auszeichnet. Der Auerhahn in mehreren Arten. Gegen 10 Arten von Tauben, worunter die Zimmettaube und die grüne Waldtaube in ganzen Scharen. Der falkenähnliche Fahn. Die Truthenne. Viele andere Arten von Hühnern, Gänsen, Anen etc. Der Schwan, der Tropisvogel. Der Peifan.

c. Amphibien. Mehrere Arten von Schildkröten, darunter: die große indische, welche 4½ Fuß lang und 14 Zoll dick wird; die Karette (Testudo imbricata); die geometrische Schildkröte, schätzbar wegen ihres Fleisches und des Schildpanzers. Der fliegende Drache erreicht die Länge eines Fußes, und hat zwischen den Hinter- und Vorderbeinen eine Haut, die er wie ein Segel ausspannt und damit große Sprünge machen kann. Drei Arten von Krokodilen, welche in fast allen großen Strömen Hindostans zu finden sind. Man versteht diese Amphibien in die Wassergraben einiger Festungen, z. B. nach Bellora, und die Engländer zählen mehr auf die wilde Wachsamkeit dieses Gewürms, als auf die Menge von spanischen Reitern, womit sie an andern Orten ihre Wälle besetzen. Die Kropfschildkröte (Lacerta iguana), zur Speise dienend. Das Chamäleon. Die gemeine Eidechse. Der Gecko, dessen Bis tödtlich ist. Unter den Schlangen sind besonders zu bemerken: Boa constrictor, die größte Schlangengattung, stark genug, um einen Tiger oder Büffel zu bekämpfen und zu verschlingen. Die Pimderab, in Cephalon, erreicht die Länge von 30 Fuß und die Dicke eines Mannes; sie ist im Stande, Rothwild zu übermächtigen und zu verschlingen. Die gefährliche Brillenschlange (Coluber najas), welche indisch von den Hindus ihrer Giftzähne beraubt und zu Gauketien abgerichtet wird. Die Peitschenschlange, wegen ihrer Schönheit berühmte. Die Caravilla. Die Cobra manilla. Mehrere Arten von Schuppenschlangen. Das erdbeständige Meer erndet mehrere Arten von Seeschlangen, welche dort den Schiffen als Warnungsschilder dienen. Schmittische Schlangen sind den Hindus heilig. Es gibt Gekriebener, die so flinke Sklaven ihrer Vorurtheile sind, daß sie es für ein Glück ansehen, von einer Schlange gebissen zu werden. „Sie halten dieß alsdann für Bestimmung und denken nur darauf, ihr Leben recht froh zu enden, überzeugt, denselben zu seyn, in der andern Welt irgend einen recht wichtigen

Posten am Hofe des Schlängengottes einzunehmen," sagt Perrin.

d. Fische. Fische und Barben machen den gemeinsten Süßwasserfisch Hindostans aus, und werden fast in allen Flüssen und Teichen gefangen. Es gibt ferner mehrere Arten von Störren und Kanarienfischen, ferner elektrische Stachelische, Welse, Lachse, Schleie, Karpfen, Sardellen, Blumenfische u. s. w.; aber der schönste aller indischen Fische ist der Mangosich (*Polyneemus paradiceus*), den man im Hagly bei Calcutta fängt. Er hat die Gestalt einer kleinen Forelle und gehört unter die Redereien Bengalens. Sein dunkler Körper ist prächtig mit gelben und goldenen Flecken geprenkelt, und sein schöner Bart von langen orangefarbenen Fäden dient ihm als Flossfiedern zum Schwimmen. Schwertsfische sind in den indischen Meeren sehr häufig, sie erreichen eine außerordentliche Größe und Kraft, mit der sie ihre Schwerter tief in den Boden der Schiffe treiben. Delphine sind hier von großer Schönheit. Sie schwimmen mit außerordentlicher Schnelligkeit, oft sieht man sie rund um Schiffe, welche 6 Meilen in einer Stunde segeln und welche sie oft auf 1000 Seemeilen weit verfolgen. Haie werden im indischen Ozean ungeheuer groß. Auf der Küste Malabars beschäftigt man sich stark mit ihrem Fange, um ihre Flossen für den Fisch der Gineesen zu gewinnen. Saugfische oder Schiffsauger schwimmen in großen Schwärmen den Haien voran, um das aufzusuchen, worauf sie liegen. Dieser Eigenschaft wegen werden sie von den Engländern Lotos- oder Pilotische genannt. Der Lintemfisch wird hier ebenfalls sehr groß; er hat 8 Arme und mehrere außerordentliche Eigenschaften. Der Nautilus oder die Schiffeuschel hat 8 Füße mit außerordentlich feinen und durchsichtigen Schwimmbälgen. Ihre Feinde sind Seekrabben und Seeorpionen; von diesen verfolgt, windet sie ihren Körper aus der Muschel und nimmt dann ganz die Gestalt eines kleinen Schiffes an, indem sie 2 ihrer Füße als Masten und Taumel in die Höhe streckt, eine neßförmige Haut als Segel ausbreitet und sich der andern 6 Füße als Ruder bedient. Dichter haben die Erfahrung dieses kleinen Meerbewohners besungen. Der Fingergiesier (*Chaetodon rostratus*) fängt seine Beute, indem er aus seinem röhrenförmigen Schnabel einen Tropfen Wassers wie eine Kugel auf dieselbe schießt. Der fliegende Fisch ist von sehr schöner, dem Haringe ähnlicher Gestalt. Er versammelt sich in den indischen Meeren und in ungeheuren Schwärmen. Diese von ihren Feinden, den größten Seeischen, verfolgt, schwingen sich aus dem Wasser in die Luft und fliegen, gleich Vögeln, bedeutende Strecken weit. Auch der prachtvolle Goldfisch (*Coryphaena hippurus*) ist nicht selten.

e. Insekten. Von allen Insekten Indiens sind die weißen Ameisen die wunderbarsten. Es gibt deren mehrere Arten; einige erreichen die Größe einer Biene, andere nur die eines Reisforns. Sie unterminiren die Häuser, bohren sich Wege durch die Fußböden, zerfressen Alles, was nicht von Stein oder Metall ist. In vielen Gegenden Indiens wädet man daher die Fußböden und Wände mit einer Auflösung von Kalkmilch, dessen Geruch

sie nicht ertragen können. Die weißen Ameisen bauen in Abtheilungen getheilt und unter einer obern Leitung und den größten Vorsichtsmaßregeln ihre Wohnungen in 5 bis 6 Fuß hoher konischer Gestalt, versehen sie mit Wachthürmen und Vorrathskammern, und ordnen sie in regelmäßigen Straßen an einander. Wespen, Bremsen, Mücken sammeln sich in ungeheuren Schwärmen. Von Bienen gibt es mehrere Arten, davon baut die große Heydn ihr Nest in Höhlen und Felsen, wovon ein großes 4,85 Pfund Honig und 1,82 Pfund Wachs, ein kleines nur $\frac{1}{2}$ davon gibt, der Honig wird 2 Mal im Jahre gesammelt; Gadi oder Gittu baint baut ihr Nest, welches 1,1 Pfund Honig gibt, an den Zweigen der Bäume; Tudumap seht ihren Honig in unzugänglichen Felsenpalten ab, und Logriga baut ihr Nest in den Wohnungen der Termiten. Aus der Klasse der Neuroptera gibt es besonders Ameisenlöwen, Skorpionfliegen, Adaphiden, Ribellen und Epheuren, welche letztere nach jedem Regen in unzähliger Menge und erbloser Mannichfaltigkeit zum Vorschein kommen; Tausende von ihnen enden ihr kurzes Dasein, indem sie sich, durch das Licht herbei gezogen, ihre buntigen Flügel an den Tafellöchern der Engländer versengen. Alle Arten der schönsten Schmetterlinge durchflattern die Luft; darunter auch die Phalaena alias, welche die europäischen Hederkriecher an Größe übertrifft. Der Seidenwurm spinnt das ganze Jahr hindurch in freier Luft und in offenen Schuppen. Von den mannichfaltigen Käferarten, sämmtlich den Hindus heilig, führen wie an: den ungeheuren Zimmermann im Genien, die prachtvolle, wohl die Länge eines Fingers erreichende *Buprestis gigantea*, den Palmböhrer mit eßbare Larve. Mehrere Arten von Heuschrecken, welche in ungeheuren Hecken die Luft verdunkeln; wenn sie sich auf die Felder niederlassen, verzehren sie in wenigen Tagen die Ernte eines ganzen Jahres. Unter den Schilbläusen liefert *Coccus lacca* das Gummiad, und *Coccus cacta* das Kocchenil. Unter den Spinnern, wovon viele eine ungeheure Größe erreichen, sind besonders merkwürdig: die vogelsgangenden in Arlon, deren ganzer Körper mit schwarzem Haar überzogen ist, und deren Beine 4 Zoll lang sind; der goldne Vorder und das silberne Blatt, zwei Garten Spinner, welche sehr schön gezeichnet sind. Skorpione von schwarzer und grauer Farbe sind sehr gefährlich durch ihren tödtlichen Biss. Krabbe, Krabben, Tausen- und Schneckenkrebs sind sehr gemein, unter ihnen erhebt der moludische Krebs, das größte aller Insekten, eine Länge von 4 Fuß.

f. Würmer. Darunter bemerken wir: den indischen Faden- oder Nervenwurm, der sich an den Bräusmuskeln festsetzt und bisweilen die Länge von 4 Ellen erreicht. Anfanglich, wenn sich dieses Unthier in's Bein gestrichen hat, fühlt man keinen Schmerz, allein wenn es wächst und sich ausbreitet, dann entsteht Entzündung und Schmerzen. Das beste Mittel dagegen ist, die angegriffene Stelle 2 Mal des Tages mit Mercurialsalbe einzureiben, bis sie schwarz und das Geschwür den Kopf des Wurmes zeigt. Dieser wird sodann sorgfältig herausgezogen und an einen kleinen Zweig befestigt, womit

man den Baum nach und nach heraus zieht, indem man ihn täglich immer weiter darum wickelt. Wächst er ab, und es bleibt ein Stüd davon im Weine, so wächst er in kurzer Zeit wieder sehr groß heran. Erdbütelgel von dunkelrother und gepunkteter Farbe. Unter den Molusken die *Sepia octopodia*, deren schwachpaltiges Fleisch gern gegessen wird. Die Perlenmuschel im Gelf von Manar liefert die schönsten und besten Perlen. Unter den Austerarten die *Ostrea ephippium*, welche zuweilen ungeschaltete Perlen von dunkler Farbe enthält. Die *Kauris*, welche sich häufig an den Küsten finden, dienen als Scheldemünze. Andere merkwürdige Geseeren sind noch die echte Wendeltreppe, welche an der Küste Koromandel einheimisch ist, und die Schiffe sehr gefährliche *Teredo navalis*. Es gibt ferner mehrere Seigel, welche zur Speise dienen, Seeferne, viele Arten von Korallen, und unter den Zoophyten besonders die Seefeder und den Armpolyp.

B. Produkte aus dem Pflanzenreiche. Die merkwürdigsten Bäume Hindostans sind: der Litchaum (*Ectonia grandis*), in Wäldungen auf den Gats, von deren halber Höhe bis auf die höchsten Gipfel. Die indische Eiche, ebenfalls auf den Gats sehr häufig, und wie der Litchaum vortrefliches Holz zum Schiffbau liefernd. Der Marotti und die Doraspa (*hopendecanthera*), zwei Baumarten, deren Holz das Litcholz noch an Festigkeit und Dauer übertrifft. Der Lamarinbaum, dessen hartes Holz ebenfalls als Angböl verwendet wird, und dessen schotenförmige Früchte jeder Vorübergehende pflücken kann. Das Bambusrohr, ein Forstbaum, aus welchem die meisten Häuser in Hindostan aufgemauert werden. Die Gipfel dieser Bäume sind mit wechlichen Körnern bedekt, woraus man Brei, Brot oder Brotkuchen macht. Aus den jungen Stämmen quillt der berühmte Bambuszucker hervor, den man mit Weid aufwiegt. Die Baniane oder der indische Feigenbaum (*Ficus religiosa*), das herrlichste Zeugniß der Natur, welches ganz im Widerspruch mit andern animalischen und vegetabilischen Wesen, der Verwesung zu widerstehen scheint. Er wächst unaussprechlich und pflanzt sich dadurch fort, daß er Äste zur Erde senkt, die dann Wurzel schlagen und einen neuen Stamm treiben, so daß ein einziger Baum in einer gewissen Zeit einen ganzen Wald zu schaffen im Stande ist. Die Hindus betrachten ihn als ein Einbild der Gottheit, sowohl wegen seiner langen Dauer als wegen seines wolthätigen Schattens, den er durch seine weit hin sich erstreckenden Äste verbreitet, auf welchen man oft fromme, sich küssende Mäher in gänzlich Geistesabgezogenheit sitzen sieht. Der berühmteste Banianbaum, nach einem Drillingen, der sich lebendig unter ihm begraben ließ, Guabir Burt genannt, steht umweit Baroach auf einer Insel des heiligen Nerubadai-Stroms; sein Abbild ist seit 1827 von der neu gestifteten asiatischen Gesellschaft von Großbritannien sehr sinnreich zum Wappen gewählt. Er ist so groß, daß mehr als 5 Regimente bequem unter dem, den glühendsten Sonnenstrahlen undurchdringlichen Schatten seines Laubdaches lagern können. Sein

Umfang, um seine Hauptstämme genommen, beträgt etwa 2000 Fuß; allein seine überhängenden, noch nicht abgebaunten Äste überschatten einen weit größern Raum. Der Hauptstamm dieses einzigen Baumes sind 850, der kleineren, welche ihm zu starkem Nutzen dienen, mehr denn 3000. Der Baum ist voll von grünen Wäld- und anderen Tauben, Pfauen und besiedelten Sängern, Eichhörnchen, ganzen Familien von Affen und großen Niddermäusen, welche bei Tage an den obern Zweigen in einem Zustande von Erschlaffung hängen. Er gibt allen seinen Bewohnern Obdach und Nahrung, da er unter seinem dichten Laube viele kleine hochrothe Feigen, von einem ausnehmend lieblichen Geschmacke, dirgt. Viele der auf ihm wohnenden Thiere leben eines vom andern, und es wird ein beständiger listiger Krieg zwischen Schlangen, Vögeln, Affen ic. geführt. Die gebrannten Früchte der Baniane geben ein schwarzes Öl, ihre jungen Blätter dienen als Arznei, und die 6 Zoll langen starken Blätter benutzt der Hindu als Zeller. Unter den Geschlechtern der Palmen, von den Hindus *Trina-druma* d. i. Grasbäume genannt, sind hervor zu heben: die *Kospatme*, vielleicht das nützlichste Naturzeugniß, das hier ihr wahres Vaterland; ihr fast cylinderförmig geader, mit kreisförmigen Ringen versehener Stamm erreicht bisweilen die Höhe von 70 Fuß. Ihr Holz ist zu keiner dauerhaftigen Arbeit tauglich, aber ihre breiten und langen Blätter, deren sie selten mehr als 12 hat, und welche auf der Spitze des Baumes wie ein Wälsel, aus dessen Mitte die Rüsse wachsen, braucht man zum Decken der Häuser, zu Sonnenschirmen, Segeln, Fischernezen, zu Schreibpapier (indem man mit einem Griffel auf sie schreibt) u. s. w. Überhaupt wird die *Kospatme* von den Hindus in nicht weniger als 360 Fällen zum Nutzen verwendet. Die Frucht ist mit einer dicken Hülle bedekt, von der man treffliche Seile macht; darunter liegt die Ruß, woraus Schalen ic. versertigt werden. Der Kern ist eine angenehme Speise und gibt eine Menge vortrefflichen Casters, Kobbis (Kolschmich) genannt. Röst man diesen Saft sauer werden, so gibt er einen guten Essig, abgezogen liefert er ein starkes giftiges Getränk (Arrak), mit lebendigem Kalk geseteten oder einen erträglichen Sader. Dieses außerordentlichen Nutzens wegen ist die *Kospatme* ein Gegenstand der hindu'schen Baumzucht, und zwar giebt man sie ganz besonders des Palmweins wegen, welchen die Blumenkölbe liefern. Sie wächst aber nur und zwar in Wäldern, in den tiefen kühlendsten Koromandel und Malabar bis zur halben Höhe der Gats hinauf in Geylon, und in dem unteren Stufenlande des Ganges; in dem mittleren Stufenlande dieses Stromes und auf dem delanischen Plateau wird ihre Stelle durch die *Arkapatme* ersetzt, deren Rüsse vorzüglich bei der Bereitung des Betels gebraucht werden und aus denen man das Cachou oder die japanische Erde zieht, welche in den indischen Manuskripten, in den Färbereien und Gärbereien von so großem Nutzen ist. Die *Weinpalme* (*Borassus labellifer*) wächst wild in den meisten Wäldern und gibt nicht nur einen guten Palmwein, sondern ihre Blätter werden auch zu Papier, Körben

und Flechtwerk benutzt. Die Schirmpalme (*Corypha umbraculifera*) liefert vorzügliches Bauholz. Die Sagopalme (in 3 Arten), deren Mark hier und da als Speise dient. Die Dattelpalme, welche besonders in der Nähe des Indus wächst und deren Frucht dort eine Brodfrucht ausmacht. Andere Frucht bäume Hindostans sind folgende: der Mangobaum, der gewöhnlichste der fruchttragenden Bäume Hindostans, ist auch der charakteristische Baum dieses Landes. Er hat den Ruch der höchsten Nußbäume und auch Holz und Blätter mit diesen gemein, so daß man beide verwechseln kann; seine Frucht, die Mango, gibt eines der beliebtesten Nahrungsmittel ab. Die Platane, aus deren Früchten man Mehl gewinnt. Der Citronenbaum, der Pomeranzbaum, der Granatenbaum, die Pomeranze, der Bananenpflanz u. a. m. Der Sonnenschirm- und Mandelbaum ist vielleicht der einzige Baum der Erde, der seine Zweige völlig horizontal und in Stodwerkeln eines über das andere ausbreitet. Er bringt die feinsten und geschmackvollsten Mandeln hervor. Die Guayave, deren Früchte in Gestalt und Geschmack der Birne gleichen und meist eingemacht genossen werden. Der wilde Brodfruchtbaum (*Artocarpus*). Der Kirschbaum wächst auf dem Plateau Delan, im übrigen Indien ist er unbekannt; eben so die übrigen europäischen Obstbäume und Wein, welche nur in höheren Gegenden gedeihen. Andere merkwürdige Bäume Hindostans sind: der Sandelbaum, der besonders auf der Küste Malabar eine ansehnliche Höhe erreicht, und dessen Holz, aus dem besonders kostbare wohlriechende Möbels und kleine Geräthschaften gefertigt werden, eine der wichtigsten Exporten dieser Küste ausmacht. Dieses Holz ist auch zum Rothfärben der Baumwolle unentbehrlich. Der Sapanbaum (*Caesalpinia*) wächst besonders auf den Nikots, sein Holz gibt eine schönere Farbe, als das des brasilianischen Sapanbaumes. Der Lotus, ein heiliger Baum der Hindus, wächst theils wild in den Wäldern, theils pflanzt man ihn auch in Gärten. Die verschiedenen Gummibäume, worunter auch der dichtbelaubte Benzoe, welches eines der schönsten Räucherwerke Indiens gibt, und der Gummilactbaum, der Wohnsig der Gummilactschilddrüsen, welche das herrliche Gummilact liefern, auch der hohe *Pterocarpus Draco*, welcher das Drachenblut ausströmt, ist häufig. Der Kampferbaum ist in Vorderindien ziemlich selten. Der Zedernbaum, welcher ein Öl liefert, das wie Aether zu gebrauchen ist. Der Seifenbaum, dessen Saft in der Hand gerieben, zu einer Seife wird, die den Hindus bei der Seidenwäbe dient. Der Ebanbaum, wovon besonders die gefleckte und gestrichelte Gattung häufig, die schwarze aber selten ist. Der Zimmetbaum (*Laurus cinnamomum*) in mehreren Arten, wovon 4 die echte Zimmetrinde liefern, wächst auch in Delan, doch besonders in Ceylon, wo allein in Indien er jetzt ein Gegenstand des Plantagenbaues ist. Die Cedre, die europäischen und viele indische, noch unbeschriebene Forstbäume wachsen auf den hohen Gebirgen.

Unter den Pflanz, welche Gegenstand des hindu's

schen Feldbaues sind, merken wir: 1) Reis (hier *Kesky* genannt), die Hauptbrodfrucht des Landes, wovon wenigstens $\frac{1}{2}$ der Bewohner fast ausschließlich leben. Er wächst hier nicht bloß auf nassem Boden, sondern selbst an den Bergen, und die Art Askaro oder Upa wird noch in den höchsten bewohnten Thälern des Himalaya gebaut, wo sie trotz Schnee und Frost reichen Ertrag gibt. Der rothe Reis gibt das haushaltende Brot der Hindus. 2) Weizen und die andern europäischen Getreidearten, worunter auch Mais aber auch mehrere einheimische Getreidearten, verbraucht der Hindu zum Brote; unter den letzten j. B. die Koroer, welche aus kleinen runden, dem Samen der Zwiebel ähnlichen Körnern besteht, und deren Mehl, mit Wasser vermischt, in Form eines holländischen Käses gebacken wird; die *Badgerum*, die dem Buchweizen gleicht; den Dohl (*Citrus*); den Sallam oder Soomal, welcher auf Stängeln, denen der Hirse ähnlich, wächst, und welcher nach Persien überall in Hindostan gebaut wird; den Gollon, eine Art großer Finken; er ersetzt den Hafer in den Gegenden, wo derselbe nicht gebaut wird und dient als Ochsen- und Pferdefutter; *Djonnotu* (*Holcus sorgum*); *Schauma* (*Panicum miliaceum*); *Araga* (*Paspalum frumentaceum*); *Ragbie* (*Eleusine coracana*) und *Saisia* (*Holcus saccharatus*). Von den drei letzten Arten lebt vorzüglich das gemeine Volk. Von Kichen- und Gartenfrüchten baut der Hindu unter andern Kettige, Rüben, Bitterbohnen, Melongonen (*Solanum melongena*), *Amaranth* (*Amaranthus oleaceus*), Kartoffeln, Salat, Kohl, Pamp, Agamen und die Kartoßel, welche, aus Europa eingeführt, überall gebräut; von Hanfsgewächsen aber Baumwolle, wovon es 7 Hauptarten gibt, die theils weisse, theils röthliche, theils gelbliche Wolle liefern und wovon die beste in Guzarate, Agra, Dube und Bengalen erzeugt wird, welches letzte Land der Stapelfort der indischen Baumwolle ist; Pfeffer, eine Stapelware Delans; Mohn, woraus man das Opium zieht, einen sehr wichtigen Gegenstand der hienusigen Industrie, dessen man sich im ganzen Orient als Heilmittel bedient und welchen besonders die Städte Potna und Benares und die Provinz Malwa, zusammen jährlich für 8 Millionen spanische Thaler (à 12 Thaler preussisch) ausführen; Zuckerrohr, eine Stapelware Bengalens, in mehreren Varietäten; die *Indigowira Anil* (Indigo), eine Farbpflanze, welche von den Hindus seit den ältesten Zeiten gebaut wird, und deren Bereitung sie die Europäer gelehrt haben. Der beste Indigo wächst in der Provinz Agra, am stärksten wird er indeß in Bengalen und auf der Küste Koromandel gebaut. Der Baumindigo (*Nerium pentandru monogyn.*) ist Hindostan eigenthümlich, wächst besonders in den nördlichsten Distrikten des foromandelischen Küstenstriches und liefert einen eben so guten Indigo wie die Indigopflanze; die *Opuntia*, auf deren Blättern sich die Blattlaus aufhält, welche das Kofchenil, ein wichtiges Farbmateriale liefert, das einen sehr wichtigen Zubehörsartikel ausmacht (seit 1787, wo Dr. Anderson zuerst das Kofchenil aus der indischen *Opuntia* entdeckte); der Kardemom, ein meist nur in Asien gebrauchtes

Gewürz, das Produkt einer kleinen, in Ansehung der Stängel, der Blätter und der Blüthe der Banane sehr ähnlichen Pflanze, welche an den Westgats vom Kap Comorin bis 20° N. Br. wild wächst und eingesammelt wird; Tabak in 2 Arten, wovon *Nicotiana latifolia* allein und besonders in Gujurate gebaut wird, rustica aber wild wächst; Ricinus oder Palma Christi, wovon in den Provinzen Bahar und Canara ganze Felder bedeckt sind, und woraus die Hindus das in Europa so genannte Galaputli pressen; Betel (*Piper betel*), dessen Blätter ein Hauptingredienz des berühmten Semisches sind, das fast jeder Hindu kaut und das aus dünn geschnittenen Arekanüssen, Betelblättern, Karbomemem, Kachou, Nelken und etwas Kalk besteht; Safran, welcher zwar in großen Quantitäten, doch nur zum eignen Gebrauche gewonnen wird; und Hanf, der hier so narctisch ist, daß seine Blätter häufig genossen oder gebraucht werden, um sich dadurch zu berauschen. Wegen der Stängel, die an mehreren Orten zu einer Art Segeltuch bereitet werden, wird er weniger gezogen.

Unter den Sträuchern verdient besonders hervor gehoben zu werden der Sumbul oder wohlriechende Panbanchakra, der die köstlichsten Wohlgerüche Europa's und Asia's übertrifft, und dessen Blumen daher theuer verkauft werden.

Unter den Blumen Hindostans, welche nicht allein die Gärten zieren, sondern auch wild auf fast allen Feldern wachsen, bemerken wir: die Rose, woraus mit einem Aufsatze von Sandelholz das kostbare Rosenöl bereitet wird; den traurigen Nachtblumenbaum (*Nyctanthes tristis*), dessen Blätter und Blumen auf vielerlei Art benutzt; den krautartigen Sambuc (*Nyctanthes sambuc*), dessen Blume im Orient ein Hauptbestandtheil wohlriechender Salben ist; den Jasmin, wovon es 5 Arten gibt, worunter *Jasminum odoratissimum* nur des Nachts seinen Reich öffnet; die Nymphen, worunter besonders die *Nymphaea lotus*; die Jagatali, welche der Brillenschlange den Tod bringen soll; die feuerfarbene Buschflamme; die schöne gelbe Zschambaga (*Michelia chambaca*) und andre mehr.

Von den übrigen Pflanzenarten führen wir nur noch als besonders merkwürdig die Wasserlilienpflanze, die bewegliche Pflanze und das Angas-Gras an. Die Wasserlilienpflanze (*Nepenthes destillaria*) ist eine krautartige Pflanze mit vieler Wurzel und einfachem Stängel, mit einem Blumenbüschel überwachsend. Ihre Blätter haben keinen Stiel, sondern sitzen zum Theil um den Fuß des Stammes, und endigen sich in Ranken, deren jede einen hohlen Kolben von länglicher runder Gestalt trägt, der mit einem Deckel, gleich dem Deckel einer Waage versehen ist. Diese sonderbaren Anwachse enthalten jeder ungefähr ein Meinglas voll klaren, gesunden, sehr erfrischenden Wassers. Am Morgen ist der Deckel geschlossen, er öffnet sich aber während der Hitze des Tages, wo ein Theil des Wassers ausdünstet; dieß füllt sich wieder in der Nacht, und jeden Morgen sind die Kolben alle wieder voll. Es scheint, daß diese Wasserquellen von der Vorrichtung zur Erquickung der

Vögel und anderer Thiere entstehen würden, denn man sieht dieselben öfter ihre von der Sonne sengten Schnäbel in die kühlen Becher der Nepenthes tauchen. Die bewegliche Pflanze ist eine Naturmerkwürdigkeit Bengalens. Ihr Stängel ist rund, glatt und verzweigt; die Blätter wachsen je drei und drei, an einem Blattstiele beisammen sitzend, zwei kleine, und ein drittes ziemlich groß in der Mitte, welches lang und spitz zuläuft; die Blumen sind wie die der Zuckererbsen gestaltet und wachsen büschelweise am Ende des Stängels. Die Blätter sind in bräunlicher Bewegung; einige bewegen sich nur wenig, andere sehr hoch. Diese Bewegung wird weder durch die Luft, noch, wie bei dem gleichfalls in Hindostan einheimischen Sinnkraut, durch die Berührung hervorgebracht. Die Blätter schütteln sich dann am heftigsten, wenn die Pflanze in voller Blüthe steht, so daß diese Bewegung zum Leben der Pflanze nöthig zu seyn scheint. Selbst ein abgeschnittener Zweig, den man in einem verschlossenen Zimmer ins Wasser stellt, bewegt sich noch einige Tage lang. Der Ruch des Angas-Grases ist von solcher Länge und Dicke, daß sein Stängel einem dicken Seile gleicht; das Gras ist in Bengalen einheimisch.

E. Produkte aus dem Mineralreiche. Die Troppformation Delans enthält einen großen Schatz von Karneolen, Achaten, Smaragden, Opalen, Rubinen, Chalcedonen und vielen andern kostbaren, in abgerundeten Kieselsteinen vorkommenden Steinen, welche zum Edelsteinschmucke des Orients gehören. Ihre reichste Fundgrube ist indeß in den Radchapipt-Bergen am Westende der Sautpura-Kette des Hindhoos-Systems, zwischen dem untern Laufe des Nerubudda und des Kapli, im S. D. der Stadt Barabach. Diese Stadt, das alte Vargaza, war von jeher der Stapelplatz dieser edlen Steine, und schon zu den Zeiten der Ptolemäer führte man sie unter dem Namen der Onyrische von hier aus nach Alexandrien. Granaten findet man auf vielen Orten, z. B. in den Granitbergen um Salem und in den trocknen Betten vieler Bäche, welche in Gneis und Glimmerschiefer fließen; eben so derselben viele Felsen in der Gegend von Salem aus edlen Jasminarten. Delan ist das Vaterland des schönsten und reinsten Diamants, den es auf der bekannten Erde gibt; man findet ihn in der Umgegend von Golconda auf dem Plateau von Hydrabad, das ein ausgezeichneter Geograph deshalb das Diamantenplateau von Golconda nennt; ferner zwischen den Pennar und Kistna, in dem Bergtrich zwischen Gudi und Kuddapah, S. D. bis Kondapalli und Ellora an der Mündung des Kistna in den dortigen Conglomeraten, im aufgeschwemmten Boden; ferner auf dem Plateau von Bundelcond. Die berühmtesten Gruben liegen bei Ellora an der Nordseite der Kistnamündung, wo 7 Dorfschaften dabei beschäftigt sind; zwar ist das Gebiet britisch, aber die Gruben gehören dem Rajam von Hydrabad. In der Nähe des Forts Golconda neben der gleichnamigen Stadt, welche jetzt gewöhnlicher Hydrabad genannt wird, werden nur noch wenig Diamanten und größere überhaupt nur selten gefunden, ja das Graben nach Diamanten ist

eine unzuverlässige Arbeit, wie das Lotteriespiel. Gokonda war ehemals der Diamantenmarkt der Juweliere des Orients; jetzt ist das Fort nur die Niederlage aller großen Diamanten, welche gewöhnlich in Madras geschliffen werden. Nach einigen Schriftstellern soll man diesen Prachstein auch in Nepal und in einigen Flüssen, besonders in den Zuflüssen des Mahanudy finden. Der Korindon oder Demantspat, den man zum Poliren der edlen Steine braucht, findet sich in Koromandel und in Bengalen im Granit. Der Lapis lazuli findet sich in beträchtlicher Menge in der Provinz Dube. — In den Kalksteinschichten der zweiten Stufe des Himalaya liegt eine merkwürdige, schwarze, eisenhaltige Erde, welche die Einwohner gerieben als Ainte gebrauchen und welche die Elephanten nach Aufsehe der Hindus in gewissen Krankheitszuständen gierig verschlingen sollen.

Unter den Salzen, welche man in Hindostan findet, merken wir an: Steinsalz, das man besonders im Lande der Seits in der Salzette des Himalaya findet; Kochsalz gewinnt man besonders aus den Salzquellen von Onsurate und bei Allahabad, doch kennt man hier keine Salzfederseen wie in Europa; Seesalz wird in ungeheurer Menge in den Sunderbunds und auf allen Küsten abgeschlammmt und von der Sonne krystallisirt; Salpeter findet man ebenfalls in ungeheurer Menge im indischen Rieslande, wo die meisten Gewässer und die thonartige Erde überall davon durchdrungen sind. Die Gewinnung des Salpeters ist eben so ungeheuer, denn außer dem, was im Lande selbst zu Schießpulver und zur Ahtlung der Getränte und Erfrischungen verbraucht wird, gehen davon große Lasten nach Europa, und nach England allein jährlich 600,000 Zentner.

Nach dem bis jetzt Bekannten zu urtheilen, scheint die Natur Hindostan nur sparsam mit edlen Metallen versehen zu haben; wahrscheinlich aber hat man auch jetzt noch nicht alle nutzbaren Erzeugnisse erforscht, welche die indische Erde in ihrem Schoße birgt. Die Goldminen Hindostans sind eingegangen, wohl aber wird dieß Metall aus einigen Flüssen und Bächen gewaschen; goldführende Flüsse sind z. B. der Behut, der Ponarru in Defan und viele Bäche des Gebirgslandes Nepal im Himalaya. Auch die Silbergruben Hindostans werden nicht mehr bearbeitet. Blei kommt unter andern in großer Menge bei dem Dorfe Jomar, 12 engl. Meilen von Dnyrupur im Kabchputana vor, und wird auch ausgebeutet. Man findet in demselben auch Silber, wovon, als es noch gewonnen wurde, dem Kabcha von Dnyrupur jährlich eine Ahtenladung dargebracht wurde. Kupfer gibt es besonders in Agra und Kabchputana, allein das Metall ist nur von geringer Güte. Eisen ist in allen Gebirgen in großer Menge vorhanden; es ist außerordentlich biegsam und dient daher zur Verbreitung des trefflichen indischen Stahls und zu den feinsten Schloßarbeiten. Koh- und Suseisen machen Handelsgegenstände der Hindus aus.

Unter den unedlichen Arten von Verfeinerungen, die man in Hindostan findet, fügen wir nur an: die Ammonshörner. Sie finden sich sehr hoch und in

außerordentlicher Menge im Himalaya in dem Hochthale des Gumbul oder Gandaki-Ganga, welcher bei Patna in den Ganges mündet und so weit er im Gebirge fließt, Salagrama genannt wird. Diese Ammonshörner sind in einer dergestalt sehr berühmten Felswand des sonst, wie es scheint, petrefaktenreichen Gebirges, bei dem Alpendorfe Multinat enthalten, aus der sie von dem Strome losgerissen und in das Tiefland geführt werden. Sie werden in ganz Indien unter dem Namen Salagrama oder Marapan göttlich verehrt, weil der Aberglaube in den seltsamen Epitaphbildungen und Concamerationen dieser Petrefakte eine Spur der Gegenwart des Gottes Wischnu bei der Erdschöpfung zu erkennen glaubt, und werden dergestalt von drosten Pilgern und gewinnlüstigen Reliquienhändlern in Menge gesammelt. Besonders in Bengalen, wo Idole nur selten vorkommen, sind sie der gewöhnlichste Gegenstand der Anbetung des Volks.

VII. Bewohner Hindostans.

Die Bewohner Hindostans bestehen aus Ureinwohnern oder den Hindus, aus eingewanderten Völkern und aus den durch Vermischung der letzten mit den ersten entstandenen. Ihre Gesamtzahl wird nach einer ungesicherten Schätzung auf 184 Millionen Seelen angeschlagen, wovon 114 Millionen auf die Hindus, 20 Millionen aber auf die eingewanderten Völker kommen. Hindostan ist daher eines der bevölkersten Länder der Erde, doch ist die Volksmenge sehr ungleich vertheilt: im Himalaya leben im Durchschnitt 500—800, im mittlern und untern Ebenenlande des Ganges mehr denn 5000, im mittlern und untern Ebenenlande des Indus 1000—1500, auf dem Plateau Defan 2000—2500, auf den Küsten Malabar und Koromandel 5000—4000 Seelen auf dem Raum Einer geogr. □Meile.

Ureinwohner oder der Hindu. Der Name Hindu, jetzt allgemein in Hindostan dem Volke gegeben, ist persisch und bedeutet schwarz; die Hindus selbst nennen sich sehr gern Arya, d. i. die Ehrenwerthen. Als die Portugiesen mit Indien bekannt wurden, bezeichneten sie dessen Bewohner mit dem Gesamtnamen Gentios, das heißt Gentiles, Heiden. Die Engländer saßen diesen Sprachgebrauch auf und schreiben Gentoos. Der Auszug aus den einheimischen Gesetzen, welchen Lord Hastings; ein ehemaliger Gouverneur Indiens, auf Veranschaffen und durch Halbes ins Engländische übersezen ließ, führt den Titel Code of gentoo law, im Gegenatz mit der Gesetzgebung des Islam. Ein sanskritisches Wort, sagt Schlegel, das zufällig im Route ganz hiermit zusammen trifft, janta, bedeutet eine geringe Kreatur, wodurch sich also die Indier nicht eben geschmeichelt finden möchten.

Wir müssen die Ureinwohner in eigentliche oder civilisirte, und in uneigentliche oder wilde Hindus theilen. Die letzten, von den ersten Nishada genannt, ein Name, der sowohl einen Jäger als einen Menschen von einer verworrenen Kasse bedeutet, unterscheiden sich von ihnen auch durch Körperbau und Gesichtsbildung, und leben mitten in den abgeaustesten Ländern Indiens in

Bergwäldern, aus denen sie oft raubend in die Ebenen hinaus brechen. Allen Anschein nach waren sie die Urväter des indischen, ehe die Stammväter der Hindus von NW. her einrückten.

A. Eigentliche Hindus. Bei der obigen Annahme der Volkszahl von Hindostan machen die Hindus 3 derselben aus; sie bilden eine eigne Art der großen Gattung des Menschengeschlechts. Von den Duellen des Indus und Ganges stiegen sie über die hohen Himalaya herab und besiedelten nach und nach das ganze Hindostan. Von hier aus drangen sie nach Geylon, nach den Male- und Lakadiven und verbreiteten sich endlich westlich längs der Küsten bis an das äußerste Ende des persischen Meerbusens; denn die Bewohner von Drmus sind ohne Zweifel Hindus. Wie beobachtet sie hier nur in Hindostan, wozu wir noch die Insel Ceylon rechnen.

Der Hindu ist von mittlerer Größe; gewöhnlich erreicht er nur 6 Fuß 2 Zoll, doch sind die Gebirgsbewohner und die Individuen der obern Klassen im Allgemeinen größer und erreichen nicht selten 6 Fuß. Der Wuchs ist schlank, der Schenkel hart, der Fuß wohlgebaut, überhaupt der ganze Körper, bis auf das gleich dem Bogen einer Bocksgasse auswärts gebogene Knie, von dem schönsten Ebenmaße. Das Gesicht ist oval, die Nase ziemlich abgerundet ohne platt zu sein, die Lippen selten nicht allzu sehr absteigend; der Mund ist mäßig groß, die Lippen sind sehr dünn, meist gekrümmt, die obere besonders sehr anmutig; das Kinn ist rund und steht immer mit einem Größchen geziert; die Augen, deren Ausdruck durch sehr lange Wimpern gemildert wird, und welche von gebogenen Augenbraunen bekränzt werden, sind meist rund, ziemlich groß, immer etwas feucht, haben immer eine schwarze Iris, eine etwas in's Gelbliche ziehende Hornhaut und dunkelbraune oder schwarze Regenhaut. Bei den verschiedenen Individuen ist die Gesichtsbildung, wie bei den Europäern, auch verschieden, und dadurch unterscheiden sie sich sehr von ihren nördlichen und östlichen Nachbarn, deren mongolische Gesichtsbildung nach einem und demselben Modell geformt zu seyn scheint. Die Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen dunkelgelb, etwas ins Ruffschwarze oder Bronze ziehend, theils auch kupfer- und olivensfarbig und braun. Die geographische Breite scheint auf die Gesichtsfarbe keinen Einfluß zu haben; denn die Bewohner von Guzarate sind weit dunkler gefärbt, als die Bewohner des Karnatik. Das Haupthaar ist lang und schlicht, immer sehr schwarz und glänzend, meist sehr fein, das Barthaar, ausgenommen am Schnurrbart, dünn. Die Ohren sind mäßig groß, wohlgestalt von Natur, aber oft durch schwere Bärte verjerrt. Die Hände sind außerordentlich klein, und bei den Frauen aus den niedrigsten Volksklassen sind sie zarter, als bei der feinsten europäischen Dame; indische Säbel können von Europäern wegen Kleinheit der Hände nicht gebraucht werden. Kurz, die Hindus sind eines der schönsten Völker der Erde und die Frauen ins Besondere sind einer hohen Körperschönheit theilhaftig, die durch eine außerordentliche Keuschheit noch erhöht wird; ihr Wuchs ist von der seltensten

Regelmäßigkeit, ihr Bufen hat eine luppige Rundung. Einer so großen Schönheit entspricht indes nicht eine eben so große Körperkraft; die Schwäche der Hindus ist in Indien sogar zum Sprichworte geworden, und wahrscheinlich nicht allein Folge der größten Theils vegetabilischen Nahrung, sondern auch wohl der Schwäche der Verdauungswerkzeuge; denn Pfeffer, Ingwer u. dergl. scheinen nothwendige Reizmittel für ihre Mägen zu seyn. Den Mangel an Muskelkraft ersetzt ihnen aber eine größere Geisteskraft, welche durch die allgemein üblichen gymnastischen Übungen sehr befördert wird; so geschieht es denn, daß die hindu'sche Infanterie weit schneller marschirt und unermüdlischer ist, als die europäische, und ein hindu'scher Bote während eines Monats täglich 10 deutsche Meilen zurück legen kann, ohne zu ermüden. Der Hindu ist sanft, offen, verständig, scharfsichtig, industriös, außerordentlich mäßig, Feind des Wordes und der Wuttrache, und steht in seinen Naturanlagen keinesweges andern Völkern nach. Seine Gemüthsart ist ruhig, ganz fern von jener Leidenschaftlichkeit, die uns beherrscht; er duldet ruhig unter Leiden, die bei uns die gefährlichste Leidenschaft erwecken und sogleich in Abtheilung ausbrechen lassen würden. Dagegen äußert sich seine Energie in der Abhängigkeit an alle Gebräuche und an das Perkommen; er ist aber keinesweges feig, dies beweisen die tapferen Thaten der hindu'schen Infanterie im Dienste der Briten und die Geschichte der Kadaphuten, welche den fremden Eroberern Jahrhunderte lang widerstanden haben.

Wallace behauptet, daß in Hindostan die Weiber zahlreicher wie die Männer seien. Sie reifen sehr frühzeitig und verblühen schnell; im Uten Jahre werden sie Mütter und im 50sten sind sie abgelebt vor Alter. Die Männer dagegen erreichen nicht selten ein hohes Alter von 90 — 100 Jahren und erfreuen sich dabei einer guten Gesundheit. Daß die Hindus gesunder seyn sollen wie die Europäer, ist nicht richtig. Leberbeschwerden, Verhärtungen in der Milz, die Cholera morbus, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts in Hindostan contagios geworden ist, sind sehr gewöhnlich unter ihnen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hindus sind ganz auf das Kastensystem gegründet, wovon ihre Sitten und die Beweggründe ihrer Handlungen hervorgehen und das man daher kennen muß, um ihren Charakter richtig würdigen zu können. Die Kastensystem, eine Einrichtung, die seit den ältesten Zeiten besteht und aus der brahmanischen Religion hervorgegangen ist, trennt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft auf ewig durch ehrene Schranken, deren Übersteigung als Frevel gegen göttliches und menschliches Gesetz betrachtet wird. Niemand darf ein anderes Gewerbe treiben als das seiner Alters, Niemand in eine andere Kaste als in seine eigne heirathen, nicht mit Mitgliedern einer andern umgehen, nicht gemeinschaftlich mit ihnen speisen. Die Übertretung des Gebots hat unaussprechlich Ausfugung aus der Kaste zur Folge, eine Strafe, welche der Hindu als die schwerste betrachtet, die ihm treffen kann, da er alsdann aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt ist.

Jede Kaste wacht durch besondere Ausschüsse auf Beobachtung der für dieselbe gegebenen Vorschriften; dieser Ausschuss zeigt die Uebertretung den Gurus oder Priestern an, welche die Strafe verhängen. Die Wiederaufnahme ist immer sehr schwierig und mit vielen Kosten verknüpft. Einen einzigen Fall gibt es, wo aller Kastensunterschied aufhört, dieß ist bei den jährlichen Versammlungen unzähliger Pilger vor dem Tempel zu Jagrinaut. Es folgt hieraus, daß Nichts von dem, was Europa in Beziehung auf Adelsholz und Patrilierdünkel uns zeigt, und früher noch stärker zeigte als jetzt, die Vergleichung mit dem indischen Kastengeiste ausfällt.

Sämmtliche Hindus zerfallen in 4 Hauptkasten^{*)}: die der Braminen, die der Khetries (ausgesprochen Schetries), die der Waisja (ausgesprochen Waischis) und die der Sudras. Sie entsanden den heiligen Büchern der Hindus zu Folge aus Bräma, dem ersten Erzeugten des höchsten Wesens. Bräma nämlich, um die Erde zu erhalten, ließ aus seinem Haupte die Braminen, aus seinen Schultern die Schetries, aus seinen Schenkeln die Waischis und aus seinen Füßen die Sudras hervorragen. In den verschiedenen Theilen des Landes zerfällt jede dieser Kasten in eine Menge Unterabtheilungen, und nicht nur diese letzten unterscheiden sich auch von einander, sondern diese findet selbst in den Familien Statt, zumal da man es sorgfältig vermeidet, in fremde, nicht schon verwandte Geschlechter zu heirathen, wodurch sich die Eigentümlichkeiten derselben in großer Reinheit unverändert erhalten. Zu keiner der 4 Kasten gehören die Paria's, welche in der ersten Verachtung leben und von aller menschlichen Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen sind.

Der Bramine, der Erbkast der Hindus, ist unvergleichlich, ihn zu tödten ist eine Hauptünde, deren Abbitung 12 Jahre hinter einander fortgesetzte Pilgerschaft erfordert, wobei der Büßende in der Hirnschale des Geschlagenen Almosen sammeln und Speise und Trank nur aus eben derselben zu sich nehmen darf. Der Bramine darf nicht einmal von einem Kürken berührt werden, da ihn diese verunreinigen würde; er darf nur vegetabilische Speisen genießen und diese dürfen nur von Braminen bereitet seyn. Der Bramine kann nie die Todesstrafe erleiden; derselben schuldig, wird er geblendet oder ausgehohlet, und hat er die höchste Stufe, die Samvasis, erreicht, so wird er gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Aus den Braminen werden ausschließlich die Priester gewöhlt; aber das Wort Bramine ist nicht gleichbedeutend mit Priester, denn der Bramine ist auch Gelehrter, Lehrer, Staatsbeamter, Arzt, selbst Krieger und Kaufmann, im Kriege Spion, zuweilen sogar Bedienter bei den Sudras. In dem Leben eines Braminen finden 4 Stufen oder Zustände Statt. Der erste Zustand ist die Brahmacharis und beginnt mit der feierlichen Auf-

nahme des jungen Braminen in die Kaste, wozu er nicht volle 7 Jahre zu zählen braucht, und dauert bis zum 12ten Jahre. Bei dem Eintritt wird dem Braminen der Kopf bis auf den Haarzopf am Hinterkopfe geschoren und die Ordensschärpe (Punsul) angelegt. Die Tonfur ertheilt ihm das Recht, sich der Zuchtlosigkeit befleißigen, die Schärpe (aus 9 einzelnen, nach 3 Abtheilungen unter sich vereinigten, baumwollenen Schnüren bestehend und über die linke Schulter und Brust getragen) tragen und die Gesetze studiren zu dürfen. In diesem Zustande liegt dem Braminen die Pflicht der Enthaltsamkeit in der Liebe und des Bettelwandens ob; er muß sich den Bart wachsen lassen, sich täglich baden, von Almosen leben, die Gesetze studiren u. s. w. Der zweite Zustand ist die Graharia. In denselben getreten, darf der Bramine heirathen, wenn er nämlich keine höhere Stufe erreichen will, und jede Beschäftigung treiben. Bist er aber zu höheren Stufen gelangt, so muß er unterbelehrt bleiben, 12 Jahre lang auf einer Kloster-Universität studiren, von der er dann auch erhalten wird; sind diese Studien absolviert, so wird er Priester, Vagabondier oder Doktor der Wissenschaften. Es liegt ihm während dieses Zustandes ob, 5 Jahre hinter einander zu schweigen und seinen der Religionsgebräuche zu offenbaren. Die dritte Stufe ist der Barnaprad, in welchem der Bramine als Einsiedler und nachter Wäßer in Keuschheit leben und auf nachter Erde schlafen muß; er darf sich nie reinigen, nicht weiter studiren und keine Priesterhandlungen verrichten. Die vierte und heiligste Stufe ist die Samvasis, welche der Bramine erst mit dem 72ten Jahre erreicht. In derselben löst er Nadeln, Hauptbart und Bart wachsen, entsagt allem Irdischen und beschäftigt sich allein mit dem unsterblichen Gotte; er wird für so heilig gehalten, daß Jeder bei seinem Eintritt in ein Haus ihm zu Füßen fällt; man glaubt von ihm, daß er nach seinem Tode nicht der Sonnenanberührung ausgesetzt sei, sondern gleich in den wahren Himmel gelange.

Die zweite Kaste, die der Schetries, umfaßt die Krieger und die Fürsten indischer Gekläts (Kadschas). Diese Fürsten haben, wie schon bemerkt, Braminen zu ihren Ministern und Räthen; da diese letzten aber einer höheren Kaste angehören, die nie mit einer andern zusammen speisen darf, so würden sie es sich für eine Schande rechnen, mit ihren Fürsten zu speisen. Zu dieser 2ten Kaste gehören die Naiten in Malabar, welche aus königl. malabarischen Gekläts sind; auch sind ganze Völkerschaften, wie die Kadschputen, aus ihnen hervorgegangen.

Die Kaste der Waischis begreift die Gutsheeren (Zemindars), die eigentlichen Landbauern (Kjets), die Kaufleute (Wanjanen) und Fabrikanten; bei ihr haben sich die wärsen Seiten der Hindus am reinsten erhalten.

Die vierte Kaste, die der Sudras besteht aus zwei Haupt- und fast unzähligen Unterabtheilungen, wovon manche als unrein betrachtet werden. Es gehören zu ihr alle Krämer, Künstler, Handwerker, Fischer, die Bedienten, Sänger, Musiker, Zaubrer, Wärsager und niedere Mönche. Die beiden Hauptabtheilungen, die der

*) Das Wort Kaste ist romanisch, also neuer Ursprungs, obgleich es in die alte Weltschöpfung zurück geworfen wird. Der hinduische Name dafür ist varna, die Farbe; die 4 Hauptkasten heißen bei den Hindus die 4 Farben.

rechten und linken Hand, sind durch besondere Anzeichnungen geschieden; sie dürfen sich nicht mit einander verheirathen. Die der linken Hand dürfen ihre feierlichen Processionen nicht in den Quartieren derer von der rechten Hand halten; und kommen beide Abtheilungen zusammen, so darf die der linken Hand kein weißes Pferd reiten oder einen weißen Schirm tragen. Urein sind 3. B. die Fleischer und Schuhmacher, welche zu Genfern gebraucht werden.

Der Paria, zu keiner dieser Kasten gehörig, darf auch mit keiner derselben zusammen wohnen; er muß seine Hütte auf dem Felde oder im Walde bauen. Spricht ein Paria mit einem besseren Hindu, so muß der erste die Hand vor den Mund halten; begegnet er ihm auf der Straße, so muß er zur Seite gehen, vor einem Braminen aber die Kniee ergreifen. Will ein Paria aus dem Markte Lebensmittel einkaufen, so muß er in einiger Entfernung stehen bleiben, durch lautes Rufen seine Bedürfnisse fordern, das Geld dafür hinlegen und sich so lange verbergen, bis ihm der Verkäufer das Verlangte hingelegt, das Geld genommen und sich wieder entfernt hat. Ein Paria, der einen Hindu berührt, kann sogleich von diesem getödtet werden. Die Paria's dürfen kein Ader schlachten, sondern sie essen nur das Fleisch von gefallenen Vieh; ihre Beschäftigung besteht in Fortschaffung des Unraths, Begraben der Todten, Verrichtung von Henderdiensten und dgl. Da sie alles Unrecht ermanget, so sind sie sehr unmoralisch und oft blödsinnig. Es ist ihnen auch nicht erlaubt, einen Tempel zu betreten; sie dürfen nur durch die offene Thür auf den Bögen sehen, der oft so gestellt ist, daß ihre Blicke denselben treffen können. Ein Paria von Fähigkeiten kann jedoch in den Armeen der mohammedanischen Fürsten, die sich um Brahma's Kasteneinteilung nicht kümmern, sein Fortkommen finden; und so geschieht es oft, daß ein Bramine von einem Pariaofficier Prügel erhält, wodurch sich der Bramine keines Begeß in seinem Range vermindert glaubt; wollte er aber mit diesem seinem Officiere speisen, so würde er sofort aus seiner Kaste gestossen werden. Die Paria's sind in ganz Vorderasien sehr zahlreich; sie stehen unter eigenen Hauptlingen, welche zugleich ihre Priester sind, und alle gottesdienstlichen Handlungen und Trauungen öffentlich in eigens dazu angewiesenen kleinen Bethäusern verrichten. Im Küstenlande Malabar führen die Paria's den Namen Pulia's. Diese gehen ganz nackt, und leben von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, in sumpfigen, gefirgigen Waldgegenden. Doch werden sie von den Kairn zum Feldbau und zu anderen schweren Arbeiten gezwungen, es gibt einen Tag im Jahre, an welchem alle Kairn, welche die Pulia's berühren können, Sklaven der letzteren werden; allein die Kairn hüten sich wohl, an diesem Tage einem Pulia zu begegnen. Unter den Pulia's stehen noch die Poullich's, auf die sie die Verachtung, welche man ihnen zollt, stolz zurück werfen. Die Poullich's leben ohne den Gebrauch des Feuers auf Bäumen, von wo man sie oft vor Hunger schreien hört, bis ihnen mittelbige Eten etwas Ruhe bringen.

Außer allen diesen gibt es auch noch Sklaven in Hindostan. Der sehr arme hindu'sche Landmann ist nämlich bei eintretendem Miswachs oft genöthigt, einen Theil seiner Kinder zu verkaufen; eine Handlung, welche durch das Gesetz beschützt wird und von den Briten noch nicht untersagt ist. Auf der Messe zu Hurwar z. B., werden viele Hunderte von Individuen von 3 — 80 Jahren, um den Preis von 5 bis 18 Pfund Sterling pro Kopf verkauft und in Malabar kann man ein blühendes Mädchen um wenige Pfund haben. Diese Klasse wird auch noch durch die Einfuhr von Sklaven aus benachbarten Ländern, doch nicht bedeutend vermehrt. Doch ist das Schicksal dieser Sklaven nicht traurig zu nennen. In den wohlhabenden Familien wird ihnen sogar, als den treuesten Dienern, die Sorge für den innern Haushalt vorzugsweise anvertraut; es ist ihnen erlaubt zu heirathen, doch gehören die Kinder dem Eigenthümer der Mutter. Vermehrt sich nun die Sklavenzahl eines Eigenthümers über seinen Bedarf, so schenkt er einem Theile derselben die Freiheit, eine Handlung, die auch oft bei Familienfesten ausübt, und von der Religion als löblich empfohlen wird. Einen Sklaven einem Dritten zu verkaufen ist nicht erlaubt. Wenn bei Todesfällen Sklaven öffentlich verauktionirt werden, so können sie selbst mitbieten, wo sie dann ihre Freiheit für ein Spottgeld erlangen, weil man es für schimpflich hält, sie zu überleben.

Dieses Kastensystem, verbunden mit der Natur des Landes und den Religions- und Staatsgesetzen hat auf die Gemüthsart der Hindu's einen eigenen Einbruch hervorgebracht. Abbe Dubois findet dies System nothwendig, um ein von Natur trübes und zur Sinnlichkeit geneigtes Volk zu einer bestimmten Thätigkeit, zu einem wenigstens äußerlich anständigen Betragen zu zwingen. Allein dies Kastensystem ist es, welches mehr als alles Andere die Hindu's als moralisch todt bezeichnet, indem es den Flug des Geistes niederdrückt, die Industrie lähmt, den Gemeingeist aufzukommen nicht erlaubt, kurz das ganze Nationalgebilde schwächt. Daher sind auch die Hindu's in ihrer Kultur noch um Nichts weiter als vor mehreren tausend Jahren, und seit Jahrhunderten sind sie fremden Eroberern unterworfen gewesen.

Man beschuldigt die Hindu's vieler grober Fehler; allein stellt man die vielen einzelnen, von den Reisenden erzählten Charakterzüge zusammen, so wird man finden, daß man bei den Hindu's alle Tugenden und alle Laster findet, die auch uns ehren oder verächtlich machen. Zwar liegen viele der guten Eigenschaften des Hindu mehr in seinem gebildeten Temperamente als in seinen Grundsätzen; denn einer vernünftigen Religion als Führerin entbehrend, sind auch seine Begriffe von Tugend und Recht sehr unvollkommen und sein Charakter vereinigt oft die größten Widersprüche. Selten ist ein Hindu im Stande, eine Geschichte ohne die abenteuerlichste Verdringung zu erzählen und nicht immer darf man seinen Worten trauen; hat er sich aber zu gewissen Dingen vermischt, so erfüllt er seine Pflicht mit Gewissenhaftigkeit. Hiervon geben die Kallen oder Klauer von Pros-

fession einen auffallenden Beweis. Sie sind die zuverlässigsten Führer und Wächter und lassen ihr Leben bei der übernommenen Pflicht, daher sich Reisende vom Stände ihrer gewöhnlich als Bedeckung bedienen. Sir John Malcolm führt in seinem dem Hause der Vermeynen über die Angelegenheiten Indiens vorgelegten Berichte an, daß ihm unzählige Sätze von Ehrlichkeit unter den Hindus, vorzüglich unter den kriegerischen Stämmen, bekannt geworden seien. Es gibt, bemerkt er, eine ansehnliche Klasse Dienender, wie die Palankinträger zu Madras, deren Zahl sich auf 20 — 30,000 beläuft, und von denen ein großer Theil von der engl. Regierung verwendet wird, deren Kunst wegen ihrer Betriebsamkeit und Treue merkwürdig ist.

Bei vielen Hindus geht die Gutmüthigkeit außerordentlich weit; die Banjanen in Guzerate z. B. haben für alles kränkliches Vieh in Surate und Baroda Hospitäler errichtet und die Dschains, eine eigene Sekte, tragen Häuser von Federn, um die Insekten wegzuschrecken, damit sie nicht etwa nachtsamer Weise ein lebendes Wesen umbringen. Eine besonders gute Eigenschaft des Hindu ist seine Mithdichtigkeit gegen Unglückliche und seine Gastfreundschaft, welche durch Religionsvorschriften und bürgerliche Gesetze auch befohlen wird. Die Saktra besieht, daß, wenn eine Familie zu arm sei, einen Fremden oder einen Gast zu bewirthen, sie für denselben betteln soll. Unter den Gesetzen des Landes Kurf ist auch eins, daß kein Fremder durch das Gebiet des Raidscha ziehen darf, ohne göttliche Unterstützung zu erhalten; übertritt er aber die Landesgränze und ist er arm, so muß ihm noch Bekehrung mit auf den Weg gegeben werden. Daß alle Gesetze indeß nur zu oft übertreten werden, ist gewiß, und besonders erlauben sich die Braminen die größten Verletzungen derselben und sind schrecklich ausgeartet.

Die gewöhnliche Nahrung der Hindus ist Reis mit vielem Gewürze, Milchspeise und die Frucht des Kokosbaums. Es finden Vorschriften Statt, nach welchen der Bramine Nichts genießen darf, was geteilt hat, also weder Fleisch noch Fisch; dem Krieger ist Schlophen- und Wildfleisch gestattet, den niederen Ständen ist dieß untersagt, dagegen dürfen sie Fische essen. Diese Vorschrift rührt nicht von dem Wunsche her, des Lebens lebendiger Geschöpfe zu schonen, sondern von dem Begriffe heiliger oder bester Natur der Fleischarten. Ueberdies wird sie häufig übertreten; denn die meisten Hindus genießen besondere Gattungen von Fleischspeisen, welche sich die Armeen allerdings nicht anschaffen können. Nur einige Sekten, wie die Dschains, enthalten sich der Fleischspeisen, alle Hindus aber haben einen Abscheu vor Rindfleisch und verachten den, der es genießt.

Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, welches man in den heißen Gegenden durch Salpeter kühlen muß. Berausende Getränke sind den Hindus durch ihre Religion verboten; allein auch dieß Gebot wird von Vielen übertreten und Trunkenheit soll, wie man dem Bischof Heber versicherte, fast eben so allgemein wie in Europa vorkommen. Die Braminen und Vornehmen schwelgen

im Genuße geistiger Getränke und nur die unteren Klassen sind eigentlich von Natur mäßiger. Der Hang zum Wohlleben ist übrigens in Indien allgemein, nur nimmt er mehr den Charakter der Ruhe als der Bewegung an. Ein Hauptgenuß des Hindu ist, nach der Wahlheit im möglichst kühlen Zimmer, auf Teppichen und Kissen ausgestreckt zu liegen und sich die Gelenke von jarten Winden kühlen zu lassen, oder den Dampf eines mit Gewürzen gemengten Tabaks aus dem Pufsch *) gemächlich einzulaugen.

Die Kleidung des gemeinen Hindu besteht aus einer musfelinen Pagot, die er um die Hüften schlägt und durch die Beine zieht, und einer Art Oberkleid von Musselin, das er nachlässig um den übrigen Theil des Körpers wirft. Bei den Wohlhabenden besteht die Haus-tracht aus der genannten Pagot und aus einer Weste (Sagai) mit Ärmeln von leichtem Musselin ohne Taschen, die sich vorn auf der Brust kreuzt und durch Bänder festgehalten wird. Beim Ausgehen und bei Feiertagen kommt die Kleidung jedoch größten Theils mit der der Muhammedaner überein. Sie besteht aus einem reich gestickten Musselinkleide (Argui), das bis auf die Erde reicht und durch einen mit goldenen Fransen besetzten Gürtel festgehalten wird. Darunter zieht man Weinkleider von freistimmigem Seidenzeug, und ein so genanntes Sengalaton von Seidenzeug, das man über die Schulter hängt, deckt das Ganze. Der Kopf wird mit weißem, häufig sehr reich gesticktem Musselin in Form eines Turbans umwickelt, ein Kopfbüsch, an welchem die Vornehmsten Diamanten anbringen. Die Vornehmen stecken die Füße nach in reich gestickte Pantoffeln (Papashi), die vorn mit einem gekrümmten ungeheuren Schnabel versehen sind und bei Besuchen und beim Gottesdienst vor der Thür ausgezogen werden. Die Kleidung der Frauen besteht in einer bloßen Drapirung, d. h., sie schlagen lange Stücke des schönsten Musselins oder seidnen Zeuges erst um die Hüfte, dann schürzenartig um den Magen und endlich um den Kopf, von dem sie seitwärts herab hängen. Das Haupthaar, mit wohlriechenden Ölfenzen eingerieben, und in einem oder mehreren Böpfen mit Goldplättchen, Perlen oder Juwelen durchflochten, fließt längs dem Halse herab. Die Füße bleiben unbedeckt. Geringere Frauen schürzen das Haar in einen Knoten und schlagen es auf, zieren es mit Blumen und goldenen Ketten. In einigen Provinzen idowiren sich die Frauen das Gesicht mit Figuren oder runden Flecken, überall aber sind sie außerordentlich auf Schmuck verlesen; Nasen, Ohren, Arme, Knöchel, Zehen, Finger, sind nach Maßgabe ihrer Mittel mit Ringen und Juwelen geziert. Sehr beliebt sind Armabänder aus sehr fein durchlöchernden und geschliffenen Muscheln gefertigt. Überall bestreichen die Frauen den Rand der

*) Der Pufsch ist eine besondere Art von Tabakspfeife, deren vielfach gekrümmtes Rohr durch ein trockenes oder porcellanenes, weit von dem Hauche abweichendes und mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß geführt wird, um auf diese Art den Dampf dem Raucher abgeteilt zuführen.

Augenlider mit dem schwarzen Oxyd vom Spießglase; es soll kühlend und wohlthätig wirken und den Glanz der Augen erhöhen. Dieses Stüd des weiblichen Putzes war schon zu den Zeiten des Plinius im Abendlande bekannt gemorden. Das Innere der Hände und Füße und die Seiten färben die Frauen roth, die Zähne aber schwarz. Das Bemalen ist ein Vorrecht, dessen sich die Witwen enthalten müssen, welche als solche lebenslänglich eine Trauertracht von weißer Leinwand anlegen. Das Tragen von Ohrgehängen, weßhalb die Ohrläppchen breit durchstochen und sehr lang gezogen, ist beiden Geschlechtern und allen Ständen, selbst den verworfenen, welche eiserne tragen, gemein. Fast alle Kinder gehen bis ins zweite oder dritte Jahr völlig nackt, allein viele haben eine silberne Platte in Form eines Herzens, an einer um die Lenden gebundenen Schnur davor hängen, um die Schamtheile zu verbergen. Einige hindu'sche Secten scheeren sich den ganzen Kopf, einen Büschel auf der Krone ausgenommen. Legen sie sich aber Bänder um, so lassen sie das Haar wild wachsen und durchwurzeln es mit Öl und Asche, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben. Den Bart läßt man sich abrasiren**).

Die Hindus wohnen in einzelnen Häusern, geschlossenen Dörfern und Städten. Die Häuser auf dem Lande und manche auch in den Städten, sind nur Hütten aus Lehm und Bambusrohr aufgeführt und mit den starken und langen Blättern der Palme oder mit Reisbunden gedeckt, und dienen Menschen und Vieh zugleich zum Aufenthalte. Die Form des Daches ist conner und gibt einer solchen Hütte ungefähr die Gestalt eines umgeworfenen Rahns. Eine einzige Thür ohne Schloß führt hinein. Die Häuser in den Städten sind besser; sie werden von Backsteinen gewöhnlich nur ein Stockwerk (in Benares aber bis 6 Stockwerk) hoch aufgeführt, und wenn der Besitzer wohlhabend ist, mit Kail oder Stuck***) überworfen, mit Ziegeln, und wo es Schiefer

gibt, auch mit diesem bedeckt. Sie bilden gewöhnlich ein Viereck, das in der Mitte einen gepflasterten Hof umschließt. Von diesem aus erhalten die Zimmer ihr Licht durch Öffnungen, die mit Läden oder Jalousien verschlossen werden können; Fensterthüren sind unbekannt. Diese Häuser sind größten Theils sowohl nach der Straße als nach dem Hofraume zu mit Säulengängen geschmückt, zwischen welchen die Wohnzimmer liegen, und welche dem Hause nicht allein ein sehr gutes Aussehen geben, sondern die Zimmer auch vor den Sonnenstrahlen schützen. Die Säulen, sehr oft von Holz gefertigt, haben Piedestal und Kapitäler, welche ein hervorragendes plattes Dach tragen, das auf diese Art eine Terrasse oder Gallerie bildet, die um eine oder mehrere Seiten des Gebäudes läuft. Hier geschieht die häuslichen Spaziergänge; hier verbringt man bei einer halben Stunde angenehmer Kühlung die Hitze, die man während des Tages ertragen mußte; hier aber etabliren sich auch die Reisenden, schlagen dort ihre Kiste auf, und bleiben so lange, als es ihnen gefällt, ohne dem Hausherrn deshalb ein Wortchen zu gönnen. Dem Säulengange gegenüber tritt man zuerst in einen Gesellschaftsal, zu dessen beiden Seiten die streng symmetrisch angelegten Zimmer hin laufen und mit dem sie durch Thüren zulassen können. In diesen haben die Häuser einen offenen Vorplatz längs der Fronte hin, und Männer und Frauen sitzen gelegentlich unter den Bäumen vor der Thür. Die Paläste sind nach demselben Plane gebaut, aber sie sind größer und schmuckreicher und in den Hauptstädten bestehen sie aus vierseitigen Pavillons mit 7 — 8 Stockwerken, eines immer enger als das andere, so daß das Ganze eine Pyramide bildet. Jedes Stockwerk ist von dem benachbarten durch ein kleines Wetterdach unterschieden, an welchem Zierathen, besonders kleine vergoldete Glöckchen hängen.

Die hindostanischen Städte sind nicht schön; die Straßen sind häufig eng und schmutzig und nur die europäischen Quartiere in einzelnen Städten machen davon eine Ausnahme. Sie sind mit Ringmauern umgeben, oft besetzt, ja in Provinzen, die von kriegerischen Völkern besetzt werden, ist fast jedes Haus auf dem Lande eine Festung.

Der Hausrath der Hindus ist außerordentlich einfach; ihr ganzes Mobiliar besteht aus einigen alten Kisten zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und sonstigen Sachen von Werth, ein oder zwei Trintgeschürren, eben so viel kupfernen Schüsseln, einem großen Topf und einigen Stöcken. Da man sich auf die Erde setzt und in dieser Stellung ist, so braucht man weder Tisch noch Stühle; Vornehme haben Bettstellen aus Rohr, alle aber Fußsteppiche. In der Nähe der Engländer haben sich indeß die hindu'schen Begriffe von Unreinlichkeit in diesen Punkten etwas erweitert.

Hindobau hat viele, sehr stark bevölkerte Städte, die doch verhältnißmäßig nur einen geringen Raum einnehmen; eine Thatfache, die um so überraschender ist, da die Häuser meist nur ein Stockwerk haben, und öffentliche Plätze, Pagoden, Wasserplätze u. s. w. den größten

**) Ein hindu'scher Barbier hat vielerlei Geschäfte. Er muß die Augenbraunen schneiden, die Haare aus dem Innern der Nase reifen, die Ohren und Nägel besorgen und den Bart abnehmen. Die Barbier laufen, sagt Perrin, mit einem kleinen 2 Finger breiten Seigel, einem kleinen viereckigen Leinwand, in dem sauren 2 Wasser sind, einem Dürstsel, einem Weisfischen, so wiederlich wie es etwa die Ascher gebracht, um die Nägel in Ordnung zu bringen, und einen kleinen Beutel mit weichen Seifen, die ihnen halt der Weisfischer dienen, durch Stadt und Land. Nehmen sie einen Bart ab, so muß der Patient vor ihnen niederfallen; sie fassen selbst mit, und in dieser Stellung tauchen sie 2 Finger in das Leinwand, und schreien nun den Bart mit diesen 2 Tropfen an. Dann nehmen sie eine von jenen Seifen, geben es ab, indem sie mehrere Male auf der Haut damit hinreiben, und brauchen es nun etwa so, wie der Dolmetscher kein Art, wenn er eine junge Eide umbauen will. Man leidet freilich bei dieser Operation etwas; aber man hat doch das Vergnügen, sein Blut das Wartenwerkzeug reifen zu sehen.

***) Dieser Stuck ist eine Mischung von Muschelschale, Ufersand, Gips, geronnenem Milch und geschmolzenem Butter, die den Bän den ganz das Ansehen von weißem Marmor und eine unzerstörbare Glanz gibt. Das Auftragen und Werdeln muß aber, wenn er seinen vollen Glanz erlangen soll, sehr langsam geschehen, wobei man sich kleiner Ketten bedient, die nicht größer sind als der Nagel eines Daumens, so daß die Gestalt eines Hindu hinein gezogen.

Theil der Fläche einnehmen. Allein es wohnen 80 — 40 Individuen in einem Raume, der nicht größer ist, als das Verhältniß eines europäisches Häuslebens. Denn nicht allein dem Eigentümer und seiner Familie dient das Haus zur Wohnung, sondern auch seinen Söhnen mit den übrigen, so wie sie sich nach einander verheirathen, endlich auch seinen Enkeln und so fort, ganz nach Art der israelitischen Patriarchen, bis es sich endlich so füllt, daß die jüngsten ausziehen und sich eigne Häuser bauen müssen.

Das häusliche Leben der ärmeren Kassen genöthigt wenig Abwechslung, in den höheren Ständen sucht man es sich durch viele Feste angenehm zu machen. Alle Hindus betrahten sehr früh; denn ein Hagestolz steht in allgemeiner Verachtung. Die Weiber sind sittsam und treu; wie die meisten Töchter Erens hören sie gern Komplimente, die hier indeß anderer Art sind als bei uns. Eine indische Dame hört gern von sich sagen, sie habe den Gang einer Antelope oder eines Elephanten, ihre Nase gleiche einem Papageien Schnabel, ihre Hände und Füße einer Lilie. In den höheren Ständen, welche die Vielweiberei von den Muhammedanern angenommen haben, entziehen sie sich den Blicken der Fremden. Die Männer der niederen Kassen haben selten mehr als eine Frau und diese verbirgt sich nicht; sie geht indeß nicht neben dem Manne, sondern hinter ihm. Über die Vorrechte der Weiber in Hindostan sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Es scheint indeß gewiß zu seyn, daß sie nicht so eingeschränkt leben wie die Weiber der Muhammedaner, und wahrscheinlich war vor der muhammedanischen Eroberung von ihrer Einschränkung gar nicht die Rede. Manche der hindu'schen Frauen mischen sich mit vielem Geist und Gewandtheit in Regierungs-Angelegenheiten und Staatsräthe und selbst die muhammedanischen haben an einigen Orten außerordentliche Vorrechte. In dem an die Provinz Gutch stoßenden Districte Dschut war können die Weiber der Dschuts ihre Männer verlassen, wenn sie wollen und andere nehmen. In diesem Falle versammelt die Frau alle ihre Bekannte, erschlägt ihrem Manne das Hausgeräthe, und verfolgt ihn, bis er in die Trennung willigt. Die Weiber sterben dort in solchem Ansehen, daß ein Weibender sich keinem besseren Beschützer anvertrauen kann, wenn er durch die Räuberhorden der Dschuts ziehen muß. In Malabar wohnt der Raire nie bei seiner Frau; sie nimmt mehrere Männer, bleibt im Hause ihrer Brüder und bewilligt ihre Gunk wenn sie will, so daß kein Raire seinen Vater kennt. Die aus einer solchen Ehe entsprossenen Kinder erben von allen Männern der Mutter gemeinschaftlich.

Ganz eigne Klassen von Mädchen bilden die Naatschmädchen (hindost.: Naatscherie) und Bajaseren (Devadasi). Die meisten sind Tänzerinnen, welche in Begleitung von Tänzern oder Naatschmännern bei allen festlichen Gelegenheiten, bei Staatsbesuchen, diplomatischen Verhandlungen, großen Gastmählern (Naatschis) ihre Künste zeigen, welche indeß nicht weit her find. Doch muß man ihre Fertigkeit und die Geschmeidigkeit ihrer

Gliedermaßen bewundern, vermöge deren sie im Stande sind, von der schwebenden, schwächenden Pantomime tiefen Gefühls zu dem Ausbruche wilder Leidenschaft überzugehen, wobei sie durch das Aufstampfen von um die Knöchel gebundenen Ketten oder hohlen Ringen den Takt angeben. Es sind gewöhnlich die reigensiblen Geschöpfe, prachtvoll gekleidet und verdienen sich durch ihren Tanz und durch Hulderei große Summen. Theilweise haben sie sich in Gesellschaften vereinigt, die dann unter einer Daja stehen, und mancher Reiche hält eine Truppe solcher Naatschmädchen in seinem Golde. Die Bajaseren, deren Name durch Verschümmelung des portugiesischen Wortes bailadeira, d. i. Tänzerin, entstanden ist, sind schöne Töchter armer Ältern, welche von den Priestern schon als Kinder für den Tempeldienst aufgekauft werden. Sie müssen sowohl in dem Tempel, zu welchem sie gehören, als bei öffentlichen Prozeffionen das Lob der Gottheit verkünden und dieselbe durch Tänze verherrlichen, und werden durch eine Salbung mit Öl aus der Lampe vor dem Altar zu ihrem Berufe eingeweiht. Bei dieser Gärmonie schweben sie zugleich ihrer Ältern und Verwandten ab und widmen ihr ferneres Leben der Entehrung, indem sie den Priestern als Beischläferinnen dienen. Sie wohnen in dem Umfange der Tempel oder in deren Nähe, und werden im Lesen, Schreiben, Tanzen, Singen und in der Musik unterrichtet. Captain Rayer sagt, daß das ganze Dorf Kami Haut von solchen Bajaseren bewohnt sei. Der Erwerb ihrer Reize gebt dem Gotte, dem sie dienen, d. h. den Priestern. Alt und dienstunfähig werden sie mit lärglichem Unterhalte entlassen und bekommen selten einen Mann.

Lurus ist eine Hauptschwache der Hindus, die er in einer großen Zahl von Dienern, in der Pracht der Equipagen, in Pug und bei den vielen Festen zeigt. Nichts ist entzückender für ihn als Epoche zu machen und zu hören, daß man zu ihm sagt: „In dem Jahre, da Sie oder Ihr Vater die Fassade der Pagode illuminirten, und durch Ihre Pracht die Nacht in Tag sich verwandelte.“ Nichts zeigt indeß die Größe eines Hindu mehr an, als eine ihn umgebende zahlreiche Dienerschaft, möge sie auch halb nackt oder mit Lumpen bedekt seyn, welche daher in reichen Häusern nicht selten bis zu 200 Köpfen steigt. Der Hindu weiß diese Dienerschaft auf finstliche Art anzustellen. Dem Bischof Heber erzählt eine Dame, sie hätte in einem kleinen Klepperpacten einen jährigen Knaben mit seiner Amme, einem Kutscher und einem Schirmträger seiner. Auf jeder Seite wäre noch ein Saib (Diner) gegangen, und ein anderer habe ein drittes prachtvoll angestrichenes Pferdchen geleitet, nicht etwa auf den Fall, wenn der junge Saib es vorzöge zu reiten, wozu er zu jung war, sondern, wie der Saib es selbst ausdrückte, um dem Dinge ein Ansehen zu geben. Wird ein vornehmer Hindu in seinem Palastin über die Straße getragen, so läßt er einen Theil seiner Dienerschaft voraus und einen andern hinterher im Zuge aufmarschiren, von denen mehrere mit goldenen und silbernen Stäben versehen sind. Ein Diener schreiet zur

Seite mit einem ungeheuren Sonnenschirm, um den gewöhnlich sehr reich verzierten Polankin zu beschatten.

Um uns von dem äußeren Treiben in einer hindu'schen Stadt eine Anschauung zu verschaffen, wollen wir uns mit Bischof Heber in die schwarze Stadt von Calcutta versehen, und deshalb einen Brief wieder geben, den er an seine Gemahlin schrieb. „Hinter dem europäischen Stadtheil von Calcutta reißt sich die trübe, schwarze, schmutzige Stadt der Eingebornen. Hier schmale, krümmende Straßen, Erdhütten, die in der Sonne gebadet oder aus Bambus geflochten sind, hier und da verfallene Bajars aus Backsteinen, Pflöze von trübem Wasser, Kolosbäume und kleine Gärten, und dann wenige sehr große, sehr schöne und doch meist sehr schmutzige Häuser im griechischen Stil, die Wohnung reicher Hindin. Es finden sich auch einige Häuser von hübscher Bauart und gut erhalten, und einige Pagoden; diese aber meist trümmerhaft und heinfällig, während die Religion der Eingebornen am meisten hervortritt in ihrer Verehrung des Ganges, in einigen schmutzigen, bemalten, hölzernen und thönernen Idolen, die mit allen Arten von Köpfen und Händen versehen und in mehreren Theilen der Stadt aufgestellt sind. Dente Dir diesen Abriß der Stadt mit einem Volksaufstand, wie er nicht ärger in London ist; hier und da ein trübseliger Seiden- und Stickerzeug, noch mehr weiße Kattunbeleidung und am meisten von allen Schwärze und Nacktheit bis auf die dürftige Beleidung die Hüften; daneben die Gestalten frommer Bettler in keiner anderen Kleidung als in ihren langen Haaren und Bärten mit veräultem Koth, die Gesichter weiß und gelb bemalt, ihre Rosenkränze in der einen totenblaffen, mageren Hand, während die andere sich wie eine Vogelsklaue ausstreckt die Gabe zu empfangen; Hochzeitsaufzüge mit der Braut im Tragfessel und dem Bräutigam zu Pferde so mit Blumengewinden umwickelt, daß er kaum zu sehen ist; Krämer, die auf dem Boden mitten unter ihren mannichfachen Waren sitzen; alte Leute als Zuschauer nachts so wie die Affen auf den platten Hausdächern; Karren von Ochsen gezogen, angezogen von wild aussehenden Leuten, die mit dicken Knütteln so gnadenlos darauf zuschlagen, daß es uns alle Begriffe von braminischer Humanität benimmt; Däner mit Silbersepern, die sich durch das Gerölz pressen, um den Ruhmworten eines großen Mannes Lust zu machen; Frauen sind nicht zu sehen, außer von der niedrigsten Klasse, und doch diese mit plumpem Silberputz um die dunklen Arme und Knöchel, während Knaben, dicht verhängen mit rothem Tuch, die und da die Wohnherinnen eines benachbarten Geraths umher führen, damit sie das schloßen, was man hier Lust nennt; ein ewiges Gequie der Karrenräder, die in Indien nie geschmiert werden; unablässiges Gefreie von tausend Kehlen und fast unaufhörlicher Donner und Klingklang von Trommeln, Geyneln u. s. w. zu Ehren einer ihrer Gottheiten, und füge zu allem diesem den ekelhaften Geruch von Knoblauch, ranzigem Kolosnushöl, fauerköpfiger Butter und sinkenden Gessen und Pflügen, so daß Du Anstich, Ton und Geruch von dem, was man die schwarze Stadt

von Calcutta nennt. Das Wunderbare dieses Schaupiels sieht man am besten und unaussprechlichsten von den großartigen Kaien, die Lord Hastings längs dem Ufer des Stromes gebaut hat, wo die Fahrzeuge aller Formen und Größen, arabische, indische, malaisische, amerikanische und englische, die Häfen von Braminen und anderer Hindus, die sich waschen und ihre Gebete ableiern, der leuchtende Kerzenschimmer gegen Sonnenuntergang, und der breite malakische Strom, der an ihrer Verkehrtheit nicht schuld, ihrer Verrechnung nicht bewußt, an ihnen vorüber fluthet, ein Bild gewährt, wie es keine Stadt in Europa und wenige in Asien, so auffallend und eigenthümlich aufzuzeigen haben.“

Die hindu'schen Feste sind nicht etwa unterhaltend, aber, sagt Schlegel, die blühende Pracht der Juwelen und Perlen selbst an den Kleidungen der Männer, der verschwenderische Schmuck der Blumenkränze und Guirlanden, die künstliche Kühlung der Gemäcker durch Springbrunnen und wohlriechende Verbünstungen, das Schauspiel üppiger Tänze und Pantomimen, eine bald schmelzende, bald rauschende Musik, Illuminationen und Feuerwerke, verbreiten darüber einen feenhaften Schein.

Das für die Hindus wichtigste Fest ist die Hochzeit (Schadbi). Die Ehe ist bei den Hindus unausschließlich, aber keinesweges auf Liebe gegründet, sondern sie wird von den Ältern beschlossen, wenn Braut und Bräutigam noch Kinder sind, wobei es Sitte ist, die Hand des Mädchens ihrem nächsten Blutsverwandten nach dem Bruder zu geben, wenn ein solcher vorhanden ist und dessen Rechte geltend gemacht werden. Die Verheirathung geschieht auf doppelte Art, indem man nämlich das Mädchen verschenkt oder verkauft. Die erste Art gibt die Gannigadam-Ehe, welche gewöhnlich bei Armuth des jungen Mannes Statt findet, der aber alsdann die Sünden des Schwiegervaters übernehmen muß. Die zweite Art wird von der Geldsumme, die man für das Mädchen zahlt, Parlam-Ehe genannt, und ist die gewöhnlichere. Die Summe, worüber man überein gekommen ist, wird in Gegenwart eines Braminen und der Familie dem Brautvater mit den Worten eingehändigt: das Geld ist Euer, die Tochter mein, worauf jener antwortet: das Geld ist mein, die Tochter Euer. Später legt der Bräutigam den Zail, eine kleine runde goldne Platte an einer um den Hals gehangenen Schnur befestigt, an, und dadurch wird die Ehe unausschließlich. Endlich beginnt die eigentliche Hochzeitfeier, welche bisweilen bis 30 Tage dauert und wozu gewöhnlich die Braminen von 10 Reilen in der Runde und vieles Volk herbeiführen, welche täglich zur Bewirthet werden. Die Feier besteht in Anrufung der Götter, Opfern, Reinigungen, Abwaschen und Empfangen von Besuch, Glückwünschen und dem Ehepaar dargebrachten Geschenken, Bajadertänzen, Aufzügen mit Fackeln, wobei die Braut im Polankin sitzt, der Bräutigam aber daneben reitet, und wobei alle Verwandte, Gäste, viele reich angeführte Elephanten, Kamele, Pferde folgen. Das Cerimonial bei der Trauung ist folgendes. In der Mitte des Hofes wird eine Hochzeitshütte (Pondal) errichtet und deren

Mitte wird mit brennenden Kampen erfüllt. Das junge, mit Schmutz überladene Par setzt sich an dem einen Ende der Hütte neben einander, während man mehrere irdene, mit Wasser gefüllte Krüge um dasselbe herum stellt, wozu die beiden größten ihm zunächst zu stehen kommen. Dann beginnen die Priester ihre Gebete in der Sanskritsprache, um den Gott Vishnu und seine Frau Lakshmi zum Herabsteigen in die beiden großen Krüge einzuladen, während man den kleineren Gotttheiten die kleineren Krüge anbietet, und unter sorgförmigstem Beten Opferfeuer anzündet. Nach beendigtem Gebete tritt der die Trauung verrichtende Priester zum Vater der Braut heran, heißt ihn die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams legen, worauf die Brautmutter etwas Wasser auf die vereinten Hände gießt, der Vater erklärt im Angesicht der Götter mit lauter Stimme, unter Renennung seines Namens und der seines Eidams, der beiderseitigen Väter und Großväter, daß er dem Eidam seine Tochter zur Frau gibt. Der Priester nimmt dann den Tali, überreicht denselben den Brautleuten, Ältern, Verwandten und der Witze nach allen Anwesenden, die mit der Hand darüber fahren, und wiederholt unterdessen ohne Unterlaß die Formel: „sie werden haben Korn, Gold, Kühe und viele Kinder,“ in der Sanskritsprache. Nachdem der Tali die Künfte gemacht hat, hängt ihn der Bräutigam der Braut um, die dadurch unwiderstehlich die Seine wird. Er schwört sodann vor dem Opferfeuer, stets für sie sorgen zu wollen und führt sie am kleinen Finger der rechten Hand dreimal im Kreise herum. Dann wird rober Reis gebracht, unter welchen der Priester etwas Safran mischt und davon beiden jungen Eheleuten auf die Schultern streut, worin alle Anwesenden ihm nachfolgen. Dieß ist der Segen, der über die Ehe gesprochen wird und ihre Weihe beschließt. Der übrige Theil des Tages geht in Belustigungen hin und am Abend erfolgt der letzte Umzug bei Fackelschein, bei welchem nun beide junge Eheleute einen Palanquin gemeinschaftlich theilen. Andere Veranlassungen zu Festlichkeiten geben nach zurück gelegten Kinderjahren das Abholen der Neuerwählten aus dem Hause ihres Vaters, ihre erste Schwangerschaft, die Geburt des Kindes, die Namensbeilegung desselben, die erste Reispreiße, die es genießt u. s. w.

Auch die religiösen Feste der Hindus werden mit vielem Pomp gefeiert. Ein allgemeines, allen Göttern zusammen geweihtes Fest, welches in ganz Hindostan gefeiert wird, ist der Durgapuja, welches 3 bis 4 Tage währt, und wobei die Götzenbilder in feierlicher Procession mit Begleitung von Musik und Tanz unter dem größten Volksjubiläum herum gefahren werden. In Calcutta fällt dieß Fest im Monat October und die reichen Hindus nehmen es wahr, um glänzende Versammlungen (natschia) zu veranstalten, zu welchen die vornehmsten Engländer eingeladen werden. Um einen allgemeinen Begriff von der Art zu erhalten, wie die Hindus an den religiösen Festtagen ihre Götter verehren, wollen wir das jährlich zu Jagernaut gefeierte Fest des Götzen Jagernaut beschrieben, welches den Namen Kutt Jatra

führt. Zu diesem Feste pilgern Hunderttausende nach Jagernaut, und Viele von ihnen sterben auf dem Wege dahin, so daß das Land auf 10 Meilen umher mit menschlichen Gebeinen bedeckt ist, und Hunderte reisen nur dahin, um dasselbst zu sterben. Manche der Pilger messen den ganzen Jahr zurück zu legenden Weg mit ihrem Leibe. Hunde, Schakale, Geier leben hier in der Nachbarschaft von Menschenfleisch, da die Leichname liegen bleiben, um aufgefressen zu werden. Wenn ein Hausen Pilger die Pagode (Tempel) zuerst ansichtig wird, erhebt er ein furchtbares Geschrei. Dasselbe angekommen lagern sich die Pilger um dieselbe herum, wodurch ein großes Feldlager entsteht. Bisweilen kommen Viele in dem Gedränge um, wenn das große äußere Thor des Tempels geöffnet wird. Der Götze sitzt auf einem Throne zwischen seinem Bruder Baloram und seiner Schwester Schlabudra. Er ist aus einem großen Holzbloß geschnitten, und hat ein fürchterliches, großes, schwarz bemaltes Gesicht. Seine Arme sind von Gold und sein Anzug ist prächtig. Die beiden andern Götzen sind eben so bählig und weiß und gelb bemalt. Werden die Götzen aus der Pagode gebracht, um auf den Triumphwagen gesetzt zu werden, so fällt die bemalte Menge mit Palmen in der Hand zur Anbetung nieder; alldann geht die Procession unter Vortritt der Elephanten und Reiteren vor sich. Der an 70 Fuß hohe Wagen wird von Menschen mit Stäben durch die Straßen gezogen und oft werden die Räder vom dem Blute der Büßenden geröthet, die sich unter sie werfen, um zu Tode gefahren zu werden. Das religiöse Cerimonial in der Pagode wird von mehr denn hundert Priestern verrichtet, wobei man die Götzen mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrome wäscht. Die Priester singen und tanzen und erzählen dem Volke von Zeit zu Zeit, daß der Götze vergnügt sei, zu Andern, daß er nicht von der Stelle wolle. Bei der Procession sagen sie, der Götze lache vor Vergnügen, wenn die Räder seines Wagens von dem Blute der Büßenden getränkt würden u. s. w. Die jährlichen Ausgaben des Götzen Jaggernaut betragen 8693 Pfund Sterling, davon kommen auf seine Tafel 4514, auf seine Bekleidung 339, der Lohn der Bedienten und Tanzmädchen beträgt 1250 Pfund, zufällige Ausgaben 1373, Elephanten und Pferde 378, der jährliche Statowagen kostet 839 Pfund.

Die so eben angebeutete Sitte des Selbstopfers, die auf vielerlei Art, unter anderen auch auf die ausgeführt wird, daß man sich in heilige Ströme stürzt, ist so allgemein, daß jährlich viele Tausende auf diese Art ihr Leben verlieren und fand schon zu Alexander des Großen Zeit Statt. Nicht im ältesten Gesetz begründet ist, nach v. Schlegels Behauptung, die unnatürliche Sitte der Flammenweihe der Witwen (Sati), ein Vorrecht, welches eigentlich nur den Braminenwitwen zu steht, von denen der Schepetres aber oft mit Geld erkaufte wird. Die Opfer dieser Art sind sehr zahlreich, denn oft verbrannt sich eine Menge Weibsdienstherren mit der Witwe eines Großen. Im J. 1803 wurden 270 Witwen in einem Umkreise von 50 engländischen Meilen um

Calcutta verbrannt, und im J. 1804 wurden bei dieser Stadt 115 Suttis gehalten. Es kann kein ergreifenderes Schauspiel geben, als eine Frau, die in der Blüthe ihrer Jahre steht, mit Blumen und Juwelen geschmückt, parfümirt und geschminkt, unter dem Jubel der Menge und dem Schalle der Musik um den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes führen, denselben dann besteiigen und von den Flammen aufsteigen zu sehen. In einigen Gegenden von Carnatic wird eine Grube gemacht und die Witwe springt hinein oder wird von den Braminen hinein geworfen. Die Sitte ist in den höhern Kasten so tief eingewurzelt, daß es die Engländer lange nicht wagten, sie aufzuheben; jetzt melden jedoch öffentliche Blätter, daß der neue General-Gouverneur von Indien, Lord Bentinck, seine Verwaltung damit angefangen habe, der Vernunft ihr Recht zu geben und diesen barbarischen Akt, auf seine eigene Verantwortlichkeit, allgemein zu untersagen; sie setzen hinzu, daß dieser Befehl allgemein, selbst von den Braminen gebilligt worden sei. Treue Liebe mochte im ersten Augenblicke der Verweisung zu der That hinreissen, in der Folge mischte sich ehrsüchtiger Wettstreit ein: solche Beispiele in einer Familie gelten für einen Beweis hohen Adels; später trat der Aberglaube hinzu und vergrößerte das Unheil; die sich opfernde Witwe, so lautet die Verweisung, entschlündigt ihren Gatten von allen Sündelthaten, und wird so gleich nach dem Tode, mit ihm in den Wohnsitz der Seligen vereint.

In einigen Stämmen der Kadschputen werden die weiblichen Kinder umgebracht, und Weiber von anderen Stämmen gekauft; eine Sitte, welche in dem Stolz ihre Ursprung haben und schon 2000 Jahre bestehen soll, aber jetzt ebenfalls gänzlich untersagt ist.

Die Todesfeier vornehmer Hindus wird auch noch auf eine andere Art, dem Gotte Siva zu Ehren begangen. Man läßt nämlich einen jungen Stier mit 4 Kühen sich paven, welche den Priestern als Gebühr zufallen. Der Stier erhält die Freiheit, nachdem ihm das Zeichen des Gottes aufgedrückt worden. Dergleichen geweihte Thiere schlendern im Bewußtseyn ihrer Unbeschränktheit in Menge umher, zertritten Äcker und Gärten und gehen selbst auf den Getreidemärkten nach Gesallen.

Aus dem Obigen geht schon hervor, daß die Hindus ihre Todten verbrennen. In der Nähe von heiligen Strömen wird der hoffnungslos Kranke oft an das Ufer eines solchen gelegt, um an ihm zu sterben, dann unter vielen Cerimonien mit der Welle gewaschen, dann verbrannt und die Asche zum Theil in den Strom, zum Theil in die Luft zerstreut, zum Theil zur Erde befestet, damit jedes Element seinen Antheil erhalte. Dabei singen die Priester ihre Hymnen an die Elemente, um die Uebersse der Enschlafenen nun wieder in sich aufzunehmen. Den Verstorbenen werden dann Grabmäler in schattigen Wäldern errichtet, wie man deren viele p. B. in der Nähe von Chandoba am heiligen Nerubudastrome und am Ganges sieht. In den Gegenden, die von heiligen Strömen entfernt liegen, sorgt man schon vor sei-

nem Tode dafür, daß nach demselben die Asche wo möglich in den Ganges oder einen andern heiligen Strom gestreut werde.

Die civilisirten Hindus sind über ganz Hindostan von der Seidgarne Tibets bis zum Kau Comorin und über die Insel Ceylon verbreitet. Das bisher über sie Gesagte findet mehr oder weniger auf Alle Anwendung, obgleich die Stämme in den verschiedenen Gegenden verschieden sind. Einige der vielen civilisirten Stämme zeichnen sich jedoch durch besondere Eigenthümlichkeiten aus, weshalb wir dieselben hier kurz durchmustern wollen.

1) Kasmirer. Sie sind heller von Farbe als alle übrigen Hindus; ihre Weiber sind außerordentlich schön und wurden deshalb vorzugsweise für den Harem des Großmogols gewählt. In Hinsicht der geistigen Kultur stehen sie hinter den andern Hindus und werden darin den Persern gleich geachtet. Ihre Volkssprache ist dem Sanskrit verwandt, die Gelehrtensprache das Sanskrit selbst, die Dichtersprache persisch. Sie sind indus-triös, gesellig, sinnlich, verschwenderisch, musikalisch, Alles im hohen Grade. Früher standen sie unter eigenen Königen: die im J. 1823 von den Keifenden Boorcrast in der Hauptstadt Serinagar entdrückte Chronik von Kasmir, Kadscha Tarindschini genannt, im Sanskrit auf Wiktenrinde geschrieben, zählt die kasmirischen Fürstengeschlechter von 200 Jahren vor Chr. bis zur Eroberung durch die Timuriden auf. Jetzt stehen die Kasmirer unter der Herrschaft des Königs von Kabul.

2) Sikhs oder Seiks. Sie wohnen größten Theils im Punjab, sind kriegerisch, gehen halb nackt, scheren nie das Haar weder am Haupte noch am Barte, sind ausschweifend, sorglos, dem Trunke ergeben, lieben die Jagd und bescheiden einander häufig. Sie waren ursprünglich eine religiöse Sekte; ihr Name aus dem sanskritischen Worte Sikscha entstanden, bedeutet einen Schüler. Sie verworfen den Bilerdienst, haben aber den Unterschied der Kasten nicht auf. Die Anarchie, da alle Oberhäupter der kleinen Bezirke ihre Strittigkeiten mit dem Schwerte ausmachten, gab einem unternehmenden Anführer, Ranjit-Singh in neuerer Zeit Gelegenheit, ein neues Königreich, eine Art von Theokratie zu stiften, das seinen Sitz zu Lahore hat und das ganze Punjab nebst Multan umfaßt und jetzt Meist der mittleren Induslandes ist. Die hiervon noch unabhängigen Häupter der Sikhs, zwischen dem Stetlich und Schumma in der Provinz Delhi, stehen unter dem Schutze und der Vormundschaft der Briten.

3) Nepalesen. Diese Hindus bewohnen das Alpenland Nepal im Himalaya und besetzen nur aus den beiden Kasten der Braminen und Schätres. Bei ihnen sollen sich die alten indischen Sitten in großer Reinheit bewahrt haben, allein beide Kasten überlassen sich auch den größten Ausschweifungen. Gegenwärtig stehen sie unter der Herrschaft eines Kadscha aus dem Stamme der Gorkhas. Dieser Fürst unterbricht im Frieden eine Armee von 10,000 Mann, allein im Nothfalle kann er eine große Armee auf die Beine bringen, denn

wenn er die gelbe Kriegsfahne, welche die Figur des Affengötzen Hanuman führt, entfalten läßt, strömen die Hauptlinge mit Entzusehung hinzu, da Krieg ihr Beruf und Vergnügen ist. Den Ackerbau und alle Künste und Manufakturen Nepals treiben die Newaren, ein Mischlingsvolk, welches hier mit anderen z. B. den Purbutti die unteren Kasten bildet.

4) Radschputen, indisch Radschaputra, d. i. Königsöhne; sie sind ganz der Kriegerkaste angehörig, und bewohnen besonders die Provinz Radschputana, welche von ihnen den Namen trägt; aber auch in anderen Provinzen findet man sie, obgleich sie dort meistens Theile anderer Namen führen. Die Radschputen in Radschputana sind ein kriegerisches, kühnes, stolzes, unabhängiges Volk, welches 500 Jahre hindurch den Invasionen der Eroberer Indiens widerstand, nie ganz unterjocht wurde, und uns das Andenken an viele Tugenden von edlem Heroismus aufbewahrt hat, welches es dem unarmbrügerischen Fanatismus seiner Befieger entgegen setzte. Sie bestehen aus 36 Königsgeschlechtern, welche sich seit den ältesten Zeiten in das Radschastan theilen und von den zwei ältesten Königsgeschlechtern Indiens, den Surpawans und den Khandrabawans, abzusammen vorgehen. Sie besitzen eine Axtze, welche jede Probe ausbitt, überhaupt viele Tugenden, aber auch viele Laster. Ihre ganzen gesellschaftlichen und Staatsrichtungen beruhen auf dem Lebenssystem, das hier so vollständig ausgebildet ist, wie bei den Zeitgenossen im Mittelalter; auch das Hausrecht wird von ihnen ausgeübt. Sie widmen sich nur den Waffen und dem Ackerbau. Gegenwärtig stehen sie unter 7 Fürsten, wovon ihr Land, das sich an dem NW. Abhang der N. Vorfluten von Dekan und in der Wüste Sind ausbreitet, in 7 Abtheilungen zerfällt, nämlich: Mewar oder Udiptur, Marwar oder Djodpur, Bikanir und Kschengurh, Parowti, Amber und Djeppur. Sie haben die Bhattier, die Mera, und andere Stämme unterjocht, welche jetzt die niederen Kasten des Landes bilden. — Die Bewohner von Gutch sind ebenfalls meistens Radschputen, wovon indess ein großer Theil den Islam angenommen hat. Ein starker, aber fast wilder Menschenschlag, der in besessenen Dörfern wohnt, wenig Sinn für die Künste des Friedens besitzt, und in ewigen Kämpfen unter sich oder mit seinen Nachbarn lebt, und bis auf die neueste Zeit, wo Gutch von den Briten erobert wurde, auch Seeräuberi trieb; die Radschputen in Gujurate, ebenfalls Muhammedaner, sind ihnen ganz ähnlich. Andere Stämme der Radschputen sind die Goels, die Bundelas, die Gurkas oder Gorkas. Die Goels bewohnen den Distrikt Soelwar in Gujurate und stehen unter Häuptlingen, welche dem Guicomar tributpflichtig sind. Die Bundelas bewohnen das Plateau von Bundelund; sie gleichen ganz den Radschputen in Radschputana, nur lieben sie wie die Tiroler die grüne Tracht, während alle andere Hindus sich in weiße Baumwollene zeuge kleiden. Sie tragen Turbane, ihre Dörfer sind Festen, jedes Haus hat seine Schießarten, jedes Dorf ein Kastell, in dem die Kornvorräthe zusammen liegen.

Jeder Landmann geht bewaffnet mit Schild und Speer; ihre Zeminbare beherrschen die Eingänge aus der Gangesebene nach Dekan. Bundelund hat 40 solcher Hauptlinge zu seinen einheimischen Herren, die überall von Fehde und Raub leben; auch hier ist das Lebenssystem einheimisch.

5) Maharraten. Die Meinungen über den Ursprung dieses kriegerischen und unruhigen Volks sind sehr getheilt; Einige behaupten, sie seien persische Auswanderer, Andere sagen, sie stammten, wie die Radschputen, von der Kriegerkaste ab. Dem sei wie ihm wolle; jetzt haben sie Grundfänge, Sitten und Gewohnheiten der Hindus. Sie wohnen seit alter Zeit in dem Lande zwischen dem Dschumna und der Stadt Goa, d. h. auf dem Plateau Dekan, in den nördlichen Theilen der Westgats, in dem Küstenstrich zwischen Goa und Barroasch, auf dem Plateau Malwa. Lange lebten sie in politischer Dunkelheit, bis endlich Siradjah, Einer ihrer tapfersten Anführer (er lebte von 1626—1680) die hiesigen Hauptlinge vereinigte und den Grund zu dem nachher so mächtigen, jetzt aber zertrümmerten Maharratenreiche legte. Sie bestehen aus Braminen, Hauptlingen, Kriegern und Bauern. Nur die letzten sind moralisch gut zu nennen; Braminen, Hauptlinge und Krieger werden dagegen als sehr verberbt geschildert. Das ganze Volk steht in der Civilisation niedriger als seine muhammedanischen Nachbarn, doch sind sie auch weniger bigott, weniger tyrannisch und weniger ausschweifend. Da sie den zahlreichsten aller Hindustämme bilden, so sind sie allerdings noch fürdthar; das neuerdings eingeführte Abgabensystem und eine schnelle Zufuhr haben jedoch schon vortheilhaft auf sie eingewirkt und den Briten günstiger gemacht. Die Krieger, obgleich abgedröht, wachsam, unermüdet, sind doch nur bei hinterlistigen Überfällen tapfer, in der Front angegriffen halten sie selten Stand. Gegenwärtig steht das Volk unter 5 von einander völlig unabhängigen Oberhäuptern, nämlich dem Mahaja Radsha von Satarah, dem Sindiah, dem Holkar, dem Guicomar und dem Bunschah, wovon Sindiah allein von den Briten unabhängig und ihr Bundesgenosse ist. Ein Theil des Volks steht auch unter unmittelbarer Herrschaft der Briten.

6) Singalesen. Die Bewohner der Insel Ceylon. Nur die Bewohner des Hochlandes im Innern der Insel haben ihre ursprünglichen Völkseigenümlichkeiten beibehalten, die Bewohner der Ebenen oder der Küstenstriche die ibrigen mit denen der neuen Ansiedelungen vermischt; die ersten sind roh, kräftig, sehr wohlgebildet, die andern schwach, muthlos, häßlich. Die Kasten der Schetres und der Braminen sind hier ausgestorben. Die Parias führen hier den Namen Nodias. Die Singalesen sind Buddhisten und ihre Sitten sehr eigenthümlich.

Unter den großen civilisirten Hindustämmen leben kleinere, rohere, wovon jedes vieles Eigenthümliche hat. Diese sind:

1) Die Dschuts. Ein Hindustamm, der den Islam angenommen hat. Sie sind eigentlich Nachkommen

der Indoscythen, welche etwa 125 v. Chr. in Indien einfielen und bis 56 Jahre v. Chr. die beiden Ufer des Indus beherrschten. Jetzt sind sie völlig hinduifizirt. Sie wohnen theils im Pendschab, wo sie den Sikhs unterwürfig die ackerbauende Klasse bilden, theils in Gujurat, wo sie im Distrikte Dschutwar als ein unrubiges, räuberisches Volk fast ganz unabhängig unter eigenen Häuptlingen stehen, obgleich die Briten seit 1816 auch hierher ihre Gewalt verbreitet haben.

2) **Suckers**, ein Hindusamm, der das Land der Suckers im Pendschab bewohnt, und von den Sikhs unterjocht ist. Doch haben sie noch einen Häuptling, der sich den Namen Sultan beigelegt hat, aber den Sikhs Tribut zahlt. Sie sind Muhammedaner und mit vielen Afghanen untermischt. Sie und die Dschats spielen in der Geschichte der Perside, welche den Indusstrom berührten, eine wichtige Rolle, und haben gewöhnlich die fremden Eroberer begünstigt.

3) **Hindkess** werden diejenigen Hindus genannt, welche im unteren und theilweise im mittleren Induslande unter den Afghanen und Beluchiden leben, und jedes Mal der tyrannischen Horde, welche hier die Oberhand hat, unterthan sind. Sie sind daher ein gedrücktes, herabgestuftes Volk, doch arbeiten sie noch immer als Landbauer und Handelsleute, geben dem Gewinne nach und werden von ihren Beherrschern geprügelt. Zu ihnen scheinen die Zigueneren, welche sich selbst *Koma* (d. i. Menschen) oder *Sinte* (wahrscheinlich vom Indus) nennen, und die Zinganen oder *Tschinganen* (um *Tatta*) gerechnet werden zu müssen, da deren Sprache die unverständbarste Verwandtschaft mit den indischen verräth. Da auch die Sprache der Ziguener reich an Sanskritwörtern ist, so ist man jetzt fast allgemein der Meinung, daß dieses in Europa herum schweifende Volk von den Zinganen, und also von den Hindus abstamme.

4) Die **Khaspias**, ein Bergvolk, das mitten unter den civilisirten Hindus des Alpenlandes Siranagur lebt. Sie wohnen in steinernen, zu Dörfern vereinigten Häusern und überlassen die Sorge der Landwirtschaft den Weibern. Sie leben in Polygamie.

5) Die **Mewaties** und

6) Die **Buddis**, sind räuberische Stämme in der Provinz Agra.

7) Die **Nacheties**, ein räuberischer Stamm der Provinz Agra, in den Radschaschaften Nachery und Firazpur, die ganz von ihnen bevölkert sind. Der Radscha von Nachery, ein Basal der Wäsen, ist ein Radschpute und unterhält 2000 Mann Fußvolk, 1500 Mann Reiterei und 16 Kanonen. Die Radschenschaft Firazpur steht unter einem Fürsten aus dem Stamme der Dschaten, und ist ebenfalls ein britischer Basal.

8) Die **Tharaas** sind ein etwa 2000 Köpfe starker Stamm, der sich seit 1815 aus dem Alpenlande Nepal in die Provinz Dube herunter gezogen und die Wälder von Gatschi im Distrikte Gorucpur zu kultiviren beginnt. Es ist ungewiß, ob die Tharaas wirkliche Hindus sind.

9) Die **Bagheres** sind ein 20,000 Köpfe zählender Hindusamm, der den fast wüsten Bezirk Namundel in der Provinz Gujurat demohnt und dem Maharrattensradscha Suicowar unterthanig ist. Die Bagheres waren von jeher geborne Seeräuber und verehren eine Religion, die eine Mischung von Islam und Bramismus ist. In ihrem Gebiete liegt die Stadt Dwarra mit einem der berühmtesten Hindutempel, wohin jährlich wohl 20,000 Pilger wallfabren. Der hier verehrte Götz heißt *Kumchor*; (eine Incarnation des Krishna oder Wischnu); seine Priester sind es hauptsächlich, welche das Volk zur Seeräuberei ermuntern. Viele Schiffe werden in seinem Namen ausgerüstet, und gehöhen als sein Eigenthum zu seinem Tempel, der die Beute, die sie zurück bringen, wie einen Theil bei allen Privat-Ausrüstungen erhält. Die Briten haben indeß in neuerer Zeit diese Seeräuber sehr beschränkt.

10) Die **Dschauts** oder **Dschaten**. Dieß ist einer der mächtigsten Hindusämme, der zum Theil den Islam angenommen hat und zu der Klasse der Sudras gehöret. Sie wohnen in der Provinz Radschputana unter den Radschputen und im Pendschab unter den Sikhs und zerfallen in eigentliche Dschaten, welche Befenner des Bramismus und kleine schwächliche Menschen sind und in **Battier**, welche geborne, sehr furchtbare Räuber und dem Islam ergeben sind. Ihr Land bildet den nördlichen Theil der Sandwüste Sind. Ihre Häuptlinge sind Radschputen, darunter der Khan von Buttehabad wohl 10,000 Mann ins Feld stellen kann.

11) Die **Gattier**, ein Hindusamm, der den Distrikt Gattimar in Gujurat demohnt, in welchen er vor etwa 3 Jahr. einwanderte. Bei dieser Einwanderung fand er die **Adris** und einen Theil der **Babriachs** vor und vermischte sich mit ihnen. Die **Adris** sind noch jetzt Landbauer und Viehhirten, die eigentlichen Gattier und **Babriachs** gefürchtete Seeräuber. Der ganze Stamm ist von athletischer Gestalt und verehrt die Sonne als höchsten Wesen, für welches ein Tempel zu Dwan errichtet ist. Bei ihm ist die Polygamie eingeföhrt, doch nimmt ein Gattie nicht gern mehr als 2 Weiber. Die Gattier stehen unter kleinen Häuptlingen, welche dem Suicowar, dem Radsch von Junagur und dem Jam von Roanagur Tribut zahlen.

12) Die **Grassias**, ein Hindusamm, der von uralten Zeiten her in Malwa und Gujurat einheimisch war und gegenwärtig unter den Maharratten friedlich das Feld baut.

13) **Pindarries**, ein räuberischer, jetzt völlig zerstreuter Stamm in Malwa, dessen Ueberreste unter den Maharratten zerstreut leben. Diese furchtbaren Räuber, welche ihre Verwüstungen bis auf 100 Meilen von ihrer Heimath ausdehnten, hatten seit 1761 eine Rolle in der indischen Geschichte übernommen, wurden aber 1817 gänzlich besiegt und fast ausgerottet.

14) Die **Babriachs** bewohnen den gebirgigen Distrikt **Babriamar** in Gujurat, stehen unter kleinen Häuptlingen, und besitzen zahllose Herden, welche auf

dem Gebirge weiden. Ein Theil von ihnen ist von den Gattiern unterjocht und hat sich mit diesen vermischt.

15) Die Drisseer oder Urass, sind ein noch ziemlich wilder Hindustamm in den Provinzen Drissa und den nördlichen Circars oder dem nördlichsten Theil des Landes unter den Gats, wo er zum Theil unter den Kelingas lebt. Sie rauben und plündern mit Gewalt, was sie erreichen können.

16) Die Todovies. Ein schön gebauter athletischer Hindustamm, ein Alpenvolk des hohen Nilgerrigebirgs, das sich von seinen Nachbarn durch fremdartige Gesichtszüge und eine hellere Haut auszeichnet. Sie besitzen zahlreiche Büffelherden, gehen barfuß und barhaupt, lassen Haare und Bart lang wachsen, und leben in Monogamie.

17) Die Kottas sind Nachbarn der Todovies in den Nilgerris, aber von ihnen ganz verschieden. Ihre Gestalt ist kleiner, die Gesichtszüge sind weniger ausdrucksvoll, die Farbe ist dunkler. Sie treiben Ackerbau und Handwerke und lieben Musik und Tanz. Ihre Sprache, obgleich sehr verschieden von der der Todovies, soll dennoch wie die der letzten tamulisch seyn.

18) Die Bergies bilden den dritten Stamm der Nilgerrivölker, sollen erst vor 3 Jahrhund. in diese Gebirge eingewandert seyn und ihr Vespithum von den Todovies erhalten haben. Sie treiben Ackerbau, aber sind noch wenig bekannt geworden.

19) Die Garrows. Ein roher Hindustamm, der in den östlichen Gränzgebirgen Bengalens wohnt. Sie gehen fast ganz nackt, nähren sich von dem Ackerbau, der Jagd, dem Handel mit Gummiack, Eisenstein, wilder Seide u. s. w. und sind außerordentlich munter und auf das Tanzen erpicht. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in rohem Fleische, und ihre Häuser bauen sie auf eine wunderliche Weise auf Pfählen. Als ihre oberste Gottheit beten sie den Rabadera an, und sind also Bramanen, einige ihrer Stämme aber verehren Sonne und Mond. Ihre Sitten und Gebräuche gleichen sehr denen der Kuttis (siehe die Nischaba), aber ihre Sprache kommt der gewöhnlichen hindostanischen Umgangssprache, dem Hindostani, sehr nahe, und ist nur ein Dialekt derselben. Sie leben unter einem Radscha, der seit 1772 den Briten zinsbar ist.

20) Die Mughs sind ein aus Hinterindien (Aracan) eingewandrer Volksstamm, der jetzt 100,000 Köpfe stark in dem bengalischen District Chittagong wohnt. Sie sind Buddhisten, aber ziemlich roh.

21) Die Gossrab, ein Bergvolk im bengalischen District Silhet, von dem Wenig bekannt ist.

22) Die Gensu-Caris sind eine wandernde Völkerschaft im Karnatic, deren Reichthum in Hügen kleiner Insel besteht, auf denen sie, gleich den Zigeunern, mit ihren Kindern und Hinfenstüben im Lande herum ziehen.

B. Die Nischaba. Zu diesen gehören folgende Stämme.

1) Die Koolies, ein räuberischer Stamm in Guzarate, von dem Wenig bekannt geworden ist.

2) Die Bilts, ein ebenfalls räuberischer Stamm in Malwa, Kandesh und Guzarate, der doch auch einigen Ackerbau treibt und theils als Fußvolk, theils zu Pferde in den Heeren der Mahratten dient. Sie gehen fast ganz nackt und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.

3) Die Gonds oder Goands, ein weit verbreiteter Stamm in den nördlichen Theilen des Plateaus von Dekan, zwischen dem Godavery, Mahamuddy und den Verbuddaquellen einheimisch, der, seitdem die Briten das Schlagen des Affholzes in den dortigen Gegenden begonnen haben, etwas bekannter geworden ist. Ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche sind gänzlich von denen ihrer Nachbarn verschieden. Ihre Religion erhebt sich nicht einmal zu der Idee eines Nationalgottes oder einer Fortdauer nach dem Tode. Sichbare Gegenstände beten sie nicht an, haben auch keine Tempel; aber ein Echo, ein Wasserfall erfüllt sie mit Ehrfurcht, weil sie dahinein die Wohnung von Dämonen versehen, deren Wohlwollen, jedes Mal, wenn sie vorüber gehen müssen, sie durch das Opfer einer Ziege, von Geflügel oder dergleichen zu gewinnen suchen. Erst vor Kurzem lernten sie den Werth des Geldes kennen, aber vom Golde wissen sie noch Nichts. Ehemals flohen sie bei dem Anblicke eines Europäers, jetzt lassen sie sich bei dem Ausholzen ihrer Wälder als Arbeiter anstellen, doch nähern sie sich den Europäern immer noch mit Furcht. Ehemals gingen sie ganz nackt, jetzt sind Viele von ihnen schon bekleidet und die, welche in der Nähe des Baltschlages wohnen, sangen schon an das Kelinga zu sprechen. Sie treiben einigen Ackerbau; aber nur einige ihrer Dörfer sind feststehend. Unter den letzten ist Bhopalputnam das größte und der Sitz eines Radscha. Die Wohlhabenden besitzen auch große Rindviehherden. Ihre Waffen sind lange Beile und Äste, mit denen sie die Tiger oft muthig verfolgen, und in der Nachbarschaft von andern Völkern Speere und Kusketen. Aber nicht alle Gonds leben in Dörfern, viele sind Wanderhorden, welche 8 Monate im Jahre von Wurzeln leben, und besonders steden die südlichen Stämme noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Ihre verschiedenen Hauptlinge sind dem Kaiser Radscha zinsbar und dieser ist wiederum von dem Bholna von Nagpur abhängig.

4) Die Puharris. Dieses sind erst in der neuesten Zeit durch den Bischof Heber bekannter gewordene Volk bewohnt ein kleines isolirtes Gebirgland, das zwischen dem Ganges und den nördlichsten Ketten der Hindhyas gelegen ist, und an dessen Nordspitze der Ganges die Stromschnellen von Sielgaully bildet. Die Puharris sind von ihren Nachbarn in jeder Hinsicht verschieden. Sie geben fast ganz nackt und wohnen in kleinen elenden Dörfern. Ihre Gestalt ist klein, doch sind sie außerordentlich wohl gebaut, mit breiter Brust, heller Farbe, kleinen Augen, aufgeworfenen Nasen. Sie essen jede Speise, sind kets in Waffen, welche in Bogen und Pfeilen, mitunter auch in Ferngewehr, bestehen und beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd. Sie sind galkfrei, lieben griffige Getränke, paffen das Fügen; ihre Frauen sind arbeitsam im Weben der kleinen Gäs

ten um ihre Wohnungen. Polygamie ist nicht verboten, findet aber selten Statt. Sie lieben auch die Musik. Kurz, sagt Heber, sie sind die Malisir Indiens. Ihre Sprache soll denen der Whils und Gonds sehr ähnlich seyn, so daß diese 3 Völker als verschiedene Zweige einer Familie zu betrachten sind, welche das gebirgige Centrum Indiens durchdringt, wosin sie durch die Bekenner des Bramanismus vertrieben wurden. Sie haben eine regelmäßige Gerichtsverwaltung unter sich, nach der alten Hinduistie eines „Punshan“ oder Jury von 5 alten Leuten. Sie verehren ein höchstes Wesen Budo Gosai (d. i. oberster Gott) und bringen Schnopser von Büffeln, Ziegen, Geflügel u. s. f. untergeordneten Gottheiten und einigen bösen Dämonen. Mainar ist der Schutgenius jedes Dorfs; Dewanni der Hausgott. Dem Doo opfern sie, bevor sie eine Reise unternehmen. Sie scheinen an ein künftiges Leben zu glauben, in welchem Belohnung und Bestrafung mittels der Seelenwanderung besteht, in dem die Seelen der Guten auf die Erde zurück in die Leiber großer Männer, die der Bösen in Thiere und Bäume übergehen. Außerdem ist der Glaube an Hererei, Traumdeuterei u. s. f. unter ihnen sehr allgemein. Die Poden richten große Verberungen unter ihnen an. Idole und Kastenwesen haben sie eben so wenig wie die Whils und Gonds. Die britische Regierung hat jetzt ein kleines Corps von 700 Mann Puharris errichtet, das in Buglupur am Ganges garnisonirt. Eben dasselbst befindet sich auch seit Kurzem eine Schule für die Puharris.

5) Die Kookies, Kulis oder Lunkas leben auf den steilen unzugänglichen Gebirgen des bengalischen Bezirks Sikkim und gehören wie die Whils, Gonds, Puharris zu den unkultivirtesten indischen Völkern. Selten verlassen sie ihre Gebirge, wo die Märkte in den Ortschaften der Ebene zu besuchen. Ihr Wuchs ist klein, aber muskulos, die Nase ist platt, das Gesicht breit und rund, die Augen klein. Die Männer gehen fast nackt, die Weiber tragen eine Schürze aus selbst bereitetem Luche. Sämmtliche Kulis sind Jäger und Krieger und theilen sich in viele, der Hobbelt dreier erblüht aber unmächtiger Radschas unterworfenen Stämme. Ihre Waffen sind Schild und Speer, Bogen und Pfeil und das Dama, eine Art Messer oder Keil. Ihre Dorfer sind auf den steilen unzugänglichen Bergen angelegt und zählen zwischen 400 bis 2000 Einwohner; jedes derselben pflegt von einem Stamme bewohnt zu seyn. Sie stellen ihre Todten auf Büchsen aus, bis dieselben am 11. April jeden Jahres auf einem gemeinsamen Schritterhaufen verbrannt werden. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Khogin Puthitbang nennen. Aber auch jeder Baum wirz, nach ihren Dogmen, von einer Gottheit bewohnt: Sonne und Mond gelten für Untergottheiten. Von dem Gotte Shijim Sakh, welchen sie als den Vermittler zwischen ihnen und dem höchsten Wesen und als den Lenker ihrer Schicksale betrachten, befindet sich in jedem Dorfe ein grob geschnitztes Bild. Im Januar feiern sie diesem Gotte zu Ehren ein großes Fest. Sie haben keine Künste. Ihre Sprache soll doch eine obgleich nur geringe Ähn-

lichkeit mit dem Hinbustani haben. Ehemals waren sie das Schreckniß ihrer bengalischen Nachbarn, jetzt aber sind sie von den Briten zum Gehorsam gebracht.

6) Die Waddhas, ein wider Volkstamm aus Ceylon, der größten Theils in Eisenfisteln auf Bäumen wohnt und ganz von dem Ertrage der Jagd, von Honig und den Früchten des Waldes lebt. Sie haben einen regelmäßigen Körperbau, eine hellere Farbe als die Singalesen, lassen das Haar am Rorte und Haupte (wo sie es auf dem Wirbel dicht zusammen binden) lang wachsen. Ihre Sprache ist ganz von der der Singalesen verschieden. Sie erkennen ein höchstes Wesen an, dem sie Opfer bringen, auch scheinen sie noch Untergötter zu haben, welchen sie hier und da Tempel errichtet haben, meistens aber verrichten sie ihren Gottesdienst an einem unter dem Schattendache einer Baniane aus Bambusrohr erbauten Altare. (Ueber hindu'sche Kolonien, vergl. VIII. Sprachen Hindostans.)

2) Eingewanderte Völker.

A. Asiatische. 1) Die Mongolen. Sie sind in Hindostan schon seit dem 8ten und 9ten Jahrh. heimisch und stifteten dort das Reich des Großmogols, das von Delpbi aus einen sehr großen Theil der Halbinsel beherrschte. Gegenwärtig sind sie durch Persirathen stark mit indischem Geblüte vermischt; und obgleich man noch immer die mongolischen Grundzüge erkennt, so unterscheiden sie sich von den Hindus nur noch durch die schon mitgebrachte muhammedanische Religion, die andreit aus Millionen ursprünglicher Hindus abgedrungen ist. Der Mongole in Hindostan ist gut gebaut, von ansehnlicher Gestalt, mit kleinen schief laufenden Augen, platter Nase, welches Alles ihn indeß nicht widrig macht, mit schwarzem Haar, bartlosem Kinn. Der Mongole ist außerordentlich kühn und unternehmend, stolz, herrschsüchtig, grausam, betriegerisch, abgeschliffen, im höchsten Grade finstlich. In seinem Harem schweigt er in allen möglichen Genüssen; der Große hält mehrere hundert Weiber, und berauscht sich gern. Wallace sagt: „Der Thron des Nizam von Hyderabad umgibt ein zahlreiches Gefolge von Beulanten, die ihr Vermögen in proflorischem Aufwand verpfänden. Ihre Paläste schmücken von Silberwerk und ihre hohen Zimmer sind mit europäischen Kronleuchten behangen. Viele von ihnen fleuchen sich wegen des hier herrschenden heißen Klimas in breites engländisches Tuch und besuchen die Gesellschaften der Europäer. Unsere Lady's, die ihre Weiber besuchten, machten uns von den Reizen der Frauen, der Ausstattung der Zimmer eine sehr günstige Eiltzerung. Ihre Kleider waren von dem schönsten golddurchwirkten Musselin von Dacca, mit reichlichen Schleiern, ihren schönen schwellenden Büsen und zarten Armen zeigend, und auf ihren freundlichen Gesichtern sah man die gute Laune und Zufriedenheit. Unter ihren Röden trugen sie Unterhosen von Silbermusselin, und ihre feidenen Pantoffeln waren mit Gold geschit. Ihre Haare waren mit Perlen und Blumen geschmückt, und sie trugen eine Menge goldbarer Hierathen an sich. Zahlreiche, reich gekleidete Mädchen warteten ihnen auf, und Luchtwert

und Wohlgerüche wurden sammt dem köstlichsten kühlenden Sordet und Eis aufgetragen" u. s. w. Die Zahl sämmtlicher, in Hindostan wohnenden Mongolen schätzt man auf 16 Millionen an, worin indeß auch die Afghanen und die muhammedanischen Hindus gezählt werden müssen. Die Sprache der hindostanischen Mongolen ist das so genannte Mohrifische oder Mongoleinidische (engl. Moors).

Außer dieser Hauptmasse von Mongolen gibt es noch mehrere kleinere Stämme, die fast sämmtlich aus Vermischung mit Hindus entstanden sind, eigene Dialekte des Katschpura reden und zum Theil Lamaiten, zum Theil Braminen oder Buddhisten sind. Es sind folgende:

a) Die Dobasch. Ein kleiner Stamm im Alpenlande Sirinagur, aus Vermischung von Mongolen und Katschputen entstanden. Sie werden als arbeitsam, ihre Weiber als geschickte Spinnerinnen in Hans und Wolle, das ganze Volk eben so sehr unethisch geschildert. Sie bewohnen das Dorf Malori im Dautthale.

b) Bhutias. Ein kleiner Mongolenstamm, der sich unvermischt erhalten hat, aus Tibet eingewandert ist und sich in einigen der höchsten Himalayapässe an den Quellen der verschiedenen Gangesströme mitten unter eigentlichen Hindus angesiedelt hat. Sie sind Buddhisten, reden einen mongolischen Dialekt, haben manche hindu'sche Gebräuche, treiben nur geringen Ackerbau, aber starke Viehzucht und Handel mit Tibet und Butan, da sie Meister im Bergsteigen sind.

c) Newaren. Ein Mischlingsvolk, aus Mongolen und Hindus der unteren Kasten entstanden. Sie wohnen in den Thälern des Alpenlandes Nepal und bilden dort die unteren Kasten der Ackerbauer, Künstler, Manufacturisten u. s. f. Sie sind von mittlerer Größe, starkem Körperbau, haben runde flache Gesichter, kleine Augen, etwas breit gedrückte Nasen und eine zwischen fahler Blässe und Kupferroth variirende Gesichtsfarbe; doch zeichnen sich viele ihrer Weiber durch einen blühenden Teint aus. Die Newaren sind friedlich, fleißig, scharfsinnig, und tragen die Fesseln der Vorlast mit Geduld. Bei ihnen wie bei den Waiern in Malabar ist die Polyandrie eingeführt. Sie sind Buddhisten.

d) Die Dhenwar und e) die Mandschis sind ebenfalls mongolisch-hindu'scher Abkunft und wohnen den W. Distrikt von Nepal. Sie bekennen sich zum Braminismus.

f) Purbutties. So werden in Nepal die Berge bewohner genannt. Man rechnet dahin: 1) die Bhotas, lamaitischer Religion; 2) die Magar, im Schneegebirge des Himalaya, bramanischer Religion; 3) die Gurungi, ebenfalls im Schneegebirge und höher als die Magar; sie treiben Schaafzucht, Bergbau und Handel, und obgleich sie Buddhisten sind, verrichten sie noch Mönchsepter; 4) Taripah, in den nördlichen Thälern wohnhaft, sind Bramanen; 5) die Murmis, 6) die Khatraus, 7) die Limboos, 8) die Lapchas, 9) die eigentlichen Purbutties, sind arme Bergvölker, die von der Viehzucht leben.

2) Afghanen oder Patanen. Dieses Volk gleicht in Hindostan ganz seinen Brüdern in Afghanistan. Ihre

Zahl soll 1 Million betragen; sie leben in kleinen Horden zerstreut in den Gegenden am Indus. Einer ihrer Stämme, die kriegerischen Kohillas, bewohnen die Landschaft Kohistan am Ganges, zwischen diesem, dem Alpenlande Sirinagur im Himalay und dem Goggra-Strome. Sie sind fleißige Arbeitsbauern und bekennen sich zum Islam.

3) Parsen. Diese Feueranbeter kamen während der muhammedanischen Verfolgungen im 8ten und 9ten Jahrh. aus Persien nach Indien, fanden hier Schutz und haben sich, obwohl immer im Druck, außerordentlich vermehrt, so daß man ihre Zahl jetzt auf 150,000 anschlägt, welche von wenigen Familien abstammen. Doch findet von Zeit zu Zeit noch immer Nachwanderung aus den verborgenen Thälern Trans Statt, wo sich noch an einigen Stellen der Feuerdienst heimlich erhalten hat. Die Parsen in Indien behaupten, daß ihr ursprüngliches reines Feuer durch die Sorge ihrer Priester (Magier genannt) seit Jahrtausenden in ihren Tempeln außerwahrt sei und beten dasselbe als das Symbol des Erzmuths an. Am Morgen und Abend sieht man sie auch, mit dem Gesicht gegen D. oder W. zur Sonne gekehrt, laut betend in den Meereswellen stehen. Die Gesichtsbildung hat bei Männern und Frauen, welche letztere sich nur selten sehen lassen, sehr viel Eigenthümliches; mit Fremden vermischen sie sich nie. Ihre Gestalt ist die altpersische, die Gesichtszüge scharf geschnitten, die Stirn edig und sehr hoch, der Mund gut geformt, die Zähne schön. Der Parse ist sehr vorsichtig, thätig, ausdauernd, genügsam und macht überall den achtungswürdigen Theil der Volksklasse aus. Die Weiber genießen mit den Männern einer völligen Gleichheit, und ihre Sitten sind so rein, daß seit vielen Jahren nicht ein einziges eheliches Gelübde gebrochen worden ist; und noch ist kein Beispiel vorhanden, daß die Parsen weibliche Verderbtheit unter sich geduldet hätten. Gleich den Hindus schließen sie für ihre Kinder in früherer Jugend Eheverträge, aber ihre Witwen heirathen Witwer. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern lassen sie in offenen Gräbern liegen, um von den Vögeln verzehrt zu werden. Die Parsen unterstützen einander gleich den Quäkern. Sie sind indeß meistens wohlhabend und reich; in ihren Häusern herrscht asiatischer Glanz und Gassfreiheit mit europäischer Annehmlichkeit und Geschmack verbunden. Von ihren Priestern sind sie wenig abhängig, haben wenige Festtage, sind die ersten Fabrikanten, Banquiers und Expediter, die Herren der zahlreichsten Kauffahrteischiffe, die besten, ja fast die einzigen Schiffbaumeister der engländischen Flotte in Indien, deren Hauptschiffswerft zu Bombay ist, woselbst auch die Parsen am zahlreichsten wohnen. Ubrigens haben sie sich auf vielen Stellen an der Küste des erythraischen Meeres bis zum Kap Komorin angesiedelt.

4) Araber. Von diesem Volke sind jetzt etwa 100,000 Köpfe in Hindostan, und zwar am zahlreichsten auf der Küste Malabar vorhanden. Sie werden hier gewöhnlich Waiern oder Wodren genannt, ein Name, den man aber auch allen in Indien wohnenden Muhammedanern gibt, und stammen theils von Kaufleuten, die

seit den ältesten Zeiten in Indien ansässig waren, theils von den Kriegern des Khalifen Walid ab, die im 8ten Jahrhr. als Eroberer in Hindostan landeten.

Die Abkömmlinge von Arabern und Hinduinnen werden Mulsays genannt. Sie sind Handelsleute, Seeräuber, Grundbesitzer und dienen auch in der Infanterie der hindusischen Fürsten.

5) Armenier. Die Armenier Hindostans wohnen in den großen Seefäbten; so z. B. sind sie zu Galtutta, Bombai und Madras sehr zahlreich. Gleich den Parzen bilden sie eine achtungswerthe Volksklasse und beschäftigen sich sämmtlich mit dem Handel; ihre Handelsverbindungen erstrecken sich auf die ganze südasiatische Küste, daher sind sie sehr reich. Ihre Zahl beträgt etwa 50,000 Individuen; übrigens gleichen sie ganz ihren in dem übrigen Asien zerstreuten Brüdern und sprechen neben ihrer eigenen sämmtlich die Landessprache.

6) Juden. Dies Volk theilt sich hier in weiße und schwarze Juden. Die weißen kamen, wie man glaubt, bald nach der zweiten Zerstörung von Jerusalem nach Hindostan, wo sie günstige Aufnahme fanden und sich in Canganore auf der Küste Malabar ansiedeln durften. Hier lebten sie beinahe 1000 Jahre unter einer Reihe von 70 Statthaltern und vermehrten sich ansehnlich. Als endlich Uneinigkeiten unter ihnen ausbrachen, rief einer ihrer Statthalter einen indischen Radscha zu Hilfe, welcher das ganze Volk von Canganore vertrieb, das sich nun in Muttaclery ansiedelte, jetzt aber im ganzen Districte Cochín der Provinz Malabar zerstreut ist. Auch zu Bombai wohnen Juden. Die schwarzen Juden sollen von den Sklaven der weißen abstammen, welche von diesen letzten zum Mosaismus bekehrt wurden. Doch ist dies ungewis. Die Gesamtzahl der Juden in Hindostan beträgt etwa 100,000 Köpfe.

7—13) Perser (Zadschts), Libetaner, Chinesen, Birmanen, Siamesen, Anamesen und Malaien, sind in mehreren Handelsstädten ansässig geworden und sämmtlich Kaufleute, und zählen zusammen etwa 50,000 Seelen.

14) Beludschien. Sie wohnen in der Provinz Multan und sind rohe wilde Nomaden, deren Zahl sich auf 12,000 Familien belaufen soll, so weit nämlich sie zu Hindostan gehören. Zwischen ihnen haben sich in den Wäsen ihrer Wüste Kadshputen und Dschauts angesiedelt. Der größte Theil des Volks bewohnt das nach ihm benannte Reich Beludschistan, an der Westgränze des centralen Hindostans.

B. Afrikanische. Unter den aus Afrika eingewanderten Völkern, deren Gesamtzahl 20,000 betragen soll, sind besonders Habescher und Neger von der Ostküste Afrika's zu bemerken. Sie sind theils als Kaufleute eingewandert, theils als Sklaven eingeführt.

C. Europäische. 1) Briten. Obgleich die Briten die Beherrscher Indiens sind, so ist doch die Zahl der in diesem Lande Anwesenden (b. d. der in England geborenen Briten) nur sehr gering, und wird von Hamilton auf höchstens 40,000 Köpfe angegeben, wovon 30,000 zur Armee gehören; die übrigen sind Beamte der

engl. ostindischen Compagnie, Advokaten, Künstler, Gelehrte, Seefahrer, Kaufleute u. s. w. Außer dem Militär und den Regierungsbeamten, welche in den verschiedenen Provinzen vertheilt sind, haben sich nur wenige Kaufleute und Handwerker im Innern des Landes niedergelassen; die meisten derselben wohnen in den Städten Galtutta, Bombai und Madras. Grundbesitz in Indien zu erwerben, ist jedem gebornen Briten unterlagt; denn die Regierung betrachtet dieß Land nicht als eine Kolonie, sondern als ein unterwürfiges Reich, dessen Einwohner den Genuß ihres Eigenthums, Rechts, ihrer Sitten und Religion zugesichert worden.

Der Brit lebt in Indien wie in Europa, nur mit den Modifikationen, die das Klima bedingt und mit ungeheurem Luxus, um den Beherrschten zu imponiren; denn kein Orientale würde einer Regierung hinreichende Achtung zollen, welche nicht auch orientalischen Glanz um sich verbreitete. Man steht sehr früh auf, um in der Kühle der Morgenstunden der frischen Luft beim Spazierenfahren oder Reiten zu genießen. Um 8 Uhr, der Zeit, wo man die Besuche annimmt, wird getrudelt, um 1 Uhr kommt ein Gabelfrühstück an die Reihe und nach Sonnenuntergang wird zu Mittag gespeist. Dann geht man ins Theater oder besucht die Assemlen. Die Gesellschaften sind zahlreich und fröhlich; das Gouvvernement, die oberen Regierungsbeamten und die reichen Kaufleute geben zahlreiche und glänzende Feste, bei welchen man trotz der Tropenhitze mit Leidenschaft tanzt, oder sich an den kostbar zugewirkten Tafeln erfreut. Aber der Kostengeist der Hindus scheint auch die Engländer angesteckt zu haben; denn Eitelkeit und Rangordnung werden mit der größten Strenge gehandhabt, und nur in den Assemlen des Generalgouvverneurs fällt dieß weg. Kein vornehmer Brit geht zu Fuß, sondern fährt, reitet oder läßt sich im Palanquin tragen. Überall wird er von dem Hintu als ein höheres Wesen angesehen, allein die Schiedewand zwischen beiden Völkern ist durch die Hartnäckigkeit, womit die Hindus an ihren alten Gebräuchen hängen, außerordentlich hoch; kein hinduscher Bediente würde mit seinem europäischen Herrn, dem er auf das Treueste dienet, aus einer Schüssel essen oder aus einem Glase trinken, aus Furcht, seiner Klasse Etwas zu vergeben oder sich zu verunreinigen.

Die Anglo-Indier, Abkömmlinge von gebornen Briten und indländischen Völkern, sind zwar durch Blutsverwandtschaft, Sprache, Erziehung, Sitten und Religion eng mit der britischen Gemeinshaft verbunden, aber die Verschiedenheit ihrer Farbe, ihre Lebensverhältnisse und ihr Abstand von den Eingebornen machen sie zu einer besondern Klasse (half cast people). Ihre Zahl ist nicht genau bekannt, doch nicht bedeutend, und wird von Hamilton auf 760,000 Seelen angeschlagen. Größten Theils unehelich, besitzen sie selten ein großes Vermögen. Die männliche Nachkommenschaft verheirathet sich selten mit Europäerinnen, und aus der Verbindung mit ihrer eigenen Klasse oder mit eingebornen indischen Frauen entsteht ein anderer Stamm, dunkler als sie, von denen sich viele, wenn die Eltern arm sind, mit den niedrigsten

Klassen der eingebornen christlichen Bevölkerung, welche aus Nachkommen der Portugiesen und bekehrten Eingebornen besteht, verschmägen, so daß die nächste Generation die Spur ihrer Abstammung verloren hat; während andrer Seits die Kinder der Frauen der nämlichen Klasse, die sich mit Europäern verheiratheten, weil sie schöner sind und zu einer andern Gesellschaft gehören, in einer oder zwei Generationen gänzlich von den Eingebornen, von denen sie von mütterlicher Seite abstammen, geschieden sind. Einige wenige Gläubiger aufgenommen, finden sie sich in den 3 Hauptstädten Calcutta, Madras und Bombay in den hauptsächlichsten Civil- und Militärfunktionen, und sind fast die alleinigen Handelsdiener und Rechnungsführer der Regierung sowohl als der Staatsdiener und der engländischen Kaufleute. Sie sprechen sämtlich engländisch und die Mundart der Provinz, worin sie geboren sind. Sie sind das beste Medium, europäische Civilisation unter den Hindus einzuführen und sind bei ihrer geringen Zahl der Regierung durchaus nicht gefährlich. Sie dürfen Grundbesitz erwerben und kommen ins Gesetzwornrecht.

2) Portugiesen. Dieses Volk, die Entdecker und einst die Beherrscher eines großen Theils von Vorderindien, sind wenig zahlreich und leben nur in wenigen Küstenstädten, z. B. in Goa, Diu, Damão, Madras. Zahlreicher sind die so genannten schwarzen Portugiesen oder Topassien, Abkömmlinge von Portugiesen und Hindus, die zu Bombay ihre Hauptniederlassung haben und mit den echten Portugiesen 600,000 Köpfe zählen.

3) Holländer, 4) Franzosen, und 5) Dänen sind in geringer Zahl vorhanden; zusammen sollen sie 6000 Seelen zählen. Die Holländer wohnen besonders auf Ceylon, die Dänen zu Tranquebar, die Franzosen zu Pondichery und Caricai; aber auch zu Madras gibt es viele der letzteren, welche dort die Krämer und Hölzer machen.

VIII. Sprachen Hindostans.

Sie lassen sich einteilen in echt indische und in solche, die durch die eingewanderten Völker auf indischen Boden verpflanzt wurden. Außerdem bedient man sich der persischen Sprache als der der Diplomatie und des Handels, der Hölse, der gebildeten Welt und des modernen Geschmacks. Es ist die Correspondenzsprache der ostindischen Compagnie und ihrer Gouverneurs mit allen Asiaten, die gewöhnliche Gerichtssprache der Regierung, und ihrer bedient sich auch der Unterthan, wenn er zu seinem Fürsten spricht. An den Küstenstrichen von Dekan ist ein portugiesisches Kauderwelsch (Reinol), die allgemeine Handelsprache zwischen Europäern und Hindus. Es ist ein barbarisches Gemenge von Wörtern, die fast ohne Wortfügung neben einander gestellt werden und enthält Bruchstücke aus den Sprachen aller Fremdlinge, die an diese Küste kamen, vorzüglich aber der Araber, Portugiesen und ihrer vielen bafensinnigen Sklaven, dann der Engländer, Holländer u. s. w.

Die echt indischen Sprachen zerfallen in solche, welche aus dem Sanskrit (s. den Art.), und in solche, welche

entschieden nicht aus dem Sanskrit stammen, welches aber doch denselben beigemischt ist. Zur ersten Klasse gehören einige ausserordene; nämlich a) das Pali, welches aber als Volkssprache ausgefallen und nur die heilige Sprache der Buddhisten ist. b) Prathit (b. d. die abgeleitete), die heilige Sprache der Dschains (einer hindu'schen Sekte). c) Zend, die heilige Sprache der Parsen. S. darüber Indische Sprachen und die eingelen Spezialartikel.

Die lebenden indischen Sprachen, wovon einige unmittelbar aus dem Sanskrit stammen, andere aber eine fremdbartige Grundlage haben, sind folgende:

1) Panfchanabor, die Sprache der Sikhs, worin jene Art Gedichte, Akraal oder Leppes genannt, gebichtet werden, die man in ganz Indien singt.

2) Das Kasmirisch, eine Sprache, die dem Sanskrit nahe verwandt seyn soll.

3) Hindi oder Hindevi oder Neu-Indisch, eine neue Sprache, welche nach Colebrooke sich aus der Sprache des alten Reiches Ganapocubja (Kanodsch) am obern Ganges bis Hurdwar gebildet hat. Sie zerfällt gegenwärtig in 2 Dialekte: a) das eigentliche Hindi, ein ungebildeter Dialekt, der seine Wörter mit geringer oder bisweilen seiner Veränderung aus dem Sanskrit entlehnt; von 6 seiner Wörter sind 6 immer rein sanskritisch; b) Hindostani, eine verfeinerte Mundart, welche jetzt in ganz Hindostan als Umgangssprache geachtet wird; in jedem Dorfe trifft man leicht jemand an, der dieser Sprache kundig ist (vgl. Indische Sprachen).

4) Bhabha, die Sprache der Bewohner des Thals zwischen Ganges und Jhummna; ein minder ausgebildetes Sanskrit, das nach Colebrooke einst in ganz Nordindien allgemein gewesen seyn soll.

5) Gurdshara, die Sprache von Sagarate; sie ist mit dem Hindi nahe verwandt.

6) Multanishha, eine sehr gemischte Sprache, welche mit dem Gurdshara die meiste Ähnlichkeit hat. Sie wird von den Dschauts, den Radshys und den Kohillas gesprochen.

7) Mongolisch-Indisch oder Mogorisch, eine barbarische Mischung der Landessprache mit persischen und arabischen Wörtern. Sie kann als eine unter allen Nicht-eingebornen in Nordindien allgemein gangbare Hof- und Curialsprache betrachtet werden; nur Gedichte im persischen Stil und Vermaß sind in derselben verfaßt.

8) Kaspura oder Kothchibar, die Volkssprache im Alpenlande Nepal; davon sind das Kwar, die Sprache der Newaren, das Purbaiti und andre, eigene Dialekte. Fast jede nepalesische Völkerschaft redet einen eigenen Dialekt des Kaspura.

9) Gaur oder Bengali, die Volkssprache in Bengalen, und enthält nur wenige Wörter, die ihren Ursprung nicht im Sanskrit haben. Sie soll nach W. Jones auch in Kobar gesprochen werden. Ein Dialekt des Bengali ist das Maithila oder Tirhatia im Districte Tirhut zwischen dem Ganges und Gumbul, dessen sich einst mehrere ausgezeichnete Dichter bedient haben.

10) Maharashtra oder Mahratta, die Sprache der Mahratten. Ihre Schrift heißt Mir und soll nach Aussage der Mahratten aus Ceylon gekommen seyn.

11) Dogura, eine Sprache, welche im Alpenlande Siringpur im Gebrauche ist.

12) Urija, die Sprache der Drisser, welche im Sanskrit den Namen Utkala führt, ist ein verwordenes Sanskrit.

13) Telinga, die Sprache der Telingas in Drissa und auf dem Plateau von Hyderabad. Sie hat eine fremdartige Grundlage und soll von allen südlichen Sprachen Hindostans die meisten Sanskritwörter aufgenommen haben und sehr lieblich seyn.

14) Tamul, eine Sprache, welche auf der Küste Koromandel einheimisch ist, und in welcher den Hindus das Evangelium gemächlich gepredigt wird. Sie ist milde und wohlklingend. Einer ihrer Dialekte, das Telugische, wird zwischen Madras und Vijagapatnam geredet.

15) Malayala oder das Mala barische wird auf der ganzen südlichen Halbinsel, von dessen südlichster Spitze auf der östlichen Küste bis an den Fluß Cavetti, auf der westlichen bis zum Kap Dilli geredet. Ihre Grammatik soll sehr unvollkommen seyn.

16) Karnata oder Karnara wird in einem Theile des mittlern Dekan und auf der westlichen Küste vom Kap Dilli bis zum Flusse Waagani gesprochen.

17) Das Singalesische. Diese Sprache soll nach Davy ihren Ursprung aus dem Sanskrit ableiten. Ihre Laute sind harmonisch, ihre Zusammenfügungen sehr bezeichnend, ihr ganzer Bau, wenn auch sehr complicirt, doch sehr regelmäßig und überdies sehr mortel. Wahrscheinlich indeß hat auch sie eine fremde Grundlage und nur Einmischungen vom Sanskrit aufgenommen, wie Telinga, Tamul, Karnata u. m. a.

Es sind also die südlichen Sprachen, welche eine fremdartige Grundlage und nur Einmischungen vom Sanskrit haben. Diese Einmischungen können nur durch die Einführung der bramanischen Religion und durch das Studium der Sanskrit-Literatur hinein gekommen seyn. Es scheint also gewiß, daß bramanische Kolonien in uralter Zeit aus dem Tieflande Hindostans nach S. vorzogen, und daß sich die südlichen Völker dadurch allmählig hinduifisirten. Dieser Einfluß hat sich aber auch außerhalb Hindostan, auf den östindischen Archipel erstreckt; denn den neuesten Untersuchungen zu Folge hat das reinste Sanskrit in der Kawi-Sprache (der alten Dichtersprache der Javaner) die einheimische Mundart der Javaner in großer Fülle durchdrungen und dasselbe findet nicht nur neben den lebenden Sprachen des Archipels Statt. Diese indischen Kolonien brachten ihre Religion, ihre Geseze und ihre Wissenschaften in die colonisirten Länder und hinduifisirten dieselben. Die üppige Vegetation der javanischen Wälder schließt noch viele Tempelruinen ein, als Zeugen, daß hier einst Bramismus und Buddhismus herrschten und auf der Insel Bali (Nachbarinsel von Java) hat man Bramanen entdeckt, die noch heute nach Bramas Gesezen leben. Die fast allgemein angenommene Meinung, daß die Hindus nicht in fremde Länder

reiseten, wird dadurch hinlänglich widerlegt; die beiden obern Kasten sind freilich jetzt durch Geseze in ihrem Vaterlande zurück gehalten, aber mit den Gewerbetreibenden ist es anders; denn die indischen Kaufleute, welche bei uns den Namen Banianen (aus dem Sanskritworte: banig-jana, d. i. häufiglich Handelsleute) führen, sind über ganz Westasien verbreitet, und bilden in den vorzüglichsten Handelsstädten zahlreiche Gesellschaften *).

IX. Religionen der Hindus.

Die vorzüglichsten Religionen Hindostans sind: 1) der Bramismus oder Bramanismus, 2) der Buddhismus, 3) der Dschainismus, 4) die Religion der Sikhs, 5) der Islam, 6) der Sabbismus oder Feuerdienst, 7) der Moosismus und 8) das Christenthum in seinen verschiedenen Formen.

1) Der Bramismus oder Bramanismus. Diese Religion, eine der ältesten der Erde und die älteste in Hindostan, ist zugleich die verbreitetste in diesem Lande; die geistreichsten Forscher haben in ihr den religiösen Wurzelboden, das urweltliche Heimatland aller Theologie des Alterthums gefunden. Sie nimmt unter den Hauptreligionen des Erdkreises, nach dem Christenthume, dem Islam und dem Buddhismus, der Zahl der Befekenen nach, die vierte Stelle ein; zu ihr bekennst sich indeß nur die hindusche Menschengatt in der Zahl von etwa 115 Millionen Individuen. Sie ist ursprünglich auf reinem Deismus gegründet und erkennt ein höchstes Wesen an, das die Hindus Karta und Ischur (d. i. großer Wille), oder Deschotameh (d. i. der Tausendnamige) oder auch und am gewöhnlichsten Bräma (d. i. höchstes Wesen) nennen (vergl. den Art. Brahma in 1ster Sect. XII. S. 209 ff.), von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurück kehrt, die ewigste Gottheit, ewig, unveränderlich, allgesezt, der Herr des Alles, und das unter keinem Bilde dargestellt wird. Unter ihm steht die indische Dreieinigkezt (Trimurti), d. h. die drei Obergötter Bräma, der Schöpfer, Wischnu oder Krishna, der Erhalter und Siva oder Mahadeva, der Zerstörer, welche aus ihm hervor gingen und welche unter sich gleich erhaben und gleich mächtig sind (vergl. den Art. Brahmaismus 1ste Sect. XII. S. 408 ff.).

2) Der Buddhismus. Diese Religion ist aus dem Bramismus hervor gegangen und nimmt in Bezug auf weite Verbreitung und Zahl der Anhänger nach dem

*) Daß die Hindus auch in weiter Entfernung von ihrem Vaterlande ihren Glauben sehr getreu blieben, geht unter andern auch aus der großen Potosi-Heile in die Straßen von Afrika und am Kaukasus hervor. Er erzählt, daß die Hindus zu Afrika, 75 an der Zahl, Braminen, bühnende Weiber und Gangeswasser bei sich führen, daß sie außer Himselfisch Nichts essen, oft viel Weget saufen, um sie frei zu lassen, den Hund an den Gassen zu freien geben und überhaupt den Thieren viel Gutes thun. An Feiertagen bemalen sie ihre Stirn und die obern Male roth und gelb. Sterben sie, so werdet man den Leib und schickt die Asche nach Indien. Früher scherten sie gern lebendig zurück, aber jetzt lassen Weiber Schutzen in Afrika. Den Gottesdienst begehen sie mit so vielem Pomp als möglich.

Christenthume und dem Islam die dritte Stelle unter den Hauptreligionen des Erdkreises ein. Ihr Stifter ist Buddha; vgl. dies. Art. (1ste Sect. XIII. S. 330 ff.). Seine Lehre wurde Anfangs in Hindostan sehr begünstigt*) und war um 600 vor Chr. schon bis Ceylon vorgegangen, allein im 6ten und 5ten Jahrh. nach Chr. wurde sie durch blutige Religionskriege und grausame Verfolgungen in diesem Lande fast ganz ausgerottet, und jetzt findet man hier nur noch wenige Anhänger derselben. Dieselb sind die Bewohner des Gebirgslandes Kurg in den Westgäts, 600,000 Eingeborenen, die Wudgs in Bengalen und einige kleine Gebirgsstämme des Himalaya. Bei jenen Verfolgungen flüchteten viele Buddhisten nach Java, Hinterindien, China, Japan, Tibet und in die Mongolei, führten dort ihre Religion ohne Schwertstreich ein und cultivirten durch sie die Völker**). Der Buddhismus, obwohl für die Grundlage der Lehre in allen Ländern, wo man sich zu ihm bekennt, derselbe, ist dennoch in zwei große Secten getheilt: die eine, welche in Tibet, China, der Mongolei und Japan verbreitet ist, folgt nämlich der wahren Ära der buddhistischen Kirchengeschichte; die andere auf Ceylon und in Hinterindien, welche die Epoche des Stifter mit der ersten Bekanntmachung seiner Religion verwechselt, läßt denselben erst 628 vor Christus erscheinen und erkennt die Insel Ceylon als den Hauptschauplatz seiner religiösen Vorträge.

3) Der Dschainismus. Dies ist ein verbesserter Buddhismus und aus diesem hervor gegangen; er wird von den Bramanen sehr verachtet. Seinen Namen trägt er von dem ersten Lehrer Dschaina (b. i. hehrer). Die Dschainas sind nicht sehr zahlreich in Hindostan, und auf dieses Land beschränkt; sie theilen sich in 2 Secten, welche wieder vor einander großen Abscheu haben. Ihr Gott heißt Parnavisa, offenbar eine und dieselbe Person mit Buddha. Die übrigen Götter sind die Seelen tugendhafter Menschen und an Macht und Ansehen sich völlig gleich; sie werden Sidhabs genannt, bewohnen den Himmel „Moresha“ und haben ihre Untergötter, Dewasas genannt. Zwischen dem Himmel und der Erde befindet sich die Hölle. Jedes animalische Wesen ist von Ewigkeit vorhanden gewesen und läuft durch alle Veränderungen und Gestalten hindurch, bis es zuletzt die Vollkommenheit eines Sidhab erreicht. Es ist der Willkür der Gottheit, daß kein Thier seines Lebens beraubt werden solle. Die Welt ist nie erschaffen worden. In der Berechnung des Alters und der Ehrsucht vor Benares stimmen die Dschainas mit

den Bramanen überein. Bischof Heber besuchte einen Dschain-Tempel zu Benares; sein Begleiter, ein Priester, führte ihn durch eine Reihe von 6 kleinen Zimmern, mit einem Altare an dem Ende eines jeden, etwa wie die Altäre in römischen Kapellen, mit einer Nische an der einen Seite, wie das, was man in jenen Kirchen eine Piacina nennt. In der Mitte eines jeden Zimmers stand ein großer Trög mit stark gewürmtem Reis und Ghee, wahrscheinlich ein Opfer, und in zweien oder dreien derselben hockten Männer auf dem Boden, die Hände wie zum Gebet oder zu religiösen Betrachtungen gefaltet. Über jedem Altar war im Altarabth ein großes Ziergebilde von Marmor; das erste davon enthielt 5, das letzte 25 Figuren, lauter kreuzförmig sitzende Männer, von denen der eine beträchtlich größer als die übrigen und wie ein Regent dargestellt war. Dieser ist, wie der Priester sagte, ihr Gott, die andern sind die verschiednen Reiter, die er nach und nach in verschiednen Zeiträumen angenommen hatte, als er zur Belehrung der Menschheit incarnirt wurde. Die Lehren, welche Parnavisa auf diese Weise mittheilte, machen die Theologie der Dschainas aus, und die Fortschritte, welche ein Dschain in der Kenntniß dieser Mythen gemacht hat, berechnen ihn verhältnißmäßig in einem der ersten oder einem der folgenden Zimmer anzubeten.

4) Die Religion der Sikhs. Dies ist die eigentliche reformirte Religion der Hindus, ein reiner Deismus, welcher sich mit Verwerfung alles Bilderdienstes vom Bramanismus getrennt hat. Der Stifter dieser Religion war Nanak, der um die Mitte des 15ten Jahrh. lebte, und hatte dem Volke besonders das Ethik der bramansischen Sittenlehre eingeschärft, welches Sthina genannt wird, b. i. die Vorchrift, keinem lebenden Geschöpfe ein Leid zuzufügen. Dadurch wurden die Sikhs zu einem sehr friedlichen Volke. Gegen Ende des 17ten Jahrh. erschien ein zweiter Prophet, Gurus Govind, welcher ihnen das Gefühl der Tapferkeit wieder einflößte, ihnen das Wort Sinha (b. i. Löwe) an ihren Namen anzuhängen befohl, und sie zu Kriegen in der Schlacht machte. Übrigens glauben die Sikhs auch eine Seelenwanderung und an eine Belohnung und Bestrafung in jener Welt. Die Zahl der Bekenner dieser Religion beträgt 4½ Millionen.

6) Der Islam. Zu diesem bekennen sich etwa 1 der ganzen hindostanischen Bevölkerung oder etwa 17 Millionen Individuen, welche am zahlreichsten in den nordöstlichen Provinzen sind. Diese Muhammedaner bestehen aus Mongolen, Afghanen, Kohilas, Beludschern, Arabern, Tadshits und auch vielen Hindus. Sie weichen in manchen Punkten von den Sitten ihrer osmanischen Brüder ab; sie sind weder so große Fanatiker noch Enthusiasten, aber auch keine so strengen Befolger der Befehle des Koran; namentlich findet man unter ihnen keine Weintrinker. Auch die Muhammedaner haben ihre Anbächter und Bettelmönche, Fakirs genannt; sie selbst werden von den Hindus Javanas genannt, ein Name, welcher früher alle westlichen Bewohner Asiens jenseit

*) Unter den vielen, in Felsen gehauenen Tempelgrötten Dekans, deren oben gedacht ist, gehören auch manche dem Buddhismus an.

**) Die Zahl der Buddha-Bekenner beläuft sich etwa auf 186—187 Millionen, davon

Im eigentlichen China	125,000,000
Manchuren, Mongolen und Kalmden	5,400,000
Koranne	5,000,000
Hinterindien	25,000,000
Ceylon	600,000
Japan und die Inseln Asiens	25,000,000
auf dem Festlande Hindostans	500,000

der Perser bezeichnete. Eine eigene mohammedanische Sekte sind die Boras, welche aller Orten abgesonderte Gemeinden bilden und ihren Hohenpriester haben, welcher zu Buxhanpur in der Provinz Rhondsch residirt. Außer in der Religion haben die Boras soll in jeder anderen Hinsicht Ähnlichkeit mit den Söhnen Abrahams; sie sind die Häupter Hindostans.

6) Der Sabäismus oder Feuerdienst. Die Religion der Parsen, über welche bei der Beschreibung des Volks das Nöthige beigebracht ist.

7) Der Mosaismus. Zu diesem bekennen sich sämmtliche Juden Hindostans, welche auch alle Anhänger des Talmud sind.

8) Das Christenthum. Man behauptet, daß der heilige Bartholomäus im J. von Indien, der heilige Thomas aber in China und Stefan das Evangelium gepredigt und letzterer in Malapura bei Madras den Märtyrertod erlitten habe. Obgleich diese Behauptung der historischen Beglaubigung ermangelt, steht es dennoch fest, daß das Christenthum seit den ältesten Zeiten, im innern und östlichen Asien durch die Missionen der Nestorianer verbreitet ist, und nestorianische oder Thomaskristen von den Portugiesen bei ihrer Entdeckung Indiens aus der Halbinsel Stefan vorgefunden wurden. Bald darauf erschien der jesuitische Missionär Franz Xavier (der von 1542 — 1552 in Asien reiste) und taufte viele Hindus; man sandte ihm viele Gesandten aus Europa nach, und stiftete mehrere Missionsanstalten. Andere Mönchsorden folgten bald dem Beispiele der Jesuiten, und auch die protestantische Kirche ist darin nicht zurück geblieben. Dem heiligen Xavier wurde in der Nähe des Kap Comorin eine Bildsäule errichtet, welche von den braamanischen Bewohnern Para-padre (von padre, dem portugiesischen Ehrennamen eines Priesters und para, der Fremde oder der Vornehmste) genannt und von ihnen verehrt wird. Sie wallfahrten dahin wie zu ihren Götterbildern. Gegenwärtig finden sich folgende christliche Sekten in Hindostan.

a) Episkopalen oder Anglikaner. Dazu gehören die meisten Briten und ihre Abkömmlinge, die Anglo-Indier. Außerdem aber findet man unter den letztern auch die meisten, in Alt-England einheimischen Sekten. Die Episkopalen stehen unter dem im Jahre 1813 errichteten Bisthume zu Calcutta, dessen Diocese, die größte der Erde, von St. Helena über Afrika und Hindostan bis Neuolland reicht. Missionäre engländischer Diöcesen befinden sich in der dänischen Festung Serampore bei Calcutta, doch ist ihnen eine öffentliche Betreibung des Missionsgeschäfts nicht gestattet; sie wirken im Stillen fort und haben bereits die heilige Schrift theilweise in eine große Anzahl asiatischer Sprachen übersetzt.

b) Lutheraner. Dazu gehören die durch die Missionen zu Tranquebar, Böpery, Cudalore, Trichinopoly und Landshore bekehrten Hindus, an der Zahl 15,000 Individuen, welche in 200 Congregationen (einschließlich der anglikanischen) oder Kirchengemeinden in Stefan vertheilt sind. Die größte Anzahl derselben be-

findet sich im Gebiete des Radscha von Landshore an der Küstenebene Coromandel *).

c) Katholiken. Diese sind schon seit der portugiesischen Herrschaft in Vorderindien einheimisch und zahlreicher als die Protestanten; man gibt ihre Zahl zu 600,000 an, sie erkennen den Papst als das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche. Sie leben in den ehemaligen und noch übrig gebliebenen Besitzungen der Portugiesen, und sind gemischt aus einer meist halbblutigen Rassenmischung der Portugiesen, der frei gelassenen Sklaven und der Bekehrten Hindus aus den niedrigsten Kasten und leben in Erkenntniß des wahren Heils, wie in der Eittlichkeit, auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Jesuitenmission zu Landshore begnügt sich damit, sie für ihren Kultus zu werben, und nicht selten sieht man bei ihnen auf einem und demselben Altare das Kreuz und Marienbild neben den Bildern von Vishnu und Siva. Sie heissen, außer dem Primas von Goa, noch 1 Erzbischof zu Tranquebar, 1 Bischof zu Verapoly und 1 Seminar zur Bildung der syrischen und lateinischen Priester, auch mehrere gut eingerichtete Schulen zu Pondichery, wo die franz. Missionsanstalt ihren Sitz hat.

d) Thomaskristen, Sorianer, syrische Christen auch Nestorianer genannt. Die seit anderthalb Jahrtausenden bestehenden Gemeinden dieser Christen wohnen in den Gots von Tranquebar oder vielmehr in den Alligier im S. des Gap, nordwärts bis 10° 50' nördl. Br. Bei Anknst der Portugiesen hatten sie schon 1300 Jahre unter eignen christlichen Königen bestanden; jetzt sollten sie mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt werden. Dieser Versuch, zu welchem die schiedlichsten Maßregeln angewendet wurden, gelang indessen nicht ganz; denn die Nestorianer machten sich bald wieder von dem Papste los. Jetzt bilden sie unter britischem Schutze eine Art christlicher Republik, und obgleich Hindus aus der Kaste der Raiten leben sie nach christlichen Sitten. Ihre Zahl soll 50,000 Individuen betragen, eine eben so große Zahl aber früher zum Katholicismus übergetreten seyn. Die gottesdienstliche Sprache der Thomaskristen ist die syrische. Sie dulden keine Bilder in ihren Kirchen, und erzeigen nur dem Kreuze Ehrerbietung. Einer Bemerkung v. Schlegel's zu Folge scheinen sie durch die fremde Einwirkung unter ihren Landesleuten an Achtung verloren, an echter Bildung Nichts gewonnen zu haben. Sie wallfahrten alle jährlich zu dem Grabe des heiligen Thomas, von ihrer Religion kennen sie aber nicht viel mehr als einige Cerimonien. Sie haben nur 2 Sakramente, nämlich die Taufe und das Abendmahl und ihre Priester können heilrathen.

e) Jakobiten. Diese sind in Hindostan weit zahlreicher als die Nestorianer, indem ihre Zahl auf 200,000 Individuen angegeben wird. Allein in der Provinz Malabar haben sie 55 Kirchen. Als ihr Oberhaupt erkennen

*) Oben genannte Missionen werden von der Missionsanstalt zu Halle geleitet und von der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unterstützt.

sie den Patriarchen zu Antakia (Antiochien) an, außerdem haben sie noch einen Bischof, der zu Narenam in dem Eiate des Radjscha von Aravanore residirt und unter dessen Aufsicht 32 Kirchen stehen. Ihr Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; sie selbst sprechen die Malapalaprache.

f) Armenier. Zur armenisch-christlichen Kirche bekennen sie sämmtliche, in Hindostan wohnende Individuen dieses Volks.

IX. Wissenschaftliche und artistische Kultur der Hindus.

Sie datirt sich aus den ältesten Zeiten her; so wie ihre Sitten Nationalität geblieben sind, so ist es auch diese Kultur. Der Kastengeist hat die Wissenschaften allein auf die Braminen eingeschränkt; die zweite Kaste darf sich die darüber geschriebenen Bücher vorlesen lassen. Alle Wissenschaften sind aber in den Vedas und deren Commentaren enthalten (s. d. Art. Veda), alle sind in Mythen und Poesie gehüllt, selbst die Geseßgebung nicht ausgenommen. Die Mathematik ist von den Hindus sehr hoch geachtet; sie sind die Erfinder des sexagesimalen Zahlensystems, das von ihnen während des Zeitraums von 754 bis 813 nach Christus auf die Araber, von diesen auf uns überging. Auch in der Algebra waren sie die Lehrer der Araber. Sie nennen diese Wissenschaft im Sanskrit Vija-ganita, d. i. buchstäblich die Samenrechnung oder die Methodik, welche die Principien der Wissenschaft darlegt. Ihr geschätztestes Lehrbuch der Algebra ist das von Bramagupta, welches zu Ende des 6ten oder Anfang des 7ten Jahrh. abgefaßt wurde. Noch immer zeichnen sich die Hindus als geschickte Rechner aus. Sie sind ferner recht gute Astronomen: Arya-Bhattas lehrte schon 1000, vielleicht 1500 Jahre vor Copernikus die Umdrehung der Erde um ihre Axe, jedoch wurde diese Lehre nicht aufgenommen. Die Hindus theilen ihr tropisches Jahr in 365 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten, 54 Sekunden, welches nur um 2 Minuten von dem unsrigen differirt. Die Zeitrechnung der Dschains ist eben so sonderbar als unbestimmt. Sie denken sich einen tiefen, mit abgemessenen Menschenhaaren angefüllten Brunnen, und nennen die Zeit, welche erforderlich wäre, ihr zu leeren, wenn alle 100 Jahre ein Haar heraus genommen würde, palya. 1000 Billionen solcher palyas bilden eine segara oder einen Ocean von Zeit, und 2000 Billionen segaras ist dasjenige Alter, welches sie dem Erdball zuschreiben, oder die Ewigkeit, von der sie sich keinen abstrakten Begriff machen können. Die Welt ist ihrer Meinung nach von jeher da gewesen. Die Bramanen sind nicht so ausschweifend; sie glauben, daß die Welt seit 7,205,000 Jahren besthe, eine Periode, welche sie in 4 Zeitalter einteilen, welche den bekannten klassischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ebernem und eisernen entsprechen. Das Zeitalter der Reinheit (Gotti-Dschang) hat 3,200,000 Jahre, das der theilweisen Verderblichkeit (Sirtab-Dschang) 2,400,000, das der theilweisen Vasterhaftigkeit (Drapur-Dschang) 1,600,000, das jetzige oder

das der gänzlichen Verworfenheit (Kali-Dschang), von dem bereits 5000 Jahre verlossen sind, dauert 400,000 Jahre; es bleiben also noch 395,000 davon übrig. Das Jahr wird in 12 Monate eingetheilt, so daß der Monat, der unserem April entspricht, bei ihnen der erste ist. Diese Monate sind aber nicht von gleicher Länge; der Junius ist der längste, der December der kürzeste; sie haben den Namen von den vornehmsten darin blühenden Gewächsen. Die Woche zerfällt in 7 Tage, der Tag in 60 Theile, der Sechzigstheil in 24 Minuten. Die Hindus haben eine große Fertigkeit in Berechnung der Finsternisse; sie besitzen Sonnen- und Mondtafeln, die auf Palmblätter geschrieben sind und Kalender, worin ihre schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden nach astrologischen Regeln genau angezeigt sind. Auf die Auslegung dieses Kalenders legen sich die Braminen mit großem Eifer: ein Bramine pflegt jeden Morgen in die Häuser seiner Kunden zu gehen, und ihnen den guten oder schlimmen Tag anzuzeigen. Eine hindu'sche Sternwarte befindet sich zu Benares, welche Stadt überhaupt der Sitz der hindu'schen Geseßsamkeit ist.

Wie es mit der Mechanik der Hindus steht, wissen wir nicht; daß sie früher darin sehr erfahren gewesen sind, ist gewiß. Einer der großen Stiere im Bezirk der Pagode zu Tandschore ist aus dunkelbraunem Porphyr gehauen, welcher 18 Meilen von Tandschore bricht; das Gewicht dieser ungeheuren Steinmasse wird auf 1800 Zentner geschätzt, und ihr Transport bis zu ihrer gegenwärtigen Stelle muß eine sehr günstige Idee von der Mechanik der alten Hindus erregen. Die einzige Methode, deren sie sich heute bedienen, schwere Körper zu einer gewissen Höhe zu bringen, besteht darin, daß sie abhängige Flächen von Erde bilden, so wie das Gebäude an Höhe zunimmt, die ihnen demnach unsere Baugerüste und Krabben ersetzen; große Steine werden durch bloße Handarbeit und mittels Hebel hinauf geschoben.

Wegen der geringen Aufmerksamkeit der Braminen auf die Weltbühel, so lange diese ihre alte Geseßgebung nicht erschütterten, ist die Geschichtsschreibung der Hindus sehr dürftig. Dasselbe gilt auch von der Geographie; denn es ist kein geographisches Werk vorhanden, welches einen Hindu zum Verfasser hätte. Die Ansicht der Hindus von der Gestalt der Erde sind sehr abentheuerlich. Ritter hat dieselbe vor Kurzem in einer in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vorlesung mittheilung und schon aus einander gesetzt. Die Philosophie ist von den Hindus mit vieler Vorliebe behandelt; die Systeme ihrer Philosophen sind in kurzen Sentenzen abgefaßt und in den Saffras enthalten. Die Dichtkunst ist von den Hindus außerordentlich kultivirt worden. Ihre Schaulust wird gewöhnlich auf offenem Feste und unter freiem Himmel aufgeführt. Den Stoff dazu liefert die Geschichte der ältesten Götter, Halbgötter und Helden. Eintheil der Handlung ist dabei eine Nebensache; sie beziehen sich gewöhnlich auf eine Reihe von Jahren, und sind so weitläufig, daß zu ihrer Aufführung oft mehrere Abende ver-

wendet werden müssen. Die Schauspieler spielen ihre Rollen recht gut, und ihr Kostüm ist kostbar und völlig anpassend. Die indischen Volkslieder sind sämtlich persisch.

In der Medizin sind die Hindus keines Weges zurück; sie wird von ihnen seit Jahrtausenden studirt und europäische Ärzte sind neuerdings auf die Arzneiwissenschaft der Hindus aufmerksam geworden, weil schon öfter der Fall vorgekommen ist, daß man erfuhr, eine in Europa neu erfundene Heilmethode sei in Indien von Alters her im Gebrauch. Seit den ältesten Zeiten haben die Hindus geistige Getränke (Arrak und Rum) zu destilliren, vorzüglich die Färbstoffe zu bereiten und Arzneimittel zu mischen gewußt; es folgt daraus, daß sie auch in der Chemie nicht unerfahren sind. Auch die Physik, die Naturgeschichte und Botanik hat der Hindu nicht vernachlässigt, obgleich er nichts Ausgezeichnetes geliefert hat. Eine eigne Wissenschaft macht bei den Hindus das Studium der Grammatik aus; ihre Grammatiker haben indeß noch nicht einmal den Organismus des Sanskrit gehörig entziffert. Vgl. das Nähere unt. d. Art. Indische Literatur.

Die Künste wurden in Hindostan früher weit mehr kultivirt als jetzt. Die Musik, ungeachtet es eine große Menge von Instrumenten gibt, ist rauh, grell, lärmend und einem europäischen Ohre zu eintrüblich. Sie ist auf 36 heilige Melodien beschränkt. Außer den 36 heiligen Stücken, indem man sich nur zwei sonderbarer Töne bedient, haben sie noch 48 Melodien zum Tanze, welche munterer sind, und von einem ihrer Götter erfunden wurden, als die Sitten verderbt geworden waren. Ubrigens macht die Musik einen Hauptbestandtheil bei allen Festen der Hindus aus und begleitet überhaupt jeden Genuß ihres Wohllebens. Man hat in Hincostan nur 2 Saiteninstrumente, nämlich den Ravonastron, eine Art fünfsaitiger Violine, die mit einem Bogen gestrichen wird, und den Vinc, ein ebenfalls fünfsaitiges, unserer Guitarre ähnliches Instrument. Beide sind indeß nur selten und von lokalem Gebrauch. Allgemein sind dagegen die Blasinstrumente, die Trommeln, die Beden, überhaupt alle die Instrumente, welche unsere Tanztischarenmusik ausmachen, welche wir von den Türken, diese von den Arabern oder Persern, und diese wiederum ohne Zweifel von den Hindus angenommen haben. Schon Alexanders Makedoniern rüdten die Scharen des Vorus unter dieser Musik entgegen. Von Blasinstrumenten haben die Hindus verschiedene Arten Trompeten, als Bourri und Cornbon, und das gekrümmte Horn Tountaroc; ferner mehrere Flöten und Hoboen, als: Nagassoron, Carna, Otou und Pilsancoel und den Tourti, einen Dudelsack. Von Trommeln findet man den Naguar, eine Art hölzerner Pauken, welche eine mit Haut überzogene Fläche darbietet, auf welche mit 2 Stäben geschlagen wird; den Matalan, eine kleine zweiflügelige Trommel, die am Bandeliere getragen und an beiden Seiten mit Stäben geschlagen wird; endlich den Tantan. Dieß ist eine längliche, an beiden Seiten mit

Bläffelleber überzogene Trommel, so ungeheuer groß, daß sie bei allen Prozessionen gefahren werden muß. Sie übertrifft bei Weitem alle andere Instrumente und ist in dieser Hinsicht das beliebteste. Von Beden gibt es zweierlei Arten, den Tantan und den Tal. Letzter besteht aus zwei kleinen Schalen, von denen die eine von Kupfer, die andere von Stahl ist, erster hingegen aus zwei kupfernen Schalen, welche zusammen geschlagen werden.

Malerei und Bildhauerei wurden in Hindostan nie zu einer sehr großen Vollkommenheit gebracht. Schlegel sagt, er habe (in Stein gebauene) Gruppen gesehen, woran die lebensschäftliche Bewegung unergleichlich nachgeahmt war und an sinnlichen, weiblichen, überhaupt an wohlgeleiteten Figuren sei die Weichheit der Umriffe zu sehen. Der gewöhnliche Meister der indischen Bildhauer sei, daß sie dasjenige, was ihnen nach nationalen Begriffen für schön galt, übertrieben haben; sie seien aus der Natur heraus gegangen, ohne das Ideal zu erreichen. Ubrigens haben uns die alten indischen Bildhauer viele Denkmäler hinterlassen: zu Tempeln ausgehöhlte Felsenberge, wo die colossalen und massiven Säulen sammt ihrem Gebälke, die Hallen und Gemächer aus einem Stücke sind, und diese Aushöhlung sich oft in 2 bis 3 Stodwerkten wiederholt; hervorragende Steinmassen zu Monolithen umgeformt, die auf ihrer eignen Wurzel ruhen, zuweilen scheinbar von riesenhaften Elephanten getragen werden; abgeflachte Felsenwände, wo eine Welt von göttlichen, menschlichen, dämonischen und tierischen Figuren in halb erhobener Arbeit dargestellt ist. Unter diesen Wundern scheinen die Tempelgrotten von Ellora hinsichtlich des Umfangs und des Stils den Vorrang zu behaupten. So waren demnach die alten Indier in der Bildhauerei und Architektur viel weiter als die heutigen, und auch in der Malerei sieht die heutige sehr zurück; doch sind ihre Farben äußerst frisch. Schließlich muß hier noch bemerkt werden; daß die Hindus die Gesinder des Schachspiels sind. Herr von Seguelin sagt: die heutigen Hindus seien die Mumie einer früher da gewesen, aber nach vollendetem Cyclus längst abgestorbenen Nation, die nur noch zufällig in dem Zustande fortbesteht, in welchem der Tod sie traf, regungslos ermartend, was die von Außen wirkenden Kräfte über ihr Schicksal entscheiden werden, und er hat Recht. Sie sind in ihren Kenntnissen, in ihrer Religion, ihren Gebräuchen, ihren Tugenden und ihren Fehlern gerade noch so, wie sie zu Alexanders des Großen Zeiten waren. In der neuesten Zeit haben die Engländer es übernommen, den Hindus die europäische Civilisation einzupflanzen. In mehreren Stellen sind Knaben- und Mädchenkuren angelegt und mit trefflichen Lehrern besetzt; da in denselben von keiner Belehrung die Rede ist, so beehren sich die Hindus ihre Kinder hinzuschicken. Und wie bei den Kindern der Unterricht, so wirkt es der Erwachsenen Beispiel, Mode und die Eitelkeit, es der herrschenden Nation gleich zu thun. In Calcutta sieht man schon viele reiche Hindus in konduer Kutschen fahren, überhaupt in Allem den Engländern nachahmen. Auch der Politik geben sie sich hin,

und zwar ist es Tott bei ihnen, ein Whig zu seyn, daher auch die von Eingebornen herausgegebenen, im Bengali geschriebenen Zeitungen, sich zur Oppositionspartei hin neigen. In öffentlichen Blättern las man vor einigen Monaten, daß viele Hindus sich erboten hätten, die englische Sprache zu erlernen, wenn man ihnen gewisse Rechte der Allengländer einräumen wolle. Wie sehr sich indeß die Bewohner der Hauptstädte, in welchen auch Briten wohnen, der europäischen Civilisation zu nähern streben, so dürften wohl noch Jahrhunderte hingehen, bis auch die entlegeneren Provinzen diesem Beispielen folgen. Der große Haufe der Hindus ist außerordentlich unwissend; der Unterricht beschränkt sich auf Schreiben (Anfangs im Sande im Schatten der Bäume, dann auf Palmblättern) und Rechnen und nur die Braminenkinder erhalten besseren Unterricht, welcher überhaupt ganz in den Händen der Priester ist.

Die vornehmste aller hinduischen Bildungsanstalten oder Universitäten ist die zu Benares, dann folgen die zu Rudabes und Atricur. Man hat auch Vikritbeken; aber seit 500 Jahren ist kein einziges bedeutendes Werk von einem Hindu an das Licht gestellt. Die Engländer haben in neuerer Zeit mehrere wissenschaftliche Institute gegründet. So stiftete Lord Wellesley (der vom 3. 1798 — 1805 General-Gouverneur von Indien war) im Port William eine Lehranstalt für die jungen Engländer, welche in den Civildienst der Compagnie eintreten, wo sie überhaupt für das Geschäftsleben gebildet, hauptsächlich aber in den Sprachen, im Persischen, Arabischen, dem Bengali, dem Hindostani und dem Sanskrit unterrichtet werden. Zu Calcutta besteht ferner die asiatische Gesellschaft, deren Forschungen wir bereits viele Aufklärungen über Indien verdanken, und zu Bombai eine literarische Gesellschaft. Britische Buchdruckereien besitzen zu Calcutta, Madras, Bombai, Surate und zu Serampore (eine polyglottische). Sternwarten sind zu Calcutta und Madras und ein botanischer Garten ist ebenfalls in Calcutta.

X. Kultur des Bodens, Kunstfleiß und Handel.

Die produktive Industrie der Hindus besteht in

1) Landbau, welcher eben so unveränderlich ist, wie das Handwerk, das Fabrikwesen, die Sitten und Gebräuche. Er wird im Allgemeinen sehr nachlässig betrieben, doch erstet die Fruchtbarkeit des Bodens Alles und man hat jährlich 2 Ernten, Akeri und Rubbi genannt, die erste im September und Oktober, die zweite im März und April. Die Landwirtschaftsgeräte sind im Allgemeinen schlecht. Der Pflug ist oft weiter Nichts als ein mit Eisen beschlagenes krummes Stüd Holz, das von einem Paar schlecht angeführten Ochsen oder Büffeln gezogen wird. Die Egge gleicht einer Art von Leiter, worauf ein Mann steht, der die Ochsen antreibt, um die Schollen durch sein Gewicht zu zermalmen. Was wir mit Spaten und Schaufel verrichten, dazu bedienen sich die Hindus einer Art von Hacke in ständer Stellung. Ihre Sichel ist ein kurzes krummes Messer. Die

Körner werden auf dem Felde durch Ochsen ausgetreten, die sie auf einer Tenne von gedrehtem Ton umher treiben; sie werden dann in irdenen, bienenformähnlichen Behältern, von der Größe einer Tonne ausdewahrt, die man mit Kuhmist beschmiert, um sie gegen die weißen Ameisen zu verwahren. In der Nähe großer Städte sind indeß die Landwirtschaftsgeräte besser. Große Landbesitzungen sind selten, weil kein Erbschaftsrecht gilt, sondern die Söhne alle zu gleichen Theilen erben *); die Mehrzahl der Gutsherrscher (Zamindars) entzieht sich dem Betriebe der Landwirtschaft, um in großen Städten zu leben. Der größte Theil des kultursfähigen Bodens, sowohl Kronomäne als Privateigentum, wird in Grundstücken von einigen Morgen zeitweise verpachtet. Diese kleinen Pächter (Rejots) bilden den eigentlichen Bauernstand, der sehr arm ist; die Ungewißheit ihrer Lage, die zu weit getriebene Parzellierung des Bodens u. s. w. läßt sie zu keinem auch nur leidlichen Wohlstande gelangen. In einigen Orten theilen die Bewohner kleiner Städte und Dörfer die Ernten gemeinschaftlich, die Arbeit geschieht beitragsweise, und das Vieh wird gemeinschaftlich geweidet.

Außer den verschiedenen, unter den Produkten der ausgeführten Getreidearten und Gartenfrüchten, sind auch Baumwolle, Pfeffer, Mohu, Zucker, Indigo, Tabak, Dugewächse, Hanf, Safran, Simmetrinde (diese nur auf Ceylon) Gegenstände des Landbaues **).

2) Die Baumzucht. Sie wird in Hindostan nicht vernachlässigt; kein Land ist so reich an köstlichen Früchten, und alle Gärten sind mit Obsthäusern angefüllt, alle Dörfer damit umringt, und selbst die Straßen der Städte damit bespacht. Indes thut der Hindu nicht viel mehr, als daß er die Bäume anpflanzt; von der Veredlung des Obstes hat er noch keinen Begriff.

3) Viehzucht. Sie ist sehr ausgebildet; gewöhnlich ist der Viehstand eines Hindu sehr groß: man sieht häufig 80,000 Zugochsen beisammen. Aber der Unterhalt der Herden fällt auch nicht schwer, da es überall reiche Weiden gibt, und man in diesem so warmen Lande keiner regelmäßigen Heuschläge bedarf. Die Weiden sind überall Gemeinbeir, sie haben keine Beschränkung, und Jeder treibt darauf so vieles Vieh als er will und hat. Ubrigens besteben die Hausthiere der Hindus in Elephanten, Dromedaren, Pferden, Eseln, Ochsen, Büffeln, Schafen und Ziegen.

4) Fischerei. Meere und Flüsse Hindostans wimmeln von Fischen, daher ist denn auch das Fischen von jeher Jedem erlaubt gewesen. Dennoch gibt es eine eigne Fischerkunst, die zu der Kaste der Sudras gehört, und bei ihrem Geschäfte besondere Gebräuche beobachtet; von allen gefangenen Fischen kommen jedoch keine in

*) Töchter bleiben von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen.
**) Die Kultur der Baumwolle ist in Indien sehr alt. Die Hindustaner erhielten baumwollene Zeug aus Indien und führten sie in das westliche Asien und auch den Ägyptern zu; die Indianer, womit die Welt seine Wännen umwollte, sind aus Baumwolle gekleidet, welche damals aus Indien gebracht wurde.

den auswärtigen Handel. Nur die Flossen der Haifische, welche bei den Chinesen außerordentlich beliebt sind, werden diesem Volke zugeführt; man zieht dafür 200,000 Rupien oder 510,000 Franken im jährlichen Durchschnitt.

6) Perlenfischerei. Sie wird in der berühmten Bai von Gombazsch (zu Ceylon gehörig) betrieben, von wo aus die Perlenbänke sich an der Adamtsküste vorüber bis zum Kap Gomerin erstrecken, und wirft der britischen Regierung im Durchschnitt jährlich 40,000 Pf. Sterl. ab. Die Perlen sind von einer überaus schönen Weiße, jedoch bei den Hindus nicht so geschätzt, wie die gelben von Ormus. Man besicht die Bänke alle sieben Jahre, so daß alle Jahr eine Strecke zurück gelegt wird, weil man annimmt, daß die Perlen während dieser Zeit zur Reife gelangt sind; läßt man sie aber länger liegen, so werden sie, wie man glaubt, dem Schalthiere wegen ihrer Größe so beschwerlich, daß es sie in die See ausstößt. Man zieht meistens Kinder von der Insel zu Tauchern auf. Die gewöhnliche Zeit, während welcher die Taucher unter dem Wasser bleiben, ist 2 Minuten; sie sammeln die Muscheln in ein um den Hals gebundenes Netz. Manche der gesammelten Muscheln haben indess keine oder nur sehr kleine Perlen, daher ist das Fischen derselben einer Potterie zu vergleichen, wo es gegen einen Preis viele Netzen gibt. Daher werden die Muscheln oft uneröffnet an die Weisheitsenden verkauft. Die Perlen werden, wie sie gefunden sind, augenblicklich durch Lente gehobert, die in dieser Kunst sehr erfahren sind.

6) Seidenbau. Dieß ist eines der vornehmsten Gewerbe Bengalens, welches Land eine außerordentliche Menge sehr guter Seide erzeugt. Die Kultur ist in Hindostan sehr alt; v. Schlegel hat auch gezeigt, daß sie von hier nach China und von diesem letzten Lande aus nach Konstantinopel und in die Abendländer gebracht worden ist.

7) Dienengucht. Seit den ältesten Zeiten sammelt man in Hindostan Honig und Wachs in Wäldern und Höhlen; eine regelmäßige Zucht ist indess erst in neuerer Zeit eingeführt und nur erst in wenigen Strichen im Gebrauch.

8) Bergbau. Der Hindu versteht ihn nur schlecht, die Manipulation der Erze hingegen sehr gut.

In vielen Arten des eigentlichen Kunstfleißes haben die Hindus es sehr hoch gebracht; keine orientalische Nation kommt ihnen hierin gleich; selbst der Europäer steht ihnen in manchen nach. Dabei ist es merkwürdig, daß sie sich keiner oder doch nur der einfachsten Maschinen bedienen; es kommt ihnen aber die Kleinheit und Zartheit ihrer Hände bei allen Manufakturarbeiten sehr zu Statten. Übrigens werden alle diese Arbeiten von Individuen aus der Kaste der Sudras betrieben; zu allen wird sehr viele Zeit erforderlich, da man sich zur Fertigung derselben der einfachsten Vorrichtungen bedient. Die vornehmsten Manufakturen, deren Produkte in den auswärtigen Handel kommen, bestehen

1) in Baumwolle. Die Baumwollenweberei ist über ganz Hindostan verbreitet; man rechnet, daß in diesem Lande 124 verschiedene Arten von baumwollenen Geweben fertiggestellt werden, worunter besonders der schönste und feinste Musselin der Erde, welcher vorzüglich zu Dacca in Bengalen fertiggestellt wird, und wovon ein halbes Duzend Gewänder noch die Oberfläche des Körpers durchschimmern läßt. Doch ist die Baumwollenweberei nicht mehr das, was sie war; denn obgleich das Material dort einheimisch ist, kann die Ware gegen die der Briten nicht Preis halten, die sie 2000 Meilen weit holen müssen; so groß ist der Vorrprung des Maschinenwesens.

2) in Seide. Die Seidenweberei ist besonders im centralen Hindostan zu Hause und liefert mannichfaltige Arten von Zeugen für Europa, China, die Inseln des indischen Archipels u. s. w. Wir merken dazu unter besonders die berühmten Kinkades, ein kleiner, leichter, mit Goldfaden, Lahn und Seide broschirter Atlas, der zu den Fabrikaten von Surate gehört und die Mussiris, ein Zafes, so dünn wie die oberste Schale einer Zwiebel, woraus die muhammedanischen Bewohner Hindostans und die persischen und arabischen Frauen ihre Pantalons tragen.

3) in Wolle. Hierin bestehen nur einzelne Manufakturen, und besonders zu Shawls, worunter die von Kaschmir den ersten Rang einnehmen. Die dazu verwandte Wolle von äußerster Feinheit liefert das tibetanische Schaf; sie wird in Ballen von 12 Pfund Gewicht aus Ladakh in Tibet eingeführt. Man rechnet, daß jetzt noch 16,000 Webestühle mit der Shawlweberei in Kaschmir beschäftigt sind; an jedem Stuhle arbeiten 3 bis 4 Menschen, wovon Einer die Arbeit dirigirt. Mancher Webstuhl kann ein ganzes Jahr mit einem einzigen Shawl beschäftigt seyn, wenn es ein sehr schönes ist; auch die besten Arbeiter rücken an einem solchen Stuhle an einem Tage nicht um die Breite eines Zolles vor. Die Arbeiter werden im Allgemeinen sehr gering bezahlt, verschieden nach den verschiedenen Stufen ihrer Kunst. Die Handelsleute, oft Armenier, geben die Wolle und die Dessins, die häufig in Konstantinopel gemacht sind, nach denen auf Bestellung gearbeitet wird. Nach Beendigung jedes Shawls muß der Kaufmann einen jeden einzeln im Zollhause stempeln lassen, wo der Zollbeamte des Afghanen-Sultans den Preis nach Willkür bestimmt und meist überdreht, um desto höheren Zoll darauf legen zu können; immer beträgt letzterer wenigstens $\frac{1}{3}$ des Wertes. Daher ihre hohen Preise, und weil alle Lössen nur auf Menschenschultern aus dem hohen Alpenthale über die Hochpässe hinaus getragen werden können. Die meisten Shawls werden ungewaschen und ganz frisch vom Webstuhle ausgeführt, und nach Antritt im Lande der Seils gebracht, wo gegenwärtig der große Handelsmarkt ist, und wo sie besser als in Kaschmir gewaschen, verpackt und weiter versandt werden, gegen den Orient und Occident. Man behauptet, daß im Durchschnitt jährlich 80,000 Shawls in Kaschmir fertiggestellt werden. Dieß würde etwa 5 Shawls auf ein

nen Stuhl machen; denn obgleich ein Shawl von vorzüglicher Schönheit, wie bemerkt, einen Stuhl auf ein ganzes Jahr beschäftigt, so können doch 10 — 12 von geringerer Güte in derselben Zeit gefertigt werden. — Eine besondere Art von Wollenzeug, eine Art Camlet, ist das, welches viele Bauern tragen. Es ist vollkommen widerstand, und so gemacht, daß es den Leib und den Kopf zugleich bedeckt. Wenn dieses Weiter eintritt, so sind diejenigen, welche Kleidung von diesem Zeuge tragen, darin so geschützt, wie in ihrer Hütte.

4) in Teppichen und Matten. Die Hindus sind sehr geschickt in der Verfertigung von Matten aus Schilf; ihre Körbe sind so dicht geflochten, daß sie Wasser halten können. Besonders berühmt sind die Teppiche von Patna, welche zuweilen 120 Fuß lang und 50 bis 60 Fuß breit auf Beisehöfen gewebt und nach Quadratrathen verkauft werden.

5) in Stahl. Die Hindus haben von jeher die Kunst der Behandlung der Erze verstanden; besonders berühmt sind aber die indischen Säbel, vorzüglich die alten, wegen unachahmlicher Verhärtung des Stahls.

Der vorderindische Handel theilt sich in den Binnen- und Außenhandel. Der Binnenhandel ist sehr lebhaft und wichtig; er wird theils auf den verschiedenen Flüssen, theils durch Kobotage an den Küsten, theils durch den wegen der schlechten Wege sehr beschwerlichen Landtransport unterhalten. Fast jede Provinz hat einen oder mehrere große Handelsplätze, um die sich ihr ganzer Verkehr dreht, so, daß die genannten Handelsplätze durchs aus nicht mit einander in Verbindung stehen, sondern jede für sich auf einen Küstenplatz sich stützen. Die vornehmsten Handelsplätze im Innern sind Calcutta, Agra, Delhi, Dacca, Murschabad, Allahabad, Benares, Huseinabad, Uteipur, Nagpur, Sumbhelpur, Hyderabad, Seringapatnam; aber die größte Messe in ganz Hindostan wird zu Hurdwar gehalten, wo der Ganges aus dem Himalaya in das Tiefland tritt. Hier strömen jährlich an zwei Millionen Menschen des Handels und der Pilgerschaft halber zusammen; hier werden zum Verkauf ausgetrieben: Pferde, Kamele, Maulesel, Tabak, Antimonium, gedorrte Baumfrüchte, Schokolade, Zeug, Deden, Turbane, Eisenbein, Spiegel, Steinsalz, Stücker, Sklaven, die aus dem Gebirge gebracht werden u. s. w. — Die Art, wie die Geschäfte unter einander abgescloffen werden, ist höchst charakteristisch und auf allen Weisen in Hindostan gebräuchlich. Der Käufer geht nämlich zum Verkäufer und untersucht die Waare genau; der letzte gibt ihm einen fragenden Wink, der durch ein bejahebendes Achselzucken beantwortet wird; dann gibt man sich die rechten Hände, über die ein Theil der Kleidung geschlagen wird, um die Verhandlungen in der Fingersprache und vor den neugierigen Augen der Menge gesichert, fortzusetzen und zu beendigen. Es wird während dieser Verhandlungen ein sehr lebhaftes Mienenspiel mit vieler Geduld und Ernsthaftigkeit durchgeführt. Kommen indeß zwei wohlversahene Leute zusammen, so ist der Handel in wenigen Sekunden geschlossen, und der durch

Augen und Finger festgesetzte Preis ist im Allgemeinen so vollkommen verständlich, daß selten Streitigkeiten vorkommen. — Mit dem Binnenhandel beschäftigt sich nicht allein die hindu'sche Handelsklasse der Banianen, wovon Einzelne ungeheure Reichtümer gesammelt haben, sondern auch die Armenier und Perser. Zur Beförderung des Handels dienen auch die Lappas oder Dhaks, Fußposten, die von Calcutta, Pondichern, Madras, Surate, Bombai, Negapatnam und anderen Orten alle Abende regelmäßig nach allen Gegenden Vorderindiens abgehen. Eine eigne Handelsklasse bilden auch die Buzjaras, welche ganz Hindostan als Kornhändler, und zwar in Begleitung von vielen Tausenden von Eselochsen und im Besitze des größten Vertrauens, unangefochten in ihren friedlichen sehr langsam fortziehenden Karawanen, wie einst die Priesterkarawanen von Meros selbst die Mitte aller feindseligen Heere durchziehen.

Der auswärtige Handel Vorderindiens ist von jeher so getrieben worden, daß die Ausländer die Waaren von hier abholten; und jeder Zeit hat Vorderindien mehr Waaren zur Ausfuhr geliefert als es fremde verbrauchte. Gegenstände der Ausfuhr sind Perlen, Edelsteine, Eisenbein, baumwollne und seidene Zeuge, Baumwolle, Reis- und Pflanzenöl, Gewürze, Wollgewebe, Hellmittel, Färbestoffe, Zucker, Gum, Arrak, Saipeter; die der Einfuhr: Weidrauch, Gold, Wollen- und Baumwollwaren. An dem auswärtigen Handel nehmen zwar auch Nordamerikaner, Chinesen, Malaien und Araber Theil, im Ganzen ist er jedoch in den Händen der Briten; die Franzosen, Holländer, Portugiesen und Dänen nehmen daran nur noch geringen Antheil, und man kann annehmen, daß $\frac{1}{3}$ des ganzen vorderindischen Handels im Besiz der Briten, und nur $\frac{1}{4}$ in Besiz aller übrigen Nationen zusammen sind. Lange Zeit hindurch waren die ostindischen Compagnien der genannten Nationen im Besitze des Alleinhandels mit Indien; bei den Franzosen, Portugiesen, Holländern ist dieses Privilegium ganz aufgehoben, bei den Briten sehr beschränkt worden, so nämlich, daß auch alle anderen Kaufleute dieser Völker an dem indischen Handel Theil nehmen können. Das Privilegium der britisch-ostindischen Compagnie, in so weit es in dem Monopole gewisser Artikel noch fortbesteht, ist im J. 1833 ganz abgelaufen und dürfte nicht erneuert werden, da sich ergeben hat, daß nach der Beschränkung desselben im J. 1813 das Ganze des britischen Handels nach Indien sehr zugenommen hat, und wahrscheinlich nachher immer mehr zunehmen wird.

Folgende Eins- und Ausfuhrliste gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Handels der Briten mit Vorderindien und China. Es wurden von Vorderindien nach China, Isle de France eingeschlossen, nach England eingeführt

Von der Compagnie:		Von Privat-Kaufleuten:	
1814 für 3,986,523 Pfd. Sterl.		für 2,311,863 Pfd. Sterl., zusammen	für 6,298,386 Pfd. Sterl.
1824 „ 3,618,425 — —		„ 3,698,930 — —	„ 7,312,355 — —
1825 „ 3,469,438 — —		„ 3,112,625 — —	„ 6,582,058 — —
1826 „ 3,696,960 — —		„ 4,305,878 — —	„ 8,002,838 — —
Thee wurde eingeführt aus China:			
1814 für 24,303,758 — —		„ 1,772,792 — —	„ 26,076,550 — —
1823 „ 29,761,662 — —		„ 1,920,815 — —	„ 31,681,997 — —
1825 „ 27,517,958 — —		„ 1,837,761 — —	„ 29,445,699 — —
1826 „ 28,003,559 — —		„ 1,836,842 — —	„ 28,840,401 — —
Zucker:			
1814 40,241 Zentner	5,548 Zentner, zusammen	43,789 Zentner.	
1824 39,123 — —	223,789 — —	267,912 — —	
1825 20,866 — —	223,202 — —	244,068 — —	
1826 80,845 — —	262,008 — —	342,853 — —	
Indigo:			
1814 für 519,913 Pfd. Sterl.		für 6,752,302 Pfd. Sterl., zusammen	für 6,752,302 Pfd. Sterl.
1824 „ 978,597 — —		„ 4,065,056 — —	„ 4,684,969 — —
1825 „ 1,327,908 — —		„ 5,078,156 — —	„ 6,056,758 — —
1826 „ 1,327,908 — —		„ 6,545,802 — —	„ 7,673,710 — —
Kaffee:			
1814 für 491,568 — —		„ 7,452,877 — —	„ 7,944,445 — —
1824 „ 302,400 — —		„ 5,458,512 — —	„ 5,760,912 — —
1825 „ 1,802,672 — —		„ 2,782,525 — —	„ 4,085,197 — —
1826 „ 275,296 — —		„ 5,245,068 — —	„ 5,520,354 — —
Baumwolle:			
1814 für 366,691 — —		„ 2,483,627 — —	„ 2,870,318 — —
1824 „ 1,240,821 — —		„ 15,179,184 — —	„ 16,420,005 — —
1825 „ 1,702,604 — —		„ 18,691,658 — —	„ 20,294,262 — —
1826 „ 1,058,400 — —		„ 20,129,500 — —	„ 21,187,900 — —
Seide (rohe und Strazze):			
1814 für 983,287 — —		„ 132,826 — —	„ 1,116,113 — —
1824 „ 777,556 — —		„ 529,744 — —	„ 1,307,300 — —
1825 „ 687,011 — —		„ 592,355 — —	„ 1,029,346 — —
1826 „ 932,789 — —		„ 837,121 — —	„ 1,789,860 — —

Die Ausfuhr aus England nach Indien betrug

Von der Compagnie.		Von Privaten.	
an Wollenwaren:			
1824 für 1,064,222 Pfd. Sterl.		für 20,213 Pfd. Sterl.,	zusammen für 1,084,435 Pfd. Sterl.
1826 „ 921,852 — —		„ 217,244 — —	„ 1,193,796 — —
an Baumwollenwaren:			
1814 für 12,788 Pfd. Sterl.		für 91,702 Pfd. Sterl.,	zusammen für 109,180 Pfd. Sterl.
1827 „ 15,068 — —		„ 1,089,508 — —	„ 1,054,576 — —

Der ausgedehnte Landhandel geschieht mittelst Karawanen, die besonders nach Afghanistan, Iran und der Tatarei gehen; er ist größtentheils in den Händen der Persen und Banjanen.

Die wichtigsten Seehandelsstädte Hindostans sind: Bombai, Surate, Cambaya, Masain, Calcutta, Nagapatnam, Mangalore, Rappore, Barodsch, Bownuggar, Cotta, Calicut, Cochin, Goa, Pallacate, Pondichery (sehr in Verfall), Madras, Chandernagor, Chittigong, Madoi, Dabul, Vizagapatam, Masulipatam, Madras, Sadras, Gubbalore, Tellichery, Calcutta.

X. Staatsverfassung.

Hindostan steht in einem auffallenden Gegensatz zu den ausgedehnten, aber formlosen und nur durch rohe Gewalt zusammen gehaltenen Monarchien Vorderasiens, in so fern nämlich es niemals einem einzigen Herrscher gehorcht hat, bis auf den heutigen Tag. Gegenwärtig zerfällt es in 4 unabhängige Staaten, nämlich:

- 1) den Stat der britisch-ostindischen Gesellschaft,
- 2) den Stat des Maharattensfürsten Indiah,
- 3) den Stat Lahore, oder den Stat der Sikhs,
- 4) den Stat Nepal.

Außerdem hat der Schah von Kabul oder Afghanistan das ganze Alpenland Kachmir an sich gerissen und die Provinz Sind, zu beiden Seiten des unteren Indusstromes gebört zu Beluchistan. — Die Franzosen, Dänen und Portugiesen besitzen nur sehr kleine unabhängige Gebiete in Hindostan.

Der mächtigste der Staaten Hindostans ist der der britisch-ökinbischen Compagnie: er enthält auf etwa 26,000 geogr. □Meilen an 79 Millionen Einw. Außer diesem unmittelbaren Gebiete sind der Compagnie aber noch eine Menge von einheimischen Fürsten tributär, die theils neben einander, theils in Vasallenverhältniß zu einander stehen und deren Gebiete zusammen an 24,000 geogr. □Meilen mit 44 Millionen Menschen umfassen.

Die drei übrigen unabhängigen Staaten zusammen genommen umfassen 7646 geogr. □Meilen mit 10 Millionen Bewohnern; davon kommen

- auf den Stat des Maharrattensfürsten Sindia, 1860 □M., mit 4 Millionen Einwohnern;
- auf den Stat der Siks 3256 □M., mit 4 Millionen Bewohnern;
- auf den Stat des Radscha von Nepal 2530 □M., mit 2 Millionen Edeln.

Der übrige Theil des hindustanischen Areals und seiner Volksmenge ist unter Afghanistan und Beluchistan und den Besitzungen der Portugiesen, Franzosen und Dänen begriffen.

Den Portugiesen gebört:

- 1) Das Gebiet von Goa auf der Küste Malabar, 83 □M. mit 90,000 Einw.
- 2) Die Stadt Damão im Distrikte Surate der Halbinsel Guzarate, mit 6000 Einw.
- 3) Das Eiland Diu mit der gleichnamigen Stadt von 4000 Einw. zum Distrikte Sabriawar der Halbinsel Guzarate gehörig.

Den Franzosen gebört:

- 1) Das Gebiet von Pondicherry auf der Küste Koromandel, das sich nur 1 Stunde um die Stadt Pondicherry erstreckt und außer derselben noch 18 Dörfer, im Ganzen mit etwa 60,000 Einw. enthält.
- 2) Das Gebiet von Karikal im Distrikte Landshore der Provinz Karnatic (auf Koromandel), aus der Stadt Karikal und 113 Dörfern und Weilern, zusammen mit 30,000 Einw. bestehend.
- 3) Die Stadt Maé auf der Küste Malabar, mit 6000 Einw.

Den Dänen gebört:

- 1) Das Gebiet von Tranquebar auf der Küste Koromandel, 1 Meile lang, $\frac{1}{2}$ Meilen breit, mit der Stadt Tranquebar und einigen Dörfern und etwa 22,000 Einw.
- 2) Die Stadt Serampore, unweit Calcutta in Bengalen.

Die britisch-ökinbische Compagnie gebietet eigentlich über ganz Hindostan mit Ausnahme Nepals und der Indusländer direct und jenseit des Stromes, welche bisher wenig zugänglich gewesen sind: hier ist

für die Briten die Gränze ihres Gebiets und ihrer auswärtigen Verhältnisse. Ihre äußerste militärische Station ist Luciana, vor den Thronsitzen der unabhängigen Siks. Der Maharrattensradsha Sindia wird zwar als unabhängig angesehen, und die Briten nennen ihn ihren Bundesgenossen; allein er wird streng beobachtet und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo er seine Unabhängigkeit verlieren wird; dies wird gewiß geschehen, sobald er eine der englischen entgegen gesetzte Politik zu verfolgen sich einfallen ließe.

Das ganze Gebiet der Compagnie ist unter die 3 Präsidialstädte Calcutta, Bomba und Madras vertheilt; die Insel Ceylon, welche nicht der Compagnie, sondern der britischen Krone gebört, hat ihr eignes Gouvernement. Der Präsident der Präsidialstadt Calcutta ist zugleich General-Gouverneur von Indien; seine Stellung ist völlig die eines regierenden Herrn. Im Winter residirt er zu Calcutta, im Sommer zu Barakpur, einem Lustschloß mit herrlichem Parke einige Meilen davon. Seine Court oder Leberd sind äußerst zahlreich und glänzend; Engländer, Muhammedaner, Hindus, sämtlich in Gala Kleidung füllen seine Säle, und Könige und Fürsten legen für den Tag ihren Stolz ab, um Gnadenbezeugungen von dem Statthalter ihres unbekannten Herrn zu empfangen. Erscheint der Gouverneur öffentlich, so ist es alle Mal in Begleitung seiner Leibwache und unter Vortragung von goldenen Stäben, silbernen Keulen, Speeren, Plauenfedern, als den Attributen der höchsten Gewalt; er selbst wird in einem prächtigen Palatin von 4 Männern getragen.

Die Regierung der britisch-ökinbischen Compagnie entbehrt zwar der Majestät, allein sie ist dessen ungeachtet in mancher Hinsicht mit einer despotischen Gewalt bekleidet, welche indes nur den Europäern fühlbar wird, und zu Gunsten der Hindus wirkt. Das Recht eines jeden Europäers, sich von einem Ort an den andern zu begeben, kann beschränkt, er selbst, ohne Verhöf und Urtheil vor einem Gerichte, von erworbenem Eigenthum und Bekannten aus Indien entfernt werden. Die britische Pressfreiheit erstreckt sich nicht auf Indien, und Niemandem ist erlaubt, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten bekannt zu machen. Was das Recht der Erbveränderung anlangt, so würde Nichts nachtheiliger für das Interesse Großbritanniens und Nichts grausamer gegen die Hindus seyn, wenn es den speculativen Europäern erlaubt wäre, sich nach Gefallen aus den Präsidialstädten wegzugeben zu dürfen. Sie würden jeden Augenblick die Hindus durch Verhöfe gegen deren Gebräuche beleidigen, und ihre etwanigen Talente zum Schaden der Compagnie anwenden.

Der Besitz von Indien hat weiter Englands politische Macht vermehrt, noch seinen Schatz bereichert, aber er hat ihm auf indirektem Wege die wesentlichen Vortheile eines erweiterten Marktes für seinen Gewerbestoff und eines ausgedehnten Feldes für seine Schiffahrt geschaft. Eroberungssucht kann aber auch der Compagnie nicht vorgeworfen werden; zu allen Kriegen, welche sie geführt hat, wurde sie durch die Umstände genöthigt,

und oft ist sie über die schon gewonnenen Siege befürzt gewesen und hat sich alle neuen Königreiche aus das Dringensste verboten. Trotz dem wunderähnlichen Gelingen der Unternehmungen der Compagnie, kann sie sich keines blühenden Finanzzustandes rühmen. Im Rechnungsjahre 1847 betrug ihre Einnahme 28,035,164 Pfd. Sterl., die Ausgabe 26,314,344 Pfund; im Jahre 1848 die Einnahme 23,360,370 Pfund, die Ausgabe 23,994,503 Pfund Sterling. Sie hatte demnach im ersten dieser Jahre ein Deficit von 3,279,180 Pfund, im zweiten von 644,183 Pfund Sterling. Ihre in Indien contrahirte Staatsschuld belief sich auf 42,870,876 Pfd. Sterl., wogegen sie ihr Eigenthum an liegenden Gründen und beweglichen Gegenständen auf den Werth von 21,500,000 Pfd. Sterl. berechnete. Diese Schuld wird übrigens als ein politisches Band angesehen, um das Interesse der Nation an der Erhaltung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu knüpfen, und dürfte daher, selbst wenn es die Geldmittel erlaubten, niemals völlig gelöst werden.

Außer den Truppen der Compagnie befinden sich auch noch königliche Truppen in Indien und der gesammte Militärstand der Briten in diesem Lande stellt sich folgender Maßen:

A. Königliche Truppen:

17,858 Mann Infanterie

4692 — Kavallerie

Summe 22,550 Mann, sämmtlich Europäer.

B. Truppen der Compagnie:

1) reguläre europäische

8120 Mann Infanterie

4583 — Artillerie

Summe 7703 Mann.

2) Reguläre Eingeborne (Sepoys)

132,815 Mann Infanterie

11,011 — Kavallerie

8759 — Artillerie und Train

Summe 152,585 Mann.

In Allem an regulären Truppen 182,838 Mann. Dazu kommen noch

3) an irregulären Truppen aus Eingebornen bestehend

17,082 Mann Infanterie

7659 — Kavallerie

Summe 24,741 Mann.

Die Summe der ganzen Militärmacht ist also 207,579 Mann, deren Unterhaltungskosten, so weit sie von der Compagnie bestritten werden, 10,800,000 Pfd. Sterl. oder etwa 75 Millionen preussische Thaler betragen. Die Hälfte der Truppen liegt in Bengalen, $\frac{1}{2}$ in der Präsidentschaft Madras und $\frac{1}{4}$ in der von Bombay. Als Nord Westfeldzug im J. 1810 einen Feldzug nach Ägypten rückte, zog eine bedeutende Macht unter Sir David Baird von Suex nach Alexandrien und bot das außerordentliche Schauspiel eines hauptsächlich aus Hindu

aus bestehenden Heeres an der Küste des mittelländischen Meeres dar.

Was die Regierungsform der einheimischen hindostanischen Fürsten betrifft, so ist sie vollkommen despotisch; Revolutionen im Palaste, die jene Fürsten um Thron und Leben bringen, sind nach echt orientalischer Weise an der Tagesordnung. Dabei besteht, besonders in den Staaten der Mabratzen, wenig oder gar keine Sicherheit des Eigenthums, und Tausende von Einwohnern flüchten in die den Briten unmittelbar unterworfenen Randtheile, wo Ordnung herrscht und die Geseze in ihrer vollen Kraft bestehen. Dessen ungeachtet bemerkt man bei den Hindu keine Liebe zu ihren europäischen Vesherrschern, was offenbar in dem zu großen Abstände des Nationalcharakter der beider Völker seinen Grund hat.

(kahn.)

HINDU-KUSCH. Dieses, auch Hindu-Koh (Hinduberg) und indischer Kaufasus genannte Gebirge ist eines der höchsten Asiens. Es reicht von D. gegen W., von dem rechten Ufer des Indus 88 geogr. Meil. weit bis etwa 68° östl. L. von Grw., indem es 4 Breitengrade (zwischen 34 — 36° nördl. Br.) einnimmt. Es ist aber keine Fortsetzung der Himalaya, sondern, wie wir neuerlich durch Alexander v. Humboldt erfahren haben*), die westliche Verlängerung der hohen Kette Kien-Kün, welche die Schwellenfläche von Hochasien im Parallelismus mit dem nördlicheren Himalaysgebirge (Kuz-tagh) von D. nach W. durchzieht und mit derselben durch das hohe Durioch des Bolors oder Beslur-tagh (Nebelgebirge), dessen südlichster Theil Thung-sing heißt, zusammen hängt. Da, wo der südlichste Theil des Thung-sing an die Kette Kien-Kün stößt, ändert diese ihren Namen in Hindu-Koh. Dieser steht mit seinem Südfuße auf der Hochebene von Tschauer, welche der zum Indus mündende Kabulstrom von W. gegen D. durchfließt; sein Nordfuß bildet den südlichen Thailand des Gihontales, welcher Strom den indischen Kaufasus von dem hohen Alpenlande Scgiana oder Turkestan scheidet. In der Quellgegend des Kabulstroms senkt sich der hohe Hindu-Kusch zu dem Berglande des Paropamisus herab, das in geringer relativer Höhe auf dem Plateau von Iran aufgesetzt ist. Auf dem Hindu-Kusch liegt die Wasserscheide zwischen den Gihon- und Kabulströmen, deren Zuflüsse hier dicht benachbart sind; er scheidet also in einer Breite von nur 60 deutschen Meilen die nord- und südasiatischen Hochländer, in welche man nämlich durch die Thäler des Gihon und Kabul gelangt. So nahe aber auch der Norden und der Süden Asiens aneinander stehen, so schwer ist doch die Verbindung zwischen ihnen, denn der Hindu-Kusch ist eines der höchsten Schneegebirge; sein höchster Gipfel, der Gomb, erhebt sich nach Schätzung 19,228 Fuß über das Meer.

Das Innere des Gebirges ist fast gänzlich unbekannt. Lord Cliphinsone, der britische Gesandte an

*) über die Bergketten und Vulkanen vom innern Asien, von Alex. v. Humboldt in Poggenpoßs Annalen der Physik u. f. w. 1830. Nr. 1 u. 3.

dem Hof von Kabul, erblickte dasselbe nördl. von Mut-
 van am Indus, beim Eintritt in die Ebene des Kabuls
 stromes und unterschied deutlich vier Bergketten. Die
 vorderste und niedrigste trug im Februar keinen Schnee,
 bei der zweiten waren die Gipfel damit bedeckt, bei der
 dritten hingen die Schneefelder bis zur Mitte derab, und
 die vierte und höchste trug ewigen Schnee. Diese Berg-
 ketten steigen also terrassenförmig von S. nach N. auf,
 zwischen ihnen liegen Längenthäler, die ebenfalls terras-
 senförmig über einander stehen und durch viele Quer-
 thäler mit einander verbunden sind. Sie haben ganz
 die Natur des schönen Thales von Kaschmir, mit dem
 Unterschiede, daß sie bald enger bald weiter, bald gut
 bald schlecht bewässert und mehr oder minder fruchtbar
 sind. Das ganze Land bildet die Alpenlandschaften Ku-
 hishan (d. i. Bergland) und Kaserishan (Land der Un-
 gläubigen); seine Bewohner sind muhammedanische Af-

ghanen, Zusojsies (östliche Afghanen) und die Siaposhian
 (von ihren muhammedanischen Nachbarn Kasern, d. i.
 Ungläubige genannt), welche das tiefere Kabul mit But-
 ter und Käse versorgen und wahrscheinlich die Urbewoh-
 ner sind. Unter den Schneebergen stehen Eichen, Ra-
 delholzwälder, große Farrenkräuter; auf den Vorbergen
 dagegen gedeihen die besten Obstarten, in den Thälern
 überall Weizen und Gerste, und in den Tiefländern,
 welche in die Ebene von Pischawer münden, baut man
 Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle u. s. w.

Das Hindu-Kusch wurde zuerst durch Timur Heth-
 zug (im J. 1408) gegen die Siaposhian bekannt, welche
 er besiegte, aber nicht unterjochte. Späterhin wurde dieß
 Volk noch vom Kaiser Akbar und von Nadir-Schah be-
 kriegt, allein ohne Erfolg, denn noch heute ist es frei.
 Die Afghanen sind dem Schah von Kabul unterworfen.
 (Klähn.)

- i. i. Binnenstegen.
- k. k. Butenstegen, loose Hinterstegen.
- l. Heckbalken.
- m. m. m. Bänder oder Wörpen des Spiegels.

- n. n. Heck.
- o. Heckbord.
- p. Wulst.
- q. Spiegel.
- r. r. Gallerie.
- a. Hintergallerie, Balcon.
- s. Laterne.
- ts. Besaansmast.
- t. t. t. Rüsten.
- tt. tt. tt. tt. Bankhöfzer.
- st. st. Jufferblöcke.
- u. u. Püttings.
- v. v. Rudbrücke.
- w. w. Verdeck.
- x. x. Schanze.
- y. y. Hütte.
- z. z. Kampanje.
- sz. sz. sz. Leisten.
- tz. tz. Hindrücken.

Fig. 8. Theil des Hecks mit der Laterne.

- f. Laterne.
- o. Heckbord.

Fig. 9. Hinterspall, Gangspall von der Seite mit den Spillspaden.

Fig. 10. Idem von oben mit den Spillspaden.

Fig. 11. Der vordere Theil dieses Schiffs.

- a. a. Vorstegen.
- b. Kiel.
- c. c. c. c. Bankhöfzer.
- d. Leisten.
- e. Galsjon.
- f. f. f. Kiegefunken des Galsjons.
- ff. ff. Ausleger des Galsjons.
- g. g. g. Rudmänner, Laomen, stehende Kiege-
lungen.
- h. Figur.
- i. i. Kranbalken.
- k. k. Rüsten.
- l. Anker.
- m. m. m. Ankerton.
- n. Tafel, Kattooper.
- o. Ankerboye.
- p. p. Boyesteng.
- q. Bugspriet.
- r. Rodmast.
- s. Rüsten.
- t. Püttings.
- st. Jufferblöcke.
- u. Gelschoof.

Fig. 12. Longboot von vorn.

Länge des Kiels 32 Fuß.

größte Breite 9 1/2

Fig. 13. Dasselbe von der Seite mit Pouari-
segeln.

Fig. 14. Holländisches Linien Schiff aus der ersten
Hälfte des 17ten Jahrh. von 66 Kanonen.

Länge des Kiels 120 Fuß 5 Zoll.

größte Breite 35 " 4 "

Wasserracht 13 " 10 "

- a. Heck.
- b. Spiegel.
- c. c. Wulst.
- d. d. d. d. d. d. d. Bankhöfzer.
- e. c. Unteres Verdeck. Kanonendeck.
- f. f. Oberes Verdeck.
- g. g. Schanze.
- h. Kajüte.
- i. Hütte.
- k. k. Kampanje.
- l. Obere Hütte.
- m. Besaansmast.
- n. Großer Mast.
- o. o. o. o. Rüsten.
- p. p. Püttings.
- st. st. Jufferblöcke.

Fig. 15. Hinterspall, Gangspall nach alter Art mit
dem Spillspaden.

NB. Obige Figuren sind nach dem Maßstabe von
20 Fuß = 1 Zoll.

I. Tafel oder Bie. a. a. Blöcke.

- b. Käufer.
- c. Hunsfot.
- d. Holländer.

II. Theil eines Segels.

- a. a. Pyl.
- b. Lythorn, Schoothorn.

III. Hootsaß.

IV. Stellholz, Sticheit einer Kanone.

V. VI. Sprietböfzer.

VII. VIII. IX. Doodshoofdblöcke.

X. Jufferblöcke und Püttings.

XI. Hoot. a. Hundende des Taus. b. Dreher.

XII. XIII. Hornstampen.

XIV. Hundepfand eines Taus.

NB. Die folgenden Figuren Pl. 1. Fig. 16 bis 19
sind nach dem Maßstabe von 30 Fuß = 1 Zoll.

Fig. 16. Engländisches Linien Schiff von 74 Kanonen
und 1742 Tonnen. 28 " Pfänder, 28 " Pfänder
der und 18 " Pfänder.

Länge des Kiels 153 Fuß.

größte Breite 47 " 5 Zoll.

Wasserracht 22 " 4 "

- a. a. a. a. Heck.
- b. b. Wulst.
- c. c. Spiegel.
- d. d. Hintergallerie.
- e. e. Heckbord.
- f. Hinterstegen.

g. Linie, welche zeigt, wie tief dieses Schiff im Wasser liegt, wenn es vollständig beladen.

Fig. 17. Ruße ober Hulf, ein altes abgebrochenes engländ. Linienschiff von 64 Kanonen, von hinten. C. Erklärung unter Hulf. Länge des Kiels 186 Fuß.

größte Breite 42 "
Wassertracht 19 " 7 Zoll.

- a. Mast.
- b. Band.
- c. Bod- oder Mastenkrabn nebst Tafel.
- d. Mast, welcher eingesetzt werden soll.
- g. g. Linie, welche zeigt, wie tief dieses Schiff im Wasser lag, als es vollständig beladen.

Fig. 18. Dasselbe Schiff von der Seite.

- a. Mast.
- b. b. Band.
- c. c. Stage.
- d. d. B. * oder Krabn nebst Tafel.
- g. g. Linie, welche zeigt, wie tief dieses Schiff im Wasser lag, als es vollständig beladen.

Fig. 19. Kaper, Huder oder Ketch von 11 Kanonen. 1 " 2 Pfänder, 10 " Pfänder.

Länge des Kiels 68 Fuß.
größte Breite 20 "
Wassertracht 8 " 2 Zoll.

- a. Großes Segel.
- b. Gasselsegel.
- c. Marssegel.
- d. Bramsegel.
- e. Ober Bramsegel.
- f. Stagfod.
- g. Klüver.
- h. Jager.
- i. Besaanssegel.
- k. Kreuzsegel.
- l. Kreuzbramsegel, Oberkreuzsegel oder Grietje van Dyk.

(C. H. Müller.)

Erklärung der Abbildungen von Hippopotamus, und zwar zu Taf. I.

Fig. 1. Abbildung des Hippopotamus, umgeben von Lotusblumen, ein Krokodil im Rücken, nach einer alten Gemme.

Fig. 2. Abbildung des Hippopotamus capensis, nach einer Zeichnung von *Frère* im Dictionnaire des Sciences naturelles.

Fig. 3. Unterkinnlade eines erwachsenen Hippopotamus, nach *Cuvier* in Annales du Musée d'Histoire naturelle. IV. pl. 64. (auch in dessen Ossements fossiles).

Die Aste a. b. erweitern sich nach vorn, im vordern Rande c. d. stehen die Schneidezähne, an dem vorspringenden Winkel e. die Eckzähne. Die Stelle f., wo der erste Milchzahn stand, ist fast ganz verloschen durch Verwachsung. h. i. k. die drei vordern Weisheitszähne. Der dritte k. ist noch wenig abgenutzt; o. zeigt die Kleeblättrigfigur nicht mehr, die man sehr gut bei q. und r. erkennt. u. ist der Eckzahn, y. y. die beiden mittlern Schneidezähne, j. die äußern, von denen nur einer gezeichnet.

Fig. 4. Untere Ansicht des Oberkiefers mit einem Theil des Schädelgrundes. a. Der kleine Haken, welchen das Os sphenoidale bildet. b. Das Kieferbein. u. Der vorn zwischen den Schneidezähnen stark ausgezogene Gaumen, mit vorpestem Eckzahn des Schneidezahnbeins (os incisiv), dessen Nabel bei der Vereinigung mit dem Maxillarknochen eine starke Spitze bildet. y. Eine kleine Öffnung im Maxillarknochen zu einem Kanal in denselben führend. Die Gaumenknochen reichen bis z. und die hintere Ausbuchtung entspricht dem Ende der Zahnreihe. e. Die schmale Stelle des Schädels bei der Schläfengrube, f. g. der Jochbogen, g. dessen vortretende Ecke, die Entfernung von h nach e ist größer als die Breite zwischen e. e. Zähne erklären sich selbst.

Fig. 5. Zetuss des Flusspferdes, von Daubenton beschrieben in Buffon L. c. Er war 1 Fuß 5 Zoll 7 Linien lang, die Nabelschnur war mit kleinen Budeichen von zwei Linien Stärke besetzt. (D. Thon.)

SBM 64908



